Die Weltbühne

Der Schaubühne XXIV. Jahr

Wochenschrift für Politik · Kunst · Wirtschaft

Begründet von Siegfried Jacobsohn

Unter Mitarbeit von Kurt Tucholsky
geleitet von Carl v. Ossietzky

24. Jahrgang

Zweites Halbjahr

1928

Verlag der Weltbühne
Charlottenburg · Kantstrasse 152



Register der ,Weltbühne,

XXIV. Jahrgang (1928), 2. Band



Fahne und Kreuz von Carl v. Ossietzky

Während alle Welt Hilfsexpeditionen ausrüstet, um Roald Amundsen zu retten, häufen die norwegischen Zeitungen Verwünschungen auf das ingeniöse Haupt des Herrn Nobile und werfen wehklagend die Frage auf nach dem Sinn eines Unternehmens, das, wie sie sagen, mit großem Aufwand schließlich doch nur bewerkstelligt hat, am nördlichsten Punkt der Erdkugel eine Fahne und ein Kreuz zu deponieren. Kleines Resultat bei so hohem Einsatz. Kreuz und Fahne, treffliches Symbol für alle, die, von der leeren Gebärde des Ruhmes verführt, blind ins Feuer rennen, oder, wie Prinz Hamlet meditiert: „zum Grab gehn wie ins Bett." Vielleicht ist diese Symbolik um einiges zu gewichtig für die Dreiwochenfarce dieser Kabinettsbildung, ein Feld also, auf dem es von vornherein mehr Schläge zu ernten gab als Ruhm. Aber um was für Attrappen von Prinzipien hat man sich gezankt! Um was für gespreizte Velleitäten! Ranküne, die auf Holzpantinen mitten durch die deutsche Gegenwart klapperte, Intrige, die sich durchs Megaphon ausgröhlte, — das alles in einem Lande, wo der Parlamentarismus ohnehin nicht mehr viel Beliebtheit zuzusetzen hat und wo ein solcher Spagatregen von Unzulänglichkeit doppelt abschreckend wirkt nach einem Wahlergebnis, in dem doch die Hoffnung von Millionen ausgedrückt war. In diesen drei Wochen hat der Klüngel der Fraktionsführer, der das parlamentarische Monopol innehat, seine letzte Kümmerlichkeit enthüllt. Denn es ist gewiß ein unbestrittener Erfahrungssatz, daß man wohl für längere Zeitdauer mit etwas angelerntem Phrasenputz Charakter heucheln kann, selbst Wissen, aber niemals Talent. Wenn Einer, der den Wohllaut einer verstimmten Nebelkrähe im Kehlkopf führt, immer wieder erzählt, wie herrlich er singen kann, muß er des Augenblicks gewärtig sein, wo sich jemand ans Klavier setzt und sagt: „Nun los!" Über diesen Augenblick haben sich die Herren republikanischen Führer, die seit einem Jahr und länger davon reden, wie heftig sie gewillt seien, die Macht zu ergreifen, scheinbar keine Gedanken gemacht. Denn sonst hätten sie nicht ihre Talentlosigkeit so eklatant enthüllt und mindestens Vorsorge getroffen, die engere Auswahl unter den Ministrablen nicht, wie geschehen, in einen Boxkampf durcheinandertobender Aspirationen ausarten zu lassen. Zum Gelächter der ganzen Welt.

Herr Scholz intrigierte gegen seinen Meister Stresemann, dieser wieder gegen ihn sowie gegen Herrn Wirth. Das Ende ist, daß Herr Wirth grollend draußen geblieben ist und das Zentrum auch seinen unauffälligsten und gefährlichsten Mann

Herrn Brauns, geopfert hat. Eine magere, verbrannte Omelette nach so viel Geschrei. Nicht nur, daß die Koalition an der Volkspartei scheiterte, jetzt ist auch das Zentrum noch böse und beteiligt sich sozusagen nur auf Spekulation. Wie schließlich diese ganze unmenschliche Verknotung von Ehrgeizen und Interessen doch so weit gelöst wurde, daß nur ein Fall Wirth übrig blieb und alle fascinierte, das deutet auf einen großen Regisseur der politischen Komödie hin, auf eine Meisterhand, hinter der man wohl den Rekonvaleszenten von Bühlerhöhe vermuten könnte, wenn der Verdacht nicht eher in die eigne Fraktion Josef Wirths führte. Aber vielleicht darf man auch bei den Herren nicht so viel Teufelei voraussetzen, und das Geheimnis liegt bei dem immer zufrieden lächelnden Hermann Müller, der es aus dem Palais des Herrn Reichspräsidenten brachte ... Wenn wir uns recht erinnern, sollte dem Zentrum doch zunächst in Herrn von Guérard das Vizekanzleramt zufallen, und erst als Herr Wirth plötzlich, wie aus dem Ärmel gezaubert, an der Rampe stand, regte sich Protest. Fragt sich, wer den Protest zuerst ausgesprochen hat. Der alte Herr ist gewiß recht wacker republikanisch, doch mit Maß; und Herr Wirth hat es wirklich allzu republikanisch getrieben, und der alte Herr liebt mehr die stillen Bekenner, die es im Herzen tragen und hinter den Ohren, und nicht die eifernden Diener am Wort. Das alles weiß gewiß Herr Müller am besten. Aber der lächelt versöhnlich und schweigt. Und daß er sich so verhält, graduiert ihn gewiß zu einem erstklassigen Sicherheitskommissar, wenn auch nicht grade zum Volkstribun. Doch wie und wo der Einspruch auch geformt wurde, tragikomisch bleibt, wie Herr Wirth reagierte. Er übersah, daß er, soeben in der Partei gründlich durchgefallen, abgelehnt in zwei Wahlkreisen, kümmerlich mit einem Freibillet für die Reichsliste ausgestattet, kaum zum ersten Rang prädisponiert war, und begann wie ein rasender Ajax unter den schon an andre Republikaner vergebenen Ressorts zu wüten. Dabei geriet er zur Verstimmung aller Koalitionsfreunde auch an Herrn Severing, den andern republikanischen Heiligen, und zur Nervenstärkung der gesamten Reaktion stieß ein Heiliger den andern öffentlich vor den Schein. Herrn Wirths Griff nach dem Vizekanzler war um so überflüssiger, da Herr von Guérard auch ohne großen Titel sowieso der oberste Minister für alle vom Zentrum in diesem Kabinett besetzten Gebiete geworden wäre. Jetzt hat sich alles in den tiefsten Ärger hineinmanövriert und am meisten Herr Wirth selbst, der sich in einem langen und dies Mal sehr vielsagenden Kommentar Arm in Arm mit Stegerwald zeigt, dem alten Feind, zwar beruhigend versichernd, sie hätten sich lange ausgesprochen und sich gegenseitig nichts geschenkt. Aber jetzt werden sie wohl einig sein und in Zukunft den Andern nichts schenken. Der große Cid der Republikanischen Union findet

plötzlich wieder urtümliche Zentrumstöne, sogar ein großartiges Kompliment für Herrn Brauns, den Antipoden, und eine ernste Warnung vor einem liberal-sozialistischen Block. Das sind alles nur so die Nebenwirkungen einer richtigen deutschen Kabinettsbildung. Das Eigentliche kommt erst, wenn die Herren regieren.

Auf der rechten Seite wäre der Profit davon gewiß größer, wenn nicht im Augenblick dort gleichfalls Querelen losgebrochen wären, die die Aktionsfreiheit einengen. Schon bald nach dem 20. Mai konnte man ahnen, daß sich die Deutschnationalen nicht weiter kritiklos dem Leader Westarp anvertrauen würden. Nur wußte man nicht, in welcher Ecke der Aufruhr losgehen und wer beginnen würde. Nun hat der Abgeordnete Walter Lambach das Signal gegeben, und zwar überraschenderweise mit einem harten Coup gegen den Monarchismus, den er für ihn überaltert und nicht mehr attraktionsfähig erklärt. Herr Lambach tut das mit der schnoddrigen Sicherheit eines Mannes, der nicht nur von seiner bessern Logik überzeugt ist, sondern sich auch als Haupt einer großen Berufsorganisation im Besitz der erforderlichen Rückendeckung fühlt. Wenn er schroff ausspricht, daß für die junge Generation die Könige nur noch Gestalten von Bühne und Film sind, so fegt er damit Westarps Legitimismus einfach in die historische Rumpelkammer, und der Stoß ist so rücksichtslos, daß der alte Graf sehr leicht selbst mitwandern kann. Neue Aktivität, pietätlos, aber wirtschaftlich gut geschult und mit viel Realsinn, steht auf gegen konservative Ideologie, die nur noch von den immer schwächer werdenden Strömen kleinbürgerlicher Kaisersehnsucht gespeist wird. Der Graf aber ist ein ehrwürdiges Fossil aus der Periode der versunkenen preußischen Herrenhausgranden, aus seinen Reden kräht das Hipp-Hipp-Hurra! der wilhelminischen Verkafferung von 1910 Was soll man mit einem Führer, den man westlich vom Korridor nicht zeigen kann, ohne eine Pfeiforgie herauszufordern! Die jüngern Herren aber sind von einem Liberalismus angeweht, nicht grade von einem geistigen, aber doch von einem geschäftlichen. sie betrachten die städtische Kommerz nicht unbedingt vom Kassenschalter des Landbundes aus. Sie sehen das Weltnetz der Industrie, sie ahnen auch, was Stresemann will. Sie halten es weniger mit dem alten Tirpitz als vielmehr mit den jüngern Marineoffizieren, die ihre navigatorischen Fähigkeiten einstweilen in Filmbureaus erproben und ihre konservativen Überlieferungen mollig mit neuem Stoff durchtränken. Wäre Helfferich am Leben geblieben, hätte die Partei schon lange den Führer für die Zeit der Mauserung gehabt. So hat sie vier Jahre unter Westarp brach gelegen, der niemals begreifen wird, daß eine wehende Fahne zwar ein schönes Symbol ist, daß es aber auch Zeiten ruhiger geschäftsträchtiger Windstille gibt, wo

man sie am besten zusammengerollt läßt. Auch in der französischen Republik waren die Royalisten eines Tages nicht mehr da, bis auf ein paar Unerbittliche, die sich noch mit der königlichen Lilie garnierten.

Es fehlt übrigens neuerdings auch nicht an Versuchen, die deutsche Rechte zu intellektualisieren. (Vor ein paar Jahren lag die deutschnationale Geistigkeit noch in den Händen von Adolf Bartels und Artur Dinter.) Es entstehen Zeitschriften, die nicht mehr unbedingt zeitscheu sind, sondern sich freimütig mit Themen befassen, die den Menschen von Heute betreffen. Hier ist alles noch recht ungeklärt; durchweg wollen die Herren so viel, daß sie selbst nicht recht wissen, was sie wollen, aber den strammen, bierfrommen Monarchismus der alten Garde, den wollen sie nicht. Sie stellen den Nationalismus in den Vordergrund. Aber es ist nicht mehr der alte Pangermanismus mit seiner krankhaften Magenerweiterung; es finden sich unbefangene Beurteiler der Freiheitskämpfe in Asien und Afrika, und auch die besondern deutschen Interessen werden nicht mehr durch die verschobenen Brillen der Claß und Reventlow betrachtet. Es laufen zwar noch immer viel große Worte von Heroismus und Opfer unter — ein kleiner Krieg muß eben mitgenommen werden — und man denkt da manchmal an den von Chamfort wiedergegebenen Dialog zwischen einem englischen Cavalier und einem Gastwirt: „Mylord haben heute nacht im Rausch den Kellner erschlagen ..." — „Setzen Sie ihn auf die Rechnung!" Die Herren sind großzügig und setzen bei ihren gottseidank vorerst nur literarischen Waffenspielen allzu leicht das Volk auf die Rechnung. Aber durch diese Turniere ist in die deutsche Rechte wieder einmal Bewegung gekommen, und Lambachs Emeute, auch wenn sie nicht gleich Revolution werden sollte, hat die Frage mitten auf den Tisch geworfen: konservative Mumienkammer oder demagogische Massenpartei?

Es ist wohl zu viel verlangt und würde gewiß übel aufgenommen werden, grade in diesem Augenblick der nunmehr regierenden Linken so einen Lambach zu wünschen, der ihren Hausrat einmal kritisch abklopft! Denn das Kabinett Hermann Müller startet, und niemand weiß, ob es eine glückliche Fahrt sein wird oder ein kurzer Nobileflug mit jubilierenden Funksprüchen und bösem Ende. Aber eines ist gewiß: wenn das Zentrum auch nur einen einzigen Herrn mit auf die Reise gegeben hat, es wird nicht vergessen, sein Kreuz zu deponieren. Ob von dem Wirken der Sozialisten dagegen auch nur ein paar Ellen Fahnentuch zurückbleiben, braucht nach frühern Erfahrungen nicht als sicher angenommen werden. Wir werden das erst wissen, wenn sich die beiden großen Gegner vom 20. Mai bei Philippi wiedergesehen haben. Und Pessimisten meinen, daß der Weg bis dahin gar nicht mehr weit ist.

Die dritte Kraft von Gerhard Donath

Wenn man die Verhandlungen des letzten Parteitages der Bolschewiken genau verfolgt hat, so ist ein Tatbestand recht bedeutsam: Man hat sich über die sachlichen Probleme, die die Opposition aufgeworfen hat — Wachstum des Kulaken im Dorfe, absolutes Wachstum der kapitalistischen Schichten in der Stadt, Einwirkung dieser Schichten auf den Staatsverwaltungsapparat etcetera — kaum unterhalten, man hat die Opposition derartig in Verteidigungsstellung gedrängt, daß sich alles auf die Frage zuspitzte: welches Maß an Liquidierung verlangt die Zentrale von der Opposition? Die politische Situation war denkbar ungünstig für die Auseinandersetzung mit der Opposition, weil es ja heute nicht mehr um die Auseinandersetzung mit der Opposition ging, sondern weil die Kräfte außerhalb der Partei auf diese Auseinandersetzung spekulierten und damit im Trüben zu fischen suchten. Die Diskussion mit der Opposition hatte vor dem Parteitag solche Formen angenommen, daß alle Konterrevolutionäre sie mit Freuden begrüßten. In einer Rede vor dem moskauer Zentralkomitee im vergangenen Oktober erklärte Bucharin:

> Bereits zu Beginn der Eroberung der Macht durch unsre Partei und der proletarischen Diktatur in unserm Lande wurde ein Problem mit aller Klarheit in der kategorischsten Weise von niemand anders als von Lenin in den Vordergrund gerückt. Es war das Problem der sogenannten dritten Kraft.
>
> Lenin behauptete wiederholt, besonders in Augenblicken starker Parteierschütterungen, daß im Falle großer Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Partei und auch in solchen Fällen, in denen ein Teil der Partei über den durch das Parteistatut gezogenen Rahmen hinausgeht und die Organisationsprinzipien der Partei zu verletzen beginnt, eine solche Lage von einer dritten Kraft, das heißt, von jenen sozialen Klassengruppierungen, die mit unsrer Partei weder direkt noch indirekt etwas gemein haben, ausgenützt werde. Diese sozialen Klassengruppierungen winden sich in die Spalte hinein, die sich innerhalb der Partei bildet, steigern den Druck auf die Wände dieser Spalte, geraten so immer mehr in unsre innerparteilichen Zwistigkeiten hinein und können durch Ausnützung der Zuspitzung und der Vertiefung der innerparteilichen Unstimmigkeiten zu einer Erschütterung des ganzen Systems der proletarischen Diktatur im Staate führen. Diese Gefahr ist eine vollkommen reale Tatsache.
>
> Und wenn wir daran denken, wie wir in unsrer Partei die Organisationsfragen unter diesem Gesichtspunkt behandelt haben, wie wir unter diesem Gesichtspunkt die Organisationsfragen im internationalen Maßstab behandelt haben, wenn wir an einige bemerkenswerte Tatsachen auf dem Gebiet unsrer historischen Vergangenheit denken, werden wir die ganze Wichtigkeit dieses Problems verstehen.

Warum erinnert Bucharin grade in diesem Augenblick an die Leninschen Worte von der dritten Kraft? Darum, weil er überall auf Zeugnisse aufmerksam machen konnte, wie alle Feinde Sowjetrußlands sich auf die Dokumente der Opposition

voll Jubel stürzen. Das Organ der Menschewiken, ‚Der Sozialistische Bote', schrieb:

> Das offene Auftreten der Opposition durchbricht, endlich, das Parteimonopol. Das Land, in welchem zwei kommunistische Fraktionen offen ständig und organisiert miteinander kämpfen, ist natürlich kein demokratisches und kein parlamentarisches Land, aber das ist auch kein Regime der Parteidiktatur, das ist der verkörperte Widerspruch und als solcher vielleicht der Anfang einer Einmischung des Volkes in den Streit und in diesem Sinne — der Ausgangspunkt für die Demokratie ... Die Schleusen sind grade erst geöffnet, die soziale Aktivität bricht durch und zugleich mit den kommunistischen Fraktionen wachsen gegen sie und auf ihre Kosten andre soziale Bewegungen und vor allem die Sozialdemokratie hervor. Deshalb würden die russischen Sozialdemokraten eine solche Legalisierung der Opposition aufs wärmste begrüßen, obwohl sie mit ihrem positiven Programm nichts gemein haben.

Die Sozialdemokratie würde also die Legalisierung der Opposition begrüßen, weil sie in ihr die Keime des Verfalls der proletarischen Diktatur sieht. Aber sie ist nicht die einzige, die hier im Trüben fischen will.

> ... Heute untergräbt die Opposition die Diktatur; jede neue Veröffentlichung der Opposition bringt immer „fürchterlichere" Worte, die Opposition selbst entwickelt sich in der Richtung auf immer schärfere Angriffe gegen das herrschende System, und das ist vorläufig genug, um sie als Stütze für die politische Unzufriedenheit breiter Schichten der Bevölkerung auf das dankbarste entgegenzunehmen.

Diese Worte stehen im Organ der Klassenfeinde, dem Organ des Kadetten Miljukow.

Die Auswirkungen des Kampfes der Opposition gegen die Zentrale waren derartig, daß sie die Diskussion über die sachlichen Gegensätze zur Zeit unmöglich machte. Die Mehrheit sagte sich mit Recht: In der Epoche, in der die revolutionären Kämpfe in China wieder aufleben, in der Epoche, in der die englische Wahlbewegung die Möglichkeit gibt, weiter an der Radikalisierung der englischen Arbeiterschaft zu arbeiten, in der Epoche, in der die allgemeine Weltsituation durch den Abbruch der Seeabrüstungskonferenz weiten Arbeiterkreisen den Völkerbundschwindel enthüllt, in der Epoche des Abbruchs der englisch-russischen Beziehungen, in dieser Epoche darf sie sich nicht einfach erlauben, ihre besten Kräfte in diesem Übermaß für die innerparteiliche Diskussion zu verwenden. Schluß mit der fraktionellen Tätigkeit, das war das Zeichen, in dem auf dem Parteitag die Debatte mit ihr geführt wurde. Die Opposition ist sich der veränderten Situation in gewissem Umfange bewußt geworden. Der Führer der Sinowjew-Gruppe begann seine Rede auf dem Parteitag nicht mit einer Darlegung der sachlichen Gegensätze zwischen seiner Gruppe und der Zentrale, sondern er begann sie mit den Worten:

> Genossen, ich betrete diese Tribüne zu dem einzigen Zweck, um einen Weg zur Versöhnung der Opposition mit der Partei zu finden. Ich hörte die Rede des Genossen Andrejew; man könnte aus ihr den Schluß ziehen, daß dieser Weg zur Versöhnung bereits abgeschnitten sei, nicht mehr existiere. Da aber der Parteitag diese Frage schon einige Tage dis-

kutiert und eine spezielle Kommission gewählt hat, glaube ich, daß Genosse Andrejew, der Mitglied dieser Kommission ist, dennoch etwas verfrüht behauptet hat, daß alle Wege bereits geprüft seien, daß alles schon vollendet sei, und daß dem Parteitag nur übrig bleibe, das zu Papier zu bringen, was bereits beschlossen sei. (Zuruf: Es wird von Euch abhängen.)

Ich will hoffen, daß dem nicht so ist. Die Opposition bildet eine Minderheit in der Partei. Sie kann ihrerseits der Partei natürlich keinerlei Bedingungen stellen. Sie kann lediglich dem Parteitag die Schlüsse mitteilen, die sie für sich aus der Geschichte des zweijährigen Kampfes zieht, und auf die Fragen antworten, die ihr gestellt werden... Einer der Wege ist eine zweite Partei. Dieser Weg ist unter den Bedingungen der proletarischen Diktatur für die Revolution verhängnisvoll. Es ist der Weg der politischen und der Klassenentartung. Dieser Weg ist uns versperrt, verboten, ausgeschlossen, durch das ganze System unsrer Anschauungen, durch die ganze Lehre Lenins von der Diktatur des Proletariats. Auf diesem Weg können und wollen wir unsre Gesinnungsgenossen nicht führen.

Es bleibt also der zweite Weg. Dieser Weg bedeutet, sich nach einem erbitterten, hartnäckigen, scharfen Kampfe um seine Anschauungen voll der Partei unterordnen. Wir wählen diesen Weg, denn wir sind tief davon durchdrungen, daß eine richtige leninistische Politik nur innerhalb unsrer Partei, nicht gegen sie zum Triumphe gelangen kann.

Die Mehrheit hat diese Ausführungen Kamenews mit Mißtrauen entgegengenommen. Es war nicht das erste Mal, daß die Opposition zugesichert hatte, jede fraktionelle Tätigkeit aufzugeben. Es war nicht das erste Mal, daß sie diese Zusage nicht gehalten hatte. Kamenew ist daher, wie alle andern Oppositionellen, ausgeschlossen worden. Und nachdem er, Sinowjew und andre Mitglieder dieser Gruppe an den Parteitag noch einmal appellierten mit der Erklärung, daß sie sich seinen Beschlüssen in allen Punkten unterwerfen würden, wurde ihm die Antwort gegeben, daß über sein Gesuch erst nach sechs Monaten entschieden werden würde, und zwar nur in einer individuellen Antwort auf ein individuelles Gesuch. Die Zentrale wollte sich also dies Mal nicht mit Erklärungen begnügen, sondern sie verlangte sehr reale Garantien, daß die Minderheit jeden Versuch einer eignen fraktionellen Tätigkeit aufgeben würde.

*

Diese Sätze waren kurz nach Beendigung des Parteitages geschrieben; die weitere Entwicklung haben sie restlos bestätigt. Das ursprüngliche Bündnis zwischen der Trotzki-Richtung auf der einen, zwischen der Kamenew- und der Sinowjew-Richtung auf der andern Seite, ist gesprengt. Trotzki, der die Zentrale weiter unversöhnlich bekämpfte, der sich immer mehr auf die Bahn treiben ließ, die mit der Gründung einer zweiten Partei schließen mußte, Trotzki ist verbannt. Der Oppositionsblock ist zerschlagen. (Kamenew und Sinowjew sind jetzt wieder in die Partei aufgenommen worden.) Und auch sonst ist der Erfolg auf Seiten der Zentrale, zu der sich große Teile der frühern Anhängerschaft Trozkis bekennen. Der russische Botschafter in Berlin, Krestinsky, hat sich de-

finitiv von ihm losgesagt; einer der bekanntesten Führer der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei, Neurath, hat jede Verbindung mit ihm abgebrochen. So kann die Zentrale, ungehemmt von innern Streitigkeiten, an ihre unendlich schweren Aufgaben gehen. Sie hat gleich zu Beginn ihre „Freunde" in der demokratischen Presse Westeuropas stark enttäuscht. Wer da glaubte, daß nach der Verbannung Trotzkis die Zentrale einen „rechten" Kurs einschlagen würde, ist Lügen gestraft worden. Stalin, wenn er den Augenblick für geeignet hält, wird mit derselben Unnachsichtigkeit gegen den Kulak vorgehen wie Trotzki und Sinowjew, und die letzten Maßnahmen der Sowjetregierung bestätigen dies sehr deutlich. Sie zeigen weiterhin, daß es sich bei der Kontroverse mit der Opposition niemals um prinzipielle Dinge handelte, sondern immer nur um die Fragen des jeweils technisch Möglichen.

Eingangs war gesagt worden, daß im Kampfe zwischen Zentrale und Opposition sich die Antagonismen widerspiegeln, die notwendigerweise mit dem Aufbau des Sozialismus in Sowjetrußland begleitet sind. Damit ist bereits das wesentliche über die weitern Perspektiven dieses Kampfes gesagt: An seinen eignen ökonomischen Widersprüchen wird der Sowjetstaat vor der nächsten großen Etappe weltrevolutionärer Auseinandersetzungen nicht zusammenbrechen. Wie hoch man auch immer das Wachstum des privatwirtschaftlichen Sektors einschätzen mag, im ungünstigsten Falle wächst der sozialistische Sektor ebenso stark wie der privatwirtschaftliche. Die Kommandohöhen aber — um das Wort Lenins zu gebrauchen — sind in den Händen der Arbeiterklasse und garantieren so für jede absehbare Zeit das Übergewicht der sozialistischen Elemente. Gestürzt kann so das Sowjetregime nur durch Intervention von außen werden. Hier aber mündet das Problem Sowjetrußland in das allgemeine weltpolitische. Hier münden daher auch die Gegensätze zwischen Opposition und Zentrale in die Frage der weitern Politik der Komintern. Hier werden auch weiter die Ansichten aufeinanderplatzen, welches der beste taktische Schritt auf dem Wege zur Verwirklichung des Sozialismus ist. Aber zu hoffen ist, daß dieses Aufeinanderplatzen den Feinden Rußlands nicht mehr die Möglichkeit geben wird, sie für ihre Zwecke auszunützen.

Goldne ‚Abend'-Sonne von Kurt Hiller

Den Wahlsieg der Sozialdemokratie konnte ihr ‚Vorwärts' nicht hindern; ihn liest ja keiner. Die Popen und Kirchendiener der Partei lesen ihn, weil sie ihn lesen müssen; so, wie Apotheker die Allgemeine Deutsche Apothekerzeitung lesen müssen oder Holzhändler den Holzmarkt. Die arbeitende Bevölkerung Berlins liest die lebendig und geschickt redigierten Blätter, mögen sie aus den Verlagen Mosse, Ullstein, Hugenoder Münzenberg stammen; die Parteitendenz ist ihr dabei meerschtenteels wurscht. Die einzige Tendenz, die man ablehnt, ist die der Einschläferung; politisches Urteil bildet man sich schon selber. Die arbeitende Bevölkerung Berlins — wir

wissen das, weil wir ihr angehören, und mit Vergnügen — will flinken, präzisen Nachrichtendienst, will Bilder und will einen gewissen Prickel. Sie will nicht belehrt werden, sondern unterrichtet sein und sich leicht ansensationieren lassen. Daher der Bombenerfolg der „Boulevardblätter": welche meist amüsanter, bisweilen auch intellektueller sind als die „seriösen" der Parteiwebel; der Erfolg etwa des Achtuhrblatts oder der (bescheidenen) Welt am Abend. „Ha", dachte man da im ‚Vorwärts'; „was Die können, können wir auch" (in diesem Stil denkt man da) ... und startete den ‚Abend'. Aber vergeblich; denn er blieb die Dependance seines Haupthauses, und trotz der neuen Fassade herrscht im Innern der alte Mief (womit kein Redakteur, sondern Stickluft gemeint ist).

Statt daß die Kerle mal lüften, duften sie uns an. Leschnitzern zum Beispiel; durch dessen hier veröffentlichte Glosse ‚Der Proletsnob' sie arrogant genug sind, sich getroffen zu fühlen — obwohl diese doch einen Typ treffen wollte, der, trotz allem, noch mehr taugt als der spießig-konterrevolutionäre Typ des ‚Vorwärts'-Redakteurs (welcher, etwa, in Werbeheften der von der Regierung Marx-Hergt-Keudell mit sechzigtausend Mark im Jahr subventionierten ‚Deutschen Liga für Völkerbund' munter für Wiedereinführung der Wehrpflicht eintritt). Übrigens bezeichnet die Wahrheitsliebe dieser ‚Abend'-Gesellschaft, daß sie ein fremdes Zitat in Leschnitzers Arbeit als seine eigne Äußerung ausgibt; von der Verdrehung des Sinns ganz abgesehn.

Über mich bricht sie in künstliche Heiterkeit aus, weil ich hier „vor den Wahlen die KPD als die einzig annehmbare Partei pries", während ich nach den Wahlen die prinzipielle Möglichkeit von Koalitionspolitik behauptete und gegen den Brauch schrieb, als „Verräter" zu bekrähen, wer bloß der bessere Verwirklicher sei. Die goldne ‚Abend'-Sonne beleuchtet da einen Widerspruch, der keiner ist; und nur dem Glanz ihrer Logik entgeht es, daß man, in der Demokratie, sowohl die Partei zu wählen hat, der man angehört oder sich am verhältnismäßig nächsten weiß, als auch nach der Wahl darüber zu meditieren hat, mittels welcher Parteikombination für Volk und Menschheit, für alle ungerecht Unterdrückten, zum Beispiel für das Proletariat, am meisten herauszuholen sei.

Daß die maßgeblichen Instanzen der SPD den Teufel tun, darüber nachzudenken, sehen wir inzwischen so deutlich wie nie. Sie pfeifen auf Prinzipien, Forderungen, Ziele; und das einzige, worauf sie nicht pfeifen, sind die Ministersessel. Selbst mit der Bayerischen Volkspartei bandeln sie an, obwohl sie diese doch nicht bloß, wie das Zentrum, sozialkonservative und kulturkonservative, sondern obendrein royalistisch-partikularistische und antipazifistische, kurzum durch und durch reaktionäre Partei ziffernmäßig keineswegs nötig hatten, als sie begannen, um sie zu schwänzeln und zu scharwenzeln. Die Bayerische Volkspartei, das weiß doch selbst Noske, ist die Deutschnationale, ins Bajuvarisch-Katholische übersetzt; und ein Sozialdemokrat, der sie für bündnisfähig erklärt, lügt, wenn er behauptet, die Deutschnationale Partei sei es nicht.

Er lügt; vielmehr, er macht auch dem Armseligsten, Vertrauensseligsten offenkundig, daß er und die Maßgebenden der SPD die Macht nicht wollen, um etwas durchzusetzen, sondern weil sie Lust und persönliche Vorteile bringt. Nach leerer Macht zu streben ist verächtlich. Diese Koalitionäre sind nicht die „bessern Verwirklicher", von denen ich in einer prinzipiellen, allzu prinzipiellen Untersuchung schrieb, sondern sie stehn geistig oder sittlich, was dasselbe ist, tief unter dem stursten Revoluzzbullen. Ich hatte einen schiefen Radikalismus niederzuformulieren gesucht, der den Weg mit dem Ziel, die Zweckmäßigkeitsfrage mit der Gesinnungsfrage verwechselt; aber der schiefste Radikalismus ist mir lieber als ein Opportunismus, der gerissen genug ist, überhaupt nichts mehr zu wollen außer sich selbst. Signatur der Lage: Moralisch reif für eine Koalitionspolitik sind in der deutschen Sozialdemokratie vorerst ausschließlich die Gegner der Koalitionspolitik.

Mit alledem, das weiß ich, spreche ich nicht als Einzelner, sondern als Kamerad unter vielen Kameraden; und wenn jener anonyme Zwergschädel vom ‚Abend' flunkernd kichert:

> Literaten sind nach einem Artikel in der Weltbühne unumgängliche Naturnotwendigkeiten zum Fortschritte der Menschheit,

so kann ers nur wagen, weil er keine Leser hat. Denn selbst der schlichteste Arbeiter begriffe, daß ein Publizist, der sich über seinen Stand lustig macht, um den Beifall des schlichten Arbeiters zu erhaschen, ein dürftiger Demagoge ist; und so helle sind die berliner Proleten längst, daß sie wissen: Volksfreundliche, denkfähige, schreibfähige, unbestechliche, kurz: zulängliche Literaten als „Literaten" zu beschimpfen oder zu verhöhnen — alter fauler Kniff der minderwertigen.

Der Konzern von einem alten Soldaten

Die neue Rangliste des Reichsheeres nach dem Stande vom 1. Mai 1928 ist eben erschienen. Sie gibt den ersten vorläufigen Überblick über die geringfügigen Veränderungen im Personalbestand der Armee seit dem Amtsantritt des Reichswehrministers Wilhelm Gröner. Dies muß vorausgeschickt werden: Eine wesentliche Veränderung ist nicht eingetreten, und wenn wir auf der ersten Seite des Bandes entdeckten, daß der Chef der Adjutantur des neuen Ministers der gleiche Oberstleutnant Schellbach geblieben ist, der schon dem Minister Geßler diente, wenn wir weiter bestätigt finden, daß der Oberst von Schleicher immer noch als Chef der Wehrmachts-Abteilung fungiert und weiterhin für die politische Unterrichtung des Ministers sorgt, so sollte man eigentlich genug wissen.

Um die Person und die Dienststelle des Herrn von Schleicher nämlich gruppiert sich jene Clique in und außerhalb des Ministeriums, die wir in Zukunft, der Charakteristik einiger Außenseiter — einiger noch nicht beseitigter Außenseiter — folgend, den „Konzern" nennen werden. Ihm gehört Alles an, was Einfluß übt in der Reichswehr, oder vielmehr: Alles, was

ihm angehört, übt jetzt Einfluß in der Reichswehr. Die höhern Führer der Armee, die Kommandeure in der Front, beben unter diesem Druck, und die Besten davon verabscheuen die Methoden, deren sich die Gruppe Schleicher bedient. Doch keiner der Offiziere der Wehrmacht hätte nur eine ruhige Stunde, der wagen würde, sich ihrem Machtspruch amtlich zu widersetzen.

Hier sind ihre Namen und ihre Dienststellen:

Eines der wichtigsten Instrumente des Herrn von Schleicher ist der Major im Heeres-Personal-Amt (P. 1.) von Niebelschütz. Auch der Abteilungs-Chef Generalmajor von Stülpnagel ist zum Konzern zu rechnen. Aber Niebelschütz ist doch der Aktivere, der böse Geist in dieser so hochwichtigen Abteilung, die über das Schicksal der Offiziere verfügt, den Parzen gleich, die mit der Schere den Lebensfaden der Sterblichen kappen. Als demokratischer Konzessionsschulze ziert die Heeres-Personal-Abteilung auch jener Hauptmann Thofern, der aus dem Mannschaftsstande hervorging und deshalb den liberalen Blättern lieb und angenehm erscheint, so lieb, daß sie über jede kleinste dienstliche Veränderung des Mannes referieren. Unerwähnt bleibt hierbei jedoch stets, daß gegen Thofern einstens eine hochnotpeinliche Untersuchung seitens des Oberreichsanwalts geschwebt hat seiner Beteiligung am Kapp-Putsch wegen. Allerdings hat damals Herr Ebermayer verfügt: Nichts veranlassen!

Weiter gehört zum Konzern der Leiter der Heeres-Abwehr-Abteilung Oberstleutnant Schwantes, Gempps Nachfolger als Gutachter in Sachen „Landesverrat". Sein erster Offizier, Major Hartmann, hat sich als Sachverständiger im Schreck-Prozeß nicht grade viel Lorbeer erworben. Im Übrigen ist die Gutachter- und Sachverständigentätigkeit eine so ausgedehnte geworden, daß gelegentlich sogar Mitglieder der Wehrmachtsabteilung des Herrn von Schleicher selbst den so schwierigen Dienst wahrnehmen müssen, wie dies der Major Ott im Landesverrats-Prozeß gegen Küster und Jacob mit viel Verve und wenig Verstand getan hat, wobei überdies noch vermerkt sei, daß der brave Küster die Unverfrorenheit besaß, dem Major seine Behauptungen nicht so ohne Weiteres hingehen lassen zu wollen und jetzt durch seinen Anwalt Lothar Engelbert Schücking eine Strafanzeige wegen Falscheides gegen ihn erstatten ließ.

Das Truppen-Amt leitet der Generalmajor von Blomberg, ebenfalls ein Konzern-Mann, unter ihm die Heeres-Abteilung der Oberst Freiherr von Fritsch; die Heeres-Organisations-Abteilung der Oberst Ritter von Mittelberger und schließlich der Oberst Kühlenthal, 1923 unter von Bock Stabsoffizier im Wehrkreis Schulz (3, Berlin), die sogenannte Heeres-Statistische Abteilung, hinter welchem pompösen Firmaschild sich die alte „Operations-Abteilung" des Generalstabs birgt. Ihren frühern langjährigen Chef, den Oberst Liebmann, finden wir als Kommandeur des fünften Infanterie-Regiments in Stettin wieder, zu wahrscheinlich nur kurzem Frontdienst. Er wird bald wieder ins Allerheiligste zurückgekehrt sein, denn auch er gehört

zum Konzern und ist — ein Naturspiel fürwahr — außerdem noch ein verhältnismäßig einsichtsvoller Mann. Wir werden ihm bald an der Spitze eines Divisions- oder Gruppen-Stabes wieder begegnen. In der vorher genannten Heeres-Organisations-Abteilung treiben nach wie vor die „Versucher" ihr Unwesen. Hier werden die neuesten kriegstechnischen Erfindungen bearbeitet, und es besteht kein Zweifel, daß außer dem Heeres-Waffen-Amt, über das auch in dieser Beziehung noch an anderm Ort wird gesprochen werden müssen, auch diese Abteilung des Reichswehrministeriums mit den Stoltzenbergschen Giftgas-Versuchen in Graefenhainichen und Hamburg gewisse Verbindungen gehabt hat.

Das Wehr-Amt führt Oberst von dem Bussche-Ippenburg, auch ein tüchtiger Schleicherianer, als Nachfolger des Generals Ritter von Haack, der seinem alten Chef Seeckt anhänglicherweise in die Pension nachgefolgt ist. Von dem Bussche ist jener überzeugungstreue Held, der Verhandlungen der Reichswehr mit russischen Experten führte und von ihnen so nett übers Ohr balbiert wurde. Unter ihm arbeitet dann noch der mitleidige und menschenfreundliche Major Bock von Wülfingen, der der armen Frau Vertor, Inhaberin eines Vervielfältigungsbureaus, die fünfzig Reichsmark ersetzte, um die sie der Schwindler Schreck prellen wollte und die das Honorar darstellten für die Vervielfältigung einer „streng geheimen" Denkschrift des Reichswehrministeriums, die den Namen des Majors Bock von Wülfingen trug. Man wird sich erinnern, wie damals in Leipzig der ehrwürdige Senatspräsident Reichert den Schaden dadurch reparieren zu können glaubte, daß er erklärte: „der Staat habe sich die paar Mark eben ans Bein gebunden, damit die arme Frau keinen Schaden nähme." Das war natürlich sehr überzeugend, und Bock von Wülfingen verdient hohes Lob für seine mutige Initiative im Namen des Staates, der sonst gar nicht so sehr gefühlvoll und rührselig handelt und denkt. Da muß eben so ein harter Kriegsmann kommen...

Dann bleibt uns noch im Gefüge des Reichswehrministeriums das Heeres-Waffen-Amt zu betrachten. An seiner Spitze steht immer noch Schleichers Intimus, der General Ludwig, über den neulich hier auch Carl Mertens so erbauliche Sachen erzählt hat. Auf den Mann muß deshalb nicht gar so gründlich mehr eingegangen werden. Versteht sich, daß auch der jetzige Generalmajor Buchholz, der im Vorjahr hier als banktechnischer Berater der GEFU genannt werden konnte, seinen Platz im Stabe des Amts weiter gehalten hat. Der Stabschef des Heeres-Waffen-Amts (das neuerdings angeblich keine Verbindungen mehr zum Reichsverband der deutschen Industrie, oder, damit die Herren nicht schreien! —: zu gewissen Stellen des Reichsverbandes der deutschen Industrie hat) ist der Oberst Endres, der mit dem pazifistischen Militärschriftsteller gleichen Namens weder verwandt noch identisch ist, aber in dessen Hand heute so ziemlich alles mündet, was an Illegalitäten auf dem Felde der Kooperative zwischen Industrie und Heer existiert.

Die berliner Gruppe führt nach wie vor der General der Infanterie von Tschischwitz; aber er erhielt einen neuen Stabschef, den Oberst Erfurth. Auch der gehört zum Konzern als einer der maßgeblichsten Männer. Er war 1920/21 in Königsberg Stabschef der Division, Ludwig Stabschef der Kommandantur. Unter Ludwig trieb der damalige Major Liese sein Unwesen. Heute kommandiert Liese das spandauer Bataillon des neunten Infanterie-Regiments, ist aber dem Herrn und Meister Schleicher stets zur Hand und wird bald steigen. Im Stabe des berliner Gruppen-Kommandos wird übrigens auch der Sohn und Adjutant des Reichspräsidenten, der Major von Beneckendorff und von Hindenburg, geführt, der vor dem Kriege als jüngerer Oberleutnant im dritten Garde-Regiment zu Fuß in dem damaligen Hauptmann von Schleicher seinen Mentor fand, was den spätern Reichspräsidenten seinerzeit dem Mann intim verpflichtete. Vielleicht ist diese Beziehung mit ein Grund dafür, daß seit Hindenburgs Amtsantritt die Stellung des Herrn von Schleicher sich soweit festigen konnte, daß heute von einer militärischen Nebenregierung gesprochen werden kann, mit der auch Herr Minister Gröner nicht fertig werden wird.

Angemerkt sei weiter, daß im Lauf des Jahres 1927 bis Mai 1928 die Industrialisierung der deutschen Rüstung bemerkenswerte Fortschritte gemacht hat. Seit Jahren hatten wir uns daran gewöhnen müssen, gelegentliche Unglücksfälle und Massenkatastrophen, die in irgend einer Verbindung mit der Wehrmacht standen, als Gradmesser der Fortschritte unsrer heimlichen Rüstung zu betrachten. Die Heimlichkeit gefährdete nämlich die Sicherheit bei den vielfachen Versuchen im allerhöchsten Grade. So ist kein Geheimnis, daß die Rohrkrepierer-Katastrophe 1926 in Jüterbog, der der General Müller aus Dresden zum Opfer fiel, der Durchprobierung eines englischen Siebenzehn-Zentimeter-Geschützes galt, es ist kein Geheimnis, daß die jüngste Katastrophe auf einem Minenlager, der unter anderm ein „Zivilangestellter" zum Opfer fiel, der Erprobung einer ebenfalls neuen Einrichtung zu danken war, und schließlich sind ja wohl die Hintergründe des sogenannten Phosgen-Unglücks in der hamburger Hafenzone gleichfalls bekannt. Neuerdings ist sogar behauptet worden — und diese Behauptung findet ihre Stütze in den Bedenken, die den ersten Vorschlag des Doktor Stoltzenberg, das „Phosgen" in der Nordsee zu vernichten, zunichte machten —, daß die 1921 und 1922 an der ostpreußischen Küste aufgetretene sogenannte „Haffkrankheit" ihre Ursachen in ähnlichen Vorkommnissen fand, wie sie neuerdings in Hamburg zu verzeichnen gewesen. Es ist übrigens vor einiger Zeit bekannt geworden, daß schon 1921 ein Dampfer der See-Transport-Abteilung mit einer nach Stettin bestimmten Giftladung vor der Küste des Belt gesunken war.

Auch das Unglück, das im Frühjahr 1925 einundachtzig junge Leute in die Weser riß, war eine Folge illegaler Handlungen, die jede erforderliche Vorsicht ausschalten ließ.

So werden wir wohl auch im kommenden Jahr unser gehäuftes Maß von „Natur-Katastrophen" unter gütiger Assistenz der bewaffneten Macht ausschöpfen.

Roboter von S. Ahler

> Auf Anregung des Reichsverbandes der deutschen Industrie haben unter Mitwirkung des Herrn Dr. Cremer im Interesse des Wirtschaftsfriedens Ausgleichsverhandlungen stattgefunden. *Schlussformel des Norma-Riebe-Prozesses*

Die stuttgarter Komödie ist zu Ende. Norma und Riebe, der Reichsverband der deutschen Industrie und das Landgericht, die Anklage und die Verteidigung sind mit dem Ergebnis höchst zufrieden. Daß einige kleinere Leute, wie Herr Ingenieur Karrer und andre, zu kürzern oder längern Gefängnisstrafen verurteilt wurden, ist völlig belanglos. Schließlich ist die Wiederherstellung des Wirtschaftsfriedens in der deutschen Industrie mit neun Monaten Gefängnis nicht zu teuer bezahlt, und wenn Herr Karrer bedenkt, daß durch diesen Prozeß und sein Ergebnis ein weiterer großer Schritt zur Konzentration der Kugellagerindustrie zurückgelegt worden ist, müßte er eigentlich froh sein, ein kleines Scherflein dazu beigetragen zu haben.

Wie liegt der Fall Karrer in Wirklichkeit? Ein Ingenieur, über dessen hervorragende technische Qualitäten von verschiedenen Seiten das beste Zeugnis ausgestellt wurde, ein Ingenieur, von dem zum Beispiel Herr Kahn behauptete, daß er Der Mann der Norma gewesen ist, der eigentliche Produktionsleister des Werkes in Cannstatt, ein Mann voll Arbeitswillen, der die ihm zur Last gelegten Unregelmäßigkeiten nicht aus materiellen Gründen, sondern in der Absicht beging, seinen neuen Brotherrn, der Firma Saurer in Arborn, zu dienen, verläßt den Gerichtssaal als Besiegter. Wie konnte es dazu kommen? Die Beantwortung dieser Frage hebt den Fall Karrer aus der Sphäre des Einzelfalles heraus und macht ihn typisch für das Schicksal des modernen Betriebsingenieurs.

Der Ingenieur, die beste Stütze des Unternehmers im Betrieb, der Herr über die Sklaven von Drehbank und Schraubstock, der Schöpfer ungeheurer Werte, der Träger und Verkünder des technischen Fortschritts, dessen Ruhm und Bedeutung für Deutschlands „Platz an der Sonne" in Hunderten von Zeitungsartikeln täglich und stündlich verkündet wird, ist in Wirklichkeit das versklavteste und entrechtetste Individuum der deutschen Wirtschaftsordnung. In keinem andern Berufe ist der Arbeitnehmer so vom Arbeitgeber abhängig wie im technischen. Dies ist nicht nur auf die große wirtschaftliche Macht der Industrie zurückzuführen, die es ihr ermöglicht, einen mißliebigen Ingenieur von jeder Weiterverwendung in andern Unternehmen auszuschließen (diese Macht übt die Industrie auch dem Arbeiter gegenüber aus), sondern vielmehr auf die einschlägige Gesetzgebung. Und hier sind es zweierlei Formen, in denen das Unternehmertum für seine Sicherheit Sorge trug.

Auf der einen Seite steht der ganze Komplex der Vorschriften betreffend die Verwertung der durch Ingenieure des Betriebes gemachten Erfindungen und Verbesserungen, auf der andern Seite die sogenannte Konkurrenzklausel, die sein Ab-

wandern zu Konkurrenzunternehmen verhindern soll. Die diesbezüglichen gesetzlichen Vorschriften sind sehr weit gefaßt und werden in den Anstellungsverträgen seitens der Unternehmer fallweise noch verschärft.

Während kein Zeitungs- oder Verlagsunternehmen dem beschäftigten Redakteur oder Lektor die Vorschrift machen würde, etwaige publizistische Veröffentlichungen nur in dem betreffenden Verlage vorzunehmen, während kein Theater und keine Oper vom Dramaturgen oder Kapellmeister verlangen wird, seine Werke nur im eignen Hause zur Aufführung zu bringen, verpflichtet das Gesetz den Ingenieur, seine auf dem gleichen Tätigkeitsfelde liegenden Erfindungen dem ihn beschäftigenden Werke gegen eine „angemessene Entschädigung" abzutreten. Gestützt wird diese Verpflichtung durch die Behauptung, daß seine Erfindung durch die im Betriebe vorhandenen Hilfsmittel gefördert und durch seine Tätigkeit im Betrieb das Studium der dort aufgespeicherten Erfahrungen erst ermöglicht wird. Nun ist es allerdings eine Tatsache, daß wohl kein in einem Stahlwerk beschäftigter Ingenieur Erfindungen auf dem Gebiete der Holz verarbeitenden Industrie, ja nicht einmal ein Starkstromingenieur Erfindungen auf dem Gebiete der Schwachstromtechnik ausarbeiten wird, aber liegt der Fall in den andern Berufen wirklich so ganz anders?

Ist man sich also darüber klar, daß jede Erfindung — von Verbesserungen ganz zu schweigen — immer auf dem ureigensten Tätigkeitsgebiet des Erfinders liegt, so erkennt man, daß jeder Fabriksbetrieb sich gesetzlich mit dem Anstellungsvertrag auch der gesamten schöpferischen Fähigkeiten seiner Ingenieure bemächtigt. Er motiviert das, wie bereits erwähnt, mit der Unterstützung, die er der Entwicklung dieser schöpferischen Fähigkeiten gewährt. Aber diese Unterstützung gewährt ja nolens volens jeder Unternehmer jedem strebenden Angestellten. Der junge Redakteur zum Beispiel entwickelt seinen Stil durch seine Tätigkeit und durch die Kritik seiner ältern Kollegen, lernt die Technik des Zeitungsbetriebes, Umbruch und Reproduktionsverfahren kennen, und doch wird es keinem Verleger einfallen, die spätere Gesamtproduktion des Betreffenden für sich in Anspruch zu nehmen, da „er bei ihm erst schreiben gelernt hat". Sieht man also, daß dieser Anspruch der Industrie auf das geistige Eigentum ihrer Ingenieure ein sehr anfechtbarer ist, so wird das Mißtrauen durch den Ausdruck „angemessene Entschädigung" noch verstärkt. Was ist das? Die Ansichten gehen weit auseinander. Es gibt große Konzerne, wie zum Beispiel die I. G. Farben, die ihren Chemikern gegenüber bei Bewertung von Erfindungen und Verbesserungen sehr nobel vorgehen, es gibt andre Unternehmungen, und leider sind sie in der Mehrzahl, die unter „angemessener Entschädigung" das Abspeisen des Erfinders mit einem Butterbrot verstehen.

Man sieht, diese gesetzlichen Bestimmungen erheischen eine grundlegende Änderung. Man räume den Betrieben ein Vorkaufsrecht auf die Erfindungen ihrer Angestellten ein, man gewähre ihnen eine prozentuelle Beteiligung am Nutzen der

Erfindung, falls sie anderweitig verwertet wird, — dadurch erscheint die „Förderung" des Erfinders durch den Unternehmer bezahlt, wenn schon der Besitz von Maschinen den Anspruch auf eine das Übliche der Ausbeutung des Angestellten übersteigende Ausnutzung der geistigen Fähigkeiten rechtfertigt, — aber man liefere nicht Tausende von Ingenieuren der Willkür und dem Gutdünken der Industriekapitäne aus. In den meisten Fällen wird so wie so die Erfindung dem Arbeitgeber überlassen werden, ist doch die Verwertung von Erfindungen alles eher als leicht. Überdies hat ja der Unternehmer durch das Kündigungsrecht ein Druckmittel, den Angestellten zur Niedrighaltung seiner Forderung zu bestimmen. Man gebe aber nicht darüber hinausgehend dem wirtschaftlich Stärkern ein Mittel in die Hand, durch das Gesetz den Schwächern noch mehr ausbeuten zu können.

Trifft das bisher Gesagte hauptsächlich auf die Elite der Ingenieure, die Erfinder, zu, so richten sich die Konkurrenzbestimmungen ohne Unterschied gegen alle in der Industrie Beschäftigten. Während es jedem Bankangestellten, Journalisten oder Musiker freisteht, nach Ablauf seiner Kündigungsfrist seine Stellung zu ändern und in einer andern Bank, Zeitung, Orchester seine Tätigkeit neu zu beginnen, hat der Ingenieur in fast allen Fällen diese Möglichkeit nicht. Da werden Karenzzeiten in den Anstellungsverträgen festgesetzt, für deren Dauer jede Tätigkeit in einem Betriebe der gleichen Branche verboten ist. Örtlich werden sie je nach Vertrag auf Deutschland, Europa, manchmal aber auch auf die gesamte Welt ausgedehnt. Im besondern Fall des Ingenieurs Karrer war eine zweijährige Karenzfrist für sämtliche Kugellagerfabriken Europas und Amerikas festgesetzt. Da Afrika und Australien sowie auch Asien leider derzeit noch keine Kugellager erzeugen, bedeutet das, mit andern Worten, die Unmöglichkeit einer fachlichen Beschäftigung während der nächsten zwei Jahre. Was das, abgesehen von der materiellen Einbuße, grade für einen Techniker heißt, wird wohl auch dem Laien klar verständlich, wenn er bedenkt, welches Entwicklungstempo die Technik unsrer Zeit auf jedem Gebiete einschlägt. Ein Techniker, der zwei Jahre hindurch pausieren muß, verliert den Zusammenhang mit modernen Fabrikationsmethoden und läuft Gefahr, nie wieder Anstellung zu finden, respektive ist gezwungen, wieder von vorn zu beginnen.

Als Grund für diese Klauseln, die, wie man sieht, das Grundrecht des Angestellten — seine Freizügigkeit — beschränken, wird die Furcht vor der Konkurrenz, vor dem Wegengagieren leitender, mit der Betriebsführung vertrauter Ingenieure angegeben. Allerdings, diese Furcht ist berechtigt. Es liegt ganz auf der Linie der kaufmännischen Moral, die Geheimnisse der Konkurrenz dadurch kennen zu lernen, daß man die Eingeweihten herüberholt. In manchen Fällen ist auch der Wunsch ausschlaggebend, durch den Entzug hochqualifizierter Kräfte den Produktionsgang der lästigen Konkurrenz zu erschweren. Muß aber der Leidtragende dieser Konkurrenzkämpfe der ausgebeutete Angestellte sein? Daß der Ingenieur

seinem jeweiligen Unternehmen treu und aufopfernd dient, erwartet sein Brotgeber, daß er seine bisher erworbenen Kenntnisse in den Dienst seines Arbeitgebers stellt, ist die stillschweigende Voraussetzung seiner Anstellung, ihm deshalb die Möglichkeit zu nehmen, seinen Lebensstandard zu verbessern, bedeutet, von ihm jene Anständigkeit zu verlangen, die die Herren Unternehmer in ihren Konkurrenzkämpfen bis jetzt vermissen lassen.

Herr Karrer wurde von Norma stillschweigend aus seinem Vertrag entlassen, weil sie annahm, er werde seine Stellung in Arborn dazu benutzen, ihr die Saurerwerke als Kunde zuzuführen. Sie wurde enttäuscht. Bestrebt, das ihm anvertraute Unternehmen zur Blüte zu bringen, stellte er nicht nur seine bei Norma erworbenen Erfahrungen in den Dienst der Firma, sondern nutzte auch seine Verbindungen zu den alten Kollegen, um die eine oder andre Unterlage, das eine oder andre Hilfsmittel zu erlangen. Inwieweit er hierzu durch seine neue Stellung gezwungen war, hat die Verhandlung nicht klargestellt. Tatsache ist, daß, hätte er gemäß den Intentionen der Norma die Werkzeugproduktion von Saurer in Abhängigkeit von Cannstatt gebracht, er untreu an seinem neuen Unternehmen gehandelt hätte. War doch der Zweck seines Engagements die Hebung und Unabhängigmachung dieses Fabrikationszweiges. In der Absicht, dies in ihn gesetzte Vertrauen zu erfüllen, geriet er mit Norma und dem Gesetz in Konflikt. Wenn man auch Karrer nicht von jeder Schuld freisprechen kann, so darf man doch nicht verkennen, daß in dieser Situation, in der Zwangslage, seinem neuen oder seinem alten Herrn zu dienen, sich fast jeder Ingenieur bei einem Stellungswechsel befindet. Der sich von Tag zu Tag verschärfende Konkurrenzkampf in der deutschen Industrie führt dazu, daß jeder neueintretende Angestellte genötigt wird, alle seine Erfahrungen und Kenntnisse des Produktionsprozesses konkurrierender Unternehmungen seiner Firma zur Verfügung zu stellen. Mancher sieht sich gezwungen, die fehlenden Kenntnisse auf einem Weg zu erwerben, der ihn mit dem Gesetz in Zwiespalt bringt. Die Angst vor dem Unwillen des Unternehmers, die Hungerpeitsche treibt ihn dazu. Der „Wirtschaftsfrieden" wird auf seinem Rücken geschlossen, und seine „Förderer" sind es, die dann weit von ihm abrücken, ihn seinem Schicksal überlassen.

Vielleicht hat der Prozeß Norma—Riebe dazu beigetragen, daß Ingenieure und Werkmeister über ihre Stellung im Produktionsprozeß nachzudenken beginnen. Lohnt es sich? Das Aufdämmern dieser Erkenntnis zu verhindern, war es, das den Reichsverband der deutschen Industrie bewog, in diesem Streitfall zu intervenieren.

Nicht wahr, Herr Doktor Cremer?

Zu spät! Das Schicksal des Ingenieurs Karrer steht seinen Berufs- und Leidensgenossen als warnendes Beispiel vor Augen. Sie haben erkannt, wohin die Reise geht. In kürzester Zeit werden sie wissen, wohin sie gehören. Dieser Entwicklungsprozeß muß vorwärtsschreiten, — selbst auf die Gefahr hin, daß vom Wirtschaftsfrieden in der deutschen Industrie nichts übrig bleibt als das Protokoll im stuttgarter Prozeß.

Rheinische Dichter von Ernst Glaeser

In Frankfurt am Main tagten die „rheinischen Dichter" drei Tage lang. Sie frühstückten, sie tranken, sie redeten viel und versuchten durch repräsentative Vorträge und Entschließungen ihre Stellung zur Gegenwart zu formulieren. Vor allem Volk. Nun, das Volk blieb weg, denn es fiel in diese Tage grade eine Ruderregatta auf dem Main. Dafür aber waren die Dichter so zahlreich erschienen, daß sie während der dekorativen Veranstaltungen im Schauspielhaus das Parkett genügend füllen konnten. Sie klatschten sich gegenseitig Beifall. Sie waren ihr eignes Volk.

„Rheinische Dichter?" Was haben Herr Ponten, Herr Winkler, jeder eine wandelnde Metapher und von seiner Notwendigkeit laut überzeugt, mit Hermann Kesser, den man fälschlich für einen Schweizer hält, zu tun? Was verbindet Alfons Paquet, den Autor der „Sturmflut" und Kämpfer gegen die Klassenjustiz mit dem Amtsrichter Sternberg, der Madonnen bedichtet? Und wie kommt René Schickele mit dem pseudomämonischen Winkler zusammen, dessen „Ozean" nicht vergessen werden soll? Durch den Rhein? Dann wäre es ein Gebot landsmannschaftlichen Taktes gewesen, auch Rudolf Herzog zu laden.

Alfons Paquet jedoch glaubt, jeder, der am Rhein wohnt und dort Bücher mit etwas artistischem Geschick schreibt, verstände die pazifistische Rolle, die er diesem Fluß in humanitärer Begeisterung verleiht. Nur eine verschwindende Minderheit seiner Dichter ist praktisch gewillt, politisch zu denken. Für die große Mehrzahl ist dieser Fluß nichts andres als eine Metapher ihres Ressentiments gegen Berlin. Ihre Sprecher waren Wilhelm Schäfer und in sehr gefährlicher Art Josef Ponten.

Wo in Wirklichkeit diese rheinischen Dichter stehen, das heißt, wo sie stehen geblieben sind, bewies die Rede Schäfers im abendlichen Park der Goldschmidt-Rothschildschen Besitzung. In rhythmisch bewegten Worten, unter den satten Ästen ehrwürdiger Bäume, von Lampions umspielt, dankte er den freundlich-pauschalen Sätzen des Oberbürgermeisters mit einer Schimpfkanonade auf Berlin, das für ihn der Ausbund aller modernen Teufelei ist und unfähig, die Leiden eines echten deutschen Dichters zu verstehen. Ein Mann wie Schäfer, vor zwanzig Jahren ein stilistischer Neuerer von unvergessenen Verdiensten, wagte es, mit präzeptoraler Wut eine Zeit zu schmähen, die grade das überwunden hat, was er vorher beklagte: Die dichterische Einsamkeit! Niemand ist heute mehr allein, sofern er den Mut hat, die wahren Konflikte der Zeit zu erkennen. Längst schon besteht die innere Solidarität jener, die es eines Dichters nicht für unwürdig achten, die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Zusammenhänge so zu sagen wie sie sind, und nichts haßt die Jugend — also die kommenden Leser — mehr als jene Schriftsteller, die sich durch pauschale Metaphern und reines Ästhetentum vor der Verantwortung, die

Wahrheit zu sagen, drücken. Die Verfälschung der Tatsachen durch Poesie ist Hochverrat am Geist.

Schon an jenem Abend geschah, was diese Tagung überhaupt eines Berichts wert macht. Es bildete sich eine Opposition. Sie bestand, ohne daß sie sich zunächst äußerlich formierte, aus Friedrich Wolf, Hermann Kesser, Kurt Heynicke, Eisenlohr, Becker-Trier, Erich Franzen, dem Verfasser und einigen jungen Publizisten. Als am nächsten Morgen der Versuch eines Dichterparlaments gemacht wurde und eine Entschließung über das Reichsehrenmal vorgelegt wurde, verhinderte diese Opposition jeden kompromißhaften Entschluß und vereinigte sich unter Führung von René Schickele zu einer klaren und eindeutigen Demonstration gegen den Krieg. Auch Adolf v. Hatzfeld sprang ihr bei — mit einem Schlag fand sich eine Gruppe Menschen, die sich kaum kannten und deren Produktion an Gewicht und Größe durchaus verschieden ist, zu einem gemeinsamen praktischen Ziel. Eine Solidarität bestand, die kämpferisch war. Ein Kollektiv von Schriftstellern, die den Mut hatten, dort zu protestieren, wo die andern sich als „Dichter" nicht für „zuständig" erklärten. Auch der gut gemeinte Antrag Paquets, den Ehrenbreitenstein nach Abzug der Besatzung als Mal des europäischen Friedens herzurichten, scheiterte an dem Widerspruch der Opposition, die sich gegen jede Art von Denkmal, gegen jede unnütze Metapher, gegen jede repräsentative Deklamation wandte. Alles Dekorative wurde abgelehnt, auch der Versuch, sich als rheinischer Dichterbund zu organisieren. Damit war klargestellt, daß diese Tagung keine Gesinnungsgemeinschaft ist, sondern kaum mehr als eine Versammlung von Schriftstellern nach äußerlich regionalen Gesichtspunkten. Dies kann man gelten lassen, wenn man keinen Burgfrieden verlangt. Er wurde gründlich durch die Rede von Herrn Josef Ponten am nächsten Morgen im Schauspielhaus zerstört. Er sprach über Geltung von Kunst und Wissenschaft in heutiger Zeit. Er nannte die Kunst aristokratisch und sagte nicht, was er unter beiden Dingen versteht. Er schloß das Volk von jedem Anteil an der Kunst aus und sagte wiederum nicht, was er unter Volk versteht. Oder ist vielleicht das Wort „Masse", mit dem er nur so um sich warf, eine Erklärung? Oder nicht etwa eine Beleidigung für eine breite Schicht Menschen, die Herr Ponten für unerheblich hält, weil ihm die Fähigkeit abgeht, ihre Sprache zu sprechen, ihre Wesensart zu erkennen und zu gestalten?! Macht er nicht aus einer dichterischen Ohnmacht eine weltanschauliche Tugend, indem er erklärt, daß Kunst nur für Auserlesene sei und der wahre Künstler ein Aristokrat, der nur zu Gleichgestellten spricht. Kunst als Bildungserlebnis? Kunst als Nippes? Kunst in der Vitrine? Was hat das alles noch mit Aristokratie zu tun, wenn Herr Ponten das Volk beschimpft?! Das ist weiter nichts als ein unorigineller Aufguß aus der schlimmsten Zeit wagnerianischer Ideologie und wilhelminischer Attitüde, denn es dürfte selbst Herrn Ponten bekannt sein, daß sich die soziologischen Begriffe heute so verschoben haben, daß mit pauschalen Worten wie Masse, Aristokratie, überhaupt mit der bequemen Einteilung

von unten und oben, von Geistesadel und andern vagen Wertbehauptungen nichts andres zu beweisen ist als die eigne Unfähigkeit, seine Zeit zu sehen. Ein Dichter hat weiter nichts als das Leben zu gestalten, nicht aber es zu stilisieren. Was soll nach Herrn Ponten der Dichter tun? Er soll für „Auserlesene" dichten und nicht für die „Masse". Wer aber sind diese Auserlesenen, wie sehen sie aus, woran erkennt man sie, weshalb sind sie auserlesen? Alles dies hat Herr Ponten vergessen zu sagen, er begnügte sich mit der pauschalen Behauptung. Deshalb dieser Protest, nicht etwa, weil Herr Ponten Anhänger der konservativen Richtung sei — wie etwa Chesterton — nein, weil er für alles, was er sagte, den Beweis schuldig blieb, weil er deklamierte, weil er mit Begriffen operierte, deren Inhalt er verschwieg. Herr Ponten ist gar kein Aristokrat, Herr Ponten ist ein verwaschener Bürger der wilhelminischen Ära. Denn er weiß immer noch nicht, daß es das höchste Amt eines schreibenden Menschen ist, das zu beweisen, was er behauptet. Die Rede sollte, wie ich später erfuhr, gegen die „nivellierende Geistigkeit" Thomas Manns gerichtet sein. Der Name Thomas Mann fiel an keiner Stelle. Das ist typisch. Was er über die Bevorzugung der Wissenschaft im heutigen Staat klagte, verfängt nicht; denn der Staat hat die Pflicht, eine Wissenschaft, die für alle arbeitet, einer Kunst vorzuziehen, die sich nur an Auserwählte wendet. Hätte Herr Ponten einen klaren Angriff mit faßbaren Inhalten gegen eine Lebensanschauung, die er für falsch hält, unternommen, niemand hätte ihm die Hochachtung versagt, die jedem fundierten Urteil gebührt — so aber trat er mit einem Anspruch an die Zeit heran, dem bis auf eine kleine Attacke gegen die Schule jede Sachkenntnis fehlte.

Diese Sachkenntnis bewies René Schickele in seinem Referat über das Elsaß. Alles was er sagte, war plastisch da, sein Aufruf, es sei der Schriftsteller grade gut genug, immer und immer wieder für die Gerechtigkeit zu kämpfen, immer und immer wieder seine Stimme gegen nationalistische Verdummung zu erheben, zu protestieren, wo Gewalt sich zeige, riß alle hin und gab der Tagung zum ersten Mal ein geistiges, ein europäisches Profil. Man kann Schickele sagen, daß er die ökonomischen Verknüpfungen Europas nicht genug einbezog und die elsässische Frage zu sehr als die einzige Lösung proklamierte, trotzdem bewies seine Rede jenen Elan des Dichters, der sich mit Leib und Gut für die Gerechtigkeit einsetzt, gegen den Haß, gegen die Dummheit, gegen die Verhetzung, und deshalb zündete sie. Hier waren klare Haltung, geistige Disziplin, praktische Ziele, Mut und der seltene Wille, sich einzusetzen für eine Sache, die der „Masse", dem Volk, den Menschen dient und nicht nur den „Auserlesenen". Hier sprach ein Mann, der weiß, welche Verantwortung ein Dichter heute trägt und der sich ihr hingibt.

Diesem Höhepunkt der Tagung ist noch eine lahme Veranstaltung des Schauspielhauses nachzutragen, wo der Dramaturg Sakheim mit philologischer Emsigkeit achtzehn Szenen aus achtzehn rheinischen Dramatikern vorlesen ließ, eine Angelegen-

heit, die kein Bild gab, weil keines der Stücke mit dem andern eine innere Verbindung hatte. Starken Beifall fanden nur die Kornfeldszene von Zuckmayer, der sich ostentativ von der Tagung fernhielt, Wagners „Kindesmörderin", Hasenclevers „Besserer Herr" und eine Szene aus einer dramatischen Reportage von mir, was ich als „rheinischer Dichter", nicht als Journalist bemerke. Die Tagung schloß mit der Tatsache, daß es rheinische Dichter nicht gibt, sondern Dichter, die am Rhein wohnen. Wie immer verband lediglich die Gesinnung, aber sie trennte auch in erfreulicher Deutlichkeit. Wenn der Ausschuß dieser Veranstaltung in der Tat klärende Auseinandersetzungen will und keinen rheinischen Burgfrieden, dann besteht kein Grund, sich nächstes Jahr nicht wieder zu treffen. Die Opposition hat das Ruhrgebiet vorgeschlagen, dort wird Josef Ponten hoffentlich nicht von der Kunst für Primusse und Auserwählte sprechen, sondern eingesehen haben, daß ihn sein Talent verpflichtet, allen zu dienen. Denn Kunst ist kein Reservat, und der Dichter sei der demütigste von allen.

Der Pont de l'Alma fliegt in die Luft!

von **Peter Panter**

Am achten Juni, morgens genau um neun Uhr zwanzig, flog in Paris die „Pont de l'Alma" benannte Seine-Brücke mit ungeheuerm Getöse in die Luft und kam schon nach kurzer Zeit ratenweise wieder herunter. Die Panik, die in der Stadt ausbrach, war unbeschreiblich und verdient daher eine kurze Beschreibung.

Der rasch herbeigerufene Sanitätsdienst konnte nur noch den soeben eingetretenen Polizeipräfekten Chiappe feststellen, der die Geistesgegenwart hatte, den Präsidenten der Republik telephonisch zu verhindern, seinen lächelnden Zylinder über den Steintrümmern zu lüften. Bei dieser Gelegenheit hat der Präfekt beschlossen, in Paris das Telephon einzuführen.

Entsetzt stürzten die Einwohner der umliegenden Straßen aus ihren Häusern; zahlreiche Passanten, unter denen auch einige Franzosen bemerkt wurden, liefen erschreckt auseinander und stießen in ihren respektiven Sprachen irre Rufe aus, unter denen am lautesten der offenbar landfremde Satz: „Dazu fahr ich nach Paris —!" deutlich zu erkennen war.

Da man die Brücke wegen Reparaturarbeiten gesperrt hatte, so waren Opfer nicht zu beklagen; nur ein schwerer Pflasterstein flog einem just vorübergehenden adligen Diplomaten an den Kopf, so daß derselbe eine mittlere Gehirnerschütterung davontrug, eine Beeinträchtigung seiner geistigen Fähigkeiten also nicht eingetreten ist.

Der Knall der Explosion war weithin zu spüren: so fiel der bekannte Normanne S. Grumbach aus seinem Bett, rief: „Die Kommunisten sind da —!" und begab sich dann wieder ins Bett zurück, wo er — wie aus seinen Artikeln ersichtlich — noch heute schlummert.

Ein in der Nähe des Unglücksortes stehender Citroënwagen setzte sich zum ersten Mal in seinem Leben allein in Be-

wegung; eine Untersuchung ist eingeleitet. Die deutsche Automobilindustrie hat aus Freude über dieses Vorkommnis ihre Preise um zehn Prozent erhöht.

Von allen Seiten liefen die kleinen, flinken Automobile der Stätte des Unglücks zu: es waren die Reporter, die aus der ganzen Stadt an den Ort der Katastrophe hetzten. Den Rekord schlugen die Amerikaner: die Nachricht von der Explosion traf in New York eine Minute vor der Explosion ein. Die französischen Zeitungen hatten sämtlich am nächsten Tage das Bild des Attentäters, und zwar jede Zeitung ein andres, alle zeigten einen düstern Mann ohne Kragen; das Dementi stand vierundzwanzig Stunden später auf der dritten Seite, petit, ohne Durchschuß.

Die deutschen Journalisten eilten gleichfalls herbei und konnten vor Erregung kaum die Füllfederhalter aufs Papier bringen — so mußten sie sich über einander ärgern. Eifrig disputierend und sich gegenseitig stufenweise verachtend, zogen sie auf die Deutsche Botschaft, deren sämtliche Fenster durch die Lufterschütterung gesprungen waren. Der Botschafter, eine hohe, markige Gestalt, trat ihnen gefaßt auf den Glassplittern entgegen und sagte auf ihre Fragen: „Meine Herren! Es ist mir bisher offiziell nicht bekannt, daß in Paris eine Brücke in die Luft geflogen ist, und ich glaube es auch nicht. Es wäre vielleicht gut, wenn die Herren im Augenblick nichts über Brückeneinstürze schreiben wollten; ich halte aus taktischen Gründen die Zeit noch nicht für gekommen, derartige delikate Dinge öffentlich zu behandeln." Hierauf fiel aus dem zweiten Stock ein Fenster in den Hof, der Botschafter lächelte fein, aber diplomatisch, und die Presse, deren Respekt vor der höhern Diplomatie infolge der großen Hitze in Selbstachtung überging, zog sich befriedigt zurück.

Unsre Modenberichterstatterin, Frau Kasimira von Flechthaar, hatte — Snoblesse oblige — Gelegenheit, dem Brückeneinsturz beizuwohnen. Bei Brückeneinstürzen bevorzugt die Pariserin zartgrüne Complets, an den Rändern ausgefranst, mit hinten leicht geschwungenem, ärmellosem Rock; dazu einen Plauschmantel aus Krepp-Satin mit gepunktetem Umhang. Zu den feinen Pastelltönen wird in der Agraffe gern ein winziges Stückchen Dynamit getragen. Als modisches Kuriosum mag angemerkt werden, daß der Strumpf der zufällig anwesenden Frau Kommerzienrat Dr. rebb. hon. caus. Margot Gurgelheimer unbeschädigt blieb; das Gewebe war aus Lemberg-Seide.

Inzwischen hatte die Nachricht von der Brückenkatastrophe die Telephondrähte, die die Völker trennen, durchlaufen und war in die berliner, kölner und frankfurter Redaktionen gelangt. Im ‚Berliner Lokal-Anzeiger' löste das Telephonat heftige Diskussionen aus. Ganze Straßenzüge weit konnten die erstaunten Passanten eine Stimme, die des Generaldirektors Klitsch, hören, der — bei offnen Fenstern — schrie: „Eisenbahnunfälle und Ähnliches wird nur gebracht, wenn die Versicherungsgesellschaften inserieren! Merken Sie sich: wir haben hier die Unabhängigkeit des Inseratenteils!" Man hörte noch eine antwortende Stimme: „Echt jü-

disch!", hierauf das Geräusch einer Ohrfeige, und dann wurden die Fenster und die Redaktionskonferenz geschlossen. Wie wir hören, wird im Hause Hugenberg die Stellung des Renommierchristen neu besetzt werden.

Leider hat das Bekanntwerden der Nachricht in Berlin zu einem bedauerlichen politischen Zwischenfall geführt, der in diplomatischen Kreisen und solchen, die es gern sein möchten, eifrig diskutiert wird. Der Pressereferent der Nachrichtenstelle der hamburgischen Gesandtschaft in Berlin hat die pariser Nachricht durch die Pressestelle der Reichskanzlei eine Minute früher bekommen als der Abteilungsleiter der Nachrichtenabteilung bei der Königlichen Bayerischen Gesandtschaft. Bayern droht nun Hamburg mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Wasser und zu Lande, und es wird schon erwogen, wer denn das Zechlin bezahlen muß. Die Stellung des demokratischen Parteivorsitzenden in Lippe-Detmold gilt infolge der in Schaumburg-Lippe dieserhalb ausgebrochenen Krise für erschüttert. Der Verband entschieden republikanischer Beschneidungsbeamter hat daraufhin seinen Vorstand zu einer Audienz beim Herrn Reichspräsidenten delegiert, sine sine.

Mit Recht aber hat ein großer Zeitungsverlag die Frage des Tages aufgeworfen:

„Und Berlin?"

Wir stehen in der Tat vor der Hochflut der berliner Fremdensaison — sprich: „Ssssiesn" — und es ist bekannt, daß die Amerikaner Deutschland nur deshalb besuchen, um hier genau das zu finden, was sie in Frankreich haben. Was uns not tut, ist der pulsende Rhythmus der modernen Zeit sowie ein tobendes, aber geregeltes Großstadtleben. Um diesem Bedürfnis abzuhelfen, steht Oberbürgermeister Dr. Böß bereits in Verbindung mit der Staatsregierung, um durch ein Pionierbataillon die Weidendammer Brücke in die Luft sprengen zu lassen. Auch dies wird zum Wiederaufbau Deutschlands beitragen. Zu der Brückensprengung wird der tausend Mann starke Kittelsche Lehrer- und Männer-Gesangverein die Chorstücke: „Ich bin allein auf weiter Flur" sowie: „Doktor Zion freue dich!" zum Vortrag bringen. Die Spitzen der Reichs-, Staats-, Länder- und Kommunal-Behörden werden, pro Behörde eine Spitze, vertreten sein; auch die nichtbeamtete Bevölkerung ist gleichfalls im beschränkten Umfang zugelassen. Als Tag der Brückensprengung, die genau nach pariser Muster ausgeführt wird, ist der elfte August in Aussicht genommen worden; die Republik hofft, auf diese Weise die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Bestehen einer Verfassung hinzulenken.

In Paris sind die Aufräumungsarbeiten in vollem Gange. Unter den Trümmern hat sich ein Buch mit dem Titel „Till Eulenspiegel" angefunden; doch wird das Werk mit der Explosion nicht in Verbindung gebracht, da es unmöglich eine zündende Wirkung gehabt haben kann. Daß der Graf Keyserling einen Knall hat

vernehmen können, entspricht den Tatsachen. Die Fülle der Beileidstelegramme, die in Paris stündlich einlaufen, ist

groß: Mussolini, Ford, Edison; alte Brückenbauer wie Otto Wels und Hermann Müller haben gratuliert; Ich und die Kaiserin sind auch dabei.

Nach Lektüre aller Leitartikel aber zeigt uns dieser Vorgang wiederum aufs neue:

die Vergänglichkeit der irdischen Werke;
die Größe Italiens;
die Wahrheit des christlichen Gedankens;
die Notwendigkeit der Beibehaltung der Simultan-Schule;
die Notwendigkeit der Abschaffung der Simultan-Schule;
die Schurkerei des Bolschewismus;

sowie

die Dringlichkeit des Baus einer neuen Eisenbahnbrücke im Kreise Oldenburg-Nord

(Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen!)

P. S. Wie wir soeben von unserm Spezialkorrespondenten erfahren, handelt es sich nicht um den Pont de l'Alma, sondern um die Tower Bridge; auch ist diese Brücke nicht in die Luft geflogen, sondern sie wird frisch gestrichen. Eine Änderung unsres grundsätzlichen Standpunktes kann dies natürlich nicht herbeiführen.

Ereignisse haben manchmal unrecht — die Zeitung hat es nie.

Gedanke, Wahrheit von Moritz Heimann

Alles ist körperlich — die Affekte sind kalorische Vorgänge und das Denken ist ein Gleichgewichtsvorgang.

*

Das, was am Ende wirklich geschieht, als ein Hervortreten der „Idee" anzusehen, ist zumindest ein Irrtum. Was geschieht, ist die ungeheure Summe aus einer ungeheuren Anzahl von Summanden, deren jeder letzlich ein einzelner Mensch ist, das heißt ein mittelmäßiger Kopf, ein eigensüchtiges Herz; natürlich nicht eine einfache Summe von Summanden, da durch die unzähligen Kreuzungen dieser manche gehemmt, geschwächt, aufgehoben, umgebogen werden. Diese Summe ist jeder, der mit ihr operieren, arbeiten, schaffen will, gezwungen, aus Gründen der Höflichkeit, aus Resignation oder Ironie „vernünftig" zu nennen. Nicht, was ist, ist vernünftig, sondern wir nennen es nur so, um mit ihm zu tun haben zu können. In der Geschichte der Menschen wird also nicht die Idee der Menschheit sichtbar, sondern ihr empirischer Durchschnitt; den Idee zu nennen, mag immerhin dem Satiriker frei stehen. Idee, Vernunft ist in ein paar Individuen.

*

Der tiefste, der überraschendste Gedanke ist uns sogleich auf endgültige Weise vertraut; wie wir ja auch überrascht wer-

den durch den Besuch eines Freundes, nicht durch den eines Fremden.

*

Die Tatsache, daß es so etwas wie Kunst gibt, also daß es ein die Kunst aufnehmendes Publikum gibt, beweist zum mindesten, daß jedem Menschen eine andre als seine mitgegebene, erfahrungsmäßige Existenz möglich erscheint und zuweilen sogar innerlich anklingt; darüber hinaus aber sogar, daß jedem Menschen eine ideale Existenz vorschwebt, denn ohne eine solche würde es keinen Anreiz zum Urteilen, zu Gefallen oder Mißfallen geben, geschweige denn einen wenn auch unbewußten Kanon. Wie sehr der Mensch einen innern Gebieter und Vormund aller Grade von Dummheit aufweisen kann — geht daraus hervor, daß er imstande ist und sogar den Trieb dazu hat, aus einer einzigen Erfahrung eine Maxime zu machen oder durch eine einzige Erfahrung eine Maxime für sich selbst zu beglaubigen. Ohne diese Tatsache würde es allgemeine moralische Sätze überhaupt nicht geben; denn niemand würde soviel Erfahrung erleben, daß er aus ihnen einen den bescheidensten Ansprüchen an Wahrscheinlichkeit genügenden allgemeinen Satz destillieren könnte.

*

Gedacht wird selten; immer nur gelesen und dazu gemeint und dann vergessen, daß gelesen wurde.

*

Wer unmittelbar wirken will, wird — offenkundig oder verborgen — aphoristisch. Und insofern ist jede menschliche Gedankendarstellung aphoristisch, mit Gradunterschieden.

*

Meinungen haben, heißt noch nicht denken. Auch Meinungen beweisen, heißt noch nicht denken. Es gehört zum Denken eine größere Freiheit von Eitelkeit, parti pris, Selbst- und Weltsucht. Die meisten Meinungen kommen zustande, indem man vergißt, wo man sie gehört oder gelesen hat.

*

Nicht in der Heftigkeit, sondern in der Richtigkeit eines Gedankens liegt schließlich doch sein Wert, wie seine Wirkung.

*

Wenn man beobachtet, wie wenig Wahrheit nur von einer Familie zur andern vorhanden, ja möglich ist — von allem Individuellen abgesehen, infolge der bloßen Tatsache, daß jede Familie einen Mittelpunkt hat, auf den sich alle ihre Erlebnisse wichtiger beziehen als auf jeden andern Punkt der sittlichen Welt, so daß ich zum Beispiel die gegen mich bewiesene Unwahrhaftigkeit einer Frau ihrem Ehemann nur verraten kann, indem ich das Vergehen in seiner Wirkung möglicherweise bis zum Tragischen steigere — und wie diese Tatsache innerhalb der Familie automatisch Lügen zeugt, wiederum vom Individuellen ganz abgesehen, so ist es unmöglich zu erwarten, daß über Völker, Religionsgründen, Kirchen, Rassen und andres Wahrheit das letzte Wort sagt.

*

Wer weiß denn, wie lange ein kühner Gedanke von den Mächten lebt, gegen die er aufsprang.

*

Es gibt Gedanken, die herrschen, und Gedanken, die dienen; jene veranlassen einen sittlichen Tatbestand, diese drükken einen aus; jene verführen, diese führen; jene sind dämonisch, diese genial.

*

In jedem Denken ist Herrschen, will Herrschen sein. Man denkt daher immer besser, schneller, tiefer, überraschender für den leicht Überzeugten, besser gesagt: für den Gläubigen. Daher die Tendenz zum Anhänger und der Wunsch solcher.

*

Es ist nicht viel, große Gedanken zu haben, sie fliegen wie Luft zwischen Himmel und Erde, von den Bäumen und aus den Mündern der Menschen ausgeatmet. Leicht atmet sie der stets bereite Geist im Wandel, im Zufall ein. Aber wenn vom großen Gedanken in die kleinen Handlungen des Tages und des Herzens soviel eindringt, daß sich ein Tropfen Süße in der Seele niederschlägt, dann, nur dann hast du — den Gedanken, hat er dich. Dulde nicht, daß er dich durch Stolz nur noch selbstsüchtiger mache.

*

Richtig — Wahr: In jedem wahren Gedanken steckt etwas Neues, Imperatives; daher das Richtige, bis zur Verwegenheit getrieben, dem Wahren zu widersprechen gereizt ist, indem es darauf aus ist, eine widerspruchslose Verknüpfung von durchaus bekannten Dingen zur Geltung zu bringen, das heißt es ist reaktionär. Wahres kann Richtiges werden; es gibt aber auch Wahres, das immer neu ist, weil es noch nie zu etwas Richtigem degradiert und sterilisiert werden konnte.

*

Zugunsten einer Idee sich unabhängig machen vom Gedanken an den eigenen Vorteil ist nicht selten; schwerer und seltener ist es, von der Ökonomie seiner Klasse unabhängig werden.

*

Ein Mensch, der nur das Partielle ansieht, wird immer richtiger urteilen, als einer, der darüber hinaussieht. Die Wahrheit steckt im Ungewissen.

*

Die Nuance, um welche man mißversteht, wird Ausgang eigner Gedanken.

*

Wir dürfen keine Ideen haben, die Ideen müssen uns haben.

*

Wahrheiten werden geschaffen, nicht konstatiert.

*

Wo erkannt werden kann, da ist Zweiheit; die Zweiheit kann nicht erkannt, sondern muß geschaut werden. Was geschaut werden kann, das gehört in die Sphäre der Schönheit.

Aus nachgelassenen Aphorismen

Frauenraub von Oskar Baum

„Sage mir, wie man in Deinem Lande um Frauen wirbt, und ich weiß alles über Dich und Dein Volk." Dieser alte arabische Spruch ist voll tiefer Welterfahrung.

Die Frau steht vor der Tür zu den erlösenden Naturkräften. Ob der Mann den Zutritt erdient, erstürmt oder erlistet, entscheidet über seinen und seines Gemeinwesens Charakter und sein Schicksal.

*

Im Kaukasus gehörte es bis zum Kriege noch zum guten Ton, daß jede Braut aus besserm Hause nur durch gewaltsame Entführung bei Nacht und Nebel, zumindest dem Schein nach, erobert wurde.

Bei manchen alten Kulturvölkern auf gar nicht geringer Stufe gab es eine Liebesnacht als Brautschau. Portias Rätselspiel mit den drei Kästchen im „Kaufmann von Venedig" ist bekanntlich nur eine verschämte hoffähige Verkleidung dieses Brauchs.

Im heutigen Rußland soll gar eine Probezeit von drei Jahren festgesetzt sein, nach welcher erst die Ehe als vor dem Gesetz geschlossen und bindend gilt.

*

Die Flucht aus der Konvention, den Fesseln des Kulturdünkels, der gesellschaftlichen Vorurteile setzt seit jeher an dieser Stelle ein.

Frank Thieß, der zarte Seelenkenner, der zumal der Frauenseele bis in die verborgensten Empfindsamkeiten nachspürt, läßt in seinem letzten Roman „Frauenraub" (Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam) den verdrängten Urtrieb in hochentwickelten, reinen und redlichen Menschen plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt zur Herrschaft gelangen.

Ein strebsamer berliner Architekt und die treue Gattin seines besten Freundes reißt eine zufällige Begegnung, eine gedankenlose Berührung in besinnungsloser Gier zueinander. Sie widerstreben vergebens.

Wie dieses Paar, zu ehrlich zum Betrug, vor der bürgerlichen Zwangsordnung flieht, aber auf dieser Flucht allmählich selbst zu dieser Ordnung, zur Ehe sich entwickelt, sich dabei aber nicht etwa sinken fühlt, sondern steigen, sich erheben, zu höchster Reife entfalten — diese zarten Überraschungen machen das Wesentliche des Buches aus.

Weder die Geschehnisse, die sich entwickeln, noch der Sinn, der hinter ihnen aufleuchtet, bieten etwas überraschend Neues und doch fühlt man eine bedeutsame Wandlung mit sich geschehen, wenn man diese Entführung und Flucht ratloser guter Menschen miterlebt, die nichts als ihr unbefriedigtes Blut verbindet. Ist es die Liebe, von der Nietzsche sagt: „Zwei Tiere, die einander erraten"?

Vielleicht. Aber — man wird von dem gläubigen Dichter verführt, es zu glauben — aus dieser primitiven Bindung, deren sich unser besseres Ich mit Recht, nicht aus Unnatur und Verbildung schämt, wächst ein reines Glück:

„Es ist schrecklich für uns Frauen, dies einzusehen, aber ... die besten unter uns sind nur dem Mann treu, der gezähmt und wild zugleich, ein Geistiger und ein Räuber ist."

Und es ist kein geringer Zauber im Spiel, wenn dies Glück inmitten der Naturwunder eines herrlichen Winkels der Provence nicht einen Augenblick die Agierenden wie den Zuschauer langweilt. Die Entwicklung steht nie still. Keine Situation, kein Liebesaugenblick wiederholt sich. Stärkste Spannung durchzittert das Abenteuer von Anfang bis zu Ende. Aber das Kind der geadelten Sinnlichkeit stirbt. Vermag der Urtrieb nur noch aufzubegehren, aber nicht mehr fruchtbar zu werden?

Der Dichter will es nicht sagen, aber er sagt es. Er ist zu ehrlich und echt, um zu bramarbasieren.

Die Frau kehrt zu ihrem ersten Mann zurück, weil — die Liebe zum Entführer nun unvergänglich, seine leibliche Nähe nicht mehr braucht. Ist dieses Umbiegen, dieses Zurückkehren in die bürgerliche Stille wirklich in der Tragik einer heutigen Seele gelegen? Ist — sobald der Sturm des Urtriebs ausgetobt hat — der Nur-Seelenfreund, der aus seinem Fiasko gelernt hat, der rechte? Kann hier Einsicht helfen?

Weise Worte sind an dieser Stelle über die Notwendigkeit der Treue und der Untreue, des Urtümlichen und seiner Wandlungen gesagt. Aber die Frage, die in dem Roman so schön beantwortet schien, steht am Ende wieder auf: „Ist das ein hundertprozentiges Leben, wenn man hemmungslos lebt?" Einfacher und klarer gefragt: „Liebt man hundertprozentig, wenn man hemmungslos liebt?"

Schopenhauer meinte: „Es geht so und so nicht!"

Peter Altenberg aber hätte gesagt: „Ich glaube, Du kannst Deinem Mädchen bei Tage nicht ins Auge sehen, wenn Du bei Nacht ganz aufrichtig warst. Du mußt Dich also entscheiden: Ist es besser, wenn Dir der Mut bei Tage oder der Mut bei Nacht fehlt?"

Wiener Theater von Alfred Polgar

„Buridans Esel",

Altes Lustspiel von Flers und Caillavet, beschwört eine Welt der Gefühle, Reden, Scherze und Beziehungen herauf, die es nicht mehr gibt, wohl auch nie gegeben hat. Aber seinerzeit traf die Fiktion solchen Spiels auf Zuhörer, die in der Laune waren, himmelblauen Dunst zu atmen, ja, ihn vorzumachen gradezu als die eigentliche Aufgabe des Theaterschreibers empfanden. „Buridans Esel" ist ein Salon-Märchen. Es spielt zwischen lauter glücklichen Menschen, sogar der Gärtner mit Strohhut — beide fehlen selten in der französischen Komödie — hat ein Motorrad, so leicht man die Frauen bekommt, so leicht wird man sie wieder los, nach vierzehn Tagen schon verläßt die Freundin, vom Bett weg, vom Fleck weg, den Freund, nur drei Minuten zankt sie und zerschlägt nur eine einzige Vase (welches

Minimum an Erschütterung und Spesen!), mit dem Schmetterlingsnetz sozusagen fängt sich das prächtige, junge Mädchen den losen Falter, den sie will, und niemand hat eine Beschäftigung außer jener im und für das Lustspiel. Munter geht die Rede hin oder wieder oder hin und wieder, die Scherze sind symmetrisch angeordnet und steigern sich in der Wiederholung, Figuren und Vorgänge umspielt freundlich ein Strählchen Ironie, sanft quillt und lavendelsalzig Träne des Gefühls. Doch fest gemauert in der Luft steht die dreiaktige Form, ein Zeichen feiner, längst verlorener und vergessener Stückebau-Kultur.

Mit leichtem Witz und leichter Hand ordnet der Regisseur Iwan Schmith, in Reinhardts Wiener Theater, das Kleingetriebe solchen Spiels, en mettant des points sur les i. Hermann Thimig in Nöten und Verlegenheiten, das heißt Hermann Thimig in seinem Element. Meine Nachbarin sagte immer wieder leise vor sich hin: „So ein lieber Kerl!", wobei das „lie" stets länger wurde. Keine erschöpfende Kritik, doch immerhin, das Wesentliche trifft sie. Herr Delius spielt einen Mann, der nichts zu sagen hat, aber viel zu reden. Er macht das sehr geschmackvoll. Fräulein Geßners Trocken-Clownerie ist doch die beste. Die Rolle des Dieners verlangt nach einem Komiker, nicht nach einem Darsteller, der ihr, wie Herr Daghofer, Saures gibt. Frau Barnay ist eine sichere Salondame, welche Konversation macht wie nichts.

Die herb-süße Heldin des Spiels: Karin Evans, neu für Wien. Eine außerordentlich begabte junge Dame, straff und klingend („wie eine gespannte Saite" wäre hinzuzusetzen), voll Temperament und Entschiedenheit in Ton und Gebärde. Man hört das sogenannte Theaterblut in ihr kochen.

Cottonopolis von Morus

Die Manchesterleute — nicht die Seminaristen Lujo Brentanos, sondern die richtigen aus der Baumwollstadt Manchester — sind unter die Schutzzöllner gegangen. Der Weg war übrigens nicht sehr weit, denn die Bürger von Cottonopolis, wie man dieses trübselige Millionennest in England getauft hat, sind ziemlich unverdient zu ihrem Weltruhm gekommen.

Auch wenn der festlichste Saal dieser sehr unfestlichen Gegend den Namen „Freihandelshalle" führt und auf den Straßen die Freihandelsführer, Cobden und Bright, in Bronze gegossen, den Zeigefinger erheben, sind die Spinner und Weber von Manchester niemals begeisterte Freihändler gewesen. Die „Manchesterbewegung" richtete sich zunächst gegen die Getreidezölle, wofür die Kattunfabrikanten natürlich samt und sonders zu haben waren. Aber als dann daraus ein Propagandafeldzug für den unbeschränkten allgemeinen Freihandel wurde, war man in Manchester wenig erbaut davon. Die Stadt, die im ‚Manchester Guardian' heute noch das einflußreichste und vor-

züglichste Organ des unbedingten Freihandels beherbergt, sympathisiert seit langem schon mit der konservativen Partei. Merkwürdiger vielleicht noch: die Nachbarstadt Liverpool, das Ausfallstor für den Textilbezirk von Lancashire, ist politisch ausgesprochen konservativ. Gladstone, der große liberale Führer, ist zwar Liverpooler von Geburt und hat dafür auch sein Denkmal bekommen, aber bekehrt hat er seine Landsleute nicht. Eher schon halten die Liverpooler zu ihrem Landsmann Lloyd George, der als Liberaler das zweifelhafte Verdienst hat, den dreiunddreißigprozentigen Schutzzoll in England eingeführt zu haben.

Der Ruf nach Schutzzöllen beruht in neun von zehn Fällen auf einem Denkfehler. Die Schutzzollforderung der Manchesterleute gehört nicht zu den Ausnahmen. Der englischen Textilindustrie, immer noch der größten der Welt, geht es seit einigen Jahren, als Rückschlag auf eine unvergleichliche Hausseperiode, schlecht. Der Export der Baumwollindustrie ist um 38 Prozent geringer als vor dem Kriege, die Maschinen sind nur zu 60 Prozent ausgenutzt, die Produktionskosten deshalb so hoch; in der Wollindustrie steht es nicht viel besser. Billigern Auslandswaren, auch manchen sächsischen Fabrikaten, ist es gelungen, in England selbst zu konkurrieren. Erhebliche Bedeutung kommt dieser Konkurrenz nicht zu, aber sie ist, ähnlich wie bei uns in solchen Fällen, für die Unternehmen ein bequemer Vorwand, Schutzzölle zu verlangen, um im Inland die Preise hochtreiben zu können und damit die Verluste auf den Auslandsmärkten wiedereinzubringen. Die Wollweber machten den Anfang und setzten auch für einige Spezialprodukte ihre Zollforderungen durch; allmählich kommen auch die Baumwollfabrikanten auf den Geschmack und versuchen auf ihre konservativen Parteifreunde einen Druck auszuüben. „Lancashire under the hammer", ist das Schlagwort. Lancashire wird zerschlagen und zermalmt, wenn man ihm nicht hilft — die Melodie ist uns nicht unbekannt.

Gewiß gibt es auch noch andre Industriekreise, die versuchen wollen, durch bessere Organisation und rationellere Ausnutzung der modernen Betriebe sich selbst zu helfen. Im Gegensatz zu dem noch sehr vorsintflutlichen Individualismus der englischen Schwerindustrie ist man in Cottonopolis — auch das gegen alle Regeln des Manchestertums — bereits ziemlich kartellfreundlich; lieber allerdings möchte man einen großen Textiltrust bilden, um dann planmäßig Stillegungen durchzuführen. Daß man damit die großen asiatischen Absatzgebiete wieder gewinnen wird, ist zwar nicht sehr wahrscheinlich. Man kann eben nicht, wie England, ganze Weltteile mit Maschinen installieren, ohne daß dann auch dort etwas produziert wird. Aber ein Schritt vorwärts wäre die Konzentration schon.

Freilich kann die englische Textilindustrie heute nicht mehr tun und lassen, was sie will. Sie ist in sehr starkem Maße vom Finanzkapital abhängig. Das ist ihre eigentliche Art. Die Kriegsgewinne und der angesammelte Bedarf der ersten Nachkriegszeit hatten in Lancashire eine Hochkonjunktur zur Folge, die die schlichten Master Spinners auf das schamloseste ausgenutzt haben. 1912 verdiente man in Cottonopolis einen halben Penny an einem Pfund Garn, 1915 über einen Penny, 1916 zweieinhalb Pence. 1917 war man bei zehn Pence angelangt und 1920 bei anderthalb Shilling. Bei den Webereien stieg der Verdienst auf das zwölffache; recht niedlich, auch wenn man für die innere und äußere Geldentwertung in England etwas in Rechnung setzt. Der Erfolg war ein ebenso maßloses Ansteigen der Aktienkurse, und das wiederum trieb zu einer leichtfertigen Vergrößerung der Betriebe und Aufnahme neuen Kapitals, das aber nach englischer Art nur zum geringen Teil eingezahlt wurde.

Als dann die einmalige Hausse vorüber war und der Rückschlag kam, waren die Unternehmungen überkapitalisiert, unbeschäftigt und konnten das aufgenommene Geld nicht verzinsen. Am prekärsten war die Lage grade bei den technisch modernsten Werken, die ein paar Mal den Eigentümer gewechselt hatten und durch die Verkäufe unmäßig im Preise in die Höhe getrieben waren. Diese Kalamität ist bis heute nicht behoben. Die Kleinkapitalisten, vielfach auch die eignen Arbeiter, die 1919 und 1920 schnell etwas einzahlten, um sich ein paar Textilanteile zu sichern und die Hausse mitzumachen, sind nicht mehr in der Lage, den Rest auf ihre Shares zu bezahlen. Den Unternehmungen bleibt nur die Aufnahme teurer Bankkredite, mit dem Ergebnis, daß die Textilindustrie von Lancashire heute weitgehend von den Banken kontrolliert wird. Die englischen Großbanken halten zwar offiziell noch an der Fiktion fest, daß sie die Industrie nicht finanzieren, in Wirklichkeit sind sie, unter Zwischenschaltung von Privatbankiers, die eigentlichen Herren in Cottonopolis. Sie haben es in der Hand, durch einen Schuldennachlaß die Unternehmungen wieder flott zu machen und auf eine schmälere, aber gesunde Basis zu stellen.

Bisher haben sich die Finanzgebieter der City noch nicht zu einer Schuldenregulierung aufschwingen können, obwohl die Regierung, und insbesondere Herr Baldwin, jetzt sehr eindringlich zu mahnen anfängt. Aber das ändert nichts an dem Tatbestand: die Krise in der englischen Textilindustrie ist, im Gegensatz zu der Krise in der rückständigen englischen Schwerindustrie, von Haus aus keine Produktionskrise, sondern eine Finanzkrise. Sie wird deshalb, über kurz oder lang, auch ohne Schutzzölle überwunden werden.

Bemerkungen

Moskauer Gorki-Feier

Wer könnte je diesen Abend vergessen in dem Klubhaus der Eisenbahner, wo die moskauer Arbeiter Maxim Gorki begrüßten und feierten! Die Herzen des Volkes taten sich auf und man konnte tief hineinblicken in das Gefühlsleben der Masse, das sich hier im Klub bei festlichem Anlaß entfaltet und die Werktagskruste aus Müdigkeit und Sorgen durchbricht. Ach, sie sind so hungrig nach Anerkennung in dem Meer von Haß, dessen drohendes Rauschen ihnen täglich aus vier Erdteilen entgegenhallt, sie sind so gierig nach einem Wort der Achtung vor dem riesenhaften Werk des ersten Arbeiterstaates der Welt, dem sie mit dem Einsatz der letzten Kraft dienen.

Im Vorsaal steht eine gigantische Lokomotive aus Papiermaché. Sie trägt Dir den Leitspruch entgegen: IM KLUB LERNE UND ERHOLE DICH! Weit mehr als tausend Arbeiter und Arbeiterinnen füllen den Saal und seine Galerien. Auf jedem Sitz ein Programmheft. Blutigrot zieht sich, die Balustraden verhängend, die grade Linie der einfachen Stoffdekoration bis zur Bühne, wo sie in die Inschrift mündet: UNSERN FLAMMENDEN PROLETARISCHEN GRUSS MAXIM GORKI! Dort, auf der Bühne, sitzt er an einem langen Tisch inmitten all der Funktionäre, Bevollmächtigten und Vertreter, den Kopf müde in die Hände vergraben. Diese Huldigung ist nicht die erste und nicht die letzte. Zehntausende erwarteten ihn am Bahnhof, Tausende waren bei dem Festempfang des moskauer Sowjet im Großen Theater. Und doch ist es hier anders: es ist der Empfang der MGSPS, der Empfang der Gewerkschaften und die Gewerkschaften sind die Herzkammer des sowjetstaatlichen Blutkreislaufs. Auf der Bühne, hinter dem Tisch des Ehrengastes, ragt diamantenhaft von innen beleuchtet wie ein riesenhafter Altar das Symbol des moskauer Gewerkschaftsrates in die Kulissen.

Tomski spricht. „Gorki", sagt er, „konnte vielleicht abweichen, von dem was wir für richtig halten, aber die Arbeiterklasse verlassen konnte er niemals." — „Er soll bei uns bleiben!" schreit eine verhärmte Arbeiterfrau von der Galerie und ohrenbetäubendes Klatschen bezeugt, daß Volkesstimme laut geworden ist. Es sprechen die Vertreter der Betriebe und der Einzelgewerkschaften, die Fabriken „Dynamo", „Sichel und Hammer", „Brotfabrik Nr. 1", der Verband der Ingenieure und Techniker, die Bauarbeiter — es nimmt kein Ende. „Was für den Russen gerade gesund ist, daran stirbt der Deutsche", sagt die Spruchweisheit des russischen Volkes, seine Sucht zu Mammutmassen in allem und jedem selbst ironisierend.

Welcher Märchenkönig des Morgenlandes könnte sich rühmen, solche Ehrengeschenke erhalten zu haben wie der Dichter hier im Lande der Arbeiter von den Arbeitern. „Ich gebe dir, unserm teuern Dichter, Maxim Gorki, im Namen von 150 000 Bauarbeitern das Mitgliedsabzeichen unserer Gewerkschaft, das ist, weil wir dich lieben". So spricht der Eine. „Ich begrüße Dich als alten Kollegen", sagt der Sprecher der Bäcker (Gorki war einmal Bäckergeselle) und weil Du so gut über die Kellerbäckereien von früher geschrieben hast und wie es den Bäckergesellen damals ergangen ist, schenke ich Dir das Modell unsrer neuen Brotfabrik Nr. 1. Du sollst sehen wir haben uns gebessert." Eine Arbeiterin erzählt bloß, daß sie unter dem Einfluß einer Geschichte von Gorki Rabkorr (Arbeiterkorrespondentin) geworden ist. Immer wieder: „damals", „in jenen alten Zeiten", und immer wieder der unbefangene naive Stolz, auf das Wunder, das die schwielige Faust vollbracht. Aufstehen und wieder aufstehen, Jubel, Begeiste-

rung, Tücherschwenken, Händeklatschen, Tränen ...

Und nun spricht er selbst: Seine Stimme bebt vorerst, wächst dann und wird schließlich, begleitet von weitausholenden Gebärden, rührend, eindringlich.

„Ich habe eine genauere Vorstellung von dem, was hier geschieht, als Ihr selbst. Ich war heute im Mausoleum meines toten Freundes Lenin. (Es herrscht angespannte, feierliche Stille.) Ich war niedergedrückt von traurigen Gedanken und eine große Müdigkeit ist über mich gekommen. Zehn Minuten später aber stand ich in dem vierzehn Stockwerke hohen Turm des Lenininstituts, wo sein geistiges Erbe in Panzerschränken aufbewahrt wird. Hier traf ich viele Studenten, die in dem freundlichen Lesesaal arbeiteten. Da wich die Müdigkeit von mir und auch die Trauer war verschwunden. Ich sah den kollektiven Lenin leben, der nicht sterben kann, weil er immer wachsend sich neu erzeugt."

Er schloß mit der in überquellendem Gefühl hervorgestoßenen Mahnung: „Was Ihr braucht ist Freundschaft, Freundschaft, mehr Freundschaft unter Euch, Genossen. Treibt die Kritik an Euch selbst, die Offenheit Euren Fehlern gegenüber, nicht zu weit! Der Feind steht vor dem Tor und freut sich über jeden Ton des Unfriedens. Freundschaft, Genossen, mehr, viel mehr Freundschaft!"

Wohin auch Gorki kam, er hörte immer wieder die Bitte: „Bleib bei uns und dichte für uns." Ein Arbeiter sagte ihm nach einem Zeitungsbericht: „Wir wollen so weit gehen und Dir keinerlei Parteiarbeit aufhalsen." „Du brauchst nichts zu tun, als zu dichten." (Die Pioniere waren unbescheidener: Sie verlangten, daß Gorki das Rauchen aufgebe.) Es gibt kein Volk auf der Erde, das eine solche Ehrfurcht vor dem geistigen Schaffen hat, wie die russische Generation der Gegenwart. Nicht nur jedes Volk hat die Dichter, die es verdient; auch jeder Dichter das Volk, das er verdient, und es gibt noch Dichterfürsten; nur der Hof hat gewechselt.

Bruno Frei

Strafgesetzskandal

Achtundfünfzig Jahre alt ist das Strafgesetz, das unsre Handlungen beherrscht. Achtundvierzig Jahre alt ist die Kritik, die es ändern will. Trotzdem werden zwölfeinhalb Millionen, die hinter SPD und KPD ihr Wahlkreuz gemacht haben, erleben, daß ein neues Gesetz beschlossen wird, welches das alte an Bosheit, Härte und Parteilichkeit noch weit übertrifft. Denn ihre Presse (mit der generellen Ausnahme der kommunistischen) übergießt den illiberalen Entwurf, den der Reichsrat mit besonders reaktionären Korrekturen versehen hat und der jetzt kraft eines sogenannten Überleitungsgesetzes in dieser Reichsratsfassung dem neuen Reichstag vorgelegt werden wird, mit liebenswürdigem Wohlwollen oder höflichem Schweigen, teils geblendet, weil der Ungeist in ein modernes Stilkleid schlüpfte, teils gelangweilt, weil spröde Paragraphen nicht so sensationell sind wie die erpreßten Zeugenaussagen einer Siebzehnjährigen über die Technika ihres ersten Erlebnisses. Dieses graue, unpikante Paragraphengespinst ist aber das Fundament jener Schandprozesse und Zuchthausqualen, die wir ihm in erster Linie danken werden und nicht nur den Ressentiments einer je schlechter bezahlten, desto kapitalistischer reagierenden Richterschaft und auch nicht nur dem Korporalsgeist der Strafvollzugsordnungen und jener Feldwebel, die sie vollstrecken.

Unsre wichtigste Aufgabe: der Skandal muß publik werden. Da die nichtkommunistische Presse nicht zu interessieren ist, muß die Aufklärung andre Wege nehmen. Einen beschritt der Element-Verlag, indem er Kurt Hiller ein kleines, für drei Groschen

käufliches Heft schreiben ließ. Der Respekt vor der Brille, die es besser weiß, und dem sachverständigen Talar ist den Deutschen eingedrillt. Schweigend erträgt das Volk der Rekruten den Skandal, ohne ihn überhaupt zu bemerken. Gegen solche Verdummung kann Hillers Gelbschrift helfen.

Was sie im Einzelnen fordert, ist hier nicht zu erzählen. Ihr sollt sie ja lesen. Die Haare werden Euch zu Berge stehen über Das, was da Recht werden soll an hemmungslos spießbürgerlichem Moraldrang, an Klassenkampf von rechts, an klerikaler Schikane. Hier nur ein Beispiel, noch lange nicht das grellste: ein Vater gestattet seinem dreißigjährigen Sohn, eine Freundin des Abends mit in die gemeinschaftliche Wohnung zu bringen, um mit ihr ein paar nächtliche Feierstunden zu haben, die Keinem schaden und Niemanden etwas angehen. Der Mann wandert als Kuppler statt bisher auf fünf jetzt auf zehn Jahre ins Zuchthaus, wenn ihn die vom freien Ermessen bestimmte Höchststrafe eines lebenslänglich verhinderten Moralisten trifft.

Hillers Gegenvorschläge sind keineswegs exzessiv: prinzipiell könnte sie zumindest die gesamte sozialistische Linke annehmen. Ich glaube, daß auch weltanschaulich keine entscheidenden Differenzen da sind, obwohl Hiller, der Marxens Ziele verwirklichen will, die marxische Philosophie, den historischen Materialismus, verwirft. Er selbst geht aus von dem Recht auf Leben, das als übersozialer, schlechthin absoluter Faktor in dem Tatbestand des Lebens integrierend enthalten sei. Diese Basis könnte bedenklich sein, wenn sie nämlich die Anerkennung eines liberalen Minimums an absoluter Ethik bedeuten sollte. Eine solche absolute Ethik, erschaffbar nur von unmittelbaren Inspirationsobjekten Gottes, gibt es nicht, und der Trick der beherrschenden Mächte besteht grade darin, ihre Klassenethik, ihre Geschlechtsmoral und Kirchendogmatik als absolute Sittlichkeit zu deklarieren. Diesen Schwindel macht Hiller keineswegs mit. Obwohl er sich als Schüler des bürgerlichliberalen Juristen Franz von Liszt vorstellt, kann auch der orthodoxeste Kommunist seinen Kernsatz unterschreiben: „Strafrecht ist Interessenschutz!" Nämlich Derer, die unten sitzen, vom Recht abgesperrt sind, der Machtlosen. — Das heißt also: der proletarischen Klasse, ihrer politischen und sozialen Helfer, aber auch der nur der Frisur nach befreiten Frauen, der bevormundeten Kinder, der verfolgten sexuellen und weltanschaulichen Minoritäten.

Zu bewahren bleibt bei alledem die Erkenntnis, daß das Verbrechen ein „sozialpathologisches Phänomen" ist, dem wohl eine Umwälzung der Gesellschaft, nicht aber ein simpler Parlamentsbeschluß gewachsen ist. Immerhin wäre es die Pflicht von 152 sozialdemokratischen und 54 kommunistischen Volksabgeordneten, gegen den schwarzblauen Schandentwurf reale Opposition zu treiben. Werden sies tun, besonders die Hundertzweiundfünfzig? Hillers Schrift könnte in ihrer Hand eine Waffe werden, die manchem Strafsenator und manchem Vollzugsfeldwebel die Arbeit erschweren würde.

Alfons Steiniger

Traum und Wirklichkeit

Nach den prächtigen Berichten aus der Wirklichkeit, nach „Petras Aufzeichnungen" legt Paula Schlier jetzt (im Kurt Wolff Verlag in München) das mit viel Interesse erwartete zweite Buch vor. Es heißt „Choronoz" und — das soll von vornherein bemerkt werden — ist eine nicht sehr glückliche Mischung von Wirklichkeitsdarstellung und Traumsymbolik.

Bei der Lektüre hat man immer wieder das Gefühl, daß ein ganz großer Könner bei diesem Buche

Pate gestanden hat: Franz Kafka. Aber — und das ist auch gewiß — der Pate ist ein zum mindesten nicht restlos verstandener Kafka. Und dann ist Paula Schlier — vielleicht sogar bewußt — im Fragment hängen geblieben.

„Ein Buch der Wirklichkeit in Träumen" heißt „Choronoz" im Untertitel. Doch Träume sind, selbst gut und gewissenhaft aufgeschrieben, immer etwas Flatterhaftes, etwas nur schwer Greifbares und meist etwas, dem trotz aller Kürze Konzentration und — Wirklichkeit fehlen. So ist das jüngste Buch Paula Schliers, im Ganzen betrachtet, weder Wirklichkeit noch Traum, es ist weder eine Spiegelung klaren Bewußtseins, noch eine Spiegelung tastenden Unterbewußtseins. Es ist eine Zusammensetzung aus beidem und — leider, leider! Paula Schlier — eine solche Zusammensetzung, daß nur schwer zu Ende zu lesen ist.

Oder haben wir das Lesen verlernt...?

„Choronoz" sind einzelne Traumbilder, und doch können sie nicht, will man verstehen, was die verschiedenen Bilder schließlich zu sagen versuchen, in irgend einer selbstbestimmten Auswahl gelesen werden. Ist im Anfang auch keinerlei Zusammenhang zwischen den einzelnen, sehr kurzen Kapiteln zu finden, so wird bei der Lektüre des ganzen Buches sehr wohl klar, daß Eines zum Andern gehört. Und daß aus den Träumen, durch die Wirklichkeitsbilder immer wieder, bis zur höchsten Steigerung — „Ja handeln! Handeln!" — die Klage des armen, des gequälten, des niedergedrückten Menschen spricht.

Warum nur die recht überflüssige Traum-Spielerei, warum nur, Paula Schlier, dieser Absturz in die Literatur? Diese Frau hat wirklich alles Zeug dazu, gradezu grandiose Wirklichkeitsbilder zu zeichnen. Hier nur ein Beispiel aus dem Kapitel „Der Augenblick des Handelns":

Es war nicht so, daß uns Mitleid mit den ersten Opfern auf der Straße ergriff; sondern Töten und Getötetwerden, das Erlöschen der Mittagssonne, Dunkelheit, Verwirrung zu Menschenknäueln, Schreie, Blut, Pest- und Schwefelgestank, der Brodem der Unterwelt vermischte sich uns zu einem einzigen Eindruck, zu einem einzigen Gesicht der Menschenschuld, die, gesammelt, zusammengelaufen, wie ein Tropfen von allen Seiten zu einer Blutlache inmitten der Straße, plötzlich aufstieg zu einer Feuersäule, sich neigte, wankte und, ein andrer Turm von Babel, sich wahllos auf die Massen stürzte und alle erschlug. „Seht, seht, wie der Böse mäht, seht, die Straße ist von Menschen totgefegt, seht, wie die Köpfe rollen, seht, o Entsetzen, er hat die Straße abgeschritten, seht, er kommt mit Riesenschritten zu uns herauf ins obere Zimmer!" riefen die Menschen um mich herum. Ich sah um mich. Die Herzenspanik hatte sich nun auch in eine äußere verwandelt, die Türen schlugen, Menschen kamen und gingen, sie liefen durcheinander, im Kreis, sie rangen die Hände, sie flüchteten in den Gängen. In diesem Augenblick wußte ich, daß der Moment des Handelns gekommen war, der letzte, aber auch der einzige bisher, der notwendig war, notwendig im einfachen, nackten, radikalen Sinn des Wortes, kein Spiel mehr, kein Versuch, nicht auch wieder Schuld, sondern Not, Not des letzten Augenblicks vor dem Tode, und nicht Not dieser Todesfurcht allein, sondern bitterste Verantwortung für ihn und für alle, die es traf. Es durchzuckte mich mit einem Schlag. Jetzt oder nie entscheidet sich das Schicksal der Menschen, dachte ich...

Ja, Paula Schlier weiß zu beobachten und wie zu beobachten und außerdem noch etwas mehr als das, sie versteht die Wirklichkeit, das Beobachtete, alles Beobachtete aufzuzeichnen.

„Die Wirklichkeit hüllt sich dir nur jetzt noch in den Traum." So heißt es im Schlußabsatz des ersten Teiles von „Choronoz". „Aber allmählich wird sich bei dir das Innere, Feste, der Kern von der Hülle lösen, herausschälen und sicherlich dann — auch außerhalb des Traumes, und seines Schutzes und seiner Umhüllung nicht mehr bedürfend — für sich bestehen und ein Leben für sich führen können." — Allmählich? Paula Schliers Arbeiten sollten nur ohne Traumhüllen, als Aufzeichnungen aus dieser Zeit und ihrer Wirklichkeit geschrieben werden, und sie werden — dessen sind wir gewiß — sehr wohl „für sich bestehen und ein Leben für sich führen können".

Wir können auch hier nur noch einmal sagen, was wir gelegentlich des Erscheinens von „Petras Aufzeichnungen" ausgesprochen haben: man möchte Paula Schlier bitten, ihr Leben, das Leben eines grundehrlichen Menschenkindes, auch fernerhin aufzuschreiben. Doch wenn wir diese Bitte hier wiederholen, so fügen wir heute allerdings die Einschränkung hinzu, es mit Traumbildern genug sein zu lassen. Paula Schlier kann mehr. Und die Wirklichkeit unsrer Gegenwart wirklich und wahrhaftig zu schildern, ist mehr.

Arthur Seehof

Europa

Deutschland ist der Tempel der Servilität. Offensichtliche Gemeinheit gibt es in Rom und Neapel wohl mehr; dafür wuchert bei den stolzen Germanen die Selbsterniedrigung, Dies Volk ist auf den Knien geboren.

*

Patriotismus ist im modernen Europa lächerliche Torheit.

*

Ich stehe politischen Dingen kühl gegenüber. In nur zweihundert Jahren ist Europa ein freies Land.

*

Man beginnt in Europa einzusehen, daß die Nationen immer nur den Grad der Freiheit innehaben, den ihr Mut ihrer Angst abringt.

*

Jede Religion und jede Regierung soll mir recht sein, wenn nur kein Schutzmann hinter ihr steht.

Stendhal

Scharfe Definition

Aus „Minne und Liebe" von Emil Engelhardt, Neuwerk-Verlag, Schlüchtern, der „berufstätigen weiblichen Jugend" empfohlen:

„Da Liebe kein Geschehen im Sinnlichen, sondern ein Wirken am Sinnlichen, ein Sein im Hintersinnlichen ist, findet jede Liebe ihre Ernte."

Liebe Weltbühne!

Jules Renard und Tristan Bernard unterhielten sich eines Tages über den Ruhm:

„Der Ruhm", sagte Renard, „ist ein herrlicher Gedanke, selbst wenn ... Victor Hugo war vierunddreißig Jahre alt, als er einmal in einem vergessenen Winkel hinter einer kleinen Kirche seinen Namen in eine Mauer eingekritzelt fand ..."

Darauf Tristan Bernard:

„Ja. Bei seinem zweiten Besuch ..."

Der unentwegte Oberstaatsanwalt

Er ist des Rechts Bewahrer und Verwalter.
Die welke Hand bricht rüstig noch den Stab.
(Mit 74 — welch ein schönes Alter! —
hat man sonst Anrecht aufs Familiengrab.)

Wie Pergament hockt der Geschickelenker.
Vergilbt, zerknittert. Doch die Mumie haßt.
Was sie umkrallt, entgeht nicht leicht dem [Henker.
Verloren ist das Haupt, das ihm nicht paßt.

Um den Talar des würdevollen Greises
spielt kühler Hauch von Mord und Moderduft.
Er risse gern, an Hand des Schuldbeweises,
die halbe Menschheit mit in seine Gruft.

Er kann wohl richten, doch er kann nie irren.
Solang der Knochenmann am Sessel klebt,
wird immer wieder wohl ein Richtbeil klirren, —

Wie lang man doch vom Blut der Andern lebt!

Karl Schnog

Antworten

Strahlender Familienvater. „Benvenuto Hauptmann hat sich mit Elisabeth Hermine Auguste Victoria Prinzessin zu Schaumburg-Lippe verlobt. Das Oberhaupt der Schaumburg-Lippeschen Familie, der ehemals regierende Fürst Adolf, der ältere Bruder der Braut, hat bereits seinen Konsens gegeben, so daß auch familienrechtlich keine Schwierigkeiten mehr im Wege stehen, obwohl die Brüder der Fürstin aus vermögensrechtlichen Gründen mit der Heirat nicht einverstanden sind." Recht so. Der deutschen Zwietracht mitten ins Herz!

Zeitungsleser. Sie sind enttäuscht, daß aus dem Mordfall Pernetta nun keiner geworden ist. Es stand so eine riesengroße Sensaiton in Aussicht. Kampf um Indizien, ein Angeklagter, der mit letzter Kraft seine verzweifelte Position verteidigt. Am Zeugentisch zwei Frauen, die sich nicht ohne Wutgefunkel in den Augen ansehen können: — die verlassene Gattin und die Verführerin. Was wäre der Fall Maurizius neben dem Fall Gleißner gewesen! Jetzt ist, dank den Bemühungen eines geduldigen und scharfsinnigen Untersuchungsrichters, aus dem aufregenden Mord ein gewöhnlicher Selbstmord geworden, und Sie schütten mir brieflich Ihren Zorn aus über die skandallüsterne Journaille. Erlauben Sie — hier scheint mir nicht der Reporter zu bemakeln zu sein, sondern eine ganz andre Stelle. Der Journalist ist nur der Diener einer sehr neugierigen Bestie, des Publikums nämlich, zu der Sie, Verehrtester, ebenso wohl zählen wie ich. Aber warum gibt die Polizei in dem noch gar nichts besagenden Stadium einer Voruntersuchung Material aus den Händen, welches das privateste und sekreteste Leben der in den Fall verwickelten Personen enthält? Warum muß man erfahren, daß die Ehe des Herrn A. mit seiner um zehn Jahre ältern Frau schon lange verdunkelt war, mit welchem Recht wird preisgegeben, warum Frau B. „eine noch recht ansehnliche Vierzigerin an jungen Männern Gefallen fand..."? Sowas wirkt empörend, selbst wenn es öffentlich im Gerichtssaal mit Fangfragen von schwer beschuldigten, zu dreiviertel überführten Angeklagten herausgeholt wird. Aber in der Voruntersuchung ist man nicht überführt, nur denunziert, und oft aus recht schmutzigen Gründen. So kann Einer, wenn auch der Verdacht schließlich zerplatzt, zeitlebens zu einem wahren Höllendasein unter prüden und mißtrauischen Mitmenschen verurteilt werden, nur weil die Polizei ihr Amtsgeheimnis weniger schwer nimmt als es jedes Bankinstitut tut. Ich frage: ist die intime Sphäre eines Menschen weniger wichtig als sein Bankfach?

Diplomat. Ich habe mir von dem Spionagegewerbe niemals hohe Vorstellungen gemacht und seine Romantik immer romanhaft gefunden. Außerdem gibt es, wie bekannt, eine beamtete Spionage, die von den Herren Militärattachés betrieben und durchweg erfolgreich betrieben wird. Auch werden die Rüstungen der Militärstaaten in solchem Tempo gefördert, daß das Geheimnis von heute schon Allerweltsgut von morgen und Makulatur von übermorgen ist. Darüber ist die professionelle Spionage arg in Rückstand gekommen, ja, sie befindet sich in elendestem Verfall, und die sie ausüben, sind spottdumme Kerle, arme Teufel, die nach etwas Trinkgeld haschen und in nichts mehr an die Großmeister von einst erinnern. Kommt da ein dänischer Hauptmann nach Berlin, um „etwas herauszukriegen", macht auf der Straße die Bekanntschaft einer jungen Dame, vertraut sich ihr an, sie sich wieder einem andern Herrn, und der geht glattweg ins R. W. M. und fragt einfach, was er wissen will. So was nennt man heutzutage eine Spionageaffäre... Und das schrecklichste ist, daß es grade in Deutschland passieren muß, wo es mit den eignen Landesverrätern so viel zu tun gibt, und wo man sich

überhaupt mit siebenfachen Stahlplatten gegen Verräter und Schnüffler gepanzert hat. Da kommt so ein Konsortium reiner Toren, mit Quäkergemütern und geöffnetem Herzen, und erwartet, in der Bendlerstraße ähnlich Gestimmte zu finden. Welch ein Bankrott! Heiliger Anspach, bitte für die Zunft! Aber schließlich hat jeder Militarismus die Spione auf dem Pelz, die er verdient.

Heinz Tichauer. Im Frühjahr dieses Jahres wurde auf Anregung der Achrr (Association Revolutionärer Bildender Künstler Rußlands) der größten und beliebtesten Künstlerorganisationen eine Bruderorganisation in Berlin die ARBKD. gegründet. Noch dieses Jahr findet eine große Ausstellung statt, die die ARKBD. für die russischen Künstler veranstaltet mit dem Thema „der Aufbau der Sowjet-Union". Desgleichen stellen die Künstler unsrer deutschen Organisation Anfang nächsten Jahres in Moskau als Gäste der ACHRR. aus. Mitglieder der ARBKD., die eine überparteiliche Organisation ist, können nur Künstler sein, die auf dem Boden des revolutionären Klassenkampfes stehen. Wir fordern alle revolutionären Künstler, die unsrer Organisation beitreten wollen, auf, umgehend ihre Adresse an Heinz Tichauer, Schmargendorf, Zoppoter Str. 53, zu senden.

Weltbühnenleser Darmstadt. Gesinnungsfreunde treffen sich jeden zweiten Donnerstag im Monat, erstmalig am 12. Juli 1928, im Herrengarten-Café, um 20 Uhr.

Arthur Goldstein. Sie schreiben: „In meinem Artikel ‚Seeckt will abrüsten' ist ein sinnentstellender Fehler geblieben. Auf Seite 970 am Ende des vorletzten Absatzes heißt es: ‚... das Nichtgesagte spricht so eindringlich, daß es nicht mißverstanden werden kann. An dessen Adresse richtet sich natürlich ...' Es muß heißen: ‚daß es zumindest vom deutschen Imperialismus nicht mißverstanden werden kann.' Ich bitte um Berichtigung." Was hiermit geschehen ist.

Freund Victor Auburtius. Der Tod hat einen von jenen Graziösen getroffen, die in der deutschen Presse immer seltener werden und die bei anspruchslosester Geste und liebenswürdigster Bescheidenheit im Zeitalter der durchs Telephon gepfiffenen Meldungen in jeder Zeile die Würde unsrer Sprache wahren. Es gab bei ihm kein „Zeitungsdeutsch"; man schlage in alten Jahrgängen des ‚B. T.' seine täglichen pariser Berichte auf und man wird oft kleine wohlgeformte Kunstwerke finden. Es wäre aber Unterlassungssünde, ihn einfach als Ästheten und Causeur abzustempeln. Grade in den Jahren vor dem Kriege hat er als pariser Korrespondent seiner Zeitung aufs schärfste den Chauvinismus hüben und drüben bekämpft, und gegen die Hetzpresse von Berlin und Paris hat der sanfte, immer etwas ironisch abgetönte Stilist Sätze mit Peitschenknall gefunden. So hat er den Zusammenbruch seines pariser Wirkens dreifach schrecklich erfahren. Da er zu lange in Frankreich blieb, wurde er interniert, und diese Jahre haben seine Gesundheit unterhöhlt. Er wurde nie wieder ein wirklich Aktiver, er blieb gern Betrachtender, er drängte sich nicht mehr an die Ereignisse; er hatte genug. Das Erlebnis von 1914 hat einen großen Journalisten erschlagen. Heiterkeit und Schmerz hatten sich in ihm innig gemischt; eine lächelnde Gelassenheit verbarg viel körperliches und seelisches Leid. So lebt dieser schöne lateinische Kopf in der Erinnerung eines jeden, der in diesen letzten Jahren das Glück hatte, mit ihm ein paar Worte zu wechseln.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Das moskauer Urteil von Morus

Wenn ein gelerntes Herrenvolk nicht das Recht hätte, immer Recht zu haben, müßte sich in diesen Tagen die qualifizierte Mehrheit aller Deutschen nach Kräften schämen. Was für ein Getöse hat das gegeben, als man im März ein paar deutsche Ingenieure und Monteure in Rußland in Untersuchungshaft steckte, weil sie im Verdacht standen, zugunsten und mit Wissen ihrer Firmen russische Staatsbetriebe geschädigt zu haben. Kein Mittel, das Publikum gegen Sowjetrußland aufzuhetzen, blieb unversucht. Und im Nu war eine Atmosphäre erzeugt, wie in jenen schönen Zeiten, da die Liga für deutsche Kultur an jeder Litfaßsäule die bolschewistische Hydra niederrang. Selbst die eifrigsten Rapallo-Männer bebten vor Zorn. Stresemann, damals noch in ungebrochener Mannesfrische, wetterte, daß es nur so eine Art hatte. Die deutsch-russischen Wirtschaftsverhandlungen, zu denen eben eine Reihe Prominenter aus Moskau nach Berlin gekommen waren, wurden selbstverständlich postwendend abgebrochen. Eigentlich hätte man schnurstracks die russische Botschaft Unter den Linden zumachen sollen, wenn man schon darauf verzichtete, Herrn Krestinski in persona als Geisel an das Brandenburger Tor zu nageln.

Der Botschafter Krestinski berichtete getreulich und beschwichtigend über den Ausbruch des Vesuvs in der Wilhelmstraße, und im Kreml war man klug genug, den furor teutonicus nicht noch weiter zu reizen. Die verhafteten Deutschen wurden zum Teil nach Hause geschickt, den andern Teil behandelte man so europäisch wie möglich. Man versicherte feierlichst, daß das Verfahren nicht gegen Deutschland und auch nicht gegen die deutsche Industrie, sondern gegen eine weitverzweigte Sabotageaktion, hauptsächlich gegen enteignete Emigranten und Ausländer ging, wobei einige Deutsche lediglich mitbelastet seien. Der Riesenprozeß, zu dessen Vorbereitung man in Deutschland sicherlich zwei Jahre gebraucht hätte, wurde mit erstaunlicher Geschwindigkeit vorwärtsgetrieben. Nach zwei Monaten lag eine dicke Anklageschrift vor, und eine Woche später schon wurde verhandelt. Die Verhandlungen waren so gründlich und öffentlich, wie es in Rußland und vielleicht auch anderswo durchaus nicht immer der Fall ist. Aber es half nichts. Schon am ersten Tage wurde an leuchtendster Stelle in Berlin schwarz auf weiß konstatiert, daß der Prozeß „sachlich bereits als erledigt gelten kann", weil das Gericht die Ladung einiger Entlastungszeugen aus Deutschland ablehnte. Das ging so weiter. Jedes Wort des Staatsanwalts wurde so aufgezäumt wie ein letzter Richterspruch — als ob in andern Ländern die Staatsanwälte nichts tun, als Entschuldigungen für die Angeklagten zu säuseln.

Aus den Zeugenvernehmungen ergab sich bald, daß manche Anklagepunkte abwegig waren, und daß namentlich die An-

schuldigungen gegen die AEG auf sehr schwachen Füßen standen. Immerhin blieb genug übrig, um den Prozeß als eine für den Sowjetstaat sehr ernste Angelegenheit zu rechtfertigen. Tatsächlich waren Sabotageakte vorgekommen, tatsächlich waren von den frühern Grubenbesitzern systematisch Bestechungsgelder gezahlt worden, tatsächlich waren Lieferungen und Abnahme ausländischer Lieferungen in einer Weise erfolgt, die man auch nach deutschem Recht zumindest als arglistige Täuschung und Untreue ansehen würde. Der ständige Einwand der deutschen Berichterstatter, daß alle diese Delikte „nur" durch Geständnisse und gegenseitige Denunziationen der Angeklagten erwiesen seien, dagegen nicht durch „Tatsachen", wirkte mittlerweile etwas komisch; denn wo gibt es eine Kriminaljustiz, in der nicht das Gedächtnis der Angeklagten als größter Triumph der Ankläger gilt? Auch wenn man schon annimmt, daß der eine oder andre der Angeklagten nicht mehr ganz klar bei Verstande war und daß der Selbstbezichtigungswahn in Rußland häufiger ist als in nüchternern Zonen: es wurde etwas viel eingestanden und zugegeben. So verbreitet ist auch im Donezbecken der Masochismus nicht, wenn es um den Kopf geht.

Die Schweinereien in den südrussischen Gruben waren schon ganz beträchtlich. Auch wenn nach deutschen Ordnungsbegriffen keine Verschwörerorganisation bestand, mit Eintragung ins Vereinsregister, erstem stellvertretendem Vorsitzenden, Schriftführer und Kassenwart, so hatte sich doch ein Klüngel von Leuten zusammengefunden, die planmäßig darauf ausgingen, die Sowjetindustrie zu schädigen und übers Ohr zu hauen. In keinem Bürgerlande der Welt würde sich ein Privatunternehmen, geschweige denn ein Staatsbetrieb, so etwas bieten lassen, ohne den Stall einmal gehörig auszuräuchern.

Trotzdem bleibt das Urteil, vom Westen her gesehen, ungeheuerlich. Die Todesstrafe ist an der Moskwa und am Don um nichts menschlicher als an der Spree, und daß man wegen etlicher Kutiskereien in einem so gefestigten und ruhigen Staate wie der Sowjet-Union ein Dutzend Menschen, wenn es gnädig abgeht, ein halbes Dutzend, an die Wand stellt, ist kannibalisch. Von Rußland her gesehen, gehört zu den Todesurteilen wohl weniger Mut als zu dem Freispruch der Deutschen. In keinem andern souveränen Staat würde man die Ausländer, darunter einen so zweifelhaften Kumpan wie unsern Landsmann Badstieber, laufen lassen, dagegen die eignen Leute exekutieren oder auf Jahre einkerkern. Man mag sich noch so sehr darüber freuen, daß die Deutschen mit dem Schrecken davongekommen sind — das moskauer Urteil bleibt eine Ungeheuerlichkeit.

Mit Klassenjustiz und Innenpolitik hat das nichts mehr zu tun. Das Urteil im Donez-Prozeß ist eine außenpolitische Verbeugung vor Deutschland. Die leitenden Sowjetmänner hatten nicht erst am Ende, sondern schon vor Beginn der Verhandlung eingesehen, daß es eine Dummheit war, wegen irgendeines importierten Monteurs oder einiger krummen Geschäfte sich auf einen Konflikt mit Deutschland einzulassen. Die unbeugsamen

Genossen im Kreml haben sich damit, wie schon bei mancner andern Gelegenheit, als biegsamer und geschickter erwiesen, als es in solchen Fällen die patentierten Gummidiplomaten des Westens sind. Sie haben die Courage gehabt, einen faux pas wieder gutzumachen. Das ist in der Außenpolitik ein so seltenes Ereignis, daß man es rot ankreuzen muß.

Die einzige Gefahr in diesem Augenblick ist, daß man in Deutschland die vernünftige Haltung der Russen als ein Canossa ansieht. Es ist ja wohl unvermeidlich, daß noch ein paar Tage lang die Blätter Lobhymnen auf die Lilienunschuld der deutschen Donez-Mannschaft singen werden, die selbst in der Hölle eines bolschewikischen Gerichts nicht geknickt werden konnte. Bedrohlicher wäre es, wenn sich jetzt im Auswärtigen Amt oder in der deutschen Industrie die Auffassung festsetzen würde: gegenüber den Sowjetbrüdern muß man nur auftrumpfen, dann kriechen sie zu Kreuze. Es soll gar nicht bestritten werden, daß der Sturm der Entrüstung über die Donez-Verhaftungen in Moskau seine Wirkung getan hat. Aber es wäre sehr verfehlt, aus diesem einmaligen Erfolge ein Rezept zu machen.

Die richtige Konsequenz wäre, daß die deutschen Firmen bei der Auswahl der Arbeiter und Angestellten, die sie nach Rußland schicken, noch vorsichtiger verfahren als bisher. Die Zeiten, wo in Rußland jeder ausländische Agent eo ipso zur Oberschicht gerechnet wurde und sich die üblichen zaristischen Herrenrechte herausnehmen konnte, sind leider vorbei. Auch die alten Rußlandkenner, die noch immer im deutschen Rußlandgeschäft bevorzugt werden, müssen sich schon daran gewöhnen, daß sich im Osten inzwischen einiges geändert hat, und daß sie im Sowjetstaat und mit dem Sowjetstaat nur arbeiten können, wenn sie sich ohne Vorbehalte auf das Sowjetregime umstellen. Dazu gehört auch, daß sie die Bemühungen der Sowjetregierung, die alte zaristische Korruption auszurotten, respektieren. Es besteht kein Zweifel, daß auch heute noch in Rußland die Korruption blüht und mit einem warmen Händedruck manches zu erreichen ist. Aber zum Unterschied von früher wird diese Korruption bekämpft und ist auch bereits ein ziemlich gefährliches Handwerk geworden. Nichtsdestoweniger wird sie noch immer von vielen deutschen Firmen, die nach Rußland exportieren und in Rußland installieren, als eine unvermeidliche Usance betrachtet. Das fängt bei den Offerten an die berliner Handelsvertretung an und endet dann unter dem Zeter und Mordio aller Patrioten, eben doch gelegentlich vor einem moskauer oder leningrader Tribunal. Aber die deutschen Exporteure, deren Mut und Unternehmungsgeist ja beinahe sprichwörtlich ist, sollten sich einmal ein Herz fassen und es in Rußland auch auf gradem Wege versuchen. Vielleicht geht es auch so.

Seit den Verhaftungen im Donezgebiet ist, wie zu erwarten war, der nicht grade üppige deutsch-russische Wirtschaftsverkehr noch um einige Grade spärlicher geworden. Die Protestaktion der Regierung und die Warnrufe des Reichsverbandes der deutschen Industrie haben doch diesen und jenen abgeschreckt, nach Rußland zu gehen. Nun, wo die Deutschen

wieder frei sind, darf man wohl ergebenst fragen, wann diese moralische Blockade aufgehoben wird. Die Russen haben sich zwar nicht wie die verkörperte Gerechtigkeit, aber wie kluge, zur Verständigung bereite Politiker benommen. An der deutschen Regierung wäre es jetzt, die Wirtschaftsverhandlungen wieder aufzunehmen, die sie im März brüsk abgebrochen hat, und die moskauer Unterhändler, die damals so plötzlich abreisen mußten, wieder nach Berlin zu bitten. Damit würde man sich in der Wilhelmstraße nichts vergeben, aber es wäre ein sichtbares Zeichen des Friedensschlusses. Der Donez-Fall ist erledigt. Schwamm drüber!

Wir müssen erbarmungslos sein!

von N. W. Krylenko

Staatsanwälte sind immer unsympathisch. Als festbesoldeter Beamter mit Pensionsberechtigung Ankläger aller Sünden und Vergehen des Mitmenschen zu sein, gegen ein monatliches Fixum den Kopf des Verbrechers zu fordern, wirkt peinlich und abstoßend. Diese natürliche Abneigung wirkt sich besonders den Anwälten des revolutionären Staates gegenüber aus. In all den Fällen, in denen die Prokuratoren die Macht durch eine revolutionäre Bewegung erlangten und verpflichtet sind, das Recht der Revolution und des durch die Revolution geschaffenen Zustandes gegen die entthronte Klasse zu verteidigen, tritt zu der vorhandenen Abneigung gegen jeden Staatsanwalt jenes Gefühl der Unsicherheit bei den Anhängern der depossedierten Schicht, die in andern Ländern noch die herrschende ist, das Schicksal ihrer Klassengenossen über kurz oder lang teilen zu müssen. Während sich sonst die Macht des Staates gegen den armen Schächer richtet und der Bürger den Zeitungsbericht mit der Überzeugung liest, so etwas könne ihm nie zustoßen, erwecken Berichte über Verhandlungen vor dem Revolutionstribunal bei Vielen das Gefühl, auch sie könnten bei einer Verkettung ähnlicher Umstände in die Lage kommen, Platz auf der Anklagebank nehmen zu müssen. Es ist also kein Wunder, daß die öffentlichen Ankläger der Revolutionsperioden als Schrecken der Menschheit durch die Weltgeschichte wandern.

Im Schachty-Prozeß hat der Generalstaatsanwalt der U.d.S.S.R., N. W. Krylenko, die Häupter der Angeklagten gefordert. Die meisten Blätter haben diese Tatsache mit mehr oder weniger geschmackvollen Bemerkungen über den „Bluthund Krylenko" kommentiert. Es erscheint daher nicht uninteressant, den politischen Teil seiner Anklagerede wiederzugeben, ist doch aus ihr zu entnehmen, in welchem Maße der Staatsanwalt Krylenko sich als Diener der Idee fühlt, der der Fähnrich Krylenko als erster Armeeoberkommandant des revolutionären Rußlands zum Siege verholfen hat.

S. Alher

Genossen! Nach einer fünfunddreißigtägigen Gerichtsverhandlung sind wir dazu gelangt, die Resultante dieses Prozesses zu ziehen und festzustellen, welche Normen unsrer Kriminalgesetzgebung in jedem der einzelnen Fälle angewendet werden müssen.

Gestatten Sie mir, von der üblichen Konstruktion der Anklagerede des Staatsanwalts abzuweichen und mich nicht auf den Beweis jenes Spezialfalles zu beschränken, den die Untersuchung festgestellt hat, nämlich des Bestehens einer konterrevolutionären Organisation. Die Tatsache des Bestehens einer solchen Organisation ist durch das Kreuzverhör mit den Angeklagten, durch die reale Lage der Dinge im Donbassin, beim Don-Ugol bewiesen, weder die geständigen noch die leugnenden Angeklagten bestreiten sie. Niemand wagt es nach dem, was sich vor unsern Augen abgespielt hat, zu behaupten, daß diese konterrevolutionäre Organisation nicht existiert hätte. Kein Angeklagter wagt zu leugnen, daß Sabotage betrieben wurde. Diese Tatsache steht fest und auch die öffentliche Meinung des bourgeoisen Europa kann sie nicht ableugnen. Bevor ich daher zu einer Analyse der Indizien schreite, möchte ich einige allgemeine Fragen behandeln, nämlich den politischen und allgemeinen Inhalt dieses Prozesses.

Eine Tatsache ist vor allem auffällig: Auf der Angeklagtenbank sitzen die Vertreter der technischen Intelligenz, die Vertreter einer bestimmten Gesellschaftsschicht. Allerdings kann dies noch nicht bedeuten, daß hier die Gesamtheit der technischen Intelligenz unsres Landes Objekt eines Gerichtsverfahrens bildet. Nichts wäre falscher. Aber trotzdem müssen wir uns fragen, wie es zu erklären ist, daß wir im elften Jahre der Sowjetherrschaft bei Untersuchung einer konterrevolutionären Organisation innerhalb der Intelligenz zugegen sein müssen. Im elften Jahr der Diktatur der Arbeiterklasse sitzen vor uns Vertreter der technischen Intelligenz als konterrevolutionäre Verbrecher. Ich entsinne mich eines andern Prozesses in diesem Saale, der in gleichem Maße die Aufmerksamkeit aller Arbeitenden unsres Landes und die allgemeine Aufmerksamkeit der europäischen Bourgeoisie auf sich lenkte, nämlich des Prozesses der rechten Sozialrevolutionäre. Auch damals war die große Mehrheit der Angeklagten Vertreter der Intelligenz, allerdings nicht der technischen, sondern Vertreter der verfeinerten Form, Berufspolitiker. Doch war dies zu einer andern Zeit. Wohl gehörte im Jahre 1922 der Bürgerkrieg bereits der Vergangenheit an, doch war noch deutlich das Echo seines Donners vernehmlich, noch sahen wir am Firmament den Widerschein seiner Blitze. Man konnte noch annehmen, daß irgendwo im Geheimen Feinde der Sowjetgewalt, Vertreter des bewaffneten Aufstandes gegen unsre Ordnung wühlen, gegen eine Ordnung, die von dem Willen von Millionen, dem Willen der Mehrheit der russischen Arbeiter und Bauern errichtet wurde. Jetzt befinden wir uns aber nicht im sechsten, sondern im elften Jahre der proletarischen Diktatur. Es kann sich also nicht um eine gleichartige Erscheinung handeln. Damals lag die heroische Etappe unsrer Revolution, die Etappe des Sturmes und Angriffes, des unmittelbaren bewaffneten Kampfes noch nicht in weiter Vergangenheit. Jetzt aber haben wir schon eine Reihe von Jahren des Aufbaues hinter uns, eines Aufbaues freilich um teuern Preis. Immerhin aber waren es Jahre des friedlichen

Aufbaus, deren Ergebnis in trockenen Zahlen niedergelegt ist, Zahlen, die das Resultat einer bewußten Zusammenarbeit von Millionen Werktätiger dokumentieren. Zu diesem Zeitpunkt dürfen sich Vertreter der Intelligenz, die sich als Träger der Tradition, als Erben jener Epoche des heroischen Kampfes der Intelligenz, als Erben der Epoche der Narodnaja Wolja betrachten, unter keiner Bedingung auf der andern Seite der Barrikade befinden, die uns von der bürgerlichen Welt trennt. Und doch haben wir diese Vertreter der Intelligenz als Feinde vor uns gesehen.

Ich glaube, daß wir diese Erscheinung am besten verstehen werden, wenn wir eingehend untersuchen, was die Angeklagten hier selbst zur Sprache gebracht haben. Haben wir auch nur den kleinsten Hinweis von ihnen auf die politische Seite dieser Frage gehört? Haben wir hier irgend etwas gehört, was der Begründung eines politischen Standpunktes ähnlich klänge? Wurde uns hier auch nur von irgend einer Seite der politische Fehdehandschuh zugeworfen? Nein, nichts von alledem! Nur weinerliches Gestammel mit der Bitte um Gnade, Erzählungen, wie sie allen Halt verloren, als vor ihren Augen das Gespenst des Reichtums auftauchte. Redereien, daß sie in letzter Zeit die Vorzüge der sozialistischen Ordnung begriffen hätten, daß sie das Sowjetsystem anzuerkennen bereit seien. Redensarten, nichts als Redensarten. Es besteht für uns keine Notwendigkeit und auch kein Wunsch, diesen Worten zu glauben. An ihren Taten sollt ihr sie erkennen! Mit Worten, mit verspäteten Reuebezeugungen zu operieren, ist zwecklos. Worte helfen jetzt nichts mehr. Mit Worten ist das Geschehene nicht wiedergutzumachen. Dies ist das Bild der Angeklagten. Keine politischen Kämpfer, Söldner, feige Söldner sind sie, bereit, heute die zu verkaufen, denen sie sich gestern verkauft haben, bereit, heute alles abzuschwören, was sie gestern gesagt. Sie sind bereit, heute zu schwören, dem Sowjetstaat treu zu dienen, wie sie in Charkow schwuren, als ihnen Genosse Lomow die erste Mitteilung über die Entdeckung einer konterrevolutionären Verschwörung unter den Ingenieuren machte. Auf jener Februarsitzung brachte der Angeklagte Matow namens der versammelten Ingenieure und Techniker eine Resolution ein, die jeden in eine konterrevolutionäre Verschwörung Verwickelten der Verachtung Aller preisgeben sollte. Mit einer Heuchelei, die nur ein Gefühl des Ekels und der Übelkeit hervorrufen kann, machte er im Namen der Ingenieure den Vorschlag, der Sowjetregierung vollste Loyalität zu versichern... und begab sich am andern Tage wieder an seine konterrevolutionäre Arbeit. Keine politischen Kämpfer, sondern Söldner. Dies ist die erste Folgerung, die wir aus ihren eignen Worten ziehen müssen. Wieso sind sie aber grade aus der technischen Intelligenz hervorgegangen?

Hierüber haben sie uns selbst klar berichtet. Sie betonten hier, daß sie immer Stabsoffiziere des Kapitals gewesen seien, die sich mit der kapitalistischen Welt eng verbunden fühlten, die dem Zügel des kapitalistischen Unternehmers gehorchten,

obwohl sie in Sowjetdiensten standen. Und so wollen wir denn das Wesen dieses Prozesses formulieren: Dieser Prozeß demonstriert eine der Formen des Kampfes, den die bürgerliche Welt gegen den sozialistischen, proletarischen Staat führt. Vor uns auf der Anklagebank sitzen Klassenfeinde, die von der auswärtigen Bourgeoisie gedungen wurden, in unserm Rücken bewaffnete Aktionen anzuzetteln, gemäß den Prinzipien und Gesetzen des Krieges. Die bürgerliche Welt stellt jedoch nicht ein einheitliches Ganzes dar, sie ist in verschiedene gesellschaftliche und politische Gruppen geteilt. Wir können sie daher selbstverständlich nicht mit diesen Angeklagten identifizieren. Wir müssen eine Trennungslinie ziehen, müssen feststellen, mit welchen Gruppierungen, welchen Elementen der bürgerlichen Welt die Angeklagten verbunden sind, wo die Trennungslinie verläuft, die wir als marxistische Dialektiker niemals vergessen dürfen.

Nach drei Richtungen verlaufen die Fäden: Paris, Warschau, Berlin. Das eine Zentrum bildeten die Vertreter der alten Vereinigung der Grubenbesitzer des Südens gemeinsam mit Vertretern des französischen Kapitals, das zweite Vertreter der gleichen Gesellschaft in Polen gemeinsam mit Dworschantschik, das dritte einige, wie ich hoffe, einzelne Personen einzelner deutscher Firmen. Ich wiederhole: Wir wollen diese Gruppierungen nicht mit dem ganzen Komplex der bürgerlichen Klasse und Parteien der einzelnen Länder identifizieren. Wir können aber ihre Existenz nicht vergessen, noch wollen wir es. Daß solche Gruppen mit den Angeklagten in Verbindung standen, daß diese Personen mit den Angeklagten Verbindung unterhielten, darüber kann keinerlei Zweifel bestehen. Wir trennen sie jedoch von der übrigen Masse der europäischen Bourgeoisie, obwohl dies keinesfalls bedeutet, daß die übrige Bourgeoisie Europas uns wohlgesinnt ist. Längst hat uns die Logik des Klassenkampfes eines Bessern belehrt. Hinter diesen Personen und Gruppen tauchen die Silhouetten einiger andrer Institutionen auf: nebelhaft, dunkel, undeutlich, aber uns wohl bekannt. Institutionen nicht nur wirtschaftlichen, sondern auch rein politischen Charakters. Hätte man noch vor Abschluß der Untersuchung über diese Verbindungen streiten können, so ist heute jeder Zweifel daran ausgeschlossen. Was bedeutet das alles?

Es bedeutet, daß in dem Kampf, den die Arbeiterklasse unsres Landes mit der kapitalistischen Welt und vor allem mit der Avantgarde dieses Klassenfeindes führt, die auf der Anklagebank Sitzenden die in unsern Rücken gesandte Diversionsabteilung darstellt. Wenn wir uns dessen entsinnen, wie Dworschantschik nach den Erzählungen des Angeklagten Kasarinow sprach, wenn wir uns des Inhalts seiner hier vorgelesenen Briefe entsinnen, wenn wir sehen, wie Dworschantschik nicht ohne Haß, nicht ohne Schaum vor dem Munde von der Sowjetmacht reden konnte, so wird der wahre Klassencharakter dieses Kampfes uns vollkommen klar. Warum haßt uns die Bourgeoisie? Warum hassen uns die Vertreter unsrer technischen Intelligenz? Weil wir den proletarischen

Staat aufbauen Der Aufbau des proletarischen Wirtschaftssystems ist ein Versuch, im Weltmaßstab eine neue Wirtschaft auf der vereinigten Arbeit Aller aufzurichten. An Stelle des in der kapitalistischen Welt wütenden Krieges Aller gegen Alle wollen wir eine neue Wirtschaft auf der Basis der freiwilligen kollektiven Arbeit schaffen. Wir leisten diese Arbeit zur Zeit einer verringerten Produktion auf dem Dorfe, beim gegebenen Stand unsrer technischen Entwicklung unter schwersten politischen Bedingungen, umzingelt von der Weltbourgeoisie, an der Schwelle neuer Kriege, die die kapitalistische Welt zu zerfetzen drohen und die auch uns in Mitleidenschaft ziehen können. In diesem Augenblick, wo keine Minute, keine Sekunde zu verlieren war, das Fundament unsres Wirtschaftslebens zu verstärken, in dieser schweren Zeit wandte sich die Arbeiterklasse an die technische Intelligenz mit dem Rufe nach Zusammenarbeit. Sie wandte sich grade an diese deshalb, weil wir wissen, daß unsre Maschinenbautechnik das Fundament unsrer Industrie ist, das Fundament des sozialistischen Aufbaus und daß das technische Können unsrer Intelligenz der Zement des sozialistischen Schaffens ist. Wir wandten uns an sie, wir riefen sie, und keiner von ihnen hatte den Mut, der Arbeiterklasse nein zu sagen. Keiner von ihnen wagt zu behaupten, daß ihnen etwas vorenthalten wurde. Als das Land hungerte, als wir die letzten Reste zusammenscharren mußten, teilten wir mit ihnen, ja wir stellten sie besonders günstig. Und was haben wir geerntet? Schmutz und Verrat! Eine Offenbarung von Käuflichkeit, von politischem und moralischem Marasmus. Das war der Dank der technischen Intelligenz, die hier sitzt. Nicht Zufall ist es, daß diese technische Intelligenz schon längst die besten Eigenschaften verloren hat, die sie einst zierten. Kein Zufall ist es, daß der Teil der Intelligenz, der mit dem Kapital ging, als es im Sterben lag, sich in den letzten Todeszuckungen wand, uns nur Schmutz bringen konnte, nur Verrat, nur politische und sittliche Fäulnis. Es ist dies kein Zufall und bezieht sich nicht nur auf die, die gestanden haben, Mitglieder der Organisation zu sein.

Aus diesen Gründen müssen wir, bevor wir feststellen, wie wir uns diesen Leuten gegenüber verhalten wollen, unsre Aufgaben klar erkennen, die das proletarische Gericht zu lösen hat: Verteidigung des proletarischen Systems, Verteidigung der proletarischen Gesellschaft, der neuen Gesellschaftsordnung, der neuen kommunistischen Zukunft.

Im Interesse der Selbstverteidigung des neuen proletarischen Staates muß das proletarische Gericht all denen gegenüber, die einst das Schwert gegen uns erhoben, die wir vernichtend schlugen und in den Staub warfen, die wir dann zur Arbeit riefen, denen wir vertrauten, und die dieses Vertrauen verkauft und verraten haben, erbarmungslos sein. Auch auf mich wirken in vereinzelten Augenblicken Tränen, Reue, hysterische weibliche Schreie, und doch muß ich, Genossen, jetzt, wo ich als Vertreter des proletarischen Staates auftrete, alle diese Gefühle unterdrücken...

Pressa, naturell von Karl Schnog

Geistiges sinnfällig darzustellen ist schwer . . .
Dr. h. c. Konrad Adenauer

Diese Ausstellung wurde von ihrem Anreger und Haupt-Protektor mit einer Entschuldigung eröffnet. Ihre Existenz ist denn auch kaum zu rechtfertigen.

Was gibt es nun bei dieser Schau des „in Wort oder Bild gefaßten und vervielfältigten Gedankens" wirklich zu sehen? Unzulängliches von mehr als drei Dutzend Staaten. Der russische Pavillon zeigt, was hier versäumt wurde. Es ist, als wenn Einer den Gedanken zu einem Epigramm in ein sechsaktiges Drama abgewalzt hätte. Gezeigt wird: Immer wieder die Bücherproduktion der betreffenden Länder, Modelle der Nachrichtenvermittlung, Tabellen, Karten, Reproduktionen, Manuskripte, Autogramme, Büsten und Bilder.

Amerika ist wenigstens ehrlich, zeigt hauptsächlich riesige Rotationsmaschinen. Warum soll man sich beim Geistigen aufhalten, wenn man mit Technik brillieren kann. In der Abteilung Oesterreich sind zahlreiche Dokumente aus Vorkriegs-, Großer Zeit und Revolution in ehrwürdigen Vitrinen, dekorativ mit Samt unterlegt, aufgebahrt. Die also feierlich belegte Revolution wirkt wie mumifiziert. Überhaupt hat der ganze Raum noch etwas von Donau-Monarchie an sich, und man möchte zu jedem Türhüter sagen: „Herr Kameral-Substitut." Schweden und Norwegen sind übersichtlich, sauber und hell und wenig von andern Ländern unterschieden. Polen beschränkt sich darauf, einige Rabitzwände mit Zeitungen vollzukleben und die Entwicklung seiner Tagespresse auf Glasscheiben zu malen. Frankreich, England, Italien und die andern Staaten hatten ihre Ausstellungsräume drei Wochen nach Eröffnung noch nicht fertiggestellt. Wohl aber Sowjetrußland seinen Pavillon.

Ein roter, plumper Backsteinbau beherbergt die U.d.S.S.R. Von diesem Zauberberg der Propaganda nüchtern zu berichten, hält sehr schwer. Der Schritt über die Schwelle reißt auch den Unbeteiligten in einen Wirbel. In diesem Raume leben alle Dinge. Zwar auch hier nur Tabellen, Bücher, Manuskripte und Modelle. Aber nicht trocken an die Wand gehängt oder wichtig unter Glas und Rahmen gespannt, sondern: auf Bändern durch den Raum wandernd, in Trommeln kreisend, an Spiralen hochkletternd, auf Kubussen wuchtend. Der einzige Raum in der ganzen Ausstellung, der nichts Museales an sich hat. Eine Fabrik, die sehr, sehr leisen, aber erschütternden Lärm macht.

Schmerzlich enttäuscht, nach diesem Besuch, das Haupt- und Kernstück der Ausstellung: „Tagespresse und Nachrichtenwesen". Um jeden kleinen feuilletonistischen Einfall herum haben sie einen ganzen Saal gebaut. Vom Technischen zeigen sie nur das Blitzsaubere, Genormte, Vorführungswürdige. Und wo es wirklich was zu sehen gibt, ists beim Nähertreten: Post-, Bahn- oder Verleger-Reklame.

Bei „Zeitschriftenwesen und Fachpresse" entfaltet sich ganz ungeniert die Reaktion. Mit Kaiserbüste und Aussprüchen

„großer Deutscher Männer" in der Kolonial-Sonderschau; mit Kyffhäuserdenkmal und Erinnerungen an den uns aufgezwungenen Krieg bei den Fachschriften. (Die auch Kunstporzellane ausstellen.) Gespenstisch wirkt eine Vitrine mit einigen hundert Photos schreibender deutscher Frauen. Nervenstarke Personen können hier die durchgeistigten Profile der Lieferantinnen für Steglitz und Potsdam bewundern. Von Paula Busch bis zu Zeresina, Gräfin auf und zu Hochwaldburgseck. Das Kleinbürgertum feiert in diesen Abteilungen Orgien.

Noch schlimmer, weil verhüllt, ist der Nationalismus in der Kulturhistorischen Abteilung vertreten. „Das Zeitalter Bismarcks, das Zeitalter Josef II., das Zeitalter Friedrich des Großen" geben schon als Bezeichnung einen annähernden Begriff. Die Herren Regierer werden als die geistigen Führer „ihrer" Zeit offeriert, der sie meist nur Hemmschuh waren. Diese Kulturhistorische Abteilung bricht fast unter der Last ihres kunstgewerblichen Behangs zusammen. In der Angst, man könne vielleicht nicht interessant genug sein, hat man mit dekorativen und farbigen Einfällen überpointiert. Manchmal glaubt man, in einer fortgeschrittenen Klasse der Reimann-Schule zu sein. Allein die Abteilung „Zensur" zeigt eine vorbildliche Revue haarsträubender Dokumente aus der Metternich-Zeit. Die dem Jahr Achtundvierzig gewidmeten Räume geben (einschließlich der braven Wandbilder) mehr eine stubenreine Auffassung dieser Volksbewegung wieder. Nach Ansicht der Ausstellungsleitung war das die letzte Revolution in Deutschland, denn man wird vergeblich freiheitliche Dokumente aus der jüngsten Vergangenheit suchen. Aber dem „schwarzen Freitag" ist an andrer Stelle in seinen journalistischen Auswirkungen ein halber Saal gewidmet.

Nicht weniger als vier Religionsgemeinschaften haben Sonderbauten errichtet: Katholiken, Protestanten, Juden und die Christian Science. Für die übrigen Gläubigen kommt (soweit sie auf gewerkschaftlichem Boden stehn) das Haus der Arbeiterpresse, oder die Verlegerstraße von Mosse bis Vobach in Betracht. Das Haus der Arbeiterpresse ist halb Kino, halb Lesehalle. Ein Film: „Im Anfang war das Wort" zeigt, ziemlich rührsam, die Zeit des Ausnahmegesetzes und das Steigen der Auflageziffern des ‚Vorwärts'.

Bliebe als wichtiger Bestandteil und Hauptanziehungskraft der Pressa noch der Vergnügungspark zu erwähnen. Mit seinem wappengeschmückten Haagturm, mit dem Schlößchen Amalienburg „in naturgetreuer Wiedergabe", mit Internationalem Weindorf, Hippodrom und zwanzig Lunapark-Sensationen läßt er weitesten Spielraum für Betrieb und Nepp. Ein internationaler Rummelplatz, auf dem es nach zwölf Uhr nachts nicht ohne Anrempeleien abgeht. Der Vergnügungspark umfaßt räumlich ein Drittel, geistig neun Zehntel der Ausstellung. Unpraktischerweise ist er hinter dem eigentlichen Ausstellungsgelände untergebracht. So muß das Gros der Besucher erst einen unnötigen Weg von mehr als zwei Kilometer machen.

Soweit, in großen Umrissen, was gezeigt wird.

Was fehlt aber?

Alles Wichtige, was uns den Begriff Presse transparent machen könnte. Es gäbe wohl noch ein paar Ausstellungsobjekte, die zum Thema gehören.

Wo sind zum Beispiel die schwatzenden, schmatzenden Sensationsberichte über die Bettaffären der Scheller und Hefter? Wo sind die ausführlichen blutrünstigen Situationsbilder und Tatortschilderungen der ergiebigen Fälle, wie Haarmann und Angerstein? Wo ist ein Exemplar der gefälschten Mobilmachungsorder des ‚Berliner Lokal-Anzeigers'? Wo finde ich die mordgierigen Hetzartikel gegen Liebknecht und Luxemburg, gegen Eisner, Rathenau und Erzberger?

Wo die Porträts der vierzehn nationalen Männer, die acht Zehntel des gesamten deutschen Nachrichtenwesens in ihren kräftigen Händen halten? Wo Werden, Wesen und Wirkung der Telegraphen-Agenturen? Denn die Wandtafeln mit leuchtend markiertem Nachrichtenweg sagen mir nichts von der Urform, Bearbeitung und Retouche des Nachrichtenmaterials.

Es gibt also eine ganze Menge Dinge, die nicht da sind. Gezeigt werden: Der Apparat, aber nicht seine Handhabung; das Geschäft, aber nicht seine Gesinnung; die „Leistung", aber nicht ihre Auswirkung.

Mehr ist in unsern Zeitläuften nicht zu erwarten.

Wer wollte auch wohl seinen eignen Steckbrief drucken?

Mit dem nassen Handtuch von Ilja Ehrenburg

Die Boxer zerschmettern sich gegenseitig die Nase und schlagen Zähne aus. Das ist Sport. Die Apachen arbeiten mit dem Schlagring, schwedischen Messer oder Revolver. Das ist eine vulgäre Branche. Die pariser Polizisten prügeln die Arretierten mit nassen Handtüchern, so daß keine Spuren auf dem Körper zu sehen sind und der Tod passiert oft aus „unbekannten Gründen". Das ist eine hohe Kunst.

Wenn die Polen mir sagen: „Bedenken Sie doch, wir haben mit dem Antisemitismus nichts zu tun, sehen Sie bitte in unsern Gesetzen nach, dort gibt es keine Begrenzungen und nur die Freiheit selbst!", dann entsinne ich mich dieser nassen Handtücher. Gewiß, in Amerika leben reiche Juden, und es hat keinen Zweck, sie umsonst zu ärgern. Wozu braucht man beschränkende Normen auf das Papier zu setzen, wenn alles ohnehin allen ganz klar ist...

Es gibt keinen Juden weder bei den Staatsbeamten noch im Befehlshaberkommando. Aber rein theoretisch kann der Jude auch Präsident der Republik werden. Vierzehn Prozent der ganzen Bevölkerung Polens und über dreißig Prozent seiner Stadtbewohner nehmen an der Staatsverwaltung keinen Anteil. Es gibt zwar Ausnahmen: da haben Sie einen Juden als Konsul, dort ist ein Jude Hauptmann. Vielleicht zehn Namen klingen auch „verdächtig". Aber die Pogrommeister halten sich zu Hause auch einen jüdischen Freund — einige des Geldes wegen, andre wegen der drolligen Witze.

Durch ein paar gehorsame Getaufte ist die Möglichkeit gegeben, dem Ausländer zu antworten: „Wie kann man von Antisemitismus reden, wenn ein Jude bei uns Minister war...?" Die Juden nimmt man als Spione in polizeiliche Geheimbureaus, um die berüchtigten Agitatoren zu angeln. Wenn das ein Zeichen für die Gleichberechtigung ist, dann ist Polen das Land höchster Gleichberechtigung. In den Universitäten existiert faktisch doch ein numerus clausus: fünf Prozent ... Aber wozu brauchen die Juden die Wissenschaft? Lieber sollen sie mit faulen Heringen handeln.

Man erzählt, daß Pilsudski die Juden gern hat, daß sein Privatsekretär in das jüdische Restaurant geht, um den berühmten gefüllten Hecht dort zu essen. Ich habe persönlich beobachtet, wie diese mythische Liebe des „Kommandanten" zu den Juden von den gewöhnlichen Pogromleuten aufgefaßt wurde. An einem Kloster in Krakau stand geschrieben: „Eintritt für Juden und Hunde verboten." Nach dem Pilsudski-Umsturz wurde beschlossen, den Text zu mildern: Ein Wort wurde ausgelassen. Meinen Sie: „Juden." Nein, das wäre schon zu nachsichtig. Man hat: „Hunde" ausgestrichen. Die Inschrift klingt jetzt so: „Eintritt für Juden verboten", und die Hunde haben nach der „Mairevolution" anscheinend das Recht gewonnen, in das Kloster frei hineinzugehen ...

Die mächtige und reiche nationaldemokratische Presse fährt weiter fort, ganz offen gegen die Juden zu hetzen. Dort sind alle Fragen nur so gestellt: „Jude oder kein Jude?" Man argumentiert dort auch jetzt mit „jüdischer Freimaurerei", „Zion-Protokollen" etcetera. Die literarischen Kritiker lassen nicht von den Feuilletonisten ab. Die Artikel über mich sind zum Beispiel schon durch die Titel ganz klar genug: „Der unschuldige Chaim und Simka Blutfertig", „Der skeptische Knoblauch" oder einfach: „Der Jude".

Was die linke, das heißt die Regierungspartei anbetrifft, so zieht sie vor, dieses Thema überhaupt unberührt zu lassen, erstens, um „die natürlichen Gefühle" (das heißt: die Pogromtendenzen!) nicht zu reizen, zweitens, um die jüdische Herkunft eines oder des andern „linken" Journalisten, der das so schnell wie möglich zu vergessen sucht, nicht zu enthüllen. Keine Kniffe werden aber die erfahrenen Spürnasen täuschen. In Warschau erscheint eine Zeitung: ‚Literarische Nachrichten'. Die Regierung unterstützt sie, und sie ist für ihre Sittsamkeit berühmt. Dort arbeitet sogar ein polnischer Purischkewitsch Herr Nowatschinski. In den ‚Literarischen Nachrichten' schreiben aber auch richtige Dichter wie Slonimski und Tuwim. Und die Zeitungsverkäufer verbreiten eine Parodie auf diese Zeitung, deren Name ähnlich aber antisemitisch klingt, und hier findet man schon etlichen Schmutz über das ergiebige Thema: „Der Knoblauch", „Die Judenkappe" etcetera. Im städtischen Theater in Posen wurde ein Stück aufgeführt, in dem polnische Schriftsteller mit „verdächtigen" Namen ganz abscheulich dargestellt wurden. Und wieder: „Das Geschäft", „Der Knoblauch" etcetera. So benehmen sich

die Nationalisten denen gegenüber, die der polnischen Kultur dienen und die zwar Bücher aber keine Zaunaphorismen in Krakovskys Stil schreiben: z. B. Witlin, der Homer, oder Tuwim, der Puschkin polnisch zum ersten Mal übersetzt hat. Ja, ja ... die Bücher ... Und doch: sind die Herren vielleicht beschnitten ....?

Von den Juden, die ganz jüdisch leben, überhaupt nicht zu sprechen. Ein nicht übertrieben zynischer Pole sagte mir: „Der Jude kann entweder ein Chassid oder ein Kommunist sein. Dann sei er schon lieber ein Chassid". Dem religiösen Fanatismus der Chassidim ist die polnische Regierung ganz wohlgeneigt. Sie sollen sich in das Leben nicht hineinmischen, langschößig und vollbärtig rumlaufen wie der Vergangenheit Gespenster, sie sollen in ihrem Ghetto vegetieren. Und das Ghetto lebt noch bis zu unsern Tagen. An seinen Grenzen steht keine Wache mehr. Es wäre aber ganz naiv zu denken, daß der Ausgang von dort frei sei. Von dort gibt es keinen Ausgang, ausgenommen zum Friedhof.

Die Verfassung? Wer liest solche Dokumente außer denen, die Jura studieren und auch — vor dem Examen? ... Ein vornehmer Pogrommeister schmunzelte ruhig, als man ihn auf die Verfassung aufmerksam machte: „Sie wird uns nur dann verpflichten, wenn sie als warschauer Polizeiverordnung ausgehängt wird." — Was die Ortspolizei anbetrifft, kann ich sie mir ohne den „Langschößigen" nicht vorstellen: geistig und physisch lebt sie auf Kosten der Juden. An wem hat der Polizist seine wahre Freude? Selbstverständlich an den Juden. Für wessen Geld ist ein pariser Hut von seiner Frau gekauft worden? Das weiß dieser Alttestamentarische mit den Peyes. Er ächzte, ächzte, und es ist ihm nicht geholfen: er hat doch bezahlt... Über Nalevki herrschen die biblischen Patriarchen und Herr „Pschodownik". Er spaziert durch die schmutzigen Straßen sowie durch die üppigen Alleen des Gartens, ab und zu die saftigen Früchte pflückend.

Wenn ein jüdisches Glückskind in die Universität kommt, wenn es mit allen drei Fakultäten fertig wird und nachher Lehrer des Gymnasiums werden will, bekommt es eine höfliche Antwort: „Der Platz ist besetzt". Der Platz bleibt aber frei und der Jude auch ... Wenn ein Jude um die Erlaubnis bittet, eine Apotheke gründen zu dürfen, bekommt er eine lakonische Absage. Wenn ein Jude in irgend einer Fabrik arbeiten will, wird er fortgejagt: „Los, los der Bolschewik!" Das sind keine Ausnahmen, sondern ein System. In Lodz, wo die größten Fabriken sind und die Juden 40 Prozent der ganzen Bevölkerung ausmachen, existiert kein einziges großes Unternehmen, das einen Juden als Arbeiter nehmen würde. Die Antwort ist zynisch: „Für eine schwere Arbeit sind sie zu klug." Die Juden dienen aber nur in der Infanterie, die Artillerie hat keine Juden: wahrscheinlich sind sie für die komplizierte Arbeit auch zu klug...

Ich wiederhole: das sind keine Gesetze, das ist ein „nasses Handtuch" im Reiche der vollkommenen religiösen Toleranz.

Das Pogromgeheul ist geschickt gedämpft. Die Inschriften selbst sind sehr diplomatisch: auf Pensionen — „Nur für Christen", an Eingängen in Stadtgärten — „Der Eintritt nur in europäischer Tracht erlaubt".

Das Geld bekommt Polen aus Amerika, und wie jedes Geld sind die amerikanischen Dollars schwer zu bekommen. Man muß vieles überwinden... Man muß zum Beispiel ab und zu den Juden eine Liebeserklärung machen. Antisemitismus? Es gibt keinen. Im 15. Jahrhundert hat der Pole Kasimir ein Liebchen „Estherka" gehabt. Kasimir war ein König, Estherka eine Jüdin und doch haben sie zusammen geschlafen. Dieses feierliche Ereignis geschah vor fünfhundert Jahren. Ja, aber vor kurzem hat ein Minister in Polen eine Rede gehalten. Er schwärmte von seinen sanften Gefühlen zu den Juden, selbstverständlich sprach er weder über den numerus clausus noch über die polizeilichen Gewohnheiten, nein, von den allerhöchsten Gefühlen sprach er: „Wie kann man uns Polen Antisemitismus vorwerfen, wenn unser König Kasimir gerade Estherka und keine andre geliebt hat!" So sanft unterbricht die Lyrik die grobe Politik...

Ich bezweifle die heißen Gefühle des seligen Königs Kasimir nicht. Ich kann übrigens versichern, daß viele lebendige Estherkas in den warschauer Kneipen sind und daß die polnischen Offiziere für sie ihr teures Geld ausgeben. Und der Adjutant? Ob er den Hecht auf jüdischer Art nicht gern hat? Tatsächlich, wo ist der Antisemitismus? Die Juden ersticken im Ghetto? Sie sind selbst daran schuld: sie sind Faulpelze, Verräter, Bolschewiken... Dieser tut so als ob er vom Hunger ohnmächtig geworden ist. Er lügt eigentlich: hier hat er gestern einem andern Juden einen Hering verkauft. Das sind die Schieber, Geschäftemacher, Wucherer. Glauben Sie nicht? Sie sagen, daß er ohnmächtig geworden, daß er einfach gestorben sei... Hm ... vielleicht ... Jedenfalls arbeiten wir nicht mit Fäusten — nur mit dem nassen Handtuch und wenn der Tod passiert, dann „aus unbekannten Gründen"

Uebersetzt von J. und G. Britan

Disraeli von Carl v. Ossietzky

Um 1860. Im Parlament von Westminster vor den Bänken der Konservativen ein schwarzgekleideter Herr von hier fremdartigem brünettem Typus. Die ursprünglich olivfarbene Haut ist im Laufe der Jahre bräunlich geworden; die Unterlippe springt stark vor; ein seltsamer schwarzer Kinnbart fällt auf die weiße Hemdbrust. Dieser Herr ist der Führer einer starken Gruppe flachsbärtiger, blauäugiger Gentlemen—Landjunker und Industrielle. Er hat seine Leute gut am Bande, aber es ist wenig Liebe dabei, denn die Squires kennen wohl seine geistige Überlegenheit, doch ist ihnen der Mann etwas unheimlich, der vor einigen zwanzig Jahren als verschuldeter Literat zu ihnen kam, der noch heute, als Respektsperson, Romane

veröffentlicht. Im Stillen schämen sie sich wohl auch ein bißchen, einem Bücherschreiber und Intellektuellen gehorchen zu müssen. Es ist etwas Hexerei um den Mann. Die Witzblätter zeichnen ihn als Mephisto, der Faust, den Konservativen, führt. Das ist Herr Benjamin Disraeli, Sohn des Isaak d'Israeli, eines reichen Sonderlings von literarischen Neigungen, dessen Vater einst aus Florenz zugewandert war. Im Juni 1878 wartet ganz London auf Lord Beaconsfield, den Premierminister des Reiches, der soeben in Berlin auf dem Kongreß nicht nur die Sache seines Landes glänzend verfochten, sondern auch den europäischen Frieden gerettet hat. Am Arm seines Sekretärs wankt ein gebückter, uralter Mann, kaum fähig mehr, ohne eine stimulierende Droge eine Ansprache zu halten. Noch ein paar Jahre lebt er, ein unwahrscheinliches Gespenst im roten Schlafrock, vereinsamt in seinem Landhause.

Die Geschichte dieses seltsamen Lebens hat nunmehr André Maurois geschrieben, ein Franzose, der England gut kennt und auch Shelley eine bemerkenswerte Studie gewidmet hat. Seine Biographie Disraelis ist jetzt in ausgezeichneter Verdeutschung bei S. Fischer erschienen, ein Werk von sehr klassischer Haltung, glücklich geleitet von der besondern französischen Gabe, Dunkelheit in Lichte aufzulösen oder gar nicht zu bemerken; ein Hauptstück der in den letzten Jahren wieder entdeckten Kunst, Biographien zu schreiben. Was früher mit historisch-politischen Details befrachtet gewesen wäre, lebt und schwebt jetzt frei von Fußnoten und gewichtigen Quellennachweisen. Es wird um den Helden keine „Zeit" entwickelt, sparsam ausgewählt nur sind die zur Illustrierung der Epoche erforderlichen Beispiele, in ihm selbst manifestiert sich das Zeitalter. Erstaunlich gut versteht Maurois, die zahlreichen politischen Fragen, die mit dem Thema verquickt sind, zu behandeln. Er nimmt nicht Partei, versucht auch nicht viel zu erläutern, leidenschaftslos, knapp und klar beschränkt er sich aufs unbedingt Notwendige; er schreibt ganz unpointiert, ganz ohne Blick auf Aktualitäten. Nirgendwo versucht er seinen Leser zu verleiten, Benjamin Disraeli für eine große tragende Figur der Geschichte zu halten; seine ruhige Geste, diese Gestalt darzubieten zeigt die Distanz, mehr noch zeigt sie der immer etwas verschleierte Stil, ein Stil, der sich in einer fast unmerklichen Vergilbtheit trägt und diesem Werk eines Autors von Heute, einen kleinen herbstlichen, fast altmodischen Reiz verleiht. In diese Zurückhaltung legt er sehr noble Kritik. Nichts ist uns heute ferner als die Zeit, in der unsre Väter jung waren.

Es wird eines recht deutlich: das neunzehnte Jahrhundert war die Epoche der großen Parlamentarier. Heroische Redekämpfe wurden in den Kammern ausgefochten. Noch ist der nivellierende Restaurationsbetrieb nicht in die Parlamentshäuser eingezogen; nachts warten die Frauen draußen am Themseufer im Wagen, für Minuten eilen die Deputierten hinaus, um eine kalte Pastete zu verschlingen. Denn die Sitzungen gehen oft bis zum Morgen. Es ist ein großes Geschlecht, das hier seine Turniere auskämpft. Ein Kapitel, wie Disraeli, von der eigenen Fraktion abfallend, gegen den gewaltigen

Toryführer Sir Robert Peel aufsteht, ist von einer mächtigen dramatischen Spannung und heute in keinem Parlament mehr denkbar. Und wie großartig wird in diesen Reden Geist vergeudet, wie anspruchsvoll ist die Form, wie schwer machen es sich alle diese Männer! Doch auch die Minusseite wird deutlich: Die hier wahrhaft wie große Herren kämpfen, sind alle aus einer Schicht. Sie mußten alle über die Teppiche der Gesellschaft von Mayfair gehen, alle diese Karrieren ruhen auf seidenen Kissen. Die Wahl selbst ist eine schlechte Posse, die durch Stimmenkauf erledigt wird, aber sie kostet ein Vermögen und wird nur durch reiche Gönner und Freundinnen möglich. Alle Politiker müssen sich von der großen Welt ins Parlament tragen lassen; sie werden von Frauen lanciert oder lancieren selbst welche; sie müssen die besten Clubs passieren, die auffallendsten Diners geben, bei dem elegantesten Schneider arbeiten lassen, durch die teuersten Maitressen glänzen und den stets möglichen Ruin mit Gelassenheit hinnehmen. Der junge Disraeli, den man gern „Dizzy" nannte, war Dandy und Literat, aus dem Judentum früh ausgeschieden, von einem romantisch ritterlichen und, alles nur in allem, gräßlich versnobten Engländertum erfüllt. Was ihn über diese fade Gesellschaft erhebt, ist sein grenzenloser Machthunger, der seinem eher spitzen, kritischen und ruhelosen Intellekt wahre Wunder abzwingt. Als ein berühmter Minister, den Verfasser einiger Moderomane, den Amuseur, den Pagen, und oft wohl auch Parasiten vornehmer Damen einmal fragt, was er denn eigentlich werden wolle, antwortete er keck und knapp: „Premierminister . . ." Und ein ander Mal, als in einer kleinen Konversation mit drei Salonschönheiten die schwere Frage erörtert wird, welches Los das begehrenswerteste sei, da bricht der junge Stutzer wahrhaft bonapartisch aus: „Ein glänzender, ununterbrochener Triumphzug von der Jugend bis zum Grabe."

Solche Reden machen suspekt. Obgleich Herr Disraeli die elegantesten Röcke trägt und mindestens so viel Schulden hat wie ein Herr von Geblüt, ist eine frostige Zone um ihn. Der Verfasser von Tendenzromanen, von Emanzipationsromanen, der außerdem die Bedeutung der Arbeiterfrage früh erkannt hat, während Manchester noch Trumpf ist, bleibt eine verdächtige Erscheinung. Man traut ihm viel gefährliche charakterlose Durchtriebenheit zu oder nimmt ihn ganz einfach als Phantasten. Er hat Imagination, Sarkasmus und eine deklamatorische Beredsamkeit, die nach schöner Literatur schmeckt. Er ist im Grunde viel englischer als man denkt. Seine Neigungen gehen auf ein schönes, altes, englisches Haus, in einem schönen, alten, englischen Park. Er möchte Landherr sein wie die Freunde, mit denen er im Club spielt und trinkt. Als Politiker debütiert er erfolglos bei den Radikalen, dann schwenkt er, ohne Übergang, zu den Tories. Bei den Konservativen findet er das gute bodenständige und unverbrauchte Engländertum, das er innig liebt; diese Leute sind zwar rückständig aber ganz sie selbst. Bei den Liberalen verachtet er die Hypokrisie, das humanitäre und puritanische Geschwätz, das so oft merkantile Interessen verbirgt. Aber niemals, auch nicht in

seinem späten überwältigenden Triumph verläßt ihn das Gefühl tragischer Einsamkeit. Als Jüngling hat er den leuchtenden Kometenzug Byrons erlebt, die Pose Don Juans, die Pose von Melancholie und Verruchtheit, die beliebte Kavaliersgeste von 1830 ist ihm ins Blut gegangen, eine ästhetische Salonhaltung ist in ihm Wahrheit geworden. Vor sich selbst ist er immer wie einer der abtrünnigen Engel Miltons. Und die Andern wissen es; sie beugen sich, aber keiner liebt diesen mit Fegefeuer getauften Juden. Vieles an dieser Jugend erinnert an Ferdinand Lassalle... Vielleicht wäre auch Disraeli ein großer Radikaler geworden. Die Erkenntnis dazu hatte er. Doch mit zweiunddreißig Jahren kommt er als Konservativer ins Parlament. Unter schwarzgekleideten Gentlemen ein Dandy in flaschengrünem Rock mit weißer, kettenbehängter Weste. Erstaunt und belustigt blickt alles auf den affektierten Herrn, dessen mattovales Gesicht, von schwarzen, sorgsam gekräuselten Locken umrahmt, exotisch wirkt. Seine Beredsamkeit fällt hier ab. Er legt sich mit irischen Abgeordneten an, die Sache der Tories mit dem Pathos Dantons vertretend. Es gibt einen ungeheuren Skandal. Die Whigs und die Iren pfeifen ihn aus. Die Freunde gucken steif in die Luft. Da geschieht, was diese respektable Versammlung noch niemals erlebt hat. Der Debütant, anstatt sich zu trollen, schreit, die Hände erhoben, den Mund weit aufgerissen, mit übermenschlicher Stimme in den Tumult hinein: „Ich setze mich jetzt; aber die Zeit wird kommen, da Sie mich anhören!" So schreit ein verwundeter Ehrgeiziger, ein junger Bonaparte, der nicht General werden darf, sondern warten muß, warten... Im Saal ist es ganz ruhig geworden. Achselzucken. Lord Stanley, sein Parteiführer, nimmt das Wort und geht nicht mit einer Silbe auf den Zwischenfall ein...

Doch der Debutant hat gelernt. Seine Rede wird von nun an schmuckloser. Später spricht er ganz und gar mit jener nüchternen Präzision, die immer die besten politischen Rhetoren Englands ausgezeichnet hat. Aber durch Jahrzehnte noch bleibt das Mißtrauen um ihn. „Weiß doch niemand recht, an wen der glaubt..." Der Aufstieg erfolgt langsam. Bonaparte muß sich ans Warten gewöhnen. Jugend schwindet. Pathos weicht der Berechnung. Ein kalter unbarmherziger Dialektiker ist es, der als Zweiundvierzigjähriger den großen Premierminister Sir Robert Peel stürzt, den Konservativen, der sich Cobdens Freihandelsprinzipien verdächtig genähert hat. Jetzt ist Disraeli in der Leadership. Er wird drei Mal Schatzkanzler, zwei Mal Premier. Das letzte Mal hält er sich von 1874—80. Es ist das große Kabinett der Bildung des Empire und des Konfliktes mit Rußland, der auf dem Berliner Kongreß mit Englands Sieg endet. Die außenpolitische Superiorität, die unter den liberalen Führern Lord John Russel und Gladstone verloren gegangen ist, wird wiederhergestellt, innere Reformen kommen hinzu, die den Whigs Wind aus den Segeln nehmen. Benjamin Disraeli wird der Schöpfer jenes bürgerlichen England, das sich in seiner seltsamen Mischung von Reaktion und Fortschritt bis in unsre Tage hält und dem erst heute

im roten Rußland ein neues, seine Existenz bedrohendes System gegenübersteht. Der alte Disraeli humpelt gichtbrüchig und asthmatisch durch seinen Triumph dem Grabe zu. Aber der Geist im verfallenden Körper ist leichter und beherrschter als je. Spielend leitet der Greis die schwer behandelbare Königin, die den korrekten Gladstone verabscheut. Denn sein Vortrag ist grazil und mit Anekdoten gespickt, er nimmt die Königin ganz als Frau, während der ehrenfeste Whig Gladstone in ihr vornehmlich eine verfassungsmäßige Institution sieht, an die er mit einer in Massenversammlungen erprobten Stimme seine Ansprachen richtet. Der alte Disraeli, der als junger Beau mit den Töchtern Sheridans kokettiert hat, bringt einen letzten späten Hauch von Rokoko in die gähnende Langweiligkeit der königlichen Gemächer. Es ist nicht ohne Ironie, daß dieser letzte große Courtisan, der gewiß einer neuen Semiramis würdig gewesen wäre, eben nur der Seladon der Queen Victoria war, die nach kurzem, romantischem Eheglück prüde und philiströs wurde, solide englische Küche liebte und stark in die Breite ging. Die andre und größere Ironie, die des historischen Geschehens aber ist, daß der Mann des endgültigen bürgerlichen Durchbruchs in England eben der Führer einer Partei war, die man gemeinhin mit dem Rückschritt identifiziert. Jetzt erst ist in der Politik das Monopol der Feudalherren erledigt, die Aristokratie wird zur pomphaften heraldischen Attrappe; die Regierung gehört von nun an den Männern, die die Zeit braucht. Von nun an ist der Weg frei für die begabten Außenseiter, für den robusten Radikalen Lloyd George, der den Krieg gewinnen, für Rufus Isaacs, der als Lord Reading nach Indien gehen und noch ein Mal das Imperium retten wird. In seinen letzten Jahren sieht Disraeli im Unterhaus einen Abgeordneten von Birmingham, dessen selbstbewußte Art, sein Monokel zu tragen, den Stutzer von 1830 ärgert. Es ist Joe Chamberlain, der sein Werk fortsetzen wird...

André Maurois beherrscht die große Kunst, die Geschichte eines solchen Lebens ganz zeitlos vorzutragen. Das ist um so schwieriger, da vieles, um was vor fünfzig Jahren gestritten wurde, auch noch heute nicht ausgekämpft ist, vieles nur den Namen gewechselt hat. Die kluge Dämpfung ist die besondere Virtuosität des Herrn Maurois, und er zeigt seine schriftstellerischen Gaben nirgends glänzender als wenn er von Gladstone spricht, Disraelis heftigstem Rivalen, dem er gewiß ähnliche Gefühle entgegenbringt wie die alte Dame von Windsor. „Gladstone hatte sein ganzes Leben hindurch sich wie der kleine Junge in der Sonntagsschule geführt. In Eton sprach er morgens und abends sein Gebet. In Oxford tranken 1840 die jungen Leute weniger, weil 1830 Gladstone dort gewesen war." Kann man eleganter einen Abgrund von Hohn aufzeigen? Gewiß sind es Stöße mit umwickelter Spitze, aber die Waffe ist edel, und man liebt die Hand, die sie führt. Grade bei solchen Sätzen wird von neuem kund, daß sie nur in einer Sprache gedacht werden konnten und weshalb diese Sprache für ein paar Jahrhunderte Europa beherrscht hat.

Plaidoyer für eine Minderheit von Kurt Hiller

Vom 30. VI. bis zum 5. VII. tagte in Kopenhagen der Zweite Internationale Kongreß für Sexualreform. Wir bringen hier den Auszug aus einer Rede unsres Mitarbeiters, die dort verlesen worden ist. (Der deutsche Strafgesetzentwurf bedroht jene niemanden schädigenden Handlungen, um die es hier geht, mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren!)

... Woran mir liegt, ist: das internationale Forum, das Sie errichtet haben, zu besteigen, um von ihm aus der Welt zuzurufen: Eine seltsame, aber vollwertige, unschädliche, unschuldige Spielart des Menschen existiert seit je unter allen Völkern und wird noch heute, als lebten wir im düstersten Mittelalter, von einem großen Teil der Völker, unter Vorantritt ihrer Gesetzgeber, Regierungen und Richter, sinnlos und grausam verfolgt; die Welt der Geister, der forschenden und wegeweisenden Persönlichkeiten aller Nationen, stehe auf gegen diese Barbarei und gebiete ihr im Namen der Menschlichkeit Einhalt!

Die Spielart, von der ich spreche, ist jene Minderheit von Menschen, die ihr Liebestrieb nicht auf Vertreter des andern, sondern auf Vertreter des eignen Geschlechtes weist: sind die sogenannten Homosexuellen, Uranier oder Invertierten.

Man verfemt sie, weil, wie man sagt, ihr Fühlen und Handeln „widernatürlich" sei. Aber ihr Fühlen und Handeln wurzelt in ihrer Veranlagung, ist ein Bestandteil ihres Charakters, wird ihnen von ihrer Natur vorgeschrieben; und wenn die Geschichte aller primitiven und aller zivilisierten Völker uns das Vorhandensein solcher Minderheiten in allen Zeitaltern zeigt, so haben wir uns vor dieser Tatsache als einer eben natürlichen, wenn auch vielleicht erstaunlichen, zu beugen und haben zu versuchen, die Natur zu verstehen, nicht aber sie zu verleugnen und zu verleumden. Eine Naturerscheinung, die der Mehrheit unbegreiflich oder unbequem ist, hört deshalb nicht auf, eine Naturerscheinung zu sein. Die gleichgeschlechtliche Liebe ist kein Spott der Natur, sondern ein Spiel der Natur; und wer dagegen anführt, daß die Liebe bekanntlich der Arterhaltung diene, die gleichgeschlechtliche aber Geschlechtskraft zu andern Zwecken als dem der Fortpflanzung verausgabe, der bedenkt nicht, in welcher Überfülle, millionen- und billionenfach die Natur in allen ihren Reichen Samen verschwendet, und daß, wie Nietzsche in der ‚Morgenröte' es ausdrückt, „die Zeugung ... eine oft eintretende gelegentliche Folge einer Art der Befriedigung des geschlechtlichen Triebes" ist, „nicht dessen Absicht, nicht dessen notwendige Wirkung". Die Theorie, wonach die Fortpflanzung der „Zweck" der Sexualität sei, wird grade durch das Phänomen der gleichgeschlechtlichen Liebe als eine voreilige, simplistische, falsche entlarvt. Naturgesetze, im Gegensatz zu Vernunftgesetzen, lassen sich überhaupt nicht übertreten. Die Behauptung, daß eine bestimmte Erscheinung in der Natur „widernatürlich" sei, enthält außer dem Unsinn, den sie enthält, nichts. Aber diese unsinnige Behauptung schleppt sich seit vielen Jahrhunderten durch Literaturen und durch Gesetzgebungen, und selbst sehr berühmte Aufklärer machten den Unsinn mit.

Noch in jüngster Zeit hat ein weltbekannter Wortführer der europäischen Linken, Henri Barbusse, seinem Wissen und seiner Denkkraft ein wenig günstiges Zeugnis ausgestellt, als er (in der Pariser Zeitschrift ‚Les Marges' vom 15. März 1926) auf eine Rundfrage über Homosexualität antwortete: „Ich meine, diese Verkehrung eines natürlichen Instinkts ist, gleich vielen andern Perversionen, ein Merkmal des tiefen sozialen und sittlichen Verfalls eines bestimmten Teiles der gegenwärtigen Gesellschaft. Zu allen Zeiten zeigten sich die Zeichen des Verfalls in Raffiniertheiten und Anomalien des Sinnes-, des Empfindungs-, des Gefühlslebens." Man muß Herrn Barbusse erwidern, daß die angeblichen „Raffiniertheiten", von denen er, ein populäres Mißverständnis kritiklos nachplappernd, spricht, sich in

Zeiten des Aufstiegs einer Rasse allemal genau so gezeigt haben wie in Zeiten ihres Niedergangs; daß zum Beispiel aus der Jugend- und Blütezeit Griechenlands sich die Liebe zwischen Mann und Jüngling so wenig fortdenken läßt wie aus der Glanzzeit der islamischen Kulturen oder aus der Epoche Michelangelos; und daß ein Marxist sich lächerlich macht, wenn er die Homosexualität der Gegenwart mit dem Klassenkampf in Zusammenhang bringt, insofern er sie als ein Merkmal des „sittlichen Verfalls" eines „bestimmten Teils", nämlich des bürgerlichen Teils der Gesellschaft, deutet: als ob die gleichgeschlechtliche Liebe unter Proletariern aller Art, unter Arbeitern, Bauern, Angestellten, kleinen Leuten sämtlicher Berufszweige, nicht oder nicht in gleichem Maße vorkäme wie unter Besitzenden! Die Erfahrung der Sexuologen und Psychotherapeuten lehrt das Gegenteil. Die Natur, wenn sie unter den Menschen ihre wunderlichen Spielarten schafft, macht vor keiner sozialen Klasse halt. Richtig ist, daß der Proletarier in der Regel weniger Zeit und Mittel als der Besitzende hat, sich den Freuden des Geschlechtsgenusses hinzugeben, auch den sublimern einer sublimierten Erotik; und dies ist, unter vielen Gründen, ein Grund, der den Kämpfer fürs Menschenglück zum Sozialismus führt ... oder führen sollte. Aber das gilt für die breite andersgeschlechtlich gerichtete Masse der Proletarier genau so wie für ihre gleichgeschlechtlich gerichtete Minderheit. Hört man von der Homosexualität der bescheidenen kleinen Leute in der Öffentlichkeit viel seltener als von der aus großbürgerlichen Luxuskreisen, so ist es doch ungemein oberflächlich, daraus herzuleiten, daß sie eine Art Monopol der Bourgeoisie sei. Man muß vielmehr erkennen, daß die Verfemung des gleichgeschlechtlichen Eros den homosexuellen Proletarier noch härter trifft als den homosexuellen Kapitalisten: weil der Kapitalist infolge aller Gelegenheiten und Hilfsmittel, über die er verfügt, ihr leichter entrinnen kann. Jedenfalls werden die gleichgeschlechtlich veranlagten Arbeiter Herrn Barbusse wenig Dank wissen, wenn er über das angebliche „Wohlgefallen", mit dem einige Schriftsteller ihr „delikates Talent" in den Dienst der homosexuellen Frage stellen, „während unsre alte Welt in furchtbaren ökonomischen und sozialen Krisen zuckt", giftig äußert, es mache „dieser dekadenten Intellektuellenphalanx keine Ehre" und könne „nur die Verachtung steigern, welche die gesunde und junge Volkskraft diesen Vertretern krankhafter und künstlicher Doktrinen entgegenbringt". — Die „furchtbaren ökonomischen und sozialen Krisen", in denen die Welt „zuckt", hindern Herrn Barbusse offenbar, sich von einem Vorurteil zu lösen, das er mit den rückständigsten Leuten aller Nationen teilt. Der Kaiser Napoléon und sein Kanzler Cambacérès, als sie in ihrem Strafgesetzbuch die homosexuellen Handlungen freigaben, waren vor vier Menschenaltern revolutionärer als dieser Revolutionär von heute, der über eine Materie, von der er nichts versteht, in der gleichen Melodie moralisch phrasiert wie die reaktionärsten deutschen Ministerialdirektoren, wenn sie „Motive" dichten zu Gesetzentwürfen über Materien, von denen sie gleichfalls nichts verstehn. „Verachtung", „gesunde Volkskraft" und „krankhafte Doktrinen" — das haben wir von den konservativ-klerikalen Juristen aus der Wilhelmszeit auch immer gehört.

In dem Augenblick, wo Sowjetrußland die Strafbarkeit homosexueller Handlungen (als solcher) aufhebt, wo der Fascismus sich anschickt, sie in Italien, welches sie seit Generationen nicht kennt, wiedereinzuführen, wo in Deutschland und andern Ländern Reaktion und Fortschritt um dieses Problem ringen, kommt Genosse Barbusse, Mitglied der Dritten Internationale, und fällt mit seinen von Sachkenntnis unbeschwerten, muckerischen, hetzerischen Tiraden gegen diese doch hinreichend gehetzte Spezies Mensch den Kämpfern für eine naturgemäß unvolkstümliche Sache der Freiheit in den Rücken!

Ich bedaure, daß ich genötigt bin, einem Meister, dessen dichterische und politisch-philosophische Arbeit ich sonst so schätze, so grobe Wahrheiten zu sagen; aber je höher Der steht, der konservative Irrlehren verbreitet, desto schärfer muß man ihn zurückweisen: denn desto gefährlicher sind sie.

Es ist nicht wahr, daß die Homosexualität ein „Verfalls"-Merkmal oder überhaupt etwas Krankhaftes sei. Menschen von blühender physischer Gesundheit, von unbezweifelbarer seelischer Intaktheit und von großer geistiger Kraft sind Träger dieser Veranlagung gewesen — gerade so, wie Schwache, Labile und Inferiore oft ihre Träger sind. Es gibt minderwertige, durchschnittswertige und überwertige Homosexuelle — genau, wie es minderwertige, durchschnittswertige und überwertige Heterosexuelle gibt. Nicht zur Regel, zur „Norm", sondern zur Ausnahme, zur Minderheit, zur Spielart zu gehören, ist an sich weder ein degeneratives noch ein pathologisches Symptom. Auch rote Haare zu haben, ist weder dekadent noch krankhaft. Wenn es wahr ist, daß der Prozentsatz der seelisch Schwachen, Verschrobenen, Gleichgewichtslosen, der Hypersensitiven und Überreizten unter Homosexuellen größer ist als unter Personen mit der regulären Triebrichtung, so muß man nicht der Anlage, sondern der Lage dieser Menschen die Schuld geben: Wer ständig unter dem Druck von Anschauungen und Gesetzen lebt, die seine Eigenart zur Minderwertigkeit stempeln, muß von Natur ungewöhnlich robust sein, um in jeder Hinsicht vollwertig zu bleiben. Wird man von den Homosexuellen den Druck der Verachtung und Verfolgung, der auf ihnen lastet, nehmen, so wird das Neuropathische an ihnen in demselben Grade schwinden, in dem die schöpferischen Werte ihres Wesens, von denen schon Platon schrieb, zur Geltung gelangen werden . . .

. . . Klar ist, daß gesellschaftsschädliches Verhalten auf dem Gebiete der gleichgeschlechtlichen Liebe im selben Maße strafwürdig bleibt wie gesellschaftsschädliches Verhalten auf dem Gebiete der andersgeschlechtlichen Liebe; daß also die freie sexuelle Selbstbestimmung der Erwachsenen und die Unerfahrenheit geschlechtsunreifer Jugend strafrechtlich geschützt, daß auch der Mißbrauch wirtschaftlicher oder amtlicher Abhängigkeit zu Lustzwecken verboten werden muß und die Erregung von Ärgernis auf öffentlichen Straßen und Plätzen — bei völliger Parität zwischen hetero- und homosexuellen Handlungen. Wer behauptet, daß die auf Befreiung der Homosexuellen abzielende Kulturbewegung der Hemmungslosigkeit gefährlicher Lüstlinge einen Freibrief ausgestellt sehn möchte und über den Interessen der Abnormen die Interessen der Gesellschaft vernachlässige, der lügt. Die Interessen der Gesellschaft stehen voran; aber ich frage, ob die Interessen der Gesellschaft fordern, daß Menschen, bloß weil ihr Liebesgeschmack von dem der Mehrheit abweicht, für Handlungen, durch die niemand geschädigt worden ist, ins Gefängnis geworfen, entehrt und sozial vernichtet werden. Ich frage, ob dem Interesse der Gesellschaft gedient ist, wenn das Gesetz eine Minderheit ihrer Mitglieder bei schwerer Strafe zu lebenslanger geschlechtlicher Enthaltsamkeit oder zu dauernder Selbstbefriedigung nötigt (also sie in die Lage lebenslänglicher Zuchthäusler bringt) — eine Minderheit, wohlgemerkt, die, falls sie ihrer Natur folgt, nicht den geringsten Schaden stiftet. Daß Knabenschänder und homosexuelle Lustmörder geschützt werden sollen, davon ist ja keine Rede!

Die Prüderie, im Zusammenhang mit monströsen, der Wirklichkeit widersprechenden Vorstellungen über die Formen des Liebesverkehrs der Gleichgeschlechtlichen, verhindert die breite öffentliche Aussprache über das Problem — grade in den Ländern, auf die es ankommt. Und mehr noch als die Prüderie: die Stumpfheit der per-

sönlich Uninteressierten, in der Masse und unter den Intellektuellen. Es gehört schon ein reiches Maß von Gerechtigkeitssinn und Noblesse dazu, sich einer zu Unrecht verfolgten Minderheit anzunehmen, der man nicht angehört. Aber glücklicherweise gibt es noch immer Menschen, die sich durch solche Fairneß auszeichnen. Diese Menschen begreifen, daß ein Zeitalter, dessen Sorge um die nationalen Minderheiten so außerordentlich lebhaft und tätig ist, sich auch aufraffen muß, eine Minderheit zu schützen, die zwar keine nationale, die aber in allen Staaten anzutreffen und die eine umso schutzwürdigere ist, als es keinen Staat der Welt gibt, in dem sie die Mehrheit hätte und an den sie sich, gleich den nationalen Minderheiten, anlehnen könnte. Das internationale Minderheitenrecht, das sich langsam herausbildet, sollte nicht nur die nationalen und die religiösen, sondern auch die psycho-biologischen, die sexuellen Minderheiten, soweit sie unschädlich sind, unter seinen Schutz nehmen; und wenn der Zweite Internationale Kongreß für Sexualreform sich für diesen Gedanken aussprechen wollte, so wäre das eine mutige Tat sittlicher Vernunft.

Was soll er denn einmal werden?

von Ignaz Wrobel

Nämlich Ihr Sohn. Ja, wie ist er denn? Von leichter Trägheit? mehr schlau als klug? mehr Sitzfleisch als Charakter? etwas Intrigant?

Kaufmann. Nein, Sie haben recht: dazu gehört, trotz der Bureaukratisierung der deutschen Industrie, Initiative, wenn er nicht ewig ein Pultknecht bleiben will, Entschlußkraft, Fixigkeit: sonst wird es nichts. Kaufmann — das ist wohl nichts für ihn.

Zum Ingenieurberuf hat er keine Neigung? Arzt? nein? Künstlerische Anlagen — nichts? (Seien Sie froh.) Aber was sagen Sie da? Es gibt nur eine Sache auf der Welt, die er scheut? Erzählen Sie bitte.

Ihr Junge ist der Mensch, der, seit seiner frühesten Kindheit, „nichts dafür kann"? Der ständig, immer und unter allen Umständen, ablehnt, die Folgerungen aus seinem Verhalten zu ziehen? der die Vase nicht zerbrochen hat, die ihm hingefallen ist? der die Tinte nicht umgegossen hat, die er umgegossen hat? der immer, immer Ausreden sucht, findet, erfindet... Kurz: der eine gewaltige Scheu vor der Verantwortung hat? Ja, dann gibt es nur eines.

Lassen Sie ihn Beamter werden. Da trägt er die Verantwortung, aber da hat er keine.

Nehmen wir einmal an, der Junge werde Lokomotivführer, und da geschieht es ihm, daß er aus Übermüdung, aus Unachtsamkeit, aus einem jener unerklärlichen Zufälle heraus ein Signal überfährt und seinen Zug auf einen andern setzt. Achtundzwanzig Tote, neununddreißig Schwerverletzte. Wie meinen Sie? Er kann sich auf den Nebel berufen, sich auszureden versuchen ...? Ah, Sie kennen Ihr eigenes Land nicht! Es wird ihm alles nichts helfen. § 316 StGB. — Gefängnis von einem Monat bis zu drei Jahren — und wenn er einen tüchtigen Staatsanwalt trifft, so wird der schon noch etwas andres

für ihn herausfinden ... haben Sie keine Sorge. Ja, es ist eben ein verantwortungsvoller Posten.

Als Arzt ist die Sache schon einfacher — eine Verurteilung bei Kunstfehlern ist nur auf Grund von Gutachten möglich, und ehe da einer den andern hineinreitet ... aber immerhin: möglich ists schon.

Als Kaufmann ... bedenken Sie bitte, was geschieht, wenn er in einem großen Betriebe ernsthaft patzt. Ist er ein kleiner Angestellter, so fliegt er sofort hinaus — ist er ein großer, so kann er sich zwar drehen und winden, aber die Börse hat ein wirklich Gutes: sie ist im besten Sinne wundervoll verklatscht, und wer dort einmal als unzuverlässig ausgeschrien wird, der hats sehr schwer. Das Gesetz? Ach, das interessiert die nicht so sehr. Sie machen sich ihr Gesetz allein, und es ist besser als das geschriebene, das kann ich Ihnen versichern. Es gibt da so eine stille Art Boykott, ganz leise, fast unmerklich — auf einmal ist es mit dem Verfemten vorbei. Die Frage der Verantwortung regelt sich da ganz von selbst.

Überall also, liebe Frau, wird Ihr Junge, wenns hart auf hart geht, für das einstehen müssen, was er angerichtet hat. Das ist schon so im Leben.

Nur an einer Stelle nicht. Nur in einer Klasse Menschen nicht. Nur in einer einzigen Position nicht. Als Beamter.

Wie das gemacht wird? Und obs auch keiner merkt? In welchem Erdteil leben Sie? Auf dem Mond —?

Zunächst kommt es zur Erlangung einer Beamtenstellung auf die Kenntnisse in zweiter Linie an. In erster darauf, daß er dem Beamtenkörper, in den er eintritt, auch paßt, daß er sich mühelos in den Organismus einfügt, der nicht etwa, wie Sie, liebe Frau, zu glauben scheinen, der Zusammensetzung der Bevölkerung entspricht. Dieser Körper hat vielmehr seine eigenen Gesetze, seine von ihm und für ihn erfundenen Tugenden und Fehler, er nimmt nur an, was ihn lebenstüchtiger macht, und er stößt mit unfehlbaren Instinkt ab, was ihn schwächen könnte. Er führt ein Eigenleben. Er schwimmt oben wie Öl auf dem Wasser.

Ist es ihm nun gelungen, hier einzudringen, hat er die durchschnittlichen Kenntnisse und ist er dem Organismus genehm, dann sitzt er so ziemlich wie in Abrahams Schoß. Verstößt er nur nicht gegen die ungeschriebenen Regeln eines stillen Codex, poltert er nicht gegen die ehernen Pfeiler dieses unsichtbaren Doms —: dann wird ihm nichts geschehen.

Erleben Sie es oft, daß dieser Beamtenorganismus seine Angehörigen an die Strafbehörden ausliefert? Das geschieht fast nie. Also, denken Sie, liebe Frau, wird da wohl auch nichts vorkommen. Es kommt aber genau so viel vor wie in andern Berufen — nur kräht kein Richter danach, weil eine Krähe ... nehmen Sie nur einen Stuhl, liebe Frau, und hören Sie gut zu.

Wenn zum Beispiel jemand, sehend oder blind, die Valuta seines Landes zugrunde richten läßt, so daß Millionen von Menschen ihr sauer erspartes Vermögen bis auf den letzten

Pfennig verlieren; wenn einer zum Beispiel die Arbeiter niederschießen läßt, wo sie nur stehen, und wenn er sich brutaldumpf in der Sonne der Gunst uniformierter Verbrecher spiegelt; wenn einer zum Beispiel ableugnet, daß es in seinem Bereich jemals Verstöße gegen das Gesetz gegeben hat, wenn seinetwegen die Leute zu hunderten in den Gefängnissen und Zuchthäusern sitzen; wenn sich einer zum Beispiel bei Vergebung von staatlichen Krediten von einem gerissenen litauischen Pferdejuden übers Ohr hauen läßt, weil seine in der Beamtenlaufbahn ersessenen Kenntnisse es ihm nicht gestatten, wie ein moderner Kaufmann zu disponieren; wenn einer zum Beispiel, aus Karrieresucht, aus falsch verstandener Schneidigkeit, aus Autoritätssadismus ein Todesurteil fahrlässig durchdrückt, dessen zugrunde liegende Indizien zusammengeschludert sind ... was, meinen Sie, liebe Frau, geschieht mit solchen, wenn ihre Untaten bekannt und erkannt sind?

Dann machen sie Erholungsreisen, liebe Frau. Dann fahren sie um die Welt, liebe Frau. Von jenem Schreibersmann Michaelis an, der einer bereits geistesschwach gewordenen Umwelt als Reichskanzler präsentiert wurde, bis zum letzten Kriegsminister —: es ist immer dasselbe. Vorher, wenn sie am Werk sind, reißen sie das Maul auf und weisen auf die schwere Verantwortung hin, die sie tragen. Ja, worin besteht denn die —? Etwa, wie bei jedem Kaufmann und Chauffeur, in der Möglichkeit, bei fahrlässig herbeigeführtem Mißerfolg strafrechtlich zu büßen, was staatsrechtlich begangen wurde —? Daran kann sich kein Deutscher gewöhnen. Das Äußerste, was sich diese verkorksten Revolutionäre abringen, sind, erschrecken Sie nicht, liebe Frau, „Untersuchungskommissionen"; die kommissionieren und untersuchen und fragen und lassen sich von den Zeugen anschnauzen und kuschen und lassen Protokolle drucken und sitzen dann wieder auf geduldigen Gesäßen ... Bestraft wird keiner. Mit seinem Vermögen zahlt keiner. Eingesperrt wird keiner. Ein Versuch, ein einziger, und der deutsche Beamte täte überhaupt nichts mehr. Wie? Er soll wirklich und wahrhaftig die Verantwortung tragen, wenn er was falsch gemacht hat? Er soll büßen, wenn er etwas ausgefressen hat? Während er doch nur, liebe Frau, ausführte, was ihm seine vorgesetzte Behörde befahl, oder während der Fehler nur bei der untergeordneten Behörde lag, oder während es sich doch nur um einen Kompetenzkonflikt handelte? Liebe Frau —!

Wenn Ihr Junge in der Schule nicht versetzt wird, dann darf er nicht mit Ihnen ins Theater gehen. Wenn ein Minister seinen Posten bis zum blamablen Zusammenbruch ausgefüllt hat, Fehler auf Fehler gehäuft, gelogen, aber schlecht gelogen, so schlecht gelogen, daß nicht einmal das Gegenteil von dem wahr war, was er sagte — geschoben, aber dumm geschoben — getäuscht, aber unvollkommen getäuscht —: dann geschieht was —? Dann fährt er, unwiderruflich, liebe Frau, ins Ausland. Zur Erholung, liebe Frau.

Und so sieht sein Tag aus —:

Er erwacht in einem schönen, sprungfedrigen Bett, in

einem weiten, gut gelüfteten Raum, im Hotel etwa oder auf seinem Gut, das er plötzlich hat — diese Herren haben so oft Güter, nun, der Wind trägt es einem zu... Er dehnt und streckt sich noch einmal, denn ins Amt braucht er heute nicht zu gehen, sacht erhebt er sich, wäscht sich mit wollüstiger Langsamkeit, so gründlich, wie es in der jeweiligen Familie üblich ist; er bindet sich den Stehkragen um — merkwürdig, welche Vorliebe deutsche Minister für Stehkragen am falschen Ort haben! — und dann wandelt er hinaus ins Freie. Etwa in die südamerikanische Landschaft oder in die asiatische; dort wird er festlich empfangen und hofiert, und Diener machen Verbeugungen, und er besichtigt irgend etwas: ein Nationaldenkmal oder eine Kinderwagenfabrik oder eine Universität für taubstumme Opernsänger... Seine Landsleute umstehen ihn. Und dann wird es plötzlich um ihn still, und er hält eine Rede, und während auf seinem Herzen der Brief der Deutschen Republik knistert, die ihm mitteilt, das die fällige Quote seiner Pension, wie verabredet, an die Disconto-Gesellschaft überwiesen worden ist, hält er seine Rede und beschimpft sehr vorsichtig, sehr fein, mit jener verschlagenen Dummdreistigkeit, die das hervorragende Kennzeichen seines Standes ist, eben diese Republik. Er weiß: sie wehrt sich nicht. Er war ja die Republik; er kennt sie.

Und, dann, liebe Frau, fährt er im Auto umher oder in einer Dampfbarkasse und sieht mit seinen runden Brillenaugen die schöne Welt an, die ihm eine Staffage ist, er sieht sie an wie ein besichtigender General, mit jenem Blick, der vorgibt, alles zu sehen, und der doch blind ist bis in den letzten Nerv hinein — und dann setzt er sich mit Muttern, denn Muttern hat er mitgenommen, aufs Schiff und fährt zurück in die liebe Heimat. Und da wird er dann Aufsichtsrat, wegen seiner guten Beziehungen zu den Behörden, und weil er beamtisch sprechen kann; und da intrigiert er dann ein bißchen in den politischen Parteien, und wenn er besonders wild ist, dann aspiriert er auf den Präsidentenposten... liebe Frau, die Welt ist so reich.

Man nennt das Studienfahrt.

Und währenddessen hocken seine Opfer in den Zellen; und währenddessen schuften die von ihm geschädigten alten Leute wieder in irgend einem Papiergeschäft oder trappeln als Versicherungsagenten auf den Straßen; und währenddessen prozessieren Tausende seinetwegen, und laufen Zehntausende auf ein Amt, und klagen Hunderttausende, denen er durch seine Politik das Lebensglück abgeschnürt hat... immer mit der Verantwortung. Die aber der Blitz verschont hat, stehen mit pfiffigen Mienen herum, nennen ihre charakterlose Schwäche Demokratie, und wenn jener Geschichten macht, so sagen sie: „Die Geschichte wird richten." Das tut nicht weh.

Eher, liebe Frau, bricht sich einer das Bein, der auf einen Stuhl steigt, als daß einem deutschen Minister etwas passiert, und wenn er noch so viel Böses angerichtet hat. Es ist das gefahrloseste und das verantwortungsloseste Metier von der Welt.

Liebe Frau, lassen Sie Ihren Sohn Beamten werden.

Man kommt an, man probt von Colette

Gegen elf Uhr kommen wir in H. an, einer großen Stadt (der Name tut nichts zur Sache), in der nicht schlecht gezahlt und viel gearbeitet wird; das verwöhnte Publikum verlangt „erste Kräfte", gleich nach Paris. Es regnet, einer dieser lauen Frühlingsregen, durch die man sich müde fühlt und schlaff in den Kniekehlen.

Das schwere Frühstück, der Rauch des Gasthauses — nach der im Zug verbrachten Nacht — machen aus mir das widerspenstigste Geschöpf, das gegen die Nachmittagsarbeit streikt. Aber Brague spaßt nicht.

„Rapple dich auf, vorwärts! Um zwei Uhr ist Probe!"

„Eine Schinderei! ... Ich gehe zurück ins Hotel und schlafe. Und dann will ich nicht, daß du in einem solchen Ton mit mir sprichst!"

„Verzeihen Sie, Prinzessin. Ich wollte Sie bloß ersuchen, die außerordentliche Güte zu haben, sich zu Ihrem Knalleffekt herzurichten. Die Bretter erwarten uns."

„Was für Bretter?"

„Die vom Theater. Wir werden heute Abend bei einem kühlen Lüftchen spielen."

Ich vergaß. Wir weihen eine neue Spezialitätenbühne ein, die „Atlantic" oder „Gigantic" oder „Olympic" heißt, wie ein Überseedampfer. Dreitausend Plätze, eine amerikanische Bar, reiche Abwechslung im Foyer während der Zwischenakte, ein Zigeunerorchester in der Vorhalle ... Morgen lesen wir das in den Zeitungen; für uns macht es keinen Unterschied aus, höchstens können wir sicher sein, in den Garderoben zu husten, weil die neuen Heizanlagen zu stark, oder weil sie nicht genügend heizen werden.

Ich gehe hinter Brague her, der sich seinen Weg mit den Ellbogen durch die von Angestellten und Arbeiterinnen überfüllte Avenue du Nord bahnt; wie wir, gehen diese auch zu ihrer Arbeitstätte. Bei einer stechenden Märzsonne dünstet der Regen, und meine aufgelösten Haare hängen herunter wie im Dampfbad. Bragues allzu langer Überzieher schlägt gegen seine Waden und schmutzt mit jedem Schritt mehr ein. Unserm Aussehen nach könnten wir auf zehn Francs pro Abend eingeschätzt werden, Brague unrasiert, kotbespritzt, ich schlaftrunken, mit einer Tolle wie ein Terrier.

Ich überlasse mich der Führung meines Kollegen, und halb schlafend sage ich mir tröstliche Zahlen her: Die Probe ist auf zwei Uhr festgesetzt, man muß also rechnen, bis viereinhalb Uhr ... Anderthalb oder zwei Stunden Orchesterprobe, um sieben Uhr zurück im Hotel; sich anziehen, essen; um neun Uhr wieder in der Bude; um dreiviertelzwölf ist man wieder umgezogen; noch die Zeit, die man braucht, um eine Zitronenlimonade im Wirtshaus zu trinken ... Ach, mein Gott, steh mir bei: in frühestens zehn Stunden werde ich in einem Bett liegen, mit dem Recht, darin bis zum Frühstück am nächsten Tage zu

schlafen. Ein Bett, ein ganz frisches, schönes, glattes Bett, und mitten drin eine Gummiwärmflasche, die unter den Füßen weich wie ein Tierkörper ist...

Brague biegt links ein, — ich biege links ein; er bleibt plötzlich stehen, ich bleibe plötzlich stehen.

„Herr des Himmels," ruft er aus, „das ist nicht möglich!"

Wachgeworden überzeuge ich mich durch einen Blick, daß es tatsächlich nicht möglich ist...

Mit mörtelgefüllten Säcken beladene Karren versperren den Weg. Ein Gerüst verbirgt einen farblosen, unbestimmbaren Bau, der aussieht, als hätte er noch nicht feste Form angenommen, und Bauhandwerker kneten in Eile nackte Frauengestalten, Lorbeerkränze und Gewinde im Stil Ludwigs XVI. über einem dunklen Vorraum, aus dem wirre Rufe, der Lärm von Sägen und ein Gehämmer dringen, als ob alle Nibelungen vereint da schmiedeten.

„Ist es hier?"

„Es ist hier."

„Bist du sicher, Brague?"

Als Antwort trifft mich ein vernichtender Blick, — der einzig dem unzuverlässigen Erbauer des Olympic gebühren würde...

„Ich meinte: ob du sicher bist, daß geprobt wird?"

„Es wird geprobt." Es spricht gegen jede Vernunft, aber es wird geprobt. Unter einem klebrigen Regen flüssigen Lehms wagen wir uns durch den Vorraum, wir springen über aufgerollte Teppiche, die genagelt werden, und deren königlicher Purpur in Kürze die Abdrücke schmutziger Sohlen aufweist. Wir erklettern jenseits der Bühne die aushilfsweise aufgestellte Leiter, die zu den Künstlergarderoben führt; — bestürzt, betäubt kommen wir zurück in den Orchesterraum.

Ungefähr dreißig ausübende Künstler laufen da durcheinander. Man hört, wenn die Hammer schweigen, abgerissene Töne der Musik. Am Dirigentenpult bewegt ein mageres, langhaariges, bärtiges Wesen, die Augen zum Bühnenhimmel erhoben, seine Arme und seinen Kopf in der hingerissenen Gelassenheit eines Tauben.

Wir sind hier ungefähr fünfzehn „Nummern", von vornherein verängstigt und mutlos. Wir kennen uns nicht, aber wir erkennen uns. Da ist der Vortragende — jedes Auftreten zu acht Francs —, der, der darauf pfeift und der sagt:

„Was soll ich mich darum scheren? Ich bin von heute Abend an engagiert, ich beanspruche mein Geld von heute Abend ab."

Da ist der Komiker mit der gerissenen Schnauze des Anwalts, der von „Jurisdiktion" spricht und einen sehr interessanten Prozeß in Aussicht stellt.

Da ist die deutsche Familie — Trapez und Ikarische Spiele —, sieben Herkulesse mit ängstlichen, erstaunten Kindergesichtern, schon in Sorge wegen der möglichen Arbeitseinstellung.

Da ist die kleine „Gesangseinlage", die, „die kein Glück hat", die, die immer „Ärger mit der Direktion hat", die, der man „für zwanzigtausend Francs Schmucksachen" im vergangenen Monat in Marseille gestohlen hat. Natürlich ist sie es auch, die unterwegs ihren Kostümkoffer verloren hat und die eine kleine Auseinandersetzung mit der Hotelwirtin hatte.

Da ist grade auf der Plattform ein absonderlicher, kleiner, verbrauchter Mensch, dessen Backen von zwei tiefen Falten durchfurcht sind, ein „stimmbegabter Tenor" von ungefähr fünfzig Jahren; — in welchen entlegenen Provinzen alterte er? Gleichgültig gegen den Lärm probt er unverdrossen.

Jeden Augenblick breitet er die Arme aus, um das Orchester zu unterbrechen, und über die Rampe gebeugt, läuft er von der Baßgeige zu den Pauken. Er sieht wie ein alter, boshafter Vogel aus, der sich vom Sturmwind tragen läßt. Er singt, — er stößt lange, klangvolle und grimmige Töne aus, er gräbt veraltete Partien aus, in denen er abwechselnd Pedro den Banditen verkörpert, den leichsinnigen Chevalier, der Manon im Stich läßt, und den Verrückten, der nachts auf der Heide unheilvoll hohnlacht...

Er flößt mir Angst ein, erheitert aber Brague, der, Nomade der er ist, seinen Fatalismus wiedergefunden hat.

Mein Kollege raucht, durch den Wirrwar begünstigt, den verbotenen Glimmstengel, und leiht jetzt dem „Stimmwunder" ein geneigtes Ohr, einer braunen Dame, die unfaßbar hohe dreigestrichne Es aushält.

„Die ist zum Kugeln, nicht? Mir ist, als ob ich ihr durch das umgedrehte Ende des Opernglases beim Singen zuhörte."

Sein Lachen wirkt ansteckend auf uns; ein unerklärliches Gefühl der Geborgenheit regt sich und breitet sich aus; wir fühlen, die Nacht kommt heran, die Stunde der Lampen, die wahre Stunde unsres Erwachens, unsres Glanzes...

*

„Ananke", ruft plötzlich der prozeßsüchtige und gebildete Komiker. „Wenn gespielt wird, spielen wir, und wenn nicht gespielt wird, spielen wir nicht." Mit dem Sprunge eines Tänzers erreicht er die Brüstung einer Proszeniumsloge und macht sich daran, den Elektrizitätsarbeitern zur Hand zu gehen. Die „die kein Glück hat" lutscht englische Drops mit den sieben Herkulessen.

Ich bin nicht mehr schläfrig, ich mache es mir auf einer Linoleumrolle bequem, neben dem „Stimmwunder", das mir Karten legt. Wieder eine Stunde ohne Gedanken, ohne Sorgen, ohne Pläne.

Oberflächlich und heiter, bar jedes Vorgefühls und jeder Voraussicht, sorgen wir uns nicht um den kommenden Tag, nicht um das Unglück, noch um das Alter, noch auch um den Bankrott des schönen, allzu neuen „Unternehmens", der ganz genau in einem Monat, grade am geheiligten Tage der Lohnauszahlung erfolgen wird.

Autorisierte Übersetzung von Olga Sigall

Berliner Baukrieg von Walter Kiaulehn

In Wien gab es vor dem Kriege keinen Quadratzentimeter Asphalt. Dafür sorgten die Pflasterermeister, die im Gemeinderat was zu sagen hatten.

Eine wiener Schlamperei, nennt man sowas.

In Berlin gibts eine Wohnungsfürsorgegesellschaft. Das ist eine städtische Gründung, die den Zweck hat, die Hypotheken, die aus dem Hauszinssteueranteil Berlins an die „gemeinnützigen" Baugesellschaften gegeben werden, zu verteilen. Im Aufsichtsrat dieser Gesellschaft sitzt ein Töpfermeister. Der sorgt dafür, daß die Zentralheizungen nicht in den Himmel wachsen.

Im Aufsichtsrat dieser Gesellschaft sitzt ein deutschnationaler Herr, der auch noch Architekt ist. Augenblicklich baut er die Aborte im städtischen Freibad Wannsee um. Manchmal baut er aber auch was „gemeinnütziges". Das Geld dafür kriegt er von einer Gesellschaft, die das Geld zum Bauen von der städtischen Gesellschaft kriegt, in der er Aufsichtsrat ist. Im Aufsichtsrat dieser Gesellschaft sitzt ...

Genug!

Wie soll man das eigentlich nennen?

Der Direktor dieser Gesellschaft ist Herr Wutzky, sozialdemokratischer Stadtrat in Berlin. Er ist einer weitern Öffentlichkeit dadurch bekannt geworden, daß er nichts für eine großzügige Förderung des Wohnungsbaues getan hat. Jetzt hat er den Wunsch ausgesprochen, sich von dieser Tätigkeit zu erholen. Er will sich auf einen ruhigern Stadtratsposten zurückziehen.

Jawohl, Herr Zwischenrufer, es gibt noch einen ruhigern Posten in Berlin. Das ist der des Dezernenten für Handel und Gewerbe, auf dem augenblicklich der dicke Herr Schlichting sitzt, Haberlands Bester, Eintänzer der Magistratsrätin Kausler, im Nebenberuf Sozialdemokrat. Da will Herr Wutzky jetzt hin.

Die sozialdemokratische Stadtverordnetenfraktion hat mit einundzwanzig gegen sechzehn Stimmen beschlossen, als Nachfolger Wutzkys den jetzigen Messeamtsdezernenten, Stadtrat Cheminsky, zum Dezernenten für den Wohnungs- und Siedlungsbau zu machen. Die Oppositionellen in der Stadtverordnetenfraktion hatten die Nominierung des Stadtbaurat Wagner verlangt. Der Fraktionsvorstand hat es abgelehnt, Wagner auch nur zur Wahl zu stellen. Dabei wäre seine Bestellung nicht als eine glatte Selbstverständlichkeit gewesen. Erstens entspricht es dem parlamentarischen Brauch, daß derjenige an die Stelle des Gestürzten tritt, der ihn gestürzt hat. Das ist Wagner gewesen. Wagner hat durch seine Kritik Wutzky unmöglich gemacht. Zweitens: Die Wahl Wagners hätte aus einem andern, ursächlichen Grunde erfolgen müssen. Wagner ist der beste Fachmann, den die Sozialdemokratie Berlins für den Posten des Wohnungsbaudezernenten hat. Sie könnte den Wohnungslosen durch Wagner helfen. Sie tut es nicht, obwohl oder weil dieser Mann mit den besten Empfeh-

lungen ausgerüstet ist, die ein kämpferischer Kerl haben kann. Mit einer verdienstvollen Vergangenheit und mit der Feindschaft der Feinde seiner Freunde.

Wagners Name bekam seinen besondern Klang in der Bauhüttenbewegung, die er von Grund auf umgestaltet hat. Er formte die kümmerlichen Genossenschaftsbetriebe, die nicht leben konnten und die, um das Prestige der Baugewerkschaften zu wahren, nicht sterben sollten, zu lebensvollen Unternehmungen um, die sich heute neben jedem berliner Baubetrieb sehen lassen können. Neben die Bauhütten stellte Wagner die proletarischen Bauherrenorganisationen, die als Hauptauftraggeber der Bauhütten wirken. Mit diesen beiden Instrumenten führte er das erste große Experiment zur Rationalisierung der Bauwirtschaft durch. Die erste berliner Großbaustelle, wo nach völlig neuen Methoden gearbeitet wurde, entstand in Britz und mit ihr der erste Krach um Wagner.

Die Baupolizei sträubte sich, Baupläne, die von Wagner und Bruno Taut entworfen waren, endgültig zu genehmigen. Man hatte „ästhetische Bedenken" allerschwerster Art. Das Neue, das da entstehen sollte, war allerdings eine herausfordernde Ablehnung des Mietskasernenkitsches und der von Haberland erfundenen Tuberkuloseromantik. Wagner baute trotzdem. Herr Böß, der Ober, wollte die beiden Architekten von der Baustelle weg verhaften lassen, Herr Wutzky, der Genosse, verweigerte die Hergabe weiterer Mittel aus der Hauszinssteuer. Schließlich erzwang Taut eine Änderung der Stimmung dadurch, daß er den alten Ludwig Hoffmann, den Stadtbaurat der kaiserlichen Residenz, auf den Bauplatz schleifte. Hoffmann, bis dahin erklärter Gegner der Moderne, ging zu Böß und setzte es durch, daß die Bauerlaubnis endgültig erteilt wurde.

Das fertige „Hufeisen" war als städtebauliche Leistung so eindrucksvoll, daß es der Opposition gelang, die Wahl Wagners zum berliner Stadtbaurat durchzudrücken.

Für Wutzky war das eine Ohrfeige, für den Oberbürgermeister, der den erwählten Kandidaten der Sozialdemokratie nicht gut ablehnen konnte, auch. Beide haben sich gerächt. Der Posten des Stadtbaurats ist in Berlin nicht mit der Machtfülle ausgestattet, die man als selbstverständlich annimmt. In Berlin ist der Stadtbaurat der Mann, der den Bau der städtischen Gebäude, Schulen etcetera überwacht. Auf den Wohnungsbau hat der Stadtbaurat in Berlin überhaupt keinen Einfluß; — er ist nur Mitglied einer Kommission, in der über den Wohnungsbau beraten wird und der er technische Unterlagen geben darf. Der Wohnungsbau untersteht der Deputation für Siedlung und Wohnungsbau. Wagner beantragte, sein Dezernat und das Wohnungsbaudezernat zusammenzulegen. Über diesen Antrag ist nie gesprochen worden. Wagner versuchte, ohne die amtliche Vollmacht zu arbeiten. Der Erfolg seiner Arbeit war das Angebot des Amerikaners Chapman, auf dem Südgelände in Schöneberg vierzehntausend Wohnungen zu errichten.

Der zweite Krach um Wagner begann.

Dessen erste Etappe ist noch in aller Erinnerung. Sie schloß damit, daß der preußische Wohlfahrtsminister Hirtsiefer, unterstützt von seinem Staatssekretär Scheidt (dem Aufsichtsrat der Tempelhofer Heimstättengesellschaft, einer Gründung Haberlands) den Protest der berliner Baulöwen gegen das Projekt zu seinem eignen machte und Wagner wie einen dummen Jungen brüskierte. Eine heftige Pressekritik erreichte es, daß der Magistrat von Berlin, dem Antrag Wagners folgend, einen Wettbewerb um achttausend Wohnungen ausschrieb, an dem sich auch Chapman beteiligen durfte. Zweite Etappe: Der „Wettbewerb" wurde zur Farce gemacht. Chapman stand einem schnell gebildeten Ring der berliner Großunternehmer, in dem auch die Bauhütten nicht fehlten, gegenüber. Herr Bachem, der bewährte Daktyloskopist von der Arbeiterbank, hatte das Kunststück fertiggebracht, die Bauhütten von ihrem frühern Führer Wagner und seinen Prinzipien weg in die Arme des Herrn Haberland zu führen, die für sie fast zu Polypenarmen geworden wären. Ein erbitterter Kampf hinter den Kulissen brachte schließlich die Entscheidung. Das junge Kartell wurde gesprengt. Auf den Bruchstücken blieben die Fingerabdrücke des Herrn Bachem. Das Chapmanangebot war gefallen, auch ein zweites Angebot fiel, aber mit ihm stürzte auch das Projekt der Haberlandgruppe, das um nette zwölf Millionen teurer war als jedes andre.

Der Oberbürgermeister von Berlin hatte es nicht verschmäht, in der entscheidenden Stadtverordnetenversammlung selbst gegen seinen Stadtbaurat in die Arena zu treten. Das Zahlenmaterial, das er gegen ihn vorbrachte, erwies sich allerdings später als falsch (wer es ihm in die Hände gespielt hat, ist heute noch nicht klar), aber es genügte, um gegen Wagner vor den Stadtverordneten Stimmung zu machen.

„Oberbürgermeister läßt den Stadtbaurat fallen", stand acht Tage später in den Blättern. Der dritte Krach um Wagner. Er hatte verlangt, daß zur Ausgestaltung der kommenden Bauausstellung die künstlerischen Verbände herangezogen werden. Wagner behielt in diesem Zwischenspiel ebenso recht wie in der Chapmankampagne. Die deutsche Architektenschaft stellte sich geschlossen hinter ihn. Diese Demonstration war eindrucksvoll. Die sozialdemokratische Stadtverordnetenfraktion gab Wagner ein Vertrauensvotum.

Das war das letzte, was sie für ihn getan hat.

Wagner forderte jetzt in einer großen Denkschrift nicht nur die Zusammenlegung der Baudezernate, sondern die völlige Umorganisierung, die Rationalisierung der berliner Verwaltung. Herr Böß dankte dem Stadtbaurat für seine fleißige Arbeit mit der Geste eines Kavaliers. Er strengte gegen ihn ein Disziplinarverfahren an. Der Oberpräsident lehnte die Eröffnung des Verfahrens ab. Das wurmte den Turnvater Gustav so sehr, daß er zwei sozialdemokratische Stadträte bat, doch ihren Einfluß dafür einsusetzen, daß Wagner sein Amt niederlege. Daß Böß diese Bitte überhaupt aussprechen durfte, beweist die ganze Jämmerlichkeit der Genossen, die im roten Hause Politik machen.

Das übrige ist schnell erzählt.

Ende Oktober übergab Wagner dem Stadtrat Wutzky die technischen Unterlagen für die Ausschreibung des Baues von zehntausend Wohnungen.

Herr Wutzky ließ sie liegen und ging in Urlaub. Sie liegen heute noch da, wo sie Herr Wutzky hingelegt hat.

Der Frühling kam und mit ihm Herr Chapman, die Banken kamen und die berliner Bauunternehmer.

Herr Wutzky ging seinen stillen Gang.

Da brachte Wagner einen Antrag bei seiner Fraktion ein, der die Zusammenlegung der acht städtischen Baugesellschaften forderte. Diese offiziellen Baugesellschaften hatten sich im Schatten der Bezirksbürgermeistereien zu wackern Gebilden ausgewachsen. Mit dem Geld der Steuerzahler wurden Häuser für reiche Leute gebaut, und manches andre wurde gemacht. Wutzky trat gegen den Antrag Wagner auf und erwarb sich damit den Dank seiner Freunde, der Bezirksbürgermeister, die ihre Baugesellschaften brauchen, um ein bißchen König spielen zu können. Wagners Antrag ging durch und Wutzky starb daran. Sein Amt war neu zu besetzen.

Die Genossen standen nicht vor der Frage, ob Wagner die Interessen der Wohnungslosen wahrnehmen sollte oder nicht, sondern vor der schwerwiegenderen, ob sie den Erfolg dieses unbequemen Asketen, der sich nie an den Biertischen im Ratskeller wohlfühlte, der keinen Kontakt mit den Skatspielern hatte, vor aller Öffentlichkeit bestätigen sollten. Instinktmäßig wehrten sie sich dagegen, den Wolf auch noch selber in ihre Hürde zu lassen. Die Schafe triumphierten.

Mit einundzwanzig gegen sechzehn Stimmen lehnte die Fraktion die Wahl Wagners ab und schickte Cheminsky in das Wohnungsbaudezernat. Man ist offiziell dabei einem Wunsche des Oberbürgermeisters Böß gefolgt. Der Fraktionsvorstand ist noch einen Schritt weiter gegangen. Wagner, so erklärte er, kann deshalb nicht zur Wahl gestellt werden, weil er den bürgerlichen Parteien nicht genehm ist.

Cheminsky ist vom Oberbürgermeister noch nicht offiziell bestätigt, aber schon inoffiziell.

Das erste, was der neue Dezernent tat, war, daß er zur Freude der Wohnungslosen zunächst einmal in Urlaub ging. Bevor er abreiste, bat er den Genossen Wagner, doch in seiner Abwesenheit mit Chapman und den andern zu verhandeln. Wagner verlangte eine Bestätigung des Oberbürgermeisters für diesen Auftrag. Sie wurde ihm gegeben. Die legte er Wutzky, der noch offiziell das Amt versieht, vor, mit der Bitte, ihm doch das Angebotsmaterial zu übergeben. Da tat Herr Wutzky das, was er immer getan hat, wenn Wagner was von ihm wollte: er streikte, er gab das Material nicht heraus. Fertig.

Sie glauben es nicht? Glauben Sie es.

So spielt man in Venedig.

Bemerkungen

Nummer dreizehn

Das ausgezeichnete neue Stück „Siegfried" von Jean Giraudoux bringt gleich in seiner ersten Szene eine Menge Leute auf die Bühne, die in Siegfried, dem Mann ohne Gedächtnis, einen schon verloren geglaubten Familienangehörigen in neu entfachter Hoffnung zu finden hoffen. Solche Fälle sind mehrfach eingetreten und auch derjenige, der nach dem kleinen südfranzösischen Städtchen Rodez Hoffnungen und Wünsche aus ganz Frankreich lenkt, hat Vorgänger in andern Ländern gehabt. Aber wenn der Tatbestand auch nichts Neues bietet, so steht doch eine Phrase da, ein kleiner Satz, der nicht mehr als drei Worte enthält. Ein unscheinbarer Satz, der doch das ganze Grauen des Krieges, der Hunderttausende von Schicksalen in sich birgt und der aus dem Munde jenes Mannes ertönt, der heute Rodez fast zu einem Wallfahrtort macht. Il le faut — es ist nötig!

Am 1. Februar 1918 traf in Bron bei Lyon ein Transport französischer Austauschgefangener aus Deutschland ein. Unter ihnen befand sich Nummer dreizehn. Ohne Papiere, ohne Ausweis, ohne Gedächtnis. Alles, was er zu sagen hatte, war ein Name. Ein Name in der Anordnung eines Fernsprechverzeichnisses oder Adreßbuches: Mangin Anthelme. Und dann noch eine Straße in Vichy. Man wußte nicht, woher er kam, wo er gefangen war, wo er verwundet wurde und wohin er gehörte. Er war Nummer dreizehn des Transports. Man schrieb nach Vichy, aber niemand kannte Mangin Anthelme. Es blieb nichts andres übrig, als ihn in einem Irrenhause unterzubringen. Es verging einige Zeit, bis eines Tages eine Frau aus dem tief im Süden Frankreichs gelegenen Städtchen Rodez von dem Vorfall Kenntnis erhielt. Sie reiste mit ihrer Tochter nach Vichy und erkannte in dem Internierten ihren vermißt geglaubten Sohn Albert Vayssettes.

Der Kranke gab kein Erkennungszeichen. Sein Gedächtnis war ausgelöscht, sein Verstand umdämmert. Da es trotz allem zweifelhaft blieb, ob er wirklich der Sohn aus Rodez war, wurde er in das dortige Irrenhaus überführt, und neue Nachforschungen begannen. Es stand zwar außer Zweifel, daß er ein französischer Soldat war, aber gewisse Anzeichen deuteten auf fremdländische Herkunft. Man diktierte ihm Sätze in allen möglichen Sprachen, bis er plötzlich, fast fehlerlos, in Englisch die Worte niederschrieb: Sieben Minuten nach sieben Uhr. Der Sohn der Witwe aus Rodez hatte niemals Englisch gesprochen. Neue Zweifel, neue Vermutungen. War er vielleicht ein Kanadier französischer Abstammung? Und mit den neuen Nachforschungen kamen Meldungen von überall, aus allen Teilen Frankreichs, aus Kanada selbst. Überall, wo eine Hoffnung sich regte, wo Eltern, Frauen, Kinder, Geschwister an ein Wunder glaubten, wo das Andenken an eines der Opfer des Krieges lebte, begann man zu schreiben, zu fragen, ja selbst sich zur Reise nach Rodez zu rüsten. Ganze Prozessionen sind nach Rodez gekommen, ganze Familien, um die Wahrheit zu erfahren. Sie mußten alle abreisen, wie sie gekommen waren. In Nantes lebt eine arme alte Frau, die unerschütterlich glaubt, daß es ihr Sohn ist, der in Rodez bewahrt wird. Jeden Monat bittet sie um Nachricht, ob sein Gedächtnis zurückgekehrt ist, ob es ihm gut geht. Aus dem fernen Kanada kommen regelmäßige Briefe einer Frau, die die Rückkehr ihres Mannes erwartet. „Mein geliebter René", lautete einer der letzten, „wie werden wir glücklich sein, dich wiederzusehen. Wir haben Gold, Silber und Petroleum entdeckt. Überall riecht man das Petroleum. Wenn der Schnee geschmolzen sein wird,

werden wir die Früchte unsrer Arbeit ernten. Du wirst bei uns sein, und wir werden deine Rückkehr feiern." Aber das ist eine vergebliche Hoffnung wie alle andern. Nummer dreizehn ist weder der Mann Robinet noch der Sohn Vaysettes, noch der Sohn Brille. Er schweigt.

Nicht ganz! Einen Satz sagt er, immer wieder. Ein Besucher fragt nach ihm. Ein Mann um die Vierzig tritt mit einem Wärter ein. „Guten Tag, Mangin!" — Keine Antwort. — „Kennen Sie Paris?" — Schweigen. Der Anstaltsdirektor will ihn zum Sprechen nötigen, aber er macht plötzlich kehrt und wendet sich zur Tür. Schon das ist erschütternd. Dieser stumme Widerstand gegen die Welt, die ihn zurückfordert. Man bietet ihm eine Zigarette an. Er lehnt ab, aber der Wärter schiebt sie ihm zwischen die Zähne. Der Kranke nimmt sie wieder heraus und steckt sie in die Tasche. Nach einer Weile sucht er sie und zündet sie an. Ein Zug, zwei, dann wirft er sie in den Kohleneimer. Der Eimer ist mit den französischen Farben bemalt. Der Kranke betrachtet sie lange. Erwecken die Farben eine Erinnerung in ihm? Man benutzt die Gelegenheit, um ihn zum tausendsten Mal nach seinem Regiment zu fragen. Er schüttelt den Kopf und bringt plötzlich einen Satz heraus, einen kurzen, erschütternden: Il le faut — es ist nötig.

Was ist nötig, warum ist es nötig? Seit zehn Jahren warten Hunderte von Familien auf die Antwort. Aber er ist ein lebender Leichnam, der sich selbst den Namen Mangin Anthelme gegeben hat. Er hat keinen Namen, er hat kein Alter. Er ist ein Soldat ohne Mutter, ohne Freund, ohne Familie. Der Kriegsminister ist sein Vormund. Il le faut — welches Grauen mag sich dahinter verbergen?

Rudolf Friedmann

Der natürliche Wirkungskreis

Mama schreibt: ... und sowie die Kirschen eingekocht sind, will ich Dir Monogramms in die neuen Hemden sticken. Gefallen Dir diese?

Diese sind in einem großen, braunen Heft: „Stickereien und Spitzen", Blätter für kunstliebende Frauen, bei Alexander Koch, Darmstadt. Da sind hübsche Kissen, nette Deckchen, Vorhänge und sowas drin. Hier diese kleine Spitze zum Beispiel ist süß. Die möchte ich der Asta zum Geburtstag um ein Taschentuch häkeln. Wie die wohl gemacht ist? Das wird ja im Text stehen.

Da steht... wie bitte? ... da steht: „Die Magie der Handarbeit". Wie kommt Spinat aufs Dach? Stickerei und Spitzen, das ist bei uns ein freundlicher, gutbürgerlicher und realer Begriff, ganz abseits von Magie. In Darmstadt ist das anders.

„Alles, was die Kunst der Handstickerei schafft, ist Zeichen für etwas, das in der Seele der Stickerin lebendig ist also deutendes, physiognomisches Zeichen) oder Zeichen für etwas, das gewünscht (oder gescheut) wird. Die Stickerin legt ihr Sein,

ihre inwendige Struktur im Gebilde ihrer Hand dar; insofern ist ihr Werk ‚graphologisch', ‚mimisch', ‚physiologisch' bedeutsam. Sie setzt sich aber auch auseinander mit Wunschbildern und geheimen Strebenszielen, all dies wird Linie und Farbe, Winkel und Kurve . . ."

Also, nach dem Rezept wird hier gebacken! Freud und die Folgen: experimentalpsychologischer Kaffeeklatsch, die Konfliktdarstellung im Sofaschoner. Über diesem Elaborat ist ein gutes, dickes, ehrliches Kissen, das platzt beinah vor Lachen.

Weiter! Bild: Bestickter Taschentuchbehälter. Darunter zwei Spalten: „Versammelte Kraft". Die nächste Seite: Täschchen, Kissen, Teewärmer, Kinderkleidchen. Und das Gedruckte dazu heißt „Naturgefühl und Vitalität, zu den Arbeiten von Emmy Zweybrück." — „. . . Die Quaste ist ein Lebendiges," sagt Frau Zweybrück, „das Form annimmt." Erschreckt begucke ich mir die vielen Troddeln an meinem Plüschsessel. Nein, die tun das nicht!

Aber jetzt kommt was: „Sache und Person". Also — wenn mich nicht alles täuscht — die Schreibe kenn ich doch! Wer rührt da, zwischen Stickerei und Spitzen an die letzten Dinge? „Man kann auch andern nur nützen, insofern man sich vollendet, was voraussetzt, daß man sich selbst vor allem ernst nimmt." Das kann nur er sein, den Niemand mehr ernst nimmt, unser Hermann Keyserling.

Er ists.

In Stickerei und Spitzen! Da hat er heimgefunden. Drum nennt er auch einen seiner nächsten Aufsätze in diesen Heften „Der natürliche Wirkungskreis". Du sagst es!

Erst in diesem Rahmen offenbart sich uns das Wesen der keyserlingschen Philosophie: Ein Riesen-Schwafel rund um die Welt und durch alle Räume des Seins, und was dabei herauskommt, sind Kaffeewärmer und Spielhöschen.

Ein weiterer Beitrag heißt: „Sich ernster nehmen". Gehts noch? Und endlich: „Mut zu sich selbst."

Den hat er. Aber er steht ja auch nicht allein — Rührung überkömmt mich — sie sind alle da! Die ganze Schule der Weisheit ist über den Weg zur Vollendung in die Textil-Branche eingegangen, und dort ist sie emsig am Werk. „Handwerk — Niveau — Atmosphäre", von Kuno Graf Hardenberg. „Kleider mit Handweberei", von Demselben. Desgleichen „Kinderkleidung. Grundsätzliches." Während Rudolf von Delius über „Neue Perlentäschchen" plaudert.

Also da sitzen sie nun und flechten und weben. Da häkeln sie sich ihre herzige Salon-Philosophie, eine Spitzenleistung an philosophischem Konfektions-Jargon. Sprechende Ullsteinschnitte zur Vollendung, alle Größen vorrätig, besonders für starke Figuren. Auch Heimarbeit wird angenommen. Otto Flake liefert „Von der Gelassenheit" und Klages „Von der lebendigen

---

Freundschaft und Sexualität.

Form". Und — es ist wirklich alles am Lager: „Von der richtigen und falschen Einstellung".

Derweil reist der Chef Keyserling in eigner Firma, bemüht, die dürftige Qualität seiner Ware durch den Charme persönlicher Ungezogenheit zu ersetzen. Aber der Markt ist lustlos. Im Ausland trägt man dergleichen nicht, und der deutsche Kundenkreis ist beschränkt. Der Sinn für diese edle Kleinkunst muß erst geweckt werden.

Wie ich aus Darmstadt höre, erscheint zur nächsten weißen Woche eine Sondernummer von Stickerei und Spitzen: „Der Hohlsaum als geistiger Raum der Schule der Weisheit."

Da abonniere ich aber.

Grete Wels

Ein Ferienbuch für Kinder

Das ist die Zeit, in der die Kinder aus ihren Ställen, genannt Schule, gelassen werden. Hinaus auf die Weide, und wenn sie etwa Lust verspüren, einmal zu lesen, soll ihnen und den hochwohllöblichen Erziehern empfohlen sein: ‚Hurra Ferien', ein Ferienbuch, das der Verlag Williams & Co., Berlin-Grunewald herausbringt.

Was haben wir als Jungens gelesen? Doch sehr viel Quatsch, auch außerhalb der Schule. Damals grassierte die Talmiromantik von Old-Shatterhand und Winnetou. Auch an den großen Jugendklassiker von dunnemals, Paul Oscar Höcker, denke ich ohne Sehnsucht.

Kinder entdecken die Welt um sich herum. Bücher sollen ihnen dabei helfen. Und wenn man sie in eine Phantasiewelt führt, soll es eine reine und wahre sein.

Ich schlage das Büchlein auf — und habe natürlich diesmal das Recht, so recht ungezogen die Rosinen herauszupolken. Die eine heißt „Wobbeljus" und ist eine Geschichte von jener zarten und aromatischen Komik, die von den Angelsachsen gepachtet wurde. Illustriert, entzükkend, von Fritz Wolff. Die nächste ist eine Utopie, wird artig serviert, klug und nicht renommistisch. Jugendbücher müssen natürlich so sein, daß sie dem nicht verkalkten Erwachsenen gefallen. Das geschieht. Nur das eine stört mich: daß in einigen Beiträgen zu sehr das Leben einer bestimmten Schicht als das einzig in Betracht kommende vorausgesetzt ist.

Die Honneurs macht Theobald Tiger. Dann taucht der Doktor Dolittle auf, der wunderbare, den das Licht wahrer Poesie beglänzt. Und im übrigen zeigt das Büchlein jungen Menschen ein Stück der Wirklichkeit aus der Nähe, ist belehrend ohne Pedanterie, spricht von Pilzen, vom Sport, von Technischem, von Spielen, von Rätseln. Es liegt ein Plan zugrunde, eine Vorstellung vom Ferien-Alltag der Kinder, die gut ist, vernünftig, nicht vernünftelnd.

Nietzsche sagte: „Im Kleinsten und Alltäglichsten unwissend zu sein und keine scharfen Augen zu haben — das ist es, was die Erde für so viele zu einer Wiese des Unheils macht ... Vernunft ist genug und übergenug da, aber sie wird falsch gerichtet und künstlich von jenen kleinen und allernächsten Dingen abgelenkt."

Hier wird sie sinnvoll gerichtet.

Frank Warschauer

Liebe Weltbühne!

Georges Clemenceau ist in seiner Jugend bekanntlich Arzt gewesen. Doch hat er später nicht mehr praktiziert.

Einmal findet er im Korridor des Kammergebäudes ein paar Abgeordnete aufgeregt um einen ohnmächtig gewordenen Minister beschäftigt, der zu seinen besondern Feinden zählt.

Clemenceau fühlt den Puls des Erkrankten, beklopft den Brustkasten und sagt dann im Weggehen leichthin: „Laßen Sie ihn ruhig liegen, in ein paar Minuten wird alles in Ordnung sein."

Nach drei Minuten war der Minister tot.

Antworten

Reichsfinanzminister. Sie haben das Debut des Kabinetts Hermann Müller geschickt benutzt, um Ihre Verdienste um die Stabilisierung der Währung einer erstaunt lauschenden Öffentlichkeit zu verkünden. Sie haben erklärt, die Auffassung sei unrichtig, daß Sie das Stabilisierungsprojekt einfach von Helfferich übernommen hätten... Es war wie gesagt, taktisch geschickt, sich so einzuführen. Denn, ehrlich gestanden, als ersten Minister der Konsolidierung haben wir Sie nicht in Erinnerung, sondern eben nur als letzten der Inflation. Doch wenn Sie selbst von Ihrem Ruhm so fest überzeugt sind, wir wollen Ihnen gern das Vergnügen lassen und der Geschichte die endgültige Richtigstellung. Aber, erinnern wir uns recht, sind Sie nicht nur Finanzgenie, sondern auch Sozialist. Als Sie in dieser Rede an Ihre Rolle als Rettungsengel der bürgerlichen Gesellschaft erinnert haben, als Sie wieder und wieder daran erinnert haben, daß die Sozialdemokratie 1923 durch das Bündnis mit Stresemann das deutsche Bürgertum gerettet habe, da mögen Sie sich gewiß als Staatsmann großen Kalibers gefühlt haben. Was die Arbeiterschaft dazu sagen könnte, daran haben Sie nicht gedacht, dürfte Sie auch kaum interessieren. Sie sind zufrieden, vor Ihrem bürgerlichen Forum Beifall gefunden und sich für künftige Fälle empfohlen zu haben. Das Finanzkapital hat keine Veranlassung, vor Ihnen zu zittern. Schlimmstenfalls kommt dabei ein zweites Buch heraus.

Aviatiker. Sie schreiben: „Obgleich ich der Kritik der ‚Weltbühne' an vielen Dingen des öffentlichen Lebens oft zustimme, finde ich doch, daß sie manchmal über die Stränge schlägt. War es, lieber, verehrter Herr, notwendig, selbst dem Ozeanflug Köhls eine politische Seite abzugewinnen und Ihre Herren A. E. Ronaut und Solneman auf die Flieger zu hetzen, die — das bestreiten Sie doch ganz gewiß nicht — das deutsche Ansehen im Auslande gestärkt haben. Mindestens hat dies Gastspiel deutscher Aviatiker in Amerika ein freundlicheres Andenken hinterlassen als das deutscher Primadonnen von Kunst und Wissenschaft, worüber Sie ja selbst eingehend berichtet haben." Nicht wir haben die politische Seite des Ozeanflugs entdeckt, die Herren selbst haben daraus von Anfang an kein Hehl gemacht. Daß sie drüben von offenkundigen nationalistisch-monarchistischen Demonstrationen abgesehen haben, ist nicht zum wenigsten das Verdienst der deutschen Botschaft, welche die Regie fest in die Hand genommen hatte. Aber wollen Sie jetzt, nachdem die Herren ihren Besuch in Doorn absolviert haben, auch noch den politischen Charakter leugnen? Daß wir in der ‚Weltbühne' neuerdings den Angelegenheiten der Luftfahrt besonderes Interesse zugewandt haben, ist nicht verwunderlich angesichts deren großer Zukunft, erscheint uns aber auch notwendig angesichts gewisser Bemühungen, diesen höchst zivilen Verkehrszweig dauernd unter militaristischer Kontrolle zu halten. Wie es da aussieht, dürfte grade Ihnen als Mann vom Bau nicht ganz fremd sein ... Aber lassen wir selbst das beiseite, fordert nicht der Rummel, der um das Trifolium entfaltet wurde, ein wenig Dämpfung heraus? Ich bin kein Philister und kann den Reiz eines verwegenen Streiches durchaus mitempfinden. Aber Sie als berufener Fachmann werden nicht leugnen, daß, im Gegensatz zu einigen gleichen Unternehmungen, dieser Flug als mißglückt bezeichnet werden muß, denn das Ziel wurde nicht erreicht, und ohne die Gunst des Zufalls wären die Drei verloren gewesen. Es scheint aber Gescheiterten, die noch rechtzeitig herausgefischt wurden, kaum anzustehen, aus ihrem persönlichen Glück eine große technische Überlegenheit zu machen. Wenn die beiden Herren in ihren Reden den Mund patriotisch voll nehmen, aus ihrem Flug eine deutsche Nationalsache machen und ständig von ihrer Gefälligkeit

für das „liebe deutsche Vaterland" reden, so muß man ihnen schlicht sagen, daß das doch eine private Auffassung stark überschätzen heißt. Man vergleiche mit dieser Haltung die liebenswürdige Bescheidenheit Lindberghs oder die Einfachheit jener beiden amerikanischen Piloten, die kürzlich mit einer Dame als Passagier nach einem glänzenden Präzisionsflug in England gelandet sind. Keiner hat sich bisher so gewichtig, so sehr als Repräsentant aller nationalen Glorie aufgeführt wie die Herren Köhl und von Hünefeld. Nur Herr Nobile bevorzugt eine ähnlich gedunsene Sprache, und dieses notgedrungene Beispiel ist ganz gewiß nicht erfreulich. Es ist das Unglück des Deutschen in der Welt, daß er immer eine Ideologie verkörpern möchte, daß er, anstatt auf seinen alltäglichen Sohlen zu bleiben, immer nach einem Kothurn sucht, und daß dieser heroische Kothurn gewöhnlich leider nicht mehr ist als ein abgelegter preußischer Militärstiefel. Herr Köhl ist gewiß ein sehr tüchtiger Mann, tüchtig, tüchtig sind sie alle. Aber seine Muskelfreudigkeit, sein selbstzufriedenes Lächeln, das immer zu sagen scheint: Wir werdens schon schaffen! — wir kennen das. Im Gegensatz zu andern Nationen, die von unfähigen Männern in Niederlagen hineinkutschiert wurden, haben wir wenigstens den Trost, daß wir den Krieg mit den Allertüchtigsten an der Spitze verloren haben. In Herrn Köhls Festreden rauscht die große Zeit. Das ist jener unverwüstliche deutsche Typ, der immer siegt und am Ende doch immer der Geschlagene ist.

Kurt Tucholsky ist in den Monaten Juni bis August auf Reisen und bittet die Briefschreiber um Geduld.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

„Die Bahn, die uns geführt Lassalle"

von Carl v. Ossietzky

Das ist das alte Bundeslied der Sozialdemokratie, jahrzehntelang gesungen von treuherzig gläubigen Massen, in die gelegentlich die preußische Polizei sordinierend einbrach; heute eine Pièce für beruhigten Männergesang, aus der Du ebenso wenig erregende Erinnerung heraushörst wie aus dem Niederländischen Dankgebet das Hellebardengeklirr der Geusen, wenn es etwa von einem evangelischen Jünglingschor vorgetragen wird. Wohin die Bahn einstweilen geführt hat, das sehen wir seit geraumer Zeit; über den Beginn aber wissen wir etwas mehr, seit ein geduldiger preußischer Aktenschrank, jäh zusammenbrechend, die zwischen Bismarck und Lassalle gepflogene Korrespondenz hergegeben hat. Nicht nur ein alter Schrank ist geborsten, auch ein sonst noch leidlich intaktes Heldenbild hat einen Sprung bekommen.

Bismarck und Lassalle, ein heikles Kapitel. Man kann es nicht so abtun, daß man einfach sagt, die Beiden wären ja lange tot und mit dem Ehrendiplom der Nachwelt ist die große Rangloge der Weltgeschichte eingegangen. Denn in ihren Schöpfungen wirken ihre Kräfte noch weiter, und ihr Zweikampf ist noch lange nicht beendet. Es wäre ganz gewiß unsinnig, die Herme Ferdinand Lassalles tiefer stellen zu wollen, weil der Mann mit dem Volksfeind freundliche Grüße getauscht hat, aber ganz anheimelnd ist die Geschichte nicht, und die Sozialdemokratie befindet sich etwa in der Position jener Enkelin der Georges Sand, die am liebsten die Tugend ihrer amoureusen Großmutter durch einen verspäteten Gerichtsbeschluß rehabilitieren möchte. Natürlich konnte Lassalle bei aller divinatorischen Gabe den spätern Bismarck nicht vorausschauen; er unterhielt sich ja schließlich nicht mit der Phantasiefigur der patriotischen Historik von 1910, nicht mit dem Roland vom Elbberg, sondern mit dem preußischen Ministerpräsidenten der Konfliktszeit, einem stockreaktionären Junker, der grade daran war, sich seine innenpolitischen Nöte durch einige gewagte außenpolitische Manipulationen vom Halse zu schaffen. Diesem rücksichtslosen, streitsüchtigen Reaktionär gab der mit den Demokraten verfehdete Radikale ein paar Tips, wie die gemeinsamen Feinde am besten in der Flanke zu fassen. Solche private Fühlung zwischen Vertretern extremer Gruppen, die sich sonst unter den Linden nicht grüßen, hat es immer gegeben; siehe: Seeckt und Tschitscherin. Lassalle, der Parteigründer, ist nicht über die Anfänge hinausgekommen, aber seine historische Leistung umfaßt doch mehr,

bedeutet doch die Entdeckung und Erweckung einer ganzen Klasse: des Arbeiterstandes, diesem Riesenspielzeug der Bourgeoisie, dem er das Losungswort zuwarf. Wie mit einem Mosesstab schlug er auf hartes Gestein, und frische Quellen rieselten, er ahnte Kanaan mitten in der Wüste. Nicht der politische Zweck ist bei dem Versuch der freundlichen Tuchfühlung mit dem Feinde verwerflich: der Gesamtton dieser Schreiben und die zwischen den Zeilen lauernde Ambition hat etwas Degoutantes. Eine überlebensgroße Eitelkeit tastet sich an die andre heran; nicht nur der bedenkenfrei spekulierende Politiker, der Gesellschaftslöwe, der Snob versucht eine aristokratische Eroberung, versucht sie in einem raffinierten Stil, der nicht einfach Schmeichelei ist, aber so wirkt durch die geschickte Art, dem Andern eine Rolle zuzusprechen, die dieser gar nicht wünscht. Denn nichts wünschte der Bismarck der sechziger Jahre weniger, als der Vollstrecker der radikalen Ideen des Herrn Doktor Lassalle zu werden. Wo er sie später aufgriff, bedeuteten sie ihm nur einen Schachzug, den man später zurücknehmen kann. Das freie Wahlrecht hat er dann oft zu allen Teufeln gewünscht, und auch von den Sozialreformen spricht er in der intimen politischen Beichte seiner Erinnerungen nur so kühl wie von einem Geschenk, das besser unterblieben wäre. Man ist sich bei jenem Lassalle, der sich an Bismarck heranmacht, nicht recht klar, ob er ein politisches oder ein gesellschaftliches Ereignis vorbereitet. Man hat bei diesen Briefen das Gefühl, einen abgleitenden Menschen zu verfolgen. Diesem Ehrgeiz genügen nicht mehr die Arbeitervereine, er sucht nach neuem Feld und tappt langsam in die Tragödie hinein. Ein paar Jahre später ist sein Intimus Lothar Bucher Bismarcks willfährigste Kreatur. Das Schicksal des an die Macht Verkauften. Hier rechtfertigen keine geheimen moralischen Reservate. Nach Lassalles Tode gerät der Arbeiterverein in kläglichste Zerrüttung. Sein Nachfolger Johann Baptist von Schweizer wird, gewiß zu Unrecht, wie auch Franz Mehring annimmt, verdächtigt, Bismarcks Agent zu sein. Mißtrauen zerfrißt die kleine Gruppe. Ferdinand Lassalle ist zur rechten Zeit für seinen Ruhm gestorben.

Macht läßt sich nicht erschleichen. Heute befindet sich die Sozialdemokratie, wenn auch mit viel gröberm Schuhzeug, wieder auf der Bahn, auf der selbst ein Lassalle schließlich ausgleiten mußte. Um nicht eigenbrödlerisch zu sein, wirklichkeitsfremd oder dogmatisch, oder wie es die liberale Presse sonst nennen mag, setzt die Sozialdemokratie Namen und Ansehen für eine schwache Regierung ein, obgleich heute schon mindestens die Hälfte der Genossen im Lande dies Beginnen für lichterlohen Wahnsinn hält, der in kurzer Zeit den großen Maisieg verbrannt haben wird. Die glänzenden Strategen werfen mit Lassallezitaten um sich, um ihren Realismus durch

einen notablen Zeugen zu erhärten. Aber wie ungeheuer ist auch hier der Abstand! Der Realsinn dieses Mannes ging trotz alledem auf ein Jahrhundert, der seiner Epigonen klammert sich an das kurze Dasein eines Kabinetts. Es gab, nachdem die vielberedete Große Koalition zerschellt war, nur die eine Möglichkeit: ein Minderheitskabinett, ein rein sozialistisches Kabinett mit einem weitgesteckten und propagandistisch wirksamen Programm. Das hätte auch die Kommunisten endlich einmal vor eine nützliche Entscheidung gestellt. Wäre auch die Lebensdauer dieser Regierung kurz gewesen, ein solcher Akt hätte Achtung erzwungen. Grade wer den Parlamentarismus bejaht, muß auf so saubere Klarstellungen halten Wenn unser Parlamentarismus nicht funktionieren will, liegt es nicht an der leidigen deutschen Zwietracht, sondern weil alles durch Kompromisse und Spekulationen verschmuddelt ist. Dies sogenannte Kabinett der Köpfe ist ein fauler Ausweg. Lassen wir ruhig gelten, daß die teilhabenden Herren alle Köpfe sind — jedenfalls sind ihre Hände gebunden und an ihren Füßen hängt die Partei mit Zentnergewicht. Nur die Sozialdemokratie hat liebenswürdigerweise verzichtet, ihre Herren zu binden: sie läßt das lieber von der Volkspartei mitbesorgen.

So hat der Auftakt der Regierung nur höchst blamable Mißerfolge gebracht. Bei der sehr unerquicklichen Amnestiedebatte ließ sich die sozialistische Fraktion von einem kommunistischen Dutzendgeschimpfe zu einer gouvernantenhaften Würdegeste bewegen; doppelt peinlich, weil die Partei, von einigen auf dem linken Flügel stehenden Anwälten abgesehen, bisher für die Amnestie wenig getan hat. Einzelne linksbürgerliche Blätter und Politiker haben hier viel mehr geleistet. Niemals hat die Sozialdemokratie vergessen können, daß die meisten der Eingekerkerten Linksradikale sind. Hier gab immer das Ressentiment den Ausschlag. Zugegeben, daß Herr Geschke nur abgestandensten agitatorischen Kohl aufwärmte — warum platzte nicht ähnliche Entrüstung, als bei der Debatte um die Lohnsteuer Herr Doktor Becker-Hessen als Sprecher der mitregierenden Deutschen Volkspartei für seine Ablehnung eine Sprache bevorzugte, die sich von der des Kommunisten nur um einige Bildungsgrade unterschied? Es ist kein Ruhm dabei, daß sich Hilferdings sehr bescheidene Vorlage, die der ‚Vorwärts' zu einer sozialreformatorischen Tat großen Kalibers aufbläst, nur mit Unterstützung der Hitlerfraktion durchdrücken ließ, die dafür noch tapfer höhnte. Diese Regierung kann nicht gehn, und sie sollte ihre schüchternen „Rührt-Euch!"-Bewegungen von ihren Freunden nicht als Siebenmeilenstiefelschritte ausposaunen lassen. Wenn dieser Gabelbissen einer Steuerreform schon so böse aufgenommen wird, wie soll es erst im Herbst werden, wenn Herr Hilferding die ganze Mahlzeit servieren will?

Der Nationalfeiertag. Auch hier eine mit Getöse angekündigte Aktion, deren offene Niederlage nur durch Aufschub verhindert wird. Wieder sind es zwei zu den Herrn Köpfen im Ministerium gehörige Fraktionen, die nicht mitspielen: die Deutsche Volkspartei und die Bayrischnationalen. Daß grade die Deutsche Volkspartei gegen den elften August als Nationalfeiertag Rücksichten auf die Erntearbeiten geltend machte, ist gewiß der beste Witz dieser salzlosen politischen Saison. Man denke sich diese Industriepartei, diese Partei der Generaldirektoren und Syndici, fromm um das Gedeihen des vaterländischen Getreidebaus besorgt! Gustav und Käthe Stresemann auf dampfender Ackererde, gottergeben das Haupt gesenkt beim Angelusgeläut ... welch schönes Stück längst vergessener Heimatkunst! Ach, keine Partei ist von so trauter Idyllik weiter entfernt, selbst der venerable Kahl sät nur Paragraphen, und allein um Herrn Scholz, den obersten Fraktionsbullen, weht ein würziger Ruch von frischem Frühstücksheu ... Es gibt wichtigere Dinge als den Nationalfeiertag, alles, was mit der Symbolik dieses republikanischen Staates zusammenhängt, ist lange verfahren. Es gibt eben nur einen Gedenktag, der Massen entflammen könnte: den neunten November, den Tag, an dem Kaisertum zusammenbrach und der Krieg endete. Die Beschränkung auf die Verfassungsfeier bedeutet schon eine faustdicke Konzession an das Ordnungsbürgertum, dem bei dem Gedanken an Revolution die Haut schauert und das viel lieber als einen Bastillensturm die Grundsteinlegung einer Bastille feiert. Herrn Stresemanns Republikaner aber konzedieren nicht einmal den milden elften August; sie wollen nicht, daß man die Republik unnütz im Munde führt. Am besten ist, man spricht gar nicht davon.

Jedenfalls möchte man der Reichsregierung dringend raten, nachdem sie bisher mit so viel Glück manipuliert hat, lieber die Vorlage ganz zurückzuziehen, sonst bekommen wir am Ende doch noch den achtzehnten Januar als Nationalfeiertag aufgebrummt. Man erlaubt sich weiter zu fragen, was denn nun eigentlich im Herbst geschehen wird, wo alle die einstweilen in den Schrank gestellten Sachen wieder hervorgeholt werden sollen, und gar, wenn die Volkspartei auf ihrem Panzerkreuzer besteht, weil ihr das Landleben auf die Dauer zu langweilig wird. Der Zufall der Jahreszeit ermöglicht der Regierung, alle Fragen mit Ferien zu beantworten. Die Sozialdemokratie aber sollte die Sommermonate zur Überlegung benutzen, ob es nicht am besten wäre, gleich zu Beginn der Herbsttagung einen Herrn vorzuschicken, um nach dem berühmten Beispiel des kleinen Theaterdirektors zu erklären, daß wegen Unpäßlichkeit des alten Moor die Vorstellung leider nicht stattfinden könne. Von allen denkbaren Lösungen noch die am wenigsten desperate. Rideau, Rideau!

Offener Brief an Herrn Senator De Monzie

von Henri Guilbeaux

Gestern um 12 Uhr 20 mittags gaben Herr Ferdinand Bouisson, Präsident der Kammer, und Vizepräsident Henry Paté das Zeichen zur Abfahrt des Locarno-Autos, eines der ältesten Peugeotautomobile aus dem Jahre 1889. Das Auto wird die beiden Weggenossen des Kutschers Hartmann, den französischen Journalisten Pierre Irondy, Redakteur der ‚Volonté', und den deutschen Doktor Duesberg von Paris nach Berlin bringen. Man darf in dieser Reise den Beweis für eine deutsch-französische Annäherung erblicken.

Le Quotidien vom 29. Juni 1928

Obgleich Sie Berlin und Moskau besucht haben, habe ich nicht die Ehre, Sie zu kennen; aber Ihre unermüdliche Tätigkeit im Dienste eines sehr elastischen Ideals, das sich bald in den Dienst des Vatikans, bald in den des Petroleums stellt, ist mir nicht entgangen.

Sie tragen einen altadeligen, gutfranzösischen Namen, und alle Ihre Reden zeugen von einer bedeutenden Bildung, die Ihnen die Aufnahme in die Akademie sichern wird. Dort werden Sie den Platz zwischen Marschall Foch und Joffre einnehmen, wenn Sie es nicht vorziehen, zwischen Clemenceau und Poincaré zu sitzen. Jedenfalls brauchen Sie nicht zu befürchten, auf den Sitz 41 verwiesen zu werden, nämlich auf den der Baudelaire, Flaubert, Maupassant und Rimbaud...

Vor allen Dingen sind Sie Politiker. Sie waren Minister, und dies sogar zu wiederholten Malen. In unsrer Zeit der Rationalisierung und Normalisierung um jeden Preis sind Sie der vollendetste „Minister für Alles", ein ebenso qualifizierter Fachmann für Finanzen wie für Unterricht; ja, man wundert sich, daß Sie noch nicht mit der Leitung des Außenministeriums betraut wurden. Die schwersten Aufgaben sind Ihnen übertragen worden. Zu Ihrer Ehre muß festgestellt werden, daß jederzeit Sie die Initiative ergriffen haben: Sie haben sich mit Nachdruck für die Wiederaufnahme der Beziehungen zwischen Frankreich und Sowjetrußland, zwischen Frankreich und dem Vatikan eingesetzt. Sie haben die Idee der deutsch-französischen Annäherung verteidigt und sind — dies Ihre letzte Geste — als Vorkämpfer einer antisowjetistischen Front aufgetreten.

Bei all' Ihrer Begabung, Ihrer Aktivität und Ihrem Eifer haben Sie, der Sie die Interessen der Banque de Paris et de Pays Bas mit bemerkenswerter Sorgfalt wahrnehmen, sich dennoch manchmal gewisser wenig rühmlicher Mitarbeiter und Agenten bedient.

Da mir die Grenzen Frankreichs noch verschlossen sind — diese Gunst verdanke ich vor allem Ihnen —, so möchte ich Sie auf diesem Wege über einen Ihrer Helfer orientieren, der Ihnen nicht grade viel Ehre eingetragen hat.

Bei einem Empfang der ausländischen Presse in der Wilhelmstraße machte sich an mich ein Individuum heran, das — verhungert, schmutzig und bebrillt — sich als „Doktor" aufspielte, den Ästheten mimte und dessen abgründige Unwissenheit nur noch von seinem Dreck übertroffen wurde. Er

wurde ungemein rasch intim, was ihn mir sofort verdächtig machte. Seine allzu überschwenglichen Freundschafts- und Ergebenheitsbezeugungen erhöhten meine Wachsamkeit ihm gegenüber. Er beging den Fehler, Teile von Berichten, die von dem bekannten Polizeiinspektor Faralicq stammen und die sich bei den Akten meines Todesurteils befinden, in vorschneller Unbedachtsamkeit einem meiner ältesten Freunde, den ich aus den Augen verloren habe, zuzuschreiben.

Er nannte oft Ihren Namen; doch war das Bild, das er von Ihnen entwarf, nichts weniger als schmeichelhaft, wenn er auch versuchte, sich als Ihr Freund auszugeben. Ich versichere Ihnen, daß meines Wissens keiner Ihrer Gegner sich je in so abfälliger Weise über Sie geäußert hat wie dieser Ihr Beauftragter, der sich überdies noch damit brüstete, daß Sie ihm ohne jedes Aviso Ihre Geliebten, derer Sie sich entledigen wollten (meist Polinnen), zugeschickt hätten! . . .

Bald mietete er sich in dem selben Vorort ein, in dem ich wohne. Was ihn anzog, war wohl weniger der imposante Betrieb des Tempelhofer Flughafens, als sein Auftrag, der meine Person betraf. Um sich noch mehr in mein Vertrauen einzuschleichen, entschloß er sich, den Dummen zu spielen — wozu ich ihm gern jede Begabung zuspreche. Bei den geringsten körperlichen Beschwerden fragte er mich um Rat, bei Verstopfung und Durchfall, bei allen seinen schmutzigen nächtlichen und täglichen Liebschaften.

Als er glaubte, mich gewonnen zu haben, kündigte er mir an, daß er bei seiner nächsten pariser Reise mit Ihnen über mich sprechen und Sie veranlassen würde, meine Rückkehr nach Frankreich zu betreiben. Hörte man ihn reden, so war ihm sein alter Freund de Monzie, dem er so viele Dienste geleistet hatte, dies zum mindesten schuldig!

Um mich von seinen menschlichen und freundschaftlichen Gefühlen zu überzeugen, sprach er vor gemeinsamen Bekannten, mit denen ich oft zusammenkomme, von seinem Mitleid mit mir, und er wußte es so einzurichten, daß es mir wiedererzählt wurde. Er ging sogar so weit, wörtlich Sätze aus meinen Briefen an meine pariser Freunde zu zitieren, in denen ich der Sehnsucht nachgegeben hatte, die mich dann und wann überwältigte.

Bald änderte er seinen Plan: Eines Tages sagte er mir grade heraus: „Ich nehme Sie mit nach Paris, mein Lieber; Sie bleiben dort vierzehn Tage, ich schwöre Ihnen, es passiert Ihnen nichts." Und täglich, um nicht zu sagen stündlich, wiederholte er diesen Vorschlag, den er für sehr verführerisch hielt. Bei den Freitagempfängen wurde er immer kühner: „Welch' düstre Komödie spielt sich hier ab!" sagte er zu mir in pathetischem Ton. „Sehen Sie sich, bitte, diese Fressen hier an!" und er zeigte mit dem Finger auf die dem Auswärtigen Amt attachierten Pressemitglieder. „Eines Tages", fügte er hinzu, „werde ich alles beschreiben, was ich hier sehe" — und mir ins Ohr: „Aber ich werde mich wohl hüten, solange ich hier bin." Man muß ein vollkommener Trottel sein, um nicht zu kapieren, daß diese Bemerkung auf die Gepflogenheiten gewisser Individuen hindeutet, die einen bestimmten Beruf ausüben . . .

Sein beißender Spott verschonte auch nicht die polnischen, lettischen und litauischen Journalisten, mit denen er, wenigstens äußerlich, die freundlichsten Beziehungen unterhielt. Nicht weniger als zehn verschiedene Journalisten nannte er mir, die er als Urheber des gefälschten Sinowjewbriefes bezeichnete. Was er wohl damit bezweckte? Es ist nicht meine Sache, Sie darüber aufzuklären, grade Sie, der Sie ja wahrhaftig ein Meister der Spitzfindigkeit sind und es so gut verstanden, den frühern Gesandten der USSR in Paris, Christian Rakowski, zum Reden zu bringen — wie Sie wenigstens behaupteten...

Er interessierte sich auch lebhaft für russische Angelegenheiten und gab vor, eine Studienreise nach Rußland unternehmen zu wollen. Inzwischen aber beabsichtigte er, der Reihe von Blättern, deren Korrespondent er war, oder die er mit Informationen versorgte, noch zwei russische Tageszeitungen hinzuzufügen. Denn noch größer als sein Gedächtnis war sein Talent, seine Hände überall im Spiel zu haben.

Man denke, daß er in Berlin das Organ des Kartells ‚La Volonté' vertrat, außerdem ‚La Rumeur' des sehr verehrten Herrn Anquetil und eine von den gegenrevolutionären russischen Zeitungen. Sein pariser Korrespondent sandte ihm täglich Nachrichten, die er an das halbamtliche Organ Stresemanns, die ‚Tägliche Rundschau', an das profascistische und locarnofreundliche Blatt ‚Der Jungdeutsche' und sogar an das Organ der äußersten Linken, an die ‚Welt am Abend', weiterleitete.

Er war es auch, der der ‚Täglichen Rundschau', wenige Tage bevor dieses Blatt sein Erscheinen einstellte, jenen Artikel lieferte, in dem Sie unter dem Deckmantel des Vorschlags einer internationalen „Rechts"-Konferenz die Idee einer antikommunistischen Front verteidigten.

So war Ihr Herr Geheimagent: als Zeichen seiner innern tiefen Trauer trug er an seinen Nägeln einen unveränderlichen schwarzen Rand. Obwohl er von seiner guten Kinderstube erzählte, verwechselte er schlechte Manieren mit Nonchalance und erzeugte beim Suppenessen Geräusche wie ein Futurist oder wie ein Jazzspieler mit seinem Instrument.

Ich möchte nur noch kurz die wunderschöne Szene beschreiben, die unsern persönlichen Beziehungen ein Ende bereitete. So geschehen bei der Eröffnung der Pressa in Köln:

Schon am Tage unsrer Ankunft bestürmte er mich noch mehr als sonst, ihn nach Paris zu begleiten. Er war von einer zudringlichen Süßlichkeit, faßte mich unter und sagte: „Das wäre doch großartig! Kommen Sie für vierzehn Tage mit mir nach Paris! Ich fahre morgen. Paris ist so schön!" „Ja," wiederholte ich, „Paris ist sehr schön." Schon triumphierte er, und das kurze „Also, los!", mit dem er mich ermunterte, bewies, daß er meiner Zustimmung sicher zu sein glaubte. Ich mußte ihn enttäuschen. „Was" — fuhr er auf, „ein Kerl wie Sie! Sie sind doch kein Bolschewik! Nein, Sie haben wohl keinen Mut!" „Ich glaube, doch," gab ich zurück, „aber ich habe meine Gründe, Ihren Vorschlag nicht anzunehmen." Er schien sehr gekränkt.

Ich vermutete, daß der gute Rheinwein und die herrlichen Geschenke, die die Herren vom Organisationskomitee ihm zukommen ließen, seine gute Laune wiederherstellen würden. Statt dessen zeigte sich unser Freund sehr mißgestimmt. Er war schon dadurch verärgert, daß ich weder den Schlafwagen mit ihm teilte noch im Hotel sein Zimmernachbar war — dies alles nicht etwa, wie Sie wohl wissen, aus Sympathie für meine Person, sondern um mich besser im Geheimen beobachten zu können. Jetzt noch erbost über den Mißerfolg seines Planes, erschien er beim letzten Festessen der Pressa an dem Tisch, an dem ich bereits mit zwei Kollegen Platz genommen hatte; ganz ungeniert rempelte er mich an und trat mir auf die Füße.

Ich ersuchte ihn zunächst in aller Höflichkeit, sich zu mäßigen. Da er jedoch von seinen Scherzen nicht abließ, fragte ich ihn in bestimmtem, aber ruhigem Tone, wo er denn seine Erziehung herhabe, er, der auf gute Familie posierte und sich als Opfer eines Erbschleichers hinstellte — der Ärmste! Er antwortete in der gröbsten Weise, bearbeitete meine Füße noch stärker und rief, auf mich deutend, mit verzerrtem Gesicht: „Sobald Sie den Saal verlassen, haue ich Ihnen eins in die Fresse!" Da ich ihn an diesem Ort nicht ohrfeigen wollte, was er offenbar zu provozieren wünschte, erwiderte ich so ruhig wie möglich, daß ich bei der leisesten Bewegung seinerseits den nächsten Schupo rufen würde. Er begann von neuem in höhnischem und verächtlichem Ton: „Na, das ist ja allerhand, ein Bolschewik, ein Revolutionär, der Schutz bei der Polizei sucht!" Knirschend vor Wut stieß er mich weiter, nicht mit den Knien, sondern mit den Füßen! Ich warnte ihn zum letzten Mal. Nun aber verlor er jede Haltung: wie ein junges Mädchen, das die letzte Hülle fallen läßt, entblößte er seine edle Seele: „Berlin ist für uns beide zu klein. Einer von uns muß verschwinden; ich schwöre Ihnen, es wird binnen sechs Wochen geschehen, Sie — oder ich!" Ich konnte meine Genugtuung darüber nicht verbergen, daß er sich so völlig demaskiert hatte. Auch meine beiden anwesenden Kollegen teilten meine Befriedigung. Er drohte weiter: „Wir werden das Auge Moskaus zwingen, sich in seine Höhle zurückzuziehen!" Hierauf wandte er sich mit theatralischer Gebärde an ein unsichtbares Publikum: „Welche Undankbarkeit! Gegen mich, der ich eigens nach Paris ging, um mich für seine Rückkehr nach Frankreich einzusetzen!" So sprach der Mitarbeiter der ‚Welt am Abend', der Mann, der sich als Sowjetfreund gerierte, und der sich bemühte, Korrespondent russisch-kommunistischer Blätter zu werden!

Auf andre Weise versuchte er gegen einen meiner beiden Kollegen aufzutreten — seine Redensarten sind hier nicht wiederzugeben. Nur eines will ich Ihnen sagen: Er zeigte sich sehr genau informiert über die Biographie jenes Journalisten, den er vorgab, nicht zu kennen, und den er verdächtigte, „russischer Agent" unter falschem Namen und mit gefälschter Nationalität zu sein.

Da fällt mir heute das Bild im ‚Quotidien' in die Augen, das einen französischen Journalisten darstellt und einen deutschen — den Doktor Duesberg, „Nacheiferer des Kutschers

Gustav Hartmann", die beide die Fahrt Paris—Berlin in einem Peugeot, Modell 89, unternommen haben. Bei der Abfahrt wurde Ihr Agent von dem Präsidenten und Vizepräsidenten der Kammer begrüßt, und der Peugeot aus dem Jahre 1889 trägt stolz die Inschrift: Locarno.

Sicherlich liegt etwas Ergreifendes in der Fahrt des alten, braven Gustav Hartmann: er wählte einen langen und symbolischen Weg, um mit dieser letzten Fahrt seines alten Kastens sein Leben zu krönen. Was aber halten Sie, Herr Senator, von der Geste des Mannes, dessen Bild ich hier skizziert habe? Sollte sie nicht etwa ein plumpes Mittel sein, sich vor jenen rein zu waschen, die sich ihre bestimmte Ansicht über ihn bereits gebildet haben? Glauben die Politiker, die ihn protegieren, wirklich, daß er zur Propagierung der Locarnopolitik beiträgt? Oder will man letzten Endes beweisen, daß die Politik von Locarno eine antisowjetistische, antikommunistische, arbeiter- und friedensfeindliche ist?

Uebersetzung von Hanne Angel

Ibn Saud von Hans Kohn

Der neue islamitische Orient ist reich an führenden Staatsmännern, die es verstanden haben, dem Schicksal ihrer Länder ihren Stempel aufzuprägen und sie aus mittelalterlicher Zurückgebliebenheit und halber Abhängigkeit in das volle Licht der Geschichte zu führen und die Grundlagen für eine moderne Entwicklung zu legen. Was Mustafa Kemal für die Türkei, Riza Khan für Persien und Aman Ullah für Afghanistan geleistet haben, hat Ibn Saud für die zentralarabische Wüste vollbracht. Viele Jahrhunderte liegt die Wüste abgeschnitten vom weltpolitischen Verkehr untätig da und verzehrt sich in sinn- und bedeutungslosen innern Fehden der Beduinenstämme, die in völliger Anarchie kein einendes Band anerkennen. Bis von Zeit zu Zeit eine starke Persönlichkeit durch die Entfachung einer religiösen Hingabe die einzelnen Stämme eint, sie zu gemeinsamer Aufgabe führt, ein einheitliches Reich schafft. Die Wüste tritt dann für einige Jahrzehnte formend und bestimmend in die politische Geschichte ein.

Der neue Führer der Wüste ist König Abdul Asis III. Ibn Abdul Rahman Ibn Feisal Saud, gewöhnlich mit dem dynastischen Namen Ibn Saud genannt. Seine Tat reicht über die Grenzen des Staatsmannes hinaus. Er hat den puritanisch primitiven Islam der Wahhabiten neu belebt. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ist im Nedschd, im Herzen der arabischen Halbinsel, unter primitiven Bedingungen, die denen der Zeit Mohammeds völlig glichen, der Islam in seiner ursprünglichen Reinheit und nomadischen Strenge wiedererweckt worden. Die Gefolgsleute dieser Reformation, die Wahhabiten, schufen, getrieben von ihrem Glauben, zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts ein großes, ganz Arabien umfassendes Reich. Ihr Glanz währte aber nur wenige Jahrzehnte. Ein um so tieferer Verfall setzte ein. Die Traditionen der Wüste gewannen

wieder die Oberhand. Bis zu Beginn dieses Jahrhunderts Abdul Asis, damals noch ein Jüngling, aus der Verbannung heimkehrte und sich durch einen kühnen Handstreich der Hauptstadt des Stammlandes seiner Dynastie, Rijadh im Nedschd, bemächtigte.

Von da an verfolgte er eine doppelte Aufgabe: den Wahhabismus in seiner Reinheit und seiner fanatischen Askese wiederherzustellen und durch die Hingabe an dieses religiöse Ideal sich nicht nur ein Heer zu schaffen, sondern auch Ordnung und Disziplin in die Unbotmäßigkeit der Wüstenstämme zu tragen. Daneben durch eine kluge und zielbewußte Politik sein Reich ständig zu vergrößern und die Wahhabiten als die Kerntruppe eines neuen Arabiens und darüber hinaus eines neuen Islams zu betrachten. Sobald es ihm in unablässiger Arbeit gelungen war, sein Stammland innerlich zu festigen, schritt er, darin den großen Reichgründern beim Übergang aus dem europäischen Mittelalter in die Neuzeit ähnlich, an die Unterwerfung der umliegenden Gebiete, denen er die daheim erprobte Ordnung brachte. Im Jahre 1913 eroberte er die türkische Provinz El Hasa am Persischen Golf und gewann so zum ersten Mal einen Zugang zum Meer, regelmäßige Staatseinnahmen durch Hafenzölle und den diplomatischen Anschluß an das britische Weltreich, das den Persischen Golf als eine britische Einflußzone betrachtete. Es spricht für Ibn Sauds Klugheit, daß er Englands angebotene Freundschaft nicht ausschlug und bis heute, ungeachtet mancher Zwischenfälle, an ihr festhält. Die im Jahre 1913 begonnene Expansionspolitik kam nach mancherlei Erweiterung seines Reiches in Zentralarabien selbst zu einem vorläufigen Abschluß im Jahre 1925, als Ibn Saud das Königreich Hedschas eroberte. Sein Reich erstreckte sich nun vom Persischen Golf bis zum Roten Meer. Im Januar 1926 nahm der vormalige Emir des Nedschd den Titel König von Hedschas an, dem er ein Jahr später den eines Königs von Nedschd und seiner Nebenländer hinzufügte. In seinem Gebiete lag nun Mekka, das Heiligtum des gesamten Islams. Die Wahhabiten, ähnlich den Bilderstürmern, verdammen alle Neuerungen und Mißbräuche, die sich in den ursprünglichen Islam eingeschlichen haben, die Heiligenverehrung, die Wallfahrt zu Gräbern, Luxus und lockere Sitten. Mekka erschien ihnen ähnlich wie den frühen Protestanten das päpstliche Rom als Sitz aller Laster und allen Aberglaubens. Aber Ibn Saud hielt den Fanatismus seiner Leute streng in der Hand. Er stellte Mißbräuche in Mekka ab, aber er achtete die allislamischen Heiligtümer und die jährliche Pilgerfahrt. Er verstand, daß er durch den Besitz Mekkas Einfluß und Macht über den Islam gewinnen könne. Im Sommer 1926 versammelte er eine allislamische Konferenz nach Mekka. Seine Fürsorge galt der Besserung der Pilgerschaft. Eine nie gekannte öffentliche Sicherheit und Ordnung wurde im Hedschas in überraschend kurzer Zeit geschaffen, die Pilger reisten mit völliger Sicherheit, wo vor drei Jahren nur das Kamel tagelang getrabt hatte, verkehren jetzt auf den instand gesetzten Straßen mehr als siebenhundert Automobile, das Gesundheitswesen und die Verwaltung modernisieren sich langsam. Aber

die islamischen Grundlagen des Lebens bleiben in ihrer vollen Strenge gewahrt. Von der entschlossenen Okzidentalisierung, die die moderne Türkei betreibt, ist Ibn Saud durch Welten getrennt. Er bleibt in Auftreten und Kleidung Beduine. Er achtet darauf, daß die Lebensführung seiner Untertanen die puritanische Einfachheit der Wüste beibehält. Das islamische Recht, das Scharija, herrscht uneingeschränkt. Jeder fremde Einfluß wird ferngehalten, dringt nicht über Dschedda hinaus, die Hafenstadt Mekkas, wo die fremden Konsuln residieren.

So unternimmt Ibn Saud den interessanten Versuch einer arabischen Reichsgründung vom Herzen der Wüste aus und zugleich der Schaffung eines geordneten Staatswesens, das wohl einige Errungenschaften der modernen Technik übernimmt, aber in allem Wesentlichen der äußern und innern Lebensführung unbeirrbar auf der Grundlage des ursprünglichen Islams aufgebaut ist. In unsrer Zeit, die reich ist an den Formen politischen, sozialen und kulturellen Gestaltwandels, der die Lebensgrundlagen der orientalischen Völker umformt, verdient grade dieses konservative Experiment Beachtung. Es erzwingt sich sie nicht nur von seiten des kulturhistorischen Betrachters, sondern auch des Politikers. Arabien tritt immer mehr in die Weltpolitik ein. Die Verhandlungen, die jetzt zwischen Großbritannien und Ibn Saud geführt werden, legen Zeugnis ab von dem verständnisvollen Weitblick der repräsentativen Staatsmänner zweier Welten, die hier zusammentreffen.

Enrique Schöndube von Alfons Goldschmidt

Im Mai 1927 wurde auf seiner Hacienda „Esperanza" im mexikanischen Staate Colima Enrique Schöndube erschossen. Ein Gruppe von „Cristeros", das heißt von Religionskämpfern jener Gegend, hatte Sprengstoff von ihm verlangt. Da er ihn nicht herausgeben wollte, griffen die Leute mit Waffen die Hacienda an. In diesem Kampfe wurde Enrique Schöndube aus dem Hinterhalt niedergestreckt.

Ich lernte den alten Schöndube vor Jahren in seinem Bureau in Mexiko-Stadt kennen. Alle zitterten vor ihm. Es hieß, daß er rüde wäre, den Leuten platsch ins Gesicht sagte, was er von ihnen dachte, kurz, daß man mit ihm nicht gut Kirschen essen könne. Er war sehr freundlich mit mir, sprach mir sofort von seiner Reistheorie, über die er eine kleine Broschüre geschrieben hatte, und lud mich nach Esperanza ein.

Ich war zwei Mal dort. Es ist einer der wundervollsten Orte Mexikos. Die Zuckerfelder senken sich dem Berge Colima zu, Wald ist da, Wild, eine Jagdhütte und von allen Seiten kann man in die steigende Ewigkeit blicken.

Hier fühlte sich dieser Mann wohl, vielleicht der einzige Deutsche in Mexiko, der mit großer Energie versuchte, zu pflanzen und zu bauen, Zucker, Reis, Mais, Wege und Brücken, elektrische Werke und alles, was ihm vollendbar schien. Grundgütig dabei, so viele ihn auch haßten. Auf einem Nachtritt durch die Felder erzählte er mir aus seinem Leben. Es war

sozusagen eine Trapperbeichte, die Beichte eines Menschen, der sich gereinigt fühlte, nachdem er viele Jahre durch Alkohol und andre Leidenschaften geschweift war. Er war einer der glühendsten Anhänger vegetarischer Ernährung geworden. Das hat, so sagte er mir auf jenem Ritt, mein Blut erneuert, meine Seele geklärt und mich ganz frisch erhalten bis nahe an die Siebenzig. Denn so alt war er damals schon. Aber, wenn seine Söhne vielleicht ihn zu Pferde überholten, zu Fuß war er allen voran. Groß, hager, mit blauen Augen, schnell, lebendig, und bei aller Vielfältigkeit von einer bemerkenswerten Direktheit. Er aß fast nur Rohkost: Kürbisse, Melonen, Früchte, Salate. Rauchen war auf der Hacienda verboten. Er ließ nur die Natur zu, wie sie sich ungeschminkt, ungekocht und ungepfeffert darbietet. Ich sah einmal, daß er ganz erregt am frühen Morgen einer India den „rebozo" (langer Schal) vom Kopfe riß, polternd: „Weißt du denn nicht, daß die klare Morgenluft gesünder ist als die dicke Luft unter deinem Tuch?" Ganz erregt war er, die India aber lief weinend und beleidigt davon.

Sein letztes konstruktives Werk war ein Riesenaufzug von der Talstation der Eisenbahn nach Manzanillo bis zur Höhe, wo die Felder der Hacienda beginnen. Mit großem Stolz zeigte er uns die Anfänge, jagte uns nach einem fürchterlichen Platzregen durch die pitschnassen Zuckerrohrfelder und träumte mit leidenschaftlichen Worten von wundervollen Verbindungen nach allen Richtungen, von großen Wasseranlagen, kurz von einem technisierten Ackerparadies. Ein andres Mal beobachtete ich ihn bei Erdarbeiten auf der Hacienda. Er strahlte, wenn er an die Frucht dachte und stampfte neben den Pferden wie die Bauern auf den Bildern der münchner ‚Jugend' zu Anfang dieses Jahrhunderts. Er war ein gefürchteter Herr, aber ein Bürger war er nicht. Als ich ihm sagte: „Wo werde ich auf dieser Erde ein Plätzchen finden, um ruhig meine Dinge niederzuschreiben?" Da antwortete er sofort: „An der Küste habe ich Land, nehmen Sie, soviel Sie wollen. Hütten sind auch da, oder wir bauen ein Häuschen, und da können Sie arbeiten, bis alles fertig ist. Oder aber Sie wohnen, meinetwegen jahrelang, auf meinem Rosengut bei Mexiko-Stadt, wenn Sie durchaus Häusermassen sehen müssen. Aber ich will, daß Sie Ihre Dinge zu Ende bringen."

Wieder auf einem Ritt politisierten wir über die mexikanische Revolution. Er war nicht damit einverstanden, und wir gerieten aneinander. Aber dennoch liebte er den Indio, schimpfte fürchterlich auf alle, die ihn auspressen. Er selbst war ein Hacendado, aber er wollte es nicht wahr haben. Er war eigentlich noch der alte Siedler, unruhig und robust, nicht etwa Besitzer, wenn auch alle Wirkungen des Eigentums auf seinen Gütern und in seinen Fabriken zu spüren waren. Ich habe ihn geschätzt, weil er wenigstens im Lande selbst zugriff und nicht verkaufend hinter dem Tresen stand, wie so viele meiner lieben Landsleute im Ausland. Weil er kein Provisionist war, sondern ein Arbeitender, und weil er einer der wenigen Deutschen draußen war, der ganz mit der Natur verschmolzen. Er verschmolz so mit dem Boden und den Früchten, daß

er, der selbst polierten Reis verkaufte, und zwar soviel, wie er nur verkaufen konnte, wütend war, wenn er jemand diesen Reis essen sah. Er kannte das Vitamingesetz schon vor seiner wissenschaftlichen Entdeckung, und er wußte, woher die entsetzliche Beri-Beri-Krankheit unter den Eingeborenen kommt.

Enrique Schöndube hat, soviel ich weiß, niemals gegen die Kirche in Mexiko öffentlich gewettert. Aber er wurde von einem „Cristero" erschossen. Am 16. Januar dieses Jahres, morgens um 6 Uhr, wurde die Hacienda wieder von zweihundert bewaffneten „Cristeros" angegriffen. Der junge Otto Schöndube verteidigte sie mit wenigen Leuten. Dabei wurde ein Freund des jungen Schöndube erschossen. Jetzt hat man fünfundzwanzig Soldaten auf die Hacienda gelegt, aber wer weiß, ob das genügt. Der Angriff erfolgte unter den Rufen: „Viva Cristo Rey, Viva la Madona de Guadelupe und Viva Martinez", der den alten Schöndube getötet hat. Noch immer können sie nicht vergessen, daß der Mann ihnen nicht den Sprengstoff geben wollte, den sie forderten, um eine Eisenbahnbrücke in die Luft zu sprengen. Damals war die Cristero-Bewegung, angefacht von einem wütenden Manifest des Erzbischofs Mora y del Rio, und weiter entflammt von andern Priestern der katholischen Kirche, noch organisiert. Man sagt mir, daß sich der Bischof Diaz besonders eifrig gezeigt habe, damit man in Rom die Lust zum Opfer bemerke. Ich weiß nicht, ob das stimmt, sicher aber ist, daß Priester in den bewaffneten Aufstand verwickelt waren, der heute Banditentum geworden ist. Das ist jedoch ein besonderes Kapitel, das noch geschrieben werden soll. Dies Mal wollte ich nur mein Bedauern über die Ermordung des alten Schöndube aussprechen, der sicher kein Antichrist im Sinne der Kirche gewesen ist, aber sterben mußte, weil er jenen Verteidigern Christi in Mexiko nicht den Sprengstoff zur Vernichtung von Menschenleben geben wollte.

Von Jugend, Schund und Schmutz

von Pius Mar

Man erinnert sich noch der Kämpfe um das Schund- und Schmutzgesetz: alle Einsichtigen prophezeiten das Kommen einer neuen Zensur gegen die Erwachsenenliteratur unter dem Deckmantel „Schutz der Jugend vor Schund und Schmutz".

Man erinnert sich noch der gescheiterten Versuche, eine Bestimmung dessen, was Schund und Schmutz eigentlich sei, zu finden; man erinnert sich noch der leichtfertigen Begründung „das werde sich in der Praxis schon allmählich herausstellen".

Nun, diese Praxis ist jetzt da: es liegen eine Anzahl von Entscheidungen der Oberprüfstelle in Leipzig vor, Entscheidungen, die zum Teil skurril, zum Teil in hohem Maße gefährlich sind. Es ist Zeit, öffentlich auf diesen Unfug aufmerksam zu machen, ehe sich eine „Spruchpraxis" bildet, mit der man alle kühne und freie literarische Produktion „gegebenenfalls" drosseln kann. Also: betrachten wir!

*

Zunächst aus einem freisprechenden Urteil eine Umschreibung dessen, was Schmutz ist. Wörtlich heißt es da:

„Das deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm, Bd. 9, S. 1136 (Leipzig 1899), gibt folgende Erklärung für Schmutz: ‚Fette oder klebrige Masse, Kot, Dreck', und weiter unten bei 3: ‚Die gewöhnliche... Bedeutung von Schmutz ist die der klebrigen, schmierigen Unreinigkeit... gewählterer Ausdruck als Dreck'. Hieraus ist ohne weiteres zu ersehen, wie nahe verwandt die Begriffe Schund und Schmutz sind. Wenn man eine Schrift begründeterweise mit Schmutz vergleichen will, muß sie sein: 1. wertlos, da Schmutz keinen Wert hat; 2. Widerwillen erregend und zwar in bestimmter Hinsicht, nämlich wegen der Unreinlichkeit des Inhalts. Unreinlich, unsauber, in übertragenem Sinne ist vor allem eine Schrift, die gemeine geschlechtliche Lüsternheit erregt (‚Nur, wenn wir im Kot uns fanden, da verstanden wir uns gleich'. Heine). Es macht dabei keinen Unterschied, ob Lüsternheit erregt wird zur Vollziehung der naturgemäßen Beiwohnung zweier Personen verschiedenen Geschlechts, oder zur Onanie, oder onanieähnlichen Handlungen zwischen Personen desselben Geschlechts oder zur Vornahme sadistischer oder masochistischer Handlungen oder Duldungen. Zu solchen oder ähnlichen Dingen lüstern zu machen, ist ein unsauberes Tun, um so mehr, als dieses Ziel sehr leicht zu erreichen ist."

So, lieber Zeitgenosse, da hast du die Beschreibung dessen, was Schmutz ist, oder vielmehr, was in den Köpfen einer hohen Oberprüfstelle sich als Schmutz malt. Der Fall ist nur freudianisch zu erklären. Psychoanalytiker, an die Front! Kritik? Kritik ist für jeden gradegewachsenen Menschen — ich meine das moralisch — überflüssig. Die Schielenden aber wird man doch nicht überzeugen.

Eine Generalfrage aber bleibt: Wo ist die Bezugnahme auf die Jugend, die geschützt werden soll? Vacat!

*

Ein andres dieser famosen Urteile bezieht sich auf den Roman „Klettermaxe". Er erschien zuerst in der ‚Münchener Illustrierten Zeitung', die bekanntlich bei dem angesehenen Verlag Knorr und Hirth in München herauskommt. N.B.: Das Hauptorgan dieses Verlages, die ‚Münchener Neuesten Nachrichten', war eifrig für das Zustandekommen des Gesetzes tätig!

Während des Erscheinens in der illustrierten Zeitung, also während er wirklich leicht in die Hände von Jugendlichen kommen konnte, nahm niemand an dem Roman Anstoß. Jetzt liegt er auch in Buchform vor, kostet wahrscheinlich drei bis fünf Mark, und ist also für den Geldbeutel der zu schützenden Jugend schlechthin unerreichbar, aber das Bayrische Landesjugendamt hat Anzeige erstattet und durch zwei Instanzen ist der Roman verboten worden.

Das Urteil ist ein wahrer Eiertanz; offenbar hat ein heftiges Ringen gegensätzlicher Meinungen stattgefunden, was erklärlich ist, wenn man die Beisitzer bei diesem Spruchhof kennt. Es befanden sich darunter unter andern Frank Thiess, der Verlagsbuchhändler Doktor Meiner und der Ministerialdirektor Kästner vom preußischen Kultuministerium.

Nun also der Eiertanz dieser Entscheidung selber: Ausdrücklich attestiert das Urteil dem Roman „Klettermaxe", für

den sich als Gutachter unter andern Wilhelm von Scholz, Egon Friedell, Hugo von Hofmannsthal, Professor Behn, Emil Pretorius eingesetzt haben, daß er „ein geschlossenes literarisches Werk von einer nicht ganz geringen Höhe" sei. Trotzdem aber: „Der Roman ist wertlos in dem negativen Sinne, daß kein Leser literarisch durch seine Lektüre bereichert wird, nicht in dem positiven Sinne, daß er unverzeihliche literarische Mängel aufweist."

Und etwas weiter unten in der Urteilsbegründung: „Die Oberprüfstelle verneint, daß der Roman literarische, ethische oder sonstige positive Werte habe."

Also, was nun? fragt sich der Leser dieses Urteils: der Roman ist ein geschlossenes literarisches Werk von einer nicht ganz geringen Höhe, gleichzeitig aber ist er ohne literarischen, ethischen oder sonstigen positiven Wert? Logik, Logik, liebe Oberprüfstelle.

Da hätten wir also die reine Geschmackszensur! Eine Jugendschutzstelle als literarischer Kritiker! Wir danken ergebenst. Aber nein doch: nach dieser literarischen Präambel voller Widersprüche geht es ja erst eigentlich los.

„So sind es auch im vorliegenden Falle vielleicht ethische Mängel und Fehler, die das Berufungsurteil der Oberprüfstelle begründen."

Also doch Ethik statt Ästhetik? Niemand kennt sich mehr aus. Und nun geht der Eiertanz um das Ethische vor sich, der ebenso komisch wie in seinen Ergebnissen gefährlich ist.

„Zwar kann man nicht sagen, daß der Roman das Verbrechen oder das Laster verherrliche... Anstößig ist vielmehr die frivol-scherzhafte Art, wie da die Verbrechen vom Verfasser geschildert werden... Das gesamte Verbrecherproblem ist mit oberflächlichem Optimismus, etwa im Sinne der verwässerten Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts behandelt." Zum Teufel, ist das nicht stark?

Aber es geht noch besser weiter: „Der Roman hat seinen Gipfelpunkt in der Verführungsszene. Man wird dem Verfasser zugestehen müssen, daß diese Szene, nach der Anlage der Erzählung, nicht zu umgehen war. Auf geschlechtliche Lüsternheit (man weiß ja aus dem vorher zitierten Urteil, was damit gemeint ist!) wird dabei nicht spekuliert. Verwerflich ist vielmehr daran, daß der Held die romantische Verbrechensverherrlichung Corrys (der Heldin) ausnützt, um sie sich gefügig zu machen... Verrät schon dies eine lumpige Gesinnung, so noch viel mehr das Gespräch zwischen Corry und Max, wo sie... erklärt: ‚Mit deiner Liebe scheint es übrigens nicht so weit her zu sein. Sonst würdest du mir verzeihen — wenn man in diesem Fall überhaupt von Verzeihen reden kann — und würdest mich aus allen Verlegenheiten retten: vor der Blamage aller Bekannten und Onkel Joe gegenüber, und vor der Enterbung.... Du würdest... mich heiraten.' Dazu also ist die Ehe gut — so fährt das Urteil fort! — der Heldin, die sich über ihr Abenteuer freut, über seine unliebsamen Folgen hinwegzuhelfen... Eine solche Auffassung der Ehe kann nur als frivol bezeichnet werden." Später ist dann noch von der „leichten Selbstironie, die das Buch durchzieht", die Rede, die

von den Jugendlichen nicht verstanden werden würde. Das Buch wird abschließend zwar nicht als eine Schmutzschrift bezeichnet, „obwohl es an einigen Stellen an diesen Begriff streift" (Wo? fragt Pius Mar), wohl aber als eine Schundschrift.

Du lieber Gott! Ist Frank Thiess' ausgezeichneter Erstlingsroman „Die Verdammten" mit dem Motiv der Geschwisterliebe nicht für einen jugendlichen Leser viel bedenklicher? Scherz beiseite: der „Klettermaxe" ist offenbar ein amüsanter Roman, nicht ohne Originalität, von dem Genre, wie ihn illustrierte Zeitschriften und Magazine brauchen. Das Urteil vermag das Gegenteil nicht glaubhaft zu machen!

*

Genug der Beispiele. Nun die Forderungen, Mindestforderungen, wohl verstanden.

1. Das Gesetz ist zum Schutz der Jugend da. Jugend hat nicht vier bis fünf Mark zur Verfügung, um sich teure Romane zu kaufen. Werktätige Jugend, an deren Schutz man besonders gedacht hat, und weshalb selbst in den Kreisen der Sozialdemokratie Sympathien für das Gesetz ursprünglich vorhanden waren, erst recht nicht. Bücher über einem gewissen Preisniveau sind also a limine keine „Gefährdung der Jugend": wer sie zur Anzeige bringt und sie verbietet, handelt gegen Sinn und Geist des ohnehin schlechten Gesetzes.

2. Das Gesetz hat nichts mit Zensur über die Erwachsenenliteratur zu tun! Die Spruchkammern mögen sich dies einprägen.

3. Die Spruchkammer hat ganz gewiß nicht die Funktion eines kritischen Areopags zu erfüllen. Vor allem die literarischen Beisitzer mögen dies beherzigen!

4. Die antragstellenden Jugendämter sollten mit bedeutend mehr Verantwortungsgefühl ihre Anträge stellen und begründen, als dies in den meisten Fällen geschieht, man wird sie sonst als ungeeignet für diese Funktion ablehnen müssen.

*

Hauptforderung: Das Gesetz ist außer Kraft zu setzen. Je eher, desto besser.

*

Für die Durchführung des Schu-Schmu-Gesetzes, wie es in Buchhändlerkreisen heißt, sind 300 000 Mark in den Etat eingesetzt.

Dabei arbeiten die Beisitzer gratis (100 Fortsetzungen — das sind 3200 Druckseiten — sogenannter Volksromane zu lesen, ist keine geringe Arbeit, und eine verblödende Arbeit noch dazu!).

Welche Summen sind für positive Arbeit am Schrifttum im Etat eingesetzt? Schweigen wir, sonst müssen wir uns schämen. Ein Kulturfonds von 300 000 Mark für Verbreitung und Förderung guter Dichtung? Utopia, Utopia!

*

Karl Severing, der neue Reichsinnenminister, ist sicher kein Parteigänger offener oder geheimer Zensur. Er schaffe Luft und Licht in seinem Amtsbereich. Er wird sich den Dank aller geistigen Menschen in Deutschland verdienen. Auch wir sind Wähler!

Deutschenspiegel von Ignaz Wrobel

Da hat die ‚Action Française' dem Mitglied des Institut, Herrn Charles Benoist, ein Diner gegeben, weil er sich nun ganz und gar zu den ihren gesellt hat: nämlich durch das Buch „Les Lois de la Politique Française" (erschienen bei Arthème Fayard, 18/20 Rue du Saint-Gotthard, Paris XIV).

Man darf solche Bücher nicht überschätzen. Die französische Politik wird, trotz allen Geschreis, in der Provinz geboren und nicht in Paris, wo sie nur gemacht wird, so daß, wie Thibaudet ein Mal so hübsch gesagt hat, das Feuer der Intellektuellen nicht mehr nahe am Holzstoß der Politik liegt — Feuer breitet sich nicht aus ... Immerhin hat die Action Française einen weitgehenden geistigen Einfluß auf die französische Jugend, die in der Routine des Parlamentarismus und den fabrikmäßig hergestellten, den Geschäften vorgeklebten Emotionen der Parlamentarier nicht auf ihre Kosten kommt. Bis diese Jugend selbst ins Parlament eingeht, spielt sie höchst geistvolle Spiele oder sieht, wie der Adel und viele jüngere Intellektuelle, müde zu, wie die Kaufleute Weltgeschichte machen. Doch ist auch in Frankreich zu beachten, daß es, wie bei uns, jene aus den Pantinen gekippte Kriegsgeneration gibt, aus der wohl niemals viel werden wird — und daß danach die heute sehr Jungen kommen, die wieder unbefangen, frisch und nicht mit so grauenhafter Unwissenheit wie der ihnen vorangehende Jahrgang ans Werk gehen. Denen gehört die Zukunft.

Ja, also Benoist. Es ist ein typisch französisches Buch: von oben bis unten lesbar, brillant dokumentiert, aber ganz und gar anders, als die Deutschen so etwas anfassen — wer ein Mal versucht hat, auf der Bibliothèque Nationale in Paris zu arbeiten, wird vor Staunen von einem unzureichenden Katalog in den andern gefallen sein ... es ist eben ein Unterschied in der Methodik, den man nicht zu kritisieren, sondern als gegeben hinzunehmen hat. Benoist also zeigt die innern Gesetze des französischen Volkes auf, sozusagen seine ihm angeborenen Spielregeln; er kommt dabei zu einer völligen Verurteilung der Parlamente, ohne sich allerdings sehr klar über deren Ersatz auszulassen; das lese nach, wens freut. Da ist aber — auf Seite 111 — eine Stelle, wo der Deutsche beschrieben wird, und das ist für uns nicht unwichtig, weil diese zwei Seiten deutlich zeigen, wie wir sind, wie wir nicht sind, wie richtig und wie falsch sich eine Nation in der andern spiegelt.

Liest man die Sätze, die hier folgen sollen, so ist anzumerken, daß die Neigung des Franzosen, alles auf eine klare Formel zurückzuführen, häufig zu Vergewaltigungen des Stoffes führt: vor nichts schrickt der französische Geist so sehr zurück wie vor dem kleinen x, das wir gern noch offen lassen, jenes x, in dem das Geheimnis der Natur zittert, und über dessen endgültige Aufklärung niemand so sterbensunglücklich wäre wie der Deutsche. „Mysticisme" ist eine Art französisches Schimpfwort.

Man glaube ja nicht, die Franzosen ständen erschreckt vor so viel deutschem Gebirge, auf dem der völkische Groschen-

mystiker sich gern klettern sieht, mit der Seele jodelnd. Die Franzosen finden sich nur deshalb nicht in der Gegend zurecht, weil sie für solches Terrain keine Karten besitzen, und ihre tiefe Unsicherheit, verbunden mit der Angst vor denen, die zahlreicher sind, sieht Truggespenster im raschelnd-dunkeln Wald. Diese Furcht basiert auf keiner Achtung, sie kann nur gelegentlich Haß gebären. Hören wir Charles Benoist.

*

„Der typische Deutsche — Auflage: fünfundsechzig Millionen Exemplare — ist ein Automat und ein Herdenmensch, der jede Überlegenheit respektiert, die aus Geburt, Amt und Geld herrührt; er ist diszipliniert, noch wenn er Revolutionen macht; hartnäckiger als irgend ein andres lebendes Wesen besteht er auf seinem Sein und auf seiner Art, zu sein. Keine Kraft hat jemals vermocht, ihn umzuformen, und es wird ihn auch zweifellos keine jemals umformen. In geistiger Beziehung ist er selbst gegen die wunderbarsten Strahlen lichtundurchlässig. Geistig geht er heute von seiner Universität, wie er einst aus seinen Wäldern getreten ist. Hier liegt der Hauptunterschied zwischen seiner „Kultur" und der Zivilisation. Es wäre absurd, die Hochwertigkeit der deutschen Wissenschaft zu bestreiten, und niemand ist ja so töricht chauvinistisch, sie abzulehnen. Aber diese Hochwertigkeit ist instruktiver Natur, sie ist nicht erzieherisch. Sie bildet die Fähigkeiten des Gehirns nicht; brach läßt sie Seele und Herz liegen. Sie saugt alle Energien des Verstandes auf, sie vernachlässigt alle Reserven der Sittlichkeit. Unter dem Vorwand, das Volk oder die Gesellschaft zu organisieren, „mechanisiert" sie den Menschen. Sie macht ihn nicht humaner — so vollendet diese Kultur auch sein mag, so ruft sie doch bei denen, die ihrer teilhaftig werden, kein Plus an „humanité" hervor.

Von der sogenannten deutschen „Demokratie" dürfen wir keinerlei Wunder an Umwandlung der deutschen Seele erwarten. Wenn der Deutsche auch die Staatsform wechselt: er braucht Herrschaft. Er braucht stets einen Vorgesetzten, einen Führer, Haupt, Vorbild, Unteroffizier und Lehrer. Von Natur aus mit der Gabe der Nachahmung bedacht, ist seine Verehrung das Geständnis einer Verlegenheit: wer soll ihn führen? Denn wenn er nicht geführt wird, fällt er um, gibt sich selbst auf, bricht zusammen. Sein Gehirn ist wie ein Magen konstruiert: eine gradezu gefräßige Gutgläubigkeit nimmt alles auf. Man versteht nicht, sagte Mirabeau im Jahre 1785, was die Zeitungen eigentlich für dieses Volk bedeuten. Seine Wahrheit ist von eigenartiger Beschaffenheit: er bekommt sie, blind, taub und gefühllos, von der rechtmäßig eingesetzten Obrigkeit geliefert und nimmt sie an; diese Wahrheit ist spezifisch deutsch, deutsch wie seine Rechtlichkeit, seine Aufrichtigkeit, seine Treue. Seine Regierung verstände ihn gar nicht zu täuschen und will es auch nicht, denn es ist eine deutsche Regierung, die zu Deutschen deutsch spricht. In diesem kindlichen Glauben, der niemals dem untreu wird, was von Leuten in Amt und Würden geoffenbart wird, ist zugleich etwas Rührendes und Komisches, im Endeffekt aber

etwas Erschreckendes. Denn wohin können diese unbestimmte Suggerierfähigkeit, diese Aufnahmefähigkeit ohne inneres Kontrollorgan ein fruchtbares Volk nicht führen, eng auf einem Boden zusammengedrängt, der nicht viel hergibt, durch Jahrhunderte mit der Waffe in der Hand zu Völkerwanderungen trainiert, systematisch abgerichtet und wissenschaftlich für den Krieg „mechanisiert"?

So ist der Deutsche; so ist das Deutschland von heute wie das aller Zeiten, das von gestern und das von morgen: das ewige Deutschland. Man ist allzu leicht geneigt zu sagen, es sei die überscharfe Arbeit, die Verheerung durch das Übel Preußen in der deutschen Seele. Der Deutsche ist immer so gewesen, lange bevor es ein Preußen überhaupt gegeben hat; es ist so gewesen von den ersten Tagen Deutschlands an. Nach fünfzehn Jahrhunderten Preußen schrieben die Latiner, gleich, nachdem sie mit den germanischen Stämmen in Berührung gekommen waren: Germanos ad praedam instigantes, und: Natum mendacio genus. Seitdem hat man immer dasselbe geschrieben; bei den Franzosen Froissart, bei den Italienern Petrarca; der ganze Westen versichert es. Weil der Deutsche von Epoche zu Epoche derselbe geblieben ist, so hallt von Jahrhundert zu Jahrhundert ein einziger Schrei im Westen gegen den furor teutonicus, und morgen wie gestern ertönt dieselbe Warnung: „Der deutsche Strom ist so mächtig, daß ein großer Damm nötig ist, ihn zu bändigen."

*

Dies Bild ist unvollständig, falsch, richtig, eine brillante Exegese unsrer Geschichte und streckenweise so schön verzeichnet, weil die französische Perspektive zugrunde gelegt ist.

Da ist zunächst — gleich zu Anfang — die kleine Bemerkung einzuschalten, daß es „so törichte Chauvinisten" wohl gegeben hat, die den Fachwert der deutschen Wissenschaft geleugnet haben. Herr Benoist täte gut, sich einmal im Kreise seiner Kollegen umzusehen: das beschämende Schauspiel, das die Universitätsprofessoren aller Länder, also auch Frankreichs, zu Beginn des Krieges geboten haben, jene in vierzehn Tagen blitzschnelle Umkehr, mit der sie aus den Kollegsälen in die geduckten, bezahlten und reklamierten Redaktionstrupps hinüberkippten, der vollendete Wahnsinn, mit dem die eine Nation der andern das Recht auf Licht, Luft, Sonne und Zeugung abschnitt — weiß Herr Benoist das nicht mehr? Dann soll ers nachlesen; weder sein Institut, noch die Académie Française haben davon eine Ausnahme gebildet. Die Ausnahmen saßen in der Schweiz und wurden von den strammen Patrioten Landesverräter genannt, weil sie das Land Europa für wichtiger hielten als die Provinzen der Vaterländer.

Abgesehen davon:

In dem Bild sind wir — und gleichzeitig alle französischen Irrtümer über das deutsche Wesen, jedoch auch jene Wahrheiten, die nur ein Fremder erkennen kann. Es ist außerordentlich bezeichnend, daß das Wort „Bundesstaaten" in diesem Essay überhaupt nicht vorkommt, und wenn auch die gesunden Bestrebungen, mit ihnen aufzuräumen, von Erfolg ge-

krönt sein werden: die Kultur der Länder gegenüber einer höchst jungen, höchst grünen Reichskultur ist nicht zu leugnen. „Der Deutsche" — ja, gibt es ihn denn, „den" Deutschen?

Sicherlich gibt es ihn. Alles, was da über die Überdisziplin, das Herdengefühl, die Serienware steht, ist richtig — aber es ist sehr unvollständig. Es fehlt zum Beispiel jene merkwürdige Scheu des unsichern deutschen Privatmannes vor der Öffentlichkeit — ich habe einmal einen Abgeordneten, der im Reichstag ein hohes Amt ausübte, mit Muttern in einer Theaterloge sitzen sehen: wie er ständig zwischen seiner Kleinbürgerlichkeit, einer Gesangvereinsvorsitzendenwürde und dem Publikum hin- und herkippelte ... sehr sicher war das nicht. Sie haben Angst, und daher werden sie frech — sicher fühlen sie sich nur in den zu nichts verpflichtenden Gefilden ihrer Philosophie, ihrer Musik und ihrer Bücher.

Bei Benoist findet sich noch jener lächerliche Vorkriegsaberglaube, daß Preußen der böse Feind sei, wenn auch gemildert durch eine Hypothese, die jene als preußisch verschrienen Eigenschaften der ganzen Nation zuspricht, ohne den Unterschied zwischen einem Fischer auf der Kurischen Nehrung und einem bayrischen Hopfenbauern auch nur zu ahnen. Die haben freilich etwas Gemeinsames: aber sieht das so aus, wie es hier geschildert wird?

Da ist ferner jene Annahme, die Regierung der Deutschen betrüge ihre Leute nicht — wer wäre wohl mehr betrogen worden als die Deutschen zur Zeit der Inflation? Bei wenig erdkundigen Leuten steht der Fremde stets im Geruch, zusammen mit seinen Machthabern wundervolle Verschwörungen gegen die andern Nationen auszuhecken, während in Wahrheit auch er ein geschäftetreibender, ausgebeuteter oder ausbeutender Mann ist, dessen Regierung ihre Hauptstütze in seiner Gleichgültigkeit findet.

Ein wirklich guter Satz ist da. „Der Deutsche kommt von seinen Universitäten, wie er einst aus seinen Wäldern getreten ist." Radiographie und Präzisionsmaschinen und chemische Fabriken und Anilin und Diesel-Motoren — aber für den Franzosen haftet dem Deutschen etwas von einer „brute" an — einem unbehauenen Stamm. Das wird nirgends deutlicher, als wenn man die frisch-fromm-fröhlichen Deutschen in Unterhaltung mit gebildeten Franzosen sieht — mir steigt jedesmal die Schamröte in die Stirn. Sie sind, einmal durch die französische Höflichkeit aus ihrer Unsicherheit herausgelockt, so unbekümmert! so sicher! so völlig in ihrem Element — sie stecken nachher die Zigarre zwischen die Zähne und erzählen zu Hause, im Ministerium: „Ich habe mit den Leuten gesprochen — ich weiß gar nicht, was Sie wollen —? Das sind doch sehr umgängliche Menschen! Ist ja alles in schönster Ordnung!" Sie hören nicht, und sie sehen nicht; sie sehen nicht diese unmerklich leisen Blicke der Frauen, die blitzschnell an der deutschen Besucherin heruntergleiten — sie wissen nicht, daß „vous croyez?" das Äußerste an gesellschaftlich möglichem Widerspruch darstellt —: Gott segne unsre Unterhändler, die Deutschland im Ausland vertreten. Sie vertreten es richtig.

Dabei ist auf der französischen Seite so viel guter Wille vorhanden! Ich sage das trotz vieler bitterer Stunden, die ich hier durchlebt habe — die Franzosen machen es einem nicht leicht, sie zu lieben. Daß eine von den echten französischen Liberalen gesuchte Erkenntnis deutschen Wesens, wie in diesem Fall, nur zu halbem Erfolg führt, liegt an dem zentripetalen Wesen des Franzosen, der, soweit er heute vierzig und fünfzig Jahre alt ist und damit die maßgebenden Politiker abgibt, nicht gereist ist, also große innere Schwierigkeiten zu überwinden hat, sich für ein fremdes Land überhaupt zu interessieren. Ich glaube, daß die Jungen damit aufräumen werden: sie stellen einen neuen Franzosen dar, dessen Arbeit wir im guten Sinne zu spüren bekommen werden. Aber um den Deutschen zu verstehen, ist schon für einen Deutschen viel Einfühlung nötig — um wieviel mehr für einen Franzosen!

Ich habe diese Stelle aus dem Buche von Benoist wiedergegeben, weil sie des Nachdenkens wert ist. Und weil das fade „rapprochement", das heute in allen Salons getragen wird, nicht halb so viel Nutzen stiften wird wie es Aufwand erfordert. Genf ist gut —: weil sich Stresemann und Briand überhaupt gesprochen haben, weil die Beziehungen nicht mehr auf die leicht mißverständlichen Diplomatenberichte beschränkt bleiben, und weil man leichter in einer mündlichen Unterhaltung Steine aus dem Wege räumen kann als in einem Brief, der noch nicht einmal direkt läuft. Genf wird überschätzt —: die Kluft zwischen diesen beiden Völkern ist sehr, sehr groß.

Sie ist zu überwinden. Aber um sie zu überwinden, muß man den Mut haben, ihre Existenz anzuerkennen. Es gibt keine Therapie ohne eine saubre Diagnose. Ich habe in den ersten Jahren meines französischen Aufenthalts geglaubt, daß sich diese beiden Völker ergänzen. Das ist theoretisch richtig, aber sie werden es niemals tun, weil sich Öl und Wasser eben nicht vermischen. Wahrscheinlich können wir nur sehr schwer zusammenarbeiten.

Aber das ist kein Grund, sich gegenseitig mit Kiefernschüssen zu beweisen, wer recht hat. Hier gibt es kein „Recht" — hier kann es nur Aufhebung der absoluten Souveränität geben, liebevolles Versenken in das Wesen des andern und eine gesunde Selbstkritik.

Kachetiner Rotwein von Egon Erwin Kisch

So viel darf gesagt werden, daß sich das Gespräch in der Gaststube eines transkaukasischen Hotels abspielte. Der jugendliche Alte gewann zu mir Vertrauen, als ich erzählte, daß ich acht Tage in Tiflis vertrödeln mußte, um eine simple Verlängerung meines Visums zu erlangen, und unter welch verteufelten Schwierigkeiten ich die Bewilligung zum Besuch der Universität und der Bibliotheken erhalten hatte.

Aus diesen Schilderungen mußte Iwan Iwanowitsch, wie er hier genannt sei, erkennen, daß ich nichts weniger als ein Offiziosus sei. Nachdem er die zweite Flasche jenes heimtückischerweise wie Himbeerwasser aussehenden Kaukasier-

weines mit mir getrunken hatte, der nicht nur in den Kopf steigt, sondern auch den Harn treibt, stärker als Eibenschitzer Spargel und russischer Tee, sagte der Alte: „Wer hätte je geglaubt, daß das einmal so kommen wird!"

Er habe nie daran gezweifelt, einst von seiner Pension leben zu können, in seiner sehr schönen Wohnung in St. Petersburg oder auf der Datsche oder vielleicht bei einem seiner Kinder.

Aber ein Sohn sei gleich am Anfang des Krieges gefallen, als Oberleutnant, bei Rawaruska, und die Witwe hat noch während des Krieges zum zweiten Mal geheiratet. Der andre Sohn — Iwan Iwanowitsch wandte sich um, obwohl die Wirtsstube leer war — der andre Sohn, Wladimir Iwanowitsch, stand im Bürgerkrieg bei den Weißen, und man hat seither nichts von ihm und seiner Familie gehört. Und die Tochter soll in Paris wohnen, Nachrichten erhalte er nicht von ihr, sie wisse seine Adresse nicht, er nicht die ihre, schwer ist das Leben.

„Nein, nein," eben kam die dritte rosarote Flasche auf den Tisch, „nein, nein, das hat niemand geglaubt, daß einmal alles so ausgehen wird. Und dabei war ich eigentlich einer von denjenigen, die es am ehesten ahnen konnten, ich habe sie ja alle gekannt, die Bombenwerfer, die Königsmörder, ich hätte die Revolution voraussehen müssen!"

Wieder wandte er sich um, wandte sich nach rechts um, wandte sich nach links um, obschon, wie gesagt, längst kein Mensch mehr im Gastzimmer war, nur Zigarettenrauch und Weingeruch lagerte über den leeren Tischen, über den unlogisch herumstehenden Stühlen. „Ich war nämlich bei der Polizei in Petersburg und hatte mit diesen fanatischen Brüdern zu tun, mit allen..."

Mit Lenin auch?

„Ja, mit Lenin auch... Mit Lenin... Das ist ja die ganze Sache... Wissen Sie: Lenin war in meiner Hand!"

Hier schien es mir angebracht, eine gelangweilte Miene aufzusetzen, mir ein Glas Kachetiner einzuschenken, auszutrinken, den Wein zu loben und die vierte Flasche zu bestellen. Inzwischen redeten wir von verschiedenen Dingen. Dann blieb mein Blick wie zufällig an dem Porträt haften, das an der Wand hing.

Und wo haben Sie Lenin kennen gelernt?

„Ich habe ihn nie kennen gelernt. Habe ihn nie im Leben gesehen."

Sie sagten aber vorhin, daß Sie mit ihm zu tun hatten, Iwan Iwanowitsch.

„Hatte ich auch. Und wie! Das war ja der Anfang. Also, Sie wissen doch, wer Alexej Uljanow war?"

Nein, weiß ich nicht.

„Sie wissen nicht, daß Lenin einen Bruder hatte, der gehängt worden ist?"

Nein. Habe nie davon gehört.

„Sie sind eben ein Fremder. In Rußland weiß das jedes Kind. Das gehört jetzt zum Geschichtsunterricht in den Schulen —, so wie man früher von Kaisern gelernt hat und von ruhmreichen Feldherren, so lernt man jetzt von den Bomben-

werfern! Nun ja, ich habe auch umgelernt, sehe die Dinge etwas anders an. Als junger Polizeibeamter habe ich gedacht, der Zar ist von Gott eingesetzt, damit ihm die Welt gehöre. Und jeden, der gegen ihn aufzumucken wagte, den hielt ich für einen vom Teufel Besessenen, kaltblütig hätte ich ihn umbringen können, das war eben die damalige Zeit und gegen den Wind kann man nicht pissen. Heute sehe ich schon ein, daß es richtig war, mit dem Zaren Schluß zu machen, und mit den Adeligen und den Großgrundbesitzern und mit den reichen Fabrikanten, und alles dem Volk zu geben. Aber war es nötig, die alten Beamten davonzujagen? Und uns das Geld wegzunehmen und unsre Häuser? Haben wir uns das nicht redlich erworben? Wir haben den Feinden des Volkes gedient, sagt man. Mag sein. Aber wußten wir es denn besser? Wer hätte glauben können, daß einmal alles so kommen wird, wie es gekommen ist! Man sagt uns, das sei die Gerechtigkeit, daß wir jetzt nichts haben und das Volk alles, dagegen läßt sich nichts sagen, gegen den Wind kann man nicht pissen. Aber glauben Sie mir, allzuviel Gerechtigkeit tut nicht gut. Mir zum Beispiel tut sie nicht gut, mir geht es schlecht."

Der Alte ging hinaus, nicht ohne vorher in deutscher Sprache mit einer höflichen Verbeugung „Ich entschuldige" zu sagen, was die wörtliche, aber nicht ganz sinngemäße Übersetzung des Wortes „iswenajuz" („Entschuldigen Sie") ist. Als er wiederkehrte, bemerkte ich leichthin: Sie wollten von diesem Alexander Ulanitsch sprechen oder wie er hieß.

„Von Alexej Uljanow, bitte. Das war im Jahre 1887. Ende Februar war mir mein zweiter Junge geboren worden, der Wladimir, sehr glücklich saß ich am Nachmittag in meiner Kanzlei, in der Gorochowaja, hatte Journaldienst. Damals gehörte ich noch nicht zur politischen Abteilung, ich war im Vereinsdezernat. Da meldet der Diener, ich soll zum Herrn Präsidenten kommen. Eine Minute später verneigte ich mich tief vor Gresser, dem Allmächtigen, und empfing seinen persönlichen Auftrag: Bei der Ausfahrt Alexanders III. habe sich auf dem Newski ein Mann verdächtig gemacht, sei jedoch nicht verhaftet worden, weil er offenbar zu einer Bande gehöre. Der müsse man auf die Spur kommen. Deshalb werde der Fremde noch beobachtet; Gresser wolle die Sache nicht den Agenten allein überlassen, und ich möge mich daher zu dem Hause begeben, in dem der Verdächtige sich jetzt befinde.

So habe ich zwei Tage den Andrejuschkin beobachtet, und am 1. März verhafteten wir ihn und Ossipanow in einer Schenke in der Nähe der Peter-Pauls-Festung, andre Kollegen nahmen den Kantscher fest, welchen der Andrejuschkin tags vorher besucht hatte. Nun war mein eigentlicher Dienst zu Ende, ich hätte wieder zu meinen Vereinsstatuten und Hauptversammlungsberichten zurückkehren können, aber da ich schon einmal darin war in dieser Affäre, sozusagen ein Referent, so leitete ich die Überwachung der Häuser, in denen die Arretierten bisher gewohnt hatten."

Und da haben Sie diesen Alexej verhaftet?

„Nicht ich, aber er wurde jedenfalls verhaftet, als er die Wohnung Kantschers betreten wollte. Er hatte mit Lukasche-

witsch vor dem Dom in der Peter-Pauls-Festung auf Alexander III. gewartet, der am Todestag seines ermordeten Vaters die Gruft der Romanows besuchen wollte. Natürlich unterblieb das auf unsre Warnung hin. Als Uljanow weder die Karosse des Monarchen ankommen sah, noch seine Komplizen, ging er zu Kantscher. Was los sei. Da erfuhr er, was los sei."

Wir entkorkten nun die fünfte Flasche des Kachetiners, der rosarot ist und retrospektive Wirkung zu haben scheint, um so stärker, je mehr man von ihm trinkt.

Ich selbst habe vergessen, daß ich ein Studienreisender aus dem Westen bin, vergessen, daß ich in einer abgekämpften Gaststube im Kaukasus sitze, vergessen, daß es Nacht ist, vergessen, daß an der Wand ein Leninbild hängt, auf das ich zu Beginn des Gesprächs hinausgewollt.

Ich stehe irgendwo auf dem Kai der winterlichen Newa und sehe Polizisten in Uniformmänteln ihre Plätze beziehen, sehe Spitzel der Ochranka mit gespielter Nachlässigkeit Papyrosi rauchen, und sehe einen Studenten, den blauen Samtkragen des Mantels hochgeschlagen, die Pelzmütze in die Stirn gedrückt, die Hände in die Taschen vergraben, gespannt auf das Renaissanceportal des Winterpalastes starren, ahnungslos, daß hinter ihm Leute stehen, die ihn nicht aus den Augen lassen.

Und drüben auf dem Platz vor St. Peter und Paul schaut ein flachsblonder Bursch fiebernd auf die Uhr, erwartet den Zaren und eine Detonation, vergeblich, und er eilt endlich zu dem Freund; Beamte springen auf ihn zu, er ist verhaftet, die Vollstreckung des Volkswillens wieder einmal vereitelt.

Ich hätte wahrscheinlich meinen Gesprächspartner gar nichts mehr gefragt, mir nur vom himbeerroten Kachetiner das Ende der Geschichte berichten lassen, den Weg Alexej Uljanows ins Gefängnis und zum Galgen und einige Details. Ich rede Iwan Iwanowitsch nicht mehr zu, weiter zu erzählen, aber er steht selbst im Bann des flüssigen Hypnotiseurs, und so geht die Geschichte weiter:

„Dieser Uljanow, Ilitsch hieß er auch, war ein verstockter Bursche. Er gestand nur, was wir schon wußten. Er entlastete sich nicht —, im Gegenteil, alles wollte er allein gemacht haben, die Mitverhafteten hätten keine Ahnung gehabt, wozu er sie auf die Straße bestellt, Noworusski habe nicht gewußt, wozu er die Datsche in Pargolowo gemietet, die Hebamme Ananin habe nicht gewußt, daß er in ihrer Wohnung Bomben mit Nitroglyzerin gefüllt. Und so. Namen von Mitverschworenen waren nicht und nicht aus ihm herauszukriegen. Ich hätte ihn erwürgen mögen, denn ich haßte alle diese Kerle, ich war doch Polizeibeamter, und gegen den Wind kann man nicht pissen, meine Karriere stand auf dem Spiel, aber der Bursch blieb stumm wie ein Klotz, vielleicht wäre ich ihm wirklich an die Gurgel gesprungen, wenn ich nicht grade damals in so glücklichen Umständen gelebt hätte, nie war ich in so weicher Stimmung, wie damals in den ersten Lebenstagen meines kleinen Wladimir. Meinen ältern Jungen habe ich nicht so gern gehabt, weil meine Frau vor der Ehe eine Freundschaft gehabt hatte —, aber das gehört nicht hierher. Hierher gehört, daß Alexej Uljanow uns kein Wort sagen wollte, nicht, woher er

das Geld habe, nicht, woher er das Dynamit habe, nicht, wer die andern seien. Unsere Methoden prallten an dem blonden Burschen wirkungslos ab. Wußte er doch, daß ihm der Galgen sicher war."

Iwan Iwanowitsch ging — „ich entschuldige", höfliche Verbeugung — hinaus, den Kachetiner abzuschlagen. Es dauerte längere Zeit, bis er zurückkam, aber er verlor den Faden seiner Reminiszenz nicht, vielleicht hatte er draußen weitergesprochen, jedenfalls redete er bei seiner Rückkehr bereits im Türrahmen: „Ja, der Alexej wollte mit nichts herausrücken. Da kamen uns plötzlich seine Briefschaften in die Hand, ein Karton, den er bei einem Freunde deponiert hatte. In der Nacht las ich zu Hause alles durch, während im Nebenzimmer der kleine Wladimir verzweifelt krähte; das Kindchen hatte Darmkatarrh und der Arzt war abends dagewesen und sollte morgens wiederkommen.

Ich las die Briefe, es waren Schreiben belanglosen Inhalts, Postkarten, Korrespondenzen in Angelegenheit der studentischen Landsmannschaften. Auf einem Bündel von Briefen lag eine Photographie, die Photographie eines hübschen Jungen mit hellen Locken, freier Stirn, gutmütigen, etwas schräggestellten Augen und einem freundlichen Mund. ‚Lieber Bruder' begannen die Briefe und waren mit zierlicher Knabenschrift geschrieben. Ich las sie durch und war sehr erstaunt, darin von ‚Ablehnung des individuellen Terrors' zu lesen und von ‚revolutionärer Organisation' und solche Worte. Aber am Schluß standen ‚Grüße und Küsse von Papa und Mama und von Deinem Dich innig liebenden Bruder Wladimir'. Nebenan in der Wiege schrie und jappte mein armes Kind. Es war schon spät, als ich mich wusch und alles zusammenpackte, um ins Bureau zu gehn. Ich hatte den Arzt abwarten wollen, aber er war noch nicht gekommen. Ich beugte mich über das Kind, es schlief fest.

Dann fuhr ich in die Gorochowaja und ließ mir Uljanow vorführen. Als er die Briefschaften sah, verzog er den Mund. Ich hatte obenauf einen Stoß von Postkarten gelegt, die eine Patin Alexejs an ihn geschrieben hatte, ganz belangloses Zeug, Grüße von der Familie an die Familie, Fragen nach dem Wohlbefinden, und so. Alexej nannte ohne weiteres die Absenderin. Ich jubelte innerlich. Jetzt kann er die andern nicht mehr verschweigen, ohne damit auszudrücken, daß sie weniger harmlos seien. So glaubte ich. Aber er sagte nichts. Ich mußte selbst die Namen nennen, die ich herausgekriegt hatte, und fragte ihn, ob sie stimmen. Er bestätigte nicht und bestritt nicht, schaute gleichmütig drein. (Zwei von den Briefschreibern wurden übrigens hingerichtet, zwei zu lebenslänglichem Kerker verurteilt —, wer nur irgendwie mit einem Zarenmörder zu tun hatte, der war für immer verloren, unrettbar verloren.) Ich diktierte dem Kanzlisten alle Namen und Adressen. Zum Schluß fragte ich den Uljanow: Wer hat dieses Paket Briefe geschrieben? — Er sah mich starr an und antwortete nicht. — Ihr Bruder? — Schweigen. — Wladimir heißt er? — Er sah mich starr an. — Der Schriftführer notierte: ‚Wladimir Uljanow'. Alexej sah mich starr an.

Als er mein Zimmer verlassen hatte, gab ich Weisung, alle Schreiber der Briefe vorzuführen, denn es sollte ein Monsterprozeß werden, und dazu mußte man das Vorleben und alle Bekannten des Haupttäters feststellen.

‚Soll ich den Bruder auch verhaften lassen?' fragte mich der Kanzlist. Mein Blick fiel auf das Bild mit der wunderschönen, lockenumrahmten Stirn, mit den fröhlich geschlitzten Äuglein und dem guten Mund. Wladimir hieß der Junge, so wie meiner, bei dem vielleicht grade der Arzt war und vielleicht zu spät ...

‚Ach was,' sagte ich und strich den Namen Wladimir Uljanow von der Liste der zu Verhaftenden. ‚Lassen wir den Buben laufen. Der wird uns nicht gefährlich werden.'

Ja, ja, wer hätte denn geglaubt, daß alles so kommen wird. Auf irgend eine Weise hätte man den Kleinen umgebracht, vielleicht in unserm Todesschupfen, vielleicht durch Einzelhaft in Schlüsselburg. Ja, ja. Vielleicht wäre alles anders geworden, vielleicht auch nicht. Gewiß hätte ich ihn verhaften sollen. Aber ich war eben in dieser Stimmung, gegen den Wind läßt sich nicht pissen, wir russischen Menschen sind sehr abhängig von der Stimmung."

Er stand auf, um hinauszugehen, höfliche Verbeugung, „ich entschuldige".

Alte Filme von Harry Kahn

Kintopp vor fünfzehn Jahren

Im Ufatheater am Kurfürstendamm lachen sich die Leute scheckig, weil Henny Porten sich einen Lampenschirm vom Durchmesser eines mittleren Lokomotiventreibrads aufs blondbezopfte Haupt stülpt und ihn mit einer Art indianischer Wurflanze feststicht. Ich kann mich da nicht mitfreuen. Ich finde: die Damen haben gut lachen, halsfrei, kniefrei, armfrei, wie sie da in der Hundstagshitze sitzen, und über dem, was nicht frei ist, anderthalb Taschentücher aus Battist oder Seide. Aber unsereiner! Wenn ich in solchem Film sehe, daß sich unsre idiotische Männerkleidung seit 1913 um keinen Kragenknopf verändert hat, wenn ich all die geknöpften, geschnürten, geschlungenen Keuschheits-Prothesen, die wir da auf dem dampfenden Leib herumschleppen, an mir spüre, vergeht mir das Lachen über Fischbeinkorsett und Puffärmel.

Auch im übrigen scheint mir vor diesem historischen Anschauungsunterricht über die Entwicklung der Kinematographie wenig Grund zu Heiterkeitsausbrüchen. Photographiertes Vorstadt-Theater wie „Verkannt" haben wir, wenn mich die Erinnrung nicht täuscht, schon in seiner Entstehungszeit abgelehnt. Viel stupider als die Zelluloid-Epopöen von den Rheinischen Mädchen und den Heidelberger Burschen, die wir später erlebten, war das Zeug auch nicht. Bloß kürzer; damals hatte man noch nicht den Mut, dergleichen auf Tausende von Metern auszuwalzen. Auch an das Krongut der Weltliteratur wagte man sich noch nicht so ohne Weiteres. Die Verfilmung eines Tolstoischen Romans wäre dem skrupellose-

sten Produktionsleiter noch als Blasphemie erschienen. In einem der vornehmsten der berliner Großkinos läuft seit acht Wochen eine „Anna Karenina", die sich zu ihrem epischen Original verhält wie ein Neuruppiner Bilderbogen zu einem Gemälde von Menzel. Eine hinreißend schöne Frau, aber ohne jedes slawische Spezifikum, ein hilfloser Allerweltstyp von Liebhaber, ein paar schöne Landschafts-, ein paar erregende Sportaufnahmen, — der geistige Aufwand ist nicht überwältigend für einen Standardfilm von 1928. Wenn man sich vorstellt, mit welchen Augen man ums Jahr 1943 diesen Dauererfolg des „Kintopp vor fünfzehn Jahren" ansehen wird, erstirbt einem das Lächeln über Lubitschs „Augen der Mumie Ma" im Mundwinkel.

Aber das Lächeln wird recht bitter beim Anblick von „Engelein". Denn da sieht man, was Asta Nielsen kann, und was unsre gefeiertsten Lustspielstars nicht können. Man erkennt, daß der, natürlich riesengroße, Fortschritt der photographischen Technik, die ganze Verfeinerung von Aufnahme und Einstellung, all diese Kurbel- und Blendenwitze, nichts bedeuten neben der mimischen Begabung des Menschen, der vor dem Apparat steht. Ein filmisches Genie wie die Nielsen ist in all den fünfzehn Jahren auf europäischem Boden nicht wieder erstanden; und auf amerikanischem ist allein der spätere Chaplin ihr Pair. Durch reine Bewegungsmotive knappster Art, ein Liderheben, eine Armbewegung, ein Lippenziehen, die seelische Situation des Augenblicks ausschöpfen, eine Szene zusammenfassen, spontan auf ihren stärksten Ausdruck bringen, — das kann noch heute kein Millionenstar, wie die Nielsen es schon vor fünfzehn Jahren konnte. Und kein Lächeln ist darüber am Platz, sondern ein sehr bittres Lachen, daß man mit dieser Frau in den berliner Glashäusern heute nichts mehr anzufangen weiß, sondern daß man sie zwingt, um des lieben Brotes willen, auf Provinzbühnen fragwürdige Reißer zu radebrechen.

Gier nach Geld.

Man möchte die Nielsen einmal in einem Film Erichs von Stroheim sehen. Der Furor dieses Regisseurs würde vielleicht Leistungen aus ihr herausholen, wie sie im Film bisher noch gar nicht da waren. „Gier nach Geld" ist bei der berliner Uraufführung (vor ein oder zwei Jahren) glatt durchgefallen. Es läßt sich begreifen. Sich beim Anblick von Schicksalen, wie sie einem selbst niemals zustoßen können, im bequemen Parkettsessel zwei Stunden zu gruseln, dafür bezahlt man gern ein paar Mark. Aber den Horror vacui vor der eignen Existenz ins Gebein gejagt zu kriegen, das verträgt der Durchschnittsmensch kaum im Theater; im Film rebelliert er dagegen heute noch. In fünfzehn Jahren vielleicht nicht mehr.

Es ist nicht so sehr die — einem Roman des „amerikanischen Zola", Frank Norris, entnommene — Fabel, die diese Wirkung hervorruft. Der pragmatische und psychologische Faden ist nicht sehr fest; wie die junge Frau des Zahnarztes, die kurz vor ihrer Heirat einen Lotteriegewinn macht, sich zu der geizigen Megäre entwickelt, die den gutmütigen Mann bis

zum Mord an ihr treibt, das wird nicht recht deutlich. Überhaupt sind die Vorgänge oft verzerrt bis zur Albernheit. Dies aber nur, um das Zuständliche so scharf wie möglich herauszuarbeiten. Menschentypen und Milieu sind so hart konturiert wie selbst bei den Russen nicht. Alles ist wie in eine giftige Lauge getaucht. Die Hauptfiguren haben etwas Manisches, Verbohrtes, Kalt-Rasendes. Ein Hexensabbath von Häßlichkeit und Gemeinheit feiert Bildorgien. Keine Nebenperson ohne Wanst, Kropf, Buckel, Warze, Ausschlag. Es ist wie gefilmter Dix. Die Natur hat keine Sonne; nur Regen, Schlamm, trübe Dämmerung. Das Leben ist eine finstere und jämmerliche Angelegenheit. Sein Ende: daß man nach ekler Lust und öder Gier in wasserloser Wüste sitzt und vor einem Haufen blutbeschmierten Goldes elend verdurstet.

Die technische Vervollkommnung der Kinematographie hat im letzten Jahrzehnt ein ganz andres Tempo angenommen als die geistige Auswertung und Durchdringung des Apparats. Die Entwicklungskoëffizienten entsprechen einander nicht mehr; zwischen Form und Inhalt, zwischen Aufwand und Gehalt klaffen breite Lücken; viel breitere jedenfalls als beim „Kintopp vor fünfzehn Jahren". Daher hat man vor neunundneunzig Hundertsteln der derzeitigen Produktion den Eindruck des Unzulänglichen, Vorläufigen. Den Vorsprung der Technik einzuholen, ist bisher nur einigen Russen halbwegs gelungen. Den Deutschen nicht, so ehrliche Mühe Daheimgebliebene und Ausgewanderte sich auch gegeben haben mögen: aber entweder verrannten sie sich in die Sackgasse einer Sechs-Dreier-Phantastik (Lang) oder versackten im Syrup der Bilderbogen-Sentimentalität (Murnau, Berger). Neben Eisenstein, Pudowkin, Kuleschow konnte bisher kein Europäer und kein Amerikaner bestehn. Daß es einem alten Hollywooder gelungen ist, bedeutet eine Hoffnung. Und ein Verdienst der „Kamera", daß sie Stroheim für Berlin, Berlin vor Stroheim rehabilitiert hat.

Schwein und Kaftan von Morus

Und wieder sehen wir Hermes auf leisen Zentrumsflügeln nach Warschau entschwinden. Unsre Freude ist doppelt groß, denn der sanfte Flügelschlag erinnert uns an unsren trefflichen Geßler, dem wir diesen Missionar der deutschen Handelspolitik zu verdanken haben. Als das Kabinett Marx-Schiele sich dazu aufraffte, den deutsch-polnischen Zollkrieg durch ein Verhandlungsintermezzo zu unterbrechen, galt es zunächst als selbstverständlich, daß man an Stelle des unmöglichen Herrn Lewald nun endlich einen möglichen Beamten als Unterhändler nach Polen schickte. Je unpolitischer der Mann ist, desto besser ist er, sagten alle, die das warschauer Terrain kannten.

Nach etlichen Vorberatungen einigte man sich auf den Ministerialdirektor Ernst, einen kenntnisreichen und tüchtigen Funktionär, der den Vertrag in Ruhe unter Dach und Fach hätte bringen können. Die Sache schien abgemacht. Herr Ernst war bereits in Warschau angemeldet, und seine Er-

nennung galt nur noch als eine Formalie. Da erhob sich in der Kabinettsitzung, in der die Personalfrage offiziell zur Entscheidung stand, Herr Geßler und empfahl, inspiriert von seinem beichtväterlichen Freunde Brauns, den Doktor Hermes. Einer so unparteiischen Empfehlung konnten sich die versammelten Regierer natürlich nicht entziehen. Die Zentrumsminister lächelten verständnisinnig, die Deutschnationalen beglückwünschten sich zu einem so erprobten Beschützer der deutschen Landwirtschaft, Curtius und Stresemann fügten sich, wie so oft, der göttlichen Allmacht.

Zu der Zeit, als dieses geschah, hatten wir immerhin einen Zentrumskanzler und ein Vierteldutzend Zentrumsminister. Es war also wohl nur in der Ordnung, daß bei der Besetzung vakanter Posten der schwarz-blaue Favorit das Rennen machte. Inzwischen hat es, wie jedermann weiß, den großen Linksruck gegeben, und zum ersten Mal in der deutschen Republik wird der Fels Petri nur von einem Wächter in der Wilhelmstraße behütet. Kindliche Logiker könnten daraus den Schluß ziehen, daß es eben jetzt an der Zeit wäre, auch auf den hintern Bastionen die Zentrumstürmer etwas abzubauen, aber das widerspricht offenbar den Gesetzen der Courtoisie und der Gerechtigkeit. Grade weil das Zentrum nur einen Sitz im Kabinett Müller hat, lautet jetzt die Begründung, kann man ihm doch nicht zumuten, auch noch auf einen andern Posten zu verzichten. Zwar erklären die nächsten Beobachter der warschauer Wirtschaftsverhandlungen, daß es ohne Hermes im vorigen Dezember ein Leichtes gewesen wäre, den Zollkrieg zu beenden. Aber schließlich sind wir ja keine Mammonsknechte wie die Amerikaner, die nur den Erfolg gelten lassen. Wir wissen auch den Mißerfolg zu schätzen. Gerechtigkeit muß sein — und so bleibt uns bis auf weiteres Herr Andreas Hermes als Treuhänder der deutsch-polnischen Wirtschaftsbeziehungen erhalten.

Aber wenigstens wollen wir uns in Zukunft nicht mehr einreden lassen, daß die wirtschaftlichen Gegensätze zwischen Deutschland und Polen unüberbrückbar sind. Wenn man die Streitpunkte aber aus der Nähe ansieht, um deretwillen die beiden Länder sich jetzt schon bald drei Jahre lang gegenseitig die Grenzen versperren, so bleiben wirklich nur Punkte übrig, die man gewaltsam zu Problemen aufgeblasen hat. Die polnische Grenzzonenverordnung, die den bequemen Anlaß zu dem letzten Abbruch der Verhandlungen gegeben hat, enthält kaum etwas andres, als in dem Fremdenrecht und Fremdenunrecht aller Staaten steht. Daß die Polen die vielen kleinen Bureaukratismen, die zum Teil übrigens noch von der alten preußischen Verwaltung herrühren, in einer besondern Grenzverordnung zusammengefaßt haben, ist zum mindesten psychologisch ein unnützes Hemmnis für die Verständigung. Grenzverordnungen bedeuten immer: bleibe mir drei Schritt vom Leibe; auch wenn sie inhaltlich noch so harmlos sein mögen. Daß man auf diese Weise den Grenzfrieden nicht fördert, sehen auch die polnischen Unterhändler ein, aber sie sollten auch bei ihrer Regierung darauf dringen, diesen Unfug zu beseitigen.

Anders verhält es sich mit dem allgemeinen Niederlassungsrecht. Daß geregelte Handelsbeziehungen zwischen zwei Ländern nicht möglich sind, wenn die Angehörigen des eignen Landes sich nicht drüben etablieren können, ist eine Selbstverständlichkeit, die auch von den Polen anerkannt wird. Trotzdem ist es allmählich gelungen, aus dieser Selbstverständlichkeit ein großes politisches Problem zu machen. Ähnlich wie zu Beginn der deutsch-französischen Wirtschaftsverhandlungen die Franzosen nur ein Provisorium, die Deutschen aber nur einen endgültigen Handelsvertrag abschließen wollten, wollten die Deutschen in Warschau bisher nur über ein Provisorium, die Polen dagegen über einen Dauervertrag verhandeln. Innerhalb eines Provisoriums, erklärten sie, könnten sie den Deutschen nicht das Niederlassungsrecht zugestehen, denn die Niederlassung ist eine Sache von Dauer. Und wenn man nach einem halben oder nach einem Dreivierteljahr die in Polen etablierten Deutschen wieder herauswerfen würde, so gäbe es einen bösen politischen Krach; womit sie zweifellos recht haben.

In einem langfristigen Vertrage müßte das Niederlassungsrecht auf volle Gegenseitigkeit garantiert sein. Aber da kommt der Haken zum Vorschein. Auf deutscher Seite fürchtet man offiziell die Zuwanderung von Polen nach Ostpreußen, inoffiziell aber vor allem die Zuwanderung polnischer Juden. Die vielberufene Niederlassungsfrage ist also im Kern eine Frage des Kaftans. Es wird mittlerweile notwendig, diese Frage einmal ganz konkret zu stellen: sollen aus Angst vor der Einfuhr unliebsamer Kaftanträger die Deutschen auf das Niederlassungsrecht in Polen verzichten? Oder soll aus demselben Grunde der Zollkrieg ad infinitum weitergeführt werden?

Man wird sich halt entscheiden müssen. Denn was sonst noch gegen den Abschluß eines langfristigen Vertrags vorgebracht wird, verfängt nicht mehr. Polen bereitet zwar einen neuen Zolltarif vor. Siebzig Kommissionen arbeiten zurzeit in Warschau mit der bekannten Fieberhaftigkeit, mit der Tarifkommissionen auch in Deutschland zu arbeiten pflegen. Wenn es gut geht, wird der neue polnische Zolltarif in drei Jahren fertig sein, wenn es weniger glatt geht, was anzunehmen ist, in fünf oder sechs Jahren. Inzwischen verzollt Polen die Einfuhr nach dem alten Zolltarif unter Erhebung eines dreißigprozentigen Valorisierungszuschlags. Und alles spricht dafür, daß dieser Tarif noch mindestens ebenso lange in Kraft bleiben wird, wie der deutsche von 1925, der ja auch nur ein Provisorium sein sollte. Der Zolltarif ist demnach kein Hinderungsgrund für einen langfristigen Vertragsabschluß.

Noch törichter sind die Vorwände, die man aus dem Streit um die Kohlen- und Schweineeinfuhr herleitet. Daß man sich bei einigem guten Willen schnell über die Kohleneinfuhr aus Polen einigen kann, wird wohl von keiner Seite mehr angezweifelt. Bleibt noch das liebe, alte Schwein, mit dem Herr Schiele und seine deutschnationalen Freunde drei Jahre lang den polnischen Handelsvertrag hintertrieben haben. Ob man zu den siebzehn Millionen angestammten deutschen Schweinen noch dreihunderttausend oder dreihundertfünfzigtausend pol-

nische Schweine hereinläßt, ist gewiß von fundamentaler Wichtigkeit. Der Nachteil, der daraus den deutschen Schweinezüchtern entstehen könnte, würde beinah ein Prozent der Subventionen ausmachen, die Herr Schiele in seinen letzten Ministertagen der Landwirtschaft zugeschanzt hat. Dafür lohnt es sich schon, den Handelskrieg fortzusetzen. Bei den letzten Verhandlungen hat man freilich die Höhe der Schweineeinfuhr noch für ein so schwer lösbares Problem gehalten, daß man es vorsichtshalber bis zum Schluß aufbewahrt hat. Erst wenn alle andern Türen bereits gesprengt wären, wollte man sich an dieses dreifach gepanzerte Tor heranwagen. Der Schlachtplan mutet schon einigermaßen komisch an; er zeigt, wie weit es die Handelsvertragsstrategen im Laufe der Jahre gebracht haben.

Ohne diese Strategie sieht der Ausgleich der deutsch-polnischen Wirtschaftsinteressen allerdings einfacher aus. Man hat sich nur mit der Tatsache vertraut zu machen, daß Polen ein Agrarstaat ist und agrarische Absatzmärkte braucht, und daß die deutsche Industrie auch nach dem Osten exportieren muß. Die Möglichkeiten für diesen Industrieexport sind zurzeit so günstig, wie sie seit der Wiederaufrichtung Polens noch nicht waren. Wenn trotz der allgemeinen polnischen Grenzsperre — für jede Sendung muß eine besondere Lizenz erwirkt werden — der deutsche Export nach Polen heute viermal so stark ist wie zu Beginn des Zollkrieges, so spricht das nicht etwa dafür, daß ein Handelsvertrag überflüssig ist. Es besagt nur, daß die polnische Wirtschaft sich zurzeit in einer Investionsperiode befindet, die wahrscheinlich noch nicht ihren Höhepunkt erreicht hat. Polen braucht Auslandsware und kauft Auslandsware. Wenn es sie nicht von Deutschland bezieht, das durch seine geographische Lage einen kaum einzuholenden Vorsprung gegenüber den westlichen Industriestaaten hat, dann kauft es sie eben anderswo. Da es sich zum großen Teil um Betriebsanlagen und Installationen auf lange Sicht handelt, hat der Lieferant, der das erste Geschäft macht, die sichere Anwartschaft auf Nachbestellungen. Schon in den letzten Monaten hat die deutsche Exportindustrie sich durch die Abschnürung der Grenzen manche Millionen entgehen lassen — abgesehen davon, daß unter dem Schutz des Zollkrieges immer neue Industrien in Polen entstehen und hochgepäppelt werden.

Das sind die industriellen Tatsachen, die Herrn Hermes in Warschau erwarten. Möglich, daß sie für einen Unterhändler, der gleichzeitig Vorsitzender der westdeutschen Bauernvereine ist, nicht besonders angenehm sind. Aber niemand zwingt Herrn Hermes, sich in Gewissenskonflikte zu begeben. Es ist, wie versichert wird, Herrn Hermes von der neuen Regierung sehr deutlich zu Gemüte gebracht worden, daß er in Warschau nicht irgendwelche Scheingefechte aufführen, sondern möglichst bald einen Handelsvertrag nach Hause bringen soll. Doktor Hermes ist ein wendiger Mann, der sich anzupassen versteht. Sollte er aber auch in Zukunft die deutsche Schweinezucht für wichtiger und schutzbedürftiger halten als die übrigen Wirtschaftszweige, so sollte ihn niemand hindern, seine Interessen auf heimischem Boden wahrzunehmen; am allerwenigsten die Reichsregierung.

Bemerkungen

Akademiker wider Willen.

Heinrich Mann hat in einem mutigen (in der ‚Neuen Rundschau' abgedruckten) „Bericht an die Preußische Akademie der Künste, Sektion für Dichtkunst", die Beziehungen zwischen Dichtkunst und Politik erörtert: und bei dieser Gelegenheit in seiner Eigenschaft als staatlich anerkanter Dichter dem Staat des Schund- und Schmutzgesetzes einige unakademische Wahrheiten gesagt. Sowas hat wohl bisher noch kein Staat von seinen eignen Leuten gehört. Aber, ein so großartiges Beispiel diese Worte eines staatlich legitimierten — Outsiders geben: so wenig fördert dieser „Bericht" über „Dichtkunst und Politik" die Zusammenarbeit von Staat und Geistigen.

Heinrich Mann ist wohl in der Situation eines Schriftstellers, der in die dargebotene Hand des Staates nur einschlug: weil es für den politischen Menschen sinnlos ist, ein Macht-Geschenk nicht anzunehmen. Aber nun reagiert Heinrich Mann auf seinen Handschlag, wie unkompromißlerische Menschen oft auf ihren eignen Kompromiß reagieren: er überbetont — zur Kompensierung seines Bündnisses mit dem Staat und vielleicht auch zur Kompensierung des unverantwortlichen Optimismus mancher Akademikerkollegen — die Kluft, die ihn vom Partner Staat trennt. Er sagt: ich sträube mich nicht — aber ich stelle von vornherein fest: wir sind ewig getrennt. Er leugnet die Möglichkeit einer Akademie — der er angehört. Wenn nach seiner überakzentuierten Kontrastierung von Staat und Geist „Beziehungen zwischen Geist und Staat ... eigentlich undenkbar" sind: weil „der Staat ... die Menschennatur grade so weit, als sie Vorteil sucht", vertritt, aber „das Allgemeine, Ewige ... das Reich des Geistes" ist („denn er will Wahrheit, Gerechtigkeit und den Menschen schlechthin") — dann müssen wohl wirklich „die Preußische Akademie der Künste und ihre Sektion für Dichtkunst", die „staatliche Körperschaften" sind, eine sinnlose Realität sein. Nur tiefste Skepsis gegenüber der Wirkungsmöglichkeit dieser Akademie konnte Heinrich Mann dies Bild von dem isolierten geistlosen Staat neben dem isolierten realitätslosen Geist eingeben; ein Bild, mit dem der ohnmächtige Geistige vor dem großen Symbol aller Gewalt sich behauptet, indem er seine Ohnmacht al fresco malt; ein Bild, aus dem eine Konsequenz spricht, die gar nicht zu Heinrich Mann paßt: daß der Dichter die pure Wahrheit neben die brutale Realität stellen soll; mit dem Motto: bedienen Sie sich, Realität! Wie aber soll ein Staat, der (angeblich) hundertprozentig geistfrei ist, sich einer Kunst bedienen, die (angeblich) hundertprozentig realitätsfrei ist? Welche Brücke soll denn zwei absolut gegeneinander isolierte Reiche verbinden? Der Theoretiker Heinrich Mann weiß nicht, was der Dichter Heinrich Mann in seinem Werk (etwa: im „Untertan") meisterhaft gezeigt hat: daß die Kunst nicht absoluter Geist neben der Wirklichkeit ist; sondern sich mit ihr einlassen muß; das „Ewige" und „Allgemeine" verzeitlichen und individualisieren muß. Was wir von Heinrich Mann gelernt haben, müssen wir jetzt Heinrich Mann entgegenstellen.

Heinrich Mann ist in diesem „Bericht" resigniert-unpolitisch (nicht etwa: unkritisch). Er spricht vom Geist wie weiland Eucken. Was folgt daraus: daß ein „Staat ... in Gerechtigkeit und Wahrheit nicht einmal einen Tag bestehen könnte"? Daraus folgt doch nur: daß „Gerechtigkeit" und „Wahrheit", die in aller Ewigkeit rein bestünden, aber die Realität nicht infizierten und von der Realität nicht belastet würden, nicht einen Pfifferling wert wären.

Aus dieser Richtung auf eine hundertprozentige, also nur verkündbare, nicht wirksame, nicht realisierbare Gerechtigkeit schildert Mann den Dichter in einem merkwürdigen Zwischen: zwischen dem politischen und dem apolitischen Dichter. Ein politischer Dichter ist ein Dichter, der in seinem Werk (ausgesprochen oder unausgesprochen) eine Wertordnung gibt: die auf den Leser eine Richtungswirkung ausübt. Der apolitische Dichter formt nicht die Aktivität des Einzelnen und der Gesellschaft. Manns Dichter ist weder politisch noch apolitisch: er ist klassenlos — nur auf „Gerechtigkeit" aus. Daß es ebenso viele Gerechtigkeiten wie letzte Menschenziele gibt: erwähnt Heinrich Mann nicht. Auch nicht: daß es Wirkung nur gibt, wo es ein Für und Wider gibt; also nur, wo es eine relative, auf eine Zeit bezogene Gerechtigkeit gibt. Der verehrte Heinrich Mann, der den überparteilich - politischen Dichter zeichnen möchte, gerät ins Idealistisch-Verschwommene mit allen idealistischen Requisiten „Wahrheit", „Gerechtigkeit", „Ewigkeit" — als wäre er Theodor Kappstein.

Der Staat hat — gleichgültig in welcher Absicht — einigen geistigen Menschen Einfluß auf sich zugebilligt. Diese groteske Verbindung sollte nicht mit tragischen Kommentaren versehen, sondern im Kampf zugunsten des geistig Stärkern gemodelt werden. Sagt aber nun der Partner Geist zum Staat: wenn du nur einen Tag lebst, wie ich es will, bist du erledigt — so kann er wohl kaum Vertrauen vom Partner Staat erwarten. Wenn der Akademiker, der den Geist repräsentieren will, prinzipiell unverantwortlich gegen den Staat denkt, statt verantwortlich, auf der Basis des Staats, gegen Unvollkommenheiten des Staats: so schaltet er sich aus, in dem Moment, wo er eingeschaltet werden soll. Der Geist ist ohne Macht: diese letzte These Schelers klingt auch aus Heinrich Manns resigniertem Bericht. Es fragt sich doch aber hier, wo dem Geist Macht angeboten wird, nur: ob der Staat die populären Namen der Akademiker als Machtzuwachs haben will; oder ob der Staat den Heinrich Mann und Döblin von seiner Macht abgeben will. Im ersten Fall haben die Akademiker die Macht zum Rücktritt; im zweiten Fall eine positive Macht: die sie ausüben können.

Ludwig Marcuse

Les Misérables

Wohlfahrtspflege, Wohltätigkeit entspringen zweierlei Motiven. Einerseits befriedigen sie den Ehrgeiz der Patronessen, alter Weiber beiderlei Geschlechts, andrerseits gewährt die Macht, helfen zu können, Macht über die Hilfsbedürftigen, über die Erniedrigten und Beleidigten. Wurzelt doch die Macht der Kirche nicht zum geringsten Teil in dieser Stellung als Helfer. Schon in der Vorkriegszeit war daher Wohltätigkeit ein bürgerliches Privileg. Herrschte in den staatlichen und privaten Wohlfahrtsorganisationen das Bürgertum. Krieg und Revolution haben daran nichts geändert. Im Gegenteil, durch eine eigne Schöpfung, die „DINTA", gelang es den Industriellen, planmäßig immer größern Einfluß auf diesem Gebiet der Sozialfürsorge zu gewinnen. Der von der „Dinta" verkündete oberste Grundsatz „Kampf um die Seele unsrer Arbeiter" dokumentierte den ganzen Sinn der bürgerlichen Fürsorge und erhellt blitzartig, welch große Unterlassungssünden auf diesem so wichtigen Gebiete seitens aller proletarischen Parteien begangen wurden. Denn alle proletarischen Organisationen haben auf diesem Gebiete versagt. In den zehn Jahren deutscher Republik waren die einen vollauf damit beschäftigt, die Republik zu verteidigen, die andern damit, in den direkten Kampf um die Machtergreifung zu treten. Beide hatten weder Zeit noch Lust, diese wichtigen Fragen der sozialen Hilfe zu lösen,

ja, sie bemühten sich gar nicht um eine Lösung, da sich diese doch nach erfolgter Proklamierung der Diktatur des Proletariats respektive nach Niederringung des monarchistischen Einflusses in der deutschen Republik von selbst ergeben würde. In der Zwischenzeit verelendeten und verreckten immer größere Schichten des deutschen Proletariats, sanken herab, verloren das Vertrauen zur Klassenorganisation, die ja nichts für sie tat, und wurden schließlich, bar jeden Klassenbewußtseins, ein leichter Spielball der reaktionärsten Interessen. Es genügt wohl der Hinweis auf Hitler und die Geschichte der nationalsozialistischen Bewegung, um klar zu machen, welch verhängnisvolle Folgen dies Versagen der proletarischen Parteien zeitigte.

Da ist es nun ein großes Verdienst der IAH, die vorhandenen schwachen Ansätze einer proletarischen Wohlfahrtspflege in der „ARSO", der Arbeitsgemeinschaft sozialpolitischer Organisationen, zusammengefaßt zu haben. Am 8. Juli 1928 tagte im Preußischen Landtag die erste Versammlung der proletarischen sozialpolitischen Organisationen Groß-Berlins. Eine Parade des Elends und der Not! All die Ausgebeuteten, Entrechteten waren durch rund dreihundert Delegierte vertreten. Die Opfer des Krieges und der Arbeit, die Erwerbslosen, die enteigneten Auslandsdeutschen, die Tuberkulosen, die Blinden, sie alle waren gekommen, ihr Leid zu klagen, anzuklagen und den Weg zur Besserung ihres traurigen Schicksals zu suchen, den einzigen Weg, den Weg der proletarischen Selbsthilfe, der Organisation. Die einzelnen Referate und Reden wirkten durch ihre trockene Sachlichkeit, durch das vorgebrachte Zahlenmaterial, erschütternd. Das Elend weiter Schichten der deutschen Bevölkerung ist einfach unfaßbar. Wenn gemäß der Statistik der berliner Ortskrankenkasse neunzehn Prozent der erwerbsunfähigen Mitglieder nicht ein Mal ein Bett besitzen, wenn im Bezirk Kreuzberg die Frauensterblichkeit am Kindbettfieber sechseinhalb Mal so groß wie in Charlottenburg ist, wenn Doktor Jöhl vom Gesundheitsamt Berlin erklärt, daß von 628 von ihm in diesem Jahr untersuchten Schulanfängern nur 102 Kinder gesundheitlich völlig einwandfrei und von 220 Schulentlassenen nur 125 berufsfähig waren, so sind das Ziffern, die wohl auch das hartnäckige Phlegma eines Gesundheitsministeriums erschüttern können. Hoffen wir, daß es den proletarischen Organisationen, die den Mut und die Kraft gefunden haben, den Kampf mit diesem Elend aufzunehmen, gelingen wird, diesen Schreckenszug des Ziviltodes aufzuhalten. Hoffen wir, daß auch hier die proletarische Solidarität, die Stoßkraft der organisierten Masse, ganze Arbeit macht. Tanzabende für Kriegsblinde und Garden-parties für Tuberkulöse allein genügen nicht.

S. Alher

Ein Apologet des Terrors

Das mailänder Attentat bleibt in ein mysteriöses Dunkel gehüllt. Das gibt zu denken. Zumal der König heute das einzige legale Gegengewicht gegen das herrschende Regime repräsentiert. Doch dem sei, wie es wolle. Was uns hier interessiert, ist die Tatsache, daß die Verurteilung des politischen Mordes bei einzelnen Politikern keineswegs zum politischen Credo gehört. Hören wir etwa die folgenden Bekenntnisse eines Sozialisten: „Ich gestehe, daß Bomben zu normalen Zeiten nicht ein Mittel der sozialistischen Aktion bilden können. Allein wenn auch eine Regierung — mag sie nun republikanisch oder monarchistisch sein — unterdrückt und außerhalb des Rahmens des Gesetzes und der Menschheit stellt, dann darf man die Gewalt nicht verurteilen, die sich gegen die Gewalt auflehnt, selbst wenn dabei ein unschuldiges Opfer fällt.."

Eine zweite Äußerung desselben Politikers: „Es geht um eine Reaktion, die nicht ihresgleichen hat, es geht um eine Bourgeoisie, die ein fürchterliches Gewaltregime aufgerichtet und alle Revolutionäre außerhalb des Rahmens des Gesetzes gestellt hat. Wenn sich unter den Revolutionären jemand findet, der durch eine ‚individuelle Aktion' auf die reaktionären Maßnahmen der Regierung reagiert, sollen wir (die Sozialisten) ihn verdammen? Nein, wir sollen es verstehen, wir müssen die Handlung begreifen. Wir müssen sagen, daß die Schuld bei der Regierung liegt. Wer Wind säet, muß Sturm ernten. Wir erkennen nicht die individuelle Aktion als System an, allein wir verstehen sie und rechtfertigen sie je nach der Sachlage ..."

Diese Zitate sind im Jahrgang 1910 der Zeitschrift ‚Lotta di Classa' (Klassenkampf) zu finden; das erste in der Nummer vom 9. Juli, das andre in der vom 16. Juli. Sie sind Kommentaren zu einem aktuellen terroristischen Ereignis (Bombenwurf im Theater Colon in Buenos Aires) entnommen. Ihr Verfasser ist ein Mann, der auch beim Mailänder Attentat lebhaft interessiert hat. Er heißt Benito Mussolini.

Spectator

Ein italienischer Auslandsvertreter

Wie der wiener ‚Tag' erzählt, hat der italienische Konsul in Mährisch-Ostrau an den brünner ‚Tagesboten' wegen eines kritischen Artikels über Herrn Nobile den folgenden Brief gerichtet:

Königliche Gesandtschaft
Mährisch-Ostrau.
6. Juli 1928 — Anno VI.
1049/p.

P. T. Redaktion des ‚Tagesboten'
Brno.

Die Hetzschrift, die Sie gegen General Nobile führen, ist so grundlos und idiotisch, daß sie keine Widerlegung verdient. Sie sind keine Journalisten, Sie sind miserable Feiglinge, welchen man höchstens ins Gesicht spucken kann.

U. Dadone

Auf ein Jugendbildnis

Für Berti G.

So sahst Du aus?
Und langsam kommen die Tränen
In mein ausgekochtes Verbrechergesicht.
Ich will beiläufig nur erwähnen:
So dachte ich mir Das nicht.
Ich glaubte: Sanft und lind,
wohlbehütetes Kind.

So sahst Du aus?
Aus diesem großen Bilde,
Für die Familie bestimmt,
Löst sich alles Herbe und Milde:
Schon damals Frau, noch heute Kind.
Und melancholisch siehst Du her,
als hättst Dus schwer.

So sahst Du aus?
Du müßtest Blumen in den Händen haben
Von starken Farben, roten, grünen, gelben.
Das Stilkleid ist wohl lange schon begraben,
Doch Deine Augen sind Dieselben.
So mancher Blick ging da hinein,
Sie blieben klar und rein.

So sahen sie aus.
So sehe ich sie noch heute,
Und die Pupillen gehn nervös darin herum.
Manchmal erglänzen sie in sanfter Freude
Und dann machst Du sie krumm
Und schief, ganz wie Du willst:
Du Luder schielst!

So sahst Du aus?
Und langsam kommen Tränen
In mein ausgekochtes Verbrechergesicht.
Ich will beiläufig nur erwähnen:
So dachte ich mir Das nicht.
Doch alles, was von damals blieb
und was dazu noch kam,
das hab ich lieb.

Rudolf Braune

Lebensweisheit

‚Les Nouvelles Litteraires' erzählen, daß Heinrich Mann sich einmal in einer Gesellschaft befand, wo ein sehr selbstbewußter junger Mann allein das Wort führte und, ohne auf die ablehnenden Gesichter zu achten, es auch für ein paar Stunden behauptete. Schließlich richtete er auch an Heinrich Mann einige wohlmeinende Worte, doch der unterbrach ihn kurz und grob:

„Vergessen Sie nicht, daß der beste Ersatz für Intelligenz das Schweigen ist!"

Und dazu lacht er!

Frau Katharina von Kardorff-Oheimb stellte unter Heiterkeit, in die auch Herr von Kardorff einstimmte, dem „mechanisierten Mann" die gefühlsmäßig eingestellte Frau gegenüber und verlangte, daß die Einzelleistung mehr in den Vordergrund trete.

Berliner Tageblatt

Balkanisierte Kritik

Raoul Auernheimer, den die ‚Neue Freie Presse' nicht aber seine Berufung zum Burgtheater-Kritiker berief, mißbraucht sein Amt dahin, daß er diesem Staatstheater seine belanglosen Stücke, die an kaum einer andern deutschen Bühne gespielt werden, aufdrängt. Der behutsame Direktor will sich die ihm wichtig dünkende Stimme nicht durch eine Ablehnung verscherzen, beißt die Zähne zusammen und führt das Zeug des Kritikers auf, so wie Alexander Moissi die Zähne zusammenbeißt und desselben Autors nirgends — soweit die deutsche Zunge reicht — gespielten „Casanova", zum Dank für viele hymnische Feuilletons am Deutschen Volkstheater herausbrachte und sichtlich unter den grauenhaften Versen der langweiligen Nichtigkeit litt.

Dramatische Autoren haben es sonst nicht so leicht; diese Art Wettbewerb ist nicht ganz lauter und nimmt Wunder von Einem, der seine Anständigkeit rot zu unterstreichen pflegt und eine mimosenhafte Empfindlichkeit zur Schau trägt. Daran ändert auch nichts, wenn sein ihn schützendes Blatt den ahnungslosen Herrn Henry Bernstein aus Paris laut verkünden läßt, neben Schnitzler und Hofmannsthal sei Auernheimer der hervorragendste Vertreter österreichischer Dichtkunst im Ausland. Lächelnd gedachte man Bernsteins Vorgänger, eines andern Franzosen, der vor etwa hundert Jahren in einem Atemzug Goethe, Schiller und — Leisewitz nannte. Berliner lächeln über die geschilderten unmöglichen „wiener Zustände", die aber Wien in Dingen der Kunst bedenklich zu balkanisieren drohen, denn Raoul Auernheimer macht Schule, andre folgen seinem Beispiel, schon um die ebenbürtige Wichtigkeit der eignen Zeitung zu betonen. Kritiker, die unantastbar dastehn wollen, dürfen nun einmal wenigstens an dem Theater, über das sie schreiben, keine Stücke aufführen lassen. Es ist ein grober Unfug, die richtige wiener „Wurzerei".

W. Kiedrich

Was ist tragisch?

Aus einem Artikel „Der neue Blaubart in Frankreich" in der ‚Rheinisch-Westfälischen Zeitung' vom 28. Juni:

Vorläufig weiß die Polizei nicht, wohin die Frauen kamen, die man noch nicht auffinden konnte. Tragisch ist, daß der Vater der bereits identifizierten ermordeten Johanna Edel deutscher Abstammung ist.

Liebe Weltbühne!

Der Schriftsteller G. erwartet in seiner nicht mehr als bescheidenen Wohnung den Besuch einer Dame, die er nur mit Mühe zu diesem Unternehmen bewogen hat. Nachdem er mehr als eine Stunde sehnsüchtig geharrt hat, eilt er zum Portier hinunter, um zu fragen, ob eine Dame dagewesen wäre.

„Ja. Es war vorhin eine Dame hier. Ich habe ihr gesagt, daß Sie im vierten Stock wohnen."

„Na, und ..."

„Dann hat sie gefragt, ob ein Fahrstuhl im Hause wäre."

„Und weiter ..."

„Dann hat sie gesagt: Nein, vier Treppen steige ich nicht ... Besorgen Sie mir sofort ein Auto. Dann hat sie mir zwei Mark gegeben und ist weggefahren."

Gabriele und Nobile

Zeitungsnotiz:
D'Annunzio dichtet zu Ehren Nobiles ein Epos.

Der der Duse schönes Bild geschändet
(und Likör bereitet außerdem)
hat die Nachricht in die Welt gesendet
von dem Plan zu einem Pol-Poem.

Wenn es Leichen gab, war dieser Mann da.
An der Adria und auf dem Karst.
Dieser Ritter von der Propaganda,
der im Krieg vor Eitelkeit zerbarst.

An den Gräbern, wo die Besten schwiegen,
tieferschüttert und vor Schmerzen stumm,
mußte Dieser sich im Glanze wiegen.
Und er hing sich selbst die Kränze um.

Hunderttausend traurige Gesichter
sind dem Schwätzer staunend zugekehrt.
Ja, Diktator, Kapitän und Dichter,
edle Römer, sind einander wert!

Karl Schnog

Antworten

Rechtsanwalt Dr. Apfel. Sie schreiben: „Lieber Herr von Ossietzky, ich will, Ihrem Wunsche entsprechend, gern versuchen, über den augenblicklichen Stand des Falles Max Hoelz zu berichten, obschon es sich dabei um einen Ausflug in die geheimsten Jagdgründe der juristischen Fachsimpelei handelt. Die Verteidigung hat am 3. Februar des Jahres den Wiederaufnahme-Antrag beim Reichsgericht eingereicht. Dieser Antrag stützte sich auf acht Tatsachen. Der Antrag mußte zunächst, den gesetzlichen Vorschriften entsprechend, von der Reichsanwaltschaft begutachtet werden. Dort hat man vier Monate lang an dem Votum gearbeitet, das bekanntlich zustimmend ausgefallen ist. Etwa Mitte Juni gelangte dies Votum an den Vierten Strafsenat, der über die sogenannte ‚Zulassung' der Wiederaufnahme zu entscheiden hat. Diese Entscheidung hat in nichtöffentlicher Sitzung in einer Besetzung von drei Mitgliedern zu erfolgen. Die Beratungen des Senats sind, trotzdem das Gesetz dies nicht vorschreibt, unter Heranziehung der Verteidigung erfolgt. Ich begehe wohl keine Indiskretion, wenn ich mitteile, daß zunächst im Mittelpunkt der Erörterung die von einem Mitglied des Senats aufgeworfene Frage stand, ob es rechtlich überhaupt zulässig sei, im Falle der ‚Idealkonkurrenz' die Wiederaufnahme wegen eines einzelnen Deliktes zu begehren, ohne daß eine Änderung des Strafmaßes zu erzielen sei. Populär ausgedrückt dreht es sich um folgendes: Max Hoelz ist wegen insgesamt etwa zwanzig Verstößen gegen das Strafgesetzbuch von dem Sondergericht verurteilt worden. Seine sämtlichen Taten wurden als eine sogenannte ‚einheitliche Tat' aufgefaßt. Die Bestrafung erfolgte also nicht einzeln wegen des Falles Heß, der Sprengstoffdelikte, Widerstand gegen die Staatsgewalt etcetera, sondern wurde dem Hochverrats-Paragraphen des Strafgesetzbuches (§ 81), als dem schwersten Tatbestand, entnommen. Dieser Paragraph kennt nur lebenslängliche Zuchthaus- oder Festungsstrafe (und nur bei Annahme mildernder Umstände geringere Strafe). Wenn nun, so fragte man im Senat, die Verurteilung von Max Hoelz im Falle Heß (wegen Totschlages) aufgehoben wird, — bleibt dann nicht die lebenslängliche Strafe des Hochverrats bestehen? Was soll das ganze Wiederaufnahmeverfahren, so fragte man weiter, dann für einen Zweck haben? Demgegenüber war darauf hinzuweisen, daß derselbe Senat (damals nannte er sich allerdings noch Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik) bereits im Jahre 1922, als Max Hoelz sein erstes Wiederaufnahmegesuch einreichte, ausdrücklich entschieden hatte, daß eine Wiederaufnahme, die nur auf den Fall Heß beschränkt ist, durchaus zulässig sei, da der Antrag, wie es wörtlich heißt: ‚nicht lediglich die Änderung der Strafe bezweckt, sondern die Änderung der Verurteilung (!) im Falle des am Gutsbesitzer Heß verübten Totschlages'. Auch das Votum des Oberreichsanwalts befaßt sich in sehr ausführlichen Darlegungen mit dieser Frage und kommt zu der Ansicht, daß die Beschränkung des Antrages auf den Fall Heß die Zulassung nicht hindern dürfe. Weil weder die grammatikalische, noch die historische, logische oder die Auslegung nach dem Zweck im Recht hindernd im Wege stehe. Während diese Erwägungen noch schwebten, beriet der Reichstag über das neue Amnestiegesetz. Als ich am 13. dieses Monats mit dem Senat die Sachlage erörterte, gewann die Ansicht Oberhand, daß die Bedenken, die geäußert worden waren, wahrscheinlich durch das neue Gesetz hinfällig würden und daß eine Zulassung der Wiederaufnahme durch den Senat, entsprechend seiner frühern Stellungnahme und derjenigen des Oberreichsanwalts, im Bereich der Möglichkeit liege. Es tauchte allerdings auch die weitere Frage auf, ob das Reichsgericht für die Entscheidung überhaupt noch zuständig bleibt, wenn das Hochverrats-Delikt meines Mandanten

wegamnestiert ist. Aus all diesen Gründen wurde eine Einigung zwischen dem Senat und der Verteidigung dahingehend erzielt, daß man die Entscheidung noch ein paar Tage zurückstellen müsse, bis der ganze Wortlaut des Amnestiegesetzes vorliege und die neue Rechtslage geprüft sei. Der Senat erklärte sich bereit, jederzeit auf Antrag der Verteidigung, auch während der Ferien, zu einer Beschlußfassung zusammenzutreten. Soweit die Rechtslage. Weit interessanter ist natürlich für das große Publikum die Frage, warum denn, zum Donnerwetter, kein Mensch den Mut hat, auch ohne Entscheidung des Reichsgerichts, Max Hoelz aus der Haft zu entlassen. Nehmen Sie es mir, bitte, nicht übel, wenn ich heute noch nicht mir all die Bitterkeit vom Herzen schreibe, die mich angesichts des mangelnden Mutes der in Betracht kommenden Stellen, von denen keine die Verantwortung übernehmen will, erfassen muß. Ich setze noch eine letzte Hoffnung auf den neuen Reichsjustizminister, Herrn Doktor Koch, mit dem Anfang dieser Woche die Verteidigung erneut verhandeln wird und dem ich sehr beachtliche Äußerungen höchster Richter übermitteln kann, daß jeder Tag, den Max Hoelz nach der Publikation des Amnestie-Gesetzes noch hinter Mauern verbringt, dem Wortlaut und dem Sinne des Gesetzes widerspricht. Aber allzu optimistisch wollen wir nicht sein, und ich sehe im Geiste schon eine Eskorte von zwanzig Schupos in kostspieligem Transport Max Hoelz in irgendein Gefängnis überführen." So weit Herr Dr. Apfel, dem ich sehr dankbar bin für die Darstellung einer Situation, die wohl heute von keinem Nichtjuristen mehr begriffen wird. Dabei übergeht der verehrte Schreiber allerdings einige in Betracht kommende politischen Momente. Denn die Amnestiefrage ist keine rein juristische Frage, sondern eine der politischen Aktion und erst die Aktionsunlust der Herren Politiker schiebt sie auf den ins Unendliche laufenden Schienenstrang der Juristerei. Das gilt besonders für den sogenannten Reichs-Amnestie-Ausschuß, der sich sehr beharrlich seiner eigentlichen Aufgabe entzogen hat. Sein Vorsitzender ist der Herr Doktor Moses, der geachtete Vertreter der parlamentarischen Medizin, der seine Höhepunkte erlebt, wenn ein deutschnationaler Abgeordneter einen Wadenkrampf kriegt und der sich weit weniger flott bewegt, wenn es sich um die Befreiung von Opfern der Klassenjustiz handelt. So bleibt die Liquidation des Falles Hoelz bei dem neuen Reichsjustizminister, der hier zum ersten Mal zu zeigen hat, ob er seine Selbständigkeit wahren kann, oder ob er der reaktionären Ministerialbureaukratie folgt, die auch unter der Linksregierung munter weiter amtiert. Wer spricht noch davon, ob Herr Joel, der Staatssekretär, bald durch eine liberalere Persönlichkeit ersetzt werden soll? Die Bureaukratie, die den Fall lange verscheppt und mit allen Mitteln eine endgültig reinigende Amnestie konterkariert hat, versucht noch ein letztes verschleppendes Rückzugsgefecht. Eine Torheit, sinnlos und nur geeignet, die geschehenen Grausamkeiten nochmals in böseste Beleuchtung zu rücken, anstatt, wie klug wäre, das Vergessen zu fördern. Der Fall Hoelz ist durch Jahre eine Wunde am Rechtskörper gewesen. Sie aufgezeigt zu haben, ist die Leistung der letzten Verteidigung Alfred Apfel, Felix Halle und Kurt Rosenfeld, wobei besonders Ihnen, Herr Dr. Apfel, das Verdienst zufällt, Ihr Wissen, Ihre Beredsamkeit und Ihre diplomatischen Fähigkeiten einem Fall zugewendet zu haben, der dadurch zum Brennpunkt aller Amnestiedebatten überhaupt geworden ist.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Freund Hein von Carl v. Ossietzky

Wir sind in Deutschland in den letzten Monaten ganz unversehens in einen Kulturkampf eingetreten. Aus Zeitungsartikeln, aus Nachprüfungen gerichtlich längst erledigter Fälle hat sich ein Kampf gegen die Todesstrafe entwickelt, der in absehbarer Zeit aus Presse und Versammlung ins Parlament getragen sein wird, wenn die gegenwärtige Regierung sich behauptet. Die Ursachen sind mannigfaltig. Zum Teil ist dieser Kampf einfach ein Symptom des immer weiter fassenden Mißtrauens gegen die Justiz. Kann man einer Rechtspflege, die nicht nur in politischen Dingen so oft talentvoll danebengriff, überhaupt noch eine Entscheidung über Leben und Tod anvertrauen? Das war der Ausgangspunkt. Es kam noch hinzu, daß lange judizierte Fälle plötzlich wie Revenants umgingen; Zweifel an der Richtigkeit von Urteilen setzte ein, die bei der Verkündung keinen Widerspruch gefunden hatten, weil damals das Material lückenlos schien. Der Fall Haas, der dann ein Fall Schröder wurde, und dabei immer nur ein Fall Hoffmann-Kölling gewesen war, gab einen tristen Einblick in provinzielle Untersuchungsmethoden. Dann kam der große Alarm: der Fall Jakubowski, dessen Genesis jetzt Rudolf Olden und Josef Bornstein in einer Broschüre geschildert haben, vor deren gediegener Gründlichkeit sich viele Fachleute schämen sollten. Und schließlich folgten andre, noch revisionsmögliche Affären: Dujardin, Leyster etcetera. Alle paar Wochen liest man jetzt von Wiederaufnahmeanträgen aus dem Zuchthaus, von verzweifelten Aktionen gegen Urteile, die auf Indizien beruhten und gefällt wurden in den wirren Demobilmachungsjahren, wo die Gerichte überlastet waren und die Polizei, namentlich auf dem flachen Lande, aus Mangel an Kräften und oft wohl auch von politischen Vorurteilen beeinflußt, nicht immer wasserdichte Untersuchungsarbeit geleistet hat. Und schließlich wird grade in diesen Tagen Oscar Slater von der englischen Justiz rehabilitiert; sein bester Fürsprecher war Sir Arthur Conan Doyle, der in ungezählten Detektivgeschichten Schuldige überführt, Verdächtigte gereinigt hat und der mit der Befreiung Slaters in die unsichtbare Ehrenlegion jener einrückt, die gegen den Unfehlbarkeitswahn beamteter Juristen gekämpft haben.

Wir haben dem Gehirn des Staates mißtrauen gelernt, wir haben in politischer und wirtschaftlicher Not seine Unbehülflichkeit erlebt, wir kennen seine oft ausprobierte Methode, die Autorität schließlich durch eine Gewaltlösung zu retten. Der Hoheitsbegriff des Staates hat niemals verschmäht, sein locker werdendes Gefüge mit Blut zu leimen und seinen

Mangel an Gewissen mit einer billigen metaphysischen Verbrämung als gottgewollte Pflicht aufzumachen. Aber der Tod ist irreparabel, und der Freispruch überm Grab stellt nur „die Ehre" wieder her. Unvergeßlich jenes Kapitel in Jakob Wassermanns „Maurizius", wo der Staatsanwalt nach vielen Jahren wieder die Akten durchstudiert und wie er das, was ihm einst als Bau von zwingendster Logizität und geschlossenster Konsequenz erschien, rissig und sprüngig geworden, zerfallen und zerbröckelnd wiederfindet, zu jedem Zweifel an seiner Weisheit von damals berechtigend.

Man braucht den Freunden des Köpfens gar nicht zu verhehlen, daß es auch genügend Mordfälle gibt, die eine humane Stimmung schwer werden lassen. Was für wilde Racheschreie gellten nicht vor ein paar Monaten um den Mörder Johann Hein! Eine Bestie, ein Entmenschter, nicht wahr? Zum Tode verurteilt wurde jetzt ein sehr seltsamer Mensch, über dessen Charakter alle Zeugen das Beste aussagten. „... aus diesem Täter", führt Inquit, Slings ausgezeichneter Nachfolger in der ‚Vossischen Zeitung' aus, „lassen sich diese Taten nicht ableiten — die Brücke fehlt." Der mehrfache Mörder, das Plakatscheusal, wird als fleißig und lenksam geschildert. Von einem physischen Mangel niedergedrückt, einem bösen Freunde gefährlich ergeben, dessen Ruhe und gesammelte Kraft, er, der von Unterwertigkeitsgefühlen Geplagte, bewundert — das ist der Mörder Johann Hein. Er liebte das Abenteuer, er liebte Waffen; liebte es, die Kühle eines metallenen Revolverlaufs, in der Hand zu fühlen. Maßlos als Angreifender, verteidigte er nachher seine Freiheit wie ein unzähmbares Tier. Dem Delirium der Waffe war er, wenn es zum Kampf ging, haltlos verfallen. Erinnert man sich recht, so wurde im Kriege so etwas als höchste soldatische Qualität bewundert und eigens Schnaps verteilt, um ähnliche Stimmungen zu erwecken und aus jedem schmalbrüstigen Kontorsklaven einen Ritter sans peur zu machen... Nein, auch der Räuber und Mörder Johann Hein ist kein Schulbeispiel, um die Dogmatik des Richtbeils neu zu erhärten und zu prolongieren. Es ist unnötig, diese blutige Gestalt zu sentimentalisieren, die psychologische Erklärung hilft weder dem Mörder noch seinen Opfern. Wenn wir die Todesstrafe beseitigen wollen, so leiten uns nicht sentimentale Beweggründe, sondern Achtung auch vor dem verworfensten Leben, und Träger dieses vornehmsten Prinzips: der Achtung vor dem Leben soll eben der Staat sein, nicht Inhaber einer monopolisierten Vendetta. Die Aufforderung: „die Herren Mörder mögen vorangehen", ist ein schal gewordener Witz. Es wäre jämmerlich, wenn dem Staat der respektablen Leute nichts Besseres einfiele, als die Herren Mörder zu kopieren.

Einen ganz vorzüglichen Dienst wird in den kommenden Debatten um die Todesstrafe eine soeben erschienene Publi-

kation leisten. Sie ist von E. M. Mungenast herausgegeben und heißt „Der Mörder und der Staat". Sie enthält außer einer historischen Einleitung das Ergebnis einer Rundfrage, an der sich sechzig notable Persönlichkeiten beteiligt haben. Das Resultat ist in vieler Hinsicht beachtlich und gibt dem Buch dokumentarischen Wert. Wenn auf dem Umschlag steht, es handle sich um Beiträge von „Sachverständigen, Psychiatern und Zeitgenossen", so klingt das zunächst absurd, erweist sich aber schon beim ersten Durchblättern als wohlgewählte Unterscheidung. Denn diese Herren Psychiater, von einigen ehrenwerten Ausnahmen abgesehen, rangieren nicht unter den Zeitgenossen, denn sie gehören ins Jahrhundert des Hexenhammers, und auch nicht unter den Sachverständigen, denn sie wissen nichts vom Menschen, ihrem Arbeitsfeld. Keine Charitas hat sie angeweht, kein Wissen um Vererbung: ihr Weltprinzip ist die Zwangsjacke. Herr Professor Hoche, Freiburg, zum Beispiel: „Hält man die Todesstrafe im Interesse der Gesamtheit für erwünscht, soll man nicht von prozentual verschwindend kleinen Irrtumsmöglichkeiten sentimentalen Rat nehmen ... Im übrigen ist es völlig irrig, anzunehmen, daß die Guillotine eine inhumane Einrichtung sei; der Tod ist vollkommen schmerzlos ... Eine Partei, die den Umsturz der heutigen Gesellschaftsordnung ... verkündet, muß natürlich gegen die Todesstrafe sein, die ihr die erwünschte Aussicht entzieht, im Fall der bei Putschen regelmäßig versuchten gewaltsamen Öffnung der Gefängnisse Verbrecher, die sich als kalt, energisch und skrupellos bewährt haben, in ihre Sturmreihen, einreihen zu können." Soweit der Herr Direktor der Nervenklinik Freiburg. Ich möchte ihm nach dieser Probe nicht meinen Regenschirm zur Kur anvertrauen, geschweige denn ein verstörtes Menschenwesen. In die Nachbarschaft der Herren Psychiater rückt Frau Gertrud Bäumer, die zwar grundsätzlich gegen die Todesstrafe ist, aber nur wegen der ihr anhaftenden Irreparabilität: „nicht wegen der mit der Vollstreckung verbundenen Brutalität." Um Gotteswillen, nur keine weichliche Schwachheit vorschützen! Ein bißchen sozusagen unsittliche Literatur, verehrte Dame, verletzt zwar Ihre Empfindlichkeit, aber Blut, Blut ist ein besonderer Saft!

Die meisten der Damen und Herren, die sich an der Rundfrage beteiligt haben, gehören der liberalen Welt an, sie sind durchweg Exponenten des kulturellen Liberalismus, wobei die individuelle Färbung sie entweder mehr traditionsgebunden zeigt oder radikalern Anschauungen zuweist. Sie sind in ihrer Mehrzahl Gegner der Todesstrafe. Ihre Argumentation ist im allgemeinen weder reichhaltig noch sehr tiefsinnig, sondern wiederholt nur die seit hundert Jahren vertrauten sittlichen und religiösen Einwände. Und dagegen läßt sich gar nichts sagen, denn es ist ziemlich unmöglich, neues über eine Frage

zu produzieren, die mindestens theoretisch so lange entschieden ist. Bei gewissen Dingen muß man, um das Richtige und Wirksame auszusprechen, einfach den Mut zur Wiederholung finden. Es ist auch sehr lehrreich, daß der Einzige, der sich hier profund gebärdet, von allen am plattesten wirkt. Das ist Herr Otto Flake, von dem man nicht recht weiß, zu welcher der obengenannten drei Kategorien er zu rechnen ist. Man könnte still darüber hinweggehen, wenn nicht der Fall Flake damit definitiv zum Trauerfall würde. Aus einer früher oft denkerischen Erscheinung ist ein exklusiver Modeschreiber geworden, einer, der mit dem Netz unermüdlich nach Nuancen jagt, aber statt bunter Schmetterlinge nur Küchenkäfer einfängt. Wem diese Meinung hart erscheint, der versuche nur die Melodik dieser Sätze: „Ohne Zweifel liegt auf der Scheußlichkeit der Vollstreckung das ganze Gewicht der Abneigung. An sich ist der Tod eine tiefe Angelegenheit, und an sich ist nicht einzusehen, weshalb das Tiefe nicht auch im modernen Leben seinen Platz haben sollte. Auch entspräche der Tiefe der Tat die Tiefe der Sühne. Die Todesstrafe als in sich unmoralisch zu verwerfen, ist für mich wenigstens ein flacher, ja sentimentaler Gesichtspunkt." Nach dieser auch stilistisch vielversprechenden Introduktion landet Herr Flake schließlich bei einer metaphysisch affichierten Neutralität: „Ich glaube, daß wir sie abschaffen wollen, da wir so wenig wie möglich mit dem Töten zu tun zu haben wünschen. Unmoralisch, weil wir auch das Leben des Mörders für unendlich wertvoll hielten, finde ich die Todesstrafe nicht. Dafür spielt in meiner Philosophie die stoische Idee des Risikos, des Verspielthabens, des vollwertigen Einsatzes eine große Rolle." Tod, wo ist dein Stachel, wenn Einer nur „seine Philosophie" für den Tod Andrer parat hat? Dieser Philosoph des Verspielthabens weiß selber nicht, wie gründlich er verspielt hat. Hier hat er in tiefsinniger Gespreiztheit, ohne es zu ahnen, die eigne geistige Existenz dekapitiert. Früher war er ein skeptischer wärmeloser Grübler, aber doch ein Grübler; heute geht er umher wie der heilige Dionysius: den Kopf unterm Arm. Neben der Barbarei der Zeit steht der „Freund aller Welt", Stoizismus predigend, aber vor jeder praktischen Frage in die Mauselöcher seiner selbst erfundenen Philosophie kriechend. Vielleicht hält er seine Geste für sehr männlich... Es ist das alte Malheur deutscher Schriftsteller, wenn sie sich besonders masculin geben wollen, daß sie dann nur dumm wirken. Herr Flake, der Zweifler von gestern, trägt sich heute gutbürgerlich mit etwas mussolinischem Faltenwurf, aber doch noch so, daß das gute Europäertum eben glaubhaft bleibt. Noch ein Flakon Männlichkeit mehr und der weitere Kurs ist nicht mehr unklar. Ich grüße den Herrn Kriegsberichterstatter von 1935!

Der Eisbrecher von Emil Ludwig

Europa hat seit gestern ein neues Symbol. Die Sowjets haben jetzt Fascisten gerettet. Krassin ist der Italia zu Hilfe geeilt. Kommunistische Matrosen haben die Exponenten des Todfeindes aus dem Eise befreit. Ein Tscheche, ein Schwede, ein deutscher Apparat waren beteiligt. Am Nordpol ist ein Gleichnis des vereinten Europas am Himmel erschienen, wirklich zuerst am Himmel.

Das Zeichen ist erschienen, nicht um eine Schlacht oder einen Streit zu beendigen, sondern um ein paar arme Menschen zu retten, die der Ehrgeiz einer Nation ausgesandt hatte.

Sprechen wir nicht von dem Mann mit dem vornehmen Namen. Nicht einmal von jenem andern größern, der seine Gegner retten wollte und dabei umkam. Wissen wir nur von den wenigen und berühmten Männern, von denen die einen unverschuldet, die andern ohne Initiative, beide Gruppen nur auf Wunsch oder Geheiß ihrer Führer oder Chefs das Abenteuer begannen und beendigten.

Denn was konnte den Kapitän des Krassin bestimmen, sein Leben aufs Spiel zu setzen, für ein paar fremde Abenteurer? Was gar seine Matrosen?

Die Macht eines Staates sandte sie aus, wie jene friedlich von der Macht eines andern ausgesandt waren, denn nicht zufällig hatten Schiff und Flugschiff ihre Namen gewählt. War Krassin nicht als Finanzkopf der Sowjets der Todfeind der Fascisten? Haben nicht tausend Reden und Artikel, Umzüge, Lieder und Prozesse ihren Völkern eingebleut, die andern wären Verbrecher?

In solchen Momenten menschlicher Annäherung liegt am deutlichsten das Künstliche der Gegnerschaften. Als ich in Moskau bei einem Feste auf einem Wagen Hindenburg und Kautsky zusammen verhöhnt sah, konnte ich nicht mehr lachen. Die Wahrheit ist, daß Europa am Bruderkriege heute schlimmer leidet und gefährlicher erschüttert wird, als von dem Kampf der großen Prinzipien, deren eines ihm vorliegt, das andre dem kommenden Jahrhundert angehört.

Und warum lügen denn sonst alle extremen Parteien nach außen? Wenn man sie in verständigen Gesprächen neben sich hat — die Klügsten, nicht die Bonzen —, erwägen nicht alle eine Einigung, die nur durch Programme, Eifersüchte und jüngste Geschichte verhindert wird?

Als ich in London und Moskau, in Paris und Berlin die offiziellen Sozialisten und Kommunisten fragte: Wie lange noch? lachten sie mich aus. Aber die Jüngern, die Zweiten, die langsamer Denkenden, hielten Verständigung für nötig und möglich.

Und ist Bernard Shaws Duldsamkeit gegen Mussolini nicht auch ein Zeichen? Was geschieht denn heut? In substantia, in Rom und Moskau, in New York und London?

Einige starke Gehirne suchen Wege zur Einigung für Kapital und Arbeit. Jeder lernt dauernd vom andern und nicht

bloß Methoden. Diese Wege sind verschieden errichtet, aber keineswegs parallel. Sie können sich also in der Endlichen schneiden. Jeder von uns bevorzugt einen dieser Wege vor den andern, aber der Könner weiß, daß sie einander viel ähnlicher sind als die Manifeste behaupten. Fords Methoden wurden von den Russen an Ort und Stelle studiert und zu Hause kopiert, Mussolinis magna charta sucht den Arbeiter zum Staatsfaktor zu erheben, die Labourleute wollen in England den Boden, die Kohle und den Transport so verstaatlichen, wie es die Sowjets seit einem Jahrzehnt tun, und die römische Behörde hindert die Aussperrung durch den Arbeitgeber, so wie der berliner Betriebsrat. Weder wird in Rom der Arbeiter, in Moskau der Bourgeois geopfert und die praktische Arbeit der Sozialisten in Wien ist der der Kommunisten in Prag viel ähnlicher als beide eingestehen. Sicher wird auch dies Mal die Einigung von den Nebenstationen ausgehen.

Ich fürchte keineswegs das Lächeln der Fachleute über diese Zeilen; ich suche das Ohr des vernünftigen Mannes, denn er und nicht der Fachmann wird Europa pazifizieren. Er kennt nicht den Haß der Sekten, die heute nicht anders als zu Zeiten des Konzils von Nicäa um die Auslegung einer Lehre sich bekriegen. Wenn man in Genf einmal ein Verbot erließe: Europa darf ein Jahr lang kein Schlagwort brauchen, so wären Schreibende und Lesende, Redner und Hörer nötig, sich täglich Worte durchzudenken, die alle mit- und nachsprechen.

So gewiß die Russen keine Weltrevolution mehr wollen, sondern ihren großartigen Versuch sogar bei sich zuhause dauernd nach Westen hin abwandeln müssen, so wenig wollen die Italiener in Wahrheit ein Imperium erneuern, das vom Geist unsrer Epoche verneint wird. Diese Diktatoren unterscheiden sich von jenen der alten Zeiten vor allem dadurch, daß sie das Volk belauschen und heimlich befragen und wenn Rom wie Moskau nur drucken läßt, was es erlaubt, so kennen die Machthaber Wert und Gefahr des ungedruckten Wortes aus ihrer eignen Jugend nur zu gut. Demokratie und Diktatur heißt nicht mehr: Volksherrschaft und Gewalt; beide sind Erscheinungsformen eines Geistes geworden, den der vernünftige Mann auf der Straße, der unpolitische, machtlose Dilettant stärker bestimmt als Minister, Deputierter und Journalist.

Es ist ein großes Ereignis geschehen am Nordpol. Wichtiger als Kellogg, Poincaré und Südtirol. Das Schiff einer unchristlichen Staatsmacht hat die Schiffbrüchigen einer katholischen, die Matrosen eines sozialistischen haben die Abenteurer eines europäischen nichtsozialistischen Staates gerettet: nicht bloß wie auf der Straße jeder jedem beispringt, der stolpert, sondern am Ende der Welt mit Lebensgefahr, mit Aufgebot von Staatsmitteln. Und doch würden die Geretteten als freie Reisende kaum ein Visum nach Moskau erhalten haben und die Retter ließe man nicht nach Rom. Wird da der Widerspruch nicht transparent?

Krassin und Mussolini haben auf einer Eisscholle eine unheimliche Konferenz gehalten. Das Eis ist gebrochen. Europa hat ein neues Symbol.

Giolitti von Hetta Gräfin Treuberg

Wer war Giolitti? Ein einsamer Mann, den niemand innerlich kannte, der trotz des alten Präsidenten Zanardelli, von dem Sturze Crispis bis zu den kritischen Dezembertagen 1914, zwischen Bülows Ankunft und dessen feierlicher Überreichung der Akkreditive, Italien regierte. Er war ein Parlamentsdiktator, so wie Mussolini ein Staatsdiktator ist.

Obwohl Salandra in seinen Memoiren über die italienische Neutralität sich deren Erklärung gutschreibt, muß doch daran erinnert werden, daß Giolitti durchaus nicht nur das Faktum begrüßte, sondern es auch vorbereitete und bei seiner Durchreise aus London in Paris die Überzeugung wachrief, daß er einen Krieg an der Seite der Mittelmächte nie dulden würde.

Giolitti hat es verstanden, unterstützt durch ein gefügiges Parlament und besonders durch seine geschickte Organisation der Präfekten, Italien von den Mittelmächten loszulösen. Wenn er an der Stelle Salandras, neben dem sterbenden Marchese di San Giuliano, dem damaligen Außenminister, der ihm treu ergeben war, die Geschicke des Landes geleitet hätte, so wäre Italien zwar weit geschickter vertreten gewesen, aber es wäre, wenn auch zu einem spätern Zeitpunkt, in den Kampf eingetreten. Giolitti hat nie die Ereignisse bestimmt, ist oft gewalttätig aufgetreten, hat immer die Ereignisse in die von ihm gewünschte Bahn gelenkt.

Giolitti war ein böser Feind. Ihm war ein jedes Mittel recht, um seine politischen Gegner unschädlich zu machen. Er besaß eine ungeheure Personalkenntnis, seine Präfekten, seine Journalisten — Pressesubventionierung anstatt Zensur — seine vielen Vertrauten, die ihm alle nicht nahestanden und ihm doch unentbehrlich waren, mußten ihm berichten.

Er hörte alles. Seine Frau, die er tief betrauerte, als sie ihm durch den Tod entrissen wurde, seine Kinder standen dem politischen Leben fern, nur sein Schwiegersohn Chiaraviglia bildete eine Ausnahme. Er schützte seine Berichterstatter. So war es möglich, daß er bereits im Oktober 1911 den jungen Schriftleiter des ‚Klassenkampfes' in Forli, Benito Mussolini, als einzig gefährlichen Gegner erkannte, und ihn, da er Opposition nicht liebte, fürs erste Mal etwas kalt stellte, indem er ihn fünf Monate einsperren ließ. Er hat sich nie einen Augenblick über Mussolini getäuscht. Er wußte, schon, als er zur Neutralitätszeit, selbst außerhalb des Ministeriums stehend, die Gründung des ‚Popolo d'Italia' begünstigte und im kleinen Kreise begrüßte, daß Mussolini das italienische Volk, den kleinen Mann (ohne dessen Zustimmung kein Regime regieren und bestehen kann) hinter sich hatte. Giolitti gab den Kriegshetzern in der Dezemberkammersitzung die Waffe gegen Oesterreich in die Hand. Er enthüllte der erstaunten Öffentlichkeit, daß bereits 1913 Oesterreich Serbien mit den Waffen niederdrücken wollte, und daß nur seine und San Giulianos Energie solches verhindert hätten.

Die Umgebung des Königs von Italien war bis zur Ankunft des Fürsten Bülow fest entschlossen, die Neutralität zu erhalten und es durchzusetzen, daß der König den Frieden vermittelte. Dessen Umgebung stand sehr gut mit dem Außenminister San Giuliano, der Giolitti treu blieb, selbst den Ministerpräsidenten Salandra wenig schätzte und noch weniger liebte. Ein ähnliches Verhältnis herrschte auch zwischen Salandra und Sonnino, und dem Nachfolger San Giulianos.

Giolitti war der wirkliche Herr im Palazzo Braschi und in der Consulta geblieben, wenn auch Salandra unterschrieb.

Giolitti verkehrte mit den heterogensten Menschen, mit Filippo Naldi (‚Resto del Carlino', Bologna, und später ‚il Tempo'), mit dem Präfekten Senator Anarratone, mit dem Prinzen Scalea, mit seinen Kabinettchefs Peano, Mosconi (heute Finanzminister), mit dem Finanzpolitiker Soleri, mit dem Senator Frassati, dessen ‚Stampa' Giolitti ganz zur Verfügung stand, mit Albertini, dessen ‚Corriere della Sera' zwar manchmal Aufruhr versuchte, aber stets reumütig zurückkehrte. Wie die Fascisten sich um Mussolini scharen, so umgaben vor Mai 1915 die Giolittianer den Alten von Cuneo (denn alt war er schon damals).

Giolitti hatte das Parlament und die Presse gefügig in der Hand. Wie staunte er, als er Ende Dezember 1914 die Regierungskutsche des Ministerpräsidenten Salandra nicht mehr zum Stillstehen bringen konnte.

Salandra verschweigt in seinen Memoiren manche wichtigen Dinge. Unter anderm eine Unterredung, die auf seinen Wunsch durch Vermittlung des Marchese San Giuliano in seinen Amtsräumen zwischen ihm und dem deutschen Botschafter von Flotow stattfand. Giolitti konnte solche Vergeßlichkeit nicht passieren.

Er war in der Politik immer, trotz aller Schläue, der harte piemontesische Staatsanwalt geblieben. Er hat Italien ins französische Fahrwasser getrieben, aber nie das Steuer aus der Hand gegeben. Zur Zeit Salandras hielt es, obwohl dieser das Gegenteil versichert, der französische Botschafter Barrère mit starker Hand, die Massen bestimmte Benito Mussolini, die Hypergebildeten riß d'Annunzio mit sich, und Giolitti beherrschte das Parlament, bis die Leidenschaft seines jungen Gegners Mussolini ihm das Heft aus der Hand schlug, bis er trotz voller Visitenkartenschale, die Abgeordneten, über dreihundert machten ihm Visite, diese nicht abhalten konnte, für den sofortigen Eintritt in das Weltringen zu stimmen. Das Parlament beschloß den Krieg, und der es trieb, Mussolini, hatte keinen Platz in der Kammer. Nach dem Kriege regierte Giolitti wieder, selbst wenn er nicht Präsident des Ministerrates war. Das letzte Ministerium Facta, vor Aufstieg des Fascismus, war sogar, nicht nur durch Facta, ein Ministerium Giolitti.

Wie während des Weltringens mit Visconti Venosta das Italien Cavours und Minghettis begraben wurde, so endete Giolitti seine eigne Zeit. Man hielt ihn oft für überlebt. Er ist es nicht gewesen. Er war der Nestor der alten italieni-

schen Politik und mit ihm sinkt wohl der letzte Gegner Mussolinis ins Grab, dem dieser Achtung zollte und der ihm unbehelligt Opposition machen konnte, wie die Debatte über die Abschaffung des Wahlparlamentes zeigte. Giolitti war Innenpolitiker und Organisator, eine eingleisige Natur. Wenn spätere Generationen die Akten unsrer Zeit studieren, dann werden die innenpolitischen Akten und Dokumente seiner Epoche weit interessanter und lehrreicher sein als die Akten und Dokumente der verschiedenen Auswärtigen Ämter.

Drei Prediger von Alfons Goldschmidt

An einem Sonntag im April dieses Jahres sprach ich im International House der Columbia-Universität New York über „The World's struggle for Oil". Vorher war Abendessen mit Rockefeller Sohn. Studenten und Studentinnen aus vielen Ländern, und einige Ehrengäste. Eine Tasse Kaffee, etwas Obst und ein Stückchen Kuchen. Das International House ist eine Rockefeller-Stiftung. Der Zweck ist: Rasseausgleich unter den Studierenden. Die Einrichtung ist großartig, dieses schöne Haus am Hudson, mit seinen Bibliotheken, Vortragssälen, Erholungsecken und saubern Unterkunftsräumen. Das kostet Jahr für Jahr eine Stange Gold. Das Haus Rockefeller ist Finanzierer und Moralkontrolleur dieser Institution. Als Repräsentant der Stifterfamilie hielt der junge Rockefeller an jenem Abend eine Rede an das versammelte internationale Jungvolk. Thema etwa: Brüderlichkeit, Ehrlichkeit, Sauberkeit des Geschäfts. „Business is business", meinte Rockefeller, aber es muß mit weißer Weste gehen. Das war ein Hieb auf Sinclair, von dem sich Rockefeller seit dem Ölskandal geschieden hat. Diese Sonntagspredigt eines der Mächtigsten war übliche puritanische Mittelmoral, ohne auf Gründe und Wirkungen einzugehen. Bindungsworte bürgerlicher Art, von Boston geweiht. Ein Arbeiterführer sagte mir in New York: „Der junge Rockefeller ist ein Sucher. Er war schon bei uns, um sich über Sexualtiefen zu erkundigen und zeigte sich erschüttert, als er von dem tierischen Brodeln, dem perversen Schmutz und den sozialen Motiven vernahm. Er ist liebenswürdig und besten Willens, aber je weiter die Macht des Kapitals, desto enger die Grenzen der Reformation."

Rockefeller-Sohn ist ein Normalamerikaner, von Mittelstatur, glattrasiert, mit Kneifer, durchaus überzeugt von der Notwendigkeit und dem Segen des Geschäfts, mit dem Ehrenkodex der Solidität ausgestattet. Seine Frau, mit einfachem Tuch und ohne Brillantenüberschwang, hat etwas von den Mildtätigen der Kirchenlegenden. Aber darauf kommt es nicht an. Das Wesentliche ist die Wirkung dieser Macht und nicht der Versuch, sie durch bürgerliche Milde zu paralysieren.

Bald darauf fuhr ich von Washington nach Pittsburgh. Ein katholischer Priester sprach mich im Rauchsalon an. Vor vierzig Jahren aus Schwaben eingewandert. Roch sofort den Deutschen und war voll Mitteilungsbedürfnis. Erzählte mir von dem Aufbau seiner Gemeinde in Pennsylvanien, von seinem

kleinen Gehalt und dann von seinen Nöten im Weltkrieg. „Mit den Deutschen war nichts zu machen", meinte er, „keine Energie, keine Streitlust. Es sind Assimilanten, die bei der ersten kritischen Gelegenheit sich zu behaupten, völlig versagt haben. Sie hätten mit Auftrumpfen vielleicht die Beteiligung der U.S.A. am Kriege verhindern können. Aber sie haben alles hingehen lassen und schließlich hatte Amerika so viel Geld ins Kriegsgeschäft gesteckt, daß die Regierung nicht mehr zurück konnte. Jetzt holen die Deutschen langsam wieder auf."

Dann sprachen wir von den Präsidentenwahlen und von der russischen Revolution. „Der demokratisch-katholische Kandidat Smith wird nicht durchkommen. Aber endlich haben wir Katholiken in den USA. einen geachteten Bürger, der uns weithin repräsentiert und hebt. Bis heute haben die Puritaner auf uns runtergesehen. Wir waren American citizens, doch nur zweiten Grades. Smith bedeutet zwar noch nicht den Ausgleich für uns, aber endlich wird doch wahr, was die amerikanische Verfassung proklamiert: Gleichheit der Religionen und Ideen. Endlich haben wir auch die verdiente Anerkennung für die Abwehr der sozialen Revolution durch die katholische Kirche. Denn keine Macht in den USA. hat der Regierung erfolgreicher geholfen, Sowjet-Pratiken fernzuhalten, als wir. Wir sind die erhaltende Kraft des Kapitals, das unentbehrlich ist. Gewiß, mehr Ausgleich von Reich und Arm, aber Oben und Unten muß sein, das predige ich jede Woche den Arbeitern meiner Gemeinde, die schon vergiftet sind. Versuchts doch mal ohne Kapital, rufe ich ihnen zu, und sie wissen mir keine Antwort. Da habt ihrs. Schwer ist unser Amt, aber der Segen Gottes ist mit uns."

Im Mai dieses Jahres hielt General Celestino Gasca, Leiter der mexikanischen Staatswerkstätten, einige Vorträge vor den Arbeitern der ihm unterstellten Fabriken über die ökonomischen Mängel des Arbeiter- und Angestelltenlebens in Mexiko. „Nachlässig seid ihr, beispielsweise mit den Farben in der Chemischen Fabrik. Wir müssen unsre technischen Kenntnisse vermehren. Wir haben keine Erfahrung und kein Geld. Wir schicken Leute ins Ausland, damit sie dort die technischen Methoden studieren, aber wenn sie zurückkommen, finden sie keine Industrie vor, um das Gelernte anzuwenden. So haben wir gute Techniker, die heute Stenotypisten sind. Unsre Arbeiter kennen die Maschine noch nicht, ihre Erfordernisse und Gefahren. Die Folge ist Arbeitskrankheit und Degeneration. Die meisten Hospitalkranken sind Mitglieder von Arbeiterfamilien. Die Krankheiten bleiben nicht nur in uns, sie vererben sich auch, wodurch das Leben verteuert, das heißt der Lohn vermindert wird. Auch die furchtbare Kindersterblichkeit kommt daher (augenblicklich 40% in Mexiko). Das sind Kosten, die den geringen Lohn schwer belasten und unsre Konkurrenzfähigkeit mindern.

Viele gehen nach den Vereinigten Staaten, und entziehen so dem Lande die beste Kraft. Mexiko hat nur sieben Einwohner pro Quadratkilometer. Wir brauchen überall Techniker, damit die Menschendichte zunimmt. Wir brauchen theoretische

Erziehung des Indio. Aber was nützt sie, wenn der mexikanische Proletarier keine Bücher und Zeitungen erhält?

Wie in den Hospitälern, sehen wir auch in den Gefängnissen nur Arbeiter und Bauern, höchst selten einen Millionär. Die Arbeiter und Bauern bezahlen daher die vielen Advokaten in Mexiko, wodurch wiederum der Lohn vermindert wird. Unter solchen Umständen erreicht der Mexikaner im Durchschnitt nur ein Alter von vierzig Jahren. Die ersten fünfzehn Jahre ist er nichts als Konsument. Von fünfzehn bis fünfunddreißig Jahren produziert er, aber nachher ist er krank. Der Mexikaner kann also nur zwanzig Jahre arbeiten. Wie könnte unter solchen Umständen die mexikanische Wirtschaft akkumulieren? Denn die geringe Arbeitsdauer bedeutet ein sehr großes Lohndefizit, und damit Senkung der Produktivität.

So leben wir auf Vorschuß. Am Tage der Lohnzahlung können die Arbeiter kaum ihre Schulden bestreiten. Dasselbe ist mit den Angestellten. Mit diesem Laster muß aufgeräumt werden.

Alle diese Übel bewirken, daß wir kaum den zehnten Teil dessen produzieren, was wir verzehren. Zum Ersatz haben wir die spanische Würde, die wir verteidigen, auch wenn wir nicht wissen, weshalb. Wenn jemand uns vorschlägt, wir möchten die Familie arbeiten lassen, sind wir beleidigt. Ein Familienvater will stolz, mit drei Pesos täglich, Frau, Mutter, Tante und Greise ernähren. Die Frau soll ihre Eleganzia nicht aufgeben, aber sie soll produzieren. Denn in einem Lande, das Frauenüberschuß hat, müssen die Frauen arbeiten. Heute hat die Frau beim Tode des Mannes nichts. Sie kann die Kinder nicht erziehen, weil das Geld für die Bücher fehlt.

So sind wir unselbständig geworden. Für alles brauchen wir Regierungshilfe. Seit achtzehn Jahren wühlen wir in den eignen Eingeweiden, und wir haben die schönsten Ideen proklamiert. Aber es ist die höchste Zeit, daß wir diese Ideen anwenden, sonst bleiben wir ein Volk ohne Kultur. Es ist dringend notwendig, die Revolution nutzbar zu machen."

Mexiko steht im schweren Kampf mit dem nordamerikanischen Ölkapital und mit der katholischen Kirche. Aber es ist wohl ein Naturgesetz, daß die Bedrängten und Kämpfenden die bessern Gedanken und die gesundere Einsicht haben.

Einem wirklichen Umsturz der Ideen muß eine neue Literatur folgen.

Das Unglück unsrer Zeit ist der machtlose Haß, der die natürliche Lebensfreude der Allgemeinheit zerstört.

Bajonette und Guillotine können eine kommende Weltanschauung ebensowenig aufhalten wie ein Haufen Goldstücke das Zipperlein.

In Deutschland gibt es keine Akademie ... Es hat keinen Dictionnaire. Damit hat die deutsche Sprache kein Tribunal zur Erhaltung einer reinen Sprache. Die Folge ist, daß man dort alle fünfzig Jahre eine andre Sprache und eine andre Literatur hat.

Stendhal

Der verhinderte Osten von Ernst Bloch

Schon wird alles leerer. Die Luft ruht. Weites, dabei ödes Grün. Stilles Vieh, wenig Häuser und meistens fern.

Man merkt kaum, wie schnell man fährt. Ruhig, gleichmäßig und schiffshaft geht es voran, im dünn besiedelten Land. Der deutsche Osten nimmt auf, der dumpfe oder nüchtern freundliche, mit dem man nichts anzufangen weiß.

Eine Holzbude an der Grenze. Wenig Bier drinnen, dafür Tee in Gläsern, von kräftigen Männern getrunken. Seltsam im Kartoffelland das weiche, asiatische Getränk und doch so genau dazu gehörig. Kartoffel und Tee, Rohheit und slawische Wärme — ganz eng scheint das Licht in die Finsternis. Die Holzbude erinnert an die Armut der letzten Kriegsjahre. Unter so vielen tauchten zwei Dinge damals aus dem Abbau auf. Das Gebäck schmeckte nach Jahrmarkt, nach den billig-schönen Sachen in der Zuckerbude, die man als Kind so genau kannte. Der fette Glanz überhaupt schrumpfte auf Baracken ein, auf Bretter, Geruch von Stiefeln, spärliches Licht, wühlendes, brütendes Gespräch unter deutschen Bauern und Soldaten. Etwas von diesem 1918 schien in der Holzbude in Stentsch, an der deutsch-polnischen Grenze. Wo die Wölfe und Füchse sich gute Nacht sagen, singt Mascha leicht das Abendlied.

Aber nun kommt Polen, das nicht ganz so ist. Einfahrt in die alte „Provinz Posen", ihr noch sehr anzusehen. Man erinnert sich ans frühere Reichsland, wie sich da hinter Avricourt ein andres Lothringen auftut. Vor zwei Monaten erst fuhr man dort ein, es überraschte die östliche Weite, auch Großzügigkeit gegenüber dem parzellierten Frankreich: ah les grands arbres! sagte ein Araber von Deutschland. Umgekehrt überrascht im frühern Preußisch-Polen das westliche Regiment, in dem sich noch jeder Schuppen gewaschen hat und jeder Bauer lesen lernte, was verboten ist. Nacht verschlingt die Einfahrt nach Kongreß-Polen, doch wie immer servierte schon der Eintritt in ein Land den Querschnitt durch einige Typen. Da vermietet ein Mann Kopfkissen für die Nacht, ein alter polnischer Bauer, der grundlos in D-Züge verschlagen wurde, und er nahm eine Minute hinter der deutschen Grenze kein deutsches Geld, kannte es nicht einmal. Doch als ihm ein Passagier sagte, er fahre morgen mit dem Gegenzug wieder zurück und gebe ihm dann polnisches Geld, lieferte der Bauer das Kissen auf Kredit aus. Nüchtern und verbohrt war er wie alle Bauern, auch mißtrauisch, doch ebenso hilflos und geduckt vor jeder Herrengeste. Der Zug füllt sich mit sehr amerikanisch dreinblickender Bourgeoisie, mit polnischer jeunesse dorée, brutal und imperialistisch. Mit Offizieren, die sichtbar Lunte riechen, einigen Geistlichen dazu, an denen wenig Christus zu sehen ist, dafür scharfe Rasse und ein andrer Friedensvertrag, der von Versailles. Überhaupt merkt man das Frankreich von 1918/24; der Pazifismus der Börse hat noch wenig Platz.

Bald trübe Helle und sie steht dem Boden gut. Erster Blick auf feuchte Wiesen, flachen Nebel darüber. Ein Fluß, der sehr einsam, sehr frühe dahin fließt. Graubraune Gehöfte,

an deren Türen es sich rührt. Später eine Brücke mit vielen Gänsen, Bäuerinnen in bunten Kopftüchern, schwarzweißes Vieh. Das Land wechselt zwischen Dürre, Sumpfstrecken, gutem Boden, Waldstrichen, aber einheitlich ist der Eindruck verschieden von dem des deutschen Ostens. Es fehlt die tief spießbürgerliche Aura, der Eindruck von Kolonie, von Stadt zu herabgesetztem Preis, von Provinz. Dort draußen ist der polnische Bauer zuhause, der die Kissen vermietete, dem der Zug kein Aufenthalt und Warschau kaum seine Hauptstadt ist. Fremd und kühl schneidet die Bahnstrecke ins Land, sie selbst äußerst sauber gehalten; die strohgedeckten Holzhütten links und rechts sehen nicht nach dieser Wachheit aus. Die Lebenshaltung des polnischen Bauern muß unsagbar sein; und auf langsam erwachenden kleinen Bahnhöfen sieht man auch die ersten Kaftanjuden, kaum besser dran. Schaftstiefel, Gehrock, Zwerchsack zusammen, wie seltsam. Hinter Ostrow, Kalisch gleich wieder das dumpfe Grün des Lands, durch das so fremd das exakte Westeuropa fährt. Doch urplötzlich ändert sich das Bild; zur rechten Stunde, unter Fabriksirenen, geht ein fabelhafter Rundhorizont von Schornsteinen auf. Lodz, und zwei Tage Aufenthalt unter Drachen, Jungfrauen und Freunden. Da liegt nun mitten im Bauernland eine der größten Industriestädte der Welt, noch vor hundert Jahren ein Dorf, jetzt so groß wie Manchester oder Birmingham, durchaus unerwartbar in der slawischen Seele. Eine Stadt voll geschundenem Proletariat, bourgeoisen Arbeitstieren ohne Sucht zu Allotria, menschlichem wie kulturellem; von Deutschen gegründet, von Deutschen und Juden betrieben. Selbst das Geld hob die wahrhaft interessante Häßlichkeit und Trostlosigkeit dieser Stadt nicht auf, einer Halbmillionenstadt ohne rechtes Pflaster, Wasserleitung und Kanalisation. Niedere Dorfkaten stehen unvermittelt neben Wolkenkratzern, noch toller als in andern östlichen Städten. Fast hinter jedem Wohnhaus wird in Schuppen an Webstühlen geschafft, an jeder Straßenecke steht eine Fabrik in feurig-plumper, seltsam roter Backsteinarchitektur. Noch der dünne, neue Stadtgarten ist von Schornsteinen umrahmt, die statt der Bäume in den Himmel wachsen, und von Riesenmauern, die mit höllischem Alpenglühen abschließen. Rasch geht die Abfahrt aus diesem gigantischen Fabrikgesicht, nur drei Stunden weiter und der Zug läuft in Warschau ein, dem andern Zeichen, dem endlich rein polnischen Tag des Lands.

Dem rein polnischen, also doch wohl slawischen Tag des Lands? Des Bauern- und Kleinstadt-Landes, das am Morgen so typischer Osten schien? Nein, Warschau ist nur die reiner polnische, auch vorkapitalistische Kunst, nicht slawisch zu sein. Ist nicht aus dem Volkslied, aus keiner schirokaja natura gebaut, brauchte nicht erst August den Starken, um sein Fenster gegen Westen zu haben. Nur die Kaftanjuden in ihrem Viertel halten den Osten durch, mit manch slawischer Tonart, die die westlichen Juden auch vor Mendelssohn nicht hatten. Daneben gewiß viel breite fremde Gesichter im Volk, jäher Stimmungswechsel wie im Rhythmus der slawischen Volkstänze, betendes Hinschlagen auf den Steinfließen einer Kirche. Und gewiß

auch dringt in das Leben der Glanzstraßen, die Gesten der Gesellschaft ein feiner haut gout von Künstlichkeit, eine gleichsam so warme, menschliche Verlogenheit, daß man Chopin hindurch spürt und slawische Ritterkultur aus manchen eignen Graden. Indes ganz gleich, wie man die immerhin nicht allzu nachtasylische Verkommenheit, nicht allzu brillante Eleganz empfindet, als noch „slawisch" empfindet: das Gesamtbild Warschaus ist anders, durch das sich das elende oder pikante Leben bewegt. Schon die Nalewki im Judenviertel erinnert an manch schmutzigen, staubig durchlärmten Außenteil von Paris. Marszalkowska, die Boulevards mit Klassizismus und völlig französischen Kirchenveduten, eine großartige Parkstraße ist fast schon gewachsenes Paris nach seiner besten Seite. Erscheint der Altteil anders, der Markt und die Winkelstraßen um ihn her, so erinnert er dafür an ostdeutsche Städte, an Breslau etwa, ganz gleich wie weit dort wieder slawische Stadtanlage mitgewirkt hat. Und französische Paläste überall, der schönste, klarste am Sächsischen Platz mit prachtvollem Säulengeschoß, die zahlreichen Parks mit Seen, mythologischen Figuren und immer wieder Schlössern, die sich in höchst klassischen Wassern spiegeln. Also scheint auch Warschau durchaus kein slawisches Volkslied, fast in nichts Pythia über dem slawischen Erdrauch, den man durchfuhr. Lodz und Warschau, beide so unvergleichbar, gehen dennoch auf als die verblüffendsten Arbeitsbilder, Glanzbilder eines verhinderten Ostens, eines Ostens, der sich nicht wahr haben will. Wenigstens in dem Sinn, wie man „Slawisches" so tief einleuchtend zu fühlen glaubt, vom Volkslied, vom Gesicht in Rußland her. Die Unmittelbarkeit, zu der Rußland das Zeichen gab, ist in Stadtpolen nicht zu finden; hier regiert die Schwelle, die Freitreppe, die Baukunst zwischen Menschen, nicht die Lesart slawischer „Nähe".

Vielleicht waren so nicht einmal die Bauern draußen den böhmischen, russischen ähnlich. Sonst dränge ihr Geschmack wohl gründlicher durch, besonders jetzt, wo der Acker, nicht die Stadt begünstigt wird. Ginge es auf den Dörfern und Kleinstädten so östlich zu, wie es den ersten Anschein hatte, so hätte das auch der alte Gutsherr nicht verleugnen können, damals, als alle Adligen, in der ganzen Welt, bodenständig waren; doch der polnische Edelmann war immer schwungvollster Westen. Selbst der Hinweis auf „polnische Wirtschaft" bedeutet nichts: „unser Land ist groß und fruchtbar, doch es herrscht keine Ordnung darin", sollen zwar die Russen gesagt haben, als sie den Normannenfürsten Rurik riefen; doch welche Ordnung herrschte denn in Polen, als das Land den andern groß und fruchtbar wurde? „Ich sage Nein, ich sage Veto, ich zerreiße den Reichstag!" — ruft Leo Sapieha in Schillers Demetrius; klingt dieser verbürgte Satz nach slawischer Unordnung oder nicht eher nach „deutscher Zwietracht"? Ging das deutsche Reich nicht ähnlich zugrunde, haben es Oesterreich, vor allem Preußen nicht ähnlich, wenn auch ohne Fremdherrschaft aufgeteilt? Der polnische Grande hatte ein leidenschaftliches Herrengesicht; von Grafen Nietzki leitete sich Nietzsche ab und dieser Wille sah nicht nach Unordnung, auch nicht nach

Dostojewsky aus. Wie alt, wie mühelos ist die westliche Orientierung, von der ritterlich-katholischen Zeit bis zur neuern Nationaldemokratie aus der französischen Revolution! Und der Patriotismus des neunzehnten Jahrhunderts: hinderte er jeden fremden Einfluß, so hinderte er doch den französischen, auch österreichisch-katholischen nicht, dagegen dezidiert Rußland, den Unterdrücker und doch eben slawischen „Bruder". Wie autochthon überhaupt sperrte sich Polen gegen Rußland, mit Böhmen verglichen, dem gleichfalls katholischen, mit der Ukraine verglichen, der gleichfalls unterworfenen und einverleibten. Eine der ersten Taten der Republik war die Niederlegung der russischen Kathedrale auf dem Sächsischen Platz; damit aber fiel nicht nur eine Gewaltburg ohnegleichen, sondern ebenso das Stück Ural, Goldkuppel, Indien im slawischen Nebel, mit dem Polen nichts verband. Nicht einmal in der Literatur, wie es scheint; trotz Przbyszewski, „der nackten Seele", dem neuen Satz gegen die Konvention: es war keine Steppe in dieser nackten Seele, ihr Naturalismus kam aus Sils Maria und Skandinavien. Selbst ein Dichter vom Rang Wyspianskis holt den „Genius der Rasse" nicht aus der Steppe, sondern aus Griechenland auf, und als Lob gilt noch an diesem offenbar Geheimnisreichen, er sei vollkommen „mit der humanistischen Kultur Europas verschmolzen". Lodz nannten wir die kapitalistische, Warschau die altfeudale Art, den Osten nicht wahr haben zu wollen, aber dazu nun liegt in Galizien Wyspianskis Geburtsstadt Krakau schön und alt, voll gotischer Tradition, mit einer Universität, die von Geburt an gegen den Osten stand, 1400 zur Bekämpfung des russischen Schismas gegründet. Und dort schoß in einem Granden noch ganz andre Energie hoch, eine, die Rußland erst recht nicht kennt, kennen kann: in Krakau lebte gar ein polnischer Faust, hier Twardowski genannt, ein Fürst und Zauberer, der sich dem Teufel verschrieb. Ein slawischer Faust ist wohl das seltsamste Gegenspiel gegen die Farbe, welche das Slawentum sonst als Landschafts- und Spracheinheit, Seeleneinheit für uns trägt. Wäre Polen nicht, der tragische Elan auch noch in seiner Geschichte, nicht nur in seinem „Nationalcharakter", so schiene Panslawien so einfach. Der berühmte Geist der Ebene und Weite, der keine Berge und keinen kosmischen Steilblick kennt, keine Adlersflügel will, die Geheimnisse Himmels und der Erden zu erforschen wie Faust, sondern der mit wagrechtem Ebenenblick bloß Menschen sieht, Kreatur mit umgehendem Menschenchristus und alle Geheimnisse darin. Polen aber riegelt sich auch noch metaphysisch von der symbolischen Holzbude in Stentsch ab, die so sehr bereits russisch schien, erst recht von dem russischen Byzanz, erst recht von dem geheimen Rußland, das hinter Byzanz schlief und jetzt selbst den „Materialismus" nahe, menschlich, unkosmisch macht.

Schwierig, dies merkwürdige Außerhalb zu deuten. Interessant ist schließlich nur, weshalb Polen uns Westeuropäern so wenig „interessant" sein kann. Liegt es daran, daß wir überhaupt zu billig Kontraste machen, also die ganze slawische Welt zu sehr in einem Wunschgesetz zu Deutschland sahen? So wie wir in Italien etwa einen klassischen Kontrast zum hei-

mischen Durcheinander, Ineinander suchten und dadurch sein Arabien, sein eignes Barock, die italienische „Porosität" nicht begriffen? In der Fremde ist zunächst niemand exotisch als der Fremde selbst. Erst wenn er den bloßen Kontrastwillen überwunden hat (diese selber noch subjektive Reaktion gegen seine Subjektivität), wird er das wirklich Andre, das Disparate bemerken. Wirkliche Vielheit der Welt geht unter Umständen eher auf, wenn man von der Basis des Ähnlichen als von der des Kontrastes blickt; man wird sich bei der scheinbaren Ähnlichkeit weniger leicht beruhigen. Also erscheint vielleicht auch manches in Polen nur deshalb so westeuropäisch, weil das Slawentum zu konstrastierend mit Westeuropa, bloß als kontrastierend verstanden wurde. Weil man dazu noch den Kontrast materiell zu stark nach Rußland hin orientierte, das die Hauptmacht, aber nicht die einzige Macht des Slawentums ist: und war nicht grade auch unser Kontrastbegriff von Rußland (nach dem wir alles Slawische maßen) eine Legende? Das jetzige Rußland korrigiert doch bereits genug Kontrastklischee, das über Slawentum im Schwange war. Rußland war nie verhinderter Osten, auch nach Peter dem Großen nicht (denn dessen Westfenster war viel zu klein), auch im Bolschewismus nicht (denn die Kommune ist viel zu alte Tradition). Dennoch herrscht dort jetzt eine Energie und Männlichkeit (aus eignem Saft), die nicht nach Rurik ruft, eine Freudigkeit, die aus keiner Heiligung des Leidens stammt, ein äußerst wacher „Materialismus" dazu, der nicht nach Merowingerzeit und Geburt eines neuen Mittelalters aussieht, so wie es das romantische Bürger-Europa sich von Rußland wünschte. Folglich könnten auch im Westlertum Polens und darin, daß es überhaupt möglich war, Elemente stecken, die ihrerseits die slawische Legende korrigieren, Stücke einer viel konkretern, viel näher disparatern Wirklichkeit des Ostmenschen. Wir meinen nicht das Nachtasylische und nicht das pikant Brillante im Land, sondern eben die Welt jenseits der Bauern, frommen Kaftanjuden, auch noch jenseits Chopin; eine Welt, die so täuschend, ja sprunglos nach Westeuropa aussieht. Vielleicht ist der „westliche Osten" letzthin so wenig unslawisch wie das italienische Barock unitalienisch ist, das zwar keinen Kontrast zu Deutschland bildet, aber die konkrete Wahrheit an Italien ist. Worin das „Barock" sui generis, also das kontrastlos, gegebenenfalls disparat Slawische nun freilich in Polen besteht, ist schwer zu sagen; es gibt noch keine Formel des polnischen Slawentums, trotz seiner langen Geschichte, seiner auf der Hand liegenden Paradoxie. Das jetzige Polen hat zudem vieles versteckt, in einer undeutlichen, gefrorenen Spannung zu Deutschland und Rußland zugleich. Das Slawische wäre wahrscheinlich bei den Revolutionären von 1830, 1848, 1863 genauer zu erkennen gewesen, als Polen im konkreten Fluß war. Und gewiß wird nicht der einengende Machtstaat, der in Polen rätselhaft französische, der in Rußland rätselhaft lang byzantinisch gewesene, sondern erst die Internationale zeigen, was es mit dem verhinderten, mit dem versteckten Osten schließlich auf sich hat.

Eitelkeit der Kaufleute von Ignaz Wrobel

Musiker sind nicht eitel — sie bestehen aus Eitelkeit; die Eitelkeit ist ein lebensnotwendiger Bestandteil ihres Wesens. Wären sie nicht eitel, sie wären nicht. Schriftsteller sind verkappt eitel, mit sanfter Rückversicherung gegen Ironie, viele Künstler sind eitel. Aber niemand, niemand ist so eitel wie der deutsche moderne Kaufmann, wenn er etwas erreicht hat. Kein blaurasierter Tenor hat jemals solche Gebirge von Eitelkeit erklommen wie diese Herren Generaldirektoren. Von feistem Selbstbewußtsein geschwollen, geht das durch die Welt. Pieke sie mit einer feinen Nadel — und hervor spritzt ein gebogner Strahl von Eitelkeit, daß dir grün und gelb vor Augen wird. Der Gelegenheiten sind viele. Das ist zunächst die Todsünde, die darin besteht, daß du ihm unrationelle Wirtschaft oder ungerechtfertigte Verdienste vorwirfst. Dagegen wehrt sich mit Recht jeder Kaufmann, auch wir täten es. Aber wie sie es tun —! Unter allen Entgegnungen auf meine Arbeiten, unter allen Zuschriften, die ich so seit fünfzehn Jahren verdaue und — immer im Gedenken an S. J. — beantworte, sind doch keine so dumm, so verquetscht-hochmütig, so feldwebelig und so falsch-herablassend wie die einer gewissen Sorte von Kaufleuten, die Merkur segnen möge, der Gott, nach dem eine Salbe benannt ist ...

Die Gottähnlichkeit eines Personalchefs kennt keine Grenzen, und liest du seine Zettel und lauschst du seinen Reden, so hast du stets den Eindruck, er werde nun aber nächstens auch noch dem lieben Gott kündigen. Der fette Kloß von Eitelkeit, der in den Kehlen der Fabrikbesitzer liegt, benimmt uns den Atem, und wir verspüren oft das peinliche Gefühl, als lege sich eine schwere Hand mit saubern, viereckig beschnittenen Nägeln uns auf die Schulter: „Junger Mann ..." Wonach neben anderm die schöne oesterreichische Frage in uns aufsteigt: Worauf herauf —?

Es hat sich da unter der Kaufmannschaft ein moderner Typus herausgebildet, sehr sauber rasiert, mit der bestsitzenden Brille der Welt, mit Specknacken und halbsteifem Kragen, alles ordentlich und richtig — ein Typus, der einem Halbgott gleich auf die Welt heruntersieht. Einer, der seine Arbeit, die er ja des Gewinnes und jener Unrast zuliebe tut, die Lust ist, und die er niemals anders als „national belangvollen Dienst an der Volkswirtschaft" ausgibt; einer, der in Exposés redet und dessen Handbewegungen noch Feldherrngesten darstellen, wie sich eben Herr Direktor Lotterbohm Napoléon vorstellt ... Man wird diese höchst unangenehmen Nummern fast niemals unter den großen Kaufleuten finden, sehr häufig unter den mittlern, und weil zu viele Menschen von ihnen abhängen, zu viele Institutionen von ihnen beherrscht werden, so traut sich keiner, diesen mittelmäßigen Exponenten der Wirtschaft die Wahrheit zu sagen.

Ihr Gehaben hat als tiefsten Grund wohl den tierischen Ernst, mit dem sie ihre Geschäfte betätigen und das Leben be-

trachten — auch nicht eine Minute lang wären sie fähig, sich mit einem kurzen Augenzwinkern über den eignen Betrieb lustig zu machen; sie glauben an ihn, an sich und an die Welt. Daher übrigens auch ihre völlige Humorlosigkeit dem Humor gegenüber, wenn der satirische Generalmarsch auf ihrem Rücken geschlagen wird: es gibt selbst unter den klugen Börsianern wenige, die begreifen, wie maßlos komisch sie sind, wenn sie so ernst zusammenstehn und assimiliert fuchtelnd klatschen, was sie gern so ausdrücken: „Ich habe da gestern mit einem unsrer bedeutendsten Industriellen gesprochen ..."

Es gibt auch welche unter ihnen, die sind eigentlich verhinderte Künstler, und das ist besonders heiter. „Was meinen Sie, lieber Freund", sagt Herr Wendriner, „wie ich Sie beneide!" Denn sie möchten ja eigentlich gern reisen, der Muße und den Musen frönen, dichten und bildhauern und Leitartikel schreiben — o, das können sie! Sie haben nur keine Zeit; der Dienst am Volkskörper läßt ihnen diese Zeit nicht. Welche verhinderten Lieblinge des Parnasses!

Diese Gehirne arbeiten anders als die unsern. Diese Köpfe denken anders. Dieses Blut läuft anders durch andre Adern. Ich habe mitunter die größten Schwierigkeiten, einen französischen Kollegen in jenen Tiefen zu verstehn, wo das Verstehn erst beginnt, da, wo die Worte nicht ausreichen, da, wo nicht mehr das Individuum, sondern die andre Rasse lebt und fühlt ... Aber immerhin ist mir Léon Werth noch tausendmal näher als Herr Generaldirektor Schlichter, der in Gänsegrieben denkt und der — oho! — ein Verhältnis zur bildenden Kunst hat. Das arme Ding.

Es tut nicht gut, bei solchen allzu oft zu Abend zu essen. Ja, man kann die praktische Wirksamkeit eines radikalen Wirkenden daran erkennen, ob er bei jenen beliebt und eingeladen ist. Manche sind es.

Gefallen Ihnen diese Männer? Wenn sie so klug wären, wie sie sich schlau vorkommen, wären sie immer noch dumm genug.

Womit natürlich nichts gegen die Bedeutung des deutschen Kaufmanns für die deutsche Volkswirtschaft und die deutsche Kultur im besondern gesagt sein soll.

Deutsches Studentenleben von Rudolf Leonhard

Lieber Ignaz Wrobel, Ihre Rezension der Briefe eines Alten Herrn an einen Fuchsmajor, vor einiger Zeit hier in der ‚Weltbühne', die hundert Mal recht haben, weil der Alte Herr — ach, er ahnt es nicht — schon zehn Mal recht hat, läßt mir keine Ruhe. Die Erinnerung an eine der schlimmsten Zeiten meines Lebens haben Sie aufgeweckt.

„Die Luft, in der sich diese Erziehung abspielt ..." Ich muß Ihnen von dieser Luft erzählen. Ich bin selbst Burschenschafter gewesen — wie es dazu kam, ist eine andre Frage, ist eine Privatangelegenheit. Es endete damit, daß ich herausgeschmissen wurde, „als unbrauchbar abgegeben", wie der technische Ausdruck heißt —. Meine Bundesbrüder hatten recht; ich war unbrauchbar für sie.

Es war achtzigfach so schlimm. Die ersten vierzehn Tage ging es; da waren Farben, Buntheit, Freundschaft und Gesang — dann, nach der Rezeption, ging es los. Und das kann ich Ihnen als Haupterfahrung aus der Luft, von der Sie sprechen, sagen: es gibt nichts Langweiligeres, Stumpfsinnigeres, Phantasieloseres und der Poesie Bareres, als das Leben der deutschen Verbindungsstudenten; das weiß ich aus einer Zeit lange vor dem Kriege, als es noch nicht so rückständig war wie jetzt, als es aber schon — nicht für mich nur, sondern für alle — greulich erstarrt war.

Der Tag der jungen Leute, die wir doch waren, war ein für alle Mal unveränderlich festgelegt. Um neun war Paukboden — nicht etwa eine sportliche Betätigung, wie man meinen könnte, sondern eine unhygienische Schweinerei mit stinkenden Masken und ungelüfteten Stulpen; erwünschte Gelegenheit für die Sadisten unter den Ältern, den Füchsen besonders weiche Körbe aufzusetzen und auf dem Schädel herumzutrommeln, nur zur Erziehung natürlich. Um zwölf Uhr war Bummel, ein ständiges Auf- und Abwandern eine halbe Straße entlang, nur um immer wieder die Mitglieder der andern Burschenschaften zu treffen und rechtwinklig zu grüßen. Nach dem gemeinsamen Mittagessen war Fuchskränzchen, in dem ein Älterer, der sie selbst nicht verstand, die Geschichte — nicht etwa des Vaterlandes, lieber Wrobel, nicht etwa die der alma mater, sondern nur die der Burschenschaft lehrte; im wesentlichen hatten wir die Zirkel aller Burschenschaften zu lernen. Oder es war Singkränzchen; es wurden, schlimmer als früher in der Schule, Lieder auswendig gelernt — nicht etwa die landläufig als schön geltenden, das wäre zu gewöhnlich gewesen, sondern möglichst stupide aus den Winkeln des Kommersbuches. Um drei Uhr war wieder Paukboden; um sechs Uhr Bummel oder Dämmerschoppen; abends Bierkonzert, oder, am Sonnabend ...

Ja, Sonnabends war die große offizielle Kneipe. Das stellt man sich nun im deutschen Volke als einen Freudentaumel vor, als den Überschwang heiterster Jugendkraft, als Übermut und stürmische Laune heißer Herzen. — In Wirklichkeit, lieber Wrobel, saßen zwanzig bis dreißig junge Leute so verteilt, daß immer ein „Verkehrsgast" zwischen ihnen saß, den sie zu unterhalten hatten; tranken nach Vorschrift, sangen nach Vorschrift, sogar die mittels sogenannter „Anstichlieder" geschehende Rebellion gegen die Kneipleitung war reglementiert und geprobt, und langweilten sich zu Tode. Ich schwöre es: nicht nur ich langweilte mich, allen andern, ich fühlte es nur zu gut, ging es genau so; und nur weil sechzig Jahre lang jeden Sonnabend Abend an diesem Tische Leute gesessen hatten, von denen keiner eine Langeweile zugegeben hatte und hätte, redeten wir einander (und, wenn es glückte, sogar uns) ein, wir wären berauscht — und waren doch höchstens besoffen, und auch das nur nach Vorschrift.

Sie werden in diesem Stundenplan, dem gegenüber der der Schule lebendigste Freiheit gewesen war, das Kolleg vermißt haben; so galt der Grundsatz „Kolleg entschuldigt alles". Die-

ser Grundsatz wurde uns mit starren Augen ausdruckslos vorgesagt, wie etwas ganz Unwirkliches. Das war er auch. Kolleg hätte alles entschuldigt, vielleicht — wenn in dieser Atmosphäre einer nur ein Mal darauf verfallen wäre, diese Entschuldigung zu versuchen. Als wir Füchse ein Mal an einem schönen Wintersonnabend rodeln und die Kneipe ausfallen lassen wollten — da habe ich eine Hölle offen gesehen; eine kalte Hölle; eine Abweisung, die nicht einmal Worte fand und brauchte, um zu töten.

Alle vierzehn Tage fand der „Burschenschaftliche Abend" statt, ein Abend mit einem Vortrag und einer Diskussion... Er wurde abgesessen wie alles andre. Als mich ein Mal ein Thema interessierte und ich ein paar Fragen stellte, wie ließ mich da der Fuchsmajor „spinnen", weil ich das Bierkonzert oder irgend sonst was damit verzögerte!

Ein Mal, ein einziges Mal im Semester, sind wir im Theater gewesen, was ja Ihr Alter Herr zögernd zu empfehlen wagt. Ich seh uns noch, sechs oder acht Mann, sitzen, in gleicher Haltung, in Band und Mütze, mit gekreuzten Armen. Befremdet sah neben mir mein Leibbursch auf die Bühne, was wohl die Leute dort trieben. Er bewegte den Kopf nicht, Ihn ging es nichts an. Uns durfte es nichts angehn. Wir repräsentierten.

Das war die Erziehung: wir repräsentierten. Und in was für Formen? Ich habe es — ein Beispiel — nie verstanden, aber es war so, und auf die Einhaltung wurde streng gesehen: wenn sich einer beim Dämmerschoppen etwas zu essen bestellte, mußte er die Mütze absetzen, wenn es mit Messer und Gabel zu essen war, und durfte sie aufbehalten, wenn er mit dem Löffel aß. Den Grund wußte keiner, nach ihm zu fragen, war schon unwürdig; Sinn hatte es nicht.

Der absolute Stumpfsinn, die Auslöschung des Privatlebens, die Reglementierung jedes Gefühls und jeder Bewegung — das war schon damals das Leben der deutschen Verbindungsstudenten; und die Burschenschaften, da sie erstklassig sein wollten, waren strenger als die Corps, bei denen es damals als fein galt, ab und an zu exzedieren. Sogar die Freundschaft, die letzte Möglichkeit von menschlichem Sinn, in diesem Betriebe, war reglementiert: wer mir ein Geschenk machte, dem mußte ich denselben Gegenstand oder wenigstens einen zu genau demselben Preise zurückgeben.

Ich bin später ein Mal sehr an diese Zeit erinnert worden; das war, als Ende 1914 das preußische Militär meine eigentlich schon von meiner Burschenschafterzeit abgeschlossene Erziehung übernahm — und das ist wohl der eine Angelpunkt von der Sache.

Der andre, lieber Ignaz Wrobel, ist eben so einfach wie schwierig anzufassen: es sind — die Personalienräte der Behörden. Untereinander haben meine Bundesbrüder oft genug und offen genug davon gesprochen, daß der Student aus den Hansestädten ebenso nötigerweise der Burschenschaft beitrete wie der preußische Student dem Corps, da alle akademischen Senatoren und sonst wichtigen Beamten der Hansestädte von je Burschenschafter seien.

Sexualreform als internationale Aufgabe

von Helene Stöcker

I.

Ist eigentlich — in unsern aufgeklärten Zeitläuften — Sexualreform noch eine Notwendigkeit? Ihre internationale Organisierung noch dringende Pflicht? Ist nicht im letzten Jahrzehnt zum größten Teil erreicht, was auch nur anzudeuten damals in den Ludergeruch verabscheuungswürdigster Sittenlosigkeit brachte? Muß darüber, daß Mütter außerehelicher Kinder achtenswerte Persönlichkeiten sein können, ihre Kinder an der vorschriftswidrigen Art ihres Erscheinens unbeteiligt, drei gesunde überlebende Kinder für die Gesellschaft vorteilhafter sind, als ein halbes Dutzend, von denen vier früh sterben, — muß über diese und ähnliche Selbstverständlichkeiten im Jahre des Heils 1928 noch öffentlich und international beraten werden??

Auch wer aus dem Bemühen, das menschliche Geschlechtsleben freier und schöner zu gestalten, einen Beruf gemacht hat, wird manchmal müde, das ABC seiner Forderungen zu wiederholen. Doppelt überraschend ist es dann zu vernehmen, daß unsre alten, vergilbten Weisheiten für manchen noch neue, erschütternde Offenbarungen sein können, wie es jetzt nach ihrem eignen Bekenntnis auf dem Internationalen Kongreß für Sexualreform in Kopenhagen für einige sonst abseits arbeitende Gelehrte der Fall war. Und so sonderbar es klingen mag: unser liebes, altes, in manchem Betracht so reaktionäres Deutschland marschiert dennoch im Kampf gegen sexuelle Heuchelei nicht an letzter Stelle. Auch nicht an erster, zugestandenermaßen. Die „breite" Veranlagung des russischen Wesens, dessen sich der Russe rühmt, hat es sicher auch der Revolution erleichtert, die letzten Konsequenzen moderner Forschung in Eherecht, in Sexualrecht, Sexualstrafrecht zu ziehen. Aber wenn Rußland hier am weitesten in Neuland vorgedrungen ist, so muß doch Deutschland gleich nach ihm verbucht werden. Gewiß: Staatsanwälte, protestantische Pastoren, klerikale Zentrumsleuchten — ein großer Teil unsrer Ärzte — die Verfasser unsres Sexualstrafrechtes — sie alle arbeiten auch heute noch mit Vorstellungen und Begriffen einer sonst überwundenen Kulturepoche. Aber eine Mehrheit im Volk selber, in der Arbeiterschaft, in der Jugend, unter den in Erwerbsleben und Studium hineingedrängten Frauen, ist doch von alten Hemmungen völlig befreit. Diese positive Lebensgestaltung, dieser Mangel an Vorurteilen droht sogar manchmal schon wieder in das andre Extrem umzuschlagen. Immerhin, vielleicht sind selbst die Auswüchse der Freiheit, die wir beklagen, erträglicher, als das Übermaß von Prüderie, Pharisäertum und Verdrängung, mit dem belastet frühere Generationen ihr Leben führten.

An dieser im ganzen hoch erfreulichen Entwicklung haben die Forschungsergebnisse der Naturwissenschaft, der Psychoanalyse, haben Sexualreform, der Befreiungskampf der Frau,

der Arbeiter, der Jugend, haben Krieg und Revolution mitgewirkt, alte Hemmungen gelockert, manche Bresche in die Mauer sexueller Vorurteile geschlagen.

Internationale Verschiedenheiten lassen sich freilich bei den Lösungsversuchen der sexuellen Probleme konstatieren. Wenn zum Beispiel die USA. und England, dank der Energie unerschrockener Vorkämpfer, heute eine Reihe von Zentren geschaffen haben, in denen praktische Eugenik, vernünftige Geburtenregelung geübt wird, so zeigt sich die Macht des anglikanischen Puritanismus doch unbesiegt darin, daß alle Erleichterungen und Verbesserungen nur der legal verheirateten Frau zugewendet werden. Selbst diese Einsichtsvollen wagen also nicht — was bei uns zu Lande, in allen Beratungsstellen des Bundes für Mutterschutz und andern selbstverständlich geschieht —, verheiratete und unverheiratete Frauen gleichermaßen zu bewerten, zum Beispiel mit Schutzmitteln zu versehen. Auch der Widerstand gegen die Bestrafung der Abtreibung, den die deutsche Sexualreformbewegung trotz aller Verleumdungen und Schwierigkeiten seit jeher leistete, wird von den anglikanischen Kämpfern für Geburtenregelung heute noch ebenso streng wie ängstlich abgelehnt.

Daß die sexuelle Wirklichkeit auch unter der Herrschaft der Prüderie tatsächlich in den meisten Kulturländern durchaus die gleiche ist, dafür sind die Werke des weisen und gütigen Jugendrichters, Ben Lindsey, „Die Revolution der modernen Jugend" und „Die Kameradschaftsehe", ein vollgültiger Beweis.

Die menschliche Natur läßt sich eben auf die Dauer nicht gewaltsam unterdrücken. Noch wesentlicher als die politischen, geographischen, klimatischen und nationalen Nuancen, durch die wir uns unterscheiden, sind doch die Gemeinsamkeiten, die uns verbinden: zu gemeinsamer Abwehr, zu gemeinsamem Aufbau.

II.

Und so gab es denn, trotz aller Bedenken, die man mitbringen mochte, eine durchaus fruchtbare Zusammenkunft in der anmutigen Idylle von Kopenhagen. Der 1911 in Dresden vom Deutschen Bund für Mutterschutz und Sexualreform einberufene Internationale Kongreß für Sexualreform hatte zwar schon zur Gründung einer Internationale für Sexualreform geführt, die im Krieg dann aber, wie alle Internationalen — außer der der Rüstungsindustrie — zerstreut und zerstoben ist. Internationale Kongresse für Geburtenregelung in London 1922, in New York 1925, haben die zerrissenen Fäden wieder zu knüpfen begonnen, ebenso der von Magnus Hirschfeld im Jahre 1921 einberufene Kongreß für Sexualreform in Berlin. Und wenn dies Mal einige Länder nur sehr spärlich — Deutschland äußerst zahlreich — vertreten waren, von Frankreich zum Beispiel jede eigentliche Delegation fehlte, so hat das die Situation klar beleuchtet. Ein französisches Gesetz vom Jahre 1920 verbietet streng jede Bekanntmachung von Präventivmitteln. So versucht auch dort eine beschränkte Staatsbureaukratie, mit untauglichen Mitteln, sich gegen eine unauf-

haltsame Entwicklung zu stemmen. Auch Holland fehlte leider, das einigen vorbildlichen Ärzten, dem gütigen Menschenfreund, meinem leider verstorbenen Freunde Doktor Rutgers, und der noch lebenden tatkräftigen Ärztin Aletta Jacobs, eine geringe Geburtenzahl, aber eben deshalb auch seine äußerst geringe Kindersterblichkeit verdankt.

England hat ein paar gute Vertreter gestellt, den Vorkämpfer der ärztlichen Geburtenregelung, Doktor Norman Haire, Dora Russell, des geistreichen Bertrand Russell sympathische Gattin, sendet ein kluges Referat über Sexualpädagogik, deren Erörterung den zweiten Tag füllte. Mrs. Merrit Hawkes, Etymologin, verhehlt dem Kongreß gegenüber nicht die paradox scheinende, aber zutreffende Erkenntnis, daß Ärzte oft die ahnungslosesten Geschöpfe gegenüber den Kompliziertheiten des Sexuallebens sind. Die Erziehung der Erwachsenen zur sexuellen Unbefangenheit und Freiheit ist in der Tat die Voraussetzung für eine gesunde sexuelle Erziehung der Jugend. Wenn die Sexualität früher vom Teufel stammte, so gehört sie nun in die Hände der Wissenschaft. Aber sie ist nicht nur eine Frage des Wissens, sondern auch eine Frage des Charakters, der Harmonie der Persönlichkeit, wie der ebenso vornehm-besonnene wie tatkräftige Psychoanalytiker Doktor Heinrich Meng, Stuttgart, der Herausgeber der ‚Zeitschrift für Psychoanalytische Pädagogik', richtig formulierte: „Nicht das Wort, sondern die Persönlichkeit des Erziehers entscheidet." Nur von Persönlichkeiten, deren eigne Charakterbildung sich harmonisch vollendet hat, ist auch ein klärender, reifender Einfluß auf die Jugend zu erwarten. So müssen zumindest die Erzieher, Ärzte, Lehrer, Theologen unterrichtet werden über das, was in den letzten dreißig Jahren durch Sexualwissenschaft und Sexualreform geschaffen wurde, ein Ziel, dessen Notwendigkeit auch Magnus Hirschfeld in seinem großen einleitenden Referat stark betonte. Denn die sexuelle Krise der Erwachsenen ist ebenso groß wie die der Jugend. Wie kann man, von Lehrern und Lehrerinnen, die durch wirtschaftliche und moralische Hemmungen gezwungen werden, asketisch zu leben, erwarten, daß sie den Kindern Führer zu einer gesunden, harmonischen Lebensauffassung werden? Auch die breiten Massen müssen verstehen lernen, wie die neue Sexualmoral gemeint ist. Wir haben zwei Tendenzen in unsrer Bewegung, die beide notwendig sind: Wir wollen einmal zurück zur Natur und ebenso vorwärts zur Kultur, zur Sublimierung, zum Geist! Was von dem Dänen Naesgaard, dem weisen Menschenhelfer Doktor Fritz Brupbacher in Zürich, dem wiener Biologen Hermann Swoboda, von Magnus Hirschfeld, Max Hodann, Doktor Bernhard Goetz, Doktor Paul Krische und andern zu diesem Problem gesagt wurde, war, bei aller Verschiedenheit im einzelnen, eins in der Ablehnung der alten kirchlich-asketischen Sexualtheorie, der alten Schule. Einig in der Forderung nach einer neuen Art der Erziehung, die vom Kinde, von den Erfordernissen des Kindes selber ausgeht. Einig in dem Willen, sich mit allen Mächten der Aufklä-

rung zum positiven Aufbau einer neuen Welt zu verbinden und den Überschuß an Sexualität in einem neuen Kollektivwillen zu sublimieren.

III.

Einem außerordentlich bedeutungsvollen Problem galt auch der dritte Tag: der Geburtenregelung. Hier wird Wissenschaft fruchtbar gemacht für das Leben, hier kann sie das erste Gebot ärztlicher Weisheit erfüllen, Vorbeugen ist besser als Heilen. Was die Verwirklichung eugenischer Ideale betrifft, so haben unbestritten die praktischen Engländer den Vorrang gehabt. Seit vor fünfzig Jahren Charles Bradlaugh und Annie Besant, die berühmte Theosophin, für die Lehre der Geburtenregelung ins Gefängnis gingen, hat sich die Welt manchesmal gedreht. Als im vorigen Juli England die greise, aus Indien heimgekehrte, Vorkämpferin auf einem großen Bankett feierte, hatte es mitten in den ärmsten Vierteln seiner Großstädte hübsch und zweckmäßig zugleich eingerichtete Beratungsstellen, in denen vielgeplagte Mütter — eheliche freilich nur — Ratschläge und Mittel zur Vorbeugung erhalten. Selbst das Oberhaus, die religiösen Quäker, die englische Eugenische Gesellschaft, erkennen heute die Berechtigung der Vorbeugung an. Durch die an Tausenden von Frauen gewonnene Erfahrung wird es gelingen, noch unzureichende Methoden zu vervollkommnen. Ähnlich wird in den U.S.A. unter Leitung von Margaret Sanger, in Deutschland durch den Bund für Mutterschutz und Sexualreform gearbeitet. In einer Reihe von Großstädten haben wir Ehe- und Sexualberatungsstellen eingerichtet, die unter ärztlicher Leitung auch über Geburtenverhütung beraten. In der gleichen Art wirken das Institut für Sexualwissenschaft in Berlin und verschiedene städtische Beratungsstellen.

Auf die Bedeutung der Geburtenregelung für eine wertvolle Nachkommenschaft, auf die Notwendigkeit der Zusammenarbeit zwischen Ehe- und Alkoholberatung, wies der Leiter der berliner Eheberatungsstelle des Bundes für Mutterschutz am Kreuzberg, Doktor Franz Rosenthal, hin. In Fällen väterlicher Trunksucht zum Beispiel bedeutet die Geburtenregelung oft die einzige Rettung für unglückliche Frauen und Kinder, wie eine Entlastung der Gesellschaft von untauglichen Elementen.

Tiefen Eindruck machten auf dem Kongreß auch die Berichte von Auguste Kirchhoff über die Not kinderreicher Familien. Jede Vogelstraußpolitik, jede Passivität in diesen Fragen wird gegenüber der schauerlichen Wohnungsnot und der aus ihr hervorgehenden sexuellen Not zu einem Verbrechen. Die Konferenz mußte daher die Geburtenregelung nicht nur im Interesse des Individuums, der einzelnen Familie, sondern auch im Interesse der Gesellschaft unbedingt bejahen und Belehrung der Ärzte über die zweckmäßigsten Methoden der Geburtenverhütung fordern.

Daß zwanzigjährige Pionierarbeit auch in Deutschland nicht vergebens war, darf nun freilich selbst der Skeptiker zugeben. Sogar ein politisch so rechtsstehender Vertreter der

Frauenheilkunde, wie Professor Sellheim, kommt heute als Gutachter über Kindbettfieber und Geburtenverhütung in den sehr beachtenswerten Denkschriften des Sächsischen Arbeits- und Wohlfahrtsministeriums und des Sächsischen Landesgesundheitsamtes endlich zu der Erkenntnis: rechtzeitige Geburtenverhinderung sei die beste Art der Bekämpfung des Abortes. Und wenn jetzt soeben die Krankenkassen in Berlin sich mit uns zu einem Komitee für Geburtenregelung verbinden, um allerorten durch Belehrung über Geburtenregelung überlastete Proletarierfrauen von unfruchtbarer Fruchtbarkeit, die Gesellschaft von sinnloser Vergeudung menschlicher Kraft zu befreien, so beginnt ohne Zweifel in einer höchst wichtigen Angelegenheit — der Menschenökonomie — Vernunft und Einsicht zu siegen.

IV.

Weniger hoffnungsvoll steht es freilich um das Sexualstrafrecht, was Deutschland betrifft jedenfalls.

Hier kann Rußland, wie aus dem klaren, sachlichen Referat von Professor Pasche-Oserski, Kiew, hervorging, sich rühmen, an der Spitze der Zivilisation, der Wissenschaft zu stehen.

Die Homosexualität ist in Rußland straffrei, wie Kurt Hiller in seinem Appell für das Recht sexueller Minderheiten es verlangt. Die Unterbrechung der Schwangerschaft durch den Arzt in den ersten drei Monaten ebenfalls. Beratungsstellen sollen die Mütter auf ihren Wunsch über Vorbeugungsmittel aufklären, eine Zentralkommission in Moskau das Problem der besten Vorbeugungsmethoden studieren. Die Mittel werden frei in den Apotheken verkauft. Die Ausnützung der hilflosen Lage für sexuelle Zwecke wird streng verfolgt. Auch die Prostituierte erhält einen Schutz gegen Vergewaltigung.

Professor Felix Halle, Berlin, wies die beklagenswerte Rückständigkeit des deutschen Entwurfes nach, dem das Kartell für Reform des Sexualstrafrechts einen von modernen Anschauungen getragenen Gegenentwurf gegenübergestellt hat. Der Kongreß empfahl dem deutschen Reichstag, sich das russische Strafrecht und zum Teil auch den Entwurf des tschechoslowakischen Strafrechts zum Muster zu nehmen, der freilich unter der jetzigen Regierung in der Tschechoslowakei keine Aussicht auf Annahme hat. Und bei uns?!

Ein langer, mühseliger Weg ist wohl noch zurückzulegen, bis in der menschlichen Gesellschaft der Mensch das Maß aller Dinge, die Freiheit und Unabhängigkeit der Persönlichkeit das höchste Gesetz wird.

Gegen jegliche Art von Lebensverneinung, sexueller Heuchelei und Unwahrhaftigkeit in Kirche und Schule, in Wissenschaft und Gesellschaft, in Staat und Politik müssen daher die Sexualreformer aller Länder entschlossen kämpfen, um ihr Ziel: freie, harmonisch entwickelte, lebensfrohe Menschen, der sexuellen Verantwortlichkeit für sich, den Gefährten, die Nachkommenschaft bewußt — zu erreichen.

U San-fu

Ein chinesisches Märchen nacherzählt von Wilhelm Carl

Der alte U Wen-tschang hatte durch List und Betrug ein hübsches Vermögen erworben. Eines Tages rief er seinen Sohn U San-fu zu sich und sagte zu ihm: „Höre, mein Sohn, ich bin bereits über siebenzig Jahre alt und das Leben hat keinen Reiz mehr für mich — ich gehe jetzt und hänge mich auf. Ich hinterlasse Dir ein schönes Stück Geld, so daß Du das Leben genießen kannst. Zwar gehört nicht alles uns, was wir besitzen, doch habe ich alle Urkunden vernichtet, auf Grund deren die Leute etwas von Dir fordern könnten. Sei klug, halte das Geld zusammen und gib nichts heraus. So, nun bringe mir einen handfesten Strick und lasse mich dann allein."

U San-fu tat nichts, um seinen Vater von seinem Plan abzubringen, ließ ihn sich erhängen und beerdigte ihn in aller Stille. Er hielt es nicht einmal für nötig, Trauerkleider anzulegen.

Nun besaß U San-fu einen Freund, namens Gu Sin-i, einen schlauen und gerissenen Burschen. Der hatte bald herausgefunden, daß bei dem plötzlichen Tod des alten U Wentschang nicht alles mit rechten Dingen zugegangen war. Er beschloß, aus seinem Wissen Kapital zu schlagen. Eines schönen Tages lud er U San-fu zu einer Geisterbeschwörung ein, stellte den Geistern einige harmlose Fragen, die sie schnell beantworteten, und riet nun U San-fu, doch auch Fragen zu stellen. U San-fu brannte zunächst einige Weihrauchstäbchen ab und machte Kotau vor dem Apparat, einer mit feiner Asche bestreuten Holzplatte mit lose darüber hängendem Pinsel, um die Geister gnädig zu stimmen. Als er sich erhob, schrieb eine Geisterhand ungefragt in die Asche: „U San-fu, Du hast gewußt, daß Dein Vater Selbstmord begehen wollte und hast ihn nicht gehindert. Auch nach seinem Tode hast Du Dich wie ein Knüppel betragen und nicht wie ein trauernder Sohn. Dein Verbrechen schreit zum Himmel. Du wirst Dich bald vor dem Richter der Unterwelt zu verantworten haben." U San-fu wurde aschfahl im Gesicht. Seine Zähne schlugen hörbar aufeinander und seine Haare sträubten sich. Er fing an, laut zu weinen und zu wehklagen. Da bewegte sich der Pinsel abermals und schrieb: „U San-fu, ich sehe, daß Du „das Kalb leckst" (Reue zeigst). Gib Deinem Freund Gu Sin-i dreitausend Goldstücke, so wird Dein Verbrechen gesühnt sein, und die Seele Deines Vaters wird Ruhe finden." U San-fu glaubte alles, was Gu Sin-i ihm vorgetäuscht hatte und holte das Geld. Gu Sin-i quittierte über den Betrag, doch stahl er die Quittung bei dem nachfolgenden Trinkgelage. Als U San-fu am andern Morgen die Quittung nicht fand, ging er zu seinem Freund Gu Sin-i und bat um Ausstellung einer neuen. „Eine Quittung

willst Du? Ja, für was denn? Ich habe doch kein Geld von Dir geliehen?" Da erkannte U San-fu, daß er betrogen worden war, doch da ihn der Betrag nicht sehr schmerzte, ließ er die Sache auf sich beruhen.

Einige Jahre später hatte U San-fu sein Vermögen durchgebracht. Er meldete sich jetzt bei Gu Sin-i und verlangte Rückgabe der erschwindelten dreitausend Goldstücke. Gu Sin-i, der inzwischen zu Wohlstand gelangt war, war nicht abgeneigt, dem U San-fu dreihundert Goldstücke zu schenken, doch sein Onkel riet ihm, nichts herauszugeben, da U San-fu sonst auch den Rest verlangen würde. Gu Sin-i behielt sein Geld, und U San-fu lief zum Mandarin und klagte. Da er jedoch keine Quittung vorweisen konnte, mußte ihn der Richter abweisen. U San-fu richtete seine Klage nunmehr an den Stadtgott, zu dessen Aufgaben es ja gehört, heimliche Betrüger zu richten. In einer Anklageschrift setzte er seinen Fall auseinander und verbrannte sie im Tempel vor den Augen des Stadtgottes, um sie ihm auf diesem Wege zuzustellen. Drei Tage später war U San-fu tot. In derselben Woche starben auch Gu Sin-i und sein Onkel. An den nächsten Abenden sah man die Häscher des Stadtgottes mit Laternen in den Händen durch die Straßen schleichen, um weitere Zeugen zu laden. Der Stadtgott hatte die Klage aufgegriffen, und wir wissen, daß die Schuldigen ihrer Strafe nicht entgingen. Dies alles ereignete sich im vierten Monat des 29. Jahres der Periode Gan-lu (1764) in der Stadt Su-tschau.

Also zu lesen im chinesischen Buch Sin-tsi-tsiä, fünftes Kapitel.

Scheuer und Hagedorn von Morus

Die Hagedorn-Gruppe

Es ist immer erfreulich, wenn ein Mann, der dem Staat, um geringes Entgelt, sein Bestes gegeben hat, Gelegenheit findet, der Privatwirtschaft, gegen größeres Entgelt, sein Zweitbestes zu geben. Stimming vom Lloyd, Cuno von der Hapag, Bücher und Kastl vom Reichsverband der Deutschen Industrie: die Reihe der Männer, die den Weg allen Fleisches gegangen sind, ist stattlich; man brauchte schon einige Seiten, um auch nur für die letzten Jahre ein leidlich vollständiges Register zusammenzustellen.

Mancher, den man anfangs nur gemietet hatte, weil er sich in den Amtstüren gut auskannte, ist später ein vorzüglicher Generaldirektor geworden und hat den Staat bald vergessen. Das ist, wenns schon sein muß, immer noch die bessere Lösung. Unangenehmer wird die Sache, wenn die Beamten nur mit dem

einen Bein das gelobte Land der Tantiemen betreten und sich als Mittler und Verbindungsoffiziere zwischen Staats- und Privatwirtschaft etablieren. Auch an diesen ist kein Mangel. Aber selten findet sich der Typus in solcher Reinheit und Vollkommenheit wie in der Person des Staatssekretärs Hagedorn, der sich in den letzten Wochen um die Verstaatlichung der Scheuer-Mühlen — nicht etwa um die Verscheuerung des Staates — die größten Verdienste erworben hat.

Bei den Müllern und Produktenleuten kursiert schon seit geraumer Zeit die Bezeichnung „Hagedorn-Gruppe". Man hat darunter nicht etwa ein Germanistenkränzchen zur Pflege des hamburgischen Rokokodichters Friedrich von Hagedorn, sondern nur die Geschäftsfreunde des Staatssekretärs zu verstehen. Eigentlich gibt es deren nur zwei: der eine ist er selbst, der andre sein Intimus Scheuer, von dem wieder bewußte Mühlen ihren Namen haben.

Hagedorn, in deutschnationaler Beamtentradition mittelgroß geworden, und Scheuer, dem rabbinischen Teil des Erzbistums Mainz entsprossen, begegneten einander zuerst in der Gerstenverteilungsstelle. Dann zog Hagedorn, von Scheuer treulich geführt, in die Getreidekreditbank ein, mit der aber nicht viel Staat zu machen war. An Hagedorn erging nun der Ruf als Staatssekretär im Reichsernährungsministerium — hie gut Zölle allewege —, dieweil Herr Scheuer sich wieder dem Produktenhandel widmete. Trotz arger Trennung blieben die Beziehungen der beiden Kampfgenossen die besten. Wenn wirklich einmal Vertrauensaufgaben zu lösen waren, wie die vom Ernährungsministerium veranstaltete Stützungsaktion für die Roggenpreise, so galt Scheuer dafür als der rechte Mann. Die Getreidefachleute meinen zwar, daß diese Stützungsaktion technisch nicht grade meisterhaft durchgeführt worden ist und dem Staat unnützes Geld gekostet hat, aber so oder so: die Roggenpreise stiegen, und wenn schon nicht die Landwirte, so machten doch die Getreidehändler ein ausgezeichnetes Geschäft.

Auch das Reich des Herrn Scheuer dehnte sich allgemach. Ein ganzer Konzern von Mühlen- und Handelsgesellschaften kam unter seiner Regie zusammen. Die Verwaltung dieses Konzerns scheint für Herrn Hagedorn so reizvoll gewesen zu sein, daß er, ohne ersichtlichen politischen Grund, das Staatssekretariat aufgab und als Aufsichtsratsvorsitzender zu seinem Freunde Scheuer übersiedelte. Daneben fungierte er als Vertrauensmann des Reiches in der Verwaltung der Rentenbank, die jetzt, gemeinsam mit der Preußenkasse, den Scheuer-Konzern übernommen hat.

Kenner meinen, der Kaufpreis, den die beiden öffentlichen Banken für die Scheuer-Werte gezahlt haben, sei, bei der

schlechten Konjunktur für Mühlen, recht hoch. Die Getreidehändler schlagen Alarm, weil sie eine Monopolisierung des Getreidehandels unter Leitung der Hagedorn-Gruppe befürchten. Die Gruppe aber steht da, als sei sie aus Marmor gemeißelt, stumm und groß. Denn nicht dieser, sondern schon jener Hagedorn lehrte: „Genoß der Jüngling ein Vergnügen, so sei er dankbar und verschwiegen!"

Lohn- und Erbschaftssteuer

Das Reichsfinanzministerium hat, zum ersten Mal seit langer Zeit, riskiert, den Arbeitern und Angestellten die Steuern zu ermäßigen. Es ist nicht üppig, und man kann, wenn mans dazu hat, einen Steuerabbau von höchstens einer Mark im Monat lächerlich klein und belanglos finden. Aber die meisten Arbeiter habens nicht dazu: für sie ist eine Ersparnis von zwölf Mark im Jahr eben doch schon etwas.

Trotzdem bleibt es ein unmöglicher Zustand, daß man in Deutschland jeden Menschen, der mehr als 1300 Mark jährlich verdient, das heißt: jeden, der nicht buchstäblich Hunger leidet, zum Steuerzahlen heranzieht. Eine derartige Belastung mag für eine Übergangszeit, wie es die Stabilisierungsjahre waren, hingehen: in Zeiten guter Durchschnittskonjunktur und bei einem Volkseinkommen von sechzig, vielleicht schon fünfundsechzig Milliarden, ist sie ein Skandal. Wir wissen, wie alle Ausfälle an Massensteuern sich im Budget bemerkbar machen. Die ärmlichen zwölf Mark Lohnsteuerermäßigung bedeuten für das Reich ein Minus von hundert Millionen Mark, und eine Heraufsetzung des steuerfreien Existenzminimums würde im Nu mehrere hundert Millionen ausmachen. Aber dafür hat der Reichsfinanzminister, dank der unsozialen Steuergesetzgebung der letzten Jahre, noch eine stille Reserve, an deren Mobilisierung er so schnell wie möglich gehen sollte.

An Erbschaftssteuer kamen im ersten Vierteljahr 1928 ganze 21 Millionen ein, an Rückständen dagegen gab es 58 Millionen. Davon waren 49 Millionen, hauptsächlich auf dem Lande, regulär gestundet. Das Jahr über bringt die Erbschaftssteuer in Deutschland noch keine hundert Millionen, in England 1300—1400 Millionen Mark. Ohne Zweifel ist England sehr viel reicher als Deutschland, reicher auch an großen Vermögen und großen Nachlässen. Aber man wird wohl nicht behaupten wollen, daß in England jährlich fünfzehnmal soviel Kapital vererbt wird wie bei uns.

Hier liegt eine Spanne, die im nächsten Etat gehörig verkürzt werden muß. Die Differenz würde ausreichen, um denjenigen, die wirklich nur das Existenzminimum haben, dieses Minimum auch steuerfrei zu lassen.

Bemerkungen

Zeppelin und David Schwarz

In Friedrichshafen taufte man das neue Zeppelin-Luftschiff, das demnächst seine Fahrten aufnehmen soll. Eine Volksfeier war es nicht, nur die Mitglieder des Luftfahrtverbandes, der grade am Bodensee tagte, waren zugegen mit Herrn Dominicus, ihrem demokratischen Konzessionsschulzen und Aushängeschild, an der Spitze. Die große Masse des Volkes steht dem Luftschiffbau in Friedrichshafen abwartend, um nicht zu sagen, skeptisch gegenüber, denn man denkt noch immer an die reichlich ungeschickt aufgezogene Zeppelin-Eckener-Spende.

Die Fachleute warten nun mit Spannung darauf, wie der kommende Kampf „Luftschiff oder Flugzeug" ausgehen wird. Nachdem es in den vorangegangenen Jahren schien, als ob das Flugzeug das zukünftige Luftfahrzeug im Fernverkehr sein würde, entwickelt sich im letzten Jahr eine lebhafte Tätigkeit im Neubau von Luftschiffen. Außer in Deutschland werden in England und Amerika Schiffe in größern Dimensionen als in Friedrichshafen gebaut. Während der neue Zeppelin 105 000 Kubikmeter fassen wird, zeigt das englische Luftschiff, das auch in Kürze fertig werden soll, bereits 150 000 Kubikmeter (mit Tanzdeck, wie sich das gehört), und die Pläne in Amerika sind für noch gewaltigere Bauten aufgestellt (dort allerdings für militärische Zwecke), die nach geglückten Versuchen folgende Einrichtung haben werden: Man wird von diesen Flugzeugmutterschiffen Flugzeuge ablassen und wieder an Bord nehmen können. Das bedeutet für die zivile Luftfahrt einen großen Fortschritt, denn auf diese Weise lassen sich künftig Notlandungen ermöglichen. Bisher war es der Nachteil des Luftschiffs, daß es äußerst komplizierte Landeeinrichtungen brauchte. Aber trotzdem will es scheinen, daß schließlich das Flugzeug siegen wird, denn das Verhältnis von Lademöglichkeit und Kosten liegen bei ihm nun einmal günstiger, und das wird, auch wenn die Flugzeuge größer werden, zum mindesten so bleiben. Hier sei auf den Neubau bei Dornier in Friedrichshafen hingewiesen, dessen Riesenflugzeug „Do X" mit zwölf Motoren über sechzig Personen tragen soll. Da diese Fabrik auch zu dem Zeppelinkonzern gehört, wird sich also ein Teil des Kampfes „Luftschiff—Flugzeug" im eignen Hause abspielen.

Die Taufe des neuen Zeppelin hat die Lebensgeschichte des Grafen Zeppelin wieder einmal durch alle Blätter gehen lassen. Aber nirgends fand man etwas über den Mann, dessen Ideen Zeppelin mit dazu verholfen haben, sein Werk fortzuentwickeln. Es ist der ungarische Jude David Schwarz, dessen Schicksal der Vergessenheit entrissen zu werden verdient.

Als Holzhändler war er genötigt, hin und wieder in einsamen Blockhütten im Walde zu hausen. So nahm er einmal, geistig regsam, wie er war, ein mechanisches Lehrbuch in seine Einsamkeit und dort kam ihm der Gedanke, ein Luftschiff zu konstruieren. Während bis dahin bei allen Projekten oder schon ausgeführten Ballons die Stoffhülle als selbstverständlich gegolten hatte, war es die Idee von Schwarz, Metall zu verwenden, und bei seinen eingehenden Studien über die geeignetste Metallart kam er auf das Aluminium. Holzhandel und beschauliches Dasein wurden an den Nagel gehängt, denn mit der ganzen Zähigkeit des Erfinders stürzte er sich auf die Arbeit. Bei seinen Studien über das Aluminium ging er so weit, als Arbeiter in eine Aluminiumfabrik einzutreten und eingehende Haltbarkeitsproben zu machen. Als erster entdeckte er dabei die bis dahin für unmöglich gehaltene

Lötung von Aluminium. Auch die Art der Versteifung, die er innerhalb seines Luftschiffkörpers vornahm, war neuartig. Im Jahre 1890 legte er die Pläne in Wien dem Kriegsminister Krieghammer vor, der sie für durchaus brauchbar hielt, aber Mangel an Mitteln vorgab, um sich damit nicht weiter abgeben zu müssen. Inzwischen war in Wien die Angelegenheit bekannt geworden, der russische Militärattaché verwandte sich in Petersburg für Schwarz. Dort baute er für die Militärverwaltung ein Luftschiff nach seinen Plänen. Unter schwersten Bedingungen waren zwei Probefahrten erfolgt. Erst in der Luft nämlich war Schwarz die einzuschlagende Route bekanntgegeben worden, und er stand kurz vor seiner dritten und letzten entscheidenden Fahrt, die die endgültige Abnahme des Luftschiffs bedeuten sollte, da erfuhr er, daß man die Absicht hatte, ihn als oesterreichischen Spion verhaften zu lassen. In Nacht und Nebel, vermummt und mit falschem Paß, verließ er das ungastliche Land, nachdem er blutenden Herzens sein Werk selbst zerstört hatte.

Er wandte sich nach Berlin, wo ihm von der militärischen Luftschifferabteilung glänzende Gutachten erstattet wurden. Man errichtete für ihn sogar auf dem Tempelhofer Feld eine Werkstatt und die erste Probefahrt sollte 1896 in Gegenwart des Kaisers vor sich gehen, sie wurde aber verschoben, da der Zar sich zu den schlesischen Manövern angesagt hatte und der Kaiser zu dem angegebenen Termin nicht in Berlin sein konnte. Endlich am 13. Januar 1897 erreicht David Schwarz das erlösende Telegramm in Wien, daß das Gas zur Füllung seines Luftschiffs bereit stehe. In diesem Augenblick der höchsten Freude, sein weitgestecktes Lebensziel nun doch erreicht zu haben, tötet ihn ein Herzschlag. Jetzt trat seine Witwe Melanie Schwarz in Aktion, die mit drei unversorgten Kindern zurückgeblieben war. Sie bereitet alles für den kommenden Aufstieg vor. Da wird von der Militärbehörde eine Verfügung erlassen, die den Offizieren der Luftschifferabteilung ein Mitfliegen bei dem Probeflug untersagt. Schließlich gelingt es Frau Schwarz — zu ihrem Unglück — einen Schlosser aufzutreiben, der bei den Luftschiffern gedient hatte und der sich bereit erklärt, den Probeflug zu unternehmen. Stolz hebt sich das Luftschiff über Tempelhof, fliegt einige Runden, und sinkt plötzlich zur Erde. Was war geschehen? Ein Treibriemen war von der Welle des Motors geglitten — eine Lappalie — und kopflos, der Situation nicht gewachsen, hatte der Schlosser die Ventile gezogen und das Gas ausströmen lassen . . .

Unter den Zuschauern dieses Aufstiegs hatte sich Graf Zeppelin befunden, der auch schon seit Jahren an Luftschiffplänen arbeitete. Im Jahre 1898 ließ man Frau Schwarz nach Stuttgart kommen, wo zwischen ihr und Zeppelin Verträge abgeschlossen wurden über die Verwertung der Erfindungen ihres Mannes. Zeppelin hat dann in unerschütterlichem Glauben an die Bedeutung seiner Luftschiffe weiter gebaut und durch zahlreiche neue Erfindungen sie zu ihrer spätern Bedeutung gebracht, aber auch ihm machte es das Schicksal reichlich schwer. Katastrophe auf Katastrophe folgte, und es dauerte lange, bis ihm die „Gnade" seines kaiserlichen Herrn in Form der höchsten Auszeichnung, nämlich in der Verleihung des Schwarzen Adlers, zuteil wurde, und wer erinnert sich nicht jenes köstlichen Bildes, wie der Kaiser bei der Überreichung die Umarmung, die sogenannte Akkolade, ihm, dem so lange verfemten Grafen, erteilte.

Zeppelins Tochter, die die Taufe des neuen Luftschiffs jetzt in Friedrichshafen vornahm, sagte in ihrer kurzen Ansprache, daß ihr Vater von der guten alten Zeit nicht viel gehalten habe, sondern daß er stets seinen Blick

in die Zukunft richtete. Nach den Erfahrungen, die er gemacht hatte, kann man das nur allzugut verstehen.

Auch die Schulbücher der Republik, in denen Zeppelin eine große Rolle spielt, schweigen von den vielen Hindernissen mannigfacher Art, die ihm in den Weg gelegt wurden. Sie schweigen erst recht von David Schwarz und seiner tapfern Witwe.

A. E. Ronaut

Brief an einen Tanzkritiker

Sie haben unter der Überschrift „Terpsichore auf dem Kriegspfade" in der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' (14. Juli, Abendausgabe) eigens gegen mich einen Artikel veröffentlicht. Leider haben Sie nicht den Mut gefunden, mich mit Namen zu nennen. Trotzdem scheint es mir, so lebhaft ich es bedaure, gegen einen Kollegen vorgehen zu müssen, dringend nötig, Ihnen zu antworten.

Sie leugnen, daß im Lager der Tänzerschaft unüberbrückbare Gegensätze bestehen. Diese „Taktik" des Leugnens wird die Tatsachen nicht aus der Welt schaffen. Es ist das Verdienst des Essener Tänzerkongresses, daß er die Unüberbrückbarkeit der Gegensätze aller Welt sichtbar gemacht hat. Abgesehen von der Unversöhnlichkeit des „neuen Tanzes" mit der sogenannten Ballettechnik, haben eine ganze Reihe sachverständiger Kritiker den zweiten Gegensatz dahin formuliert: Der Weg Mary Wigmans führt zur Kunst; der Weg Rudolf von Labans führt zur Unkunst. Einige haben mit Recht das Wesen dieses Gegensatzes in der — hier unkünstlerischen, dort künstlerischen — Arbeits- und Lehrmethode der Schulen gefunden. Die Parallele der genannten Gegensätze zu dem Gegensatz „Deutsche Tanzgemeinschaft" und „Tänzerbund" wurde durch die auf dem Essener Kongreß gezeigten Tänze bestätigt.

Es vollzog sich die klarste Scheidung zwischen dem „Tänzerbund" als der Hochburg alles Veralteten, alles künstlerisch Erstarrten, aller Formen des toten Drills und des „Kunstarbeitertums" auf der einen Seite und auf der andern Seite der „Tanzgemeinschaft" als der Vorkämpferin des Neuen, Jungen und Gesunden in der Tanzkunst. Dazu hat sich nach dem Kongreß ein andrer Gegensatz gesellt: Der „Tänzerbund" wird von Leuten geführt, die aus Mangel an Mitteln, einen unbequemen Kritiker sachlich zu bekämpfen, ihn durch Irreführung der Öffentlichkeit, durch falsche Verdächtigung und grundlose Verleumdung aus dem Wege zu räumen suchen. Und man muß fragen: Wie lange werden die saubern Elemente des Tänzerbundes sich diese Anführer noch gefallen lassen?

Jedenfalls war es die Pflicht der Kritik, die Tatsache des Gegensatzes auszusprechen und seine Gründe zu untersuchen. Auch die „Einigung", die schließlich zustande gekommen ist, war ja nichts andres als eine Anerkennung des Gegensatzes der Richtungen. Denn der Tänzerbund hatte sich bis dahin geweigert, die Tanzgemeinschaft als gleichberechtigt gelten zu lassen; durch den Verlauf des Kongresses wurde er gezwungen, diesen Standpunkt zu verlassen.

Der Kritiker, sofern er unabhängig ist, muß sich entscheiden können; Sie weichen der Entscheidung aus. Aber nicht bloß den Kritiker, auch den Journalisten muß ich zur Rede stellen. Indem Sie einen von mir gebrauchten Ausdruck aufgreifen, lehnen Sie es ab, „hinter die Kulissen zu riechen". Auch ich habe auf dem Kongreß derartiges nicht nötig gehabt; ich wurde von den verschiedensten Seiten, auch aus den Kreisen des Tänzerbundes, mit Material überreichlich bedient; und ich habe dieses Material mit schärfster Kritik und größter Zurückhaltung benutzt. Aber schließlich ist es ja Recht und Pflicht des Journalisten, das Material zu beziehen, wo er es ausfindig macht; es ist sein Amt,

dieses Material mit dem erforderlichen Verantwortungsgefühl zu verwerten.

Sie, sehr geehrter Herr Böhme, haben erst kürzlich zugegeben, daß Sie nicht bloß Kritiker, sondern daß Sie zugleich Angestellter einer Labanschülerin sind. So weiß ich nicht, ob Sie Ihren Artikel als ein Privatinteressen vertretender Angestellter (und Mitbegründer des Tänzerbundes) oder kraft Ihres Amtes als Kritiker geschrieben haben.

Wenn Sie schließlich in Ihren sämtlichen Kongreßartikeln dem preußischen Kultusministerium gute Ratschläge erteilen, so muß diese schulmeisterliche Haltung grade den aufs sonderbarste berühren, der über Ihre dritte Rolle unterrichtet ist, nämlich über die Rolle, die Sie im letzten halben Jahr ungebeten „hinter den Kulissen" dieses Ministeriums zu spielen sich für berufen gehalten haben. Einer öffentlichen Äußerung auf diese verschiedenen Fragen, unter Namensnennung des Angreifers, sieht gern entgegen

Artur Michel

Gutsbesitzer

In einer Anfrage an die preußische Staatsregierung zählt die kommunistische Landtagsfraktion Fälle grober Mißhandlung von Landarbeitern durch ost-preußische Agrarherren und dero Inspektoren auf. Ein Fall: Herr von Lauenstein auf Maldwin stellt einen Landarbeiter aus dem Rheinland zur Rede, weil er vor Herrn von Lauenstein auf Maldwin die Mütze nicht tief genug gezogen habe, und schlägt ihm mit den Worten „Euch roten Rheinländern werde ich helfen" die Peitsche ins Gesicht.

Ich befürworte nicht: unverzügliche Selbsthilfe des Landarbeiters; weil ich nicht wünschen kann, daß er sich noch unglücklicher macht, als er unter dieser Ordnung schon ist. Indes ich meine: Herr von Lauenstein auf Maldwin hat völlig recht, zu handeln, wie er gehandelt hat, solange das Deutsche Reich oder Preußen sich nicht aufrafft, einen muskulösen Kommissar nach Maldwin zu entsenden, der Herrn von Lauenstein auf den Hof beordert, sämtliche Knechte, Mägde, Tagelöhner, Aufseher um ihn herumstellt, in einigen kritischen, aber gemeinverständlichen Worten die Lage skizziert und, mit dem Satz „Euch schwarzweißrotem Herrenpack wird die Republik helfen", ihm den Ochsenziemer feierlich, doch kräftig in die Fresse wirbelt.

Solche Verfahrensart hätte wenig mit Rechtsstaat zu tun; aber nichts, was mit Rechtsstaat zu tun hat, imponiert diesem Besitzergesindel. Nichts. Ihm imponiert nur, was — um mich eines wissenschaftlichen Ausdrucks zu bedienen — knorke ist. Wir brauchen, jawohl, fascistische Methoden aus antifascistischen Geist. Dieser Hektarpöbel ist allein durch die Arbeiterfaust zur Räson zu bringen. Und in Staaten, deren Kabinette und Innenministerien von Führern der proletarischen Klasse geleitet werden, da könnten, sollten, müßten Arbeiterfaust und Staatsfaust Einunddasselbe sein. Wozu sonst der Wahl-Lärm?

Übrigens: Was dem Kartoffeljunker hinter der Oder recht ist, das ist dem Schlotjunker an der Ruhr billig ... und auch dem Mänteljunker an der Spree.

Kurt Hiller

Der Schlußstrich

Unter alles, was geschehen
Nach der Revolution,
Als die Neuzeit lag in Wehen,
Mord und Raub und Inflation,
Will die Reichsregierung kühn
Einen dicken Schlußstrich ziehn.

Ja, jetzt winkt gewissen Strolchen
Endlich Generalpardon,
Die, berauscht von den Erfolgen
Ihrer Revolution,
Freiheitlich geraubt, gesengt,
Durch Gesetze nicht beengt.

Männern aber, die gerochen
Bubentat und Niedertracht,
Als kein Richter Recht gesprochen,
Als kein Hirte mehr gewacht,
Denen Undank widerfuhr,
Wird die „Schuld" ermäßigt nur.

Das sind „Weltanschauungsfragen“,
Da niemals der Streit verstummt.
Mehr noch hat sich zugetragen;
Nicht das Geld nur ward verlumpt.
Etwas kam, was justament
Auch den Schlußstrich brauchen könnt'. —

Mählich können wir ermessen,
Was dem armen Volk mag blühn,
Ob vom bösen Geist besessen
Jene, die den Schlußstrich ziehn,
Der einst durch die Reihen schlich.
Doch — — Schluß- und Gedankenstrich. —

Der Dichter Chr. Meyer, Nördlingen, im „Fränkischen Kurier“ vom 13. Juli.

Meyerhold über Piscator

Meyerhold hält sich gegenwärtig in Paris auf und hat der neu gegründeten Zeitschrift ‚Monde‘, die unter der Leitung von Henri Barbusse steht, ein Interview gewährt, in dem er sich unter anderm über das Theater Erwin Piscators äußert.

„Nein“, sagt Meyerhold dem Befrager, „ich habe auf meiner Reise keinen Aufenthalt genommen, ich habe auch das Theater Erwin Piscators in Berlin nicht gesehen. Es hätte mich interessiert, obwohl Piscator, meiner Ansicht nach, auf einer falschen Spur ist. Ich sah die Photographien seiner Ausstattung und den Plan seines Theaters. Ich kenne die Sujets seiner Stücke. Er hat das Problem nicht verstanden, das ihm gestellt war. Piscator glaubte in sechs Monaten in Berlin ein revolutionäres Theater schaffen zu können. Dazu konstruierte er eine moderne Bühne und verwandte alle seine Mühe und Sorgfalt auf die materielle Vervollkommnung der Bühnentechnik. Das war einseitig. Die Probleme, denen der Regisseur gegenübersteht, sind sehr mannigfach. Die Szenerie und die Bühne sind nur der Rahmen. Diesem Milieu müssen Gesten und Stimmen der Schauspieler angeglichen werden. Danach strebte Piscator nicht. Er baute einen neuen Rahmen, aber er ließ darin alte Schauspieler spielen. Außerdem scheint mir das, was ich von seinem Spielplan sah, nicht dazu angetan, breite Volksmassen zu interessieren; wie zum Beispiel die Geschichte Rasputins. Nein, Piscator kennt nicht genügend die Möglichkeiten seiner Schauspieler. Ich arbeite mehr als zwanzig Jahre, um mein Theater zu schaffen und noch immer ist es nicht fertig ...“

Kleines Theater

Täglich 8¼ Uhr
Das
Sprung-
bett
der Liebe
Lustspiel von Sablons
150 Mal in Wien
(Renaissance Theater)
Für Jugendliche verboten!

Berliner Plakat

Liebe Weltbühne!

„Wie gut Sie doch die Frauen kennen“, sagte in einer Gesellschaft eine junge Dame zu Balzac. — „So gut“, erwiderte Balzac, „daß ich Sie bloß anzusehen brauche, um Ihnen Ihren Lebenslauf vom Tage Ihrer Geburt an, zu erzählen. Wollen Sie die Probe machen, Mademoiselle, soll ich die Geschichte Ihres Lebens erzählen?“ — „Aber bitte nicht laut“, antwortete die Dame sehr erschrocken.

Strandläufer.

Wir nächtigen des Nachts auf einer morschen Planke
und decken uns mit dem Nachthimmel zu,
ich höre noch, wie die Hure sagte: „Ich danke“,
steckte das Geld in den Strumpf und dann ging sie auch zur Ruh

Die Mädchen schlafen in einem feinen Bett
abends bekommen sie eine Suppe, das füllt ihnen den Bauch,
beten tuen sie auch
und dann schlafen sie stolz und adrett.

Wir wachen des morgens frostig auf
und schütteln die Taschenkrebse aus unseren Beinen
aus wirren Haaren klauben wir die Steine
und Sand und stülpen uns eine alte Melone auf.

Ich war früher mal Leichtmatrose, das sag ich dem Kapitän
er soll uns mit nach China nehmen,
aber er tritt uns in den Arsch, ohne uns anzusehn
und dann müssen wir wieder gehen.

Ich weiß, ein Steward hing sich an einem Bettpfosten auf,
das Schiff heißt „Stadtrat Fischer“, geschmuggelte Munition
fahren sie nach China für Anderson u. Sohn,
dafür nehmen sie Bohnen und Seetang in Kauf.

Aber uns wollen sie natürlich nicht behalten
deswegen ziehen sie die Gangway hoch,
unter einem alten Kahn zu erkalten
bleibt uns immer noch.

Richard Huelsenbeck

Antworten

Student. Der irische Herr Fitzmaurice hat in Deutschland die Schrecken der Berühmtheit bis zur Neige auskosten müssen. Denn wir sind ein gastfreies Volk. Wie es in Stuttgart, zum Beispiel, hergegangen ist, zeigt ein Bericht in der ‚Württembergischen Hochschulzeitung': „Old friend, how do you do?" Fitz zeigt seine etwas lückigen Zahnreihen, grinst: „o, I am stinkbesoffen", und dabei lächelt er ganz harmlos in die Runde. Das allgemeine Gelächter scheint ihn darin wenig zu stören, doch, als man ihm wegen seiner fabelhaften Deutschkenntnisse daraufhin Komplimente macht, gibt er bereitwilligst noch weitere Auskunft: „The first words, I learnt, when I was in Germany were: ik lieb dik, main Lieblink, Prossett and stinkbesoffen." Der Ober muß wieder springen, dann hallt's „Prosit Major" — „Prosett, gentlemen". Aber den tiefsten Sinn der Bedeutung des Wortes „stinkbesoffen" schien der Kommandant der irischen Luftstreitkräfte doch noch nicht begriffen zu haben, doch da war keine Not, wenn es ihm jemand beibringen konnte, so konnte es bei solchen Lehrmeistern am ehesten geschehen Deutsch verstand er nicht, so wurde ihm ab und an erklärt, während man bezeichnend an sein Glas klopfte: „major, we now drink our rest, you understand, all we have in our glass" Ob er wollte oder nicht — Boden hoch, und vorne lief's von selber. — Der Verfasser ist der Burschenschafter Herr Hans Specht, Arminiae, Stuttgart. Die Commilitonen, die er da schildert, werden in absehbarer Zeit unsre „Intelligenz" sein. Die Jugend lehren, Recht sprechen und den Staat lenken. Immer nach dem Rezept: Boden hoch und vorne läufts von selber.

T. M. Sie schreiben: „Der Artikel von Bela Balazs neulich in der ‚Weltbühne', der ‚Jugend, Jugend . . ' hieß und sich besonders mit dem ‚Tagebuch des Schülers Kostja Rjabzew' befaßte, war sehr beachtlich, so weit er sich auf die kritische Behandlung der aktuellen deutschen Jugendfrage bezogen hat. Hier war die völlige Hilflosigkeit des deutschen Bürgertums der werdenden Generation gegenüber ganz vorzüglich charakterisiert. Anders jedoch liegt es mit der Wertung der russischen Verhältnisse. Zunächst einmal kann dies ‚Schülertagebuch' keine Anspruch auf Echtheit erheben. Denn es ist die bewußte literarische Arbeit eines Erwachsenen. Deshalb kann man es auch nicht als Dokument behandeln, es ist ein Phantasieprodukt, das zur Wirklichkeit nur sehr geringe Beziehungen hat. Aber, gesetzt den Fall, es wäre echt — ich erlaube mir die Frage, was Herrn Balazs daran so verlockend vorkommt? Mir erscheinen diese Jungen unleidlich in ihrer Überheblichkeit und Selbstgerechtigkeit. Das sind keine unbefangenen jungen Menschen, sondern werdende Parteibonzen, künftige Vereinsfunktionäre, ohne intellektuelle Möglichkeiten, etwa späterhin das ihnen als Axiom Eingetrichterte zu prüfen und zu revidieren. Ich verkenne nicht die kulturellen Leistungen Sowjet-Rußlands, seinen gigantischen Kampf gegen das Analphabetentum, aber zur Bildung gehört ein Stück Freiheit, und ich glaube nicht, daß Rußland an dieser Generation, die es mit den Scheuklappen der Dogmatik heranzieht, bei der es die Möglichkeit zu eignem Urteil radikal ausgerottet hat, später viel Freude erleben wird." Ich bin mit den russischen Verhältnissen nicht vertraut genug, um Ihnen sachkundig zu antworten. Aber mir scheint, daß alle überspitzten Prinzipien später von der Wirklichkeit korrigiert werden. Und Rußland ist für uns noch immer X, das Unbekannte gewesen. Früher als es noch mystisch und von brünstiger Frömmigkeit erfüllt war, nicht anders als heute, wo es ein kaltes glaubensloses Gesicht zeigt und Oblomow endgültig verabschiedet hat. In Rußland war mehr alte Zeit abzubauen als anderswo, das Tempo war rapide. Manches Gute mag dabei zer-

brochen sein. Hier nützt keine Klage. Wir müssen auf neues Wachstum warten.

Sänger. Es gibt kein Plaisir, daß man in Deutschland nicht mit sehr gewichtiger Politik belastete. Vierzigtausend Sänger fahren nach Wien und flugs wird daraus eine machtvolle Anschlußkundgebung. Man mag zur Anschlußfrage pro oder contra stehen — auf einer Vergnügungsreise wird sie nicht entschieden werden Und was ist diese Sängerfahrt mehr? Würde dies frohe Fest irgendwo in Deutschland stattfinden, bliebe es eine Angelegenheit der Lokalanzeiger, und die Linksblätter würden über die geschwollenen Männerbrüste und über den Massentransport von blonden Vollbärten ihre Scherze machen, die Musikreferenten es empört ablehnen, sich mit dieser Liedertafelei näher zu befassen und der Rest gehörte den Witzblättern. Und mit Recht. Denn diese Sängerbündelei gilt sonst als Gipfelung des Philistertums, ist gleichsam die Wirtschaftspartei in Musik gesetzt. Dennoch wäre es unsinnig, den guten Leuten ihre Ideale rauben zu wollen; sie mögen die alten Eichen so oft rauschen lassen, wie es ihnen Spaß macht. Aber warum macht man daraus eine hochpolitische Sache, die Alldeutschland in Wallung bringt? Warum müssen die sozialistischen Herren Severing und Loebe sich grade hier als Protektoren gerieren und sich recht überflüssig vor aller Welt exponieren? Das erste Echo des vereinten Männersangs ist sehr mißtönend gewesen. Pariser Chauvinisten ist wieder das bequeme Stichwort von der deutschen Expansionslast hingeworfen worden. Grade in diesen Tagen, wo die Frage der Rheinlandräumung wieder in den Vordergrund tritt, wäre es ein Unfug, durch ein neues Moment die Debatte zu verschärfen. Die sozialdemokratischen Exzellenzherren, deren innere Bilanz einstweilen so kläglich ausgefallen ist, täten gut, wenigstens nach außen hin die krafttrotzenden Gesten zu vermeiden. Europäische Dinge werden nicht auf einem Sommerfest für altgewordene Kinder entschieden. Was die ästhetische Seite der Sache betrifft, so gibt es einen Leidtragenden, dessen hier mit schwachem Seufzer Erwähnung getan werden soll: — Franz Schubert, in dessen freundlichem Namen diese pompöse Tonfülle in die Ohren der erstaunten Welt braust. Er kann sich nicht wehren, der Arme.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Wien, Wien, nur du allein . . .

von Carl v. Ossietzky

In der wiener ‚Stunde', die seit der großen Tempelreinigung ein kreuzbraves Lokalblatt geworden ist, wird eine gastronomische Bilanz des Sängerfestes gezogen. „Wien hat sein Debut als Fremdenstadt auch in dieser Hinsicht glänzend bestanden," resumiert die ‚Stunde'. „18 000 Hektoliter Bier, 10 000 Hektoliter Wein, 250 000 Kilogramm Fleisch, 200 Kilometer Würste konsumieren die Festgäste in fünf Tagen... Zur gastronomischen Bilanz gehört auch der Kaffeekonsum: zirka 500 000 Schalen täglich, das sind 2 500 000 Schwarze, Braune und Melangen." Zählt man dazu einen Tabakumsatz von einer Million Schilling und eine Hochkonjunktur der Autotaxi, die auf 750 000 Schilling zu schätzen ist, so ergibt sich das Bild einer höchst opulenten Hochsaison; man beglückwünscht die gastfreie Stadt zu ihrem Sukzess und freut sich aufrichtig, daß ihr das Sterben so brillant bekommen ist.

Leider haben die fröhlichen Tage nicht nur eine gastronomische, sondern auch eine politische Bilanz, die weniger verlockend aussieht und deren Minus wir zu tragen haben. Denn es ist nicht nur gesungen, nicht nur pokuliert, sondern auch politisiert worden. Der reichsdeutschen Anschlußpropaganda ist es gelungen, selbst dieses harmlose Kindervergnügen unter ein politisches Banner zu bringen, doppelt überflüssig, weil es sich bei den Teilnehmern vornehmlich um friedfertigstes Kleinbürgertum handelte, um Mitbürger also, denen wir kein Unrecht tun, wenn wir sagen, daß sie ihre Feste sonst unter der Devise zu feiern pflegen, die auf jedem Bierfilz zu lesen ist: Sauf dich voll und friß dich dick und halts Maul von Politik! Man stellt nicht ohne Herzschmerzen fest, daß es wieder der sehr wohlmeinende Herr Loebe gewesen ist, der dem heitern Unternehmen eine Note beigemischt hat, die nicht nur falsch am Platze war, sondern als unerwünschte Folge neues Mißtrauen rings um Deutschland gesät und pariser Alarmbläsern die hoch erwünschte Gelegenheit gegeben hat, mit lange nicht mehr gewohnter Verve ins Clairon zu stoßen. Wenn das wiener Lokalblatt ausrechnet, daß für die etwa eine Million Paar verfutterter Würstchen eine Länge von zwanzig Millionen Zentimeter zu setzen wäre, was zweihundert Kilometer sind und dem Weg von Wien bis Linz entspricht, so muß leider gesagt werden, daß der von Herrn Loebe angerichtete Schaden, in ähnlicher Weise umgerechnet, eine via triumphalis ergibt, die nicht nur bis Linz führt, sondern, wie wir sehen mußten, bis Paris.

Herr Loebe, ein liebenswürdiger Innenpolitiker, wird, wenn er sich außenpolitisch verbreitet, jedes Mal ein Unglück auf Laufrädern. Wie kann ein alter, erfahrener Parteimann wie Paul Loebe über die Akkumulation von 200 000 teutschen Stimmbändern, die — siehe oben — nicht nur Vaterlandsliebe befeuchtet hat, in den begeisterten Satz ausbrechen: Das Volk

hat gesprochen!? Was hätte die sozialdemokratische Presse gehöhnt, wenn ein Minister der frühern Regierung, ein Keudell oder Schiele, sich ähnlich geriert hätte? Politischer Takt hätte Herrn Loebe verbieten müssen, eine nette Spießerfete also aufzuplustern, politische Klugheit hätte ihm das ärgerliche Echo voraussagen müssen.

Seit den Maiwahlen bereitet sich eine entscheidende Debatte um die Rheinlandräumung vor, die durch keine neuen Momente erschwert werden dürfte. Man weiß, wie die Franzosen dazu stehen: teils möchten sie gern nachgeben, teils können sie sich von ihren alten Vorstellungen von Pfand und Sicherheit nicht freimachen. Hier handelt es sich darum, eine Entwicklung ruhig zu fördern, Vorurteile sich an der kühlen Überlegung langsam zersetzen zu lassen, anstatt sie neu zu füttern. Bekanntlich haben sich die französischen Sozialisten eben erst für die bedingungslose Räumung ausgesprochen. Das war das Ergebnis des 20. Mai und ein großer Erfolg deutscher Verständigungspolitik. Es ist kein Gegenbeweis, daß die Partei Léon Blums deswegen lebhafte Anfeindung und wenig Zustimmung erfuhr. Das hat jeder zu erwarten, der zuerst eine Tatsache ausspricht, die beim Gros der Andern erst an die Tür des Bewußtseins klopft. Niemals ist dem Glauben an ein gewandeltes Deutschland so spontan Ausdruck gegeben worden wie in dieser sozialistischen Plattform.

Jetzt wäre eine kurze störungslose Zeit für ruhiges Wachstum nötig gewesen. Da dröhnen die Posaunen von Wien herein, die mildere Stimmung ist zerblasen, der alte gereizte Ton wieder da und aus einem nicht sehr wichtigen Okkupationskonflikt wird plötzlich eine bissige Auseinandersetzung, die Stresemanns pariser Reise gefährdet. Denn auch die nachsichtigsten Franzosen verlieren den Humor, wenn sie expansive Tendenzen Deutschlands wittern. Viele der deutschen Anschlußfreunde denken dabei nichts Alldeutsches, die meisten, offen gestanden, überhaupt nichts. Aber in einigen unsrer Nachbarländer riecht man, wenn das Wort fällt, sofort Pangermanismus. Es kommt nicht darauf an, ob die Leute in Paris oder Prag Gespenster sehen, sondern darauf, ob deutsche Politiker Dinge tun, die geeignet sind, ihnen welche zu suggerieren.

Der Anschluß ist keine Sache der Propaganda, sondern eine der europäischen Situation. Es liegt über allem noch viel Unklarheit, und es wäre unsinnig, da forcieren zu wollen. Vielleicht wird sich Oesterreich doch allmählich den slawischen Nachbarvölkern zuneigen, vielleicht wird sich der Anschluß einmal ganz schmerzlos und unter dem Beifall Europas vollziehen. Nur sollte man nicht so wichtige Dinge wie das Selbstbestimmungsrecht der Völker ausspielen oder an jene großartigen nationalen Einigungen erinnern, die grade das alte Oesterreich ein Säkulum verhindert hat. Südslawen lebten in mehreren Staaten verstreut, Italien war ein Bündel von kleinen autochthonen Despotien und lästigen Fremdherrschaften. Hier aber handelt es sich um einen sehr großen, in rapidem Tempo erstarkenden und um einen sehr kleinen und schwachen Staat, und beide sind unabhängig. Das sollte doch nicht ganz über-

sehen werden. Das Größenverhältnis der Partner ist allzu verschieden; im Effekt würde der Zusammenschluß beider nicht eine „nationale Einigung" bedeuten, sondern nur eine Arrondierung des größern. Deutschland wird erweitert werden, Oesterreich verschwinden, seine besondere Artung in einem riesigen preußisch geheizten Schmelztopf untergehen.

Wenn man sich mit Oesterreichern darüber unterhält, so betonen sie gern die prekäre Lage ihres Landes, seine Zukunftslosigkeit und die Notwendigkeit, aus wirtschaftlichen Gründen irgendwo Zuflucht zu suchen. Dabei erscheint ihnen der Anschluß an Deutschland noch als die mildeste Lösung, aber sie sprechen davon doch wie eine alternde Salondame vom Übergang ins Mütterfach. Man braucht auf die erste Konfrontation in einem staatlichen Gefüge nicht neugierig zu sein.

Herr Loebe ist ganz gewiß ein tüchtiger Pazifist, und er glaubt sich schon salviert, wenn er die alldeutsche Phraseologie meidet und sich auf das Wilsonprinzip der nationalen Selbstbestimmung beruft. Aber er vergißt, daß pazifistisches Reden heute zwischen Locarno und Kellogg-Pakt nicht mehr viel heißt und daß ein Staatsmann oder Militär alter Schule, der noch munter die Tugenden des Krieges preist, so fremd wirkt wie eine eben gefundene Grammophonplatte aus der Steinzeit. Und er vergißt, daß es heute nur eine Entscheidung gibt: entweder die völlige Neugestaltung der Grenzen nach streng nationalen Prinzipien — das hieße folgerichtig: die Proklamierung der deutschen Irredenta in allen vier Himmelsrichtungen — oder die langsame Aufhebung der Grenzen überhaupt: — die Vereinigten Staaten von Europa! Von dieser Entscheidung sollte der internationale Sozialist Paul Loebe eine Ahnung haben.

*

Während sich Augen und Ohren der deutschen Presse nach Wien wenden, hat sich indessen ein Zwist mit der französischen Regierung entwickelt, der noch eben und eben glimpflich zu enden scheint. Die Linksblätter sind etwas verlegen, bei Hugenberg tanzt man.

Da die Beziehungen zu Frankreich noch immer recht zerbrechlich sind und die Freundlichkeiten noch recht jungen Datums, ist es nicht ohne Belang, wer Deutschland in Paris vertritt. In der deutschen Botschaft amtet Herr von Hoesch. Er wohnt in Paris, aber lebt dort nicht mehr. Er lebt in dem luftleeren Raum einer selbsterdachten Politik.

Bei der Beurteilung dieses Diplomaten darf man gewiß nicht seine Meriten vergessen. Er hat als Geschäftsträger während des Ruhrkampfes und nachher die schwerste Zeit der deutsch-französischen Nachkriegsirrungen durchgemacht, und damals gerettet, was zu retten war. Der Maisieg der französischen Linken von 1924 steckte ihn fast mit einem radikalen Jakobinismus an. Dann kam Poincaré wieder, und zu ihm fand Herr von Hoesch keine andre Haltung als die Mehrzahl der deutschen Demokraten, die feindselige Resignation des Hebbelschen Wortes: „Darüber kann kein Mann weg!"

Wir brauchen aber einen pariser Vertreter, der darüber hinwegkann, der mit den Mächten umgehen kann, die da sind, nicht mit den Bildern seiner Wünsche. So ist heute der seltsame Zustand da, daß man in der Wilhelmstraße die Möglichkeiten der Verständigungspolitik in Paris viel optimistischer einschätzt als in der dortigen Botschaft. Die ist kein Relais des guten Willens mehr, sondern in Wahrheit eine Barriere, ein Abschluß. Stop.

Der Herr Botschafter zehrt von seinen alten Verdiensten, denen er allerdings auch seine frühe Karriere verdankt. Es mag sein, daß er sich seit Locarno etwas in die zweite Reihe gedrückt fühlt. Seit die Außenminister sich in Genf in persönlichen Begegnungen aussprechen, hat die deutsche Botschaft manches von ihrer Bedeutung von 1924 eingebüßt. Die Methoden des Herrn von Hoesch, die Wichtigkeit aus eignem zu erhöhen, können nicht als sehr glücklich bezeichnet werden.

Die neue Rolle separiert Herrn von Hoesch nicht nur von den Franzosen, sondern auch von seinen Landsleuten. Deutsche Journalisten klagen über ein nicht immer gewünschtes Patronat; gesellschaftliche Konflikte verderben die Stimmung. Aus dem gewandten, legeren Herrn, der er vor ein paar Jahren noch war, ist der würdevolle, unnahbare Schirmherr des allmählich ranzig werdenden kulturellen Rapprochements geworden.

Früher, als er noch ein freundlicher Gesellschafter war und noch nicht the right Honourable, erzählte er deutschen Besuchern gern, wie er sich in seiner Amtszeit in Madrid für Stierkampf interessiert habe. Er hat damals sogar das Stierkämpfen praktisch gelernt, indem er Unterricht bei einem richtigen Torero nahm und sich einen jungen andalusischen Kampfstier hielt. Die Geschichte ist indessen nicht so blutig, wie man meinen könnte, denn dem Stier waren vorsichtigerweise die Hörner wattiert worden, während die Degenspitze seines Gegners durch einen Korken unschädlich gemacht war. Trotzdem muß es ein Anblick von schöner Sinnbildlichkeit gewesen sein, wie sie da umeinander herumtanzten, der junge Professional der subtilsten politischen Kunst und der Repräsentant der unzähmbaren militanten Naturkraft.

Der arme Stier wird inzwischen lange auf gelbem Sand verblutet sein, aber sein einstiger Teilhaber am Spiel hat es weit gebracht. Nur schade, daß sich in ihm manchmal auch hauptamtlich die Torerogelüste wieder regen. Das Auswärtige Amt würde nützlich handeln, ihm einen dicken Pfropfen auf den Degen zu stecken, denn die französische Politik stößt trotz alledem auch lieber mit wattierten Hörnern.

*

Wenn nicht einige besondere Unglücksfälle eintreten, wird in ein paar Wochen in Paris der Kellogg-Pakt von vierzehn Außenministern feierlich unterzeichnet werden. Es besteht nämlich noch immer die Möglichkeit, daß Herr Kellogg in der eignen Heimat, wo er zu den weniger geschätzten Politikern gehört, havariert. Ganz von dem zu schweigen, was sich etwa in Europa noch ereignen kann.

Wer glaubt an den Friedenspakt? Er ist nicht der allgemeinen Überzeugung entsprungen, sondern ein Zierstück der Diplomatie, die in ihrer Weise ein großes pazifistisches Dokument schaffen möchte, ohne an den bestehenden Zuständen etwas zu ändern. Man könnte Herrn Kelloggs Werk noch viel schärfer kennzeichnen, man könnte es leicht eine Verbeugung der Heuchelei vor der Tugend nennen. Von den Kriegern des Generals Sandino wird wohl keiner eingeladen werden... Dennoch darf der Wert selbst solcher Gesten nicht mit kalter Schulter abgetan werden, denn Kelloggs Plan ist immerhin ein imponierender Versuch, die imperialistischen Wallungen der Nachkriegswelt zu zivilisieren. Es fehlt den Großmächten heute bei aller Ausgestaltung ihrer Kampfmittel an der festen zupackenden Roheit von früher. Die Bestialität ist nachdenklich geworden und reflektiert über die Folgen ihrer Exzesse. Die Route jedes Kriegswagens führt heute in ein Ungewisses: in die Revolution.

Bleibt also der Kellogg-Pakt, so lange die Mächte nicht an Abrüstung denken, bestenfalls ein Stück Papier, so wird er schlimmernfalls eine drohende Gefahr, wenn Rußland nicht in seinen Plan einbezogen wird. Dabei sollte man sich nicht durch Moskaus unfreundliche Sprache abschrecken lassen. Die russische Sehnsucht, den Weg in die Welt zurückzugewinnen, ist realer als die noch immer herausfordernd gezeigte Attrappe der roten Revolution. Das System der Amerikaner ist nicht unbedingt gegen Rußland gerichtet, aber es kann in einem kritischen Augenblick sehr leicht zum Rahmen einer antisowjetistischen Weltallianz werden. Hier eine Annäherung zu fördern, wäre eine großartige Aufgabe der deutschen Politik, wäre ein entscheidender Beitrag zur Entbarbarisierung Europas. Gibt es in Deutschland heute noch ein Ostprogramm? Die sogenannte östliche Orientierung aus dem Geiste der Reichswehr ist glücklicherweise an dem eignen Gasgeruch verendet. Der einzige bürgerliche Politiker, der noch eine bedeutende Konzeption der Ostfragen im Kopfe führt, ist der konservative Professor Hoetzsch. Die Sozialdemokraten sehen in den Leuten, die in Moskau regieren, Ausbrecher, die eigentlich reumütig zu Erzvater Kautsky zurückkehren müßten. Sie sehen die russische Politik ausschließlich unter dem Aspekt des sozialistischen Bruderkrieges, und wenn man ihnen auch konzedieren kann, daß ihnen die Kommunisten eine andre Haltung nicht leicht machen, so hilft das auch nicht weiter. Es fehlt auf beiden Seiten ein Genie der Synthese.

Aber bis dahin ist noch ein weiter Weg, und hier soll nur dargetan werden, daß unsre Außenpolitik im Osten vitalere Positionen zu erobern hat als im Südosten. Es ist billig, durch gelegentliche Grobheiten gegen Polen in Moskau flüchtigen Applaus zu finden, aber nicht auf dies fatale Spiel kommt es an, sondern auf die Rückführung Rußlands nach Europa. Deutschland steht durch sein geopolitisches Schicksal dieser Frage räumlich am nächsten. Und sie sei deshalb unsern Herrn Außenpolitikern mit besonderer Sorgfalt ans Herz gelegt, wenn sie aus der Stadt ihrer Träume zurückgekehrt sind.

Das Borinage von Egon Erwin Kisch

Es ist Vormittag, ein Neuankömmling ist einsam in Belgiens Kohlenland, dem Borinage. Die Bergleute sind längst eingefahren.

Er verläßt die von der Kleinbahn durchbummelte Hauptstraße, geht entlang der Mauern zwischen Zechenplätzen und Arbeiterhäusern, nur hier und da spielen Kinder im schwarzen Schlamm, ein Schankwirt steht vor dem schwarz-niedrigen Estaminet, eine Frau trägt Gemüse in einem Tuch. Dann hört der Ort auf, der genau so aussieht wie sein Nachbardorf, hagere Häuser aus berußtem Rohziegelwerk, und man begegnet niemandem mehr, nur Förderwagen rattern auf Schwebebahnen über den Fremden hinweg, manchmal auf Drahtseilen am Fremden vorbei, heben sich in spitzem Winkel und rollen zum Gebirgskamm empor, wo sie kippen.

Auf jedem dieser Berge, die den grünen ebenen Hennegau in einen steilen, finstern Karst verwandeln, kauert ein Basilisk. Die Vorderfüße auf die Bergesspitze gestemmt, den Hinterleib auf den Hang gepreßt, streckt er den Hals vor und den Rachen. Alle zwei Minuten speit er Schutt und Erde hinab.

Berge und Basilisken hat nicht die Natur gesetzt, sondern der Mensch.

Es ist der Abraum aus dem Schacht, der hierher fährt auf Schienen oder schwebt auf dem Seil. Er mündet in der Kippe, dem Ungetüm, das über jeden Gipfel den Hals hinausreckt.

Was hätte Natur hier zu suchen? Hier ist Industrie.

Dreizehnhundert Meter unter dem Fremden, der allein über diese Erde geht, sind die Menschen, die die Erde aus dem Flöz graben und sie aufwärts schicken, zweihundert Meter über dieser Erde, auf der ein Fremder geht.

Auch an der großen Eisenbahn kommt er vorbei, immer sind die Schranken herabgelassen, auf einer Überbrückung kann er ans andre Ufer des Schienenflusses, unter ihm rollen die breitspurigen Waggons so, wie über ihm die kleinen Förderwagen rollten, ohne menschliche Begleitung. Die Eisenstraße dient dem Kohlenverkehr, die Kohle dient dem Eisen. Aber die glitzernden Kohlen, die in den Eisenbahnwagen fahren, tragen wenigstens Spuren der menschlichen Moral: die oberste Schicht ist mit Kalk besprenkelt, damit man es merke, wenn ein Unbefugter sich auf den Zug schwingen und einige Stücke abwerfen wollte.

Das wäre ja Diebstahl an der Societé anonyme, der das Kohlenwerk gehört, und die wieder ihrerseits von einer Societé anonyme kontrolliert wird, einer Bank. Die anonymen Verwaltungsräte und anonymen Direktoren der Societé Générale de Belgique sitzen in Brüssel und regieren dennoch hier die Zechen: Couchant de Mons, Hornu-Wasmes, Produits-Nord du Rieu du Coeur, Lévant du Flénu, Charbonnages Belges, Monceau-Fontaine, Charbonnages Réunis, Marcinelle-Nord, Gouffre, Grand-Conty und Bois d'Arroi.

Mit einem zweiten Finanzinstitut, der Banque de Bruxelles, teilt die Societé Générale ihre Herrschaft über die wallonischen

Schächte, in denen jährlich fünfzehn Millionen Tonnen gefördert werden, aus Flözen, die nur eine Mächtigkeit von siebzig Zentimeter haben, also höchstens halb so ergiebig sind wie die des Ruhrreviers.

Statt des schwarzen Silbers, das davonrollt, wohlweislich mit Kalk gemärkt, damit kein Klümpchen verlorengehe, kommt pures Gold herein, nein, nicht herein, sondern nach Brüssel zum Bankdirektor, beziehungsweise nach Ostende zu seiner Frau. Im Kohlengebiet, aus dem der Reichtum stammt, ist Armut.

Van Gogh hat sich in seiner Jugend gesehnt, im Borinage zu leben, den Elendsten der Elenden den Trost des Evangeliums zu spenden. Zwei Jahre lang hat er hier gewirkt, die Borrains schätzen gelernt, ihre verzweifelt schwere Arbeit in Briefen an seinen Bruder geschildert und die erschütternde Schlichtheit dieser Landschaft geliebt. Aber als er fortzog, um in farbenfrohern Strichen ein Maler zu sein, — nichts ist davon bekannt, daß er sich zurückgesehnt hätte.

Erschütternde Schlichtheit. Selbst für Heroenkult zum Zwecke militaristischer Propaganda, für den im übrigen Belgien ganze Marmorfelsen geopfert wurden, gibt es hier kein Geld. Auf die Seitenwand einer Scheuer zwischen Flénu und Jemappes wurde einfach hingetüncht:

C'est ici
que le 24 août 1914
furent lâchement
fusilés par les boches
Candron Thimotée, Dupont Alphonse,
Dupont Jean-Baptiste, Dupont Jules,
Finet Emanuel, Finet Florent père,
Finet Florent fils, Haimeux Aimalle (Emile).

In St. Ghislain, das ein rußig-roter Kohlenort des Borinage ist, immerhin durch das Vorhandensein einer Werft für Kohlenkähne, einer Glasfabrik, einiger Agenturen der Kohlengesellschaften und der Transportversicherungen ausgezeichnet, kann man noch immer neben jedem Hauseingang den Vermerk der deutschen Quartiermacher deutlich lesen: „Zimmer für ... Offiziere, Raum für ... Mannschaften, Keller für ... Personen, Stall für ... Pferde." Auf dem Giebel des Hauses an der Brücke ist erst später hingemalt worden: „Détruit par les Allemands 1918, réconstrué 1923."

Auch die Gefallenen des Weltkrieges können sich hierzulande keiner luxuriösen Ehrungen rühmen. Erstarrt vor Schrecken hält die Frau des Kirchhofwärters, die im offenen Kapellenvorbau am Waschtrog steht, in ihrer Arbeit inne. Jemand tritt — an einem Wochentag! — während der Arbeitszeit! — durchs Gittertor ein. Der Fremde watet durch hohes Unkraut. An der Mauer dreizehn morsche Holzkreuze für einen Captain, einen Leutnant und elf Mann von „Royal Scotch Fusilers". Ihr Nachbar, der deutsche Vizefeldwebel Erich Romberg, Inf.-Regt. 24, hat wenigstens ein eisernes Täfelchen und ein umgittertes Blumenbeetchen. Freilich, so gut hat ers nicht, wie die Familie des Charcutiers nebenan, die hat eine komfortable Gruft, man kann hinabsteigen zu hölzernen Särgen.

Auf fast allen Gräbern: gläserne Trommeln mit Perlenkränzen darein, Photographien auf Porzellan, manchmal Frauen mit Riesenhüten darstellend und mit kokettem Lächeln, Vitrinen vor dem Grabstein mit Gipsvasen und allerhand Papierblumen, fertiggekaufte porzellanene Votivtäfelchen mit Blümchen darauf.

Manche Gräber besonders simpel, nicht einmal der Glasperlenkram, nicht einmal Votivtäfelchen, nicht einmal das Photo. Nur Name und Alter, Geburtstag und Todesdatum. Aber wenn man einige Grabsäulen den gleichen Sterbetag tragen sieht, fünfe zum Beispiel „mort le 16 mai 1921", und diese Toten neunzehn oder höchstens dreiundzwanzig alt waren, weiß man genug. Kumpels, Opfer der Grubenkatastrophe, würden auch in jenen Gegenden, wohin das Geld aus den armen kullert, würden auch dort, wo man zwecks Verewigung von Haß, Nationalismus und Kriegshetze die Toten mit Marmor, Gold und Kunst ausstaffiert, nicht einmal ein eisernes Kreuz aufs Grab bekommen...

Sie sind dort, wo sie immer waren, wo ihre lebenden Kollegen zur Stunde sind: unter der Erde. Der Fremde verläßt den Totenanger zur Erleichterung der noch immer am Waschtrog erstarrten Friedhofswärterin. Wieder Schienenstränge überschreitend und an rauchenden, ewig brennenden Halden vorbei, weiß er, wie diese Menschen aussehen, obwohl er, im dichtestbevölkerten Teil des dichtestbevölkerten Staates noch keinem begegnet ist: unvermeidlich ist der Gedanke an Constantin Meunier, den Bildhauer.

Unten sind diese Formen aus Bronze und Stein, — diese eingefallenen Gesichter mit halboffenem Mund, — diese hageren Körper, der Schweiß hat die Leinenbluse angepreßt, und sie wirft Falten, die wie Rippen wirken, — diese einwärts gedrehten Füße, barfüßig oder in Holzschuhen, — diese muskulösen Arme, die die Hacke schwingen, — diese Hände, an denen die Grubenlampe hängt, — diese Menschen, die vor Ort liegen und oberhalb ihres Kopfes das Gestein loshacken, — diese Menschen, die dann müde kauern, mit einem tiefen Blick ins Hoffnungslose oder in die Hoffnung, in die Resignation oder in die Revolution.

Alsbald begegnet er ihnen wirklich, den lebendig gewordenen Skulpturen, sie gehn am Abend längs des Kanals heimwärts, die Kaffeepulle an einem Strick befestigt, den sie wie einen Gewehrriemen über die Achsel gelegt haben, sie sitzen mit starren Augen vor ihrem Bierglas im Estaminet, mit halbgeöffnetem Mund hocken sie vor ihrem Häuschen.

Manche auch haben Masken an, geschwungenen Schnurrbart, ein buntes Tuch um den Hals oder eine Schärpe um den Bauch, einen Buckel, eine Brille, eine Tabakspfeife, ein Lachen. Darunter jedoch ist die Grundform. Sie sind Meuniersche Schöpfungen allesamt, Gestalten vom Denkmal, das er der Arbeit aufrichten wollte, während alle Welt sie schändet. Diese Menschen Meuniers gehören in diese Landschaft, die man der Natur beraubt hat, ohne ihr dafür wenigstens Zivilisation zu geben.

Wenn der Fremde nach einem Aufenthalt im Borinage das Brüssler Museum der schönen Künste besucht, ergeht es ihm umgekehrt: dort, im belgischen Kohlenland hat er sich die Kulisse mit den Personen Meuniers beleben müssen, — und jetzt erscheinen ihm Meuniers Plastiken nicht mehr als einzelne, selbständige Stücke, sondern als Partien des schwarzen Gebietes, aus dem er kommt, hinter jeder Statue steht dieser Hintergrund mit den steilen, oft rauchenden und oft brennenden Abraumhalden, zu deren Grat die Hängebahn fährt, mit den grob gezimmerten Fördertürmen, auf denen sich die Aufzugsräder gegeneinander drehen, mit den von Anfang an primitiven und nun noch verfallenen Maschinen-, Separations-, Bunker- und Kesselanlagen und dem Förderhaus, aus dem die Drahtseile auf den Schacht führen und von dort tief, tief hinab in unheimlich verzweigte Labyrinthe.

Den jungen Burschen, schön und etwas schwer von Begriffen, den Arm unschlüssig ausgestreckt, sah man am Flöz „Chien-Rouge" mit dem Hauer streiten. Das Mädchen in den blauen Hosen hatte eben bei Quargegnon den Kohlenkarren zum Frachtkahn gefahren, als sie auf der andern Kanalseite den sie musternden Fremden bemerkte; sie stemmte die Arme in die Hüften und schrie Keßheiten nach drüben. Der alte Bergmann hier, Ahne der Kumpels, war im Wartesaal von Frameries-Produits; den Hintern auf die Fersen gesetzt, den Arm auf die Picke gestützt, kniete er auf der Erde, obwohl auf den Bänken Raum genug war, und seine Augen, gewöhnt, das Nichts zu erblicken, sahen die Finsternis, obwohl es hell war.

Ja, Meunier kannte das Borinage und die Borrains, die Bohrer der Kohle, er hätte diese Landschaft finden müssen. Sein Vorbild war Courbet, den die bürgerliche Kunstgeschichte aus den Reihen der Klassiker ausgestrichen hat, weil er die Verherrlichung von Arbeit und Arbeiter nicht nur auf der Leinwand betrieb, sondern sich auch auf die Seite der Kommunekämpfer stellte. Courbets Schüler, der Maler De Croux, weckte in Meunier die Liebe zu den Verdammten dieser Erde, und der Dichter des belgischen Proletariats, Camille Lemonnier, war es, der ihn in das Kohlenrevier der Heimat führte. Dort hat Meunier das Gelübde getan, seine Arbeit nur der Arbeit zu weihen, von dort holte er Kraft und Motiv zu seinen Statuen, vor denen all der glatte Marmor, die Amoretten und Psychen und Putten und Büsten, die die Skulpturenhalle füllen, zu armselig kitschigen Nippesfiguren erstarren.

Meunier kannte den sich unschlüssig auflehnenden Burschen am Flöz von „Chien-Rouge", das höhnende Mädchen von Quargegnon, den kauernden Kohlengreis vom Wartesaal Frameries-Produits.

Und er hat die Mutter gesehn, die unter den Opfern der Schlagwetterexplosion ihren Sohn erkennt. Nach einer Katastrophe in der Grube La Boule war Meunier dort vorbeigekommen. Im Schuppen, wohin man die Toten trug, sah er die Mutter. — — — Die Mutter. Sie hat keinen Schrei in der Kehle und keine Träne im Auge. Sie hat nur zwei Hände, die sich gegeneinanderpressen, weil sie nicht wissen, gegen wen

sie sich erheben sollen. Ist es ihr erster Sohn, der der Kohle hingeopfert ist, ist es ihr einziger, ist es ihr letzter Sohn? Wohl mußte sie erwarten, daß er einmal verunglücken wird, nun aber ist die Befürchtung eingetroffen, und daher alles aus, man kann nichts tun, als die Hände gegeneinanderpressen.

Es war kein Zufall, daß der Künstler Zeuge einer Katastrophe wurde, als er das Borinage durchwanderte: lang ist die schwarze Chronik des schwarzen Landes.

Diese Martyrologie ist beinahe das einzige, was der Fremde im Provinzialarchiv der Stadt Mons (Bergen) von der Geschichte des Borinage aufzufinden vermag, denn die Ausweise über den Jahresprofit und die Förderung liegen bei den Besitzern, die, anonym oder nicht, seit eh und je möglichst fern von diesem kohligen Erdreich ihren Sitz aufschlugen. Die ersten Dokumente des Unfallregisters sind kirchlicher Natur, da der Klerus bis ins neunzehnte Jahrhundert hier um eine besondere Legendenschaffung bemüht war. So kann der Fremde zu Mons das vergilbte Blatt in die Hand nehmen, in welchem der Abt von Saint Ghislain am Himmelfahrtstage 1818 der Obrigkeit meldet, einer seiner Priester habe während der Rettungsarbeiten an einem eingestürzten Stollen der Zeche „Monseigneur à la Bouverie" das Evangelium Johanni gebetet, wobei ihm unversehens der Schlüssel der Sakristei zu Boden fiel; solches als ein Zeichen des Himmels ansehend, ließ er an dieser Stelle hacken, und man fand noch lebende Bergleute.

Wahrscheinlich hatte bei der nächsten Katastrophe der Priester — falls einer zugegen war — den Sakristeischlüssel vergessen, denn bei diesem Wassereinbruch auf Zeche St. Victoire im Jahre 1837 (über den nur ein weltlicher Bericht erhalten ist) gelang es nicht, die siebenundzwanzig Opfer zu bergen; erst sechsundzwanzig Jahre später, im Jahre 1863, stieß man auf die Leichen.

Auf Grube Saint Catherine explodierten 1863 schlagende Wetter, achtzehn Bergleute kamen ums Leben; bei der Katastrophe von 1865 gab es hier nicht weniger als siebenundfünfzig Todesopfer.

Eine andre Unglückszeche ist Cour de l'Agrappe, auf der an einem Herbsttage 1875 in einer Tiefe von 560 Meter hundertzwölf Bergleute getötet wurden, und am 17. April 1879 sogar hunderteinundzwanzig. Bei dieser zweiten Katastrophe waren die Schächte und Querschläge von loderndem Feuer erfüllt, alles stürzte krachend zusammen; unausgesetzt von erdbebenartigen Detonationen begleitet, wütete die unterirdische Feuersbrunst von halb acht Uhr morgens bis drei Uhr nachmittags, und trotzdem vermochte es die Hilfsbereitschaft der Arbeiter, noch am selben Abend neunundachtzig ihrer Kameraden lebend zu bergen; am 20. April wurden noch fünf andre gerettet, sie berichteten über Schreckensszenen, Wahnsinnsanfälle und Selbstmorde, die sich bei der grauenvollen Flucht vor dem entfesselten Element abspielten. Eine von den Gerichts- und Bergbehörden angestellte Untersuchung ergab, daß im Flöz Evêque, 610 Meter tief, schlagende Wetter durch

Selbstentzündung explodiert waren und 4200 Hektoliter Kohlenstaub vor sich hergetrieben hatten.

Aber jenes erste Grubenunglück, das vom Herbst 1875, blieb unaufgeklärt, trotzdem man seiner Ursache mit besonders fieberhaftem Eifer nachforschte, weil am vorhergegangenen Abend auf einigen eisernen Hunden an der Hängebank mit Kreide die Worte geschrieben waren: „Demain tout sautera" — „Morgen fliegt alles in die Luft". Diese Unglücksbotschaft hatte die gläubige und daher abergläubige Belegschaft mit Schauder erfüllt, aber einfahren mußten doch alle, und lagen alsbald, hundertzwölf Leichen, neben den Waggonets mit der fürchterlich wahrgemachten Drohung.

Wer hatte sie ausgestoßen? Welches von den Modellen Constantin Meuniers, die eben, es ist Schichtwechsel, aus der Tiefe emporgestiegen sind und an dem Fremden im Borinage vorübergehen?

Noch immer Kriegsverrat! von Berthold Jacob

Am 20. Juni hat der Lorenz-Senat des Reichsgerichts ein sehr merkenswertes Urteil gegen einen kommunistischen Redakteur gefällt. Es scheint dringend geboten, sich dieses Urteil und die Umstände, unter denen es entstand, recht genau zu betrachten, obwohl inzwischen die Amnestie das strafrechtliche Interesse an diesem Fall ausgelöscht hat, weil nämlich zu befürchten steht, daß wir dieser Sache (13 J. 107/26) in Zukunft als Präzedenzfall noch häufig in den Entscheidungen des Reichsgerichts begegnen werden.

Der verantwortliche Redakteur der kommunistischen ‚Neuen Arbeiter-Zeitung' in Kassel, Valentin Gabel, erhielt im August 1926 durch ein ihm bekanntes Mitglied der kommunistischen Partei, den frühern Reichswehrsoldaten Laschette, der sich ihm schon vorher zur Beschaffung von Unterlagen über Illegalitäten bei der Reichswehr erboten hatte, die Nachricht, er habe jetzt die Bekanntschaft mit einem seiner frühern Kameraden von der Reichswehr erneuern können und dieser wolle ihm ganz ungewöhnlich wichtige „Geheimbefehle" zur Veröffentlichung zukommen lassen, aus denen die aktuelle Existenz der schwarzen Reichswehr plastisch würde. Gabel, der darauf brannte, die zu diesem Termin übrigens auch in der großen liberalen Informationspresse sehr eifrig diskutierte Frage nach dem Bestehen einer schwarzen Reichswehr durch Publikation entsprechender Dienstanweisungen seinerseits zu beleben, ging auf das Angebot des Laschette ein und verabredete mit ihm ein Rendezvous, zu dem Laschette auch seinen „Kameraden" mitbringen sollte. Tatsächlich fand die Begegnung am Abend des 11. August in einem kasseler Restaurant statt. Laschettes Begleiter war der Unteroffizier Riefenstahl, der auf dem Geschäftszimmer des kasseler Gruppenkommandos Dienst tat. Er fand sich durchaus willig, Gabel Aktenstücke über schwarze Reichswehr zu überlassen, die dieser dann publizieren könne. Bei der nächsten Begegnung überreichte Riefenstahl dem Redakteur einen „Geheimbefehl" mit

der Aufschrift „Schwarze Reichswehr", ferner einen veralteten Etatsabdruck über Gewehrmunition aus dem Jahre 1913. Das erstere „Dokument" war von Offizieren des kasseler Gruppenstabes „gestellt" worden; es war gefälscht, um den Journalisten ans Messer zu liefern.

Laschette, der gemeinsam mit dem Kriminalkommissar Nußbaum aus Kassel das Treiben begonnen hatte, bis die Herren mit den Karmesinstreifen das geschätzte Wild schußgerecht vor der Flinte hatten, verschwand nun im Hintergrund. Beim nächsten Rendezvous Gabels mit Riefenstahl trat dann abredegemäß der Kriminalkommissar in Aktion. Gabel wurde verhaftet und zunächst vier Monate in Untersuchungshaft gehalten. Nach Abschluß der Voruntersuchung, zehn Monate nach der ersten Haftentlassung, steckt man ihn wieder ins Loch. Mit knapper Not gelingt schließlich dem Verteidiger, Rechtsanwalt Lewinski aus Kassel, seinen Mandanten loszueisen. Am 19. und 20. Juni 1928 findet der Prozeß statt.

Der Sachverhalt ist absolut keiner Klärung bedürftig. Die Belastungszeugen der Reichswehr stehn wie ein Mann, rühmen sich laut und stolz ihrer Schandtat. Es wird nicht, von keiner Seite, bestritten, daß Gabel immer betont hat, er wolle die Sachen nur zur Veröffentlichung in seinem Blatt.

Die Anklage lautet auf versuchten Hochverrat und versuchten Verrat militärischer Geheimnisse. Schon das ist merkwürdig. Das Spionagegesetz ist bisher immer nur angewandt worden, wenn Verrat militärischer Geheimnisse ans Ausland zur Aburteilung stand. Das Urteil erkennt auf Zuchthausstrafe von einem Jahr und sechs Monaten.

Der Vierte Strafsenat hat sich in der Begründung nachdrücklich dahin ausgesprochen, daß „die Bestimmung des § 3 Abs. 1 des Gesetzes gegen den Verrat militärischer Geheimnisse vom 3. Juni 1914 nicht nur bei landesverräterischen Handlungen Platz greife, die in der Verbindung mit einem feindlichen Staat bestehen."

Die Begründung führt weiter aus:

> Zwar besteht ein Tatbestandsmerkmal des § 3 a. a. O. darin, daß die Schriften solche sein müssen, deren Geheimhaltung im Interesse der Landesverteidigung (also gegenüber dem äußern Feind) erforderlich ist. Ist diese Voraussetzung aber gegeben, so genügt die Verschaffung in der Absicht, sie zu irgend einer die Sicherheit des Reiches gefährdenden Mitteilung (also nicht bloß an den äußern Feind) zu benutzen. Diese Absicht lag aber bei dem Angeklagten vor. Denn er wollte die Geheimschriften weitergeben, damit sie in Verbindung mit dem sonst von dem Nachrichtendienst der KPD. gesammelten Material dazu dienten, die Verfassung des Reiches zu stürzen. Der Angeklagte hat ferner vorsätzlich gehandelt da er einen Unteroffizier zur Verletzung seiner Dienstpflicht verleiten wollte ...

Nun war ja der Unteroffizier grade zu Gabeln gekommen, um sich „verleiten zu lassen". Nichts andres war nach der Meinung seiner Vorgesetzten, die ihn geschickt hatten, seine Aufgabe. Nun wird aber vom Reichsgericht dem Journalisten ein Strick daraus gedreht, daß ihm das Wehrkreiskommando den Unteroffizier auf den Hals hetzte. Nach dem Schnitt-

muster dieses Erkenntnisses ist allerdings jedes Mitglied der kommunistischen Partei zuchthauswürdig, das für die Fragen der heimlichen Rüstung oder der schwarzen Reichswehr Interesse zeigt.

Daß der militärische Sachverständige des Reichswehrministeriums, Herr Major Theisen, die rechte Hand von Schleichers, und andern Orts schon als dessen präsumptiver Nachfolger genannt, diese Praxis des Vierten Strafsenats noch überbot, kann kaum wundernehmen.

Herr Theisen hat dem Standpunkt der Wehrmachtsabteilung dahingehend Ausdruck verliehen, daß er betonte, es habe sich bei den „Geheimakten", die der Angeklagte von dem Unteroffizier Riefenstahl zu erlangen versucht hat, um Schriften gehandelt, deren Geheimhaltung im Interesse der Landesverteidigung erforderlich ist. Die Vorschriften sind nicht nur für den Kampf gegen den innern Feind bestimmt — wir zitieren das Urteil wörtlich und es muß beachtet werden, daß hier tatsächlich vom „innern Feind" gesprochen wird —, sie gelten auch gegebenenfalls dem äußern Feinde und sind deshalb im Interesse der Landesverteidigung geheim zu halten. Mobilmachungspläne sind nach dem Versailler Vertrag verboten. Sie würden aber, wenn sie beständen, im Interesse der Landesverteidigung geheim zu halten sein. Das würde auch von Schriften über eine schwarze Reichswehr und solchen über eine Verbindung mit den vaterländischen Verbänden gelten." Soweit gibt das Urteil die Auslassung dieses nicht sachverständigen Gutachters. Es fährt dann fort:

> Nach den Bekundungen des Sachverständigen hat eine schwarze Reichswehr 1926 nicht bestanden. Es besteht, jedenfalls damals, auch keine Verbindung der Reichswehr mit vaterländischen Verbänden. Würden solche Verbindungen aber bestehen und Geheimschriften darüber zur Kenntnis der Feindbundmächte gelangen, so würde das nach dem Gutachten des Sachverständigen Investigationen jener Mächte zur Folge haben, die dem Reiche erhebliche Nachteile bringen würden. Im Interesse der Landesverteidigung geheim zu halten sind schließlich auch Vorschriften über die Behandlung der bei den militärischen Behörden eingehenden Postsachen. Die Geheimhaltung der beiden Schriften, die der Angeklagte von dem Unteroffizier Riefenstahl erhalten hat (ein zurechtgemachter Geheimbefehl über „schwarze Reichswehr" und ein veralteter Etat über Gewehrmunition) war zwar nicht im Interesse der Landesverteidigung erforderlich. Dies wußte aber der Angeklagte nicht. Er wollte grade geheimzuhaltende, nicht aber wertlose Schriften erhalten. Denn er wollte durch sie über die Einrichtung, Ausbildung und Verteidigungsmaßnahmen der Reichswehr unterrichtet werden. Der Angeklagte hat insofern sein Verbrechen am untauglichen Objekt versucht. Aber auch ein solcher Versuch ist nach der ständigen Rechtsprechung des Reichsgerichts gemäß § 43 StGB. strafbar . . .

Zu dem Urteil bleibt zu bemerken: Die Judikatur des Reichsgericht, besonders des Vierten und Fünften Strafsenats, für deren Abänderung sich so viele Stimmen erhoben haben, wird auch unter der neuen Reichsregierung munter fortgeführt und es besteht nicht der mindeste Anlaß zu glauben, daß das unter der Ägide des demokratischen Justizministers anders

werden wird. Ganz unabhängig hiervon sei aber ausgesprochen, daß die Rechtsprechung der Leipziger gegen „Hoch- und Landesverrat" gar nicht diese beiden Delikte trifft, die in fast allen von uns früher charakterisierten Fällen, auch im Fall Gabel nicht, überhaupt nicht vorliegen. Unser Strafrecht kennt aber ebenso wie das alte Militärstrafgesetzbuch den Begriff des „Kriegsverrats". Zur Erfüllung dieses Tatbestandes gehört allerdings, daß die Handlung während des Kriegszustandes oder doch mindestens zu einem Zeitpunkt begangen wurde, in dem der „Zustand der drohenden Kriegsgefahr" proklamiert war. Nun hält das Reichsgericht den am 28. Juni 1920 durch die Niederlegung der Ratifikationsurkunde des deutschen Parlaments beim Kongreß zu Versailles beendeten Kriegszustand heute noch für existent. Das beweisen täglich die ideologischen und terminologischen Faktoren seiner Sentenzen. Die Begriffsbestimmung „Feindbund" beispielsweise, die in dem vorliegenden Urteil verwandt wird, stellt bestimmt keinen Lapsus dar, sondern ist höchst ernsthaft gebraucht. Deutschland befindet sich, nach der Meinung des Reichsgerichts, im Kriegszustand mit der ganzen Welt. Das darf selbstverständlich nicht laut gesagt werden, um der Außenpolitik Stresemanns keine Schwierigkeiten zu bereiten. Aber es hängt von der stilistischen Fertigkeit der einzelnen Senatsvorsitzenden und Berichterstatter in Leipzig ab, inwieweit sie es verstehen, diesen ihnen geläufigen Tatbestand in ihren Urteilen zu verschleiern.

Der Barde des Nationalkasinos von S. Alher

Motto: Reiten und Rauben ist keine Schande —
Das tun die Besten im Lande.
Alter Wappenspruch

Die Geburtsstätte von Ungarns christlichem Kurs ist das Nationalkasino von Budapest. Hier, in diesem fashionabelsten Klub Ungarns, in diesem Gemisch von Falschspielern und Zuhältern, von Roßtäuschern und Betjaren, die in ihrer Gesamtheit die ungarische Aristokratie bilden, entstand jene dumpfe Atmosphäre, die in öligen Schwaden über dem unglücklichen, gepeinigten Lande lagert, jede freiheitliche, jede kulturelle Regung erstickend. Ritterlichkeit — die sich nicht scheut, Frauen zu vergewaltigen, Wehrlose zu martern, den Ärmsten das Letzte zu rauben, krankhafte Angst vor jedweder Arbeit, perverse Grausamkeit, die den Feind nicht nur töten, sondern vorerst kastrieren muß, Zigeunermusik und Saufgelage, die dem weißen Terror — jenem gigantischen „Mulatsag" aus Dreck und Blut — die spezifisch ungarische Färbung gaben: das ist Ungarns Herrenklasse — die Gentry. Sehnsucht jedes budapester Früchtchens: es der Gentry in jeder Hinsicht gleich zu tun. Höchster Triumph: von ihr in Gnaden aufgenommen zu werden.

Auch der budapester Journalist hängt diesem Traume nach. Klubs wurden gegründet, der Turfjargon in die Zeitun-

gen verpflanzt. Zwischen Kartentisch und Redaktion entstand eine Journaille, die, getreu der Anschauung der Gentry, daß Arbeit schändet, von Verbindungen — pardon! Konnexionen — lebt, die für die Befriedigung ihrer noblen Passionen notwendigen Mittel durch Ausbeutung menschlicher Schwächen schamlos erpreßt.

Einer dieser Edlen war der Herr „Ministerialrat" Geza Herczeg. Einer der glühendsten Anhänger Béla Kuns, verstand er es rechtzeitig, das sinkende Schiff der ungarischen Rätediktatur zu verlassen. Aus dem Sohne einer der orthodoxesten jüdischen Familien wurde ein wütender Antisemit. Sein Ruhm in deutschen Landen beruht auf der unanfechtbaren Tatsache, daß er sich Gatte der bekannten Schauspielerin Leopoldine Konstantin nennen darf.

Herr Géza Herczeg begann seine wiener Tätigkeit als Vertrauensmann des Hauses Castiglioni bei der „Elbemühl" Druck- und Verlagsanstalt, doch konnte dieser Wirkungskreis seinem auf Großes gerichteten Geist auf die Dauer nicht genügen. Nach einem kurzem Gastspiel bei der ‚Neuen Freien Presse' gelang es ihm, dank der generösen Hilfe seiner Frau, die ‚Wiener Allgemeine Zeitung' an sich zu bringen, und nun waren seiner Energie und seinem Unternehmungsgeist keinerlei Schranken gesetzt.

Vor allem sicherte er sich eine fortlaufende Subvention seitens der ungarischen Gesandtschaft. Jeden Nachmittag — mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage — kämpfte Herr Géza Herczeg für das christliche Ungarn. Da verzichtete die Gentry dankend auf die weitere Hilfe der ausgehaltenen Heldensänger, die Subventionen versickerten — Herr Herczeg mußte daher seine Rolle als Ungarns Vorkämpfer aufgeben und den Herausgeberthron der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung' mit einer gewissen Plötzlichkeit verlassen.

Bald war er auf der Ausschau nach neuen Heldentaten. Was lag auch näher, als jenen Mann anzugreifen, der es einst gewagt, Ungarns Gentry zu entthronen, der nicht einmal davor zurückscheute, Ungarns heiligste Güter — Turf und Kartenspiel — anzutasten, der den Trabrennplatz in einen Gemüsegarten verwandeln wollte. Was lag näher, zumal der Angegriffene außerhalb Rußlands geächtet, der Angriff daher völlig gefahrlos war. Also schrieb Herr Géza Herczeg, der nichts zu verlieren hat, ein Buch über Béla Kun, und der Verlag für Kulturpolitik, der immerhin etwas — nämlich seinen Ruf — zu verlieren hatte, verlegte es. Denn eine Schrift kann noch so gemein, ein Blödsinn noch so handgreiflich sein, gehts gegen den Bolschewismus, findet sich immer ein Verleger, der alles druckt.

Wir wollen gar nicht die Person Béla Kuns zur Diskussion stellen. Aber wie kann ein Buch ernst genommen werden, in dem solche Absurditäten wie ein vom russischen Volkskommissariat des Äußern gemeinsam mit Béla Kun beschlossener Plan, Kaiser Wilhelm und Graf Tisza zu ermorden, enthalten sind! Herr Géza Herczeg berichtet über diesen Plan mit allen Einzelheiten, nennt den Zeitpunkt, während

der Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk („als also Trotzki Volkskommissar des Äußern war"), nennt die Namen der Attentäter: Jánczik und Vántus, Enthüllungen ebenso epochal wie die Ludendorffschen. Herr Géza Herczeg hat ferner die Frechheit, Lenin als Stammgast des Café Central in Wien zu bezeichnen, obwohl es sogar einem Ignoranten seines Schlages bekannt sein dürfte, daß sich Lenin niemals in Wien aufgehalten hat. Er hat ferner die Unverschämtheit, Trotzki, über dessen politische Ansichten man wohl verschiedener Meinung sein kann, dem aber wohl niemand journalistische Fähigkeiten absprechen wird, mit dem Ausdruck „Winkeljournalist" zu belegen; Trotzki, der immerhin Russisch beherrscht, wogegen von Herrn Herczeg nicht festzustellen ist, ob er Ungarisch bereits verlernt oder Deutsch noch nicht erlernt hat.

Doch genug davon! Es wäre wirklich nicht notwendig, sich mit diesem Machwerk auseinanderzusetzen, und man könnte Herrn Géza Herczeg ruhig an seiner eignen Niedrigkeit erstikken lassen, würden nicht besondere Umstände den Widerstrebendsten zwingen, sich mit ihm näher zu befassen. Und das kam so:

Herr Leo Lederer war einst Korrespondent des ‚Berliner Tageblatts' in Wien. Unter Berufung auf den demokratisch-republikanischen Charakter der von ihm vertretenen Zeitung suchte und fand er Anschluß an linkssozialistische Kreise. So war er auch gerne gesehener Gast beim damaligen russischen Gesandten, Bronski-Worschowski. Eines Tages entschloß sich Herr Lederer, seine ausgedehnten Verbindungen und Kenntnisse besser zu verwerten. Mit kühnem Sprunge landete er als Pressechef im Hause Castiglioni und war als solcher einer der Hauptkanäle, durch die die Gelder Camillos zur Presse flossen, den oesterreichischen Journalismus noch mehr korrumpierend. Als Camillos Stern sank, erinnerte sich Lederer an seine erstklassigen bolschewistischen Verbindungen. Er übersiedelte nach Moskau. Dort erwarb er sich in kürzester Zeit den Ruf eines gewaltigen Faiseurs. Tabakgeschäfte, Konzessionen, Gründungen, alles vermittelte Lederer, überall hatte er seine Hand im Spiele. Vor einigen Monaten ist Leo Lederer nach Berlin zurückgekehrt und nun bereitet er uns eine sinnige Überraschung vor. Gemeinsam mit seinem Freunde Herczeg, dem ehemaligen Stallgenossen aus der Zucht Castiglioni, gründete er einen Verlag, der in kürzester Zeit seine Tätigkeit aufnehmen soll. Es ist zu hoffen, daß sich dieser schöne Plan als undurchführbar erweisen wird. Auf den Versuch, dem deutschen Büchermarkt die Gesinnungslosigkeit eines internationalen Vagantentums einzuverleiben, kann wahrlich verzichtet werden. Unmöglich kann die Balkanisierung Europas, die bereits Wien auf das Niveau Budapests brachte, nun auch auf Berlin übergreifen.

Herr Géza Herczeg, kehre schleunigst in die Länder der heiligen Stephanskrone zurück. Andernfalls wird er erfahren, daß ein alter ungarischer Ausspruch noch immer seine Gültigkeit behalten hat: Extra Hungarorum non est vita et si est vita, non est ita!

Ein Schädling der Kriminalistik
von Ignaz Wrobel

„Ich habe Leute gekannt, die mir erzählten, daß sie bei jedem Verhör dasselbe schreckliche Gefühl in den Hoden hatten, das man verspürt, wenn man vor einem tiefen Abgrund steht. Jedes Inquisitorium beruht auf einer Ausnützung von taktischen Vorteilen, die man sich meistens auf ebenso unredliche Weise verschafft hat wie die Ausflüchte des in die Enge getriebenen Opfers unredlich sind. Doch Richter und Staatsanwalt erheben dabei den Anspruch auf Allwissenheit, und ihre Allwissenheit in Abrede stellen, heißt ihre Rachsucht bis zur Hoffnungslosigkeit entfesseln, so daß nur der Heuchler, der Zyniker und der vollkommen Zerbrochene noch Gnade vor ihnen finden."

Jacob Wassermann „Der Fall Maurizius"

I.

Es erscheint der Verfasser eines Wälzers und gibt an, zur Person:

„Ich heiße Heindl, Robert, nicht vorbestraft, ich bin Wirklicher Legationsrat und Vortragender Rat z. D. in Berlin; ich gebe zu, das Buch „Der Berufsverbrecher, ein Beitrag zur Strafrechtsreform" verfaßt zu haben."

Zur Sache:

Dieses schlecht gedruckte Buch gibt weniger über den Berufsverbrecher Aufschluß, als über den deutschen Berufsbeamten, und vorzüglich über den, der sich mit dem Strafvollzug beschäftigen darf. Das Buch ist, um seinen exorbitanten Preis zu rechtfertigen, künstlich aufgeplustert; es enthält Photographien, die nur in losem Verhältnis zum Text stehen, und bei deren Anblick man sich des Eindrucks nicht erwehren kann, als seien diese Schaueraufnahmen nur um der Sensation willen eingefügt. Für solche Bilder gibt es ja immer ein Publikum... Der Text aber verdient keinen Gaffer, der hochroten Kopfes die Bilder durchblättert, bis er eine Entspannung findet, wie sie höhern Offizieren nur noch der Krieg verschaffen kann — dieser Text verdient eine ernsthafte Kritik.

Er verdient keine ernsthafte Kritik, denn er ist unwissenschaftlich und schlecht geschrieben; er verdient dennoch eine, denn der Schreiber ist ein höherer, einflußreicher Beamter im deutschen Strafvollzug und ist heute noch in der Lage, Unheil anzurichten.

*

Heindl will mit seinem Buch dartun, daß Verbrecher, die keinesfalls mehr zu bessern seien (Gewohnheitsverbrecher oder Berufsverbrecher) in lebenslängliche Sicherungsverwahrung genommen werden müßten, um die Gesellschaft vor ihnen zu schützen. Das betrifft die §§ 55 ff. des Entwurfs eines Allgemeinen Deutschen Strafgesetzbuchs, insbesondere den § 59:

> Wird jemand, der schon einmal zum Tode oder zum Zuchthaus verurteilt war, nach § 78 als ein für die öffentliche Sicherheit gefährlicher Gewohnheitsverbrecher zu einer Strafe verurteilt, so kann das Gericht daneben auf Sicherheitsverwahrung erkennen.

Der § 60 fügt hinzu: „Die Unterbringung dauert so lange, als es ihr Zweck erfordert" — und nach Absatz 4 des § 60 be-

steht die Möglichkeit, die Sicherheitsverwahrung in einem Arbeitshaus auf Lebenszeit auszudehnen. Die dem neuen Gesetz beigegebene „Begründung" ist keine: ihr Text wiederholt im großen ganzen nur die vorgeschlagenen Gesetzesbestimmungen und tritt sie in kümmerlicher Weise breit; einen Grund für diese fast unglaublich erscheinende Maßnahme zum Beispiel wird nicht gegeben. Für eine solche lebenslängliche Verwahrung nun tritt Heindl ein.

Der Mann ist viel gereist: er kennt den französischen Strafvollzug in Neukaledonien, den in der Südsee; den englischen Strafvollzug auf den Andamanen; den australischen Strafvollzug und den in Kanada. Von diesen Reisen berichtet er zunächst.

Wer — wie wir —, unter schwierigen Umständen so oft für Frankreich eingetreten ist, nimmt sich das Recht, zu sagen, daß Frankreich mit einem wirklichen Kulturmakel behaftet ist: mit der Deportation seiner Sträflinge in eine tropische Kolonie. Heindl hat sich die Beobachtung drüben leicht gemacht. Er hat sich von den französischen Beamten offizielle Angaben machen lassen, hat das Material der Verwaltungsbehörden erbeten und erhalten . . .

> Angaben von Sträflingen und unzufriedenen freien Einwanderern, kurz jeden. für mich unkontrollierbaren Bagnoklatsch habe ich unberücksichtigt gelassen.

Schon aus diesem Satz spricht die maßlose Überheblichkeit des typischen Beamten, für den die ausländischen Berufskollegen Orakel, die unmittelbar Betroffenen aber sämtlich unglaubwürdig sind und bleiben. Die Mühe — wie etwa Albert Londres —, den „Bagnoklatsch" nun wirklich an Hand der Wirklichkeit zu prüfen, diese Mühe hat sich Heindl nicht gemacht.

Das französische Gesetz sieht für schwere Zuchthausstrafen Deportation vor. Wer bis zu acht Jahren Strafe zudiktiert bekommen hat, muß dieselbe Zeit, die er abgesessen hat, noch einmal als „freier Mann" in der Kolonie verbringen — wer über acht Jahre hat, darf überhaupt nicht wieder nach Europa zurück. Von der fürchterlichen Korruption, die nach einstimmiger Aussage aller freien und gefangenen Beobachter dort herrscht, weiß Heindl nichts zu vermelden — ein Beamter stiehlt nicht.

Neu-Kaledonien hat als französische Strafkolonie aufgehört zu existieren; seit der Journalist Jacques Dhur vom ‚Journal' das Land bereist hat und mit einer honigsüßen Schilderung und dem Aufschrei zurückgekommen ist: „Viel zu schön für die Herren Gefangenen!" schickt man die zu „traveaux forcés" Verurteilten nur noch in das schreckliche Guyana, wo sich die Sträflinge für drei Francs einen tuberkulösen Auswurf kaufen können, um mit dem in die Sprechstunde des Arztes angerückt zu kommen . . .

Die Heindlsche Schilderung des Kolonie-Elends geht von der Idee völliger Rechtlosigkeit der Strafgefangenen aus. An keiner Stelle — an keiner einzigen — ist ein Wort der Kritik der fremden Behörden zu finden; auch da nicht, wo deren Ro-

heiten offen zugegeben werden, wo diese Roheiten jedes denkbare Maß übersteigen. Einmal zum Beispiel nahm in Neu-Kaledonien die dort stets grassierende Selbstverstümmelungs-Epidemie durch Massensuggestion tolle Formen an. Ein Sträfling fing an. Er stach sich die Augen mit einem Dorn aus.

> Eine Woche darauf ahmten ihm vier Kameraden nach. Dann kam etwas anderes; es wurde Mode, sich einen Fuß oder eine Hand abzuschneiden, sich einen Arm aus den Gelenken zu lösen usw. Es war schrecklich! Das ganze Camp drohte eine Gesellschaft von Krüppeln zu werden. Man mußte reagieren.

Wie wurde das gemacht?

> Das Camp war zu jener Zeit, von der ich spreche, von einem energischen Mann, M. V..., befehligt. Er machte nicht viele Umstände; für die Blinden ließ er eine Art Zirkus errichten und nötigte sie, dort täglich acht Stunden mit einem Sandsack auf dem Rücken im Kreis herumzutrotten. Die Einarmigen wurden vor Karren gespannt, und ähnliches für die andern erdacht. Dank dieser Therapeutik neuen Genres nahm die Epidemie rasch wieder ab.

Prügelstrafe. Denn wenn es etwas gibt, was hassenswerter und niedriger wäre als dies hier beschriebene infame Verbrechen, so ist es die lässig-saloppe Schilderung durch einen deutschen Beamten, dem die Tropen nicht gut bekommen sind. Ich bekenne, in der gesamten kriminalistischen Literatur noch niemals auf eine solch infernalische Roheit gestoßen zu sein. Und das in einem Lande, in dem immerhin Leute wie Bonhoeffer sorgfältige und durchdachte Theorien über das Wesen von „Simulanten" aufgestellt haben.

Heindl bekommt Gelegenheit, an der Holzwand eines Lagerhauses zuzuhören, was sich die Strafgefangenen, die nachts allein gelassen werden, erzählen.

> Ich werde mich hüten, die schrecklichen Gespräche wiederzugeben, die ich dem rätselhaften „Argot" entnehmen konnte, das dort geredet wurde. Man kann sie mit zwei Worten charakterisieren: Bestialität, Sadismus.

Wessen —?

> Von Zeit zu Zeit, wenn eine Pause eingetreten war, ließ eine schwache Stimme, die Stimme eines Greises, Betrachtungen fallen, die einen ganzen Traum von Blut und Unflätigkeit zusammenfaßten.

Das ist das, was ein Strafvollzugbeamter über die unendliche schwierige und leidvolle Frage der Gefangenen-Sexualität zu sagen hat. Er gibt dann wohl zu, daß diese Lager von päderastischen Tragödien geschüttelt werden — außer ein paar Witzen, die nachts gegen drei auf einer Kneipe brüllendes Gelächter wecken würden, hat er dazu nichts zu vermelden.

Was vor allem an diesen Schilderungen durch den Geheimen Rat auffällt, ist eine Schnoddrigkeit des Tons, die nicht mehr Roheit zu nennen ist. Es ist Unmenschlichkeit schlechtweg. Die Gefangenen werden häufig „Gentlemen" und — hochkomisch! — „Herren" genannt, als ob, Mensch halt dir feste! solche Kerle „Herren" sein könnten. „Herr" ist man von Gehaltsstufe IX aufwärts, allenfalls. Ob man aber Mann ist, das ist eine andre Frage.

Die Sträflinge in Neu-Kaledonien konnten, nach gewisser Zeit der Strafverbüßung und unter gewissen Kautelen, weibliche Strafgefangene heiraten. Die Schilderung dieser Vorgänge durch Heindl ist ein einziges dreckiges Grinsen:

> Der Kiosk hat zwei Eingänge, einer führt ins Weiberdepot, der andre ins Freie. Der Heiratskandidat tritt durch diesen ein, während die lieblich errötende Braut durch die andre Pforte vorgeführt wird.

Es fällt mir gar nicht ein, vor einem französischen Sträfling niederzuknien, und ihm unter „O Bruder Mensch!"-Geschrei die Füße zu küssen, und ich begreife sehr gut, daß man die Vorgänge im Bagno kalt ansehen kann (man sieht dann nämlich mehr). Wie man aber an wehrlosen, niedergedrückten, verkommenen Menschen seinen ohnmächtigen Witz üben kann — das freilich zu verstehen maße ich mir nicht an.

Die Bilder der weiblichen Gefangenen sind reproduziert. Sie sehen häßlich aus, verwüstet, lange nicht so schön, wie man das von ihnen verlangen kann. Bildunterschrift:

> Der Damenflor, aus dem die neukaledonischen Bräute sich rekrutieren.

Der Herr Vortragende Rat irrt. „Damenflor" ist eine Gattung, die nur auf offiziellen Gesellschaften von Ministerialdirektoren vorkommt, aber der Unterschied zwischen der Schwägerin eines Ministerialrats und zwischen einer „môme" aus Belleville ist viel kleiner als dieses Polizeigehirn ahnt. Hohn? Hohn auf Zerstoßene?

Aber wem Roheit Herzensbedürfnis ist, der freut sich auch noch an der Mißhandlung gefaßter Verbrecher, und mit welcher Freude ist das hier geschildert:

> Er wechselte Geld, griff im „psychologischen Moment" durchs Schalterfenster nach einem Bündel hochwertiger Banknoten und rannte damit davon. Er hatte allerdings den stämmigen Portier Alois Kreuzpointner aus Klais bei Partenkirchen, 1,87 m groß, Handschuhnummer 9, bei der Kalkulation seines Verbrechens nicht in Rechnung gestellt. Dieser sonst etwas phlegmatische Türhüter hielt den Flüchtling am Hauptportal der Bank an und bat ihn zu sich in die Portierloge, und ich erinnere mich heute noch, wie der Bankräuber bei der polizeilichen Vernehmung unaufhörlich: „my head — my head" wimmerte und sich seinen verbeulten Schädel abtastete.

Hähä. Wie da klobige Rachsucht, Freude am niedrigsten Oberbayern, Bourgeoisgier am Besitz und frisch-fröhliche Kriegssehnsüchte durcheinanderlaufen, das macht einen doch aufhorchen: warum sitzt so einer drüben und nicht hüben? Weil er sich legitimiert austoben kann.

Denn so, wie sich, nach einem tiefen Wort Roda Rodas, der Psychiater von seinem Patienten nur durch die Vorbildung unterscheidet, so gibt es in allen Ländern einen Polizistentypus, den man den „invertierten Verbrecher" nennen darf: er hat genau dieselben Anlagen wie jener, dieselbe haltlose Freude am Abenteuer, die Gleichgültigkeit gegen den Mitmenschen, wenn ein Zweck erreicht werden soll, und das alles noch verschärft durch jenen sonderbaren, in sämtlichen Ämtern der Welt gedeihenden Sadismus, dessen größenwahnsinniger und feiger Träger sich hinter die anonyme Kollektivität des

Staates verkriecht. Da ist er sicher; aus diesem Hinterhalt ist gut schießen. Und er schießt.

Ein bayrischer Gefangener fertigt im Stumpfsinn seiner Haft Schmalzlerglaseln aus geknetetem Brot an. Photographie. Überschrift:

> Die Vergeltungs- und Rechtsstrafe als Förderin der schönen Künste.

Das ist so der Humor kleinerer Burschenschaften.

Das Buch, das in vielen Einzelheiten erstaunlich schludrig gearbeitet ist, enthält außerdem falsche Angaben, und zwar solche einer bestimmten Tendenz.

Von dem Komplicen Haarmanns, Grans, anzugeben:

> Beruf: Händler mit von Ermordeten abgelegten Kleidern ...

sagt nur über die Beschaffenheit eines Polizeigehirns etwas aus. Erstens stimmt es nicht, denn von den zwanzig Jacken hat der Junge natürlich niemals leben können, und zweitens ist die Formulierung kindisch. Was aber Haarmann selbst angeht, so fehlt in der moralischen Bildunterschrift, die mit den Worten schließt: „Zu arbeiten hat er nie versucht", eine winzige Kleinigkeit. Zu arbeiten hat er nie versucht? O doch, Haarmann hat schon gearbeitet. „Haarmann war der Polizei als Päderast bekannt?" Er war ihr noch als ganz etwas andres bekannt — nämlich als ihr eigner Spitzel, und durch diese Tätigkeit, die er unter Herrn Noske ausübte, gelang es ihm, sein Leben wesentlich einfacher zu gestalten... „Herr Kriminal" nannte ihn die ganze Straße. Es verschwanden, sagt Heindl, Dutzende von Menschen, ohne daß eine Untersuchung angestellt wurde, „ohne daß überhaupt ein Mordverdacht geäußert und eine Anzeige erstattet wurde." Das ist eine blanke Unwahrheit. Man lese das ausgezeichnete Buch Theodor Lessings über den Fall Haarmann: wie da die armen Eltern auf die Polizei kamen, das Verschwinden ihres Jungen meldeten, angeschnauzt wurden — wie jeder Verdacht gegen den Herrn Kriminal im Keime erstickt wurde... Das braucht Robert Heindl, der sorgfältige Forscher, nicht zu wissen. Wahrscheinlich ist es Bagnoklatsch.

Heindl bekommt es ja allerdings auch fertig, den schrecklichen Fall des Massenmörders Denke auf das Konto „Gewinnsucht" zu buchen, ein offenbarer Wahnwitz, den kein Gendarmerieunteroffizier in die Akten zu schreiben wagte. Der Mann war ein Oger, ein Raubtier, eine entartete Spezies Mensch — die meisten Kleidungsstücke seiner Opfer fanden sich bei der Entdeckung vor. Das braucht Herrn Heindl nicht zu kümmern.

Genug.

Dieser Beamte ist nach solcher Leistung als für seinen Beruf ungeeignet anzusprechen, ein schlechter Schriftsteller dazu — aber was will er mit diesem dicken Buch? Geld verdienen? Sein gutes Recht. Er will aber noch etwas, und das ist ein schweres Unrecht. Das wollen wir in acht Tagen sehen.

Aus dem Saxophon geblasen von Carl A. Bratter

„Elmer Gantry ist nicht geboren: er ist aus einem Saxophon hinausgeblasen worden.“ Dieses reichlich drastische, lieblose Ursprungszeugnis wird dem Helden von Sinclair Lewis' bestem Roman von irgend einer andern Romanfigur ausgestellt. Und in der Tat: ein lärmendes, das Menschenorchester schneidend und disharmonisch übertönendes Instrument ist dieser Elmer, das sich mit eherner Überheblichkeit frech durchsetzt und andre Instrumente dienstbar macht. Das Saxophon als Beherrscher des Orchesters ist nach unsern musikalischen Moralbegriffen ein Usurpator, ein Eindringling in die guten Sitten der Klangschönheit und edlen Harmonie. Elmer Gantry dringt in die bürgerlich wohlanständigen Kreise ein mit Betrug, Heuchelei, Brutalität, Sinnlichkeit und einem sehr ausgeprägten Erwerbsinn, und dieser letztere hat sich die Religionsbranche als Betätigungsgebiet ausersehen. Mit Erfolg. Mit dem Erfolge eines Saxophonbläsers, der eine sehr starke Lunge und somit auch einen sehr langen Atem hat.

Dieser Elmer Gantry — das Buch — hat drüben nach seinem Erscheinen einen Sturm entfesselt, wie wenige Romane vor und nach ihm. (Deutsche Übersetzung im Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.) Es legt den Lebensgang eines Geistlichen bloß, der als Jüngling im College als „Hell Cat“, als Höllenkatze, berüchtigt war, weil er, ein muskulöser, bärenstarker Bursche, diese Stärke wie ein Rowdy mißbrauchte, Mitschüler mißhandelte oder sich mit ihnen „practical jokes“, praktische Scherze, das heißt Rohheiten erlaubte, die ihn gerechterweise ins Kittchen hätten bringen müssen. Er hatte eine Stimme aus Erz, und mit dieser Stimme „sagte er nie etwas irgendwie Beachtliches, sagte es aber immer sehr sonor“. Er war „ein Boxer aus Instinkt und ein Säufer aus Neigung.“ Wenn er nicht grade damit beschäftigt war, junge Mädchen aus den Konfitürenläden zu verführen, wohnte er frommen Versammlungen der Y.M.C.A. (Young Men's Christian Association) bei und erregte dort durch laute, sehr unfromme Bemerkungen Aufruhr. Schon in früher Jugend traten seine hervorstechendsten Charaktereigenschaften scharf hervor: grobes Sinnenleben, Rohheit, der Drang zu scheinen, statt zu sein, zu befehlen, zu dominieren. Ganz und gar unreligiös veranlagt (was an sich gewiß kein Charakterfehler ist), wendete er sich einem „muskulösen Christentum“ zu, als ihm eines Tages ein baptistischer Wanderprediger, der noch stärker war als er, einen Knockout beibrachte. Als man in der Y.M.C.A. diese Sinnesänderung wahrnahm, brachte man ihn dahin, sich einer frommen Versammlung als reuiger Sünder vorzustellen, den es verlange, in die Hürde Gottes einzukehren. Er hatte einen unerwartet starken Erfolg. Seine eherne Stimme, seine billige, aber eindrucksvolle Beredsamkeit rissen die Andächtigen zu stürmischen Kundgebungen hin, die er sehr gern vermerkte: er hatte den Weg gefunden, Macht über andre auszuüben, eine ganze Gemeinde zu hypnotisieren und unter dem Deckmantel der Religion seinen Neigungen und Lüsten zu fröhnen. Von

einem wirklich religiösen Gefühl war er so weit entfernt wie ein Bootlegger, ein Whiskyschmuggler, und in seinem Kopf stak nicht mehr Logik als in dem Kopf eines Maulesels. Aber er war bis an den Rand gefüllt mit Verschlagenheit, mit der Gabe, Tricks zu ersinnen und zu kombinieren; und so gelang es ihm, sich von einem kleinen Geistlichen bis zum hochangesehenen Pastor einer großen und reichen Gemeinde, ja der größten und reichsten der Stadt Zenith emporzuschwingen und emporzuschwindeln. Ohne unangenehme Zwischenfälle ging dieser Aufstieg freilich nicht vor sich — so zum Beispiel entging er nur mit knapper Not einer Zwangsheirat mit einem von ihm verführten Mädchen, dessen Vater ihn mit vorgehaltenem Revolver vor die unbequeme Alternative stellte —, aber das waren keine erheblichen Hemmungen auf seinem Wege nach oben. Schlimmer war es schon, als man ihn einmal im Hinterzimmer einer Schnapskneipe mit einer Dirne auf dem Schoß entdeckte. Aber er wußte sich aus solchen peinlichen Situationen geschickt herauszureden; seine klangvoll laute Stimme und sein eindrucksvoll herrisches Auftreten wirkten Wunder. Ja, er ging aus derartigen kleinen Unebenheiten fast immer mit neuen Lorbeeren hervor. Seine Kirchengemeinde drückte gern die Augen zu, wenn sie nicht sehen wollte, denn Gantry hatte es kraft seines Geschäftsinstinktes verstanden, die Gemeinde finanziell, sozial und an Zahl der Seelenrettungen zu einer der angesehensten im ganzen Staate zu machen. Die feinsten, das heißt reichsten Leute von Zenith zählten zu seinen eifrigsten Gemeindemitgliedern, zu seinen werktätigsten Helfern an der guten Sache. („Nichts ist so erfolgreich wie der Erfolg", sagt man drüben.) Die Leistung wird auf religiösem — oder scheinreligiösem — Gebiet ebenso hoch eingeschätzt wie auf dem geschäftlichen. Und wie verstand sich Elmer auf das Geschäft! Kein Wunder, wenn diese Tüchtigkeit auch den gerissensten businessmen imponierte. Er machte für die Gemeinde und ihre Kirche Reklame wie für einen Zirkus. Er hielt sich eine Rechenmaschine, auf der er die Zahl der durch ihn geretteten Seelen addierte. Er machte Reklame mit dem Radio, dem Telephon, durch Interviews, Razzien auf Lasterhöhlen und Blechmusikanten, die schmetternd fromme Lieder von sich gaben, so „Jesus wartet auf dich", „Sieh, die Himmelspforten sind geöffnet" und ähnliches. Er konnte sich über das Blut des Lammes Gottes verbreiten, als glaubte er inbrünstig daran; er konnte aber auch Damen, die der Gemeinde (und ihm) noch nicht angehörten, die Hand auf eine Weise drücken, daß ihnen ein ziemlich unfrommer Schauer über den Leib rieselte, so daß sie flugs beschlossen, zunächst einmal der Gemeinde Elmers beizutreten — das übrige wird sich wohl noch finden.

Nächst Elmer Gantry ist die „Evangelistin" Sharon Falconer die interessanteste Figur — eine Porträtzeichnung von vollendeter Naturwahrheit, mit einer Fülle überraschend feiner Züge ausgestattet. Darin besteht ja Lewis' Meisterschaft: Menschen zu zeichnen, daß man sie leibhaftig vor sich zu sehen glaubt, plausible Menschen, an deren Existenz man

nicht einen Augenblick zweifelt; ohne Überladung mit beschreibendem Detail, aus ihren Worten und Handlungen ohne weiteres verständlich. Jeder glaubt an Babbitt, an Arrowsmith, an Carol Kennicott, an Gantry, an Sharon Falconer, an die berückend schöne Maitresse Elmers, die natürlich ganz anders hieß; Sharon Falconer war, wenn man so sagen darf, ihr kirchlicher Bühnenname. Auch sie, halb Hysterikerin, halb fromme Gauklerin, verstand sich aufs Religionsgeschäft wie nur irgend ein Gantry. Mit ihren wallenden weißen Gewändern und den bunten Lichtern, die sie während ihrer Predigten auf sich werfen ließ, riß sie einfache Gemüter bis zur Ekstase hin; auch sie hatte Blechmusiker um sich, die schrill Kirchenlieder bliesen, auch sie umgab sich mit bereuenden, weinenden Sündern. Daneben verstand sie sich virtuos auf das Mixen starker Getränke, so wie Elmer, ihr Geliebter, es liebte. Sie war jahrelang seine Assistentin im Bett und im Beruf, und er hat beiderorts viel von ihr gelernt. Ihr tragischer Tod wird fast als eine dichterische Ungerechtigkeit empfunden. Das Getränke-Mixen erlitt zeitweilig eine Unterbrechung: eine Weile, ehe das Alkoholverbot in Kraft trat, hatte Gantry mit feinem Spürsinn die alkoholfeindliche Bewegung in ihrer Stärke und ihren Erfolgaussichten richtig eingeschätzt und in Zenith einen Kreuzzug gegen geistige Getränke in die Wege geleitet. Er bekämpfte den Dämon des Whisky und Rum sozusagen bis zum letzten Schützengraben und redete sich dabei derart in Eifer hinein, daß er — beinahe — das Trinken selbst aufgab. Freilich nur beinahe: gelegentliche kleine Schlückchen erlaubte er sich immerhin, wenn er dabei nicht gesehen wurde.

Muß erst gesagt werden, daß das Buch mit dem Ausblick schließt, Elmer als hochgeachteten Ehrenmann in aller Zukunft zu sehen? Und das, trotzdem Gantry noch kurz vor Schluß eine überaus unsaubere Affaire mit einem Mädchen hat, die sich ihm nur als angetraute Gattin ergeben will, die er heiratet, schon in den Flitterwochen mißhandelt, immer wieder betrügt und, was von seinem Gesichtspunkt das schlimmste ist, ihn derart exponiert, daß er um ein Haar in seiner ganzen Schlechtigkeit bloßgestellt wird, scheinbar auf die Knochen kompromittiert durch ein Erpresserpaar, aus deren Klauen ihn ein geschickter Rechtsanwalt im letzten Augenblick noch reißen kann. Aber trotz allem — Ehrenmann! Vielleicht verdient er es. Es kommt nur auf den Standpunkt an. Ein Kerl, der über eine Stimme aus Erz und ein Auftreten wie Rabindranath Tagore verfügt und beide so meisterlich auszunützen versteht, ist keine alltägliche Erscheinung. „Sand in die Augen" — die Formel liest sich sehr einfach. Aber wer von uns hat in kritischen Augenblicken immer Sand vorrätig (Bereitschaft ist alles!), und wer meistert die Kunst, ihn mit solcher Wurfsicherheit zu handhaben, daß er sein Ziel nicht verfehlt?

Ist Elmer Gantry ein Erzeugnis der dichterischen Erfindungskraft oder hat er existiert, existiert er noch? Der Elmer, den Lewis zeichnet, ist, wie er ausdrücklich hervorhebt, kei-

ner lebenden oder toten Person nachgeschildert. Das hindert freilich nicht, daß er existiert; nicht als eine Person, die im Adreßbuch oder im Telephonverzeichnis nachgeschlagen werden kann, aber als eine tausendfältige Person, als Typus. Die amerikanische Geistlichkeit hat den Roman mit den schärfsten Ausdrücken gescholten, den Dichter als Lügner und Verleumder anprangern wollen. Die gemäßigtsten unter ihnen haben behauptet, Lewis habe bestenfalls einen Einzelfall aus dem Leben herausgegriffen und ungerechterweise verallgemeinert. (Es ist übrigens ein feiner Zug, daß Lewis den Elmer Gantry sich abfällig über seine — Lewis' — Romane äußern läßt.) Ob Gantry grade eine täglich anzutreffende Erscheinung ist, kann von hier aus nicht beurteilt werden. Man hat es drüben behauptet. Wer aber in den kirchlichen Verhältnissen in den Staaten einigermaßen Bescheid weiß, wird annehmen dürfen, daß die Gantrys tatsächlich so häufig vorkommen, daß man sie als typisch ansprechen kann. Eine Verleumdung ist es aber auf alle Fälle, wenn, wie vielfach geschehen, behauptet wird, „Elmer Gantry" sei ein fluchwürdiger Angriff auf Religion und Christentum. Das ist der Roman keineswegs. Er stellt, neben seinem hohen literarischen Wert, eine Kulturleistung von hohem Rang dar. Er ist ein mit schärfsten Waffen unternommener Angriff auf die religiöse Heuchelei, auf das Religionsgeschäft, auf die Sorte amerikanischer Geistlicher, die das Christentum predigen und sozusagen gleich nach der Predigt, direkt aus der Kirche, ins Bordell gehen.

Lebende Kunst von Herwarth Walden

Die Kunstkritiker sind wieder seelenvergnügt. Sie bilden sich ein, da sie schon nicht bilden können, wieder mit der Seele sehen zu dürfen, wie einst im Mai. Mit hornbebrillter Seele. Wie es das kurzsichtige Auge der Zeit fordert. Man macht sich seit einigen Jahren das tragische Vergnügen, den Expressionismus für tot zu erklären. Das tun besonders die Herren, die sich um ihn von seiner Geburt bis zu seinem zeitungshaften Tod nie gekümmert haben oder sich um ein so minderwertiges Lebewesen nicht haben kümmern wollen. Kümmerlicher ist aber dieser Lobgesang auf den Tod. Man hat sich allerseits einen logisch lächerlichen Begriff „Neue Sachlichkeit" zu Recht abgeschrieben. Die Künstler, die gegen die Kritik auch in der öffentlichen Anerkennung durchgesetzt sind, werden einfach auf das Konto der neuen Sachlichkeit gebucht, und der Begriff des Expressionismus wird schlicht auf die Maler angewandt, die sich selbst bei der Kunstkritik nicht mehr recht halten können. Wie sollen diese Verlegenheitskritiker etwas über Bildanschauung schreiben können, wenn sie sich keine Bilder anschauen, nur darüber literarisch faseln. Oder sogar politisch. Und da zufällig einige Kunsthändler Impressionisten auf Lager haben und sie abstoßen wollen, bekommt diese kaufmännische

Angelegenheit durch die Hornbrillen einen höhern, wenn auch keinen optischen Sinn. „Sie ist weder Mode noch Mache, diese Auferstehung der Impressionisten, sie ist die Erfüllung einer echten, wirklichen Sehnsucht des wiedererstarkten Bürgertums." Auf deutsch: einige Bürger haben wieder Geld übrig, um sich teure Bilder französischer Impressionisten zu kaufen. Deutsche Impressionisten, nebst Professor Liebermann, haben schwankenden Kurs mit fallender Tendenz, und Expressionisten sind auf der Börse nicht zugelassen. Gewiß, das Bürgertum ersehnt eine Auferstehung. Was aber haben Bilder mit kapitalistischen Wünschen in einer antikapitalistischen Epoche zu tun?

Dabei ist die Sache mit der Kunst höchst einfach. Mit der Kunst, die man zur Unterscheidung von der Illustration Expressionismus genannt hat. Es kann nur immer wiederholt werden: Kunst ist die sinnliche Gestaltung optischer oder akustischer Phänomene. Bilder müssen gesehen und nicht gedacht oder gefühlt werden. Mit Geist, mit dem Gedächtnis der Sinne, kann man nichts schaffen, gestalten. Mit dem Gedächtnis kann man nur wiederholen, nicht holen. Dasselbe gilt von der Seele, dem Gedächtnis der Empfindungen. Ohne Sehen und Hören gibt es keine Kunst. Selbstverständlich gibt es auch eine Kunst des Tastens, Riechens und Schmeckens. Darüber werden die Denker noch mehr den Kopf schütteln, ohne daß etwas aus ihrem Gedächtnis fällt. Auf den Gebieten haben sie überhaupt keine Erfahrung. Fühlen ist bei ihnen Literatur, Riechen eine überflüssige Begleiterscheinung der Frauen und Schmecken deutsche Küche. Beim Sehen und Hören können sie sich etwas denken. Ihre Gedanken sind ihnen wichtiger als die Tat der Sinne. Diese Mißachtung der Sinne hatte ihren logischen Erfolg. Erzeugt wurde die unsinnliche und unsinnige Kultur. Der Kampf der Geister wird durch Kriegsmaschinen, Aberglaubenszwang und soziale Unterdrükkung geführt. Man beruft sich auf das Recht des Geistes, also des Gedächtnisses seiner zufälligen Erfahrungen, statt der Macht der Sinne gerecht zu werden. Diese großen Geister erklären alles, aber schaffen nichts. Sie verhindern die Menschheit am Zusammenschluß durch die Nationen, sie verhindern das physische Dasein durch metaphysische Konfessionen, sie verhindern das Dasein überhaupt durch die Einteilung der Menschheit nach dem Eigentumsbegriff. Jeder Zwang wird sittliche Freiheit genannt. Der Zwang zum Zusammenschluß nur mit Gleichsprachigen, mit Gleichleichtgläubigen, oder gar der Zwang zur Anerkennung des Rechtes auf Eigentum. Das ist besonders unsittlich. Wenn Menschen gegen Besitzende aufstehen, sie in der Ruhe des Sitzens stören, so wird dieser Aufstand auch von den Geistigen bekämpft. Denen ist es peinlich, zwar nicht von ihrem Sitz aber aus ihrem Schlaf aufgerüttelt zu werden. Man kann aber nicht immer stehen, namentlich wenn man gezwungen ist, den Besitz der Andern zu sehen. Dieses Sehen macht eben besessen. Dieses Sehen ist die Tätigkeit der lebenden Sinne, die ein sinnliches Dasein zu führen wünschen und die das Recht, auch das sittliche, auf

das Dasein haben, da sie da sind. Sehen ist Leben. Kinder wollen alles nur besehen, nicht bedenken. Auch die Menschen, soweit sie nicht Berufsdenker sind, wollen alles sehen. Länder, Menschen, Theater, Kunst. Oder ist jemand, selbst ein Denker, schon auf den Gedanken gekommen, ans Meer oder in das Gebirge, oder in die Städte zu reisen, um Meer, Gebirge oder Städte zu denken? Oder geht jemand ins Theater, um Schauspieler zu denken? Nur die unglücklichen Bilder muß man sich ansehen, um dabei etwas zu denken. Dabei steht die Kunst im höchsten Ansehen. Es hat aber noch nichts im höchsten Andenken gestanden. Das Andenken ist stets nur der Ersatz des verlorenen oder versäumten Ansehens. Denken ein Ersatz des Sehens. Leben ist Sehen, Kunst seine sinnliche Gestaltung.

Die Erkenntnis der sinnlichen Anschauung der Erde nennen wir Expressionismus. Die sinnfällige und sinnenvolle Gestaltung expressionistische Kunst. Wir würden es vorziehen, sie einfach Kunst zu nennen, wenn man nicht das Kunst nennen würde, was keine Kunst ist.

Kunstwerke sind typisch. Individualität ist ein Privatvergnügen, das den Individuen selbst am meisten Spaß macht. Alle übrigen Lebewesen der Natur, organische und unorganische, geben sich typisch. Nur die Menschen denken sich eine Individualität aus. Doch plötzlich machen ihnen die Sinne klar, daß sie alle gleich sind. Wenn nämlich die Sinne ihr sinnliches Recht verlangen. Vor Hunger und Liebe, vor Leben und Tod bricht die Individualität, diese Zufallserscheinung von Erfahrungen, zusammen. Plötzlich sind alle Menschen gleich. Kunst als gestaltetes Gleichnis sinnlichen Lebens kann also nur typisch sein.

Davon lassen sich die Kunstkritiker nichts träumen. Sie sind vollauf mit dem Denken beschäftigt. Dafür haben sie eine Virtuosität in der Anwendung der Sinne. Sie sehen mit dem Geschmack und hören mit dem Gefühl. Und stellen so die Sinnesverwirrung der Künstler fest. Die Künstler, die mit Seele und Zunge Kunstwerke machen, sollten lieber Kunstkritiker werden. Kunstwerke werden nämlich nicht von Gott, sondern von der Hand geschaffen. Künstler sein heißt sinnliche Erlebnisse zu einem Organismus zusammenstellen zu können. Der Organismus ist die Wirkung. Die seelische Wirkung, wie in der Natur, eine subjektive Deutung.

Das ist der Expressionismus. Viele kennen ihn vom Hörensagen, ohne zu hören. Alle haben eine Ansicht über ihn, ohne zu sehen. Etwas Einsicht für die Menschen und viel Vorsicht für die Kunstkritiker ist nötig. Man kann sich mit Kunst nicht befassen. Dieses Tasten ist für Augen und Ohren unangebracht. Und durch Nachsicht hat man nur das Nachsehen. Mit dem einfachen Sehen ist es viel einfacher.

So einfach ist die Kunst. Aber so ein Fach ist die Kunst nicht, daß man sie in einem Teil des Gehirnschrankes unterbringt und sich darauf beschränkt. Und wenn sich auch in der Einfachheit, in der Beschränkung, erst der Meister zeigt, ist man kein Richter des Meisters, wenn man beschränkt ist.

Leben der Sinne. Sinn des Lebens.

Der Fall Lambach von Morus

Die Deutschnationalen von Wilmersdorf wollen ihren guten Kaiser wiederhaben. In Halensee, wo bislang der Zellstoffsyndikus Lejeune-Jung Westarps Ortsgruppe kommandierte, mag das anders sein — zwischen der Kaiserallee und der Wilhelmsaue läßt man nicht mit sich spaßen.

Aber vielleicht hätten auch die Wilmersdorfer den Reichstagsabgeordneten Walther Lambach nicht gleich wegen einiger halbrepublikanischer Bemerkungen aus der Partei ausgeschlossen, wenn dieser p. Lambach nicht ein sozial ganz verdächtiges Individuum wäre. Daß er nicht von merklichem Uradel abstammt, sondern sich vom kleinen Handlungsgehilfen zum wohlbestallten Verbandsleiter heraufgearbeitet hat, wird ihm gewiß niemand übelnehmen. Im Gegenteil, solche Leute werden unter der Demokratie und unter der Diktatur, das ist einerlei, heute in allen Ländern und von allen Parteien benötigt. Auch die Deutschnationalen kommen ohne ein bißchen proletarischen und stehkragenproletarischen Aufputz nicht aus. Wo soll man schließlich seine vier oder fünf Millionen Wähler herbekommen? Drei Arbeiter und Angestellte auf hundert Abgeordnete, dazu noch ein paar gelbe Verbandssekretäre: das ist grade das richtige Verhältnis für eine Volkspartei, die den Klassenkampf bekämpft und das Wohl des Ganzen will.

Oh, man ist durchaus nett und zuvorkommend zu den Konzessionsproleten. Sie dürfen im Reichstagsrestaurant mit den feinsten und reichsten Herren am selben Tisch sitzen, obwohl sie doch von rechtswegen in die Gesindestube gehören. Und wenn sie sich so hübsch artig benehmen wie der Landarbeiter Behrens, bekommen sie sogar den Ritterschlag des Kapitalismus und werden richtiggehende Aufsichtsräte, wie die Großen. Aber sonst haben die Kleinen gefälligst klein zu sein und nicht zu mucken. Denn wo kommen wir hin, wenn die Gewählten womöglich anfangen wollten, die Interessen ihrer Wähler zu vertreten? Wofür geben die Schwerindustrie und die Großgrundbesitzer vor den Wahlen ihr schönes Geld her, wenn sie nicht die Gewähr haben, daß ihre Interessen von den Arbeiter- und Angestelltenvertretern im Parlament mit dem gleichen Eifer wahrgenommen werden, mit dem sie es selbst tun. Disziplin muß sein — sonst soll der Teufel dreinfahren.

Gegen diese Disziplin, nicht gegen das Treugelöbnis zum Hause Doorn, hat der Angeklagte Lambach aufs gröblichste verstoßen. Lambach, der nebenher einer der glänzendsten politischen Publizisten ist und das beste Buch über den Reichstag geschrieben hat, macht seinen deutschnationalen Parteigenossen immer wieder eine ganz ungehörige Bilanz auf. Zwei Drittel aller Wähler, sagt er, sind Arbeiter oder Angestellte; wenn diese Arbeitnehmer sämtlich nur nach ihren wirtschaftlichen Interessen wählen würden, wäre der Reichstag knallrot. Tatsächlich wählt von ihnen beinah die Hälfte bürgerlich. Würden die bürgerlichen Parteien diesem Umstand Rechnung tragen, so hätten sie im vorigen Reichstag den Ar-

beitnehmern 153, in diesem gewiß 130 Mandate einräumen müssen. In Wirklichkeit saßen auf den Bänken der Bürgerlichen das vorige Mal 33 Arbeitnehmer, und jetzt werden es noch einige weniger sein. Während der Reichstag längst schon ein reines Ständeparlament geworden ist, in das die sozialistischen Arbeiter und erst recht die kapitalistischen Bürger und Landwirte ihre Klassenvertreter delegieren, fallen die bürgerlich wählenden Arbeitnehmer einfach aus. Sie bekommen noch nicht den vierten Teil der Mandate, die ihnen der Berufsgliederung nach zukämen.

Wenn irgend ein Schreibtischarithmetiker derartige Aufstellungen machte, so würden sich, mit gutem Recht, weder Graf Westarp noch Herr Hugenberg darum kümmern. Aber der Parteigenosse Lambach hat noch eine andre üble Eigenschaft. Er ist nicht nur ein klarer Kopf, der die Dinge sieht, wie sie sind, und sie beim richtigen Namen zu nennen wagt, sondern er hat auch eine große und mächtige Organisation hinter sich. Der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband, der unter seiner Führung steht, ist mit dreihunderttausend Mitgliedern die größte kaufmännische Gewerkschaft der Welt, und, was wichtiger ist: er ist etwas.

Der Herkunft nach gehört er zu den Pflänzchen aus Adolf Stöckers Garten und seine erste Maienblüte in den Jahrzehnten vor dem Kriege verdankt er einem besonders knotigen Antisemitismus. Die fromme Patenschaft und die christlich soziale Gesinnung schützten freilich nicht davor, daß eines Tages der Begründer und erste Leiter des Verbandes, der Reichstagsabgeordnete Schack, von der hamburger Polizei unter dem Verdacht des Mädchenhandels verhaftet wurde, weil er in Zeitungsinseraten unter dem Kennwort „Triole" züchtigen Damen zuweitgehende Anträge gemacht hatte. Der „Triolen-Schack", wie er fortan hieß, mußte den kleinen Irrtum mit seinem Reichstagsmandat bezahlen, und auch dem Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband blieb nichts andres übrig, als seinem Mentor die Tür zu weisen. Aber nach einiger Zeit war der Unfall überwunden, und die jungen Kaufleute, die ihre Tugend ebenso rein bewahren wollten wie ihre Rasse, konnten wieder unbekümmert in den Schack-Verband eintreten.

Nach dem Kriege profitierten auch die Deutschnationalen Handlungsgehilfen von dem allgemeinen Organisationsfieber. Vor allem aber verstanden sie, eine Wirtschaftsorganisation aufzuziehen, die unter den deutschen Gewerkschaften nicht ihresgleichen hat. Sie nehmen ihre Mitglieder hoch heran, aber sie bieten ihnen auch etwas. Im vorigen Jahr hat der Verband 11 Millionen Mark einkassiert und, bei sehr großzügigen Ausgaben, einen Überschuß von 2½ Millionen Mark erzielt. Er ist an einer Reihe gewerkschaftlicher Unternehmungen beteiligt und erhält dazu in einem pompösen Hause in Hamburg eine eigne große Verlagsanstalt mit 1,8 Millionen Mark Kapital, eine eigne Sparkasse mit 18 Millionen Mark Einlagen, eine eigne Bankabteilung, eine Versicherungsorganisation, und als Hauptattraktion eine sehr liberale Kran-

kenkasse. Mit allen diesen Einrichtungen stellt der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband rein kapitalistisch eine respektable Macht dar, und da er, im Gegensatz zu den andern Gewerkschaften, ausdrücklich eine politische Organisation ist, so kann er mit dieser Geldmacht schon etwas anfangen.

Bewußt und ganz systematisch hat Lambach in den letzten Jahren dem Verband allenthalben Eingang erzwungen. Eine Ruhmestafel, die 1926 auf der Gesolei gezeigt wurde, verzeichnet 8 Deutschnationale Handlungsgehilfen im Reichstag, 2 im Reichswirtschaftsrat, 22 in den Landesparlamenten, 455 in den Gemeindevertretungen, 1 im Reichskohlenrat, 7 in den Landeseisenbahnräten und 56 in den Kircheninstitutionen. Abgesehen von der Sozialverwaltung, in der die Deutschnationalen Handlungsgehilfen gleich zu Tausenden sitzen, haben sie also planmäßig alle öffentlichen Stellen mit einem Netz von Verbandsleuten überzogen; daneben fungieren noch 1600 Mitglieder als Verbindungsmänner zu allen politischen Parteien, einschließlich der Demokraten.

Man wird, wenn man dieses Register liest, Herrn Lambach seine Bewunderung nicht versagen können. Aber man versteht auch, daß hier eine Organisation am Werke ist, die Hugenberg und die Seinen natürlich nicht tolerieren können. Denn wenn auch der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband außenpolitisch jeden Nationalismus mitmacht und innenpolitische Diktaturpläne mindestens nicht stören wird, so hält er doch, schon aus Konkurrenz gegen die Gelben und durch seinen Anschluß an die christlichen Gewerkschaften, sozialpolitisch stramm die Arbeitnehmerlinie ein. Er stemmt sich unter Lambachs Ägide gegen die Politik des Als-Ob, gegen die gemimte Volksgemeinschaft, gegen die Lokal-Anzeiger-Mache, die dem Portier und dem Briefträger vorspiegeln will, daß er im Schoß der Schwerindustrie am besten geborgen ist. Vergeblich haben die Deutschnationalen sich eine zeitlang bemüht, Lambach zu sich hinüberzuziehen und ihn mundtot zu machen. Sie haben ihn auf den offiziellsten Posten gestellt, den sie einem jungen Abgeordneten anvertrauen können und ihn zum Geschäftsführer der deutschnationalen Reichstagsfraktion ernannt. Es hat nichts geholfen. Dieser eigenwillige und ehrgeizige Mann, der zweifellos ein großes Führertalent ist, hat sich nicht in Hugenbergs Geschirr einspannen lassen. Er schlägt immer wieder aus und trifft die Deutschnationalen da, wo sie am empfindlichsten sind: in der Herzgegend oder genauer, in der Gegend, wo die Brieftasche steckt.

Das ist zuviel. Die Deutschnationalen können, wies sich in den letzten Jahren gezeigt hat, große Wandlungen und große Konzessionen riskieren, ohne daß es in ihren Reihen ernsthaft kriselt. Aber sie können nicht dulden, daß einer aus ihrer Mitte öffentlich erklärt, sie mißbrauchten die Stimmen der Arbeitnehmer. Das wäre für das kunstvolle System Hugenbergs das Ende. Deshalb muß Lambach fort. Hugenberg weiß schon, was er tut, wenn er die Wilmersdorfer mobilmacht.

Bemerkungen

Der nationale Feuertag

Irgendwo an der Potsdamer Straße liegt ein verträumtes Landschlößchen mit Rosenhag und Vogelgarten, dornröschenhaft eingebettet in das arbeitsame Berlin. Dies ist das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, die schönste und paradiesischste Behörde Preußens, eine wahre Oase des Kultusministeriums. Frohe, behäbige und wohlbesoldete Mannen walten da in Emsigkeit ihres Amtes, und ringsum ist alles Plüsch und Kies und Sonnenstäubchen. Von Zeit zu Zeit eilen sie, da weiter nichts zu tun ist, hinaus zu den Getreuen im Lande, um irgendetwas zu organisieren, seien es Burgfeste oder Laienscharen, Schulspiele oder Bratwurstglöckle, und zur Förderung der Künste halten sie alle paar Monate in einer schönen, mit Wein oder Linden bepflanzten Gegend Deutschlands einen Kongreß ab, wobei mit dem amtlichen Lobe nicht gespart wird. Hauptsächlich dienen sie aber der Veredelung der Feste, die sie mit kultischer Weihe versehen wollen. Das ist ihre Spezialität.

In einem andern schönen Dienstgebäude amtiert der Herr Reichskunstwart Doktor Redslob frohen Mutes. Er widmet sich ebenfalls der geistigen Befruchtung der Feste und ist ein vorbildlicher Arbeiter, der von Noske und Geßler bis Keudell und Severing alle seine Vorgesetzten durch Gesinnungseifer entzückt hat. Er ist der Ausschmücker des Reichstags und der Mitschöpfer der neuen Briefmarken, ein bescheidener Mann, der es in sich hat und die Republik bei allen ihren Begräbnissen mit besonderer Wärme vertritt.

Was können nun diese letzten Rembrandt-Deutschen und die andern wackern Instanzen, wenn sie zusammenkommen, um die Verfassung zu feiern, Gutes vorkehren? Sie wollen zum 11. August im Grunewald ein nationales Feuerwerk entfachen, wie es die Welt noch nicht gesehen hat. Es wird ein wahres pyrotechnisches Wunderding werden, daß der Geist von Weimar mit seinen Ausnahmebestimmungen nur so raucht. Keudell hat den herrlichen Plan entworfen, und Severing wird ihn ausführen, und das gleich auf sechs Fronten. Auf der ersten Front wird es einen Reichsadler mit Kornblumen und einer Aue geben. Das zweite Treffen bilden feuerspeiende Drachen, die die Köpfe nicht von Noske oder den Brüdern Techow, sondern von Wagner und Beethoven tragen. Die dritte Reihe bildet einem dringenden Bedürfnis zufolge der Turnvater Jahn, der grade bei bester Gesundheit seinen hundertfünfzigsten Geburtstag feiert, ihn lösen wieder unter dem Motto „Deutsche Arbeit und deutscher Geist" die Gestalten Zeppelins und Eckeners und das nationale Reklameflugzeug „Bremen" ab. Ob Hünefelds Monokel an dieser Stelle extra belichtet wird, steht noch nicht fest; verdient hätte er es wegen seiner Sonderfahrten zu Wilhelm und Ebert. Damit noch nicht genug, erscheint als illuminierte „Erinnerungen an große Tage" das verfassungstreue Tannenberg-Denkmal, und zum Schluß, während rings Schwärmer, Brander, Frösche und Raketen über dem Boden der Republik hochgehen, leuchten die Transparente von Ebert und Hindenburg am Himmel — so hieß es wenigstens in der ersten Ankündigung. Aber inzwischen mußte der ‚Vorwärts' zu seinem Schmerze eingestehen, daß Ebert nicht zugelassen ist und der Retter alleine verbrennt.

Da haben wir also endlich einmal wieder etwas Apart-Deutsches, das man uns in London, Paris oder Moskau bestimmt nicht nachmachen wird. Am

11. August wird ein nationaler Feuertag sein, daß es nur so knattert.

Hans von Zwehl

Kgl. Bayrische Eisenbahnkatastrophe

Gelegentlich des Eisenbahnunglücks vor dem münchner Hauptbahnhof werden durch Veröffentlichung der ‚Münchner Neuesten Nachrichten', also eines gewiß unverdächtigen Blattes, Bemerkungen und Handlungen von Beamten bekannt, die nicht so kommentarlos, wie es die M.N.N. tun, hingenommen werden dürfen. Abgesehen davon, daß es an allem fehlte, was man bei solch traurigen Anlässen verlangen kann, daß Feuerwehr, Polizei, Staatsanwaltschaft erst mit Stundenverspätungen an der Unglücksstätte eintrafen, daß eine Schlamperei und eine Ratlosigkeit herrschte, die die Unfähigkeit der Leitung nun zum zweiten Mal (beim Unglück am Ostbahnhof herrschten ähnliche Zustände!) klar bewies, trat dies Mal von seiten der Beamtenschaft besonders grell jene kaltschnäuzige Kasernenhoffrechheit an den Tag, die zeigt, daß wir immer noch bestimmten üblen Traditionen rettungslos ausgeliefert sind.

Erstens: „Auf die Frage der Reisenden, wie viele Opfer der Unfall wieder gefordert hätte, gaben die Beamten zur Antwort, daß nur einige Verletzte zu verzeichnen wären, die Sache wäre noch ‚glimpflich' abgegangen, obwohl jeder auf den ersten Blick erkennen mußte, daß die drei Unglückswagen in ihrem Durcheinander eine Reihe von Toten bergen würden." (Ich zitiere wortwörtlich, auch im folgenden aus den ‚M.N.N.', Nr. 194, die Augenzeugenberichte veröffentlichen, „deren persönliche Wahrhaftigkeit durchaus einwandfrei erscheint".) Man beachte, so sprechen Beamte unmittelbar nach der Katastrophe an der Unfallstelle. Ist es da verwunderlich, daß die nötigen Maßnahmen so gemächlich getroffen werden, so mit jener Ruhe, die man mit Recht die „königlich bayrische" nennt, daß die Feuerwehr, der man dann zuerst noch einen falschen Weg wies, erst auf großem Umweg die Unfallstelle erreichte und die im zehn Minuten entfernten Hauptbahnhof anwesende Polizeiwache nach stundenlanger Verspätung eintraf. Der erst lange nach dem Unglück ausbrechende grauenhafte Brand der Eisenbahnwagen, der die Rettung der eingeklemmten Opfer erschwerte und unmöglich machte, hätte leicht vermieden werden können. Immerhin kann diese Beamtenaussage als Beruhigungsmaßnahme angesehen werden — wenn auch gesagt werden muß, daß das ewige Lügen und Vertuschen, das bei unsern amtlichen Stellen einreißt, durchaus unangebracht ist.

Zweitens: „Nach etwa zehn Minuten Warten wurden die Reisenden vom Bahnpersonal aufgefordert, sich zum Bahnhof zurückzubegeben." Darüber sagt ein andrer Bericht: „Unser Weg zum Bahnhofsgebäude war sehr beschwerlich; wir mußten natürlich über alle Geleise und Weichen stolpern und das machte die Leute äußerst ängstlich, waren doch die meisten irgendwie verwundet." Man fand es also nicht der Mühe wert, nachts, an einem Sonntag, bei einer Hochflut von Verkehr, also bei ständig aus- und einfahrenden Zügen, den erschreckten Reisenden einen Führer zum Hauptbahnhof mitzugeben. Man muß die münchner Bahnhofsanlage kennen, um zu wissen, welche Ungeheuerlichkeit diese Unterlassung bedeutet und welche Mißachtung von seiten der Herrn Beamten aus diesem Verhalten gegen das ihnen auf Gedeih und Verderb anvertraute Publikum spricht. Es ist fast ein Wunder zu nennen, daß hier nicht noch mehr Unglück passierte.

Drittens: „Es trug auch nicht grade zur Beruhigung bei, als einem Herrn, der mit einer Wunde im Schädel um Wasser bat, nicht grade liebevoll bedeutet wurde: ‚Na, Sie werden wohl

warten können ..." Diesen Ton kennen wir! Er klingt nach Kasernenhof, nach „über alles in der Welt."

Viertens: Und nun der Schlüssel zu all diesen Rätseln! „Um so befremdlicher war es uns, von einem höhern Beamten im Bahnhofsgebäude zu hören: ‚Was wollen Sie, im Krieg sind noch ganz andre Dinge passiert!'" (Wie ich persönlich noch erfahren habe, soll der Betreffende die Leute mit dieser Bemerkung in unglaublicher Weise angefahren haben.) Man stelle sich in aller Deutlichkeit vor: draußen, an der Unfallstelle, wimmern die langsam verbrennenden Sterbenden in den Wagen, da ihnen durch beispiellose Unfähigkeit nicht rechtzeitige Hilfe wird. Gliedmaßen ragen aus den Trümmern, die Leichen sind bis zur Unkenntlichkeit verkohlt, der Feuerschein leuchtet grell zum Bahnhof her, da sagt dieser — höhere Beamte zu den aufgeregten, größtenteils selbst verwundeten Menschen: „Im Krieg sind noch ganz andre Dinge passiert!" Dem war das also noch nicht genug. Er rechnet noch immer mit Krieg. Was sind zehn verkohlte Leichen! Es geht hier zu friedlich her ...

Wenn ein Reisender sich einmal, gereizt durch das Benehmen der Bahnbeamten, zu einer gelinden Äußerung hinreißen läßt wird der Name festgestellt und er wegen Beamtenbeleidigung bestraft. Ebenso hat, mehr als jeder andre, das Publikum ein Recht, Namen festzustellen. Darum nicht: „ein Beamter" oder „ein höherer Beamter"!

Heraus mit den Namen!

Man darf diese Gestalten nicht an Dienststellen belassen, wo ihnen täglich das Leben von Tausenden ausgeliefert ist.

I. M. Lutz

„Auto-Suggestion"

Als Ende Mai 1921 Walter Clarke von der Social Hygiene Association in New York vor geladenem Publikum auch einen amerikanischen Polizeifilm zeigte, der im Unterricht der amerikanischen Polizisten benutzt wurde und eine bildliche Einführung in die Pflichten der Polizei bei Bekämpfung der Prostitution und Promiskuität darstellte, wirkte auf alle Zuschauer eine Szene befremdend und unwahrscheinlich. Ein elegantes Auto, geführt von einem Privatfahrer, hält plötzlich; der Mann am Steuer spricht ein Mädchen an, ladet sie zur Mitfahrt ein und fährt dann schnell mit ihr davon. Ein auf Streife befindliches Polizeiauto beobachtet den Vorgang, nimmt die Fährte auf und eine tolle Jagd beginnt zur Feststellung des Fahrers wie des Mädchens, von denen angenommen wird, daß sie zu unerlaubten Zwecken zusammen fahren.

Inzwischen ist auch in Berlin die „Auto-Freierei" eine alltägliche Erscheinung geworden. Wer mit offenen Augen in den Hauptgeschäftsstraßen wie in den großen Verkehrsadern spazieren geht, kann jeden Tag die Wagen beobachten, die im Acht-Kilometer-Tempo den Damm abzugrasen suchen, oder wie es in der Chauffeursprache heißt „Greifen-Fahren". Jedes mehr oder weniger hübsche, alleingehende Mädchen wird angerufen, angewinkt oder auch nur mit Blicken zum Einsteigen aufgefordert. Zur Zeit des Geschäftsschlusses bis in den tiefen Abend hinein bieten die Autobesitzer im besondern Maße so ihre Reize an. Ich könnte bereits eine Reihe von solchen gewohnheitsmäßigen Auto-Freiern nach meiner Kartothek veröffentlichen.

Vom arbeitsscheuen und arbeitsuntüchtigen Sohn des Bankdirektors an, der zwar Autobesitzer, wenn auch nicht — Eigentümer ist (die Autobetriebskosten gehören eben heute schon für manche zu den notwendigen „Geschäftsspesen", zur Beschaffung von Beziehungen), über den bessern Angestellten der Konfektion und den Stadtreisenden bis zum Direktor der Versicherungsgesellschaft sind alle Schattierungen der „Gesellschaft" vertreten. Es haben sich bereits Champions

der Auto-Freierei ausgebildet, die täglich mehrmals Mädchen laden.

In den späten Abendstunden können dann, wie ich es systematisch 1927 getan habe, die Greif-Erfolge kontrolliert werden. Den Schlußpunkt zu den mehr oder weniger kurz vorher gemachten Bekanntschaften bilden die Wagen, die an den Rand der Chausseen oder der Avus gedrückt festgeschlossen im Dunkel zu träumen scheinen.

Auffallend ist, mit welcher Leichtigkeit Mädchen wie Frauen der „Auto-Suggestion" unterliegen, zu einem wildfremden Mann ins Auto steigen und sich dann von ihm irgendwohin „herausfahren" lassen. Die Frauen werden gradezu vom Auto magisch angezogen, zum Teil spielen dabei zweifellos pekuniäre Vorausberechnungen mit, die ausschlaggebend sind bei dem modernen Typ der „Auto-Nutte", die unbeschadet der Qualitäten seines Fahrers allein auf PS-Zahl und Eleganz des Wagens „fliegt", zum Teil aber kommen geldliche Interessen gar nicht in Betracht. In Betracht kommt vielmehr Abenteuerlust und Sensationsgier, wahrscheinlich auch eine etwas verbogene Romantik und Eitelkeit. Das Gefühl, im Auto, und zwar in einem möglichst eleganten, zu sitzen, angestaunt und beneidet zu werden, bedeutet unbedingt einen starken erotischen Kitzel und ist den Frauen ebenso angenehm wie das Tragen eleganter Kleider und Wäsche.

Nützen so Autobesitzer die Schönheit ihres Wagens als Lockmittel aus, so machen manche praktisch gesinnte Mädchen sich diese Möglichkeit zunutze, elegant, bequem, schnell und billig zu ihren Arbeitsstätten oder auf Besorgungen zu fahren und bilden so die unvermeidbaren Nieten der Auto-Freierei.

Neben dem Privatauto erfüllt auch die Autotaxe, als fahrendes Séparé, ihre Aufgabe auf erotischem Gebiet. In der Autotaxe feiert die „Porzellanfuhre" ihre Auferstehung. Die Chauffeure berichten durchgängig, wie häufig sie bereits in den Nachmittagsstunden (der Mann gehört meist der Altersklasse zwischen vierzig und fünfzig an) von Pärchen die Weisung erhalten: „Fahren Sie mich irgendwo heraus, es hat keine Eile, fahren Sie langsam."

Hans Haustein

Saladin ohne Wunderlampe

In Essen gibt der Kunstkritiker Erik Reger eine mutige Wochenzeitung heraus: ‚Der Westdeutsche Scheinwerfer'. Seine kritische Beschäftigung mit dem Theater des Ruhrgebiets führte ihn auch in das bochum-duisburger Stadttheater des Intendanten Saladin Schmidt. Einst schrieb der Intendant Schmidt dem Theaterkritiker Reger: daß es ihm (dem Intendanten) schwer falle zu sagen, wie dankbar er ihm (dem Kritiker) sei. „Ich meinerseits" — schrieb der Intendant — „kann nur nochmals grade einer Kritik wie der Ihrigen mein Gefühl der Verpflichtung ausdrücken ... Dies ist ganz aus dem Geist überschauender kritischer Würdigung geschrieben, der uns im Ruhrgebiet so not tut." Deutsch schreiben — denkt man — kann er nicht; aber ein dankbarer Intendant ist er. Doch als Saladin Schmidt nun sah, daß er am Theaterkritiker nicht den Reklamejüngling haben konnte, der ihm „im Ruhrgebiet so not tut" — entdeckte er plötzlich sein „Gefühl der Verpflichtung" als Hausherr; und ließ den unliebsamen Kritiker, der auf bezahltem Billett im Theater war, durch einen Polizeioffizier aus dem Hause werfen. Begründung: weil er gegen das Theater geschrieben hat. Reger überschreibt seine Darstellung dieser finstern Affäre: „Mittelalterliches Faustrecht in Bochum."

Nur in Bochum? Ich wüßte aus Frankfurt eine Geschichte zu erzählen, wie man einen unliebsamen Kritiker loszuwerden versucht — bald mit Erfolg, bald

ohne Erfolg. So hat zum Beispiel — um von der frankfurter Theaterdiplomatie zu schweigen — sich der Graf Keyserling nach der letzten Tagung an einige Zeitungen mit der Bitte gewandt, einem ihm unbequemen Referenten das Vertrauen zu entziehen. Aber wichtiger als ein Aneinanderreihen von „Fällen" ist die energische Abwehr gegen den brutalen, immer wieder neu unternommenen Versuch, die Kritik mundtot zu machen. Der einzelne Kritiker — namentlich der entsetzlich isolierte Provinzkritiker — ist seinen Angreifern gegenüber zu schwach; und die lokalen Kritikerverbände sind — wie im Fall Reger, aber auch zum Beispiel in Frankfurt — zu niveaulos und zu feig und zu eifersüchtig auf den mutigern und deshalb exponiertern Kritikerkollegen, um einen Kampf durchzuführen. Deshalb ist aufs allerenergischste — vor allem zum Schutz der besten, das heißt mutigsten und am schärfsten beobachtenden Provinzkritiker — ein gesamtdeutscher Kritikerverband zu fordern. Der Kritiker darf nicht nur die Pflicht haben, er muß auch die Macht haben: zu schreiben, was er zu schreiben hat. Diese Macht ist an und für sich schon in vielen Fällen stark begrenzt durch den Verlag. Die lokal-gesellschaftlichen Einflüsse auf die Arbeitgeber, die geschäftlichen Interessen der Arbeitgeber, die Privatansichten der Arbeitgeber werden in gröberer oder verschleierterer Form immer die Existenz des unnachgiebigen Kritikers bedrohen. Und diese Drohungen sind meist so unterirdisch, daß kein Kritikerverband sie wird packen können. Gegen diese gottgewollten Abhängigkeiten gibt es nur den täglich neuen, täglich aufreibender werdenden Kampf. Auch das Theater versucht meist im Kampf mit dem Kritiker zu siegen durch Erschütterung seiner materiellen Existenz. Das muß wohl im bochumer Fall nicht möglich gewesen sein; deshalb entschloß sich Herr Saladin Schmidt zu einem Schritt, den seine Kollegen — die sich lieber ein Alibi verschaffen, wenn etwas geschieht — meist scheuen: er wurde plötzlich aus einem angegriffenen Intendanten ein angreifender Hausherr. Und jeder Hausherr hat einen Panzer: den Paragraphen wegen Hausfriedensbruchs. Das Gericht wird jetzt entscheiden, ob ein ruhiger Theaterbesucher im Besitz einer rechtmäßigen Theaterkarte herausgeworfen werden darf. Die juristische Frage sieht harmlos aus: die Antwort entscheidet, ob die Freiheit der Kritik noch mehr zurückgedrängt werden darf, als sie es ja an und für sich schon durch die Machtverhältnisse ist.

Ludwig Marcuse

Liebe Weltbühne!

Alexandre Dumas wurde einmal gebeten, zur Beerdigung eines im Elend gestorbenen Gerichtsvollziehers 25 Franken beizusteuern. Dumas entnahm seinem Schreibpult 300 Franken mit den Worten: „Hier, nehmen Sie und lassen Sie dafür ein Dutzend begraben."

Forderung des Tages

Allen, die mit Anstand die Verfassung verletzen,
sollte man ein Denkmal setzen.
Ohne Zweifel sind wir dankbar gewesen wie noch nie
jenen Leuten,
die sich nicht häuten,
aber es fehlt das Tüpfelchen über dem i.
Eine Pension ist noch kein Orden.
Und da die Orden abgeschafft,
müssen wir demokratischen Horden
für Ersatz sorgen mit aller Kraft.
Her das Denkmal! Hört ihr? Wir schrei'n.
Wunderschön muß das Einweihen sein.
Parademarsch, der Siegerkranz,
Stahlhelm und die hohe Wonnegans.
Vielleicht ist auch ein Flieger da.
Doorn, Doorn, hurrah!

Mit entblößtem Haupt, gleich bei der Musik,
steht bescheiden ein Herr von der Republik.

Palz

Antworten

Arbeiter-Illustrierte Zeitung. Deine Redaktion schreibt mir: „In der Glosse von A. E. Ronaut ‚Zeppelin und David Schwarz' in Ihrer Nummer vom 24. Juli heißt es: ‚Aber nirgends fand man etwas über den Mann, dessen Ideen Zeppelin mit dazu verholfen haben, sein Werk fortzuentwickeln.'' Wir wären Ihnen dankbar, wenn Sie mitteilen würden, daß die ‚AIZ.' in ihrer Nummer 29 David Schwarz eine Seite mit bisher unveröffentlichten Photos gewidmet hat." Ich bestätige das und füge gern hinzu, daß die Bilder ungewöhnlich interessant sind.

Hanseat. Sie schreiben mir, daß im benachbarten Altona ein Denkmal zur Erinnerung für die Toten der 31er steht, das die sehr aktuelle Inschrift hat: „Den Gefallenen zum dankbaren Gedächtnis — Den Lebenden zur Mahnung — Den kommenden Geschlechtern zur Nacheiferung." Ich wünsche die Nacheiferung nicht einmal den Eseln, die diese Inschrift ausgeheckt haben.

Tourist. Sie schicken mir eine Ansicht des „Huis ter Duin" in Noordwijk an Zee. Dort wehte, wie Sie schreiben, neben manchen andern Nationalfahnen auch munter Schwarz-Weiß-Rot. Das war gewiß als sinnvolle Huldigung für zwei notable Deutsche gemeint, für Frau Stresemann und Gustav Noske.

Nationaler Mann. Das hier steht in einem Roman in deiner Zeitung: . . . der Bursch lachte wild auf. „Eh' einer von dem stinkigen Bauernpack eine Zigeunertochter freit, du von Vernunft und Scham Verlassene, eher paart der Dorfbulle sich mit einer Lerche." Lila antwortete nicht. Sie begann ein Lied zu summen. „Nun denn," rief Janko außer sich, „dann sollst du verflucht sein, du Abtrünnige! Dann will ich auch von dir nichts mehr wissen. Und kein reinblütiger Zigeuner soll jemals dich zur Frau nehmen." Duldest du, daß man sich auch noch zigeunerisch-völkisch auftut?

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Raditsch und Förster von Carl v. Ossietzky

Seit 1918 ist Bayern im Deutschen Reich das Stellwerk, das nicht funktioniert. Das hat zu mehr als einer Entgleisung geführt, deren Schaden stets das Reich zu tragen hatte und mit einer kaum mehr irdischen Geduld getragen hat. Das sozialistische Sachsen wurde von Reiches wegen exekutiert; Bayern blieb mit Mann und Roß als politischer Naturschutzpark erhalten. Jetzt hat eine Kette von jämmerlichen Unglücksfällen schonungslos den Rost an der Apparatur aufgedeckt. Die französischen Regiebahnen an der Ruhr, klagt das regensburger Blatt des Herrn Ministerpräsidenten, liefen sicherer als unsre kirchlich gesegneten Waggons. Die berühmte bayrische Staatspersönlichkeit, die wir so gut kennen gelernt haben, kann zwar ihr Veto nach Berlin donnern, aber nicht einen Schienenstrang in Ordnung halten. Die fünfzig Toten, die der bayrische Eisenbahnbetrieb in den letzten Monaten gekostet hat, sind zu Ehren jenes „gesunden Föderalismus" geopfert worden, den der klerikale Herr Premierminister Held ebenso gern im Munde führt, wie der so schrecklich rote Herr Erhard Auer. Aber was die politischen Katastrophen nicht bewirken konnten, das holt diese letzte von Dinkelscherben nach: man befaßt sich mit Bayern. Man betrachtet seine dem Reich abgeluchsten Gerechtsame kritisch. Der Herr Generaldirektor Dorpmüller, von dem man nicht sagen kann, daß ihm das soziale Salböl auf den Gehrock trieft, ist durch münchen-augsburger Attacken tückisch geworden und kompromittiert mit ziffernmäßig unbestreitbaren Angaben die verkehrstechnischen Künste der bayrischen Eigenstaatlichkeit bis aufs Blut. Bayern hat sich sogar aus der verruchten Dawes-Versklavung seine Privilegien herausgeholt, und wenn es auch an politischer Offensivlust seit 1923 einiges verloren hat, so hat es doch in seinem Eisenbahnbetrieb nicht ohne Erfolg Sechsundsechzig gespielt, und Siegelsdorf und Dinkelscherben und zwei Katastrophen in München selbst sind die traurigen Merksteine.

Während in Deutschland die Diskussion über die Neugliederung des Reiches allmählich dichter wird, wenn auch die entsprechenden Taten gewiß noch in weiter Ferne liegen, haben sich die Stämme des jungen Südslawischen Königreichs in einen innern Konflikt verwickelt, der zu einem Rückfall in lange Überwundenes führen würde, wenn er mit einem Erfolge der heutigen Opposition enden sollte. Der Gegensatz zwischen Belgrad und Agram hat nicht nur seine wirtschaftlichen Motive, lange Jahre südslawischer Geschichte senden plötzlich ihre alten Parolen wie Gespenster in die Gegenwart. Obgleich an der Bildung dieses Staates viele Kräfte sowohl in Altserbien als auch im Habsburgerreich selbst gearbeitet ha-

ben, so ist er doch schließlich mehr eine historische Improvisation geworden als Werk des planenden Willens. Grade in Kroatien hat es viele angesehene Politiker gegeben, die bis in die letzten Kriegstage an die Möglichkeit einer südslawischen Autonomie im Rahmen des alten Reiches geglaubt und für Wien und Budapest auch nicht die schmierigsten Propagandageschäfte verschmäht haben. Ihre Beteiligung an der Begründung des gemeinsamen Staates der Serben, Kroaten und Slowenen war in manchen Fällen weniger Begeisterung und Wille als Flucht vor den italienischen Heeren, die nach dem österreichischen Zusammenbruch am Isonzo Dalmatien, Krain und Steiermark zu überfluten drohten. Die italienische Serbenfeindschaft ist ja nicht neuen Datums. Schon im Kriege widmete die römische Regierung ihre besondere Aufmerksamkeit der kommenden Adriamacht, die sich selbst als Nachfolgerin Österreichs designiert hatte. Das Interesse der Altserben zielt nach dem Balkan. Die Kroaten dagegen fühlen sich der Adria verbunden. Italien ist der unruhige, sprungbereite Nachbar. Deshalb sträuben sie sich gegen die in Belgrad gemachten Freundschaftsverträge von Nettuno, wie denn von jeher mißtrauische Grenzbewohner sich von der weit abliegenden Hauptstadt verraten sahen. Noch heute verweisen die Altserben gern auf ihre ungeheuren Blutopfer zu einer Zeit, wo die Repräsentanten Kroatiens noch unentwegt k. u. k. Kriegspolitik trieben. Wie 1917 in einer Sitzung im kroatischen Landtag bekannt wurde, planten in der wüsten Woche nach dem Attentat von Serajewo die Behörden von Agram den „Volkszorn" gegen einige nationalradikale Führer zu organisieren. Unter denen, die als Serbenfreunde der Lynchjustiz geopfert werden sollten, befand sich auch der Demokratenführer Svetozar Pribitschewitsch, der heute mit Raditsch zusammen die Opposition gegen Belgrad führt. Übrigens gibt es auch in den Memoiren des Erzgauners Ignaz Strassnow ein anmutig duftendes Kapitel über die Begegnung mit einen der Herren Tribunen von Agram.

Der Gegensatz zwischen Serben und Kroaten ist also nicht neu, aber daß die Feindschaft die letzte gefährliche Verschärfung erhielt, dazu gehörte die Wahnsinnstat eines großserbischen Fanatikers, der vor ein paar Wochen mitten in der Parlamentssitzung in die Reihen der kroatischen Führer hinein seinen Revolver abfeuerte und neben andern Abgeordneten auch Stephan Raditsch, den vergötterten Bauernkönig, schwer und vielleicht zu Tode traf. Stephan Raditsch gehört zu den merkwürdigsten Gestalten der Gegenwart. Ein primitiver und komplizierter Mensch, phantastisch und kalt berechnend durcheinander. Bald ein Staatsmann von Mäßigung, bald ein roher, aufreizender Rhetor, nicht nur von der Pracht seiner Bilder berauscht. Oft ein Künder großer Konzeptionen, oft wie ein Groschenprophet à la Häusser. Seit 1905 steht er an der Spitze

der kroatischen Bauernpartei, aber wie groß und wie häufig seine Wandlungen auch waren, niemals hat er die Gunst seiner Gefolgschaft eingebüßt, ob er, wie im alten Österreich glühender Anhänger der Monarchie war, ob er, wie im neuen Jugoslawien, bald mit Moskau paktierte, bald König Alexanders Minister war. Das Weltbild dieses streitbaren und streitsüchtigen Menschen ist trotzdem eine pazifistische Utopie. Der Bauernhof ist sein Horizont, und sein Europa nicht mehr als eine Konföderation von ungezählten friedlich nebeneinander arbeitenden Bauernhöfen — die echte Vision eines christlichen Slawen, ein Panagrarismus, in dem kein Fabrikschornstein Platz hat. Mit einer rührenden Inbrunst hat er in frühern Jahren den Träger dieser Idee in — — dem Kaiser Franz Joseph gesehen. Ja, der riesengroße habsburgische Völkerkäfig war ihm nur das Reich der europäischen Mitte, das Reich einer christlichen Demokratie, bereit, alle Nachbarn freundlich aufzunehmen. Den Krieg sogar betrachtete er lange Zeit als eine Art Kreuzzug gegen die Ungläubigen, die sich diesem Ideal nicht beugen wollten. Wenigstens hat er es seinen Schäflein so gepredigt. Selbstverständlich teilen die demokratischen Kroatenführer von Agram, die Advokaten und Journalisten sind, wie andre bürgerliche Politiker auch, diese verstiegenen Spekulationen nicht im geringsten und seufzen gewiß oft bitter über ihren phantasievollen Alliierten. Aber Raditsch ist die Macht, die die bäuerlichen Massen beherrscht. In Belgrad hat man indessen gegen den Frommen aus innerm Beruf einen Frommen von Profession gestellt, den katholischen Priester Koroschetz, den Slowenenführer, der bereits dem ersten Kabinett des geeinten Königreiches, dem Triumvirat Protitsch-Koroschetz-Trumbitsch angehört hat. Der Priester Koroschetz hat als slowenischer Politiker unter der seligen Dynastie für den Trialismus geschwärmt, von dem die gemäßigten slawischen Politiker Österreich-Ungarns alles Heil erwarteten. Es ist die besondere Ironie der Geschichte, daß heute Raditsch und seine Getreuen von Agram aus die Dreiteilung nach Stämmen für das Jugoslawische Königreich fordern, während der slowenische Partikularist von einst Einheit und Unantastbarkeit der Zentralgewalt vertreten muß.

Es gibt heute vielleicht nur noch einen Mann in Europa, der so gläubig an dem Weltbild seines Wunsches hängt wie Stephan Raditsch, das ist Friedrich Wilhelm Förster. Sie sollen bei Leibe nicht mit einander verglichen werden, denn sie sind nach Charakter und Wissen himmelweit voneinander geschieden. Der Eine ist bei aller Verschwärmtheit trotzdem ein bauernschlauer Demagog und Praktiker, wie er im Buch steht, der Andre ein Gelehrter in teilweise selbstgewollter Isolierung. Aber beide verkünden sie die christliche Demokratie, die Gesellschaft der einfachen Menschen, deren Staat kein

Machtgebilde ist, sondern dem friedlichen Wesen seiner Bewohner entspricht. Försters Staat ist eine Lehrkanzel, der nichts zu Gebote steht als die Idee, und Förster ist der letzte Künder der Theokratie in einer götterlos werdenden Zeit. Man kann das ablehnen, man kann seine katholisch durchtränkte Sittenlehre ablehnen, man kann seinen Föderalismus heute antiquiert finden. Aber man kann den Mann nicht wie einen bösen Feind und Schädling behandeln. Es ist schwer zu begreifen, daß sich die demokratische Presse jetzt Förster mit Vorliebe zur Zielscheibe nimmt, nachdem die reaktionäre es schon fast aufgegeben hat. Und es muß mit besonderm Bedauern gesagt werden, daß ein feines und manierliches Blatt, wie die ‚Frankfurter Zeitung', das sich sonst nie ohne Gummischuhe in eine Polemik begibt, um die Lackkappen zu schonen, sich dies Mal vor Förster so weit vergißt, die Gummischuhe auszuziehen und damit loszudreschen, wie nur irgend ein Lokalanzeiger. Förster hat seiner Skepsis gegen die Anschlußpropaganda ehrlichen Ausdruck gegeben, und die Frankfurterin schmettert wie in Konkurrenz mit Herrn Hussong etwas „von jenen Pazifisten, die in ihrem leidenschaftlichen Bedürfnis nach ewigem Frieden nicht Ruhe geben werden, als bis sie die Völker im Sinne jenes Arztes zur Strecke gebracht haben, dessen Operation gelang, aber dem Patienten das Leben kostete". Sieh, sieh, dann gehört also wohl ein kleiner stärkender Krieg dazu, um die Völker wieder auf die Beine zu bringen? Und dann sucht die Frankfurterin nach der berühmten „kleinen Schar verantwortungsvoller Freunde hüben und drüben", die nicht nur gegen die chauvinistischen Kriegshetzer gerichtet ist, sondern auch „gegen die fanatischen Friedenshetzer von der Art F. W. Försters". Wenn man die Sache nicht hübsch gemütlich betreibt, wenn das Tempo der kleinen Schar verantwortungsvoller Freunde zu heftig ist, so bedeutet das „Friedenshetze". Ich weiß nicht, ob die Prägung original ist oder Stresemanns genfer Teerede entnommen. Wenn das der Fall ist, hat man in Frankfurt allerdings ein paar besonders schmückende Worte, die Stresemann damals gebrauchte, in der Eile vergessen. Übrigens deutet die ‚Frankfurter Zeitung' selbst etwas über die „Kompliziertheit" der Anschlußfrage an und daß es mit „einer gefühlsmäßigen Fundierung" wie jetzt in Wien nicht getan sei. Hier kontrolliert das Unterbewußtsein besser als der wache, augenblicklich durch Zornesausbrüche echauffierte Verstand. Die Anschlußpropaganda, wie sie jetzt betrieben wird, ist die letzte Seifenblase aus Friedrich Naumanns ehrwürdiger Mitteleuropa-Schaumpfeife, die von den meisten liberalen Blättern reichlich benutzt worden ist. Nach dem ersten größern außenpolitischen Unglücksfall wird man das auch in Frankfurt freimütig zugeben. Warum aber einen Mann stäupen, der es schon heute weiß — und sagt?

Das Schicksal der jüdischen Arbeiter Palästinas

Von Karl Loewy

Das Verhältnis der zionistischen Bewegung zur Arbeiterschaft ist seit Beginn der zionistischen Palästinaarbeit immer ein gutes, ja sogar ein allzu gutes gewesen. Vom Beginn der praktischen zionistischen Palästinaarbeit haben die Arbeiter in der Bewegung die Rolle der enfants gatés gespielt. Der offizielle Zionismus glaubte seine Berechtigung als demokratisch-soziale Volksbewegung durch nichts besser erweisen zu können, als durch die Schaffung von jüdischen Kolonien auf der Basis der Selbstverwaltung im Gegensatz zum bevormundenden der philantropischen Palästina-Gesellschaften, wie der Jewish Colonisation Association und andrer Organisationen. Franz Oppenheimer war der geistige Vater der mit zionistischen Mitteln vor dem Kriege mit den Arbeitern als bestimmenden Faktoren gegründeten Kolonien Daganiah und Merchavijah. Die jüdische Masseneinwanderung nach Friedensschluß brachte eine von Kriegsekel und Sehnsucht nach neuen Wirtschafts- und Lebensformen aufgerüttelte jüdische Jugend ins Land, die nur das Ziel kannte, ohne Berücksichtigung aller äußern Bedingtheiten des Landes und leider auch ohne Rücksicht auf das Vorhandensein einer arabischen Bevölkerungsmajorität ihr neues Jerusalem aufzubauen. Die Folgen dieses überhitzten Draufgängertums zeigten sich sehr bald in der Verschlechterung der jüdisch-arabischen Beziehungen und wirtschaftlich in der Krise von 1923/24, die nur künstlich durch die vierte Allijah, die Masseneinwandrung der Juden aus Polen aufgehalten wurde.

Trotz dieser Erfahrungen zogen die zionistischen Palästinasachverständigen aus diesen Tatsachen nicht die notwendigen Schlüsse für ein verändertes System der Einwandrung jüdischer Arbeiter nach Palästina. Aus parteipolitischem Prestige und aus dem Irrglauben, daß nur eine jüdische Majorität im Lande die Balfourdeklaration zu fundamentieren vermochte, wurden trotz aller Warnungszeichen noch 5000 mittellose Chaluzim teils offen, teils auf Schleichwegen in die bereits von allen Krämpfen einer wirtschaftlichen Depression befallene jüdische Wirtschaft Palästinas hineingepumpt. Moralisch sind die Schäden dieser Aktion auf die Entwicklung des Palästinaaufbaus unabsehbar, materiell hat sie die beschränkten zionistischen Mittel allein in der Zeit von April bis Dezember 1926 an Ausgaben für Arbeitslosenunterstützung und für produktive Arbeitslosenhilfe durch Notstandsarbeiten mit 61 381 Pfund Sterling belastet. Die zur Linderung der Krise vorgenommenen Notstandsarbeiten, die zwar für eine spätere Zukunft nicht wertlos, aber mit dem Kolonisationswerk der zionistischen Exekutive in keinem unmittelbaren Zusammenhang stehen, belasten die zionistischen Fonds mit unverhältnismäßig hohen Mitteln, ohne etwas andres zu bedeuten als Palliativmittel auf eine sehr begrenzte Zeit. Wie gering den ungeheuren Ansprüchen gegenüber die zionistischen Mittel sind, geht aus den Angaben Weizmanns

auf dem basler Kongreß hervor. Danach beträgt das zionistische Palästinabudget für 1927 ungefähr 450 000 Pfund. Hiervon fallen 127 000 Pfund zur Deckung bereits eingegangener Verpflichtungen und 70 000 Pfund zur Deckung des Budgetdefizits aus. Der Rest von 225 000 Pfund wird durch das Kulturwerk und für die Ausgaben zur Fortführung des begonnenen Kolonisationswerks völlig absorbiert.

Die Bedingungen im laufenden Budgetjahr sind nicht besser, sondern schlechter geworden, denn die für die Palästinaarbeit zur Verfügung stehenden Mittel sind durch die Spaltung im amerikanischen Zionismus erheblich gesunken. Eine gewisse Erleichterung der Situation wird zwar der Bau des Hafens von Haifa bringen, der einer Anzahl von Arbeitslosen für ein bis zwei Jahre Beschäftigung geben wird. Trotzdem ist jedoch, wenn nicht irgendwelche Wunder geschehen, weder an eine dauernde Beschäftigung der Arbeitslosen noch an ihre Unterbringung als Siedler zu denken.

All das bedeutet in der Praxis das Zugeständnis für die Liquidation der zionistischen Palästinaarbeit im bisherigen Rahmen.

Bisher hat leider allein die Arbeiterschaft die Kosten dieser Liquidation zu tragen gehabt. Ihr wichtigstes Machtinstrument, der als Rückgrat für eine antikapitalistische Kolonisationsarbeit gedachte Solel Boneh, eine Art Baugilde, ist bereits seit einem Jahr ganz von der Bildfläche verschwunden. Die Ursache für seine Katastrophe spielt noch heut in der Polemik um die Methode des Palästinaaufbaus in kapitalistischem oder sozialistischem Sinne eine große Rolle. Sie dient den Vorkämpfern des kapitalistischen Prinzips als Beweis für die Unmöglichkeit einer demokratischen oder gar kommunistischen Wirtschaftsorganisation und als Rechtfertigung für die Alleinseligkeit des kapitalistischen Prinzips. Die Leitung des Solel Boneh, in der Hauptsache junge Intellektuelle und Ingenieure, haben teils aus Mangel an Erfahrung, teils aus Unterschätzung der besondern Verhältnisse des palästinensischen Bauwesens eine Reihe von elementaren Fehlern begangen. Der letzte Grund für sein désastre liegt aber, das vergessen die laudatores der Privatwirtschaft merkwürdigerweise zu erwähnen, in dem allzu großen Vertrauen der Arbeiterschaft in die Leistungsfähigkeit der offiziellen und halboffiziellen zionistischen Institutionen. Seinen ungefähr 100 000 Pfund betragenden Passiven stehen zurzeit uneintreibbare Forderungen an die zionistische Organisation und die Kehillah Zion, das Kolonisationsunternehmen der amerikanischen Zionisten, gegenüber.

Die Mentalität der jüdischen Arbeiterschaft ist von den Enttäuschungen dieser Art wie von der seit Jahren anhaltenden Problematik ihrer Existenz stark beeinflußt worden. Psychologisch fällt hierbei stark ins Gewicht, daß die Proletarisierung des jüdischen Arbeiters eine freiwillige, zu einem bestimmten ideellen Zweck und nicht Fatum der Geburt oder zwangsläufiger Deklassierung ist. Der himmelstürmende Optimismus der Chaluzim hat einer

Scala von Gefühlen Platz gemacht, die von verbissener Wut bis zu hoffnungsloser Resignation variiert. Ein Teil der jüdischen Arbeiter hat mit privater Unterstützung das Land verlassen. Die Russen sind großenteils nach Kanada und Australien, die Polen, die Tschechoslowaken und die Deutschen wieder in ihre Heimat gegangen. Der Rest hält sich hauptsächlich deshalb im Lande, weil er nicht die Möglichkeit besitzt, die Mittel zur Auswanderung aufzubringen.

Als organisierte Masse befindet sich die jüdische Arbeiterschaft unter dem Druck der Verhältnisse viel zu stark in einem Transformationsprozeß, als daß sie heute schon imstande wäre, als Kollektivkörper instinkt- wie verstandesmäßig den Weg aus dem Dilemma der Gegenwart in ein besseres Morgen mit eignen Mitteln zu finden. Bisher haben sich ihre gewerkschaftlichen Organisationen begnügt, eine schematische Kopie und damit zugleich eine Farce der europäischen Arbeiterbewegung zu schaffen. Die Frage nach den praktischen Konsequenzen der Umpflanzung eines europäischen Menschen zu dauerndem Aufenthalt in das asiatische Milieu ist zum mindesten praktisch niemals ernsthaft zu lösen versucht worden. Sie läßt sich nämlich nicht nur mit dem Schlagwort vom kulturell höhern Niveau der Juden abtun. Sowohl die Lebensweise wie die Arbeitsmethode der Araber weisen, dank langer Empirie, trotz der Überlegenheit des Europäers in gewissen Fragen der Technik bedeutende Vorzüge auf. Die Situation des jüdischen Arbeiters hätte sich nie so katastrophal gestaltet, wenn die Juden diesen Problemen gegenüber mehr dem Gesetz der Notwendigkeit als dem der Trägheit gefolgt wären. Zum mindesten hätte die Übernahme der Ernährungsweise des arabischen Arbeiters keinesfalls ein Sinken seines kulturellen Niveaus, aber eine erhebliche Stärkung seiner materiellen Position zur Folge gehabt. Statt zu diesen Fragen prinzipiell Stellung zu nehmen, hat der letzte palästinensische Gewerkschaftskongreß sogar Angebote arabischer Arbeiterorganisationen zu gemeinsamer Tätigkeit unter nicht einmal sehr stichhaltigen Vorwänden abgelehnt.

Die Stellung der jüdischen Arbeiterschaft in allen das Verhältnis zu ihren arabischen Klassengenossen betreffenden Fragen muß naturgemäß unklar und verschwommen bleiben, so lange sich die jüdische Arbeiterschaft für den Vortrupp und die Willensvollstrecker der Idee des nationaljüdischen Gemeinwesens in Palästina hält. Solange sie in dieser Ideologie stecken wird, sind andre Beziehungen zu den Arabern nicht zu erwarten, denn der Traum des bürgerlichen Zionismus läßt sich nur mit den heutigen Mitteln des europäischen Imperialismus realisieren.

Eine geistige und materielle Trennung der Arbeiter von der zionistischen Bewegung ändert allerdings noch nichts an dem Faktum, daß die kolonisatorische Arbeit der jüdischen Proletarier noch auf lange Zeit ein Experiment bleiben wird, das dauernder, wenn auch ständig sich verringernder Subventionen bedarf. Wer wird diese Mittel bei einer reinlichen Scheidung der Geister liefern? Unter dem Druck der Verhältnisse sind

die nächstliegenden Schritte zur Emanzipation der Arbeiter von den Kassen der zionistischen Exekutive bereits getan. Für eine Arbeiterbank, die im übrigen trotz der schwierigen Lage geschäftliche Erfolge aufzuweisen hat, sind bei den jüdischen Arbeitern der Vereinigten Staaten nicht unerhebliche Summen zusammengebracht worden. Aus dieser Quelle werden und müssen die Mittel für die Erhaltung einer innerlich und äußerlich von allen nicht sozialistischen Einflüssen freien palästinensischen Arbeiterwirtschaft kommen. Wenn sich die amerikanischen Poale Zion den Luxus leisten konnten, innerhalb eines Jahres 250 000 Dollar für eine inzwischen verkrachte Tageszeitung zu verplempern (ein Betrag, der, nebenbei gesagt, genügen würde, die Kwutzoth ein Jahr, wenn nicht länger über Wasser zu halten), dann ist die Frage der Subsidien heut schon im Prinzip gelöst.

Eine antiimperialistisch und antinationalistisch orientierte jüdische Arbeiterbewegung Palästinas wird allmählich auch ein lebendiges Verhältnis zur europäischen gewinnen. Sie wird nämlich den für die Zukunft des europäischen Sozialismus so unendlich wichtigen Beweis der Möglichkeit einer praktischen sozialistischen Kolonialpolitik erbringen, weil sie der Vorläufer und das Laboratorium für eine neue Wanderungs- und Siedlungsbewegung des proletarischen Menschenüberschusses aus den Industrieländern Europas nach dem mittlern Osten, dem einzig menschenleeren und für europäische Massen bewohnbaren und zu bewirtschaftenden leeren Raum in der nächsten Nähe des Westens ist. Die jüdische Arbeiterbewegung Palästinas kann den Beweis erbringen, daß eine neue Völkerwanderung, wenn sie geistig sich um ein Zusammenleben mit den Menschen des Siedlungsgebiets als Gleichberechtigte und Schicksalsgenossen, technisch um Anpassung an die Lebensbedingungen und die Arbeitsmethode des neuen Milieus und organisatorisch und wirtschaftlich um intensivste Ausnutzung der Mittel beim kolonisatorischen Aufbau bemüht, nicht nur Aussicht auf Erfolg, sondern auch Perspektiven für den Beginn einer neuen und bessern Epoche der Menschheit eröffnet.

Japans falsche Rechnung von C. H. Burke Yui

Seit einiger Zeit füllt China wieder die Leitartikel führender europäischer Zeitungen. Während der Nanking-Zwischenfall, sogar nach seiner Beilegung, noch in aller Gedächtnis ist, hat der Fall von Tsinan neue Verwicklungen zwischen China und Japan geschaffen. Die Aufmerksamkeit der gesamten Welt ist wieder in Atem gehalten über den Ausgang, den die Schantungaffäre nehmen wird. Lassen wir einmal die Berichte hierüber, mögen sie aus chinesischer oder japanischer Quelle stammen, aus dem Spiel, so bleibt als einfacher Tatbestand übrig, daß Japan in Schantung das Verbrechen einer militärischen Intervention in Chinas innere Streitigkeiten begangen hat, und zwar unter dem Vorwand, es müsse zum Schutze von Leben und Eigentum der Japaner und auch der

übrigen Fremden eingreifen. Nach den dürftigen Berichten zu schließen, hat das bewaffnete japanische Einschreiten unstreitig folgende Lage geschaffen:

Erstens: Japan hat sich ohne Grund in die häuslichen Angelegenheiten Chinas eingemischt und hemmt damit die nationale Bewegung zur Einheit.

Zweitens: Japan hat gewissenlos einige tausend Chinesen auf chinesischem Boden getötet.

Drittens: Japan hat sein angebliches Recht zum Schutze des Lebens und des Eigentums fremder Staatsangehöriger mißbraucht, indem es auf chinesischem Staatsgebiet eine neutrale Zone festsetzte und Tsinan mit militärischer Gewalt besetzte.

Mögen vielleicht einige fremde Nationen Japans völlig unbegründetes und unberechtigtes Einschreiten als eine heldenmütige Tat ansehen, so kann China diese Tat nur als eine kränkende Verletzung seiner Souveränität und territorialen Unversehrtheit empfinden.

Japan hat die nationale Bewegung in China zu gering eingeschätzt. Es maßt sich das Recht an, Leben und Eigentum fremder Staatsangehöriger mit Militärgewalt zu schützen, was zu einem offenen Konflikt mit der nationalistischen Bewegung führen wird. Die beste Politik für Fremde wäre, das Gebiet bei den ersten Anzeichen des Ausbruches der Feindseligkeiten zu räumen. Diejenigen, welche in einem solchen Lande bleiben wollen, handeln auf eigne Gefahr. In einem Bürgerkriege kann die friedliche Ordnung nicht immer aufrechterhalten werden, in China ebenso wenig wie in einem andern Lande.

*

Die japanische Politik gegenüber China war immer die einer imperialistischen Angriffslust. In einer Zeit von ungefähr dreißig Jahren schuf sich Japan eine Einflußsphäre, die größer war, als die irgend einer andern imperialistischen Macht. Während der Zeit seiner kolonialen Erwerbungen hat Japan seine diplomatische Geschicklichkeit dadurch bewiesen, daß es zunächst großartige Versprechungen machte, die es dann nicht hielt. Es sicherte seine angeblichen Rechte und Interessen selbst auf die Gefahr hin, seine nationale Ehre zu beflecken und sein Prestige einzubüßen. Japan gebührt der beneidenswerte Rekord einer unehrlichen Diplomatie, aber dieser Rekord kann wohl noch in Zukunft von der einen oder andern Weltmacht gebrochen werden.

Der erste blutige Kampf zwischen China und Japan wurde im Jahre 1894/95 wegen der Unabhängigkeit Koreas ausgetragen, das damals chinesisches Staatsgebiet war. Japan stachelte das koreanische Unabhängigkeitsgefühl auf und versprach militärischen Beistand. Am Ende des Krieges war dann Korea zu einem Bestandteil des japanischen Kaiserreiches geworden. Sodann entfesselte Japan den russisch-japanischen Krieg von 1904, als es die Rückgabe von Dairen und Port-Arthur an China forderte. Nach der Niederlage Rußlands wurden diese beiden Pachtgebiete, die ihm im Jahre 1898 erstmalig eingeräumt waren, von den Japanern besetzt. Während des Weltkrieges forderte Japan die Rückgabe Kiautschaus,

das im Jahre 1897 an Deutschland verpachtet worden war. Nachdem Japan dieses Pachtgebiet dem hier schwachen Deutschland abgerungen hatte, faßte es den Beschluß, diesen strategisch wichtigen Platz zur Kontrolle von Schanghai dauernd zu besetzen. Während die Hauptmächte ihre ganzen Kräfte im Weltkrieg eingesetzt hatten, nahm Japan die Gelegenheit wahr, China die bekannten einundzwanzig Forderungen aufzuzwingen, welche Japan zur herrschenden Nation und zum Herren aller wirtschaftlichen Kraftquellen in China machen sollten. Trotz der Rückgabe Schantungs, die gemäß dem Washington-Abkommen erfolgte, hat doch Japan tatsächlich Besitz von der „heiligen Provinz" ergriffen und keine Anstrengung gescheut, die wirtschaftlichen Kräfte Schantungs auszubeuten. Die strategische Lage dieser Provinz in ihrer Reichweite von Korea stärkte die Stellung Japans in China noch mehr. Heute erstreckt sich die japanische Einflußsphäre über die Mandschurei und Schantung mit Korea als Bindeglied und zieht sich südwärts den Küsten entlang bis Formosa und zur anliegenden Provinz Fukien. Wegen dieser Angriffspolitik, die auf Erwerb von Rechten und Interessen bei jeder Gelegenheit und mit den schlechtesten Mitteln ausgeht, ist Japan jetzt der Störenfried im Fernen Osten geworden.

Die Art und Richtung der Betätigung Japans in China hat das Gleichgewicht der Mächte aufgehoben und ist eine Mißachtung des Grundsatzes der offenen Tür. Für die Politik Japans in China bedeutet das kürzliche Tsinan-Blutbad ein neues grauenvolles Merkzeichen. Es würde töricht sein, an die offizielle japanische Verlautbarung zu glauben, daß die Truppenlandung angesichts der nationalistischen Bewegung nur die Bedeutung habe, Leben und Eigentum der Fremden zu schützen, und daß die Besetzung von Tsinan nach dem Blutbad und der Beschießung nur den Charakter einer zeitlich begrenzten Hilfsmaßnahme trage. Der Beschluß der japanischen Regierung, die Provinz Schantung und ihre Eisenbahnen nur bis zur Lösung der gegenwärtigen Schwierigkeiten besetzt zu halten, ist ein klares Eingeständnis der politischen und wirtschaftlichen Ausbeutung. Der japanische Aufmarsch von Heeresmassen als eine nur „diplomatische Handlungsweise" ist im gegenwärtigen Augenblick besonders unklug: die Tanaka-Regierung, deren gewalttätige Politik für den neuen Einmarsch in China verantwortlich ist, hängt nur von einer sehr geringen Stimmenmehrheit ab. Der Unwille der öffentlichen Meinung in Japan kann dieses Kabinett zu jeder Zeit umwerfen; da die demokratischen Grundsätze immer mehr Boden in Japan gewonnen haben, kann die Regierung eine Angriffspolitik nicht mit Erfolg durchführen, ohne im japanischen Volk einen Rückhalt zu haben. Während andre Mächte in China einen aufnahmefähigen Boden für ihren Produktionsüberschuß sehen, blickt Japan auf sein riesiges Nachbarland als den größten Absatzmarkt für seine Erzeugnisse. Der Widerstand gegen Japans bewaffnete Intervention wird seinen Niederschlag in einem ausgedehnten Boykott japanischer Waren finden und die Wirkung eines solchen Boykotts wird unweigerlich ein starkes Nachlassen des japanischen Exports im

Gefolge haben. In einer Zeit, wo Japan von dem Unglück wiederholter Erdbeben betroffen wurde und große Not in seinen öffentlichen Finanzen und seinem Handel leidet, kann es sich nicht gestatten, den guten Willen Chinas, als seines besten Abnehmers, zurückzuweisen. Die japanische Politik der angriffslustigen Ausbeutung ist ein Selbstmord seines Handels und diplomatische Torheit außerdem, da Japan nichts gewinnen kann, wenn es den Haß der Chinesen und die Eifersucht der andern Mächte aufstachelt.

Ein Schädling der Kriminalistik

von Ignaz Wrobel

II.

„On devient criminel, mais on est magistrat."

Hier ist von dem Verfasser des „Berufsverbrechers" gehandelt worden, Robert Heindl, einem Mann, der das von Hans Groß begründete „Archiv für Kriminologie" heute noch herausgeben darf. (Wenn Heindl übrigens wissen will, was es so alles auf der Welt gibt, dann hat er das gleich bei der Hand: er erkundige sich einmal nach dem Schicksal des Sohnes von Groß.) Ich habe gezeigt, mit welcher Unverantwortlichkeit Heindl Schilderungen fremden Strafvollzugs vorgenommen hat, und es ist immerhin zu fragen, wer eigentlich einem so ungeeigneten Beamten diese sehr teuern Reisen bezahlt hat. Der Staat? Der ist doch sonst so knickrig und überlegt sich mit viermaliger Rückfrage beim Oberrechnungshof dreimal, ob dem Unterzollsekretär eine zweite Dienstgardine zu bewilligen statthaft wäre... Wenn schon jemand auf Reisen geschickt werden soll: so einer nicht. Denn er hats nicht verdient. Also was will er mit seinem Buch?

Er will beweisen, daß Gewohnheitsverbrecher lebenslänglich in „Sicherheitsverwahrung" genommen werden müßten. Wie tut er das dar —?

*

Er behauptet zunächst, daß alle Besserungssysteme der Franzosen in ihren Strafkolonien zu keinem Resultat geführt hätten. Obgleich sämtliche Angaben Heindls mit äußerster Skepsis aufzunehmen sind und dokumentarischen Wert nicht beanspruchen dürfen, weil er sich zum Komplicen jeder regierenden Clique hergibt, so kann man diese Behauptung wohl akzeptieren. Er fühlt selbst, wie schwach sie — selbst nach seinen Schilderungen — ist; er fragt aber keinen Augenblick, woher diese kläglichen Resultate wohl stammen könnten.

Sich in Neu-Kaledonien zu „bessern", muß nicht leicht gewesen sein. Nicht einmal das Land selbst war gebessert; Heindl gibt zu, daß nur ein Achtel oder ein Zehntel der verfügbaren Bodenfläche ausgenutzt wurde; also nicht einmal der Boden wurde rationell bewirtschaftet, obgleich doch die Arbeitskräfte nichts kosteten!

Was die Strafgefangenen angeht, so schaffte es weder die Einzelhaft noch die Kollektivhaft — von Besserung war nichts zu spüren. Aber Heindl hat kein Wort der Kritik für den

Strafvollzug übrig. „Nur ein Prozent der neukaledonischen Transportés besserte sich", obgleich man ihnen viele Vergünstigungen gewährt hatte — zum Schluß bestand ihre Strafe eigentlich nur in dem Verbot, das Land zu verlassen, was dort, wo der Gefangene den Acker bewirtschaften konnte, noch angeht —, während der „entlassene" Gefangene in Guyana, wo es nichts zu verdienen gibt, unweigerlich wieder Straftaten begehen oder verkommen muß. Das alles aber ist — nach Heindl — lediglich Schuld oder Folge der Gefangenenveranlagung, nicht etwa eines unvollkommenen, eines kulturwidrigen oder unzweckmäßigen Strafvollzuges. Der Gefangene ist schuld. Was also soll bei uns geschehen? Dieses:

> Langfristige Strafen brauchen nicht auf pädagogische Zwecke eingestellt zu sein, da sie den Besserungszweck doch nie erreichen werden. Ich will damit keineswegs sagen, daß die Pädagogik nicht in den Dienst der Kriminalpolitik gestellt werden soll. Im Gegenteil, ich komme immer mehr zu der Ansicht, daß der wichtigste Faktor der Verbrechensprävention ein pädagogischer ist: die Kindererziehung, und zwar die religiöse Kindererziehung und nicht der blutleere Moralunterricht. Die kirchliche Lehre von der Höllenstrafe und dem allwissenden Gott, dem Kind eindringlich beigebracht, kann mehr Verbrechen verhüten als alle andern Präventionsfaktoren zusammen.

Aber nicht immer. Heindl zum Beispiel muß nur einen blutleeren Moralunterricht genossen haben, wenn man die Seelenroheit, die aus seinem Buch spricht, in Betracht zieht. Mit welchen Mitteln aber ein Mann, der der Vater des Reichskriminalgesetzes zu sein sich rühmt, arbeiten will, das glaubt man nicht, wenn man es nicht läse. Denn was muß dem Volke erhalten werden? Die Religion und solche Beamte.

Nun, und die kurze Haft?

> Wer nicht erwiesenermaßen bereits zu den Gewohnheitsverbrechern gehört, ist mit tunlichst kurzfristigen Strafen zu bedenken, die aber ausnahmslos in Einzelhaft zu bestehen haben und so vindikativ als irgend möglich zu gestalten sind. (Man braucht nicht gleich an Tortur und Auspeitschen zu denken —

das ist nun wieder ein weicher Zug an unserm Helden —

> könnte aber der kurzfristigen Strafe durch schmale Kost, belehrende Vorträge und eine Reihe andrer Unannehmlichkeiten Nachdruck verleihen.)

Daß, nach diesen Proben, belehrende Vorträge zu den Unannehmlichkeiten zu zählen wären —: wer wollte daran zweifeln! Also: Vergeltungstheorie.

Die Besserungsutopie aber hält jener selbst für eine Utopie, die Vergeltungstheorie für eine sicherheitsgefährliche Metaphysik und nur die Schutztheorie eine den praktischen Bedürfnissen entsprechende Lösung des Strafrechtsproblems.

Nun ergibt sich — immer nach seinen Zählungen — für Deutschland, bei einer, wie er so schön sagt, „strafmündigen Bevölkerung" eine Gesamtzahl von 4 227 Berufsverbrechern. Sollen die alle eingesperrt werden? Nein, er schlägt nur etwa tausend Mann zur dauernden Sicherheitsverwahrung vor; diese Leute hält er für unverbesserlich; jede Arbeit an ihnen sei verlorene Mühe, verlorenes Geld, verlorene Zeit — und diese tausend müßten dauernd „verwahrt" bleiben. Der Schaden, den

diese Leute anrichteten, sei um ein Vielfaches größer als die Summe, die ihre dauernde Verwahrung dem Staat kostete. Der Vorschlag ist nicht neu.

Heindl bezieht sich dabei auf die Habitual Criminal Acts verschiedener amerikanischer Staaten; auf den § 65 des norwegischen Strafgesetzbuches von 1902 und auf die ausgezeichneten Erfahrungen, die Neusüdwales mit solchem Verfahren gemacht habe: die Kriminalität sei dort sichtbarlich und sofort nach Erlaß des Gesetzes im Jahre 1905 heruntergegangen. Nun hat zwar Herr Heindl nicht, wie er behauptet, „nachgewiesen", daß die „Besserung der Gewohnheitsverbrecher unmöglich sei" — er hat gar nichts nachgewiesen, sondern nur vague Behauptungen aufgestellt, und mit schnoddrigen faulen Witzen und schludrigen Aufsätzen kann man überhaupt nichts nachweisen. Dazu ist die Sache denn doch zu ernst.

Gäbe es eine Möglichkeit, der ungeheuren Gefahr des Mißbrauches eines solchen Paragraphen durch die politisch unzuverlässige deutsche Justiz vorzubeugen, so erscheint er zum mindesten diskutierbar. Es wäre sehr wohl denkbar, daß Männer, die tatsächlich immer wieder in das Verbrechen zurückfallen, mit der erforderlichen Ausstattung ein größeres Gebiet Ödlandes, von dem Deutschland so viel Quadratkilometer hat wie der Bundesstaat Oldenburg groß ist, zugewiesen bekommen, und daß sie dort wirtschaften und leben können, es aber nicht verlassen dürfen. Mit Humanitätsduselei kann man kein Strafrecht machen. Nur ist die Sicherung gegen einen politischen Mißbrauch nicht gegeben, und wenn auch Heindl anständigerweise Verbrechen gegen die Sicherheit des Staates nicht unter solche gerechnet, die die „Gewohnheitsverbrecher" begehen, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß der nächste Max Hölz eben doch unter dieses Gesetz fallen wird: kann man ihm anders nicht beikommen, so wird man eben gegen ihn ewige Sicherheitsverwahrung verhängen. Der Vorschlag scheint mir also praktisch bedeutungslos. Nicht aber das Buch Heindls, das ein Symptom darstellt.

Es ist ein Symptom für die ungeheuerliche, nicht wieder gut zu machende Schuld der Novembermänner in der Personalpolitik und für das, was in Deutschland heute noch an maßgeblichen Stellen möglich ist. Von der kriminalistischen Tätigkeit des Verfassers, deren er sich rühmt, will ich noch gar nicht einmal sprechen. Es finden sich da sonderbare Dinge ...

Eine Bilderfolge heißt „Das gezeichnete Geständnis". Es ist eine Leiche im Walde aufgefunden worden, Heindl ließ drei Polen verhaften, die er im Verdacht hatte; alle drei wurden lediglich auf Indizien hin wegen Mordes zum Tode verurteilt, zwei wurden hingerichtet, der dritte zählte noch nicht achtzehn Jahre.

> Die beiden ältern starben, ohne ein Geständnis abzulegen. Es wird mir unvergeßlich bleiben, wie der eine noch auf dem Schaffot seine Unschuld beteuerte.

Der Dritte fertigte in der Haft Zeichnungen an, und unter diesen Zeichnungen finden sich auch Mordszenen. Aus diesen

Bildchen nun folgert der Kriminalist Heindl, daß der Mann der Mörder sei. Denn:

> Man vergleiche die Szenerie mit dem von meinem Beamten hergestellten Tatortbild. Nicht nur die allgemeine Situation des Tatorts, sondern sogar Einzelheiten, wie der Baumstumpf im Vordergrund kehren in dem Erinnerungsbild des Mörders wieder, das er Jahre nach der Tat zeichnete. Den Stapel gefällter Baumstämme, der auf der Zeichnung rechts im Hintergrund steht, kann ich mich nicht erinnern, am Tatort gesehen zu haben. Vermutlich passierten die Mörder, auf den geeigneten Moment lauernd, im nächtlichen Waldesdunkel hinter dem Opfer hermarschierend, so einen Baumstapel. Mit der Tat steht er sicherlich irgendwie in Zusammenhang. Vielleicht machten sich die Mörder schußbereit, als sie an ihm vorbeikamen ... Auch auf diesem Bild, das unten links nochmals den Hergang der Tat schildert, kehrt der Baumstumpf wieder. Daneben ein Busch. Man vergleiche damit das polizeiliche Tatortbild. Auch auf diesem steht neben dem Baumstumpf ein Busch.

Also: auf willkürliche, völlig subjektive Annahme hin wird diese Bilderfolge fälschlich als „Geständnis" ausgegeben, was sie nachweislich nicht ist. Ich hoffe für die deutsche Justiz und für den Seelenfrieden des Herrn Heindl — wenn es so etwas gibt —, daß die Indizien, auf Grund deren die beiden Polen hingerichtet worden sind, auf stärkern Füßen gestanden haben als dieser klägliche Versuch einer verstaubten Psychologie.

*

Das Buch „Der Berufsverbrecher" ist eine Kostprobe jener Pflanze, die auf Deutschland sitzt wie der Meltau. Wer spricht hier —?

Es spricht ein in Klischees denkender, überheblicher Beamter, dem jede, aber auch jede Aktivlegitimation fehlt, über andre zu richten. Warum grade er? Weil er seine Fleißaufgaben während der Examina gut gemacht hat? Weil er den technischen Dienst gut versehen hat? Weil er einer Kaste angehört, die ihn vor der Möglichkeit schützt, Vergehen gegen das Eigentum auszuführen? Der ist nicht legitimiert, der nicht.

Was hier spricht, ist der politisierende Militär. Der Fall liegt völlig analog: auch hier einer, der den „Rummel kennt", dem der Bureaukrat nichts erzählen darf, der „Mann der Praxis", der die Sicherungen für sein Volk ausbaut — und der in den parlamentarischen Budgetkommissionen nur Hindernisse für „seinen Laden" sieht. Ein Vollstreckungsorgan, das auch nicht einen Augenblick über die Rolle des Staates nachdenkt, dem auch nicht einen Augenblick Zweifel kommen, ob die „Zuchthäusler" ihr Schicksal verdienen. Ich habe einmal in einem deutschen Zuchthaus einen vierundvierzigjährigen Bauern gesehn, der saß da wegen Meineids, dieses von den Richtern erfundenen Verbrechens. Der Mann hatte — angeblich — einen Meineid geschworen, als es um seinen Grund und Boden ging. Man male sich das aus, und man überlege, welcher Bauer da nicht falsch geschworen hätte ... Soweit denkt aber der da nicht.

Der Untersuchende selbst entzieht sich jeder Kritik. Ein Beamter steht eben immer über der Materie, und dies ist seine

ganz selbstverständlich vorgebrachte Ansicht: vergeht sich jemand gegen das Gesetz, so verfällt er ihm. Und damit wird er rechtlos. Man muß nur lesen, mit welch verächtlicher Miene so etwas von dem „Rechtsempfinden des Volkes" spricht, mit vier Anführungsstrichen; von der tiefen Verbeugung, die deutsche Gesetzentwürfe vor der öffentlichen Meinung machten, als ob die überhaupt mitzureden hätte, wenn von der Schaffung eines Rechtes die Rede ist! Recht —: das ist eine Sache für Fachleute.

*

Und hier ist der Fluch unsrer Verwaltung und des deutschen öffentlichen Lebens überhaupt: die maßlose Überschätzung des Fachmanns. Natürlich soll man richterliche Fachleute hören, denn sie kennen ihre Pappenheimer. Aber es darf doch niemals vergessen werden, daß fast alle Besserungen und Reformen in Gesetz und Strafvollzug den Richtern und den Gefängnisfachleuten von außen her abgerungen worden sind; daß fast alle Rufe nach Menschenwürde von ihnen zunächst nicht gehört worden sind, daß manches, was langsam besser geworden ist, fast immer gegen jene durchgesetzt worden ist.

Es gibt besserungsfähige Verbrecher, aber es gibt unverbesserliche Geheimräte.

Die wissen — wie der Typus Heindl — vom sozialen Faktor in der Strafrechtspflege fast überhaupt nichts; diese ungeheuerliche Ignoranz allein sollte schon genügen, diesen Mann abzusägen und schleunigst in Pension gehen zu lassen. Fast alle diese Fachleute aber sind in ihrem Apparat befangen, empfinden das Unrecht nicht mehr, sondern achten nur auf seine formal-unanfechtbare Durchführung, als ob Verordnungen, Bestimmungen und Reglements ihre Taten deshalb weniger verbrecherisch erscheinen ließen! Der Fachmann sieht den Betrieb nur von innen, also am Ende genau so unvollkommen wie der, der ihn nur von außen sieht. Weder der pathetische Tränensack noch der ausgepichte Aktenmensch sind geeignet, eine so unendlich schwierige Sache wie den modernen Strafvollzug zu leiten. Sieht man allerdings, wie zur Zeit im Reichstag ein Strafgesetz zustande kommt, das aller Voraussicht nach für die nächsten achtzig oder hundert Jahre Geltung haben wird, wie ja überhaupt alle unsre Gesetze, einer falschen „Rechtssicherheit" wegen, viel zu selten revidiert werden, so kann man nur jeden bedauern, der diesen Leuten in die Hände fällt.

Welche Forderungen aber auch immer erhoben werden müssen —: ein Mann wie Robert Heindl belastet den deutschen Strafvollzug und ist und bleibt ein hoffentlich von einsichtigeren Fachleuten bald außer Kurs zu setzender Schädling der Kriminalistik.

Zum Verfassungstag

Man hätte glauben können, die Versammlung bemerke gar nicht, daß man in einer Revolution begriffen war. Die Mehrzahl der Reden hätte ebenso gut in einem andern Jahrhundert, vor einem andern Volk gehalten werden können. *Michelet*

Dear Mr. Shaw von Emil Ludwig

Als ich im vorigen Sommer das erste Mal die Treppe zu Ihnen heraufstieg, hatte ich Herzklopfen, wie die jungen Mädchen, als es noch solche gab, vor ihrem ersten Ball, oder die adligen Leutnants vor ihrer ersten Vorstellung bei Hofe. Jetzt gehst du zum alten Voltaire, dachte ich; aber dann waren Sie menschenfreundlich, duldsam und heiter, und seitdem glaube ich, Voltaire war auch ganz anders, als man nach seiner Büste schließen sollte.

Jetzt haben Sie der Welt das wichtigste Buch geschenkt, das sie in unsrer Epoche erwarten kann, zugleich das beste, was Sie zu vergeben haben: „The intelligent womens guide to socialisme and capitalism". Eins von den Millionen Exemplaren, in dem es bald über die Erde verbreitet sein wird, haben Sie meiner Frau geschenkt, und wenn ich danken soll, so möchte ichs gleich summarisch tun. Denn als wir Jungens waren oder Studenten, begriff ich zwar noch nicht, was Sie mit den zwei Dutzend Stücken sagen wollten, die damals rasch hintereinander auftauchten; aber ich roch, es müßte wichtiger sein, als was wir damals lasen oder schrieben. Wir waren vernagelt, vielleicht nur verscheucht, wie Leute, denen jede Mitarbeit an Staat und Gesellschaft versagt schien und die deshalb ein Jahrzehnt in Versen und Träumen verlebten.

Aber auch Ihnen hörte man nur zu, weil Sie alle bittern Dinge so freundlich, alle Wahrheiten gleichsam wie Narrheiten, alle Forderungen wie Humoresken vorbrachten. Was für ein Schelm!, dachten die Deutschen und machten Sie zuerst berühmt. Dire le cose difficili in maniera leggiera, schrieb sich Lionardo auf, und Goethe notierte sich das Wort. Weil das bei uns noch unbekannter ist als bei Ihnen, wehrte sich der Bürger rascher in England gegen Sie als bei uns, wo man nur froh war, einen Komödienschreiber mehr zu besitzen.

Und nun, mit Siebenzig, überraschen Sie uns alle, indem Sie sozusagen das Thema nach den Variationen spielen — und trotzdem niemand so erschrecken, wie es geschähe, wenn einer mit Bach dergleichen versuchte. Nichts hat Sie verführt, nach so vielen Masken uns plötzlich das Gesicht der Medusa zu zeigen. Sie gaben ein System, eine Abrechnung, ein sozialistisches Lehrbuch, aber obwohl alle Verführungen des Menschendarstellers hier fehlen, obwohl der Dialog wegfällt, ist doch weder Drohung noch Düster, weder Anklage noch Prophetie darin: es ist die Prosa eines langen Briefes, die Prosa Ihrer Unterhaltung, es ist die simpelste Musik von der Welt; jeder begreift sie, jeder behält die Melodie.

„Am meisten habe ich von Mozart gelernt", sagten Sie mir, und blinzelten über die Terrasse nach dem See, denn es war Nachmittag, und Sie tranken unsre Schweizer Milch und behaupteten, so gute hätten Sie seit 1898 nicht bekommen (denn bei all Ihrem Scharfsinn merkten Sie nicht, daß wir Ihnen den Rahm vorsetzten, wie es sich ziemt, wenn ein königlicher Vegetarier zu Gaste kommt). Diese nur einmal in der Kunst er-

reichte Helle und Leichtheit, die alle Probleme bändigt, daß sie wie die Kinder über die Wiesen der Gedanken laufen, die haben Sie von dem Meister gelernt und in Ihrem neuen Buch zur Meisterschaft gesteigert. Man kann auch einfach sagen: in Ihrem Buch, denn es steht ganz allein neben Ihren gesamten Werken und hält ihm vielleicht die Wage. Damals erzählten Sie, eine Verwandte habe Sie um ein paar Stichworte gebeten, nach denen man sich in ihrem konservativen Hause über Sozialismus anständig unterhalten könne. Sie tauchten die Feder ein, schrieben die Überschrift, dann legten Sie sie weg und sagten sich: Dazu brauche ich vierhundert Seiten! Jetzt haben Sie der Dame das Buch gewidmet.

In Wahrheit gehört es der Welt, denn das Schicksal dieses Buches ist leicht vorauszusagen: man wird es stückweise abdrucken, und in tausend Schriften und Reden, in Parteiversammlungen und Schulen, in Programmen und Broschüren, an den spitzengedeckten Tafeln der Reichen und an den ungedeckten Tischen der Armen wird es tausendfach zitiert werden. Denn mit der Geschicklichkeit eines Zauberkünstlers sind hier die verschlungensten Probleme aufgewickelt, der ganze Knäuel ist aufgerollt, und nicht bloß die intelligente Frau, auch ein Junge von Vierzehn kann hier bei leidlichem Menschenverstande begreifen, was ihm Parteien und Lehrbücher bisher verdunkelt haben.

Denn die Lehrbücher und die Katheder, — nein, Mr. Shaw, die werden Sie auch weiter zu Gegner haben, und jetzt erst recht! Bei uns gewiß, denn bei uns ist es noch immer verboten, Probleme einfach, Theorien klar, Menschengestalten transparent zu machen. Wo nicht die Wolke der Akademie sich trübend auf das Problem legt, um es, heute wie in Fausts Tagen, erst zu verdunkeln und dann allmählich zu zerzausen; wo nicht der ganze Apparat der Phänomelogen eine Frage undurchsichtig, systematisch abgestuft und dann sprachlich unzugänglich gemacht hat; da ist bei uns keine „Tiefe", und ich sehe unsre Leuchten schon das Licht herunterdrehen, das Sie angezündet haben. Ein Buch über Sozialismus ohne Statistik, beinah ohne Zahlen, eine Kritik des Kapitals ohne Literaturangaben: das ist ein nie verzeihliches crimen.

Noch weiter: man wird an Hand Ihres Buches jetzt auch Ihre Dichterstellung gründlich revidieren. Denn in Preußen ist es verboten, zwei Dinge zu können, und sollte sich herausstellen, daß Ihr Werk trotz der Ablehnung der Wissenschaft durchdringt, so ist es um Ihre Komödien geschehen. Einer unsrer ersten Dichter bewies mir neulich, warum Sie kein Dichter seien, und ein andrer hat kürzlich in einer Rede die Grenzen zwischen Dichtung und bloßer Schriftstellerei endgültig dahin bestimmt, daß der Dichter Typen, der andre aber nur einmalige Figuren schaffe (oder umgekehrt).

Darum, lieber Dichter Shaw, bleiben Sie „Schriftsteller"! Erfüllen Sie weiter die große Mission an Europa, die kein Lebender stärker als Sie gefühlt und erfüllt hat: mit so reiner Kunst, so klarer Melodie, mit so viel Helle und glückbringen-

der Leichtheit der Zeit den Spiegel vorzuhalten, — so klar und wahr, daß Menschen, die zwischen schrillen Partei-Gedanken und dumpfen Lehrbüchern nicht ein noch aus wissen, Menschen, die nicht Literatur, sondern das Leben suchen, daß der Mann auf der Straße und die kleine Hausfrau mit einem Male die zwei oder drei Grundfragen begreifen und sich selbst zu beantworten beginnen, wenn sie Ihre quellklare Sprache, die Schlichtheit Ihrer Beispiele lesen, die so viel Wissen zu verschweigen sucht, wie unsre Gelehrten vorzuzeigen lieben.

Denn dieser Frauenführer durch den Sozialismus spricht so bequem, daß Sie als Erster die Frauen an diesen Stoff heranführen werden, wie Wells und wir Jüngern in Deutschland an die Geschichte. Sie haben den schwierigsten, zugleich den breitesten Stoff den Händen der Legitimen endlich entrissen und als einer jener Bastarde, zu denen auch wir gezählt zu werden wünschen, — und zwar gleich mit dem ganzen Genie des Bastards, dessen er sich bei Shakespeare rühmt, das dichterisch Geschaute mit dem real Gesehenen zur Einheit echter Kunst verschmolzen.

Sie haben dies Werk Ihr Testament genannt. Aber es ist noch viel zu klären und zu dichten, und wir fordern, daß Du noch heut in zehn Jahren vom fahrenden Motorboot mit Kopfsprung ins Wasser springst, wie neulich am Lago Maggiore.

Der gefoppte Gerechte von Jules Renard

I.

Aristide kann ohne Überheblichkeit sagen, sein Leben sei das eines tugendhaften Mannes gewesen. Ruhig sieht er seinem Sterben entgegen. Oder vielmehr, er stirbt nicht. Er geht ein in den Schlaf des Gerechten, und erst im Paradies wird er erwachen, zur Rechten des lieben Gottes.

II.

Aristide hebt seinen schweren Kopf. Nichts blendet ihn. Die Dinge um ihn sind trübe. Mißmutige Gestalten beobachten in ungeduldiger Empörung eine verschlossene Tür, und er errät, zu seiner großen Verwunderung, daß der liebe Gott ihn zunächst einmal ins Fegefeuer gesteckt hat.

III.

Dabei glaubte Aristide, es auf Erden durchgemacht zu haben. Das ist eine kleine Enttäuschung. Er soll, dem Herkommen gemäß, hier etliche vergessene kleine Sünden abbüßen. Es wird nicht lange währen. Schon erhellen sich die Spalten der Tür. Bald wird er, durch seine Reue, würdig sein, daß sie sich öffnet. Er erinnert sich nicht mehr des geringsten Vergehens. Er ist bereit, und der liebe Gott erwartet ihn.

IV.

Aber, unversehens, schrumpft die Seele von Aristide schmerzlich zusammen, wie ein Papier, das ins Feuer fällt.

Gott hat ihn in die Hölle gestoßen.

Autorisierte Uebersetzung von Olga Sigall

Gespräch mit Eisenstein von Bruno Frei

Wie an jeder moskauer Wohnungstür, hängt auch an dieser eine Tafel mit der Angabe, wie oft man lang und wie oft man kurz läuten muß, um zu den verschiedenen Inhabern des Quartiers Nummer soundso zu gelangen. Die Quartiersfrau bestätigt, daß Herr Ajzenstein — Betonung bitte auf -stein — hier wohne. Die Wohnung des Filmdichters, der den „Potemkin" geschaffen hat, besteht, woraus die Wohnungen hier zu bestehen pflegen: aus einem Raum. Eisenstein ist aber nicht umsonst Künstler, souveräner Herr von Kriegsschiffen, Straßenplätzen, vieltausendköpfigen Volksmengen und Freitreppen, er hat es verstanden, aus seinem Raum eine Wohnung zu machen. Ein quergestellter Kasten trennt das Bett, welches Schlafzimmer markiert, deutlich von dem Schreibtisch, welcher das Arbeitszimmer darstellt. Die Vorliebe des Bewohners für Symbolik repräsentieren zwei konzentrische Kreise, in rot und in schwarz, von denen angenommen werden muß, daß sie ein Deckengemälde ersetzen sollen.

Eisenstein hat Sommerfrisur angelegt. Ratzekahl geschoren, schaut dieser helle Schädel mit den tiefliegenden, wasserblauen Augen noch nordischer aus, als es sich für einen Balten geziemt.

Auf dem Tisch liegen: ein Band Stefan Zweig und der letzte Psychoanalytische Almanach. Also Eisenstein entpuppt sich als Freudianer. Macht kein Hehl daraus, obwohl in Moskau im Allgemeinen nicht viel Verständnis für solche „Abweichungen" vom Marxismus und Materialismus vorhanden ist. Er erzählt ohne Umschweife, wie er, immer ein Hasser der Metaphysik, wenn auch kein Vulgärmaterialist, anläßlich von Arbeiten über die italienische Renaissance auf die analytische Studie Freuds über Lionardo da Vinci gestoßen und seither — es war 1917 — von den fesselnden Feinheiten dieser Lehre nicht mehr losgekommen sei.

Was er arbeite? Eisenstein erzählt von der „Generallinie", einem Film, den er jetzt zu Ende dreht, wiewohl er schon vor zwei Jahren an ihm zu arbeiten begonnen hatte. Die Arbeit mußte wegen des Oktoberfilms unterbrochen werden. — „Ach, erinnern Sie mich nicht an den Oktoberfilm!" — „‚Die Generallinie' — das ist ein Film!" Eisenstein gerät in Feuer. „Etwas von ganz andrer Art, als wir es bisher gemacht haben." Heldenlied? „Oh ja, aber eines von der größten, wenn auch unbekanntesten Revolution, nämlich vom Aufbau unsrer Wirtschaft. Ein Film ohne Mord und Totschlag. Keine Schießerei, keine stürmenden Soldaten, kein Blutvergießen. Daß ich nicht lüge — Blut wird wohl vergossen: Kuhblut. Da ist nichts zu lachen, die Kuh mußten wir opfern. Wir sprechen nämlich von der Maschinisierung des Dorfes und von seiner Kollektivierung. Der Held des Films ist ein Ochse. Und um den zweiten HauptHelden nicht zu vergessen: eine Bäuerin. Aber mehr kann ich nicht sagen. Thema des Films ist die Generallinie unsrer Parteipolitik: wirtschaften! Mit Ausnahme des Ochsen haben wir keine

Schauspieler engagiert. Alles echtes Volk, echte Bauern. Im Herbst werden Sies ja sehen."

„Und wie ist es mit dem angeblichen Marxfilm, den Sie drehen?"

„Das sind verfrühte Meldungen, an denen ich unschuldig bin. Nach der ‚Generallinie' kommt noch etwas andres, zu dem ich die Vorarbeiten mache, und dann erst kommt der Marx-Film. Mißverstehn Sie das aber nicht! Das wird kein biographischer Film und keiner der üblichen Revolutionsfilme. Es soll ein Film der marxistischen Weltanschauung werden."

„Wie wars mit dem ‚Oktober'?"

„Dem wurde das Rückgrat gebrochen. Aber es geschieht mir recht, weil ich zu viel experimentiert habe. Ich habe die Perspektive über das Experiment verloren. Ich suche seit langem nach dem Geheimnis der Filmsprache. Der Film ist, das muß doch jeder verstehn, ein nahezu unerforschtes Gebiet. Der Film als Ausdrucksmittel ist nicht zu vergleichen mit Theater, nicht mit Malerei, nicht mit Musik. Er hat seine eigne Sprache. Es muß eine Möglichkeit geben, auch abstrakte Begriffe in dieser noch zu entdeckenden filmischen Bildersprache auszudrücken. Dieses Problem beschäftigt mich für den Marxfilm, und ich habe unglücklicherweise Experimente über dieses Problem im ‚Oktober'-Film gemacht.

Wir haben eine falsche Stellung zu dem Begriff Symbol. Es ist falsch zu behaupten, das Symbol sei abgestorben. Die Kraft zu symbolisieren ist eine immer lebendige Kraft, denn sie gehört zu dem Wesen der menschlichen Empfindungsreaktion."

„Aha, Sie sind ja Freudianer!"

„Gewiß. Aus der Tatsache, daß jeder Mensch unbemerkt symbolisiert, muß der Film Konsequenzen ziehn. Nicht das gewordene Symbol interessiert mich, sondern das werdende. So will ich zum Beispiel die Lehre der marxistischen Dialektik rein bildhaft ausdrücken. Jede Erscheinung läßt sich dialektisch erfassen: nicht wie sie ist, sondern wie sie wird. In der Naturwissenschaft geben Sies zu, in der Psychologie geben Sies auch zu, nur in der Gesellschaftswissenschaft leugnen Sie es?"

„— —!"

„Es ist meine feste Überzeugung, daß wir mit dem Ausdrucksmittel des Films noch große Überraschungen erleben werden. Wir sind noch lange nicht am Ende. Im Gegenteil. Man spürt erst jetzt, was man alles wird machen können. Ich habe Material für zwei Bücher. Über die Ausdrucksbewegung im Theater und über die Ausdrucksbewegung im Film. Aber ich habe keine Zeit, mich mit Schriftstellerei zu beschäftigen."

Nun erzählt Eisenstein die Geschichte seines Weges. Er ist Balte. Sein Vater war Offizier oder dergleichen. Er selbst studierte Technik und sollte Zivilingenieur werden. 1917, als Zwanzigjähriger, geht er mit der Revolution. Er dient in der Roten Armee als Fortifikationsarbeiter. Im Bürgerkrieg unterhält er seine Kameraden mit improvisierten Theatervorstellungen. So kommt er zur Agitationstruppe an der Front,

lernt japanisch und studiert orientalisches Theater. Nach dem Bürgerkrieg arbeitet er als Dekorateur beim „Proletkult". Die letzte Theateraufführung, an der er mitwirkt, spielt in einer Giftgasfabrik. Aber nicht auf der Bühne, vor Kulissen, sondern in einer wirklichen Gasfabrik. Gasmasken spielen eine wichtige dekorative Rolle. Die Schlußapotheose ist die arbeitende Fabrik. Die wirkliche, mit ihren Sirenen, Kesseln und Feuern. Das war 1924.

„Es ist doch logisch," schließt Eisenstein seine Erzählung, „daß das alles nur im Film münden konnte. Von dem Theater, das die wirkliche Fabrik als Bühnendekoration verwendet, bis zum Film, der alles wirkliche Leben einfängt, um es als ‚Dekoration' zu verwenden, ist nur ein Schritt."

„Sind Sie Kommunist?"

„Mich unterscheidet vom Kommunisten nichts als die Tatsache, daß ich kein Parteimitglied bin. Ich bin der Ansicht, daß die Arbeiterpartei aus Arbeitern bestehen soll. Mir als Intellektuellem genügt das Bewußtsein, der Arbeiterklasse und ihrer Partei zu dienen."

„Wieviel verdienen Sie mit Ihrer Arbeit?"

„Das weiß ich nicht. Ich bin zusammen mit den andern Herstellern der Filme an ihrem Ertrag beteiligt. Aber ich kümmere mich nicht um die Höhe dieses Ertrags. Denn ich könnte das Geld gar nicht brauchen. Ich will arbeiten, nicht Geld verdienen. Geld, das heißt, mehr als zum Leben durchschnittlich notwendig ist, brauche ich höchstens, wenn ich eine Auslandsreise mache. Und dann hab ich es."

Von diesem Dreißigjährigen werden wir noch hören.

Christliche Schülertragödie

von Werner Hegemann

Vor etwa zwanzig Jahren ging folgender grauenhafte Bericht durch die Presse:

In dem märkischen Städtchen P. gab es einen Dorfschulmeister, namens Zebahl (ein in jener Gegend nicht ungewöhnlicher Name), den seine Schüler aber seit langem entweder „Zebaoth" oder den „blutigen Baal" zu nennen pflegten. Diese Spitznamen hatten den etwas verrückten Lehrer noch verrückter gemacht. Jedenfalls war er keiner von den köstlichen Originalen alten Schlages, wie sie dem Lehrerstande früher oft Ehre machten, sondern einer von den verbildeten und verstiegenen Menschen, wie sie aus den neuzeitlichen Seminaren leider manchmal hervorgehen. Das junge Volk, das er unter sich hatte, war nicht zu beneiden. Lehrer und Schüler lebten wie Hund und Katze. Des Lehrers alttestamentarische Verwünschungen und unnachsichtige Züchtigungen trieben die bösen Buben in immer bedenklichere Ausschweifungen verwegenen Unfugs. Eine Ausnahme in all dem Unwesen machte ein Knabe, der bei diesem Schullehrer in Kost gegeben war, ein uneheliches Kind, von dem böse Zungen behaupteten, der Lehrer sei an seiner Vaterschaft beteiligt. Trotz seines zarten Alters war dieser auffällig wohlgeratene Knabe mit seinem milden, persönlichen Wesen in mehreren ernsten Fällen ein segensreicher Vermittler zwischen dem vor

Zorn rasenden Lehrer und den vor bösem Übermute überschäumenden Schülern geworden. Auch in vielen weniger ernsten Fällen hatte er wahre Wunder gewirkt, indem er durch unauffällig gegebene Warnungen oder durch die Vermittlung von Nachrichten aus der Wohnung des Lehrers, wo der Knabe ja zuhause war, heimliche Verbesserung bereits eingelieferter Arbeiten seiner Mitschüler und so weiter ernstern Verwicklungen vorbeugte. Trotzdem sich so dieser Junge eigentlich jedermanns Dank verdient hatte, mußte er als stiller Eigenbrödler viel Spott dulden. Seine Kameraden hatten ihm den Spitznamen „das Jesulein" angehängt, und zwei oder drei von den Rädelsführern, denen er tolle Anschläge gegen den Lehrer vereitelt hatte, wollten ihm gern einmal an den Pelz. Immerhin hätten diese Ereignisse keinen so tragischen Ausgang nehmen können, wenn nicht Jesulein fast nur im Verkehr mit seinem größenwahnsinnigen Pflegevater allmählich von dessen religiösen Phantastereien angesteckt worden wäre. Auch soll der grauenhafte Verlauf hier nur angedeutet werden. Die Einzelheiten der Geschichte vom irren „Zebaoth" und seinem irregeleiteten Pflegesohn wurden so gewaltsam in die Formen der christlichen Passionsgeschichte gepreßt, daß ein ausführlicher Bericht nicht nur geschmacklos, sondern im höchsten Maße peinlich, ja widerlich wirken müßte. Nach einer neuen großen Achtungsverletzung — der Feiertagsschniepel des Lehrers war durchaus mit Pech bestrichen worden —, deren Täter nicht ausfindig zu machen war, bedrohte der vor Wut schnaubende Zebaoth die verstockten Schüler mit einer Massenzüchtigung so schwerer Art, daß Jesulein stärker als je den Wunsch empfand, sich ins Mittel zu legen. Am Vorabend der auf den folgenden Tag verschobenen Abstrafung eröffnete er seinem Pflegevater die Bitte, als Unschuldiger — seine Unschuld stand außer Zweifel — die der Gesamtheit zugedachte Strafe erdulden zu dürfen. Zebahl, der bereits an der Möglichkeit, mit Strafen bei seinen Schülern etwas auszurichten, zu verzweifeln begann, war plötzlich wie bezaubert durch den verwirrten Gedanken eines Sühneopfers, wie ihn sein armer Pflegling sich ausgeheckt hatte. Er versprach sich eine Wendung zum Guten in diesem ganz unerträglich werdenden Kampfe mit seinen Schülern. Die Ungezogensten selbst, so hoffte er, würden von dem Opfer seines Pfleglings gerührt werden und in sich gehen. Leise murmelte Zebahl vor sich hin: „Ich vorsah es, als ich mich einst in so unerklärlicher Weise an der Zeugung dieses Knaben beteiligte, daß es für einen guten Zweck sein würde." Um ganz im Sinne der christlichen Heilsgeschichte zu bleiben, bestand Zebahl darauf, daß nicht er selbst die Züchtigung des stellvertretenden Opfers vornehme, sondern er eröffnete den staunenden Schülern vor versammelter Klasse, daß die schuldigen Mitschüler selbst das unschuldige „Jesulein" verhauen sollten, wie einst Christus nicht von Gott, sondern von den sündigen Menschen gekreuzigt wurde. So wurde dann unter widerlich bigotten Redensarten das geistig in Unordnung geratene kleine Jesulein den Faust- und Stockhieben seiner ungezogenen Kameraden ausgeliefert, von denen einige der Ungehobeltsten

eine lang gesuchte Gelegenheit wahrnahmen und dem verhaßten Kameraden ernstlich zusetzten, ja ihm so ernstlichen Schaden zufügten, daß der schwächliche Knabe am nächsten Tage unter großen Schmerzen starb. (Jeder, der beim Lesen dieser schauderhaften Begebenheit von ihrer Scheußlichkeit angewidert wird, sei aufgefordert, festzustellen, wo eigentlich der wesentliche Unterschied zwischen dieser und der christlichen Passionsgeschichte zu finden ist.) Durch den Tod ihres Mitschülers wurden manche der jungen Übeltäter nachdenklich und gingen in sich; Zebahl selber wurde jedoch anläßlich dieser Begebenheit ins Irrenhaus gesperrt, wo er heute noch leben soll.

Hier endete der Bericht, der mich verblüffte, ja gradezu erschreckte. Seine Wirkung auf mich war derart, daß ich mich schließlich mit der Schriftleitung der Zeitung, in der ich ihn gefunden hatte, in Verbindung setzte und den Namen der Anstalt ausfindig machte, in der der erkrankte Lehrer untergebracht war. Es war eine staatliche Anstalt in der Nähe von Berlin, und es gelang mir, einen Einführungsbrief an ihren Leiter zu erwirken. Als ich bald darauf in der Gegend zu tun hatte, besuchte ich die Anstalt und erhielt auf Grund meines Einführungsbriefes die Möglichkeit, den Kranken zu sehen. Ich weiß nicht, wie ich den Eindruck jenes Tages beschreiben soll: grauenhaft, rührend, widerlich. In einem großen Saal befanden sich etwa fünfzehn Kranke, die alle unter irgendeiner phantastischen, aber unschädlichen Wahnvorstellung litten. Einer hielt sich für Attila, ein andrer für Friedrich den Großen oder Napoleon; auch ein bekannter noch lebender Fürst war vertreten. Andre Kranke erzählten von ihren großen Erfindungen oder von ihren nahen Beziehungen zum Teufel. Es war, als ob sich die Bücher der Weltgeschichte hier aufgetan und ihre Gestalten ausgespien hätten. Manche der Kranken lachten, andre schritten mit hochmütigem Stolz auf und ab. Ich erinnere mich besonders der großartig-stolzen Gebärden eines alten Mannes, der König Lear und seinen Hofnarren in einer Person verkörpern wollte. Der Lehrer Zebahl stand leise weinend in einer Ecke, das Gesicht zur Wand gekehrt, wie ein bestraftes und bußewilliges Kind. Der junge Arzt, der mich begleitete, ermunterte mich, den Kranken anzureden: „Er hat es gern, wenn man ihn anredet, er wird Ihnen etwas vorjammern; aber wenn Sie das nicht scheuen, werden Sie ihm viel Freude machen." Ich näherte mich dem Kranken und nannte ihn höflich beim Namen. Er schien zu hören, aber er bedeckte, ohne sich umzusehen, das Gesicht mit den Händen. Ich erneuerte meine Anrede. Er schluchzte und sprach schließlich: „Ich schäme mich so, ich schäme mich so." Ich redete ihm freundlich zu. Da begann er zu klagen: „Ich habe meinen lieben Sohn verloren; es war alles meine Schuld." Dann verwickelte er sich in lange Wehklagen, die ein grauenhaftes Gemisch von Bibelworten und von Erinnerungen aus halb verdauten Studien der Weltgeschichte bildeten. Ich hörte ihm etwa zehn Minuten lang zu. Ich will nur mit drei Sätzen andeuten, welche Gedanken-

gänge das Jammern des Irren durchlief. Er rollte mit schauspielerischer Leidenschaft die Augen, warf den Kopf in den Nacken, schwang die Arme und wiederholte schreiend immer aufs neue: „Ich, der Herr dein Gott, bin ein eifriger Gott, der da heimsucht der Väter Missetat an den Kindern." Dann weinte er auf: „O mein armer Sohn, mein lieber kleiner Jesus, ich habe dich geschlachtet." Dann tadelte er bitterlich und fluchte seiner Grausamkeit und machte sich in wirren Sprüngen durch die Weltgeschichte verantwortlich für alle die Schrecken, von denen sie voll ist. „Ich, ja ich habe die Welt geschaffen", rief er aus, „denn ich bin allmächtig. Ihr vielen Tausende christlicher Märtyrer! Ich bin das wilde Tier, das euch zerrissen hat! Ihr vielen Tausende unschuldiger Frauen, ich bins, der euch als Hexen verbrannte! Zu Ehren Zebahls! Zu Ehren Gottes!! Zu meiner Ehre!!! Ich habe die Bartolomäusnacht angestiftet, ich bin der Urheber des Dreißigjährigen Krieges! Die armenischen Metzeleien, ich habe die Messer geschliffen. Denn ich bin allmächtig! Wer da leidet, wer da weint, wer verzehrt wird von Hunger und Krankheit, ich bin sein Peiniger. Ich habe ihn nicht geschützt, ich habe ihn nicht gerettet vor den Qualen, die ich ausgedacht, ja ich allein!" Er verdrehte geheimnisvoll die Augen und flüsterte: „Ich selbst bin die Syphilis, ich bin der Aussatz; ich bin der Erfinder aller Folterkammern! Ja, ich, ich bin der Hunger; ich bin allmächtig!" Er weinte haltlos und rief hundertmal: „Ich schäme mich so, ich schäme mich so! Ich habe die Welt geschaffen! Ich bin der Verbrecher! Ich bin der Narr! Gebt mir die Rute, gebt mir die Rute!" Schließlich fiel er auf die Knie, schmiegte sein Gesicht dicht in die Ecke und schluchzte, ohne Trost annehmen zu wollen.

Ich entfernte mich mit dem begleitenden Arzte, der gleichmütig sagte: „Seit seiner Einlieferung vor sechs Monaten hat der Kranke jeden Tag auf diese Weise in seiner Ecke verbracht. Er nennt das: ‚Buße tun für die Erschaffung der Welt.' Er glaubt, er habe die Welt erschaffen. Er hält sich für Gott. Die Wächter müssen ihm oft Gegenstände abnehmen, mit denen er auf sich selbst einschlägt." Ich war geistesabwesend. Um etwas zu sagen, antwortete ich und versuchte dabei, den Gleichmut meines Begleiters nachzuahmen: „Was würde aus der Welt, wenn der wahrhaftige Gott im Himmel von ähnlichen Gewissensnöten geplagt würde?" Wir waren in der Nähe des Ausganges der Anstalt angekommen, man konnte die riesigen, Tausende von Irren beherbergenden Baulichkeiten mit einem Blick überschauen. Es war eine Welt. Der Arzt deutete auf diese Schöpfung menschlicher Fürsorge und beantwortete meine Frage leichthin mit den Worten: „Ein Irrenhaus."

Wir verabschiedeten uns.

Dieses Stück stand in der ersten, lange vergriffenen Ausgabe des ‚Fridericus' von 1925 und war in der zweiten Auflage nicht mehr enthalten. Jetzt wird es wieder erscheinen in des Verfassers neuem Buch „Der gerettete Christus", das im Herbst bei Gustav Kiepenheuer in Potsdam herauskommt.

Kleiner Diskurs

I.

Helene Stöcker in der ‚Neuen Generation':

„Moderne" Theaterkritik und „doppelte Moral".

In der ‚Weltbühne' vom 22. Mai 1928 Nr. 21 äußert sich Alfred Polgar über Paul Kalbeck („Sie sagen sich alles") wie folgt: „Zwei junge Ehepaare — vier Temperamente — leben in Freundschaft miteinander. Es kommt, im quadratischen Einvernehmen — denn sie sagen sich alles — zum Frauentausch. Ein Jahr lang hat nun der A. die B., der B. die A.; dieses Jahr lehrt die Beteiligten erkennen, daß ihre ursprüngliche Paarung doch die bessere gewesen ist; so, knapp vor Scheidung und neuer Ehe, ordnen sich die verschobenen Seiten wieder zur Form von früher. Daß sie ihre Frauen in gebrauchtem Zustand zurückerhalten, stört die Männer nicht. Durchaus plausibel ist ja, daß A. wie B. von den neuen Gefährtinnen bald genug kriegen; aber daß sie deshalb zu den alten zurückkehren, übersteigt die Grenze des Glaubwürdigen. Sinngemäß führte der Weg die beiden Erotiker, das sind sie doch, weiter ins Alphabet hinein."

Selten ist einem wohl so männliche Überheblichkeit, die Verdrängung des weiblichen Anspruches auf Anerkennung ihres Persönlichkeitsrechtes in solcher Reinkultur begegnet wie in dieser Schilderung. Die Frauen existieren bei diesem „modernen" Kritiker nur als Sachgüter: es kommt zum „Frauentausch" — wo es ebensowohl zum Männertausch kommt. Ein Jahr lang „hat" der A. die B., der B. die A.; aber nicht auch die B. den A., die A. den B. Die Männer erhalten ihre Frauen, nach Polgar, „in gebrauchtem Zustand" zurück. Daß die Frauen dasselbe Los in bezug auf ihre Männer teilen, um diesen geschmackvollen Ausdruck gelten zu lassen, scheint dem Kritiker Mann gar nicht zum Bewußtsein zu kommen. Welche unbewußte männliche Selbstverachtung spricht übrigens allein aus der Voraussetzung, daß die intimere Beziehung einer Frau zu einem Mann selbstverständlich der Partnerin Schaden zufüge und ihren Wert für einen andern Partner herabmindern müsse!

Wäre es nicht doch an der Zeit, daß geistvolle Theaterkritiker auch ihren „Geist" und ihre künstlerisch-ästhetischen Wertungen auch auf ethische Entwicklungen ausdehnten und — es fällt hart, eine so alte selbstverständliche Forderung erst noch ausdrücklich auszusprechen — auch Frauen als Menschen gelten ließen?

II.

Alfred Polgar antwortet:

Ich habe den Inhalt einer Komödie erzählt, in der es so zugeht, wie meine Erzählung berichtet. Es kommt da, zwischen zwei Ehepaaren, zum Frauentausch implicite also auch zum Männertausch. Mit dem einen ist das andre gesagt. Es ausdrücklich zu sagen, der Rarität wegen, schien überflüssig. Ob man aber in solchem Fall von Frauentausch oder Männer-

tausch spricht, das hängt nicht vom sexual-ethischen Standpunkt des Sprechers ab, sondern einfach davon, ob ein Mann spricht oder eine Frau. So ist etwa auch die Wendung: „Herr X. nahm Fräulein Y. zur Frau" durchaus nicht geeignet, Fräulein Y. zum Objekt zu erniedrigen, das „genommen" wurde. Und gewiß wäre es, hätte in der beanstandeten Kritik „Männertausch" gestanden, keinem Mann, keinem der ältesten und keinem der neuesten Generation, eingefallen, dem Kritiker vorzuwerfen, daß bei ihm die Männer nur als Sachgüter existieren. Ähnliches gilt für die Wendung: „ein Jahr lang hat nun der A. die B., der B. die A.". Die verehrte Tadlerin mißversteht hier das „hat". Es ist gar nicht possessiv gemeint, sondern die abgekürzte Ausdrucksweise „lebt nun in Gemeinschaft mit" oder „ist nun ihr wie sie ihm zugehörig" oder „kann nun aller Sensationen teilhaftig werden, die das en deux zwischen aneinander geschlechtlich interessierten Personen bietet". Man „hat" Manches, von dem man gehabt wird. So „hat" man einen Beruf, die Cholera, Sorgen, die Bescherung, eine Frau, die Pflicht, auf törichte Anrempeleien zu erwidern und dergleichen mehr. Die Insinuation schließlich, ich sei der Ansicht, daß „die intimere Beziehung einer Frau zu einem Mann der Partnerin Schaden zufüge und ihren Wert herabmindere", weise ich mit relativ fast flammender Entrüstung zurück. Seit „Frauen ich singen hörte", bekenne ich in Wort und Schrift, in Tun und Leiden das Recht der Frau, von ihrer Liebesfähigkeit freiesten Gebrauch zu machen, keinem andern Sexual-Sittengesetz unterstellt zu sein als der Mann, und beklage schmerzlich, daß ihr die ungerechte Natur ein größeres physiologisches Risiko auferlegt als diesem. Hingegen habe ich seit längerm (und besonders seit heute) Grund, über die kritische Potenz des fraulichen Verstandes reaktionär zu denken.

Die guten Hirten von Morus

Der Sturz des Grafen Kalckreuth

Es ist nicht wahr, daß zum Landbund unweigerlich die Trompete gehört. Wenn es nicht um Subventionen geht, sondern nur um den Frieden am häuslichen Herd, so werden die Landbündler stumm wie die Fische. Die ‚Deutsche Tageszeitung' hat die Krise, die jetzt der Landbund durchmacht, doch noch mit einigem Säuseln begleiten müssen. Der ‚Reichslandbund' aber, das offizielle Organ der Landbundorganisationen, stellt sich tot. In den Ausgaben, die der Absägung des Grafen Kalckreuth als Reichslandbundpräsidenten vorausgegangen sind, findet sich kein Sterbenswörtchen über das heraufziehende Gewitter. Die Landbundleute, die sich in dieser „Agrarpolitischen Wochenschrift" über die Agrarpolitik der Woche unterrichten wollen, müssen sich mit Perlen begnügen wie der, daß Curtius und Stresemann „für die Landwirtschaft in handelspolitischer Beziehung beide noch gefährlicher sind, als Sozialdemokratie und Demokratie zusammen", oder mit dem kostbaren Satz, „daß man von der polnischen Politik sagen kann: wenn sie den

Mund aufmacht, lügt sie, und wenn sie ihn zumacht, dann hat sie gelogen!"

Allein dieser freundliche Sommerton ändert nichts an der Tatsache, daß es gegenwärtig auf dem Lande noch andre und interessantere Gesprächsstoffe gibt. Die Bewegung innerhalb des Landbundes, die jetzt zu einem Sturz des Grafen Kalckreuth und der andern adligen und großagrarischen Vorstandsmitglieder, des Grafen Schwerin, des Herrn von Goldacker, der Herren Stubbendorff und Hillger-Spiegelberg geführt hat, ist eine Parallelerscheinung zu der Revolte des Herrn Lambach und der Deutschnationalen Handlungsgehilfen, wovon vor acht Tagen hier die Rede war.

Der Lambach des Landbundes heißt Karl Hepp. Ein Landwirt aus dem Nassauischen, der gleich nach dem Kriege als Dreißigjähriger in den westdeutschen Bauernbezirken die Führung an sich riß und auch in dem neuen Reichslandbund an die erste Stelle schob; ebenso wie Lambach ein zweifelhafter Monarchist, der nicht erst zu den Deutschnationalen ging, sondern dem die Kaisertreue Stresemanns genügte; stramm nationalistisch, im übrigen politisch wenig interessiert, soweit nicht Agrarinteressen auf dem Spiele stehen. Ein typischer Ständeparlamentarier, der sich, seinen Verband und seine Berufsgenossen zur Geltung bringen will.

Die ostelbischen Großgrundbesitzer waren anfangs froh, daß sie diesen jungen Mann gefunden hatten, der zwar sehr forsch auftrat, aber doch ziemlich ungefährlich zu sein schien und quasi als Bauernvertreter am Vorstandstisch des Reichslandbundes gute Figur machte. Die Zeiten waren noch etwas neblig, und die Reithosen nach dem Schrecken der Novembertage noch nicht ganz wiederhergestellt. Aber allmählich konnten es die ostelbischen Rittergutsbesitzer im Hintergrunde nicht aushalten. Sie waren nicht damit zufrieden, daß sie in ihren Bezirken nach wie vor die Herrscher waren und auch noch die wichtigsten Provinzialorganisationen des Reichslandbundes besetzt hielten, sie wollten wieder, wie im alten Preußen, unumschränkt die Herren spielen und die Deutschnationale Volkspartei, die Nachfolgerin der Konservativen, als die einzig legitime Sammelstelle aller Gutgesinnten etablieren.

Herr Hepp machte schon vor den Wahlen darauf aufmerksam, daß das nicht ginge, wenn man nicht Millionen ländlicher Wähler vor den Kopf stoßen wollte. Die kleinen Leute im Landbund, meinte er, würden nicht dauernd in einer Partei einhertraben, die so sichtbar vom Großgrundbesitz und von der Schwerindustrie beherrscht wird. Der Landbund brauchte eine eigne parlamentarische Vertretung, die, ohne Rücksicht auf andre Interessentengruppen, zu hundert Prozent Landbundagitation treiben kann. Daneben könnten und sollten die Verbindungsmänner zu den andern Parteien — die Querverbindungen, wie Lambach das nennt — ruhig bestehen bleiben. Aber die Führung dürfte nicht kompromittiert werden.

Hepp bildete, um diesen Plan zu verwirklichen, kurz vor Toresschluß, zusammen mit zwei deutschnationalen Landbundabgeordneten, ein Sondergrüppchen, die Christlich-Nationale

Bauern- und Landvolkpartei, und zog an der Spitze dieses Fähnleins in den Wahlkampf. Mit neun Mann kehrt er in den Reichstag zurück. Es reicht zwar noch nicht zur Fraktionsbildung, aber der Zweck der Übung ist erreicht: die unruhigen Geister im Landbund, die mit den großen Parteien unzufrieden waren, sind besänftigt. Daneben halten noch immer etliche zwanzig Landbundmitglieder bei den Deutschnationalen und vier in der Deutschen Volkspartei die Wacht.

Nun blieb noch der robustere Teil der Arbeit, die Evakuierung der Großgrundbesitzer aus dem Präsidium des Reichslandbundes. Auch diese Aufgabe hat Herr Hepp mit großer Energie durchgeführt. Er hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß hinter ihm die westdeutschen, bäuerlichen Landbünde stehen, und daß sie mit ihm das Lokal verlassen werden, wenn die Ostelbier nicht nachgeben. Vor die Alternative gestellt, Hepp oder Graf Kalckreuth, ist dann sehr schnell Graf Kalckreuth in die Versenkung verschwunden. Demonstrativ ist an seiner Stelle als Vertreter Ostdeutschlands ebenfalls ein kleiner Landwirt ins Präsidium gewählt worden. Daß man gleichzeitig Herrn Schiele einen Ehrensessel gezimmert und ihn zum ersten Präsidenten des Reichslandbundes erkoren hat, ist nicht ohne weiteres als Zeichen einer Kompromißlösung zu deuten. Denn Schiele ist nicht als deutschnationaler Parteiführer, sondern als gütiger Spender einer Viertelmilliarden-Subvention beim Landbund persona grata. Dazu zählen ihn, da er nur der Pächter eines Rittergutes ist, die Gegner des Großgrundbesitzes, mit Recht oder mit Unrecht, zu den ihren. Hepp hat also auf der ganzen Linie einen Sieg davongetragen. Er hat das Präsidium verbürgerlicht und verbäuerlicht.

Ob sich damit an der innern Struktur des Landbundes schon etwas geändert hat, ist eine andre Frage. In der berliner Zentrale ist jetzt der großagrarische Einfluß zurückgedrängt, in den Provinzialbünden aber, die für die politische Stimmungsmache viel wichtiger sind, haben die Großgrundbesitzer nach wie vor das Prae. Erst wenn daran sich etwas ändert, wenn die Herren von Kalckreuth, von Rohr, von Oppen, von Richthofen auch dort verschwinden, wird der Reichslandbund anfangen können, Bauernpolitik zu treiben.

Kirchensteuern

Da wir in einem geordneten Zentrumsstaat leben, haben die Finanzämter die ehrenvolle Aufgabe, auch noch die Kirchensteuern einzuziehen. Sie tun es, wie sie es gelernt haben: auf gut und grob preußisch. Den frisch-fröhlichen Verkehrston haben auch die Kirchengemeinden angenommen. Sie sind korrekt wie die Unteroffiziere auf dem Kasernenhof und vergessen nur gelegentlich, daß dieser Kasernenhof eine Ausgangstür hat, durch die in den letzten Jahren bereits eine Million Deutscher abmarschiert ist.

Nur die guten Hirten Roms wissen, wie mans den Gläubigen und den weniger Gläubigen zartfühlend beibringt. Die Zeiten sind schwer, jawohl. Der Klingelbeutel reicht nicht mehr, auch die katholische Kirche muß, wie jede andre Kulturgemeinde, reguläre Steuern erheben. Sie läßt sichs

ebenfalls durch die Finanzämter besorgen, aber dafür legt sie in Berlin jedem Steuerzahler ein gelbes Zettelchen bei, das so treuherzig und überzeugend abgefaßt ist — der liebe Gott persönlich könnte es nicht besser machen.

„Warum", steht da, „erfolgt die Einziehung durch die Finanzämter? Gewiß wäre eine andre Methode erwünschter. Sie würde der Beitragsleistung der Katholiken für ihre Gemeinden lebhafter den Charakter der Verbundenheit, der Freiwilligkeit, des Opfers geben. Aber eine andre Methode ist vorderhand nicht durchführbar. Sie würde den Aufbau eines Riesenapparates mit eignen Beamten erfordern, der einen ungebührlich hohen Prozentsatz der Einnahmen für Verwaltungskosten opfern müßte." Und dann: es ist ja nicht viel. Eine Familie mit drei Kindern und 2400 Mark Jahreseinkommen hat nur 2,60 Mark Kirchensteuer zu zahlen. „Das macht fünf Pfennige die Woche. Soviel kostet eine Zigarette." Bei einem Einkommen von 4000 Mark beträgt die Kirchensteuer 18,40 Mark. „Das macht vierzig Pfennig die Woche, 1,60 Mark im Monat. Soviel kostet ein Kinobillett in der Ufa. Man vergleiche die Spitzenbeiträge der Gewerkschaften, der christlichen und der sozialistischen."

Sollte aber noch immer jemand unwillig zahlen, so sehe er sich an, was die katholische Gemeinde in Berlin alles geleistet hat. „Mit Hilfe des Gesamtverbandes wurden in den letzten Jahren umgebaut der Husarenstall an der Hollmannstraße zur Agneskirche, die Autogarage an der Glasgower Straße zur Aloysiuskapelle, die Fabrik an der Neuen Kantstraße zur Canisiuskirche, die Zimmer in der Schlüterstraße zur Thomaskapelle, die Reitbahn an der Magazinstraße zur Kamilluskirche, der Kohlenschuppen an der Thüringer Allee zur Heiliggeistkapelle, die Autogarage an der Altonaer Straße zur Ansgarkirche, das Landhaus in Johannisthal zur Johanniskapelle. Grundstücke für neue Kirchenbauten wurden gesichert in Adlershof, Baumschulenweg, Borsigwalde, Grunewald, Lichtenberg, Lichterfelde, Reinickendorf und Schmargendorf. In Berlin: Christburger Straße, Linienstraße und Schulstraße. Zuschüsse gab der Gesamtverband an Bahnhofsmission, Caritasbezirksstellen, Eheberatungstellen, Fürorgevereine, Höhere Lehranstalten, Jugendheime, Trinkerhilfe. Alles das ist ohne Kirchensteuer unmöglich."

Aber es gibt auch orthodoxe Zweifler, die behaupten, „die Kirchensteuer sei nicht im Sinne Christi". Auch dieser Einwand wird, alles auf dem gelben Zettel, schlagend widerlegt. Schon die Apostel haben für ihre kirchliche und soziale Arbeit Geld gebraucht und erhalten. Die Kirchensteuer ist im Grunde nichts andres. Ergo, auch wenn euch der Steuerzettel nicht gefällt: bitteschön, zahlt.

Das Reichsfinanzministerium ist lange in festen Zentrumshänden gewesen, ohne daß ein Minister auf den Gedanken kam, es mit dem System der gelben Zettel zu versuchen. Aber, wie wäre es, Herr Doktor Hilferding? Ein bißchen weniger kommandieren, ein bißchen mehr beweisen, könnte weder den untern noch den obern Steuerexekutoren des Reiches etwas schaden.

Holt die Scheuerfrauen! Von Agricola

Der Artikel knüpft an die Ausführungen von Morus „Scheuer und Hagedorn" in Nr. 30 der ‚Weltbühne' an.

I.

Ein Mann hat ein Geschäft gemacht, er läßt sich dazu gratulieren (wie gern läßt er sich stets gratulieren), er bekennt sich aber nicht zu seinem Geschäft. Er sagt nicht: gut, ich habe dies gekauft und das dafür verkauft, sondern er sagt, ich habe nur für das allgemeine Wohl, für die salus publica gehandelt und der res publica einen Dienst erwiesen, indem ich ihr meine rettende Organisation schenkte. (Was er für sich und für seine Auftraggeber, für die Banken dabei verdient hat, bedeckt er mit dem Mantel alttestamentarischer Nächstenliebe.) Wer ist der Mann, über dessen Tat die Getreidehändler greinen, die Landwirte und die sozialdemokratischen Konsumvereine frohlocken? Wer ist der große geheimnisvolle Mann? Es ist nicht Einer, es sind Zwei. Die Agrarier preisen nicht den mainzer Juden Scheuer als ihren Retter in der Not und die Sozialdemokraten lobhudeln nicht dem deutschnationalen Staatssekretär Hagedorn. Und doch haben diese beiden, Arm in Arm, zwar nicht ihr Jahrhundert in die Schranken gefordert, sondern — was nicht viel leichter ist — Herrn Klepper von der Preußenbank mit Herrn Lentze von der Rentenbank an denselben Verhandlungstisch gebracht. Herr Scheuer ist dazu zu beglückwünschen. Er hat auch die Valeurs oder Nonvaleurs, die er sich zusammengekauft hatte, nun endlich für Rechnung der Banken teuer weiterverkauft. Auch hierzu ist Herr Scheuer zu beglückwünschen und der Getreidehandel auch; denn die Situation wird dadurch nur geklärt und gereinigt. Es besteht nicht mehr der Zwitterzustand eines privaten Handelsunternehmens, an dessen Leitung ein halbamtlicher Herr maßgeblich beteiligt ist. Auch Herr Hagedorn ist zu beglückwünschen. Er konnte seine widernatürliche Position eines Zwitters aufgeben. Denn es war doch stets eine anstrengende Tätigkeit, Delegierter des Deutschen Reichs bei der Rentenbank und Aufsichtsratsvorsitzender im Scheuerkonzern zu sein. Es war anstrengend und aufreibend, es war ehrenvoll und brachte sicher auch Gewinn, mit so verschiedenen Herren zu spazieren. Aber Herrn Hagedorns Fähigkeiten waren stets groß. Einmal war er Beamter (siehe Reichskreditstelle), ein andermal Kaufmann (siehe Getreidekredit), doch stets begleitete ihn sein getreuer Pollux Scheuer. Herr Scheuer, dessen Talente sich in der Stille des Zigarren- und Filmhandels der Vorkriegsjahre bildeten, erprobte sich und seine Freundschaft mit Hagedorn in der schweren Zeit der Gerstenzwangswirtschaft. Von der Gerstenverteilungsstelle, in der sich Scheuer sein Vermögen erwarb, holte er seinen Protektor in den Vorstand der Getreidekreditbank. Der Kastor Hagedorn wurde als Staatssekretär dann ins Ernährungsministerium berufen, Pollux Scheuer, der bei der Getreidekreditbank nicht allzugroße Lorbeeren

erntete, widmete sich wieder seinen Geschäften. Diese Geschäfte wurden durch volkswirtschaftliche Ideen des Staatssekretärs natürlich belebt. Denn was ist selbstverständlicher und natürlicher, als daß das Ernährungsministerium und sein Staatssekretär solch schwierige Aktionen wie eine Roggenpreisstützung durch die bewährten Kräfte des Herrn Scheuer vornehmen ließ? (Daß er den Roggen durch Termin-Käufe an der Berliner Börse und nicht im Produktionsgebiet stützte, ist ja unerheblich.) Wer wird auch dabei etwas finden, daß Herr Hagedorn nach seinem Ausscheiden aus dem Ernährungsministerium seine wertvollen Kräfte dem alten Freunde und dessen Werk widmete. Inzwischen hatte Scheuer die verkrachte Getreide-Kommission Hugo Meyers, Düsseldorf, aufgekauft. Die Dresdner Bank, die mit sieben Millionen, und Hardy, der mit nicht so viel weniger bei den „Düsseldorfern" hing, die Banken, bei denen nicht nur die Kredite, sondern infolgedessen auch gewisse Körperteile vereist waren, waren froh, jemanden gefunden zu haben, der ihnen den Wust von Aktienpaketen abnahm. Scheuer kaufte, weil er gewiß von seinem Aufsichtsratsvorsitzenden gut beraten wurde. Denn dieser Aufsichtsratsvorsitzende vermittelte auch das Geschäft bei der Rentenbank, bei der er des Deutschen Reiches Delegierter war. Was dem Vorsitzenden der Berliner Börse, Herrn Pohl, nicht gelungen, erreichte Herr Hagedorn mühelos, wenn sich auch nachher einige Mißverständnisse herausstellen. Herr Scheuer behauptet nämlich, er hätte niemals davon gesprochen, daß er 60% des deutschen Einfuhrhandels kontrolliere, er hätte sogar, als diese Zahl in der Presse veröffentlicht wurde, sie dementieren wollen, sei aber von dem Präsidenten der Preußenkasse daran gehindert worden. Herr Klepper wieder dementiert, daß er Herrn Scheuer daran gehindert hätte. Herr Scheuer wird wahrscheinlich diese und ähnliche Dinge in nächster Zeit dementieren.

II.

Sie wollten ja alle mannhaft protestieren. Es tagte der Verband der Verbände, es tagte der süddeutsche Getreidehandel, es tagte der berliner Getreideverein. Welcher deutsche Verein tagte nicht und protestierte nicht? Bei allen diesen Tagungen fehlte die einheitliche Leitung und die genaue Zielsetzung. Man ließ sich in die Defensive drängen und vergaß, daß die beste Waffe der Angriff ist. Mit dem Protestieren wird mans nicht schaffen. Daß Herr Scheuer ein glänzendes Geschäft gemacht hat, wer will mit Recht dagegen protestieren? Daß Herr Scheuer seine ihn drückenden Mühlenpakete verkauft hat, wer will ihm dies verargen? Was will der protestierende Verein? Er bekämpft das Monopol, er bekämpft die Begünstigung des Getreide-Monopols. Er ruft in Abwandlung des kommunistischen Wahlrufs: Wer hat uns verraten? Herr Scheuer an die Sozialdemokraten! Der Verein bekämpft die Begünstigung des Getreidemonopols. Man mag dazu stehen, wie man wolle. Bevor man aber kämpft, mustert man seine Soldaten. Und der Verein sollte auch unter sich Musterung halten und sich eine

kampffähige Elite bilden. Man kann sich überlegen, ob man gegen Herrn Scheuer kämpft. Der Getreidehandel und der ihn repräsentierende Verband muß, so er überhaupt etwas wagen und gewinnen will, sich klar für eine bestimmte oder gegen eine bestimmte Sache erklären. Sowie die vitalen Existenz-Fragen auf dem Spiele stehen, helfen keine hinauszögernden Kompromißlösungen. Man muß die Personenfrage, die absichtlich umgangen wird, in den Vordergrund rücken. Der Getreidehandel hat auch bei der bisher bestehenden staatlichen Gesellschaft, der deutschen Getreide-Handelsgesellschaft, Beiratsmitglieder. Diese Beiratsmitglieder sind Beauftragte des Getreidehandels. Der Getreidehandel muß von seinen Delegierten immer wieder genaueste Rechenschaftslegung verlangen und dafür Sorge tragen, daß genau so, wie sie es von Herrn Scheuer verlangen, auch auf ihre Beauftragten nicht der geringste Schein einer Verquickung privater Interessen und Vorteile mit ihren amtlichen Funktionen falle. Man meide den Schein, zumal man doch das Überwachungssystem kennt, das Herr Scheuer jetzt eingeführt hat.

III.

Wir sprachen viele Getreidehändler aus allen Gegenden Deutschlands in der letzten Woche. Die Einen ballten die Faust, seis offen, seis in der Tasche. Die Andern rollten die Daumen, einmal vorwärts, einmal rückwärts. Sie rollten die Daumen und sprachen: Was sollen wir tun, wir Armen? Das Getreide-Monopol liegt in der Richtung der Zeit. Wir können nicht gegen unsre Zeit an. Man soll uns begraben." Man sollte sie auch ruhig begraben. Die Dritten bewerben sich schon eifrig um neue Stellungen und hofieren in Herrn Scheuer den neuen Leiter einer Reichsgetreidestelle. Und zu allen, mit jedem spricht Herr Scheuer, den man jetzt so häufig und geschäftig an der Börse agieren sieht, wie nie zuvor in dem letzten Jahr. Einem jeden preist sich Herr Scheuer als Retter und Messias des Getreidehandels, der Landwirtschaft, des deutschen Volkes und schließlich der grünen Internationale an. Er bringt den Produzenten hohe Preise, den Konsumenten billige Preise, dem deutschen Volk billigen Auslandsweizen und dem kanadischen Farmer-Pool hohe Preise. Das Dioskuren-Paar Hagedorn-Scheuer wird weiter arbeiten und die Arbeitsteilung wahrscheinlich nach den modernsten betriebstechnischen Gesichtspunkten so durchführen, daß Herr Scheuer sich vielleicht das sozialdemokratische Mitgliedsbuch erwirbt, während der Herr Staatssekretär sich bei den Deutschnationalen einschreiben läßt. Wir kennen Herrn Scheuer als geschickten Aktien-Händler, jedoch an seine Sendung zur Rettung der Landwirtschaft, an seine Himmelsbotschaft, können wir nicht glauben, so sprechen die Jüngern unter den Getreidehändlern. So sprechen die, die reinen Tisch machen wollen. Bevor der Getreidehandel kämpft, soll er die Scheuerfrauen holen, aufräumen lassen und aufwischen. Dann aber den Kampf beginnen und führen.

Bemerkungen

Herr Fräser Gustav Schmidt, Aufsichtsrat

Unter Geheimen Kommerzienräten und Doktoren ing. honoris causa steht der Name des Fräsers Gustav Schmidt; laut öffentlicher Bekanntmachung der Turbinen A.-G. in Chemnitz ist er im Aufsichtsrat, jawoll, und kann mitraten und mittun wie die hochbetitelten Herren und kann Importen rauchen und im Klubsessel sitzen wie die andern, wenigstens einen Abend lang, in der Aufsichtsratssitzung.

Dann fahren die hochbetitelten Herren in ihren Autos davon, und das Aufsichtsratsmitglied Herr Fräser Gustav Schmidt geht zu Fuß in seine Stube-Kammer-Küche und steht am andern Morgen an seiner kreischenden Fräsmaschine.

Aber immerhin, er vertritt die Arbeiterschaft im Aufsichtsrat des Unternehmens. Das ist die soziale Errungenschaft. Die Kapitalisten sind nicht mehr so unter sich wie früher und können nicht tun, was sie wollen. Der Fortschritt darf stolz sein auf das Aufsichtsratsmitglied Herrn Fräser Gustav Schmidt. Vor 1918 wäre das unmöglich gewesen, daß der Fräser Gustav Schmidt Platz nimmt unter den feinen Leuten.

Wie fühlt sich Herr Fräser Schmidt unter den feinen Leuten? Wie schlägt er die Beine übereinander, wenn er im Klubsessel sitzt? Oder sitzt er stocksteif da, wie ein braver Vorzugsschüler, der von seinen Klassengenossen weg in die Konferenz der Oberlehrer gelaufen ist? Schmeckt ihm die dicke Zigarre? Sieht er, daß seine Finger, die sie halten, ganz anders aussehen als die Finger des Herrn Kommerzienrats Schmalfuß? Fühlt er die unüberbrückbare Kluft zwischen manikürten Herren- und schwarzen Arbeiternägeln? Unterhält er sich zwanglos mit dem Dr. ing. honoris causa Hellmuth Schreiter? Beteiligt er sich lebhaft an der Debatte? Widerspricht er der Bilanz? Hat er Einwände gegen die Ausschüttung der Aufsichtsrats-Renumeration? Wie groß ist die seine? Vertritt er die Interessen der Belegschaft? Ist er ein Gleicher unter Gleichen, ein Unterwürfiger unter Herren, ein Geduldeter unter Zynikern, ein Hecht im Karpfenteich, ein Widerspruch unter Einstimmigen, ein Gewissen unter Geschäftemachern?

Dies ist er und so sieht er aus: Einer, der verlegen an seiner Zigarre zieht und fühlt, daß es seines Amtes ist, keines zu haben und nach außen den sozialen Fortschritt zu repräsentieren. Sand in die Augen der Halbblinden zu streuen, das ist die Funktion des Funktionärs Gustav Schmidt. Dafür bekommt er seine kleine Tantième (wenn er eine bekommt), der Paradesozialist im Rat der Kapitalisten. Dafür verrät er die Interessen der Genossen. Er ist der Aufsichtsrat inhonoris et perfidiae causa.

Hans Natonek

Der Hasenheideläufer

In der Sauregurkenzeit ward er Preußen geschenkt, vor 150 Jahren, und schon erscheinen Bücher, Broschüren, Artikel, Denkmäler zu seinem Andenken und bald wird brausend das Meer der deutschen Gaue Bauch-, Knie- und Riesenwellen schlagen. Der Beruf dieses Mannes, der nun, wenn er noch lebte, sein Jubiläum etwa auf dem wiener Sängerfest hätte mitfeiern dürfen, war, im schlichten Tone der Kalender ausgedrückt, Turnvater. Zu diesem Berufe fühlte sich der Alte im Bart berufen, auserlesen, ja, er machte eine Art Ideal daraus, und noch mehr taten dies unsre Schullehrer, die ihm nacheifern. Von der „körperlichen Ertüchtigung des deutschen Volkes“ durch den patriotischen Turnvater war Preußens Sieg über Napoleon, wie unsre Lehrer uns einbläuten, mitbedingt, und so wären wir, posaunt man heute noch lauter als früher in die

Welt, durch regelrechtes Turnen wohl immer gegen alle Napoleonen gefeit (was selbst Theaterkritiker mit einer Kopfwelle „Sport tut not!" quittieren).

Manchen wiederum ist ein Napoleon lieber als sieben Turnväter, was aber die Bedeutung Jahns nicht schmälern kann. Die Bedeutung Jahns? Man erinnert sich, er hat das Turnen erfunden (hat sogar das Wort Turnen dem teutschen Turnier aus dem Französischen entbildet), und das war damals so revolutionär wie jede Erfindung jeder Zeit. Comm' il faut, hatte er dafür mancherlei zu leiden, und es tut uns sehr leid, daß er das Kino nicht mehr miterlebt hat. Nun müssen wir es ausbaden; keine Wochenschau ohne Turnfest. So setzen sich Ideen meistens durch, wenn ihre Apostel als Märtyrer vermodern.

Sein Schicksal war allerdings: zu spät zu kommen. Zur Schlacht bei Jena traf er nicht rechtzeitig ein; Preußen verlor. In den Befreiungskriegen meldete er sich als Erster freiwillig; aber an die Front kam er meistens nicht. Er holte die Tapferkeit allerdings durch Reden redlich nach. Dennoch setzte er sich in seinen Lebtagen schwer durch, und so kam es, daß die bedeutendsten Geister seiner Epoche, Goethe, Schopenhauer, Beethoven, Schubert, Heine, wenig turnten und ihre Zeit weniger patriotisch verwendeten.

Indessen bemühte er sich um die Reichseinheit und lief, ich sehe die Karikatur noch vor mir, mit nichts als einem schwarzrotgoldenen Lendenschurz und dem krümelhaltigen Vollbart bekleidet, vor einem Lausejungentrupp Dauerlauf durch die Hasenheide, und sein letztes Nachläuferchen sah aus wie Rolf Nürnberg ...

Etwas Dauerläufiges lag damals in der Luft, und nachdem der nur geistige Christengott abgesetzt war, ging es tatsächlich von Heine bis Dehmel und Wedekind um nichts als um die Wiedergeburt des Körpers. Die Vorzeichen davon aber mißverstand Jahn laut und fanatisch, und seine Wandervögel und Turnfrösche verliefen sich rasch in die idealistische Sackgasse, deren Ende noch ihr Anfang ist: Militarismus.

Was kann der Turnpapa dafür? Er war bei allem ein aufrechter und rechtschaffener Mann mit einem braven, deutschen Ideal. Nur ob er auf seine Epigonen, Ableger und Festredner ummünzen könnte Karl Marxens Bonmot: „moi, je ne suis pas marxiste", das bliebe eine deutsche Doktorfrage. Aber diese Frage ist im Grunde, wie Jahns ganze Erfindung, zu belanglos, um sie ernstlich zu diskutieren.

Leo Hirsch

Der neue Vogel

Von Bruno Vogel gabs bisher den Tendenzgeschichtenband ‚Es lebe der Krieg'; Sie erinnern sich vielleicht des seelenkundlich so aufschlußreichen Scherenfernrohrs darin, das ich vor einigen Jahren auf der Weltbühne demonstrierte; und bestimmt erinnern Sie sich der lächerlichen Strafprozesse, die unsre Muckerrepublik gegen dies Buch geführt hat. Nun ist ein neuer Band des, man möchte sagen, auf anspruchslose Weise genialen, auf bescheidene Art bissigen Dichters da: ‚Ein Gulasch und andere Skizzen', ausgegeben vom Greifenverlag zu Rudolstadt. Man findet darin die Antikriegslinie sehr wirkungsvoll fortgesetzt und neues Sozialgelände erobert: die Gegend der Verstoßenen, Verworfenen, der Lumpenproletarier und Prostituierten, jener Unterwelt, über deren mephitischen Dünsten der Bürger erhaben den sittlichen Kapitalismus tätigt, der sie erzeugt. Vogel schildert diese Welt weder sentimental noch etwa gar sensationistisch, von oben herab, mit Ethnographeninteresse; er schildert sie wie einer, der sich identifiziert; er gräbt aus diesen Tieren des Sumpfes das Menschenhafte aus, das Charakterhafte, Anständige aus diesen Verkommenen, wie Edelsteine aus dem Müll, und er kontrastiert's (manchmal, mag

sein, um eine Spur zu schematisch; aber Komplikationssnobs, die sich daran stoßen, sollen blaue Flecke kriegen!) mit dem Schweinetum der Gerechten. In dieses kleine Buch, das jeder Ungebildete verstehen kann und das nur der Verbildete berümpfen wird, schlagen die Wogen jenes ewigen Geistkrieges, dessen berühmteste Schlacht Jesus schlug, als er gegen die Pharisäer kämpfte. Er unterlag. So ist zu urteilen, nicht weil er gekreuzigt wurde, sondern weil sein erfolgreichster Nachfolger, Schaul, der sich Paulus nannte, eine neue pharisäische Kirche schuf. Versuche ich, alles Zusammensehbare der geschichtlichen und der ideelichen Welt zusammenzusehen, so will mir scheinen, als sei dieser grimmige Atheist Bruno Vogel einer der wenigen Christen, die heut wirken.

Kurt Hiller

Heimweh

Als ich vor drei Jahren in den Blättern las, die Rebellen Bronnen und Brecht hätten bei einer Schnitzler-Premiere die „schlimmen Buben in der Schule" gespielt und nach der Nasenspitze des Dichters imaginäre Tintenkugeln geworfen, da tat ich vor dem grauverwitterten Mann, der bei aller Verplauschtheit seiner Figuren zeitlebens ein Beispiel noblen Schweigens gab, in meinem Herzen den ersten Kniefall; ich hatte das Gefühl, daß grade diese Lautlosigkeit die Jüngern reize.

War es nicht auch eine Tragödie des Schweigens, was der Dichter jetzt in seinem Haus erlebte? Er hätte der Tochter, die den Fascisten-Capitano zum Gatten wollte, viel vorhersagen — sie hätte ihm nach einjähriger Ehe viel erzählen können. Sie redeten beide nichts und die Zeitung preßt jetzt die Summe dieser stummen Verständigungen in das Wort: Heimweh. Aus Heimweh also, heißt es, hat sich Arthur Schnitzlers Tochter erschossen.

Heimweh? Das Flugzeug, in dem der Vater (zu spät) herbeieilte, braucht von Wien nach Venedig drei Stunden. Doch auch sonst: Venedig ist nicht Irkutsk. Und Wien kein Hochland-Weiler. Wonach sollte das Weh gehen? Nach dem Schutt, der Armut, der provinziellen Entzaubertheit oder dem Rommey und Bridge, womit sich die Stammgäste Deutschösterreichs bis zur Stunde ihrer Auslösung durch Zahlungskräftigere ihre Zeit vertreiben? Wien ist doch heute fast überall mehr als in Wien. Es mietet Geschäftsläden auf den Champs Elysées, debattiert bei Schwanneke, filmt in Hollywood und sonnt sich in Venedig. Heimweh? Schnitzler selber wird, weise deutend und andeutend das Wort gesprochen haben, in seinem eigentlichen Sinn: Weh nach dem Heim.

*

Es ist nicht das erste Mal, daß ein junges Patriziermädchen des Nordens sich, betört von Ferialgluten, in den schmucken, zungen- und augenrollenden Träger einer Montur verliebt und ihn zum Mann begehrt hat; wie leicht weckt so ein braungebrannter Amoroso alle Puccini- und Verdi-Reminiszenzen unreifer Herzen und wie nahe rückt sein Bild an Canio, Rodolpho, Tonio. Und es ist auch nicht das erste Mal, daß ein junger, italienischer Ubikations-Offizier (womöglich jener Kleinbürger-Miliz zugehörig, die die Tapferkeit vorläufig erst hinterm Feind gelernt hat), irgend so ein armer sich zu Tod langweilender Taschengeldteufel, der tagsüber im engen Kleid dampft und sich abends die Augen trunkener Freudenhausphantasie nach schönen Ausländerinnen auskegelt — die Einheimischen halten es nämlich sehr mit der Moral — zur Versorgung seiner Sinne und Finanzen ein solches Mädchen in sein kleines Kasernennest setzt. Das sind die glücklichen, romantischen Sommerheiraten. Fragt nicht, wie sie ausgehen!

Man liest: Lilly Schnitzlers Gatte, Hauptmann der Fascistenarmee, schwöre so heilig auf das Evangelium Mussolinis, daß er seine junge Frau dazu bekehren wollte. Man liest: die seelische und wahrscheinlich auch: die erotische Nase der Armen habe sich dagegen gesträubt. Man brauchte beides nicht schwarz auf weiß zu haben. Denn der Inhalt der Fascistenerotik ist Fascismus; und umgekehrt: gibt es einen gründlichern, schmerzhaftern Schnellsiedekurs über das Wesen des Fascismus, als ihn eine Frau via Eros erleben kann?

Schweigend ist Lilly Schnitzler ins Grab gegangen; schweigend war der alte Dichter, als er das letzte Mal mit seiner Tochter beisammen war, von ihr geschieden. Er fühlte ihr Heimweh.

Anton Kuh

Bassermann am Rhein

Wer noch nicht wissen will: die Rheinlande gehören zu den theaterunfreundlichsten Gegenden Deutschlands. Der Theaterdilettantismus ist hier zuhause, und der Dilettant haßt alles, was die Oberfläche durchbrechend zur Wurzel, zur Quelle strebt. Die rheinische Theatergeschichte ist ein Reservoir von Trostlosigkeit, Mittelmäßigkeit und großer Ansätze, die in den Kindbettkissen erstickt wurden. So ist es auch heute. Die Personalfragen der Intendantenposten entscheidet der Klüngel (Partei, Gesellschaft, Kirche). Und nur in sehr, sehr wenigen Fällen protegiert der Klüngel zufällig Werte, vergißt er zufällig, Werte zu vernichten. Die Presse aber ist, seitdem Grabbe vor hundert Jahren Düsseldorf verlassen hat, ohne Kopf, ohne Ehrgeiz, ohne Feuer.

Ein neuer Hyperion kam Bassermann unter die Barbaren, um zu leiden. Und sein Schicksal erfuhr Krönung und Exempel in der „Rhein-Metropole", im heiligen Köln. Das Theater, das in Köln repräsentativ sein will: das Stadttheater hatte weder Platz noch Zeit für ihn. Ein Operettenhaus, das „Reichshallentheater" erbarmte sich seiner und ließ ihn einmal („unwiderruflich einmaliges Gastspiel!") gastieren: im „Diktator" von Jules Romains. Groß füllte Bassermanns Güte den ehemaligen Zirkus, ein Greuel der Akustik, den das Publikum zu füllen versäumt hatte.

Am andern Tag stand es in den Gazetten. Um jedem Mißverständnis vorzubeugen, wurden Bassermann an der Stelle, die hundert Zeilen für den Theaterverein „Donnerblech" übrig hat, zwanzig bis dreißig Zeilen gewidmet. Und da gab es zu lesen, daß der „Diktator" von Romains ein Boulevardschmarren ohne Tiefe sei, daß das Ensemble nicht der Rede wert und Bassermann (anderthalb Zeilen, Zeitgenossen, anderthalb!) eine „erledigte Angelegenheit" sei. Theaterfachleute aber gaben die Parole aus: „alte Schule" (ohne zu sagen, was man überhaupt darunter versteht). Den durchgefallenen Bassermann begleiteten Selbstgefälligkeit, Dünkel, Erlebnisträgheit und Oberflächenmöff (der Komplex heißt zur Karnevalszeit „rheinische Frohnatur") zur Bahn.

Man wäre versucht, die Namen der rheinischen Theater- und Pressegewaltigen zu nennen, die sich also blamieren konnten. Aber: zuviel der Ehr. Es genüge, daß man jetzt doch wissen muß, was man nicht wissen will.

Peter A. Horn

Vom Geist der Pressa

Ein Maler hatte den Auftrag bekommen, für die Koje „Frau und Presse" Wandgemälde meterweise herzustellen. Das Motiv, nach dem er sich zu richten hatte, schloß mit der Bemerkung, daß Mann und Frau mit vereinten und gleichberechtigten Kräften das Banner des Weltgeschehens hochzuhalten hätten.

Dieser Maler erzählte mir von seinem Abenteuer:

Also ich male da meine sechs Meter und noch etwas darüber, und an das Ende setz ich, wie vorgeschrieben, einen Mann und

eine Frau, die sich gemeinsam an einer Fahnenstange festhalten. Kritik: Was hat der Mann in der Frauenabteilung zu suchen? Muß unbedingt fort! — Ja, aber das Motiv? — Das muß dann eben geändert werden! — Solches geschieht, und es bleibt nur noch ein Weib mit Banner übrig.

Also ich male nun eine Frau wie wir sie heute zu sehen gewohnt sind.

Kritik: Kurze Haare! Unmöglich! Kurzer Rock? Nein, der Rock muß bis zu den Knöcheln wallen. Halbschuhe? Ausgeschlossen! Nur solche ohne Absätze sind gestattet. Jetzt war es mir ein bißchen zu bunt. Ich setz ihnen eine vollbusige Germania mit Raupen um den Kopf und Plattfüßen hin. Restlose Begeisterung!

Drossel

Kleine Geschichten

Bei Kriegsausbruch wurde Lenin auf österreichischem Boden unter Spionageverdacht verhaftet. Namens der österreichischen Sozialdemokratie bemühte sich Victor Adler, die Freilassung beim Polizeipräsidenten zu erwirken.

Doch der war mißtrauisch: „Sagen Sie, Herr Doktor, sind Sie wirklich überzeugt, daß Herr Lenin keine prorussische Spionage betreibt?"

Darauf Adler: „Wie lange sind Sie eigentlich schon, Herr Präsident, mit dem Zaren böse?"

„Was meinen Sie, Herr Doktor?" —

„Ich meine die Feindschaft zwischen Ihnen und dem Zaren besteht ungefähr 25 Tage, zwischen Lenin und dem Zaren aber 25 Jahre!"

*

Trotzki fährt in die Verbannung nach Taschkent. Während des Aufenthaltes auf einer kleinen Station verliert er sein Taschentuch. Ein Arbeiter überreicht es ihm und wird mit einer Flut von Danksagungen überschüttet. Der Arbeiter wehrt die Dankbezeugungen ab: „Aber, Genosse Trotzki, das ist doch nur eine Kleinigkeit!"

„Kleinigkeit, Genosse? Sie vergessen, daß dies das einzige Ding in Rußland ist, in das ich meine Nase noch stecken darf!"

*

Der kleine Rádo war Redakteur am ‚Neuen Pester Journal'. Klein und schmächtig erweckte er den Eindruck eines Halbverhungerten. Eines Tages diskutierten in seiner Gegenwart der Herausgeber und Chefredakteur des Blattes und der Maler Klaber die alte Frage, ob man den Beruf eines Menschen an seinem Äußern erkennen könne.

Während Klaber die Ansicht vertrat, der scharfe Blick des Künstlers erkenne sofort den wirklichen Beruf des Beobachteten, leugnete dies der Herausgeber. Da mischte sich der kleine Rádo ins Gespräch. Messerscharf ertönte seine Stimme: „Herr Chefredakteur, wie können Sie so etwas behaupten, schauen Sie mich an. Auf den ersten Blick erkennt jeder, daß ich Journalist bin — der feinere Beobachter sogar bei welchem Blatt!"

Deutsches Studentenleben

Bei warmem Essen ist die Mütze abzunehmen, bei kaltem Essen ist sie aufzubehalten.

Anmerkung: Tartarbeefsteak zieht für warm.

Aus einem Commentbuch

Liebe Weltbühne!

Der kleine Junge, viereinhalb Jahre, kommt mit seinen Eltern über den Platz, wo das obligate gewaltige Reiterstandbild des alten Wilhelm steht.

„Sag mal, Mutti, was ist das?"

„Das ist ein Denkmal. Das wird aufgestellt, wenn jemand gestorben ist, der viel geleistet hat."

Der kleine Junge: „Aha, hier starb ein Pferd!"

Antworten

Josef Ponten. Sie schreiben: „Ich hatte das Berichterstatten für eine leichte Kunst gehalten. Man geht hin, hört zu, macht Notizen, geht nachhause und gibt das Gehörte seinem Sinne und an wichtigen Stellen seinem Wortlaute nach wieder. Und gehört man mit dem Redner zu einer Gesellschaft und glaubt Unsinn von ihm gehört zu haben, so stellt man ihn und fragt: Willst du wirklich das Blech gesagt haben? Statt dessen aber zieht man es vor, zuhause den eignen Zink niederzuschreiben und in die Presse zu schicken. Was soll man nämlich dazu sagen, wenn man — nicht in dieser Zeitschrift — liest, man habe gesagt: Kunstgenuß sei eine Sache der Aristokratie (ausgemachter Blödsinn, ohne Frage!), während man gesagt hat: Die Kunst sei eine aristokratische Angelegenheit, die strenge Ansprüche stelle an die Schöpfer und Nachschöpfer d. i. die Leser. Jene dürften sich nicht zum Erfolg verlocken lassen durch Sinkenlassen der Ansprüche und diese dürften nicht niedere Arbeit fördern. Wenn man liest, man habe die Masse von der Kunst ausgeschlossen, während man gesprochen hat von der „Kunst als der berufenen Bildnerin des Volkes", sie wurde als geeigneter dafür erklärt denn die Wissenschaft. Und wenn man den Staat aufgefordert hat, „durch radikale Veränderung des Schulstoffes viele von der neuen durch das Lesenkönnen aufbereiteten Masse" der Kunst zuzuführen. Man spricht von der Würde der Kunst, man hat ein Parkett von Dichtern vor sich, jungen und alten, alle aber sind ausgewachsene Männer und nicht mehr deklamierende tyrannenmordlüsterne Primaner, und da hat man es gewagt, das Wort „aristokratisch" nackt, im griechischen Sinne, zu gebrauchen und nicht zu fürchten, daß es jakobinisches Gruseln hervorruft. Man hat Dichter der Landschaft vor sich, der man selbst entsprossen ist, und keinem von diesen Dichtern geht es so, daß er zu prahlen Veranlassung hätte, jeder kann sich etwas mehr von gerechtem Erfolge wünschen, aber die Zeit ist anscheinend nicht günstig; und man tröstet diese Dichter mit dem Hinweise auf andre Zeiten, die wahrscheinlich auch nicht günstig gewesen sind, und man warnt davor, nicht einen zeitperspektivischen Fehler zu begehen und überragende literargeschichtliche Stellung und Geltung dieses oder jenes Gewissen mit Massengeltung in seiner Zeit zu verwechseln; denn die Kunst sei immer eine aristokratische Angelegenheit gewesen; und man erwartet sich vielleicht ein wenig Dank für solchen Hinweis... Und man hat seine Rede mit einem psychologischen Versuche über die mechanistische und technische Zeit eingeleitet und hat geglaubt sagen zu dürfen, die Zeit sei nicht so ungeeignet für das Künstlerische wie sie scheine, grade die Atrophie des Materialistischen und Technischen erwecke bei den Erlesenen im Volk und in der Masse, allen nämlich die dem Künstlerischen aufgeschlossen seien, das stärkste Verlangen nach dem Künstlerischen. Und die übrige Masse, die nichts von Kunst wissen wolle und die sich mit niedern Erregungen genügen lasse, die müßten wir in Gottes Namen sich selbst überlassen... und solche wahrscheinlich ganz vernünftigen Worte, an denen höchstens einiger Optimismus zu tadeln sein könnte, erscheinen in den Berichten als Klassenhochmut und Verachtung der „Masse", ja nicht in dieser Zeitschrift — ins Peinlich-Persönliche hinübergedreht und entstellt, und damit dürfte die untere Geschmacksgrenze berührt sein. Die Rede sagte (vielleicht zu optimistisch): die ideale Disposition für die Kunst sei also da, es gelte, durch richtige Volkserziehung seitens des Staates und der Schule auch vielleicht durch richtigere Verteilung der angewandten öffentlichen Mittel zwischen Wissenschaft und Kunst zur idealen Disposition auch die reale zu schaffen.

Wer, der meine Rede nur aus gewissen Berichten kennt, hat das erfahren? Nein, Berichterstatten ist anscheinend eine große Kunst ... Trotzdem macht sich solch ein Berichterstatter die Sache nicht leicht, oh nein er nimmt freiwillig noch ein zweites Amt auf sich, das des Kritikers. Auch dieses Amtes waltet er mit der Sachkenntnis und Gerechtigkeit, die ihm möglich ist. Da erfährt zum Beispiel der nicht wenig erstaunte Angeklagte, daß er ein „Konservativer" und ein „verwaschener Bürger der wilhelminischen Aera ist". Das wird sich wahrscheinlich die ‚München-Augsburger-Abendzeitung' merken, die diesen wilhelminischen Bürger im Wahlkampfe als „Pazifisten" vorstellte, denn bekanntlich sind Wilhelm und alle Wilhelmer pazifistisch. Und die ‚Deutsche Zeitung', die einen rheinischen Dichter wegen seines Bücheins ‚Der Rhein' als national unzuverlässig hinstellte: in dem Büchlein heißt es, daß vom Rheine aus die Bildung der notwendig kommenden „Vereinigten Staaten von Europa" vor sich gehen werde, daß der Rhein „ein Sinnbild sei für die Sendung der Deutschen, den Nationalismus zuerst zu überwinden", und daß „militärische Politik dumme Politik" sei — freilich alles ganz normale konservative Ideen. Aber die ‚Woche', die von eben diesem Wilhelmer neulich eine Äußerung erbat, scheint doch sehr verdutzt gewesen sein, die konservative Meinung zu lesen, daß das Vordringlichste und Wichtigste sei, das Militärische in jeder Form in allen Staaten der Welt abzuschaffen — so daß sie das Aufsätzchen als erbeten zwar honorierte aber nicht drucken zu können erklärte. Ein Berichterstatter-Kritiker unterschreibt sich — nicht in dieser Zeitschrift — mit Geschmack und Entschlossenheit als „Timur Tier" ... Genug! Difficile est, risum ... amici ... In dem Berichte dieser Zeitschrift kommt der schöne Satz vor: daß es das höchste Amt eines schreibenden Menschen sei, das zu beweisen, was er behauptet ..."

J. F. Matthes. Sie bitten um die Aufnahme folgender Erklärung: Erst heute, nach der Rückfahrt von England, erhalte ich Kenntnis von einem Brief des Herrn Grafen Harry Keßler an den französischen Ministerpräsidenten, Herrn Poincaré, in welchem der Erstgenannte behauptet, ich hätte den guten Glauben des Premierministers getäuscht, nirgends sei im Rathenau-Buch Keßlers gesagt, daß Poincaré die Rheinlande annektieren wollte. Auf diese Anschuldigung habe ich lediglich zu erklären, daß ich Herrn Poincaré auf das genannte Buch an der Hand deutscher Pressestimmen aufmerksam gemacht habe, welche die in Betracht kommende Buchstelle zitierten. Herr Poincaré erhielt von mir die diesbezüglichen deutschen Originalzeitungen! Mein Ersuchen um eine Berichtigung der in Frage kommenden, geschichtsfälschenden und immer wieder völkervergiftenden Legende, die sonderbarerweise grade jetzt mit propagandistischem Eifer bei jeder Gelegenheit ausgegraben wird, war höchst aktuell und zweifellos dienlich für eine ehrliche deutsch-französische Verständigung. Graf Keßler, der bis in die jüngste Zeit hinein sowohl in Berlin als in Paris als geschäftiger Privatdiplomat mit dem falschen Klischee „Richtung Briand gegen Richtung Poincaré" immer noch arbeiten zu müssen glaubte, schreibt, „daß Poincaré die Rheinlande vom Deutschen Reich abtrennen und einen autonomen Rheinstaat unter entschieden französischem Einfluß schaffen wollte." Kennt denn Graf Keßler nicht die öffentlichen Kundgebungen der rheinischen Volksvertreter aller Parteien aus den Jahren 1918/20, welche die Gründung einer autonomen „Rheinisch-Westfälischen Republik" als Friedensbrücke zwischen Deutschland und Frankreich verlangten!? Graf Keßler kennt die Dinge und die — Menschen jener Zeit! Ebenso gut kennt der Herr Graf den berliner „Separatismus", die berühmte Versackungspolitik, welche die Rheinlande vom unbesetzten Gebiet in Wahrheit separieren

wollten! Der Graf kennt auch jene rheinischen und süddeutschen Patentpolitiker, die zwischen 1919 und 1923 verschiedentlich bei Frankreich „separatistische" Fühler ausstreckten. Meine rheinische Volksbewegung im Jahre 1923 entstand zwangsläufig aus der berliner Ruhrkriegs-Politik mit ihrer Inflation und ihrem getarnten Revanchismus. Das älteste und beste Deutschland, das am Rhein und seinen Nebenflüssen gelegene, war und wurde 1923 von Berlin und nicht von Paris aus gefährdet. „Unter entschieden französischem Einfluß" oder „ganz offen einen rheinischen Staat unter der Garantie und dem Schutz Frankreichs errichten zu wollen", wie Graf Keßler meint, konnte Herrn Poincaré nie einfallen — uns deutschen Franken am Rhein und Main aber erst recht nicht! Dieppe, den 1. August 1928.

Prominenter Zeitgenosse. Sie sind überall dabei, wo photographiert wird und Namen registriert werden. So dürfen Sie also auch nicht fehlen in dem großen „Selbstschriftenalbum", das der Eigenbrödler-Verlag unter dem Titel „Deutschlands Köpfe der Gegenwart über Deutschlands Zukunft" auf den Markt der Eitelkeit bringt, nachdem er sich seine Mitarbeiter dort aufgelesen hat. Es ist ein „Ehrenbuch des deutschen Volkes", dem Herrn Reichspräsidenten gewidmet und enthält die Ansicht von sechshundert Deutschen über Deutschlands Zukunft faksimiliert und mit einer kleinen Paßphotographie der Herren Verfasser versehen. Das muß also ein gefundenes Fressen für Graphologen sein, und auch der Physiognomiker kommt auf seine Kosten, denn so oft hat man nicht sechshundert Köpfe zusammen. Es ist ein großes Treffen von Honoratioren jedes Genres; Größen des „neuen Deutschlands" stehen friedlich aber selbstbewußt neben den Pourlemériten, den Contre- und Rencontreadmiralen des alten Regimes. Alle sind sich darüber einig, daß es um die deutsche Einigkeit schlecht bestellt ist, aber wenn sie auch die Sorgen um die Gegenwart nicht verkennen, so hüllt sich ihnen doch die unbekannte Zukunft in die Rosawolke des gut zu Mittag gespeist Habenden. Der beliebte Romanschriftsteller und vorzeitig emeritierte Chefredakteur der ‚Liller Kriegszeitung', Herr Paul Oskar Höcker, spricht für die übrigen 599 mit, wenn er verlautbart, daß uns „um das Deutschland der kommenden vier Jahrhunderte nicht bange zu sein braucht." „Um den Weg zur Wiedergeburt zu finden, braucht der Deutsche nur sich selbst treu bleiben", schreibt Graf Berchthold, der unvergessene Außenminister der seligen Donaumonarchie. Auch Herr Doktor Sorge empfindet die nationale Zwietracht: „Daß die neue Staatsform diesen Nationalfehler nicht zu bessern vermochte, sondern fast verschlimmerte, ist der schwerste Vorwurf für ihre Schöpfer." Versuchen wirs also wieder mit W. II. „Gegenseitiger Respekt der Geschlechter begründet die Familie, nur die Familie ist der Anfang der Staatsform, in der wir leben." Wer sagt das? Gertrud Bäumer? Otto Flake? Nein, die Filmdiva Erna Morena. Wenn die Damen vom Film schon in die Flanelldessous der sittlichen Volkserziehung steigen, dann braucht einem um die nächsten vierhundert Jahre fürwahr nicht bange zu sein.

Kurt Tucholsky ist in den Monaten August/September auf Reisen und bittet die Briefschreiber um Geduld.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Die Stillen im Lande von Carl v. Ossietzky

In Brüssel findet zurzeit ein internationaler Kongreß der sozialdemokratischen Parteien statt. Die Zweite Internationale hält Musterung, das noch immer größte Parteigefüge des Erdkreises. Das müßte eigentlich ein Ereignis sein. Doch die große Nachrichtenpresse starrt unverwandt nach Olympia, und die rekordhungrigen Ellenbogen und Kniekehlen von Fräulein Soundso sind ihr viel wichtiger als die versammelten sozialistischen Denkerprofile von Brüssel. Früher konnte ein Sozialistenkongreß die Welt tagelang in Erregung halten, heute nimmt man tagelang überhaupt keine Notiz davon. Selbst in der Berichterstattung der gewissenhaftesten Blätter klaffen ganz große Lücken, man bekommt überhaupt kein Bild von dem, was in Brüssel geredet wird, wie die Kräfteverteilung in den verschiedenen Gruppen ist. Nur daß Herr Vandervelde sich jetzt bezüglich der Rheinlandräumung den französischen Sozialisten angeschlossen hat, wird rot unterstrichen. Aber es handelt sich hier auch um eine akute Frage, die ganz Europa angeht, und Herr Vandervelde ist ein bekannter Mann, der nicht des Sozialistenkongresses als Hintergrund bedarf, um mit Aufmerksamkeit gehört zu werden. In Deutschland, in Frankreich etcetera achtete man wohl auf das, was zu einzelnen Dingen gesagt wurde, weil einzelne der Herren Regierungen nahestehen oder ihnen bald wieder angehören werden. Aber niemand kümmerte sich darum, daß es Sozialisten sind, die da zusammenkamen, und daß sie die Sprecher von millionenstarken Arbeiterparteien sind. Das fiel ganz untern Tisch, und was die Herren etwa an wirtschaftlichen Erleuchtungen zu vermelden hatten, wurde kaum erwähnt. In diesem Unterlassen liegt die schärfste Kritik der Veranstaltung und der Veranstalter, eine schärfere als die der kommunistischen Gegner, die jetzt mit Marxkommentaren bewaffnet den Nachweis beginnen werden, daß die in Brüssel gehaltenen Reden und die entsprechenden Beschlüsse nicht dogmentreu sind, sondern reformistisch und opportunistisch. Überflüssiges Bemühen. Denn diese Parteien haben sich alle mit einem Zustand ausgesöhnt, den sie die Wirklichkeit nennen. Dadurch wird einiges Gute geschaffen, weil Personen und Schichten in die vordere Reihe kommen, die früher als revolutionär ausgeschlossen waren. Aber den Profit davon hat die bürgerliche Gesellschaft, denn an die Stelle welkender Traditionalisten treten Unverbrauchte. Aber zugleich bedeutet der Friedenspakt mit den Sozialisten eine gründliche Vertagung aller Radikalitäten, und namentlich sozialer. Niemals ist der Kapitalismus besser geborgen als in den Zeiten, wo Sozialisten am Ruder sitzen. Denn

deren Bemühen richtet sich immer vornehmlich darauf, ihre Wähler, die sich einbilden, jetzt wo ihre Leute oben sitzen, käme die Ernte, gut in Disziplin zu halten. Und wenn die Regierung dann endlich ihre Reformvorlagen ankündigt, muß sie schon wieder gehen. Man hat diesen Turnus jetzt in verschiedenen Ländern hinreichend kennen gelernt. So werden voraussichtlich die englischen Konservativen bald die Regierung neidlos an die Labourists abtreten. Die dürfen dann die üble Rußlandpolitik liquidieren, an den Wirtschaftsnöten hilflos herumdoktern und müssen sich dafür Verräter und Dilettanten schelten lassen, um schließlich diesen Vorwürfen zu erliegen. Deshalb kann für die Sozialisten ein Wahlsieg verhängnisvoller werden als für die Andern eine Niederlage. Die sozialistischen Arbeiterparteien haben in bezug auf Lautstärke und Entfaltung vitaler Energien lange nicht mehr das Prae. Es gibt stark konservative Gruppen, die sie an Lebendigkeit weit übertrumpfen. Bauernführer, wie Maniu oder Raditsch, haben noch vor Kurzem eine Sprache geführt und eine Stoßkraft entwickelt, wie sie mächtige Gewerkschaftspräsidenten in ihren rötesten Träumen schaudernd ablehnen würden. Die sozialistischen Parteien sind überall wie automatisch an den Platz der alten Liberalen getreten, wobei nur fatal ist, daß sie nicht die stürmische Jugend und die kraftvolle, bewußte Mannheit ihrer Erblasser zur Nachahmung reizt, sondern daß sie überganglos deren sanfte Altersreife fortsetzen.

*

Was würde zum Beispiel Eugen Richter zu Hermann Müller sagen, der sich jetzt von den Koalitionsgenossen in Volkspartei und Zentrum doch noch zum Bau des Panzerkreuzers A drängen läßt...? Als Erklärung wird auf die frühern Beschlüsse dieser Parteien verwiesen, keine Rolle spielt jetzt mehr die scharfe Gegnerschaft, die dieser Bauplan noch vor ein paar Monaten im Reichsrat gefunden hat, und zwar unter Preußens Führung. Die Versicherungen, daß dafür an andern Positionen im Wehretat gespart werden soll, wollen wir mit jener wachsamen Nüchternheit aufnehmen, die bei der Ankündigung okkulter Überraschungen am Platze ist. Die Sozialisten haben sich jedenfalls breitschlagen lassen, und in der nächsten Zeit werden wir wohl einiges hören über die tiefe Tragik einer republikanischen Regierung, die so gern so vieles möchte und die doch gezwungen ist, auszuführen, was ihre böse Vorgängerin beschlossen. Die Tragik der Kontinuität... Daß die Herren vom Zentrum und der Deutschen Volkspartei an ihren alten Beschlüssen festhalten, ist gewiß recht prinzipienfest. Aber die Sozialdemokraten, die sich davon imponieren lassen, sollten nicht verkennen, daß diese beiden Parteien eben deswegen im Wahlkampf so schlecht weggekommen sind. In der Tat spielte dies vom Kabinett Marx erfundene Panzer-

schiff im Wahlkampf eine große Rolle, man sah darin nur einen Prestigewunsch des grade durch den Lohmannskandal so übel mitgenommenen Marinismus. Soll die Linksregierung jetzt das ausführen, was die Rechtsregierung zum Straucheln brachte? Dann war doch der ganze Aufwand gar nicht nötig! Dann müßte man doch ohne Aufschub realisieren, was die Regierung Marx-Keudell sonst noch als Material hinterlassen hat! Die Republikaner sind sehr still. Namentlich in der sozialistischen Presse herrscht jenes pietätvolle Schweigen, das immer ausbricht, wenn die Partei zu regieren beginnt.

*

Ein Mal im Jahre werden die Stillen laut. Das ist am 11. August. Da freut man sich unbändig, wie gut man mit der Beschwörungsformel von Weimar das Chaos gebändigt hat. Die Herren sehen an, was sie gemacht haben und finden es gut. Es sei. Die repräsentative Festrede war dies Mal Herrn Professor Radbruch anvertraut worden, dem man, auch wenn man wenig von dem unterschreibt, was er sagte, gern bestätigt, daß seine Rede die klingendste und wirkungsvollste und ganz gewiß die interessanteste war, die bisher auf einer Verfassungsfeier gehalten wurde. Herr Professor Radbruch hat sorgfältig die Plattheiten, den Sedanfeierstil gemieden, der bisher republikanische Feten oft verunschönt hat. Es muß gewiß berücksichtigt werden, daß er zu einem überparteilichen Auditorium sprach. Aber war es wirklich notwendig, die sozialistische Herkunft so zu verleugnen und sich auf einen freundlichen schwyzer Bürgerliberalismus zurückzuziehen mit einem Minimum von Beziehungen zu dem, was ist? Es gehört ein so ausgezeichneter Redner wie Radbruch dazu, um in solchen Partien glücklich um die blanke Trivialität herumzukommen. Die Devotion vor Herrn von Hindenburg macht der Höflichkeit seines Herzens alle Ehre, ist aber geeignet, in seiner eignen Partei Verwirrung anzurichten. Der Herr Reichspräsident ist eine Institution, die nur schmähen wird, wer für diese Institution eine andre wünscht: wer also kein Republikaner ist. Eine besondere Liebe zu der Zufälligkeit der Person braucht damit nicht verknüpft zu sein. Herr Professor Radbruch hat zum Preise Hindenburgs einen breit dahin wallenden Vers von Stefan George zitiert. Andre werden mit weniger gewähltem Geschmack deklamieren, und wir sind dann wieder mitten in Kaisergeburtstagslyrik und Byzantinertum. Vestigia terrent. Würde in Frankreich wohl ein Redner auf die Idee kommen, Herrn Doumergue eine Strophe von Paul Valéry zu dedizieren? Ein besonderer Teil von Herrn Radbruchs Rede war einer Art republikanischer Seelsorge für die vom Parteitreiben Verärgerten gewidmet, und manches erinnert da in der Klangfärbung etwas an eine Philippika, die der Herr Redner vor einiger Zeit gegen den „Weltbühnenradikalismus" gehalten hat.

So nannte er eine bestimmte kritische Haltung gegen unser Parteiwesen. Ich möchte keine Unklarheit aufkommen lassen: wir denken gar nicht daran, den Leuten ihre Parteien verekeln zu wollen, aber was wir wünschen ist, daß sie besser funktionieren sollen. Daß sie ihren Begabungen den rechten Platz geben, das Werdende nicht niederdrücken, als Regierung halten, was sie als Opposition versprochen. Bei dem Kampf um die Justizreform, zum Beispiel, stößt man überall auf gefährliche Hemmungen, die nicht etwa unter einem reaktionären Justizminister wie Herrn Hergt oder Herrn Emminger geschaffen worden sind, sondern unter der Ära eines auch Herrn Radbruch bekannten aufgeklärten Rechtsgelehrten, den das linke Deutschland seiner Zeit mit den freudigsten Hoffnungen begrüßt hat... Solche und ähnliche Kritik sollte man nicht als beklagenswerten Fanatismus verabscheuen, nicht der ohnehin mehr zu Tode geredeten als zu Tode gedolchten „deutschen Zwietracht" aufs Konto schreiben. Wenn man in unsern Parteien mehr Verwaschenheit als Gefühl für notwendige Distanzierungen findet, wenn parlamentarische Koalitionen, die sachlich wohl zu rechtfertigen sind, in der Praxis auf ein Verhältnis frère et cochon hinauslaufen — wenn man das ankreidet, so ist das nur pflichtbewußte demokratische Kontrolle und nicht Schürerei von Zwietracht. Auch das „Kriegserlebnis" hat Herr Radbruch wieder aufleben lassen. Es gibt Erlebnisse, von denen am besten nicht gesprochen wird. Es wird kein Einzelmensch erzählen: Dann und dann kam ich ins Tollhaus. Auch als Volk sollte man nicht mit solchen Daten renommieren. Wenn das Kriegserlebnis schon für unerläßlich gehalten wird, dann sollte man lieber erinnern, wie man belogen und betrogen wurde, und wie selbst, grade vor zehn Jahren jetzt, als die Niederlage kaum mehr zu vertuschen war, die öffentliche Meinung noch immer auf Sieg geschminkt wurde. Und es hätte auch nichts geschadet, an diesem Verfassungstag an den von 1923 zu erinnern, wo Herr Cuno käseweiß und fahrig herumlief. Berlin stand im Streik, der Verkehr war stillgelegt, Zeitungen erschienen nicht, in den Arbeitervierteln ballten sich die Massen — es war wieder wie 1919. Zwei Tage später demissionierte das Inflationskabinett. Das ist erst ein Jahrfünft her, und wer denkt heute noch daran. Und doch wäre das ein trefflicher Text für eine Verfassungspredigt, wohin die Republik kommt, wenn sie sich von einem nationalistischen Gaukelspiel ködern läßt. Aber die mise-en-scène verträgt keine ernsten Farben. Nun ist das Fest absolviert, das Feuerwerk verbrannt. Die schöne Freiheitskulisse hat ihren Dienst getan und wandert wieder auf den Schnürboden. Bis zum nächsten 11. August. Die Wand verabschiedet sich:

> Ich, Wand, hab meinen Part tragiert,
> drum Wand sich jetzt empfiehlt und abmarschiert...

Der Aufstand der Nationen von Josef Bělina

Politik ist die praktische Auswertung der Soziologie. Sie ist daher eine angewandte Wissenschaft, und man vermöchte wahrscheinlich den größten Teil aller Widerlichkeiten zu beseitigen, mit denen das heutige politische Geschehen verbunden ist, wenn sich jeder Politiker in seiner Zielsetzung und in seinen Methoden dieser notwendigen Wissenschaftlichkeit seines Tuns, die gleichzeitig die Voraussetzung aller Erfolge ist, bewußt wäre.

Ein prägnantes Beispiel von der Richtigkeit dieser Auffassung stellt der Außenminister der tschechoslowakischen Republik, Dr. Eduard Benesch, in einer umfangreichen Schilderung seiner Tätigkeit in den Kriegsjahren zur Diskussion. („Der Aufstand der Nationen." Bei Bruno Cassirer, Berlin.) Hier handelt es sich um einen Versuch größten Stiles, um die Zertrümmerung eines jahrhundertealten und mächtigen, wenn auch innerlich morschen Staates und um die Schaffung eines neuen. Auf Grund seiner politischen Kenntnis der europäischen Lage erwartet Benesch einen Krieg zwischen Deutschland und England, hält jedoch dafür, daß Rußland und Oesterreich infolge ihrer innern Schwäche nicht wagen werden, selbst die Katastrophe herbeizuführen. Da der Krieg dennoch ausbricht, analysiert er das Dilemma der österreichisch-ungarischen Monarchie so, daß sie entweder durch einen verlorenen Krieg zertrümmert wird oder in sozialem Chaos und Revolution versinkt. Er findet sich in dieser Auffassung mit Masaryk und dessen Kreis, und sie gehen ungesäumt daran, die einzigartige Gelegenheit auszunützen. Es muß verhindert werden, daß der Krieg mit einer Halbheit ende: etwa mit einer Föderalisierung der Monarchie. Schon im Dezember 1914 glaubt Masaryk als Ziel die Schaffung des tschechischen Staates im Rahmen der sogenannten „historischen Grenzen", also Böhmen, Mähren und Schlesien umfassend, feststellen zu können, sollte auch Deutschland fallen, dann unter Einschluß der slowakischen Gebiete Ungarns.

Mit aktenmäßiger Nüchternheit, die jedoch in Anbetracht des geschichtlichen Ablaufs der dramatischen Spannung nicht entbehrt, schildert Benesch die einzelnen Phasen der Auslandsrevolution, welche die eigentliche Trägerin des Kampfes um die neue Staatlichkeit war. Unter dem Druck des österreichischen Absolutismus verläßt Masaryk bald die Heimat, Benesch ist nach verhältnismäßig kurzer Zeit gezwungen, ihm zu folgen. Die zahlreichen tschechischen Auslandskolonien werden zu Keimzellen der propagandistischen Arbeit, ein ausgezeichneter Nachrichtendienst, die „Maffia", deren Wirksamkeit schon Masaryk in seiner „Weltrevolution" beschreibt, vermittelt die ständige Verbindung mit den Gleichgestimmten zu Hause.

Bald ergeben sich Differenzen grundsätzlicher Art, die auch heute noch ihre Schatten auf die tschechoslowakische Politik werfen. Während Masaryk und Benesch die Auffassung vertreten, daß nur in Anlehnung an die westliche Demo-

kratie ein lebensfähiges Staatswesen gebildet werden kann, verfolgt Kramarsch den „panslawistischen" Plan einer Angliederung der böhmischen Gebiete an Rußland, sei es durch Personalunion mit dem Zaren, sei es durch die Schaffung eines Königreiches unter einem russischen Herrscher. Die gegensätzlichen Anschauungen übertragen sich auch auf die Auslandsvereine, in Rußland selbst besteht unter ihnen keine einheitliche Auffassung, die Bewegung droht den üblichen Kinderkrankheiten der Emigration zu verfallen: Zersplitterung in eine Reihe kleiner, miteinander rivalisierender Gruppen, verschärft durch den Konkurrenzkampf verschiedener Prätendenten auf die vorläufig imaginäre Macht. Hier war es wohl die bedeutendste Leistung, eine einheitliche Führung zu schaffen, ihr eine allgemein anerkannte Autorität zu geben, sie nicht ins Schlepptau einer bestimmten politischen Gruppe oder einer Regierung bringen zu lassen, also absolute finanzielle Selbständigkeit, und darüber hinaus durch eigne Opfer den entschlossenen Befreiungswillen zu erweisen. Dieses Ziel wurde durch die Schaffung des einheitlichen tschechoslowakischen Nationalrates erreicht, dessen Präsident Masaryk, dessen Generalsekretär mit dem Sitz in Paris Benesch wurden.

Die Tätigkeit des Nationalrates besteht nun darin, auf die Politik der Ententemächte in dem Sinne einzuwirken, daß nur die nationale Selbständigkeit der kleinen Nationen Mitteleuropas, damit also die Zerschlagung Oesterreich-Ungarns, eine wirkliche Lösung der europäischen Probleme bringen könne. Aber die Entente hat selbst genug Sorgen, als daß sie sich auch mit dieser belasten möchte. Um wirkliche Kriegshelfer zu gewinnen, bedarf es vieler Konzessionen. Bereits 1915 wird die Welt unter die Ententestaaten verteilt: Elsaß-Lothringen soll an Frankreich fallen, in das türkische Gebiet wollen sich England, Rußland und Frankreich teilen, Italien wird Dalmatien und das Trento, ebenso Triest und das Küstenland versprochen, den Serben Bosnien, die Herzegowina, Süddalmatien, vielleicht auch Kroatien, den Rumänen das Banat. Die deutschen, ungarischen, tschechischen und slowenischen Gebiete sollen das reduzierte Oesterreich-Ungarn bilden. Die Entente will Deutschland schlagen und fürchtet es am meisten; mit dem Gedanken eines österreichischen Separatfriedens wird ständig geliebäugelt.

Die militärische Schwäche der Entente bewog den Nationalrat zu verschärften Anstrengungen, eine eigne Armee zu bilden, um so als anerkannte kriegführende Macht die Gestaltung der Dinge beeinflussen zu können. Zwar gab es in fast allen Ententeheeren zahlreiche tschechische Freiwillige, vom staatsrechtlichen Standpunkt aus hatten sie jedoch keine Bedeutung. Die Schwierigkeiten waren nicht gering: Frankreich fürchtete eine Auflösung seiner Fremdenlegion, in der die Tschechen eingereiht waren, in Rußland mochte man sich nicht gerne des Einflusses auf die Tschechen begeben, da man mit Recht befürchtete, es würde die Schaffung einer eignen Armee unter dem politischen Kommando des Nationalrates den dynastischen Interessen der Zarenfamilie abträglich sein;

anderseits liebäugelte auch Rußland ständig mit einem österreichischen Separatfrieden und wollte im Gegensatz zu der Meinung der naiven Panslawisten unter den Tschechen die gegenseitige Spannung nicht verschärfen. Die russische Februarrevolution änderte manches an der Begründung, die Schwierigkeiten blieben jedoch dieselben. Eine interessante Feststellung nebenbei: Benesch teilt mit, daß die zur Schaffung einer Armee unerläßliche Freilassung der tschechischen Kriegsgefangenen bei den Unternehmern sowohl in Rußland als auch in Italien und Frankreich auf Schwierigkeiten stieß, da sich diese nicht der billigen Arbeitskräfte begeben wollten. Allen Hindernissen zum Trotz aber wird im kritischen Sommer 1918 die tschechoslowakische Armee gebildet. Die Tschechoslowakei wird offiziell zur kriegführenden Macht erklärt. Noch folgt das dunkle Kulissenspiel bei den Friedensverhandlungen, und der Staat ist unter den westlichen Auspizien der Freiheit, der Demokratie, des Fortschritts geboren.

*

Benesch sagt von sich, er sei Sozialist. Das hindert ihn nicht, den Materialismus als geschichtsbildenden Faktor abzulehnen. Er bezeichnet gradezu den deutschen Materialismus als tiefere Ursache der Niederlage, die moralische Haltung der Ententemächte als die wichtigste Voraussetzung des Sieges. Man versteht, daß Benesch ebenso wie Masaryk einen Sinn des grauenhaften Kriegsgeschehens sucht. Der Gedanke, daß Millionen von Menschen nur deshalb getötet wurden, damit eine militärische Autokratie von der andern abgelöst werde, muß einem Menschen, der wie Benesch infolge der separaten österreichischen Friedensverhandlungen „eine vorzeitige Beendigung des Krieges befürchtete", entsetzlich sein. Denn Benesch ist ja kein Imperialist im üblen Sinne des Wortes, und wenn auch bei der Schaffung der tschechoslowakischen Republik vielerlei Unrecht begangen wurde, so wird man ihren Gründern doch nicht Idealismus absprechen können. Benesch ist im eigentlichen Berufe Philologe, Gelehrter, und in seiner Philosophie schreckte ihn, wie er schreibt, immer das Relative. Er suchte das Absolute und glaubte es philosophisch in einem „noetischen Rationalismus" gefunden zu haben, einer Synthese der Lehren von Descartes, Kant, Locke und Hume mit dem Intuitivismus Bergsons. So sucht er auch im Weltkriege das Absolute und findet es im Siege der Idee über den Materialismus.

Aber das Buch ist im Grunde eine Rechtfertigungsschrift, eine Verteidigung. Nicht in dem Sinne, wie es die tschechische nationaldemokratische Presse auffaßt, die Benesch der Überschätzung der Auslandsrevolution zeiht, ihm vorwirft, daß er die Verdienste der im Lande gebliebenen Politiker herabsetze, um so seine eigne Leistung hervorheben zu können. Aber Benesch fühlt sich, und mit Recht, mitverantwortlich für den Abschluß des Friedens, denn grade seine zielbewußte und im Grunde „moralische" politische Denkart hat der Entente manches wertvolle Argument für ihre angeblich edlen Ziele geliefert. Dem Sucher des Absoluten muß schon die Defini-

tion der „Moral" Schwierigkeiten bereiten, besieht er heute ihre Ergebnisse. Seine und Masaryks Absicht war, eine neue, eine schönere, eine reinere Welt zu schaffen, doch was entstand, ist mit geringen Abweichungen der Abklatsch der frühern Gewaltherrschaft. Nicht einmal das verhältnismäßig geringe Ziel der „Befreiung der unterdrückten Völker" ist erreicht worden, denn der Grundsatz der Unterdrückung ist geblieben, nur daß an die Stelle der frühern neue Herren traten.

Demokratie, Freiheit, Fortschritt? Im eignen Staate ist auch heute Benesch außerstande, die Anerkennung Rußlands durchzusetzen, weil gegen seine Konzeption hartnäckiger denn zuvor Kramarsch steht, der unter Berufung auf die „Moral der Erhaltung des Privateigentums" den Bolschewikenstaat in Grund und Boden verdammt und immer noch von irgendeinem Panslawismus träumt. Dem Fortschritt hat erst kürzlich im Parlament von Prag der Unterrichtsminister Hodza einen Abgesang gehalten, alles verdammend, was bisher dieser Fortschritt geleistet hat, und unter der Maske „neuer fortschrittlicher Methoden" eigentlich den Rückschritt predigend. Keine freie, von der Kirche unabhängige Schule, keine Beseitigung des schändlichen Abtreibungsparagraphen, keine politische Freiheit des Bürgers: Kirche und Bureaukratie sollen Staat und Volk lenken. Benesch selbst, der mehr als gemäßigte Sozialist, wegen seiner freiheitlichen Tendenzen mit Masaryk dem Haß und der Verleumdung Übelwollender preisgegeben. Rücksichtsloseste Interessenpolitik der Kapitalistengruppen, besonders der Banken und der Großbauern, bestimmt die Linien der regierenden Parteien. Man fühlt im Buche manche Bitternis über diese Entwicklung aufquellen, und oft genug mutet es an als der erschreckte Ausruf: „Das habe ich nicht gewollt!" Benesch ist in seinem reinen Streben gerechtfertigt. Aber sind seine Prämissen vom Sinn der Geschichte richtig, welche Prognose ist dann dem von ihm mitgeschaffenen Staate zu stellen?

Anglo-amerikanisches Duell von Arthur Goldstein

Die universale Lebendigkeit ewigen Weltgeschehens in eine Summe nur-ökonomischer Kategorien aufzulösen: das ist ein Mißverständnis, jedoch kein — marxistisches. Materialistische Dialektik verneint zwar die Apriorität von Geist, Idee, Bewußtsein, verneint alles dies als absolute Weltprinzipien, was aber nicht hindert, dieselben Elemente in ihrer historischen Wirksamkeit vollgültig anzuerkennen.

Auf unsern speziellen Fall angewendet, heißt das: nicht der Petroleumkrieg zwischen Royal Shell und Standard Oil Company um den Besitz der Ölfelder, nicht die Konkurrenz auf den Absatzmärkten der Welt, nicht die Verdrängung Englands aus der Rolle des Weltbankiers zugunsten Amerikas bilden die einzige Erklärung für die Notwendigkeit dieses weltpolitischen Konflikts. Daneben manifestieren sich deutlich genug noch andre Tendenzen, die ohne direkte Beziehung mehr

zur Ökonomie — ja sie zeitweilig stark überwuchernd — beinahe den Vorrang zu behaupten scheinen. Wir meinen die autonome Politik, gleichsam losgelöst aus dem Wurzelgeflecht der Wirtschaft, wir denken an die Macht einer großen geschichtlichen Tradition, sind uns aber auch darüber klar, daß auf britischer Seite hochgespanntes europäisches Kulturbewußtsein als Überkompensation weltwirtschaftlicher Inferioritätsgefühle die Gesamtsituation beeinflußt. So sicher ursprünglich wie überall das Motiv kapitalistischer Expansion die Gesetze politischen Handelns diktiert, so steht doch andrerseits fest, daß nach vollendeter Konstruktion des Imperiums die rein politisch-imperialistische Ideologie mehr und mehr das Feld beherrscht.

Der konservative Grundzug der britischen Politik, gerichtet auf Stabilisierung der weltpolitischen Situation, wird etwa von der Jahrhundertwende an immer stärker. Der englische Kapitalismus ist saturiert. Damit beginnt sein Abstieg. Denn in der kapitalistischen Welt herrscht das dynamische Prinzip. Die ökonomisch-politische Umwälzung, die aus dem ersten Weltkrieg resultiert, bedeutet trotz der Ausschaltung des deutschen Imperialismus eine progressiv wachsende Erschütterung der britischen Machtposition. Neue geschichtliche Kräfte tauchen auf, die alles Bestehende in Frage zu stellen scheinen: Die Existenz Sowjet-Rußlands, der erwachende Nationalismus in Asien und Afrika, die Radikalisierung der einheimischen Arbeiterbewegung und — last not least — der Einbruch Amerikas in die Interessensphären der englischen Politik.

Ob unter solchen Aspekten die Thesen unsrer Kontinentalpolitiker zu Recht bestehen, soll nicht weiter untersucht werden. Daß die Traditionen Old Englands, die mehr als ein Jahrhundert seiner Geschichte umfassen, nicht plötzlich ihren Kurswert verloren haben, ist ohne weiteres zuzugeben. Indes besteht zwischen dem Frühimperialismus des neunzehnten Jahrhunderts und dem Imperialismus der Nachkriegszeit ein so grundlegender Unterschied, daß die Methodik des „balance of power" allmählich ihren historischen Sinn verliert. Jedenfalls scheint die englische Völkerbundspolitik mehr auf Zusammenfassung als auf Zersplitterung der kapitalistischen Machtzentren Europas gerichtet zu sein. Die Rettung des Weltreichs bedingt gradezu die Einigung des Kontinents. Das wird schon die nächste Zukunft beweisen.

Denn ein Problem bleibt der britischen Politik, das sie ohne die Hilfe Europas nicht zu bewältigen vermag: die wirtschaftlich-politische Behauptung gegenüber dem Imperialismus der Vereinigten Staaten. Von hier aus droht in der Tat die Abschnürung des ökonomisch-politischen Lebensraums für Großbritannien. Die Washingtoner Konferenz im Jahre 1921 war das erste Vorpostengefecht. Die Fixierung des Dawes-Plans unter dem Gewicht amerikanischer Finanz- und Handelsinteressen bildete den zweiten Vorstoß von jenseits des Ozeans. Der Kellogg-Pakt ist die dritte, zugleich aber auch resoluteste antibritische Aktion des amerikanischen Imperialis-

mus. Er bedeutet weder die praktisch-politische Formulierung pazifistischer Ideen, wie es die demokratische Tagespresse ihren Lesern suggerieren möchte — denn Wallstreet ist, was man beiläufig bei Upton Sinclair erfahren kann, die Inkarnation des Imperialismus! —, noch ist es erlaubt, den sogenannten „Antikriegspakt" als riesigen Wahlhumbug abzutun, da bei U.S.A.-Wahlen außenpolitische Fragen so gut wie gar keine Rolle spielen. Wenn es sich nur darum gehandelt hätte, den Parlamentsinteressen der Republikanischen Partei zuliebe eine grandiose pazifistische Geste in Kauf zu nehmen: wir glauben nicht, daß Herr Chamberlain durch ein unverzügliches und bedingungsloses Ja dem Prestige des englischen Imperiums geschadet haben würde. Aber was wir sahen, war ein erbittertes Ringen zwischen Washington und Downing Street um jeden Satz, um jeden Paragraphen, um jede Interpretation des Paktentwurfs. Man muß den Text der ersten englischen Antwort vom 19. Mai vor Augen haben, um zu begreifen, daß hier in diesem diplomatischen Meisterwerk trotz formaler Zustimmung die Grundidee des Kelloggschen Memorandums bis zur Unkenntlichkeit entstellt wurde. Aber auch jetzt noch versuchte man in der deutschen Linkspresse die Fiktion aufrechtzuerhalten: der Dollarimperialismus will den Frieden.

Indes, wenn zwei sich zanken, passiert es zuweilen, daß einer dem andern die Wahrheit ins Gesicht schreit. Man ist ja von britischen Parlamentariern oder gar Ministern im allgemeinen eine Sprache gewöhnt, deren Courtoisie beinahe einen Stich ins Komische enthält. Die Sprache, die der sehr ehrenwerte Mr. Joynson Hicks, Englands Innenminister, am 14. Juli in einer öffentlichen Rede anzuschlagen beliebte, unterschied sich von sonstigen diplomatischen Äußerungen vor allem durch die Abwesenheit jeglicher Diplomatie. Ihre Aufrichtigkeit wirkte also überzeugend. Man höre: „Es sei unmöglich, riesige Armeen und Flotten weiter zu unterhalten und dabei zu behaupten, man denke an keinen Krieg." Es folgt — immer an die Adresse von U.S.A. gerichtet — die klassische Pointe vom „hohlen Schwindel", worauf der Redner unter Zähneknirschen Britanniens Ohnmacht eingestehen muß: „Wir unterzeichnen den Pakt auf euren Wunsch, einen Pakt, der jeden Krieg ausschließen soll; doch müssen wir wahrnehmen, daß Ihr eure Flotte vergrößert." Europa hätte aufhorchen müssen. Solche Offenheit, solche Logik, solch rhetorischer Exzeß bei einem britischen Minister: sollte das nicht zu denken geben? Es sollte, wenn bei uns nicht weite Kreise von der demokratischen Phrase umnebelt wären.

Wie dem auch sei, eins geht aus der Anklage des erfrischend undiplomatischen Mr. Joynson Hicks unzweifelhaft hervor: England hat erst unter starkem moralischem Druck den Kelloggpakt unterzeichnet. Aber es gab kein Entrinnen. Amerikas Wille ist höchstes Gebot. Was will nun Amerika? Das ist die Frage. Die englische Regierung hat ebenso wie die französische, auf deren besondere Politik wir hier nicht eingehen können, den Pakt mit ausdrücklichen Vorbehalten angenommen. Die wurden eigens in einer „Präambel" nieder-

gelegt. Dieser Präambel verdankt man einen Blick hinter die Kulissen. England und Frankreich haben dort folgenden Protest zu Protokoll gegeben: „Keine Bestimmung des neuen Vertrags steht im Widerspruch zu den Völkerbundssatzungen und ebensowenig zu denen der Locarnoverträge oder der Neutralitätsverträge." Das letzte geht auf französische Inspiration zurück, interessiert hier also nicht. Was aber bedeutet die bewußte Unterstreichung der Völkerbundskompetenzen? Gesetzt den Fall, der Völkerbund wäre einem On dit zufolge die „Organisation des europäischen Friedens", der amerikanische Pakt aber hätte es auf die universale Ächtung des Krieges abgesehen: warum dann die betonte Differenzierung, wenn doch nur die von den Juristen so beliebte Idealkonkurrenz die einzige Kollisionsgefahr darstellt? Sollten nicht vielleicht gewichtige realpolitische Motive mitsprechen? Sollte vielleicht der Sinn des Kelloggpaktes darin bestehen, den von England beherrschten Genfer Völkerbund in die zweite Verteidigungslinie zurückzudrängen? Sollte es sich — noch deutlicher gesagt — nicht einfach um die juristische Anerkennung der Tatsache handeln, daß die Vereinigten Staaten für sich die Rolle des Schiedsrichters in allen entscheidenden Fragen der Weltpolitik beanspruchen? Hat also die ‚Kreuzzeitung' nicht recht mit der Feststellung, „daß heute kein Staat der Welt mehr Krieg führen kann, ohne daß Washington sein Placet gibt?" Haben wir nicht eben erlebt, daß Japan, das mit englischer Zustimmung die Mandschurei besetzt hält, vor den amerikanischen Protesten langsam aber sicher zurückweicht? Gegen solche „Kriegsächtungspolitik" muß das britische Imperium sich zur Wehr setzen. Es kann auf „den Krieg als Mittel staatlicher Politik" nicht verzichten, weil es sonst seine imperialistische Zukunft aufgeben müßte.

Darum hat das Foreign Office zwei weitere Vorbehalte hinzugefügt, einen schriftlich fixierten und einen, über den auf diplomatischem Wege verhandelt wurde. In der britischen Note vom 19. Mai wird die amerikanische Regierung daran erinnert, „daß bestimmte Gebiete der Welt in ihrer Integrität für Frieden und Sicherheit Englands von besonderm Interesse sind. Die londoner Zentralregierung — heißt es weiter — könne den neuen Vertrag nur unter der bestimmten Voraussetzung akzeptieren, daß er in keiner Weise Englands Handlungsfreiheit in diesen Gebieten einengt." Als solche Gebiete werden von der britischen Öffentlichkeit bezeichnet Ägypten, Afghanistan, Arabien einerseits, Persien, Tibet, China andrerseits. Washington hat die Ankündigung dieser englischen Monroe-Doktrin stillschweigend zur Kenntnis genommen, ohne grade in dem vom imperialistischen Standpunkt aus wertvollsten Territorium — China — die englischen Einsprüche zu beachten. In den letzten großen nichtkapitalistischen Raum der Erde, den Britannien ausdrücklich als seine Interessenphäre bezeichnet, ist das amerikanische Kapital mit Erfolg eingedrungen. Hier geht es um Sein oder Nichtsein für das englische Weltreich. Denn von der Aufrechterhaltung seiner Position im Fernen Osten hängt nicht nur die Herrschaft über

Indien und Ägypten ab. Der Verlust der Machtstellung in diesem — kapitalistisch betrachtet — wichtigsten Ausbeutungsgebiet der Erde wäre der Todesstoß für die weitere imperialistische Entwicklung Englands.

Eine andre Frage von weltpolitischer Bedeutung ist die, ob zwischen den beiden imperialistischen Weltmächten über das russische Problem eine Einigung erzielt worden ist oder nicht. Nach Behauptung sowjetamtlicher Presseorgane hat London die Forderung gestellt, daß die Sowjetunion nicht in den Kelloggpakt eintreten solle. Mit anderen Worten: Rußland solle zu den Gebieten gerechnet werden, die von der „Kriegsächtungspolitik" ausgenommen werden. Ein Krieg gegen das Sowjetreich wäre also jederzeit möglich — ohne direkte Verletzung des neuen Vertrages. Es soll gleich hier vermerkt werden, daß der Gedanke eines solchen Krieges nicht ausschließlich als Phantasieprodukt der ‚Roten Fahne' behandelt werden darf. Zugegeben, daß Motive russischer Innenpolitik bei der Vergrößerung einer Gefahr mitwirken dürften, die nicht unmittelbar die internationale Situation beherrscht. Die Gefahr selbst zu leugnen, wäre Torheit. Für das westeuropäische Kapital bleibt die Sowjet-Republik der riesige nichtkapitalistische Raum, dessen Durchkapitalisierung einmal in Angriff genommen werden muß. Möglich, daß eine weitere krisenhafte Entwicklung der russischen Wirtschaft infolge der Unlösbarkeit des Agrarproblems einen allmählichen Abbau des Außenhandelsmonopols zur Folge hat. Dann würde einer „friedlichen" Expansion westeuropäischen Kapitals nichts im Wege stehen. Es fragt sich jedoch, ob der englische Kapitalismus noch Zeit genug hat, eine solche Entwicklung abzuwarten. In beiden Fällen würde er sich vermutlich den wirtschaftspolitischen Interessen Amerikas entgegenstellen, dessen Petroleumpolitik — um nur ein sinnfälliges Beispiel herauszugreifen — trotz angeblichem „Ölfrieden" antibritische Tendenzen aufweist. Es war also gleich unwahrscheinlich, daß Washington grade in der russischen Frage den englischen Wünschen entgegenkommen würde. Nach den letzten Meldungen ist jedenfalls gar nicht mehr daran zu zweifeln, daß in diesem Punkte die amerikanische Politik eine den britischen Interessen entgegengesetzte Haltung einnehmen wird. In einem offenbar offiziös inspirierten Telegramm des ‚B. T.' vom 27. Juli aus Washington wird klar zum Ausdruck gebracht, daß nach amtlicher amerikanischer Auffassung „Rußlands Beitritt zum Kellogg-Pakt nichts im Wege stände". Eine weltpolitische Komödie ohnegleichen! Das Tor nach Osteuropa wird dem englischen Imperialismus vor der Nase zugeschlagen — im Namen amerikanischer „Kriegsächtungspolitik"!

Ob darum der Weltfrieden marschieren wird? Daran mag glauben, wer von Völkerbundspolitik, Sicherheitsverträgen, Antikriegspakten das Heil der Welt erwartet. Daß juristische Konstruktionen über imperialistische Notwendigkeiten triumphieren sollten: es wäre das Wunder der Wunder. Wer geschichtliche Kausalität anerkennt, wird politischem Wunderglauben keine Macht einräumen dürfen.

Überraschend schnell hat die Wirklichkeit das hier skizzierte Bild des anglo-amerikanischen Antagonismus mit noch schärferm Profil versehen. Während diese Zeilen bereits dem Setzer zur Verfügung standen, kam die sensationelle Nachricht von dem Abschluß einer englisch-französischen Flottenkonvention. Die jahrelange Rivalität dieser beiden Seemächte im politischen Umkreis der Mittelmeerprobleme wird plötzlich sekundär. Der „Anschluß" der französischen an die englische Flotte, der mit der Anerkennung der militärischen Hegemonie Frankreichs auf dem Kontinent erkauft wurde, zeigt mit brutaler Deutlichkeit den Szenenwechsel der britischen Politik.

Auf etwas andres möchten wir bei dieser Gelegenheit hinweisen. Die mit dem Namen Kellogg verbundene amerikanische Aktion hätte das Wunder paneuropäischer Einigung bewirken müssen. Denn wenn überhaupt auf kapitalistischer Basis ein Paneuropa möglich wäre: wann hätte es zu seiner Realisierung begründeteren Anlaß gegeben als in diesem welthistorisch bedeutsamen Augenblick? Das Wunder ist nicht geschehen. Die Sonderinteressen der deutschen Politik haben den magischen Zirkel: Europa gesprengt. Deutschland hat vorbehaltlos dem amerikanischen Imperialismus sekundiert. Auch im Namen völkerbefreiender „Kriegsächtungspolitik"! In Wirklichkeit eine Demonstration gegen Frankreich und seine Verbündeten.

Der Antikriegspakt wirkt also bereits in der Richtung auf Umgruppierung der weltpolitischen Streitkräfte. Es werden sich bald noch andre einfinden, die beim reichen Onkel aus Amerika Anschluß suchen. Macht und Reichtum haben magnetische Anziehungskraft. Die nächste Etappe amerikanischer Weltpolitik wird der Isolierung Englands gewidmet sein. To be or not to be — that is the question.

Morphium

Als ein Mittel zur Beilegung geringfügigerer internationaler Streitigkeiten, die die beteiligten Staaten selbst erledigt zu sehen wünschen, hat sich der Völkerbund recht nützlich erwiesen, aber als eine Garantie gegen ernstere Zusammenstöße kommt er gar nicht in Betracht. Er ist in dieser Beziehung mehr als unnütz, er ist gradezu gefährlich; sehr viele Leute in Europa und in Amerika sind der Ansicht, daß er die Abwehr jeglichen Krieges verbürge und daß sie im Interesse der Sicherung des Weltfriedens alles getan hätten, was man vernünftigerweise von ihnen verlangen könne, wenn sie ihren Jahresbeitrag an irgend eine örtliche Zweigstelle der Völkerbundliga leisteten, und zu einem oder dem andern von ihr veranstalteten Vortrag oder Gartenfest erschienen. Auf viele solche vortrefflichen Leute wirkt das Vorhandensein eines Völkerbundes wie ein schädliches Morphiumpräparat. Sie würden viel eifriger und wirkungsvoller gegen die Kriegshetzer arbeiten, wenn sie sich nicht durch das Bestehen des Völkerbundes in ein falsches Gefühl der Sicherheit wiegen ließen.

H. G. Wells

Ueber Romain Rolland von Maxim Gorki

Es hat nie solche Epochen gegeben — und es kann solche Epochen nicht geben —, wo nicht etwas „Ewiges" zerstört worden wäre; wo der Wille der Vernunft nicht bestrebt gewesen wäre, Glauben und Aberglauben zu zerschlagen, die durch den Willen derselben Vernunft geschaffen wurden, durch ihre qualvollen Anstrengungen, die letzte Wahrheit zu finden, unzerstörbar nun auch für ihre eigne Kraft.

Es gab — scheint mir — keine Epoche, wo die Menschen Europas in einem so tragischen Zustande des Unglaubens, der Kraftlosigkeit, der Selbstverneinung gelebt hätten, wie sie heute leben, verblendet durch die Schrecken des verruchten Gemetzels der Jahre 1914—1918 und in Erwartung der Schrecken des Bürgerkrieges zwischen den Klassen.

Mehr als je sind Leute zur Welt gekommen, deren Philosophie in den Worten zusammengedrängt ist: „Nach uns — meinetwegen die Sintflut." Noch niemals hat die Verstandes- und Sinnenverderbnis so widerliche Formen angenommen wie in unseren Tagen. Niemals haben sich die Menschen so willenlos, so mechanisch den prostituierenden Einflüssen der Wirklichkeit hingegeben.

Kann man denn in der Vergangenheit Jahre finden, in denen die Menschen so vertieft, mit einer solchen Anspannung des Willens und des Verstandes daran gearbeitet haben, Mittel zur gegenseitigen Vertilgung ausfindig zu machen? Und es gab keine Epoche, die so bettelarm war an Versuchen, eine Ideologie der Humanität, der Barmherzigkeit zu schaffen. Von Humanität zu reden, gilt heute in der Zeit der Verwilderung als „schlechter Ton". Und wenn doch, aus alter Gewohnheit, gerufen wird: — „Habt Mitleid mit dem Menschen", — dann schreit man es aus, ohne den Menschenhaß zu verbergen, und den Menschen Rache androhend.

Von dem Verfall, von dem „Untergang Europas" spricht man und schreibt man mit großem Eifer, geistreich und sogar „mit Geschmack", aber es sind keine Stimmen vernehmbar, die über die Notwendigkeit der Wiedergeburt Europas sprächen.

Furchtbare Tage. Überall hört man das dumpfe Getöse der Zerstörung, und so viel bösen Gram findet man überall. Und wenn die Leute sich amüsieren, dann erinnern mich die Schreie bei diesen Vergnügungen an das verzweifelt-verwegene Lied, das nach 1906 in den Gefängnissen Rußlands von zum Tode Verurteilten gesungen wurde:

Zum letzten Mal am heut'gen Tage
Zusammen, Freunde, froh wir sind.

Immer mehr durch die demonstrativ schamlose Verschwendung der herrschenden Klasse verletzt, organisieren sich die werktätigen Menschen zu einer großen europäischen Armee, um mit eisernem Besen das Abgelebte, das Verfaulte und Verwesende aus dem Leben zu kehren. Ich begrüße aufrichtig diese Arbeit, obwohl ich auch nicht vergesse, daß nicht der Mensch für die Revolution, sondern die Revolution

für den Menschen da ist. Und naturgemäß ist mir die Sinnlosigkeit der elementaren und gereizten Mächte furchtbar und zuwider. Mir ist quälend kostbar das Leben und die Arbeit der Menschen, die unablässig kulturelle Werte schaffen in unsern düstern Tagen.

Einer — und ist es nicht der Einzige? — von diesen unermüdlich unbeugsamen Menschen ist Romain Rolland. Ich habe die hohe Ehre, ihn zum Freunde zu haben, und darum fällt es mir sehr schwer, über ihn zu sprechen. Denn ich gehöre nicht zu der Zahl der Menschen, die es für nötig halten, über ihre Freunde zu reden, indem sie deren ideologische und sonstige „Fehler" unterstreichen. Und wenn ich Erinnerungen oder Meinungen solcher Menschen über ihre Freunde lese, so sehe ich fast immer die vom Verfasser nicht hingeschriebene Bemerkung zu diesen Erinnerungen: „Ich bin nicht schlechter als er" oder — „ich bin besser als er". Angesichts solcher Freunde denke ich, daß Adams Verfluchung durch Gott in der Bibel unvollständig veröffentlicht ist; mir scheint, daß nach den Worten „im Schweiße Deines Angesichtes wirst Du Dein Brot essen" Gott hinzugefügt hat: „Und einen Freund werde ich Dir geben zur Strafe". Ich bin überzeugt, daß das Schicksal Romain Rolland vor einem solchen Freunde bewahren wird.

Da ich nicht Kritiker bin, werde ich nicht über ihn als Dichter, als Verfasser „Der Tragödie des Glaubens", des „Jean Christophe" und des ausgezeichneten, echt gallischen Epos „Meister Breugnon" sprechen. Das Letzte ist vielleicht das erstaunlichste Buch unsrer Tage. Man muß ein Herz besitzen, das fähig ist, Wunder zu tun, um in Frankreich nach den Tragödien, die es erlebt hat, ein so frisches Buch zu schaffen, ein Buch des unerschütterlichen und männlichen Glaubens an den Menschen der Heimat, den Franzosen. Ich beuge mich vor Romain Rolland eben wegen dieses seines Glaubens, der durch alle seine Bücher tönt und in allem, was er tut. Für mich ist Romain Rolland schon lange der Leo Tolstoi Frankreichs, aber ein Tolstoi ohne den Haß der Vernunft, ohne diesen furchtbaren Haß, der für den russischen Rationalisten die Quelle seiner gewaltigen Leiden war und ihn so grausam daran hinderte, ein genialer Künstler zu bleiben.

Man sagt: Romain Rolland sei ein Don Quichote. Von meinem Standpunkt aus ist dies das Beste, was man von einem Menschen sagen kann. In dem uns Menschen gegenüber unerbittlichen Spiel der geschichtlichen Mächte ist ein Mensch, den nach Gerechtigkeit dürstet, auch eine Macht und fähig, der elementaren Gewalt dieses Spiels zu trotzen.

Wladimir Lenin hat es vermocht, zu beweisen, daß die Geschichtsphilosophie Leo Tolstois sehr weit von der Wahrheit entfernt ist, und daß die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte nicht ganz so aussieht, wie Karl Marx sie bewertete. Romain Rolland ist trotzig und kühn, wie ein echter Franzose, und ein wahrhaft freier Mensch. Man muß einen festen Glauben an seine Wahrheit haben, um in den Tagen, da Tausende von abgelebten Menschen, erfreut über Lenins

Tod, boshaft frohlockten, ihnen ruhig zu sagen: „Lenin ist der größte Tatmensch unsres Jahrhunderts und der alleruneigennützigste."

Romain Rolland hat als erster von den Schriftstellern Europas seine Stimme gegen den Krieg erhoben. Dafür begannen viele, ihn zu hassen. Naturgemäß — wer kann denn einen Menschen lieben, wenn er die Wahrheit spricht?

In der „Verzauberten Seele" ahnt er mit seinem Künstlerherzen die Geburt einer andern, guten Wahrheit, deren die Welt schon lange bedarf. Er fühlt die Geburt einer neuen Frau an Stelle derjenigen, die hilft, diese Welt zu zerrütten, — einer Frau, die in der Erkenntnis ihrer Rolle als Förderer der Kultur in die Welt machtvoll und vollberechtigt einzutreten wünscht, als deren gesetzmäßige Herrin und Mutter der Männer, die durch sie geschaffen sind und ihr verantwortlich sind für ihre Taten.

Mich macht erstaunen die Beständigkeit der Liebe Romain Rollands zu der Welt und den Menschen, — ich beneide ihn um seinen festen Glauben an die Macht der Liebe. Ich halte ihn nicht für einen Optimisten — er ist — ein idealer Stoiker. Er hat offenbar die Wahrheit tief erfühlt, die in einem russischen Sprichwort enthalten ist: „Alles wird vergehen, — nur die Wahrheit wird zurückbleiben".

Ich habe ihn nie gesehen, glaube aber, daß Romain Rollands Augen ruhig und traurig sind, die Stimme aber leise, doch stark.

Ich bin glücklich zu wissen, daß in Frankreich, das ich seit meiner Kindheit liebe, so ein herrlicher Mensch und so ein warmherziger Künstler lebt wie Romain Rolland.

Autorisierte Uebersetzung von Georg Kandler

Jahrgang 1905 von Ignaz Wrobel

Neulich ist hier vom „journalistischen Nachwuchs" und seiner mangelnden Ausbildung gesprochen worden, und viele junge Leute haben Briefe geschrieben und Antworten erhalten. Aus diesen Briefen aber und aus der schwankenden Haltung der Redaktionen, die den Jungen gegenüber zwischen überheblicher Ablehnung und ängstlicher Schmeichelei hin und herpendeln, spricht eine Unsicherheit des Gefühls, die zu belichten sich lohnt.

Der Jahrgang 1905, um den es sich hier handelt, hats schwer. Er hats schwer, einmal, weil jede Jugend, die nach vorn drängt, den Widerstand der Trägheit zu spüren bekommt, wovon es sie zu befreien gilt, und er hats schwer, weil er selbst ohne eignes Verschulden nicht so sehr schön geraten ist. Diese Jugend, die sehr unter sich leidet, hat wenig heitere Tage gesehen, und sie hat ihre schwärzesten, düstersten, unfrohesten Zeiten gehabt, als sie die Sonne grade am nötigsten gebraucht hat: in der Pubertät. Die Zahlen, die hier genannt

werden, sind approximativ: von ihrem neunten bis zum etwa achtzehnten Lebensjahr hat dieser Jahrgang von geistigen und wirklichen Kohlrüben gelebt, ist bedrängt worden von grauenhaften Massenerlebnissen, ist Zeuge eines Nationalwahns und einer Volksnot gewesen, denen niemand hat standhalten können. Diese Erlebnisse radiert keiner aus. Die mangelnde Ausbildung nicht und nicht die schlechte Ernährung in den entscheidenden Jahren — dergleichen macht sich bemerkbar. Diese Generation hat einen Knacks und repräsentiert nicht in vollem Maße das junge Deutschland. Das fühlen die Klügern unter den jungen Leuten sehr genau, sie klagen, und wenn sie tapfer sind, wollen sie überwinden — deutlich spürbar ist ihnen allen ein Bruch.

Mir scheinen die Klagen berechtigt, die darauf hinweisen, daß verständnislose und rücksichtslose Vertreter der Ältern so gar nicht auf diese Not eingehen, sich vielleicht herablassen, aber nicht fördern wollen. Hierin hat jeder anständige Mensch ganz und gar auf Seiten der Jungen zu stehen. Nicht aber in einer andern Seite der Sache.

So überaltert unsere Politik und Verwaltung ist, so falsch verjüngt ist stellenweise die Kunst. Ich will gar nicht einmal von den alten Kritikern sprechen, die sich plötzlich kurze Hosen anziehen und in ihnen herumtanzen: ein grauslicher Anblick. („Hallodri! Bin ich noch jung!"), so wie jene „ältern Kollegen", von denen es bei Wassermann im „Fall Maurizius" heißt: „Ältere Kollegen, die mit der Zeit gehen wollten, während sie in heimlicher Wut hinter ihr herkeuchten." Mit Würde zu altern scheint nicht leicht zu sein.

Aber es gibt eine lärmende und laute Jugend, die Unterdrückung spielt, wenn die Leistung nicht langt, und die soll man nicht unterstützen, sondern auslachen.

Willy Haas hat in der ‚Literarischen Welt' eine Sparte für die jüngsten Schriftsteller eingerichtet; ich glaube nicht, daß er viel Freude damit haben wird. Es gibt nämlich nicht eine einzige Jugend — es gibt hundert. Wollt Ihr einen „Reichsbund Deutscher Nachwuchs" gründen?

Es gibt hundert Jugenden — und nur auf die Tatsache pochen, daß einer jung ist, scheint mir genau so unzulänglich, wie brennende Jugend mit wehendem Vollbart widerlegen zu wollen. Diese Fiktion da tut grade so, als seien die andern eine einzige zusammengeschweißte Masse: hie Alte, dort Junge. Aber wir, die Ältern, fallen auseinander — so weit, daß ich manchmal nicht das geringste Gemeinsame mehr mit den eignen Altersgenossen sehen kann. Was hat Heinrich Mann mit Rudolf Stratz gemeinsam? Es sind Altersgenossen. Was Theodor Däubler mit Rudolf Presber? Sie sind Altersgenossen. Was Bruno Frank mit Max Jungnickel? Was alle beide mit Hans Müller —?

Die Jungen sollen in der ‚Literarischen Welt' sagen, „was wir an euch auszusetzen haben". Wer „wir" ist, steht noch sehr dahin; daß es „euch" nicht gibt, weiß ich aus Erfahrung. Und mir will diese verblasene Terminologie der Jungen nicht gefallen, die "Jugend als Lebensform" ausschreit, als ob es das gäbe, und als ob nicht die Qualität des Kerls entscheidet, der da ein Jüngling, ein Mann und ein Greis ist! Tauchte heute ein neuer Georg Heym auf, ich liefe hin und hörte zu und lernte auswendig, wie damals. Kommt einer, der unsre Götter mit Fußtritten von den Altären fegt —: wenn er die Kraft hat, so muß man ihm zuhören und vielleicht mittun. Alles ist erlaubt — nur eines nicht. Die leere Betonung der Tatsache, daß der Geburtsschein auf 1905 lautet, und nichts als das.

Es gibt sehr viele junge Leute, die genau wissen, daß die feuilletonistisch fertigen jungen Herren ihre Generation nicht gut vertreten, daß deren Aktiv-Legitimation sehr anzuzweifeln ist, und daß die ohnmächtigen Phrasen vom „Wissen um die letzten Dinge" oder wie das Zeug heißt, keine Not lindert, keinen Pubertätsschmerz heilt, uns nicht vorwärts bringt. Nicht daß einer jung ist, ist wichtig, es kommt darauf an, wer es ist.

Denn der junge Wassermann ist wichtiger gewesen als der alte Hindenburg; der alte Hamsun wichtiger als der junge Wolfgang Goetz (was eine contradictio in adiecto ist) — der alte Fontane war so groß wie der junge Hauptmann und der junge selige Edschmied so nichtig wie der alte Otto Ernst. Wenn keine Kraft da ist: das Alter machts nicht.

Soweit ein einzelner auf Grund seiner Erfahrung das sagen kann, scheint mir am wertvollsten der Jahrgang zu sein, der heute noch auf den Schulen sitzt, also jener, der nach dem Jahrgang 1905 kommen wird. Da sitzen die Unbefangenen, da sind Jungen, die schon wieder eine leichte Jugend gehabt haben, die uns Ältere schon heute mit ihrer völligen Voraussetzungslosigkeit verblüffen, mit dem Gefühl für Einfachheit und für Klarheit... ich sollte mich sehr täuschen, wenn da nicht der neue Mann und die neuen Männer sitzen.

Weil es billige Mode geworden ist, der Jugend zu schmeicheln, statt die Wertvollern herauszuheben, macht man es eben diesen Wertvollen schwer. Man plakatiere nicht Jugend, man setze nicht „Jugendpreise" aus, bei denen Leute bis zu vierzig Jahren konkurrieren dürfen, und man spiele nicht vor dem Spiegel: „So alt bin ich doch noch gar nicht...!" Kollektivlob taugt nichts, und man kann nicht einen ganzen Jahrgang bejahen. Wer den Geburtsschein schwenkt, ist verdächtig, einem Examen ausweichen zu wollen: der Prüfung und der berechtigten Frage, ob er Murr in den Knochen hat. Hat er die, dann sei er willkommen: von sechzehn bis sechzig Jahren.

Das deutsche Buch ist zu teuer

von Wieland Herzfelde

Nachstehende Zeilen beziehen sich auf den Artikel von Ernst Rowohlt in Nr. 20 der ‚Weltbühne': „Ist das deutsche Buch zu teuer?" Inzwischen hat sich die Buchherstellung infolge von Aufschlägen der Buchbinder und Buchdrucker etwas verteuert, auf diese Verteuerung ist in meinen Ausführungen keine Rücksicht genommen. Die Kalkulationen, die den verschiedenen vorkommenden Buchpreisen zugrunde liegen, sind weggelassen worden, um den Artikel nicht allzu umfangreich zu machen.

Lieber Herr Rowohlt!

Ihre erfreulich offenherzigen Ausführungen habe ich mit Interesse gelesen. Leider kann ich Ihnen in wesentlichen Punkten nicht zustimmen.

Zunächst: die von Ihnen genannten Produktionspreise sind gemessen an der Qualität des Buches von Tucholsky sehr hoch. Das verwandte Papier ist ziemlich leicht und von sehr mäßiger Beschaffenheit. Der von Ihnen dafür genannte Preis genügt für dickeres, erstklassiges, federleichtes Papier. Den Druckpreis möchte ich nicht beurteilen, denn auf den Buchdruckertarif lassen sich bekanntlich die verschiedensten Rabatte erzielen. Für die fragliche Broschüre jedoch darf man meines Erachtens 12 Pfennige bezahlen, nicht 20, und für den Ecruda-Leinenband 40 Pfennige und nicht 60.

Ihre Herstellungspreise bedingen jedoch nur in zweiter Linie den hohen Preis des Buches. In erster Linie halte ich den Begriff „Verlegergewinn" für unhaltbar, und zwar für unhaltbar im Rahmen unsrer kapitalistischen Wirtschaft. (Wie ich überhaupt betonen möchte, daß sich meine Ausführungen ausschließlich auf die deutsche Gegenwart beziehen.) Sie setzen nach Ihrer Schätzung im Durchschnitt jährlich eine Million Mark um, wovon für Regie (ohne Propaganda) 30 Prozent gleich 300 000 Mark verwandt werden. Es wird natürlich Betriebe geben, die höhere und andre, die niedrigere Regiekosten haben. Der von Ihnen genannte Prozentsatz dürfte aber wohl dem Durchschnitt entsprechen. Ich will nun annehmen, daß Sie etwa die Hälfte Ihrer Regieausgaben, also etwa 150 000 Mark, für das Einkommen der Direktion und der schätzungsweise 20 bis 25 Angestellten verwenden. Das heißt, Sie und Ihre Angestellten können ein durchaus gutes Einkommen haben. (Die Frage der Verteilung untereinander gehört nicht hierher.) Jedenfalls wird das Einkommen aller im Verlag Arbeitenden in Ihre Kalkulation als Regie miteinbezogen, daher scheint es mir nicht gerechtfertigt, das Honorar der Autoren von der ersten Mark an als Gewinn zu behandeln, dem ein Verlegergewinn gegenüberstehen muß. Ich bin der Meinung, das Honorar für die erste Auflage eines Buches muß der Autor als Ersatz für seine Existenzkosten während der Herstellungs-

dauer seines Werkes, das heißt als seine „Regie" betrachten. Erst das Honorar für weitere Auflagen läßt sich eventuell als Gewinn bezeichnen, und dies auch nur unter der Voraussetzung, daß die erste Auflage hoch genug war. Da sich aber nun bei weitern Auflagen sowieso, wie Sie selbst betonen, ein niedrigerer Herstellungspreis für jedes Buch ergibt, während der Verkaufspreis nicht sinkt, bekommt der Verlag bei zweiten und weitern Auflagen zwangsläufig mehr als seine Regie, das heißt er erzielt automatisch Gewinn; ebenso der Autor, falls das Honorar der ersten Auflage seine „Selbstkosten" gedeckt hat. Neben diesen Gewinnchancen laufen für Verlag und Autor noch andre: Anteil am Nachdruck, an Übersetzungen, Verfilmung, Dramatisierung, Radioverbreitung. Eine besondere Position Verlegergewinn läuft daher meines Erachtens auf eine Benachteiligung des Autors und des kaufenden Publikums hinaus. Es ist nicht einzusehen, warum der Verleger bei ersten Auflagen verdienen muß, wo doch der Autor, der sozusagen der Sozius des Verlegers ist, daran noch nicht verdient, und überdies zwei Risiken trägt, erstens das, ob er überhaupt einen Verlag findet und zweitens (gemeinsam mit dem Verleger) das, ob sein Buch Käufer findet. Das letztere Risiko vermindert ihm der Verleger für die erste Auflage durch Vorschuß, so daß man etwa sagen kann, Autor und Verlag tragen gleiches Risiko und sollen erst verdienen, wenn sie beide dieses Risiko überwunden haben.

Zugegeben, daß unter diesem Gesichtspunkt manche Verleger eingingen oder (ebenso wie erfolglose Autoren) darben müßten. Aber Sie sagen ja selbst, es gibt zu viele Verleger. Ist das ein Wunder, wenn das Produzieren von Büchern schon bei der ersten Auflage Gewinn abzuwerfen verspricht? Sie werden einwenden, ja, wo bleibt das Verlegerrisiko? Nun, dieses Risiko besteht, wenn man nicht grade sinnlos druckt, weniger in liegenbleibenden Vorräten. Papier und Fortdruck verursachen ja verhältnismäßig geringe Kosten, die sich durch Verramschung meist wieder realisieren lassen. Das eigentliche Risiko besteht darin, daß der Apparat leer läuft und die Regie nicht 30, sondern 40, 60 oder 100 Prozent des Umsatzes frißt. Daran kann die Methode der Kalkulation kaum etwas ändern, vielmehr hat solch ein Verleger kaufmännisch betrachtet eben keine Existenzberechtigung; er kann sie ideell haben, dann muß er ebenso wie ein fanatischer Dichter die Konsequenzen tragen, also hungern und der Zukunft vertrauen.

Nach Ihrer Kalkulation hat der Verleger, das heißt der Fertigfabrikant und Händler, bereits über das Einkommen hinaus Anspruch auf Gewinn, wenn sein am Handel prozentual beteiligter Rohstoffabrikant, der Autor, erst sein Einkommen und vielleicht das noch nicht erhält. Diese Kalkulation halte ich für verteuernd und für verfehlt. Um so mehr als sich ja bei zweiten und weitern Auflagen nicht nur aus den verringerten Herstellungskosten Gewinn ergibt, sondern auch daraus, daß neue Auflagen weniger Propaganda erfordern, ja selbst ein Mittel darstellen, mit dem man für andre Verlagserscheinungen Propaganda machen kann. Aus diesem Grunde pflegen wir

das Honorar für zweite und weitere Auflagen etwas zu erhöhen.

Nun die Frage, wieviel Prozent vom Ladenpreis das Autorenhonorar betragen soll. Auch hier teile ich Ihre Ansicht nicht, und vermutlich werden mir auch die meisten Autoren nicht folgen. Bei jedem Verlagsvertrag existiert ein dritter Kontrahent, der in der Regel nur im Hinblick auf die Frage berücksichtigt wird, wie weit er sich gutwillig ausbeuten läßt. Dieser Kontrahent ist das Publikum. Und in der Absicht, es auszubeuten, sind Autor und Verleger sich in der Regel einig. Es ist nicht angebracht, hier gegen solche Ausbeutungsabsichten zu polemisieren, aber selbst wenn man sie nicht verneint, bleiben zwei Wege möglich. Der eine, dem einzelnen Käufer relativ viel Geld abzunehmen, der andre, einer großen Menge von Käufern pro Kopf relativ wenig abzunehmen. Klassiker-Verleger, überhaupt die Verleger freier Autoren sind zu letzterem Weg durch die Konkurrenz gezwungen. Dagegen kaum der sogenannte moderne Monopolverleger, soweit er nicht etwa Unterhaltungsliteratur ohne Physiognomie herausbringt, die ja nicht zu monopolisieren ist und daher billig sein muß. Will man aber die ernste Buchproduktion der Gegenwart einem breitern Publikum zugänglich machen, so ist es notwendig, hohe Auflagen mit mäßigem Prozenthonorar herzustellen, das heißt mit zehn Prozent für die weitern Auflagen. Das bedeutet nicht unbedingt eine Verringerung des Autoreneinkommens, denn dieses Einkommen ist von drei Faktoren abhängig:

1. vom prozentualen Anteil am Ladenpreis,
2. von der Höhe des Ladenpreises,
3. von der Höhe der verkauften Auflage.

Senkt man 1, so sinkt 2, sinkt aber 2, so wird das Buch leichter verkäuflich, so daß man 3 steigern kann. Steigt 3, so sinken die Herstellungskosten pro Buch und folglich kann man 2 wieder senken. Dann aber läßt sich 3 wieder steigern, und so fort; eine gradezu schwejksche Rechnung (deren Gültigkeit ich weiter unten einschränke). Zunächst: der Verleger erklärt, er muß dreißig Prozent Regie, haben, der Sortimenter, er muß bis fünfzig ja sechzig Prozent Rabatt haben. Da ist es doch wirklich nicht einzusehen, warum der Autor nicht behaupten sollte: er muß so und soviel Vorschuß respektive Honorargarantie für die erste Auflage haben. Ich meine, er darf das behaupten und soll diese Summe so angeben, daß sein Auskommen damit einigermaßen gesichert ist. Ob der Verlag viele Exemplare mit geringerem Prozenthonorar und geringerem Ladenpreis oder wenig mit höherem Prozenthonorar und höherem Ladenpreis herausbringt, ist, wenn die ganze Auflage verkauft wird, für Verlag und Autor hinsichtlich des Ertrags fast dasselbe. Prozenthonorar und Auflagenhöhe sollte man daher dem Charakter des Buches anpassen. Nicht aber mechanisch folgern: höhere Prozente = höherer Ertrag. Allerdings bedingt Billigerwerden nicht ad infinitum eine Erhöhung des Absatzes. Es gibt auch da eine Grenze.

Erstens, weil der Mensch häufig befürchtet, für weniger Geld geringere Qualität zu erhalten, vor allem aber, weil der Handel mit Büchern an einen bestimmten Zeitverbrauch des Verkäufers gebunden ist. Es lohnt sich nicht, für ein Buch, das ein oder zwei Mark kostet, eine Viertelstunde lang Konversation mit den Kunden zu treiben, also muß der Buchhändler sich für Bücher einsetzen, die teurer sind oder für fast mechanisch absetzbare Serienprodukte wie die „Romane der Welt", Ullsteinbücher und gewisse billige Klassikerausgaben. Dagegen einen einzelnen Roman eines noch unbekannten Autors für 2,85 Reichsmark herauszubringen, ist bestimmt riskant, weil der Buchhändler nicht genügend daran verdient. Weitere Hindernisse für die Buchverbilligung sind das hohe deutsche Drucksachenporto, die ziemlich kostspielige Verpackung und nicht zuletzt die Tatsache, daß man pro Buch weniger für Propaganda ausgeben kann, wenn es billig ist, als wenn es teuer ist.

Die Gefahr, daß die deutschen Bücher infolge zu niedrigen Preises unverkäuflich werden, scheint mir indessen nicht gegeben. Sie schreiben ja selbst: Tucholskys Buch würde viel stärker gekauft, wenn es zum Beispiel nur 4 Reichsmark broschiert und 6 Reichsmark in Leinen kostete. Nun, dieser Preis wäre auch bei 15 Prozent Honorar und bei gleich teurer Herstellung durchaus möglich gewesen, hätten Sie die zwei ersten Auflagen (das heißt Brutto 9150 Exemplare) auf einmal gedruckt. Daß Sie das nicht getan haben, halte ich für falsch. Der beste Verleger kann die Verkäuflichkeit eines Buches falsch einschätzen, aber man kann daraus nicht allgemeine Folgerungen für die Buchkalkulation ableiten.

Wohl im Gegensatz zu Ihnen und Tucholsky bin ich der Meinung, daß man Bücher wie „Mit 5 PS." nur mit 10 Prozent für die erste und mit 12 Prozent für die weitern Auflagen belasten sollte. Denn was sollte das Schreiben für einen Sinn haben, wenn man nicht alles unternähme, um das Geschriebene auch unter die Leute zu bringen. Bei diesem Honorarsatz hätte das Buch bei einer Erstauflage von 9150 Exemplaren unter Zugrundelegung Ihrer Herstellungszahlen nur 3,50 Reichsmark broschiert und 5 Reichsmark in Leinen kosten müssen, wenn man die erste Auflage unter Weglassung des Verlegergewinns kalkuliert. Tucholsky hätte für diese erste Auflage mehr Honorar erhalten als für die kleine, die Sie herstellten, und wahrscheinlich wäre diese Auflage auf Grund des viel niedrigeren Preises ebenso rasch abgesetzt worden wie die kleinere Auflage zu Ihrem Preis von broschiert 5 Reichsmark, Leinen 7,50 Reichsmark.

Das deutsche Buch muß also nicht so teuer sein, wenn der Verleger davon absieht, von vornherein Gewinn einzukalkulieren, und wenn der Autor es weniger für Ehrensache hält, hohe Prozente zu erhalten als hohe Auflagen zu erzielen. Natürlich, es kann vorkommen, daß man mehr verdient, indem man weniger Exemplare zu höherem Preise verkauft. Das beweist aber nur, daß es für Verleger und Autor von finanziellem

Vorteil sein kann, Bücher teurer zu verkaufen als nötig. Das Publikum zahlt die Zeche.

Und Knaur ist der lachende Dritte. Sie sagen, das sei eine Buchfabrik. Was soll der Unterschied zwischen Fabrik und Verlag sein? Auch Knaur druckt, zum Teil sehr hübsch, honorarpflichtige Bücher und riskiert, daß Teile seiner Auflagen liegen bleiben. Ich meine, er lebt von den zu hohen Preisen der andern. Würden die meisten Verleger so kalkulieren wie oben vorgeschlagen, dann wäre die Preisspanne zwischen ihrer und der Knaurschen Produktion geringer, dadurch würde Knaurs Absatzrisiko erhöht, dies zwänge ihn zu einer Erhöhung der Preise, und so würde dieser Verlag sich bald nicht mehr von irgend einem andern Verlag unterscheiden, der moderne Unterhaltungsserien und Klassiker herausgibt. Natürlich hat Knaur überdies alle Vorteile auf seiner Seite, die eben ein Großbetrieb im Kapitalismus genießt, sofern er zu organisieren und zu rationalisieren versteht. Der Fall Knaur liegt ähnlich wie der Fall Ford. Eigne Fähigkeit und die Fehler der Konkurrenz sowie die literarische Anspruchslosigkeit des Publikums machen seinen Erfolg aus. Viele solche Buch-Forde nebeneinander wären nicht möglich: denn diese Preise können nur beibehalten werden, wenn ungeheure Quantitäten produziert werden, und man würde bald den Punkt erreichen, wo jeder Deutsche täglich acht Stunden Bücher lesen müßte, um ein solches Angebot zu verzehren. Es wäre überhaupt interessant, einmal auszurechnen, wieviel Lesestunden pro Tag auf den Kopf des lesefähigen Deutschen entfielen, falls die ganze Buchproduktion wirklich gelesen würde. Natürlich wird nicht einmal die Hälfte dessen, was gekauft wird, gelesen; aber irgendwo existiert eine Grenze der Aufnahmefähigkeit des Publikums, und diese Grenze würde Knaur bestimmt erreichen, sobald die übrigen Verleger nicht mehr zu teuer produzierten. (Es wäre verkehrt, anzunehmen, die Kaufkraft des Publikums sei der wesentlichste Faktor für die Absatzmöglichkeiten eines Verlages. Die Kaufkraft mag den Gesamtkonsum der Bücher beeinflussen, die Kurve der Faktoren aber, welche Erfolg und Mißerfolg eines einzelnen Verlags zeigt, weist so starke Steigungen und Senkungen auf, daß daneben die Kurve der allgemeinen Kaufkraft sich wie eine grade Linie ausnehmen muß.)

Zum Schluß eine prinzipielle Bemerkung: sage ich, das deutsche Buch ist zu teuer, so muß das nicht heißen, die deutschen Verleger und Autoren seien habgieriger als andre Produzenten. Es gibt unter ihnen genug Idealisten (übrigens auch unter den kleinen Sortimentern. Daß Sie, Herr Rowohlt, deren Aushungerung für notwendig halten, beweist nur, zu welch kulturnivellierenden Marktverhältnissen auch hier der Kapitalismus bereits geführt hat.) Gewinn erzielen, widerspricht nicht den sogenannten „guten Sitten" des Kaufmannsstandes, aber auch in unsrer Welt, wo ausbeuten als eine edle Kunst gilt, können Produkte „zu teuer" sein. Und viele deutsche Bücher sind es. Was allerdings bei einem erheblichen Teil im Hinblick auf den Inhalt — nur zu begrüßen ist.

Quadern und Blöcke eines Steinbruchs

von Egon Erwin Kisch

1. Allfälliger Anfang eines Films

Kesselförmige Schlucht, den Ruinen eines römischen Colosseums ähnlich. Zehn Meter hohe Felswände senkrecht abfallend. Auf den vorspringenden, in der Höhe schwebenden Blöcken arbeiten Taglöhner mit Beil und Bohrer, kniend und gebückt wie Bergleute im Schacht, oder auf einem Granitwürfel sitzend, über den sie ihren Rock zusammengefaltet gelegt haben. Vinzenz, ein junger Arbeiter, ärmellose Weste über nacktem Oberkörper, hat aus einer Pulverkanne Sprengstoff in das ausgebohrte Loch geschüttet, Lehm darüber, alles festgestampft und eine Lunte hineingesteckt. Nun holt er eine Schachtel Streichhölzer heraus und schreit „ACHTUNG!!!" Von den Schwebeblöcken springen die Tagelöhner herab, ergreifen ihre Röcke. Die Brecher, die auf der Talsohle beschäftigt waren, mit Keil und Hammer bereits abgebrochene, riesenhafte Gesteinsstücke in Würfel zu zerteilen, — alle rennen aus dem Kessel, über „Figuren", zu hohen Stößen aufgeschichtete Granitwürfel, hundert Meter weit zu einer steingedeckten Bude. Unterwegs begegnen sie Magda, die, ein Kind am Arm, aufgeregt umherläuft, und jedesmal die Richtung wechselt, wenn der trichterförmige Ruf ertönt: „ACHTUNG!!!" Die Arbeiter zeigen ihr, wo sie sich verstecken soll. Vinzenz hat inzwischen die Lunte entzündet und jagt nun selbst dem Steindach zu. Magda und er erblicken einander, in diesem Augenblick ein furchtbarer Knall, Steinregen prasselt. Die Arbeiter rennen wieder zurück, sie wollen sehen, ob ihnen die Explosion einen günstigen Block beschert hat. Nur Vinzenz geht langsam. Er kommt zur Sprengstelle, da die andern Arbeiter bereits die neuen Blöcke prüfend umgehn. Sein Blick ist ins Tal gerichtet, wo Magda, das weinende Kind beruhigend, zum Steinbruch schaut.

2. Drei Kategorien von Menschen, drei von Steinen

Die Menschen unter den Steinen, die Steine unter den Menschen zerfallen in je drei Gruppen: Taglöhner, Taglöhner mit Akkordzulage und Akkordarbeiter, — Schotter, Grundstein und Quader. Das ist hier ein himmelweiter Unterschied, ob einer 22 Tschechokronen fixen Tageslohn erhält, oder ob er es auf 25 bis 31 Tschechokronen bringt — auf mehr unter keinen Umständen, denn ein Quadratmeter (25 bis 26 Quadern) ist das höchste, was er in einem Tag schaffen kann. Und für den Stein, wenn anders er eine fühlende Brust hat, mag es einen Unterschied bedeuten, ob er als Quader in die Stadt einziehen darf, oder ob er sein minerales Leben als Grundstein unter der Landstraße beschließt, oder ob er gar nur als Schotter auf den Weg gestreut wird. Die Menschheit aber fährt ohne Seitenblick am Steinbruch vorbei, wo Menschen für sie arbeiten, über Straßen, wo Steine für sie liegen, das alles sind Dinge, die selbstverständlich sind, und wenn die

Steinbrecher sich auflehnen wollten und die Steine sprechen, so könnte man die einen durch Maschinen und die andern durch Asphalt ersetzen.

3. Karriere machen

heißt, wenn der Pächter des Bruchs einen Arbeiter als Steinmetzgehilfen in die Stadt nimmt. Ein großes Stück Syenit, Basalt oder Granit, das nicht verunstaltet ist durch schwarze Flecken, „Kerne" genannt, und nicht durchgestrichen von einer Quarzader, geht gleichfalls zum Steinmetz. Kann ein Grabstein werden. Aber das alles kommt nur ganz selten vor, etwa alle zehn Jahre einmal. Greise hängen seit vierzig Jahren am Felsen, und ihre Söhne werden auch keine Bildhauer werden.

4. Arbeitseinteilung

Die Tagelöhner sind teils mit dem Lossprengen vom Felsenmassiv, dem „Schießen", beschäftigt, teils bereiten sie die gebrochenen Blöcke zum Zerteilen in Quadern vor: ein rechteckiges Flächenmaß zeigt ihnen die Stellen, wo sie den spitzigscharfen Eisenkeil einzutreiben haben; saust der Hammer auf das Gesteinsstück nieder, so zeigt sich die Verbindungslinie zwischen den Eisenkeilen als schnurgerader Sprung, und beim nächsten Block zerfällt der Block in zwei lange Prismen. — Nun kommt der Brecher, fest besoldet, aber vom Akkordarbeiter an dessen Lohn beteiligt, um das langgestreckte Prisma vermittels Keil und Hammer in Quadern zu spalten, 16 Zentimeter hoch, 16 Zentimeter breit, 28 Zentimeter lang. — Der Bossierer schlägt mit einem Cyklopenhammer die Flächen und Gesimse glatt. „Hart wie Stein?" Es sieht aus, als ob er weiches Zinn behaue. Erst wenn man den Hammer zu heben versucht, begreift man, weshalb der Granit sich ihm hingibt, keinen Widerstand leistet. „Hoho", lacht der Alte, „meinem Hammer kann nur ich einen Kuß geben!" Und den langen Stiel am untern Ende fassend, schwingt er mit einer Hand den Hammer, bis der riesige Eisenkopf vor seinem Munde ist. „Hoho, jetzt kann ich meinem Hammer einen Kuß geben!"

5. Ein Automat beginnt zu schreien

Kein Aufschrei einer Kreatur, keiner des Entsetzens, des Schmerzes, des Hilfewollens und der Warnung klingt dem Hörer gellender ins Ohr als der unvermutete Aufschrei einer Maschine. Wenn das Nebelhorn eines fernen Schiffes ununterbrochen, ununterbrochen stöhnt, wenn eine Lokomotive nach Rettung brüllt oder die Fabriksirene mitten in der Arbeitszeit zu schrillen beginnt, so ist es nicht die Lautheit des Tons, die uns erregt, viel lautere Geräusche ertragen wir, wenn sie zum Gang der Maschine gehören, nein, uns erregt nur ihr außertourlicher Aufschrei, auch dann, wenn wir ihn nicht hören, sondern bloß sehen, wie die plötzlich rauchende Fabriksirene russischen Filmen. Das ist es, was den Hörer zittern läßt: der eiserne Apparat, der doch fühlloser Ersatz des Menschen sein soll und nichts andres, bekommt plötzlich Stimme. (Wie

der Stumme, dem der Schrecken die Sprache wiedergibt.) Und wenn der Arbeiter in den Steinbrüchen, der zu wortlosem Hacken und zu wortlosem Spalten hierhergestellt und kaum mehr unterschieden ist von der Maschine, die ihn eines Tages ablösen wird, wenn dieser stumm hämmernde und stumm meißelnde Arbeiter vorgeschriebenerweise sein „Achtung" schreit, gerät man in Erregung. Unmittelbare Gefahr besteht noch nicht, er läßt ja zwischen dem ersten Signal und dem Entzünden der Lunte drei Minuten verstreichen und sieht sich um, ob nicht jemand in der Gefahrenzone blieb. Überraschend kommt sein Ruf auch nicht, man weiß, daß gesprengt wird, mehrere Male im Tag wird „geschossen". Und dennoch werfen selbst alte Arbeiter, — sie haben viele Unfälle, aber grade beim Sprengen keinen gesehn — Hammer und Meißel hin und eilen davon in einer Hast, die nichts weniger panikartiges an sich hat, als die der Magda im obenstehenden Entwurf zu einem Filmbeginn. ‚Ein Schrei ertönte! Eine Maschine, die nur um ihrer Kolbenstöße willen vorhanden war: der Arbeiter, der nur um seiner Armhiebe willen vorhanden, also eine Maschine war, erlebt plötzlich ein andres Organ, bekommt plötzlich Stimme. Die Stimme eines Menschen!!!

6. Das Werkzeug

Mittelalterlich haust der Schmied in seiner Hütte am Felsenkessel, bewegt den Blasebalg und hämmert Hämmer. Seine Hauptarbeit: Keile schmieden, Keile spitzen und Keile schärfen, denn die werden stumpf, wenn sie auf Granit beißen, fünfundzwanzig bis dreißig Keile verbraucht ein Steinbrucharbeiter im Tag. Der Schmied legt die Stücke in eine Reihe vor sich, ununterbrochen neue, „wie ein Schuster mach ichs, Zwecken neben Zwecken, nicht?" — Ein Werkmeister regiert den Bruch, treibt zur Arbeit an, zahlt die Löhne aus, mißt die Figuren, die aufgeschichteten Quadern, ordnet ihren Transport von der schmalspurigen Werkbahn zur breitspurigen Staatsbahn, schreibt die Rapporte.

7. Mensch unter Steinen

Nicht nur der Hammer, der den Stein glättet, auch die Hand, die den Hammer schwingt, muß hart sein. Wie Schlacke sieht die Handfläche eines Steinbrechers aus. Jeder trägt einen Verband um den rechten Daumen und den rechten Zeigefinger, — die Alten, weil sie verletzt sind, die Jungen, um sich vor Verletzung zu schützen. Denn an der Schlagfläche des Keils bilden sich Zacken, die die Haut ritzen. Die Augen der Arbeiter sind entzündet vom Steinschlag oder vom Steinstaub. Von andern Berufsverletzungen ganz zu schweigen.

8. Der Roman eines Pflastersteins

wäre zu schreiben. Die Tatsache, daß auch steinerne Landsleute gemeinsam in die Stadt kommen, die gleichen Hammerhiebe gleichzeitig erfahren, nebeneinander in die Erde ge-

stampft, ihr Leben verbringen! Und der Arbeiter vom Bruch, der diesen Stein zuende bossiert hat, obwohl schon Feierabend war: er fehlt ihm zum Meter, bald soll ja geheiratet werden. Das Mädchen im Steinbrecherdorf aber wartet nicht, sie hat es satt, zu warten, und da um halbsieben der Liebhaber nicht zum Stelldichein kommt und eben zu dieser Zeit der Herr Disponent sie wieder, halb im Scherz, einlädt, ins Auto zu steigen, so fährt sie mit. In die Stadt. Dort verblaßt der rote Strich, den der Werkmeister, weil grade hier der Meter endete, auf den letzten Stein gemacht hat. Viele Absätze vieler Mädchen gehen auf diesem Strich, beinahe ganz verschwindet die Farbe, aber eines Tages rötet sich der Stein wieder: vom Blut seiner Landsmännin, die aus dem Fenster sprang.

Aus der Ferne von Theobald Tiger

Mein Bett steht auf der menschenleeren Insel,
und drum herum ein kleines Haus;
bei mir ist Courteline, ein Seifenpinsel,
und nachts zur Unterhaltung eine Maus.
Hier gibt es keine Wasserleitung,
mein Essen kocht ein vegetarscher Greis;
ich bin seit Wochen ohne Zeitung ...
Sag mir nichts —
ich weiß.

Ich weiß, die Volkspartei berät mit Scholzen,
ob sie und oder ob sie nicht;
ich weiß, daß sie in China sich verholzen;
ich weiß, im Blatte prangt manch arm' Gesicht.
Die Wandervögel wolln nach Flandern wandern;
Herr Liedtke kriegt den nächsten Schönheitspreis,
und eilt, beim Golf, von einem Loch zum andern ...
Sag mir nichts —
ich weiß.

Herr Wolfgang Goetz machts immer noch historisch;
Herr Nobile ist eigentlich eine Frau;
der Leitartikel fordert kategorisch;
Herr Thomas Mann bemüht sich.
Börse flau.
Herr Strauß tut seine Impotenz vertonen.
In Bitterfeld tagt still und leis
der Reichsverband vertriebener Embryonen ...
erzähl mir nichts —!
Eis
Mais
Reis
...

Elegisches Marienbad von Lisa von Schoenebeck

Dreierlei interessiert die Kurgäste dieses Bades mit dem hübschen Vornamen. Zunächst das, was „streng modern" ist. Anders wenigstens kann man sich die vielen Schilderchen mit den entsprechenden Inschriften nicht erklären, die die schönen Gegenstände in den Schaufenstern zieren, von den herzigen Wiener-Strickwaren bis zu den „original english" Unterhosen und den patentierten Wetterhäuschen. Ich hätte gar nicht gedacht, daß die Mode so streng ist. Hoffentlich auch gerecht nach den Vorbildern jener strengen aber gerechten Masseusen.

Ferner sind die Badegäste wild auf die Anzahl der Kuraufenthalte, die hier schon von einer einzelnen Person, und zwar möglichst hintereinander effektuiert worden sind. 32-, 41-, 57mal waren Frau Fabrikant Piperbusch aus Zwickau und Herr Großkaufmann Taubenschlag aus Kattowitz hier. Worauf dieser bewundernden Feststellung hinzugefügt wird: „Ja, ich denke, daß auch ich...", im Tone einer Hoffnung und fast eines Gelübdes. Ungefähr so: „Lieber Gott, mach, daß ich so alt werde, und ich will auch immer artig nach Marienbad kommen." Als ob sie annähmen, der Herrgott sei mit Aktien an dem Bade beteiligt. Was auch sehr möglich ist. Warum sollte er es sonst schon so lange protegieren? Daß er kapitalistischen Grundsätzen huldigt, hat er oft genug durch Jahrtausende bewiesen. Erst neulich wieder bei dem nürnberger Eisenbahnunglück sind die Schlafwagen verschont geblieben. „Laßt wohlsituierte Leute lange leben..." Wer wollte ihm, dem Besitzer so vieler erfolgreicher Unternehmungen, von denen die katholische Kirche nicht das schlechteste ist — solche Ideen übelnehmen? Nur höchst ungern entschließt er sich, einen Milliardär bei einer Schiffskatastrophe und nun gar erst bei einem Kriege umkommen zu lassen. Kann gar nicht passieren, oder höchstens durch das Versehen eines subalternen Engels in der Buchhaltung.

Und wir kommen nunmehr zum dritten und Hauptinteresse der Badegäste: ihren Gewichtsverhältnissen.

Da werden Zahlen genannt von schweren Personen, die sonst nur bei schweren Papieren vorkommen: 380, 460 und höher. Leider sind die Gewichtsrückgänge nicht entsprechend, zwanzig, dreißig, höchstens fünfzig! Ich verstehe nicht, warum die Leute nicht umrechnen — analog dem Stande der Tschechenkrone. Die Deutschen müßten mit acht multiplizieren: „ich habe 320 Tschechenpfund abgenommen", wie anders klingt das.

Doch die Herrschaften haben noch ganz andre Sorgen, wenn sie nach Brunnen und Bad am Nachmittag durch den hellgrünen, duftigen Böhmerwald wandeln, der zu den Kurmitteln des Ortes zählt. Da wendet sich das Gemüt tiefern

Problemen zu und laut schallend wird in der Abenddämmerung über die Entstehung der schönen Bezeichnung „Nutte" verhandelt. Nur ein Reh, das grade aus all dem vielfarbigen Grün und Braunrot auf die kleine Waldwiese spaziert, will dies gar nicht, gar nicht wissen. Es geniert sich sogar ein bißchen! Und eine Drossel, die ganz munter umhertrippelt, wie ein spielendes kleines Kind, die pfeift sogar darauf. Eben arme, unvernünftige Tiere ohne höhere Interessen. Wem hätte wohl der alte vierundsiebzigjährige Herr recht gegeben, der, wie die Inschrift besagt, im Jahre 1823 dort wohnte, wo jetzt Goethowo-Platz heißt. Goethowo, nicht mehr und nicht weniger. Der tapfere Tscheche forcht sich net. Sogar Restaurant und Café, in der ganzen übrigen Welt geheiligte einsprachige Werte, hat er nit lassen stahn und sie frisch und munter in „Restaurace" und „Kavarna" verwandelt (wobei man an Karneval denken muß, was sich ja auch gut miteinander verträgt).

Die deutsch-böhmische Ausdrucksweise gibt übrigens der Konkurrenz an Unverständlichkeit nichts nach: saurer Rahm verbirgt sich hier erfolgreich hinter dem Pseudonym „Schmetten". Ein Vorschlag an die tschechische Unterrichtsbehörde für Anfangsexerzitien deutsch-böhmischer Schüler: „Goethowo trinkt Kavarna mit Schmetten im Restaurace." Beide Sprachen ebenso sinnig vereint wie in den Satzgebilden andrer Grammatiken.

Doch dies nur nebenbei. Das Goethehaus steht also an dem zu ihm gehörigen Platze und sieht, weiß gestrichen mit grünen Läden, niedrigem Dach und altmodischen breiten Fenstern sehr hübsch aus. Es scheint nicht viel daran geändert zu sein. Wenigstens äußerlich nicht. Innen ist es ein Miethaus, in dem alle möglichen Leute wohnen. Wie damals schließlich auch — bis auf den Einen. Immerhin — ein Heim für dicke Dichter hätte man daraus machen können. Aber vielleicht würde es an Material gefehlt haben.

Der alte Herr da drin hat damals keine Zeit für vernünftige Betrachtungen über den Badeort gehobt. Er war mit seinen Gedanken zu ausschließlich bei einem jungen Mädchen und den unendlich wichtigen Begebenheiten zwischen ihr und ihm: zum Beispiel ihrem Geschenk eines geschliffenen Brunnenglases zu seinem Geburtstag. Es war ihm wichtiger als sein Ruhm und als sein Leben, wichtiger als Alles, was er von der Welt und ihrem Inhalt wußte, und das war nicht wenig. Aber daran dachte er nicht mehr, sondern nur an das junge Mädchen.

Aber daß es so etwas geben kann, daß es gefühlt worden ist, da drin in dem niedrigen Haus, hinter kunstvoll geschnittenen Bäumen. Daß so Einer alles vergessen konnte, die Welt und sich selber, weil sein Herz in Flammen stand. Das tröstet über manches; beinahe über die marienbader Kurgäste. Und ist schöner als Radio und Merzedes-Benz SS Wagen und Lichtreklame und Hollywood.

M. d. R. als Aufsichtsräte von Morus

Wirtschaftsvertreter im Reichstag

Während die Abgeordneten beinah schon wieder vergessen haben, wie sie zu ihren Mandaten gekommen sind, legen die Wirtschaftsverbände, denen sie es verdanken, vor ihren Mitgliedern sorgfältig Rechnung ab. In den Verbandszeitschriften kann man jetzt häufig lesen, wieviel von den eignen Leuten in den Parlamenten gelandet sind. Auch der Spitzenverband der deutschen Arbeitgeber gibt schlicht und sachlich bekannt, daß im neuen Reichstag 78 Abgeordnete und im Preußischen Landtag 53 Abgeordnete „der Industrie nahestehen."

Nach welchen Grundsätzen die Arbeitgeberliste, die bereits durch die Presse gegangen ist, hergestellt sein mag, vermögen wir nicht zu deuten. Der Kreis der Abgeordneten, die der Industrie nahestehen sollen, ist sehr weit gezogen. Man hat das gesamte Handwerk miteinbegriffen: Schornsteinfegermeister und Friseure, Fleischer und Tapezierer. Aber auch dann bleibt es noch rätselhaft, weshalb der marburger Kirchenrechtler Bredt, von dessen industriellen Beziehungen bisher wenig zu sehen war, zu den Industrieparlamentariern im engeren Sinne gerechnet wird, während der kölner Professor Moldenhauer, Versicherungsspezialist und Verbindungsmann der I. G. Farbenindustrie zur Deutschen Volkspartei, nur unter den Wirtschaftsvertretern „im weitern Sinne", in einer Kategorie mit den Handwerksmeistern, rangiert. Doch es lohnt wohl nicht, darüber Medidationen anzustellen.

Bemerkenswerter ist das Gesamtergebnis dieser Parlamentsstatistik, nach der alles in allem nur sechzehn Prozent der Reichstagsabgeordneten und sogar nur elf Prozent der preußischen Landtagsabgeordneten von den Arbeitgebern der Industrie und ihrer Nachbarbezirke gestellt werden. Aber die Aufstellung entspricht ungefähr der Berufszählung im neuen Reichstags-Kürschner. Danach gibt es seit den Maiwahlen im Reichstag 18 Angehörige der Industrie, 22 Gewerbetreibende und 18 Kaufleute, im ganzen also 58 Männer der „Wirtschaft", wenn man von den beratenden Anwälten und Universitätsprofessoren absieht. Das Häuflein ist ziffernmäßig erstaunlich klein, und man wundert sich zunächst, wie diese fünf Dutzend, von denen ja auch noch nicht alle Riesen sind, die Wirtschaftsgesetzgebung beherrschen, die industriellen Hochschutzzölle durchsetzen und die Sozialpolitik nach ihrem Willen modeln.

Der Vorgang wird etwas verständlicher, wenn man den Gotha der deutschen Wirtschaft, das Adreßbuch der Direktoren und Aufsichtsräte, zu Rate zieht und in diesem Buch der Bücher einmal nachschlägt, mit welchen der größern Gesellschaften unsre Parlamentarier in aller Form liiert sind. Auch dabei ist das Resultat der Zahl nach nicht überwältigend. Aber wenn man weiß, daß es im allgemeinen genügt, wenn aus einer Branche oder aus einem Konzern ein Mann in den maßgebenden Fraktionen sitzt, so wird die Sache doch schon um eine Nuance klarer. Im ganzen haben nach unsrer Zählung

von den 490 Mitgliedern des neuen Reichstags 72 Abgeordnete Verwaltungsposten in den Industrie- und Finanzgesellschaften. Bei der Vielseitigkeit mancher Parlamentarier bringen es die 72 Mann auf insgesamt 276 Aufsichtsratssitze.

Die Spitze halten auch diesmal wieder die Demokraten. 11 von ihren 25 Fraktionsmitgliedern sind nebenher Aufsichtsräte, und zwar gleich siebenundachtzigfache Aufsichtsräte. Diese Rekordziffer kommt allerdings vornehmlich durch die Rührigkeit des Rechtsanwalts und Hansabundpräsidenten Hermann Fischer zustande, dessen Aufsichtsratskollektion auf 49 Piecen angewachsen ist. Aber auch Peter Reinhold hat mit seinen 12 Aufsichtsratssitzen wesentlich zur Besserung der Statistik beigetragen.

Trotz diesen imposanten Ziffern gebührt der Deutschen Volkspartei, dem Gewicht nach, entschieden der Vorrang. Von ihren 45 Mitgliedern sind 17 sichtbar mit Aktiengesellschaften verbunden. 78 Aufsichtsratsämter, wohlverteilt, halten hier den Konnex zwischen Politik und Privatwirtschaft aufrecht. Das reichste Sortiment hat Herr von Raumer zusammengebracht, dessen 19 Aufsichtsratsposten größtenteils auf die Elektrizitätsindustrie entfallen. In weitem Abstand folgen der Generaldirektor Köngeter vom Stumm-Konzern, der Kaliindustrielle Albrecht und der frühere Reichswirtschaftsminister Becker. Der schwerindustrielle Einschlag ist nicht so stark wie früher, aber dafür kann die Deutsche Volkspartei sich rühmen, über ein besonders reichhaltiges Lager an Aufsichtsräten zu verfügen. Ihr Wirkungskreis reicht vom Stahlverein und der I. G. bis zu der United Cigarette Machine Company, die der Abgeordnete Doktor Schneider betreut.

Gegen diese Fülle der Genüsse wirkt das Register der Deutschnationalen gradezu ärmlich. Was sind, bei einer Fraktion von 79 Mann, 13 Industriefunktionäre und 45 Aufsichtsratsposten? Gewiß, es sind die vorzüglichsten Namen darunter, und wenn Hugenberg wollte, könnte er seine 11 Aufsichtsratssitze aus eignen Beständen wahrscheinlich mühelos verdoppeln. Und nicht die Zahl macht den Mann, sondern der Mann macht die Zahl. Die Galerie der deutschnationalen Aufsichtsräte ist klein, aber oho.

Der Aufsichtsratsbesitz des Zentrums ruht auf zwei starken Säulen: von den 45 Industrieposten, mit denen man Zentrumsabgeordnete bedacht hat, hält Florian Klöckner 10 und Clemens Lammers 11 besetzt. Klöckner ist heute noch der reichere, aber Lammers wohl schon der mächtigere von beiden. Die übrigen Aufsichtsratssitze des Zentrums verteilen sich auf 14 Abgeordnete.

Die Sozialdemokratie ist seit der Barmat-Affäre vorsichtiger geworden. Gustav Bauer ist in der Versenkung verschwunden, Ernst Heilmann hat seine privaten Aufsichtsratsämter niedergelegt. Die 11 Aufsichtsratsposten, die sich auf 7 sozialdemokratische Abgeordnete verteilen, beziehen sich sämtlich auf öffentliche oder Gewerkschaftsinstitute.

Die kleinen Parteien der Mitte und der Rechten sind für die Großindustrie ohne Interesse, infolgedessen ist der Auf-

sichtsratsbestand dieser Parlamentsgruppe noch geringfügig. Immerhin bringt es die Wirtschaftspartei bereits auf 8 Verwaltungsstellen, wovon der Abgeordnete Sachsenberg dank seinen Beziehungen zu Junkers allein 6 behütet. Kommunisten und Nationalsozialisten sind in aufsichtsrätlicher Beziehung abstinent, die Nationalsozialisten vielleicht nicht ganz freiwillig.

Alle diese 72 Aufsichtsratsparlamentarier sind selbstverständlich, wie die Reichsverfassung es vorschreibt, „Vertreter des ganzen Volkes. Sie sind nur ihrem Gewissen unterworfen und an Aufträge nicht gebunden."

Morgan und Hoover

Wir habens, bis zur nächsten Reichstagsauflösung, hinter uns, Amerika hat es dieses Jahr noch vor sich. Da der Ölskandal und das Korruptionssystem unter der Ära Harding ein Hauptagitationsmittel der Demokraten gegen die Republikaner ist, bemühen sich die Republikaner, durch Publizierung der Wahlkosten den Eindruck hervorzurufen, als ob diesmal bei ihnen alles mit größter Offenheit und Lauterkeit zugeht. Die Nominierung Hoovers in Kansas City, heißt es jetzt in der amerikanischen Presse, hat 312 000 Dollar gekostet. Ganz genau wird darüber Rechenschaft gegeben, wer dieses Geld aufgebracht hat und welche Bankiers und Industrielle sich mit fünf- bis zehntausend Dollar daran beteiligt haben.

Die Methode ist fast zu treu, um wahr zu sein. In der Tat kostet der Wahlapparat der beiden amerikanischen Parteien, die ihre Agitation fast ausschließlich durch bezahlte Berufspolitiker betreiben, weit mehr. Die großen Bank- und Industriegruppen haben auch alle Ursache, bei den Präsidentschaftswahlen freigebig zu sein, denn es geht ja darum, ob sie in den nächsten vier Jahren auf der Licht- oder auf der Schattenseite des Weißen Hauses stehen werden.

Das größte Risiko trägt diesmal Morgan, der durch seine Liaison mit dem Staatssekretär Mellon während der letzten Wahlperioden der bevorzugte Staatsbankier war. Freilich wird das Haus J. P. Morgan auch bei einem Siege der Republikaner seine Machtstellung wohl nicht behalten, denn es ist kein Geheimnis, daß ein früherer Sekretär und Intimus von Hoover in der Leitung des Bankhauses Kuhn, Loeb & Co. sitzt und dadurch die freundschaftlichen Beziehungen dieses Hauses zu dem künftigen Präsidenten der Vereinigten Staaten gewährleistet sind.

Die großen amerikanischen Trusts setzen aber politisch niemals auf eine Karte. Es ist alter, erprobter Brauch, in Wallstreet ebenso wie in Detroit, daß jede führende Firma einen ihrer leitenden Männer bei den Republikanern und einen andern bei den Demokraten hat. Bei Morgan ist John Pierpont Morgan selbst Republikaner, Lamont Demokrat. Bei Kuhn, Loeb war Schiff Demokrat, Otto H. Kahn Republikaner. Bei General Motors ist Fisher Republikaner und Pierre Dupont Demokrat. So hat man in Washington Rückendeckung, wie auch die Wahl ausfällt.

Bemerkungen

„d'ailleurs"

Wo der Deutsche auf jemand „beese" ist, hat der Franzose seine médisance, die leise tötet. Eine der feinsten Giftzähne dieser Schlange heißt: „d'ailleurs" — übrigens . . . so ganz nebenbei . . .

„d'ailleurs" liegt in Relativsätzen eingebettet, am Anfang oder am Schluß, und unbeweglichen Gesichtes tötet der „salonnard", wie Daudet das nennt, seinen Feind, und wenn es gar eine „salonnarde" ist, dann kann man etwas erleben. Kommt bei uns die Rede auf einen Unbeliebten, dann krempeln sich die Männer die Ärmel hoch, die Frauen laufen rot an und nehmen einen Anlauf („In welchen Salons verkehren Sie, Herr Panter?" — In Ihrem, gnädige Frau), und los gehts, daß die Späne stäuben. Nichts davon in Frankreich.

Jedes Mal, wenn ich über den tiefen Untiefen dieser Küstenstriche daherplätschere, freue ich mich auf einen Augenblick, der unweigerlich eintritt, so oft Menschen vom Nebenmenschen reden, was meistens nicht so sehr hellgrün ausfällt. Niemals: „Ich wer Ihn mal was sahrn: das ist ein ganz großer Schieber!" — sondern die Stimme wird kaum gehoben, ein Relativsätzchen, ein kleines: „. . . qui n'est pas très riche d'ailleurs . . ." Aus. Der Andre hat sofort verstanden — der nicht sehr Reiche ist tot, erledigt, gar nicht mehr vorhanden, denn das heißt: er tut bloß so, es ist alles nicht wahr, Gott strafe ihn, mißtrauen Sie diesem Kerl, pfui! nieder! auf ihn mit Gebrüll.

Hier wird alles nebenbei erledigt. Die Hauptsache liegt in den Nebensätzen, die Nebensache steht vorn und ist Paravent, Geschützschild und die „Wand" des Sommernachtstraumes. Unmöglich, ein Gespräch mit der Hauptsache zu beginnen. Leise strecken sich erst die Fühler der Konvention aus . . . „Ça, va? Et votre femme? Ah, vous savez, après les élections . . ." alle Dreschmaschinen arbeiten und legen riesige Haufen leeren Strohs beiseite . . . Bis dann plötzlich, beinahe zu guterletzt, die Hauptsache in einem Nebensätzelchen auftaucht . . . „Apropos . . ." Und dann gehts los.

So werden hier Reputationen gemacht und Reputationen vernichtet, ganz leise geht das; die kleinen Steine, die jedes Mal von einem stolzen Gebäude abbröckeln, rieseln fast unmerklich zu Boden. Jede Dame hat eine lange Nadel, mit vergifteter Spitze, die in der Sonne grünlich blinkt . . . „Son mari qui d'ailleurs fréquente un monde un peu spécial . . ."

Nehmen wir uns ein Beispiel und traktieren wir nicht mehr unsre Minister, strebenden Regierungsdirektoren und Pressechefs mit Tritten in den Popo. So wollen wir denn in Frieden mit dem Herrn Botschafter leben, qui en abusant de son métier n'est pas trop intelligent d'ailleurs . . .

Lasset uns fortan in Nebensätzen wirken wie unsre Erbfreunde, die Franzosen.

Peter Panter

Liebknecht, Bebel und — Fridericus

Kurt Kersten hat hier vor längerer Zeit zwei Bände der Sammlung „Redner der Revolution" besprochen. Jetzt hat er selbst in dieser Sammlung (im Neuen Deutschen Verlag, Berlin) zwei Bändchen herausgebracht und mit guten, knappen Vorworten versehen. Das eine enthält Reden von Wilhelm Liebknecht, das andre Reden von August Bebel.

Das waren doch noch Kerle, diese zwei Sozialdemokraten. Die ganze Führerschaft der heutigen Sozialdemokratie bringt nicht im entferntesten so viel Frische, Klarheit, Schärfe und Tapferkeit: Angriffslust und Angriffsbereitschaft auf wie ihre Begründer. Sie ist nicht die Partei der Söhne, der Jungen, sie, die des Vaters wirklichen

und leiblichen Sohn ermorden lassen konnte, ist die Partei der Groß- und Urgroß ... mütter, selbst wenn man einmal die Noskiten als nicht zur Partei gehörig betrachtet. Mit fast allem, was sie tun, desavouieren die heutigen sozialdemokratischen Führer Wort und Werk ihrer „Alten". — Was könnte das für eine Partei sein, und was könnte sie wirken und bewirken, wenn sie im Geiste Wilhelm Liebknechts, im Geiste August Bebels Politik machen und führen würde.

Die Reden dieser zwei Streiter mußten — zu mindesten in Auszügen — neu aufgelegt werden. Und es ist gut, daß Kersten das getan hat. Denn er hat es so getan, daß die Auswahlen praktischen Gegenwartswert haben. Verstaubtes und Erledigtes ist nicht mit aufgenommen worden. Und alles, was in den zwei Bändchen steht, ist wirklich wichtig und aktuell, ganz besonders für eine Zeit, in der man — und nicht nur in der Sozialdemokratie — verlernt hat, klar und deutlich auszusprechen, was ist. Und das ausgesprochen werden muß, will man nicht als Politik bezeichnen, was zum Beispiel das Zentrum darunter versteht.

„In Zeiten der Revolution ist die Diktatur nötig; . . . die Diktatur . . . des Volkes, der Arbeiter", bekannte Wilhelm Liebknecht 1872 vor dem leipziger Geschworenen - Gericht. Die Scheidemann und Genossen haben, als ihnen die Macht auf die Bettdecke gelegt wurde, aber auch nicht einen Augenblick solchen „kommunistischen Unsinn" gedacht. Und gewiß würden sie einen Mann aus der Partei entfernt oder doch kaltgestellt haben, der, wie Liebknecht 1893, gewagt hätte, dem Militarismus jeden Pfennig zu verweigern und ihm zu sagen: „Mag er zugrunde gehen".

Wie recht hatte Bebel, als er auf dem magdeburger Parteitag 1910 erklärte: „Wenn ich als Sozialdemokrat in ein Bündnis mit den bürgerlichen Parteien eintrete, so ist tausend gegen eins zu wetten, daß nicht die Sozialdemokraten, sondern die bürgerlichen Parteien die Gewinnenden, und wir die Verlierenden sind." Nicht recht behalten hat dieser Sozialist leider, als er für seine eigne Partei prophezeite: „Wenn es einmal zur Entscheidung kommt und das Zentrum sich sagt: jetzt können wir des Sozialismus nicht mehr Herr werden — dann setze ich tausend gegen eins, werden die Prediger der christlichen Liebe, die jetzt für die bürgerliche Ordnung eintreten, . . . auch für den Sozialismus eintreten . . . Es (das Zentrum) wird freilich bei uns seine Rechnung nicht finden". Nun — es hat sie gefunden und über und über bezahlt bekommen. Und als August Bebel, „der Todfeind dieser bürgerlichen Gesellschaft und dieser Staatsordnung", 1911 gelegentlich der Marokkodebatte im Reichstag sagte: „Hinter diesem Kriege steht der Massenbankerott, steht das Massenelend, steht die Massenarbeitslosigkeit, die große Hungersnot", da rief ihm die Rechte ihre „ewige" Wahrheit zu: „Nach jedem Kriege wird es besser!" — Das haben wir ja nun am eignen Leibe erlebt; doch die Reaktion sitzt — mit Hilfe der Urgroßmütter — schon wieder so fest im Sattel, als ob nichts, gar nichts geschehen wäre.

Und wenn sie ihren Wilhelm erst wieder holt, dann dürfte ein Buch verboten werden, das ebenfalls Kurt Kersten für die Malik-Bücherei (im Malik-Verlag, Berlin) zusammengestellt und herausgegeben hat: „Fridericus und sein Volk". Hier gibt es keine „Hetzereien" und Pamphlete, keine Äußerungen aus dem gegnerischen Lager, nur wenige Stellen aus den Schriften führender Geister jener Tage, und in der Hauptsache nur Verordnungen, Gesetze usw. und Dokumente von Beamten des Königs selbst. Doch grade die zeigen das Regime des „Philosophen von Sans-

souci", des Renommierförschten der Hohenzollern, in seiner ganzen Heuchelei, Brutalität und Schamlosigkeit.

Man soll diese Sammlung und die Bändchen Liebknecht und Bebel, wo man nur kann, empfehlen und verbreiten, damit sie dazu beitragen, daß es uns nicht noch „besser" geht, und daß die Zeiten nicht noch „herrlicher" werden.

Arthur Seehof

Der geschundene Platon

Endlich ist es gelungen, auch den Trank des großen Platon dem modernen Leser mundgerecht zu machen. Das Rezept für den Platon-Cocktail ist höchst einfach: „Man mische eine schmissige Übersetzung mit einer ungefähren Gedankenwiedergabe, gieße ein Likörglas Kommentar und Erläuterungen hinzu und würze das Ganze mit einem Schuß monarchistischer Propaganda!" Carl Vering, der vortreffliche Mixer, verdient einen Lobgesang. (Carl Vering: „Platons Staat", Frankfurt a. M., Englert & Schlosser.)

Die Fuchserei mit dem griechischen Text ist nun überflüssig; — nur der Nörgler achtet auf Sprachschnitzer, jetzt, wo doch Platon endlich die böse Republik entlarvt. Platon sagt zwar nirgends: „Der Philosoph gleiche einem Tragelaphen" (Vering p. 81), aber warum soll der Übersetzer keine schönen Erfindungen machen?

Man muß auch nicht zu neugierig sein und immer wissen wollen, was von Platon und was von Herrn Vering stammt, denn Platon kann sich ja nicht wehren, wenn Herr Vering seine eignen Gedanken unter Platons Flagge segeln läßt. Vielleicht würde aber der griechische Weise einem Diebstahl seiner Gedanken ruhiger zusehen als diesen gütigen Geschenken.

„Grundfehler" und „Verwechslungen" wirft Vering Platon vor, dafür aber lobt er ihn, weil er die Rassentheorie vorweggenommen hat. Zwar findet Vering im guten Platon viele Stellen, „die ihm wunderlich klingen", er entdeckt, daß Platon den „abstrakten Begriff noch nicht kennt", aber er verzeiht ihm alles; denn die gegenwärtigen Zustände in Deutschland „stimmen mit dem Bilde einer entarteten Demokratie, wie sie Platon im achten Buch der Politeia schildert, so genau überein, daß man kaum einen charakteristischen Zug ausfindig machen könnte, um das Bild noch ähnlicher gestalten zu können." Na, also, was will man noch mehr.

Und dann die herrlichen Hinweise! Platon sagt, daß im kranken Staat die schlechte Verfassung geschützt wird. Herr Vering weiß, wie das gemeint ist. „Siehe das Gesetz zum Schutze der deutschen Republik vom Jahre 1922", merkt er gütigst an. Ach, wie müssen wir dankbar sein für diese Winke. Man freut sich schon im Voraus, bei den Ausführungen Platons über die Besitzlosigkeit der Regierenden einen Hinweis auf die Fürstenabfindungen zu finden; — leider ist da Vering ein Versehen unterlaufen; er hat den Hinweis vergessen. Wer kann auch an alles denken? — Auch die Anmerkung: „Siehe das preußische Dreiklassenwahlrecht" ist leider ausgelassen worden, — und doch spricht Platon so schön über die Herrschaft der Reichen. Gewiß werden diese kleinen Schnitzer in der nächsten Auflage verbessert werden.

S. Weinberg

Kompromiß Venetia

Es ist nicht alltäglich, daß ein junger Unterhaltungsschriftsteller von blendenden Gaben, der sich auf den ersten Anhieb Welterfolg geholt hat, plötzlich seine Ziele weiter steckt, ohne darüber die Vorzüge seines Metiers zu verlieren. Michael Arlen ist bei Kriegsende blutjung und bettelarm mit nichts als einem langen armenischen Namen und mangelnden englischen Sprachkenntnissen in London eingezogen. Dann kamen ein paar

mit früher Virtuosität geschliffene Gesellschaftsromane, die ihn zum Mann des Tages machten. Vor ein paar Wochen zeigten die großen Modemagazine Bilder von der Hochzeit des Herrn Michael Arlen mit der Contessa Mercati in Cannes. Doug und Mary waren Gäste, dazu etliche amerikanische Finanzgrößen, die gelegentlich ein paar europäische Börsen durch den Reifen springen lassen. Schöne Frauen, pikfeine Automobile, Anzüge zum Entzücken; Hochzeit in Cannes. Es ist wie ein Traum von Kasimir Edschmied.

Jetzt stellt sich der erfolgreiche Michael Arlen mit einem vielumfassenden Zeitroman vor, der beweist, daß er in Sybaris nicht entnervt und versüßlicht, sondern nur verfeinerter, hellhöriger und beweglicher geworden ist. Das Buch heißt in der deutschen Ausgabe „Kompromiß Venetia" (Weller & Co., Leipzig), spielt in Krieg und Nachkrieg, zeigt Aufschwung und Hoffnung der Jugend und ihren Verfall und die Kompromisse und die schließliche Einordnung nach allem Spektakel. Das ist mit Bissigkeit und Laune und mit sehr, sehr viel Menschenkenntnis geschrieben. Nichts gemahnt mehr an Galsworthy, den soliden Porträtisten der guten englischen Familie. Dem steckt, auch wo er tadelt, die Ehrfurcht tief in den Knochen. Er ist der Eingeborene, der nicht nur die Gesetze, sondern auch die nationalen Vorurteile achtet. Nicht nur das rapidere Temperament trennt Arlen von dem Chronisten der Viktorianer. Denn er sieht Britannia mit den Augen des Fremden, mit den Augen des nichtgeladenen Ballgastes, der toleriert wird, weil er gut gekleidet und amüsant ist und der seinerseits die ganze Gesellschaft zum Totlachen findet, ohne die Krähenfüße zu vergessen, die geheimer Kummer den Leuten um die Augen gekritzelt hat. Kaum bietet sich dem Gesellschaftskritiker ein besseres Objekt als England, denn nirgends war die Konvention eherner, nirgends ihr Sturz katastrophaler. Das Chaos, fünf Minuten nach diesem Weltuntergang, hat hier seinen damit nicht unzufriedenen Interpreten gefunden. Während Oscar Wilde sein Lebelang in einem Salon seine memorierten Pointen abbläst, Shaw seit vierzig Jahren einen unsichtbaren internationalen Fabierklub apostrophiert, hat Michael Arlen sich mit schöner Ungezwungenheit mitten im geheiligten britischen Schlafzimmer niedergelassen, ohne sich von den von der Schicklichkeit gezogenen Pentagrammen Pein machen zu lassen. Die Heldinnen der englischen Romanciers bleiben sonst immer Klippschülerinnen der Liebe, ihre Sünderinnen reden wie Diakonissen, die sich einen guten Tag machen wollen, und meistens bleibt der Herr Autor die Antwort schuldig, worin die Sünde eigentlich besteht. Man frage einen ergrauten Anglisten wie Wolf Zucker, wann die letzte Romanengländerin im Bett gesehen ward? Man muß wohl in die aufgeräumten Zeiten von Fielding und Smollett zurückpilgern.

Im Mittelpunkt der Geschichte steht Venetia, die schöne Tochter eines Finanzmagnaten, die früh vereinsamt, in dem Dunstkreis einer lasciven väterlichen Lebensführung zu einem seltsam verschlossenen und verschrobenen Geschöpf wird. Jahrelang hat sie eine Liebschaft mit einem viel ältern, verheirateten Politiker, um dann einem erfolgreichen Schriftsteller zuzufallen, ohne den andern aufgeben zu können. Das Kompromiß zerbricht: die beiden Männer sind engherziger, egoistischer als das liebenswürdige Mädchen. Sie pochen auf Besitzrechte, entwickeln desperate Szenen, Venetia aber hat einen vagen Traum von weiblicher Freiheit, von Selbstbestimmung; sie möchte sich schenken. Doch es ist der Bessere von den Beiden noch, der erwidert: „Die weibliche Spitzfindigkeit, daß Frauen nur sich selbst gehören, wird in der

Praxis hinfällig." Venetia geht in eine Ehe mit einem jungen, harmlosen Trottel. Um diese mit Grazie, mit Heiterkeit, etwas Traurigkeit, mit viel Menschenkenntnis und gelegentlich auch einigem Bluff erzählte Geschichte gruppiert der Autor die Figuren einer bestimmten Schicht zwischen 1914—24, Politiker, Finanziers, Zeitungsleute — Piraten und Geplünderte. Wie sie unter sich über den Krieg sprechen, über Irland, über Geschäfte und Streiks, das ist nicht nur erstaunlich scharf dialogisiert, sondern auch oft vor böse schwarze Hintergründe gesetzt. Man weiß nicht, ob dieser Roman eine neue Entwicklung seines Verfassers anzeigt, oder nur die lässige Geste eines Erfolgreichen bedeutet, der in ein paar Jahren einige zehntausend Pfund verdient hat und es sich erlauben kann, dem geschätzten Publikum ein Mal zum Spaß auch die andre Seite seines Talentes zu offerieren. Aber selbst dann möchte man den freundlichen Salut einem Romanschreiber nicht versagen, der empfindet, daß eine männliche Eleganz durch ein Stück Courage nicht verunziert wird.

C. v. O.

Kleine Geschichten

Der in Wien lebende russische Maler Epstein ist ob seiner Derbheit gefürchtet. In einer Ausstellung zeigt ihm ein Kollege ein Bild. Epstein verreißt es nach Strich und Faden. Darob Bestürzung bei den versammelten Kollegen. Man macht Epstein aufmerksam, daß das Bild ein Werk des Malers ist, der seine Aufmerksamkeit darauf lenkte. Epstein stürzt auf den Unglücklichen zu: „Lieber Fraind, nicht wahr, das nächste Mal signieren Sie Ihre Bilder daitlicher!"

*

Der wiener Rechtsanwalt Dr. Hugo Sperber verteidigt einen Einbrecher. Wiederholt unterbricht ihn sein Klient mit Zwischenbemerkungen. Endlich fährt Sperber den Armen an: „Was stören Sie mich in einemfort. Als Sie eingebrochen haben, habe ich Sie auch nicht gestört!"

*

In einer andern Verhandlung hebt der Staatsanwalt als erschwerenden Umstand die Tatsache hervor, daß der Angeklagte die Frechheit besaß, am hellen Tage einzubrechen. Da braust Sperber auf: „Hoher Gerichtshof! Vor einigen Tagen bezeichnete der Herr Staatsanwalt als besonders erschwerenden Umstand die Tücke des Angeklagten, bei Nacht einzubrechen. Heute ist es die Frechheit des Angeklagten am hellen Mittag einzubrechen. Ja, wann sollen denn eigentlich die armen Teufel einbrechen?"

Der Ueberlegene

Die Offizierslaufbahnen in der Reichsmarine. Von Kapitänleutnant Lohmann. In den sechs Jahren seit Erscheinen dieses Ratgebers bei der Berufswahl hat die Reichsmarine in ihrer Entwicklung erhebliche Fortschritte gemacht. Die Ausbildung des Offiziernachwuchses mußte dieser Entwicklung Rechnung tragen. Der Offizier muß den Unteroffizieren und Mannschaften, deren Durchschnittsbildung besser ist als vor dem Kriege, durch allgemeines Wissen, Überblick und Takt überlegen sein.

Verlagsanzeige

Liebe Weltbühne!

Ein fortschrittlicher Schulmann gibt seinen Absolventen im letzten Schuljahr die Aufgabe, über ein Interessengebiet eigner Wahl zu referieren. Ein Schüler bittet um Erlaubnis über Psychoanalyse sprechen zu dürfen.

Darauf der Lehrer nach einigem Nachdenken: „Ja, tun Sie das, die Sache würde mich selbst sehr interessieren, denn ich habe davon schon einiges gehört. Aber lassen Sie bitte das Sexuelle bei Seite!"

Antworten

Zentralkomitee der Internationalen Arbeiterhilfe. „Auf die Aufrufe der bulgarischen Regierung, die von der Erdbebenkatastrophe betroffene Bevölkerung durch Geldspenden zu unterstützen, überwies am 29. Mai die Internationale Arbeiterhilfe sofort als erste Rate 212 855 bulgarische Lewa an ein Arbeiter-Unterstützungskomitee für die vom Erdbeben am schwersten heimgesuchten bulgarischen Werktätigen in Sofia. Es ist selbstverständlich, daß dieses Komitee keinerlei parteipolitischen Zielen, sondern ausschließlich der sozialen Hilfstätigkeit dient. Aus irgend welchen politischen Ursachen, die jedoch in keinem Zusammenhange mit dem Hilfskomitee stehen, wurde der als Empfänger der Summe benannte Vorsitzende des Komitees verhaftet. Und nun geschieht das Unglaubliche. Um sich in den Besitz des Geldes zu setzen, läßt die Polizei im Gefängnis den Vorsitzenden, Asen Boiadjen, den Empfang der Spenden bescheinigen und beschlagnahmt unmittelbar darauf das Geld. Selbstverständlich war das Geld nicht für Boiadjen persönlich bestimmt, sondern für die bulgarischen Werktätigen, denen zu helfen öffentlich aufgefordert wurde. Obwohl die Bulgarische Gesandtschaft in Berlin immer noch nichts von dem Verbleib des Geldes zu wissen angibt, wird von der Polizei in Sofia die Beschlagnahme nicht mehr verheimlicht. Allerdings ist keinerlei Auskunft darüber zu erlangen, wo sich das Geld befindet respective welche Verwendung die Summe, die rechtliches Eigentum des vorgesehenen Empfängers, des Arbeiter-Unterstützungskomitees respective des Absenders und Gebers, der „Internationalen Arbeiterhilfe" ist, gefunden hat. Wie wir hören, beabsichtigt Frithjof Nansen neben verschiedenen andern Organisationen und Persönlichkeiten gegen diesen Vorfall schärfsten Protest zu erheben und die sofortige Freigabe der Geldspende zu verlangen." Es gibt übrigens auch eine „Deutsche Bulgarenhilfe, der viele angesehene Männer des öffentlichen Lebens angehören, die gleichfalls zahlreiche Hilfsgelder nach Sofia überwiesen hat. Wir möchten die Aufmerksamkeit der Herren angelegentlichst auf den Verbleib der von ihnen gesammelten Gelder lenken. Denn wenigstens diejenigen von ihnen, die sich politisch zur Linken rechnen, werden kaum ein Vergnügen bei dem Gedanken finden, die sofioter Polizei mit Subsidien versorgt zu haben.

Neugieriger. Sie fragen, warum wir nicht Alfred Döblin in so einem schönen dicken Geburtstagsartikel „würdigen"? Oh, diese entwürdigend würdigen Würdigungen! Wie fatal schnell da alle Vokabeln bei der Hand sind und die Suada fließt. Denn abgesehen davon, daß die Fünfzigjährigkeit dieses Herrn Dr. med. Alfred Döblin ein gut gelungener Scherz ist, eine kleine Höflichkeit für die Herren von der Akademie, deren Jüngste sich um diesen Jahrgang herum bewegen, hier gilt es nicht mit dem Schermesser der kritischen Bewunderung zu wüten. Hier heißt es nur: mit sehr viel Achtung einen bescheidenen Glückwunsch anbringen und dann zu verschwinden. Und seine Bücher zu lesen, und wieder zu lesen...

Rechtsanwalt Dr. Franz Neumann, Berlin. Zu Hans Natoneks Glosse „Herr Fräser Gustav Schmidt" im vorigen Heft der ‚Weltbühne' schreiben Sie: „Herr Natonek sieht die Stellung der Betriebsratsmitglieder im Aufsichtsrat völlig falsch. Zunächst darf ich ihn darauf hinweisen, daß nach § 35 des Betriebsrätegesetzes die Betriebsratsmitglieder irgendwelche Vergütungen für ihre Tätigkeit nicht erhalten dürfen, da sie ihr Amt als Ehrenamt unentgeltlich wahrnehmen müssen. Dieses gesetzliche Verbot wird auch in der Praxis streng durchgeführt und nur in Ausnahmefällen übertreten. Ein Verstoß gegen den § 35 BRG. ist Grund zur Absetzung des Betriebsrats

wegen grober Pflichtverletzung. Daß die Einrichtung der Betriebsratsmitglieder im Aufsichtsrat keine allzugroßen praktischen Erfolge aufzuweisen hat, ist bekannt. Das wissen nicht nur Arbeitsrechtler und Journalisten, sondern das weiß die große Masse der Arbeiterschaft viel besser, der durch diese Institution durchaus kein „Sand in die Augen" gestreut wird . . . „woran die Erfolglosigkeit der Arbeitnehmervertreter im Aufsichtsrat liegt. Sie liegt zunächst einmal — aber nur zum kleinen Teil — an der mangelnden Vorbildung der Arbeitnehmervertreter selbst. Die zu beheben bemühen sich seit Jahren die Gewerkschaften durch Ausbildung ihrer Vertrauensleute in den verschiedensten Schulen (Akademie der Arbeit Frankfurt a. M., Staatliche Fachschulen in Düsseldorf und Berlin) und Unterrichtskursen. Wer Gelegenheit hatte, an diesen Schulen und Kursen Dutzende von Aufsichtsratmitgliedern zu unterrichten, weiß wie groß der Eifer und die Fähigkeiten dieser Arbeitervertreter sind. Die Erfolglosigkeit dieser Institution liegt aber auch in ihrer Gestaltung selbst begründet. Wenn Herr Natonek sich die Mühe machen will, die ganze Problematik kennen zu lernen, so möge er die Verhandlungen und Berichte des Enquete-Ausschusses (1. Unterausschuß, 3. Arbeitsgruppe Untersuchungen über die Wandlungen in den wirtschaftlichen Organisationsformen, Berlin 1928 bei E. S. Mittler & Sohn) und den Aufsatz von Sparre, des Betriebsratsvorsitzenden in der I. G. Farbenindustrie „Betriebsräte im Aufsichtsrat" in der Zeitschrift „Die Arbeit" 1928, Heft 7 nachlesen. Schuld daran ist zunächst einmal die Tatsache, daß der Aufsichtsrat nicht das geeignete Organ zur Wahrnehmung der betriebsdemokratischen Rechte der Arbeiterschaft ist, weil er nur Kontrollorgan ist, wenn er auch häufig Verwaltungstätigkeit ausübt. Die Möglichkeit, die wenigen Rechte wahrzunehmen, wird den Betriebsratsmitgliedern auch noch dadurch erschwert und unmöglich gemacht, daß die Aufsichtsräte Unterausschüsse bilden, in denen die Betriebsratsmitglieder nicht vertreten sind, eine Umgehungsform, die das Reichsgericht im Prozeß gegen die Mitteldeutsche Kreditbank anerkannt hat, und daß ein großer Teil der Aufsichtsratsaufgaben durch formulare Besprechungen zwischen den Aufsichtsratsmitgliedern vor der formellen Sitzung erledigt wird. Die Arbeiterschaft ist sich der Unzulänglichkeit der Einrichtung bewußt. Sie hält trotzdem an der Vertretung des Betriebsrats im Aufsichtsrat fest, weil dies ein Ansatzpunkt für eine weitere Ausgestaltung und Sicherung des Anspruchs der Arbeitnehmerschaft auf Teilnahme an der Betriebsführung ist." Ich habe alles wiedergegeben, was in Ihrer Zuschrift an Sachlichem enthalten war. Was weniger sachlich war, verehrter Herr Rechtsanwalt, habe ich in Ihrem Interesse fortgelassen. Übrigens glaube ich nicht, daß Hans Natonek eine Institution treffen wollte, in der sich Arbeiter, wenn auch unter ungünstigen Voraussetzungen, um die Wahrnehmung ihrer Rechte bemühen, sondern um die unglückliche Art, in der das oft geschieht und um die unglückliche Figur, die sie machen müssen, wenn sie sich von den gepflegten Herren dort imponieren lassen. Grade als Anwalt einer Gewerkschaft müßte Ihnen bekannt sein, in welchen Formen man in Aufsichtsräten Arbeitervertretern manchmal entgegenzutreten beliebt. Was Hans Natonek bezweckte, war keine Herabsetzung des „Herrn Fräsers Gustav Schmidt", sondern eine Mahnung zur Haltung und Härte an alle Arbeiter, die in bedenklichen Positionen die Interessen Ihrer Klassengenossen wahrzunehmen haben.

Rezensent. Mit Fritz Stahl ist ein Sprecher einer Generation dahingegangen, die chinesische Mauern umzulegen hatte. Sie, Verehrter, machen sich das heute leichter, Sie vermeiden gern das Ja und Nein, und ziehen sich eher mit einer Verbeugung zurück als mit einer Verwünschung, gewöhnlich aber mit einem viel nichtssagenden: Man wird ja sehen! Was den Kritiker Stahl auszeichnete,

war der unbedingte Mut zum Urteil, die Sauberkeit der Abgrenzung, die gründliche Abneigung gegen Rummel, Modephrasen und Betrieb. Daß sein Verständnis an bestimmten Entwicklungsmarken jäh aufhörte, daß er hier oft ein Hemmnis wurde, haben grade die Freunde beklagt, die gewünscht hätten, daß dieser fleißige Sichter mitgegangen wäre mit dem, was in den letzten fünfzehn Jahren um ihn entstand. Aber nie war seine Ablehnung keifend, und er war zu stolz, um eine Farbe zu tragen, die nicht die seine war. Oft wurde seine Kunstkritik zur Kulturkritik, und dann folgte man ihm gern. Denn hier schlug sein Qualitätsbegriff der weltstädtischen Fassade Neu-Berlins kilometerweise Stuck ab. Dieser beinah Taubgewordene hatte ein scharfes Gesicht für den breitspurigen Metropoliskult. Sie, Herr Rezensent, sprachen lange von ihm nur mit einem mokierenden Achselzucken. Denn ob Sie auch an Jahren nicht viel jünger sind, so hat Sie doch Ihre gute tüchtige Diplomatie, Ihr leidenschaftsloses Temperament davor bewahrt, sich festzulegen, Sie werden sich, viele Jahre noch, leidlich modern halten. Fritz Stahl war ein Letzter. Von Ihnen wirds noch viele geben.

Ludwig Hardt. Sie schreiben: „Peter Panter hat neulich gefragt, ob es auch pazifistische, radikale, linkstendenziöse Schall-Platten gäbe. Noch nicht! Aber in einigen Wochen: ich habe nämlich für die Grammophongesellschaft vor einiger Zeit gesprochen: Matthias Claudius — Kriegslied, Schreiben eines parforcegejagten Hirschen; Der Schwarze in der Zuckerplantage. Heine — Das goldene Kalb; Die schlesischen Weber." Das ist ein Anfang. Weitermachen!

Münchner. Dein Lokalanzeiger, deine ‚Münchner Neuesten', schildern einen Stahlhelm-Bierabend in Pasing, wo Prinz August Wilhelm zu Gaste war: „... sodann ergriff Prinz August Wilhelm das Wort, um ... dem Wunsch Ausdruck zu geben, durch einige gemütliche Stunden die Gegensätze zwischen Nord und Süd überbrücken zu helfen ... In ähnlichem Sinne sprach sodann von den zahlreich erschienenen Ehrengästen Exzellenz Ritter von Hurth unter Überreichung des Ortsgruppenbierzipfels an den Prinzen ..." Der neue Hohenzollernorden.

Das Bauhaus, Hochschule für Gestaltung in Dessau, beginnt sein diesjähriges Wintersemester am 30. Oktober. Anträge zur Aufnahme in das erste Semester können schon jetzt gestellt werden. Zugelassen sind auch ausgebildete Handwerker, Techniker und Architekten. Das Unterrichtsprogramm der Hochschule umfaßt folgende Lehrgänge: Gestaltungslehre, Werkstattlehre, Architektur, Reklame und Druckerei, Bühne, Tischlerei, Weberei, Wandmalerei, Metallwerkstatt, freie malerische und plastische Gestaltung. Lehrkräfte: L. Feininger, W. Kandinsky, Paul Klee, Hannes Meyer, Oskar Schlemmer, J. Albers, H. Scheper, J. Schmidt, Gunta Stölzl, Hanns Wittwer, Mart Stam, zwei Ingenieure, drei Dozenten im Nebenamt und zwei Dozenten für Sport. Aufnahmegebühr 10 RM., 1. und 2. Semester je 60 RM. Nähere Bedingungen durch das Bauhaus-Sekretariat, Dessau (Anhalt).

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Verlorene Illusionen von Carl v. Ossietzky

Ach, die Venus ist perdü
— klickeradoms — von Medici...

Der Siebentagesturm ist beendet. „Fraktion und Parteiausschuß halten die Beteiligung an der Regierung mit Rücksicht auf das Gesamtinteresse der Arbeiterschaft für außerordentlich wichtig." Hermann Müller scheint die Genossen eindringlicher bearbeitet zu haben als die Herren Ministerkollegen, die von ihrem Panzerschiff nicht lassen wollten.

Eine Konkordienformel, eine Verlegenheitsformel, die nur begreiflich wird, wenn man im Auge behält, daß die hitzige Auseinandersetzung zwischen Fraktion und Ministern nicht mehr war als ein Duell zweier Mißverständnisse. Auf beiden Seiten fehlt die ganz reale Erkenntnis. Die Fraktion macht sich von der Lage ihrer Minister im Kabinett übertrieben günstige Vorstellungen. Sie sieht nicht und will nicht sehen, daß bei der Art, wie dieses Kabinett zustande kam, ihre Minister nicht viel mehr sind als die Gefangenen ihrer bürgerlichen Kollegen. Sie sind nicht die Lenker des Kurses, sondern die Geisel für das Wohlverhalten der Arbeitermassen, Paravent gegen radikale Forderungen. Die Fraktion hätte diese Koalition nicht gestatten dürfen. Deshalb liegt auch ein Teil der Schuld bei ihr. Als ich in einem in der Wahlnacht geschriebenen Artikel der Partei eine aschgraue Prognose stellte und die Möglichkeit einer Spaltung im Laufe von zwei Jahren an die Wand malte, wurde ich von sozialistischen Blättern als Friedensstörer und Quertreiber abgekanzelt. Heute mache ich mir eher den Vorwurf, zu rosig gesehen zu haben. Nach noch nicht zwei Monaten steht die Einheit in Lebensgefahr!

Das Mißverständnis der Herren Minister wiegt trotzdem schwerer. Nachdem sie einmal, um — im Gesamtinteresse der Arbeiterschaft, selbstverständlich — in das Reich, die Macht und die Herrlichkeit zu gelangen, nicht verschmäht hatten, durch das kaudinische Joch des Herrn Scholz zu gehen, hätten sie, dort angekommen, mit einem dröhnenden Gongschlag beginnen müssen. Sie hätten ein Zeichen geben müssen, das hieß: Wir sind da! Statt dessen ließen sie sich gemütlich nieder, steckten mit der schönen Sicherheit einer oft gegerbten Haut die ersten Niederlagen ein und spielten fünftes Kabinett Marx.

Als vor vier Jahren in Frankreich die Linke ähnlich schnell aufstieg, war ihre erste Tat die Verstoßung des reaktionären Präsidenten. An eine solche Kraftleistung wollen wir in Deutschland gar nicht denken, aber wenn eine neue Gruppe an die Regierung kommt, muß sie ein deutliches Signal der Wandlung geben, eine unbedingte, unmißverständliche Absage an die bis dahin vorherrschenden Tendenzen. Hier unterblieb nicht nur die Absage, im Gegenteil, man setzte fort. Fünftes Kabinett Marx.

Das Wichtigste an dieser ganzen kläglichen Affäre ist nicht einmal die alberne Blechkiste von einem Panzerkreuzer, von

deren Nutzlosigkeit eigentlich jedermann überzeugt ist, sondern die legere Art, die Dinge zu behandeln. Dieser Mangel an Psychologie bei den Repräsentanten einer Millionenpartei, diese Ahnungslosigkeit über das, was in der eignen Partei vorgeht, ist noch nicht dagewesen. Sie haben jahrelang in Opposition gestanden, sie haben diesen Wahlkampf im alleinigen Zeichen „gegen Rechts!" geführt, sie haben in der kleinsten Versammlung grade diesen Panzerkreuzer torpediert — — und dann schenken sie ihn ihren Wählern grade zum Verfassungsfest. Ein sinnvolles Angebinde, ein genial ausgeklügelter Zeitpunkt.

Das ist ein Skandal, wie man ihn selbst in der langen Reihe flauliberaler Angstkabinette vergebens sucht. Nicht alle Verheißungen eines Wahlkampfes reifen, sagt der hausbackene Mittelbürgerverstand. Aber daß man mit so heiterer Unbefangenheit alles verleugnet, noch ehe der ‚Vorwärts' zum dritten Mal gekräht hat, und daß man dabei nicht einmal ahnt, was man angerichtet hat, das zeigt eine noch nicht gewesene Instinktlosigkeit. Ein durchtriebener Machiavellist könnte eine solche Komödie spielen. Diese Herren gehören nicht zur perfiden Sorte, viel ärger: sie wissen einfach nicht, was los ist. Sie verschanzen sich hinter etatsrechtlichem Formelkram, sie erzählen ganz gelassen, daß hier vollzogene Tatsachen vorlägen, gegen die nichts zu machen sei und unterstreichen noch, daß man sich im Kabinett nicht etwa gezankt habe, sondern nach fünf Minuten einig gewesen sei. Fast möchte man annehmen, es wäre den Herren mehr darum zu tun gewesen, Zentrum und Volkspartei von ihrer guten Führung zu unterrichten, als ihre eignen erregten Leute zu beruhigen. Die Koalition ist nicht bedroht, das war der Tenor der Verlautbarung. Gott sei Dank. Die Partei droht zwar zu ersaufen, doch die Katz', die Katz' ist gerettet...

Was der Fall Lambach rechts, hat dieser Konflikt links schonungslos bloßgelegt: die ungeheure Diskrepanz zwischen Führern und Geführten. Eine Honoratiorenkaste, die jahrelang in der Partei nach Gutdünken schaltete, hat hier ihr hundertmal verdientes Debakel erfahren. Sie sind so sehr an die dünne Luft der parlamentarischen Verhandlungszimmer gewöhnt, die Herren, daß sie überhaupt nicht interessiert, was draußen vorgeht. Unzufriedenheit zu dämpfen, sind ja die Funktionäre da. Deshalb rieben sie sich verwundert die Augen, als plötzlich das ganze Millionenheer schimpfend im Anmarsch war. Nirgends gibt es weniger natürliches demokratisches Gefühl als bei den sozialistischen Excellenzen. Kein Westarp hat so wenig Gehör für die Untertöne der Massenstimmung, wie die Severing oder Hilferding, die gewiß nicht unfähig sind, deren innere Kontrolluhr für die Schwankungen und Erschütterungen der Menge jedoch schon lange nicht mehr funktioniert. Sie lebten in einem parlamentarischen Panoptikum und sind jetzt fassungslos, wo sie wirklichen Menschen gegenüberstehen. So mußte es endlich doch zu einer Führerkatastrophe kommen, von deren Ausdehnung und Wirkungen sich im Augenblick noch gar kein Bild machen läßt. Daß die lendenlahme Einigungsformel den Riß wieder vernäht, ist schwerlich zu glauben.

Ein beträchtlicherer Staatsmann als Kanzler Müller hätte wenigstens für den unseligen Kreuzer etwas eingehandelt. Aber er hat nicht einmal den Verfassungstag oder andres dafür erhalten, er hat überhaupt nichts erhalten als eine Reihe schlechter Zensuren durch die mittelparteilichen Blätter. Man muß sich Politiker suchen, die so viel nazarenische Selbstlosigkeit aufbringen. Die Sozialisten sind keine Kompromißler, nein und nochmal nein, sie geben ohne Gegenwert.

Während die sozialdemokratischen Minister noch immer etwas verdattert untersuchen, ob sie es nur mit einer Emeute oder doch mit einer richtigen Revolution zu tun haben, steht eine Person unberechtigterweise im Hintergrund und betrachtet gleichmütig die Nöte der roten Kollegen. Das ist Herr Kriegsminister Gröner, ein beachtlicher Diplomat, der im vergangenen Frühjahr in der allgemeinen Rührung über seine wohlgerundete republikanische Konfession, seinen Kreuzerplan sehr geschickt durchgeschmuggelt hat. Niemand spricht von diesem immerhin zuständigen Ressortminister, bei dem doch der Schlüssel liegt. Großmütig hat er Ersparnisse in andern Winkeln seines Etats zugestanden. Aber die Sozialdemokraten hätten von ihm die Formel verlangen müssen, die Ausführung des Bauplans ad calendas graecas zu verschieben. Wäre der Wille dazu vorhanden gewesen, hätte es auch Wege gegeben, um den Reichstagsbeschluß herumzukommen, in dem die Herren republikanischen Minister scheinbar ein Naturgesetz sehen, gegen das nichts auszurichten ist. So geht der ganze Streit buchstäblich um Herrn Gröner, von dem niemand spricht, weil er sich selbst nicht meldet, für ihn holen sich letzten Endes die Kollegen blutige Köpfe, für ihn büßt Herr Severing seinen guten Ruf ein. Wenn die Herren Kollegen genügend durchgedroschen sind, wird wohl auch Herr Gröner aufhören, schweigsam zu sein, und man braucht sich über das, was man danach von ihm zu erwarten hat, keine Illusionen machen. Sobald die sozialdemokratische Opposition wieder etwas abgeschwollen ist, sollte sie ihre Aufmerksamkeit auch dem Herrn Kriegsminister zuwenden, der schließlich der bemühte Patron des Streitobjektes und auch sonst nicht ganz belanglos ist. Herr Gröner hat bisher mehr als ein Mal bewiesen, daß er auch nach weniger erfreulichen Seiten hin entwicklungsfähig ist, ein Mann, der gern Gelegenheiten ergreift, und wenn er nach diesen optimistischen Erfahrungen mit den Sozikollegen, die sich für seinen Ressortappetit geduldig durch den Wolf ziehen lassen, kein Geßler wird, so müßte er ein Heiliger sein.

Die sozialdemokratische Fraktion hat der allgemeinen Unzufriedenheit ein paar Ventile geöffnet. Sie hat es gewiß mit schwerem Herzen getan, denn einige der beteiligten Genossen unter den Reichsministern zählen gradezu zu den venerabelsten Figuren des deutschen Republikanertums. Es handelt sich ja nicht um Tinneff wie Gustav Bauer oder Südekum, sondern um eine bessere Legierung. Und auch der benachbarte Herr Erich Koch wird noch von vielen, denen eine schleimige Superklugheit nicht auf die Nerven geht, als großer Mann betrachtet. Es war richtig, daß die Partei Reveille trommelte, aber es war

unkonsequent, nach etwas Spektakel wieder nach Haus zu gehen und Abregung zu propagieren. Wünschte man nur ein Führungsattest der Kommunisten wegen? Die werden grade aus dieser Halbheit ihren Profit ziehen. Schon kleben ihre Aufrufe zum Volksbegehren an den Säulen. Sie sind fürwahr die Herren der Situation, sie haben die beste Anwartschaft auf die der Sozialdemokratie zugeströmten Wählermassen. Das Referendum ist ein furchtbares Druckmittel. Stellt sich die sozialistische Partei ihm entgegen, läßt Severing als Reichsminister des Innern sich dazu gebrauchen, die Rolle des Külz zu spielen, gibt die Partei die Parole aus gegen eine Volksabstimmung, die das generelle Verbot von weitern maritimen Rüstungen zum Ziel hat, dann kann sich die Sozialdemokratie ihr Ansehen getrost auf eine Mark abschreiben lassen. Wehe, wenn jetzt gewählt würde!

Am 20. Mai war die Wahl mit dem rauschenden Triumph der Linken. Ein Quartal später ist alles verspielt. Der Koalitionsgedanke ist zerschlagen, die Illusionen sind dahin. Es ist ein halsbrecherischer taktischer Fehler der Fraktion, eine neue Galgenfrist zu setzen. Sie hätte die Minister unbedingt zurückziehen müssen. Glaubt denn jemand, daß die also Heruntergeputzten bei den Kollegen noch Respekt finden werden, bei den Massen noch Autorität? Auch ohne das läuft die Zeit der Allianzen ab. Herr Doktor Stresemann hat sich zwar von seinem schweren Krankheitsanfall weit genug erholt, um jetzt die Reise nach Paris wagen zu können, aber seine Gesundheit gilt noch immer als recht fragwürdig, und vielleicht wird er demnächst doch gezwungen sein, sich für unbestimmte Zeit von jeder öffentlichen Tätigkeit zurückzuziehen. Für ihn war schließlich diese Koalition gezimmert, für seine Person, für seine Politik. Tritt er beiseite, läßt sich die heutige Konstellation nicht für einen weitern Tag verteidigen. Denn dann wird Herr Scholz alleiniger Regent der Volkspartei, und es ist gewiß nicht anzunehmen, daß er den Sozialisten und selbst den Demokraten ein längeres Bleiben möglich machen wird. Stresemann war der Makler, der Mittler gegen den Willen vielleicht des überwiegenden Teils seiner eignen Partei. Sein Scheiden würde automatisch Schluß und nochmals Schluß bedeuten. Es gilt also, rechtzeitig die traurige Episode zu beenden. Wenigstens, ehe man hinausgesetzt wird. Schneller Abgang ist die letzte Chance, um etwas Ansehen noch zu retten.

Das ist ein sehr unbehaglicher Ausweg, und von allen sonst erdenklichen noch der gangbarste. Ein ungeheures Kapital an Begeisterung und Vertrauen ist stümperhaft verzettelt worden. Welch ein Kunststück, diese geduldige, schweigsame, sanft verfettete Sozialistenpartei in ein paar Tagen vor Wut die Wände hochgehen zu lassen! Wer hätte das vor einer Woche noch für möglich gehalten? Die Herren Führer haben zwar gezeigt, daß sie jetzt die Republik feiern können, aber weiteres wissen sie noch nicht mit ihr anzufangen. Sie haben ihr einen schönen Mantel gekauft und Schmuck und ein großes Bankett arrangiert. Aber eine Frau will mehr.

Der wirkliche Sinn der nationalen Verbände

von Lothar Engelbert Schücking

Alle paar Monate erlebt die deutsche Republik etwas höchst Merkwürdiges. Zehntausende von Mitgliedern sogenannter nationaler Verbände marschieren irgendwo auf und demonstrieren kräftig schwarz-weiß-rot gegen die Republik oder für die Monarchie oder für sich. Man weiß das nicht so genau. Die offiziellen Zeitungen der nationalen Verbände lassen nicht so recht erkennen, wie nun eigentlich das Wirtschaftsprogramm oder das Kulturprogramm ist. Daß man heutzutage in der Zeit des Flugverkehrs nicht mehr im geschlossenen nationalen Wirtschaftsstaate leben kann, das müssen die Stahlhelmer ebenso gut wissen, wie die andern Leute. Und Geheimrat Hugenberg kann an das Wirtschaftsprogramm des Stahlhelms ebenso wenig glauben, wie an das kulturelle, schon deshalb nicht, weil es in der Hauptsache nicht existiert. Was wollen die Leute nun eigentlich? Die Republik erledigen, so scheint es, und nach den Veröffentlichungen von Fritz Röttcher in der ‚Menschheit' existiert auch ein Umsturzprogramm, dessen Bekanntmachung der Reichsanwalt so furchtbar übel nahm. Sieht man sich den Geheimrat Hugenberg genauer an, so zweifelt man daran, ob dieser praktische und kluge Mann, dem Wilhelm II. in seinem Leben ein paar Mal die Hand gedrückt hat, aus lauter Dankbarkeit dafür die deutsche Industrie fortwährend für die nationalen Verbände melkt, um dann mit diesen Revolution zu machen. Diese Revolution mag ein Programmpunkt sein, der für die alten Offiziere so in das Programm eingestellt werden muß, wie für ältere Katholiken dreißig Jahre lang das Zentrum die Befreiung des Papstes aus der vatikanischen Gefangenschaft forderte. Die Wiedereinführung der Monarchie mag bei alten Offizieren ernstgemeint sein, die Industrie gibt schwerlich Geld dafür. Ihr geht es nach dem Abbau von Fürsten und Adel viel besser, als vorher, politisch wenigstens. Die Industrie hat gar keine Ursache, die Kommerzienräte und Generaldirektoren, die jetzt die erste Rolle in Deutschland spielen, gesellschaftlich wieder unter die Krautjunker zu bringen. Dafür wird kein Generaldirektor Geld geben.

Weshalb werden denn die ungeheuren Summen für den Aufmarsch von Stahlhelmbataillonen in großen Städten Deutschlands gezahlt? Die Antwort ist: zur Bekämpfung des Betriebsrätegesetzes. Es ist wunderbar, aber es ist so. In allen Ländern der Erde ist die wirtschaftliche Lage zurzeit mehr oder weniger katastrophal. Der Export ist schwieriger als je. Der Zinsfuß ist höher als je. Die Steuern und Abgaben sind mehr als lästig. Die Industrie hat also seit Schluß der Inflation tatsächlich Schwierigkeiten; und nun kommt in diese Zeit ein Arbeitsrecht, das aus dem ziemlich rechtlosen Arbeitssklaven einen Staatsbürger macht mit dem verfassungsmäßigen Anspruch auf menschenwürdiges Dasein, Arbeitsgerichte schafft, Organisation der Arbeitnehmer gradezu erzwingt, diesen Organisationen zum ersten Mal Geltung

verschafft und ihre Anerkennung durchsetzt, kurz: jahrzehntelang von den Arbeitnehmern erstrebte Rechte und Befugnisse ins Leben setzt.

Das ist für die Arbeitgeberverbände nicht ganz einfach. Ihr Ziel war immer umgekehrt: die Vernichtung der Gewerkschaften, die Hinderung der Angestellten und Meister an jeder selbständigen Organisation, der Standpunkt, Herr im Hause zu sein, die Willkür an der Produktionsstätte. Jetzt sind die gegenteiligen Gedanken überall siegreich. Der Arbeitnehmerschutz wird täglich ausgebaut, das Betriebsrätegesetz tritt jedes Jahr mehr in Kraft, an den Arbeitsgerichten verhandeln die Vertreter der Arbeitnehmerorganisationen, das Tarifrecht wird jeden Tag mehr ausgebaut und ist schon eine Wissenschaft für sich geworden. Die Schutzlosigkeit des Arbeitnehmers und vor allem auch die des höhern Angestellten hat aufgehört, man denke, wie noch vor fünfzehn Jahren im Bergwerksbetriebe der Steigerverband als Blümchen im Verborgenen existieren mußte und polizeilich, unter Verletzung des Briefgeheimnisses, verfolgt wurde.

Die Arbeitgeberorganisationen empfinden das als unerträglich, als naseweis, als kommende Sozialisierung, und unterstützen die nationalen Verbände als die Todfeinde der Gewerkschaften.

Nur wer im Bergwerk Betriebsführer, Steiger und Angestellte beim Jungdo hat, nur wer den Gedanken der sogenannten Arbeitsgemeinschaft, der im November 1918 verkündet wurde, dadurch verwirklicht, daß Bergwerksdirektor, Betriebsführer, Steiger und Angestellte demselben nationalen Verbande angehören, kann der Macht der Gewerkschaften und den Grundsätzen des neuen Arbeitsrechts Abbruch tun.

Nur der Stahlhelmsteiger wird erfolgreich in dieser Zeit des Überangebots von Arbeitnehmern gewerkschaftlich organisierte Arbeitnehmer überall zurücksetzen können und an ihrer Stelle Leute von nationalen Verbänden einstellen.

Stahlhelmmann zu sein ist heutzutage die Voraussetzung, um in der Schwerindustrie einen Posten zu erlangen.

Solche Leute konstatieren nicht im Bergbau, daß an einer Stelle des Betriebspunktes über 28 Grad Wärme ist und infolgedessen nur sechs Stunden gearbeitet werden darf. Solche Leute machen willig Überstunden und behüten die Belegschaft davor, die Bestimmungen des Arbeitszeitgesetzes dem Arbeitgeber vor Augen zu rücken. Solche Leute verlangen keine Erhöhung der Grundlöhne oder Ecklöhne, solche Leute drängen nicht auf die Einhaltung und Vermehrung der Urlaubstage, solche Leute schreien nicht bei Stillegungen, denn sie wissen, daß sie immer wieder eingestellt werden. Sie haben die freundschaftlichsten Beziehungen zu den maßgebenden Angestellten und dem Leiter des Betriebes selbst, und es bleibt ihnen nicht verborgen, daß manche Stillegung nur geschieht, um die „Schreier", das heißt die Leute, die auf Einhaltung der gesetzlichen Bestimmungen drängen, unauffällig aus dem Betriebe und dem Arbeitsverhältnis zu entfernen. Die Mitglieder der nationalen Verbände haben die schwarz-weiß-rote Arbeits-

gemeinschaft mit dem Unternehmer selber. Sie ersparen dem Betriebe die sogenannten Arbeiterschwierigkeiten. Sie sind mit jeder Lohndrückerei einverstanden und jeder Stillegung, denn sie ziehen es vor, von dem Arbeitnehmerrecht, das die Staatsumwälzung für sie geschaffen hat, möglichst wenig Gebrauch zu machen und sie haben dafür die Sicherheit, daß sie die Arbeit nicht verlieren, daß sie in erster Linie bei Werkswohnungen berücksichtigt werden, daß ihnen die Werkswohnungsmiete nicht zu hoch berechnet wird. Kurz: sie holen sich schon wieder einige Wohltaten aus ihrer „Arbeitsgemeinschaft" heraus mit ihrem Bekenntnis zu Schwarz-Weiß-Rot. Der Unternehmer aber mag noch so klar einsehen, daß eine Wiederaufrichtung des alten Obrigkeitsstaates eine Utopie für alte Stabsoffiziere ist, er verdient bei diesem System, er höhlt die Gewerkschaft aus, er mindert ihren Einfluß. Er setzt das Betriebsrätegesetz außer Kraft. Er bleibt Herr im Hause, er erhält die Willkür auf der Produktionsstätte. Deshalb bleibt er schwarz-weiß-rot. Deshalb tut er so, als ob die Ablehnung der Republik für die deutsche Industrie etwas selbstverständliches sei. Deshalb fördert er den Militarimus der nationalen Verbände, deren Führer immer den Programmpunkt der Staatsumwälzung behalten müssen, da sie als alte Offiziere die Aufgabe der Bekämpfung des Arbeitsrechts und die Lohndrückerei als Zweck ihrer Organisation ablehnen müßten.

Diese mehr oder weniger militärischen Führer sprechen immer von der Erneuerung Deutschlands und dem sogenannten Wiederaufbau. Die industriellen Geldgeber müssen das zulassen, aber sie denken dabei, welche wertvollen Kerntruppen sie im Betrieb gegen die Gewerkschaften haben, wenn sie die nationalen Verbände unterstützen.

Alle Versuche, sogenannte gelbe Gewerkschaften zu schaffen und zu unterstützen, haben bisher kein großes Ergebnis gehabt und sind grade im gegenwärtigen Moment, wo den Gewerkschaften ein ganz andres juristisches Eigenleben verliehen ist, viel aussichtsloser als vorher.

Mit den nationalen Verbänden aber schafft man es. Ist in einem Bergwerk vom Zechendirektor bis zum Obmann des Betriebsausschusses alles im Stahlhelm organisiert, dann steht so ziemlich alles, was an Arbeitsrecht und Arbeitnehmerschutz gesetzlich geschaffen ist, für diese Zeche auf dem Papier.

Der ganze sogenannte Nationalismus, die ganzen angeblichen politischen Ziele, sind in den Augen der Arbeitgeber auf diese Weise nur ein Deckmäntelchen, unter dem sich ein energischer Kampf gegen alle bessere soziale Entwicklung seit 1918 verbirgt.

Und der Gedanke ist klug, denn bei der Entwicklung des Arbeitsrechts ist unzweifelhaft damit zu rechnen, daß der Schutz der Arbeit immer weitern Ausbau findet, daß man eines Tages die Tariflöhne daraufhin ansehen wird, ob sie bei der gegenwärtigen Teuerung dem Arbeitnehmer die Möglichkeit eines menschenwürdigen Daseins verschaffen, daß Reichsarbeitsministerium und Schlichter eines Tages anfangen, sich die Gedanken der weimarer Verfassung in dieser und andern Beziehungen zu eigen zu machen.

Was dann? Dann kommt es für die Arbeitgeber darauf an, in sogenannter Arbeitsgemeinschaft über Arbeitnehmer zu verfügen, die die weimarer Verfassung ablehnen, zum Gedanken des alten Obrigkeitsstaates stehen und infolge persönlicher Bindungen durch andre Gemeinschaften ausgebeutete Lohnsklaven bleiben wollen. Aus diesem Grunde wird die Industrie so bald noch nicht von ihren schwarz-weiß-roten Fahnen ablassen. Aus diesem Grunde ist der Wettlauf unter den Industrieangestellten erklärlich, sich als Feind der Republik zu gebärden, denn vorläufig sichert ihnen das ihr Brot, ihre Unkündbarkeit und manche Vorteile, die sie auf dem komplizierten Wege über das Arbeitsrecht bei der furchtbaren Erwerbslosigkeit nicht so leicht erhalten.

Reise nach Estland von Hellmut v. Gerlach

Es war ein guter Gedanke der Estnischen Journalistenvereinigung, mit Unterstützung ihrer Regierung ein paar Dutzend Journalisten der Hauptländer Europas zur Besichtigung ihres Landes einzuladen. Denn dies Land war für die meisten der Besucher terra incognita. Und es lohnt doch die Bekanntschaft.

Der äußere Anlaß der Einladung war das große nationale Sängerfest in Reval, das alle fünf Jahre stattfindet. Mehr als zehntausend Sänger und Sängerinnen nahmen daran teil, und mehr als hunderttausend Zuhörer waren versammelt. Im ganzen also etwa zehn Prozent der Bevölkerung des Landes, das nur 1,2 Millionen Einwohner zählt.

Das Sängerfest ist das estnische Nationalfest par excellence. In all den Jahrhunderten, in denen die schwere Faust des Zaren und die nicht grade leichte Hand der baltischen Barone auf dem estnischen Volke lag, war Lied und Gesang die letzte Zufluchtsstätte und zugleich das höchste Ausdrucksmittel des nationalen Empfindens. Das Volkslied entfaltete sich in unerhörter Pracht und Breite: Etwa fünfundvierzigtausend estnische Volkslieder liegen in Dorpat gesammelt vor.

Zu Sängerfesten freilich durften die Esten sich nur ausnahmsweise vereinigen. Denn selbst sie sah der Zarismus mit mißtrauischen Augen an. Darum mußten russische Hofereignisse wie Zarenkrönungen oder die Geburt eines Großfürsten als Vorwand benutzt werden. Bei solchen Gelegenheiten konnte die russische Behörde die Genehmigung zu der anscheinend so loyalen Manifestation nicht verweigern.

Seit zehn Jahren ist Estland frei. Jetzt brauchen die nationalen Sängerfeste nicht mehr getarnt zu werden. Und wer an dem herrlichen Sonntagabend des 1. Juli die hunderttausend Esten in der Riesenarena mit dem Meer im Hintergrunde dem Sang ihrer zehntausend Sänger lauschen sah und applaudieren hörte, der hatte das Gefühl: so kann nur ein freies und wahrhaft demokratisches Volk feiern.

Die Esten sind bis auf das Mark der Knochen demokratisch.

Ihre Verfassung ist noch radikaler demokratisch als die manchmal als die freieste Verfassung der Welt gepriesene deutsche. Zum Beispiel enthält sie die Bestimmung, daß auch der Staatspräsident durch ein Mehrheitsvotum des Parlaments gestürzt werden kann. Ob diese Bestimmung zweckmäßig ist, kann angezweifelt werden. Jedenfalls ist sie äußerste Konsequenz der Demokratie.

Wichtiger aber als die demokratischen Verfassungsbestimmungen sind die demokratischen Lebensgewohnheiten des Volkes. In der Hafenstadt Pernau wohnten wir der feierlichen Übergabe zweier von Frauen gestifteten Fahnen an das dortige Regiment bei. An die — nicht im Stechschritt exekutierte — Parade schloß sich ein Bankett der höchsten Zivil- und Militärbehörden. An ihm nahmen ebensoviel Unteroffiziere und „gemeine" Soldaten wie Offiziere teil.

Es gibt in diesem jungen Staatswesen keinen gesellschaftlichen Kastengeist. Vielleicht hat die grausam scharfe Absonderung, mit der bis 1918 die Oberschicht der Deutschbalten die Masse des estnischen Volkes von sich fernhielt, als Reaktion das Solidaritätsgefühl aller Esten gezeitigt. Natürlich gibt es Reich und Arm auch in Estland, wenn auch nicht grade viel Millionäre und sehr wenig Lumpenproletariat. Aber unter den Politikern, den hohen Beamten, den Intellektuellen findet man einen hohen Prozentsatz von Söhnen von Arbeitern oder Kleinbauern. Und stammen sie nicht selbst von unten her, so haben sie doch oft die Tochter eines Arbeiters oder Kleinbauern geheiratet.

Bei der demokratischen Grundauffassung des estnischen Volkes war es fast selbstverständlich, daß eine der ersten Aktionen des neuen Staates das Gesetz vom Oktober 1919 war, das den gesamten Großgrundbesitz zugunsten des Staates enteignete. Die Forsten sind Staatseigentum geblieben. Feld, Wiese und Weide wurde an Ansiedler vergeben. Mit einem Schlage wurde Estland ein demokratischer Agrarstaat.

Natürlich, pour faire une omelette il faut casser des oeufs. Die paar hundert Großgrundbesitzerfamilien, die bisher über den Hauptteil des Bodens verfügten, sind von der Agrarreform nicht entzückt, zumal das Entschädigungsgesetz, das erst 1926 erging, ihnen wirklich nicht viel zubilligt. Aber den Esten blieb gar keine andre Wahl, namentlich weil sie Nachbarn des bolschewistischen Rußland sind. Hätten sie den Großgrundbesitz konserviert, während Rußland ihn radikal und ohne einen Pfennig Entschädigung enteignete, so hätte die bolschewistische Welle bestimmt nicht an Estlands Grenze Halt gemacht. Daß die Enteignung fast nur Deutschblütige betraf, war unvermeidbar. Es gab eben kaum andre Großgrundbesitzer. Ein estnischer Adel hat nie existiert.

Wer sich auf Landwirtschaft versteht, weiß, daß die Umstellung vom Groß- auf den Kleinbetrieb sehr erhebliche Übergangsschwierigkeiten macht und zunächst die Erträge erheblich herabzudrücken pflegt. Daß Estland binnen zehn Jahren diese Schwierigkeiten in der Hauptsache überwunden hat, ist eine ganz große Leistung. Wenn es heute schon vierhundert Mol-

kereien aufweist und eine durchaus exportfähige Butter herstellt, auch in Vieh- und Geflügelzucht beachtlich dasteht, so spricht das für die Tüchtigkeit und Begabung des Volkes.

Der Este ist im Durchschnitt bildungshungrig, fleißig und sparsam. Auch der Kleinbauer strebt danach, wenigstens einen Sohn oder eine Tochter auf die Universität nach Dorpat zu schicken, und wäre es nur für ein paar Semester. Eltern und Kinder arbeiten und sparen für dies hohe Ziel. Mit leuchtenden Augen erzählen die, denen es gelungen ist, von ihrer Universitätszeit, wenn sie nachher die schwere körperliche Landarbeit verrichten. Ströme lebendigen Geistes fluten zwischen Dorpat und den Bauernhöfen — „Gesinde" nennt man sie hier — hin und her. Die mehr als viertausend Studenten und Studentinnen, die das kleine und arme Land nach seiner Universität sendet, sind die sichersten Führer zum Aufstieg.

Das Land ist arm. Es hat etwas Industrie. Aber diese Industrie muß sich mühselig Absatzmärkte suchen, da ihr das russische Hinterland hermetisch verschlossen ist. An Erdschätzen gebietet es nur über den Brennschiefer, der ihm allerdings den großen Vorteil bietet, von Kohleneinfuhr absehen zu können. Die Landwirtschaft hat mit rauhem Klima und nicht entwässertem Boden zu kämpfen. Die Verkehrsmittel sind ungenügend (die Bahnen zum Beispiel sämtlich eingleisig) und die Wege furchtbar. Kaum eine einzige Chaussee im westeuropäischen Sinne ist vorhanden. Die baltischen Barone, bis 1917 die eigentlichen Regenten des Landes, sollen nach der Behauptung der reaktionären Presse Deutschlands so viel für die Kultur des Landes getan haben. In der Wegekultur jedenfalls haben sie völlig versagt, wie ich schaudernd an meinen eignen Knochen verspürt habe.

Das Land ist arm, aber es lebt in geregelten Verhältnissen. Seine Handelsbilanz ist aktiv. Sein Budget balanciert. Die Staatseinnahmen gestatten sogar, von 1929 ab jährlich zwölf Millionen Kronen (fast vierzehn Millionen Mark) für Wegebauten in den Etat einzusetzen. Einen vernünftigeren Verwendungszweck der Staatseinnahmen kann man sich grade für Estland nicht denken.

Bedauerlich mag es den Pazifisten erscheinen, daß das kleine Land sich ein stehendes Heer von vierzehntausend Mann und daneben noch eine freiwillige Heimatwehr von fast dreißigtausend Personen leistet. Aber der Realpazifist wird sich dessen erinnern, daß am 1. Dezember 1924 ein Import petersburger Bolschewisten einen Putsch in Reval inszeniert hat, der um ein Haar allen führenden Männern des Landes das Leben und dem Lande selbst seine Selbständigkeit gekostet hätte. Nach solchen Erfahrungen kann sich Estland nicht das Experiment einer totalen Abrüstung leisten, ehe nicht der übermächtige Nachbar auch abgerüstet hat.

Estland ist ein Staat, der sich ganz aus eigner Kraft aufgebaut hat. Drohen ihm nicht fremde Eingriffe, so besteht gar kein Zweifel, daß er sich nicht nur erhalten, sondern auch fortentwickeln wird.

Das liegt in seinem Interesse, aber auch in dem Europas. Denn dies kleine Land hat auf einem Gebiet der Gesetzgebung sich als Muster auch für die Großmächte erwiesen. Es hat die Frage der nationalen Minderheiten in einfach vorbildlicher Weise geregelt.

Die nationalen Minderheiten (Russen, Deutsche, Schweden) spielen ziffernmäßig keine besondere Rolle, da sie noch nicht zehn Prozent der Bevölkerung umfassen. Es lag also, äußerlich angesehen, für Estland weniger als für andre Länder ein politisch zwingender Grund vor, den Minderheiten entgegenzukommen. Wenn es das trotzdem getan und ihnen die volle Kulturautonomie mit Sicherung ihrer Sprache und ihres Schulwesens verliehen hat, so hat es das getan aus dem hohen moralischen Gefühl demokratischer Gerechtigkeit. Die Esten haben schwer unter der Russifizierung gelitten, schwer auch unter der Verwaltung der baltischen Barone, die ihnen nie die Gleichberechtigung zuerkennen wollten. Doppelt anerkennenswert, daß sie der russischen und der deutschen Minderheit aus freien Stücken den Schutz ihres Volkstums zugebilligt haben.

Ein Vertreter der nationalen Minderheiten in Estland müßte schon sehr voreingenommen sein, wenn er bestreiten wollte, daß seiner Nation alles zuerkannt sei, was sie billigerweise beanspruchen kann. Um so mehr als die guten gesetzlichen Bestimmungen nicht etwa nur auf dem Papier stehen geblieben sind. Auf der Universität Dorpat zum Beispiel werden nur sechzig Prozent der Vorlesungen in estnischer Sprache abgehalten, vierzig Prozent dagegen in deutscher und russischer.

Estland ist klein. Aber mancher größere Staat könnte von ihm lernen.

Costa Rica, das Ländle von Alfons Goldschmidt

Von New York bis Guatemala-City bin ich mit der Eisenbahn gefahren. Das sind etwa zehn Tage auf der Achse. Ein ungeheurer Weg durch ungeheure Dimensionen. Nord-Mexiko besonders, das ist die Weite. Sie beginnt an der Texasgrenze: Stauden- und Kakteenwüste, schwermütige Unendlichkeit. Langsam steigen die Berge an, stellen sich vor die Unendlichkeit, fliehen oder belagern den Weg, bis ich wieder durch den herrlichen Ring fuhr, der die weiße Stadt umgibt.

Über dem Tal von Maltrata war ich leider in der Nacht, über dieser wild-wechselnden Weite, die das Auge wegziehn und immer wieder mit neuen Fernen, Schluchten und Schroffen überrascht. In Córdoba, wo die Bahn nach dem Isthmus von Tehuantepec abzweigt, war der Morgen kühl, obwohl hier die Subtropen beginnen. Dann aber ging es tage- und nächtelang durch die fruchtschwangere Hölle des Isthmus und des mexikanischen Kaffeestaates Chiapas, an Märchenvulkanen vorbei, ohne Ende, ohne Ende die Protzigkeit des Dschungels,

die Riesengräser, Lianen, Zitter- und Klobenpalmen, mit dem Gesang und Geflimmer darüber, dem Buschleuchten in der Nacht. Stunden hindurch kein Haus, keine Seele, nur Blüten- und Blattpracht, bis die Augen zufallen vor allzuviel Seligkeit.

Niemals habe ich die entsetzliche Endlosigkeit der Tropen so stark und lähmend empfunden wie vier Eisenbahnstunden vor der mexikanischen Kaffeestadt Tapachula. Die Regen hatten das Gleis unterwaschen, fünf Wagen waren weggesprungen in das Dschungeldickicht. Wir warteten sieben Stunden auf den Abtransport in Viehwagen. Mitten in diesem Tropengrauen, angesummt von hunderttausend dieser mitleidslosen Mosquitos, deren Stich viel weniger quält als das monotone Flügelsummen, das Auf und Ab der Luftschwingungen je nach der Entfernung. Dort, in dieser Öde, ist der Tod gar nichts, er ist fast wie eine Abwechslung. Aber das Gefühl, daß kein Weg da ist, keine Möglichkeit, an ein Ziel zu kommen, dieses Gefühl ist furchtbar. Denn der Regen hat alles ringsum unwegsam gemacht, auch der Schienenweg ist eine einzige Schlampe, du mußt auf den Karren warten, niemals in deinem Leben warst du so abhängig von der Technik.

Die Weite bleibt noch in Guatemala. Es ist eine herrliche Fahrt von der pazifischen See bis zur Hauptstadt und auch von der Hauptstadt herunter nach dem Atlantischen Ozean. Noch keine Lieblichkeit, immer noch Unendlichkeit. Es ist Fortsetzung und Wiederholung des Tropen- und Bergmexiko, das niemals aufhört. Satte Frucht auch hier, aber breit alles, die Berge hingeschweift, die Bananenwälder undurchdringlich, der Urwald ungeschlacht. Ein wunderschönes Land, nach beiden Seeseiten, ein Land voll von Indiogeheimnissen, grausam süßer Tradition und großer Zukunft.

Über der atlantischen Küste Nicaraguas schwelt der Tropenregen, der bis zum November den jungen Helden Sandino von den amerikanischen Invasoren trennt. Traurig liegt das Land da, weinend die flachen Inseln, bis Du, an einem hellen Morgen, entzückt vor Puerto Limón erwachst, dem atlantischen Hafen Costa Ricas. Nun ist alles verändert. Sofort hast du das Gefühl begrenzter Lieblichkeit. Die kleine Stadt ist fröhlich auch unter der heißen Sonne, die bunten Holzhäuser lächeln und der Spiel-Salonwagen lädt dich zu einer lustigen Fahrt. Die Herrlichkeit ist unbeschreiblich. Immer wieder über dem wirklich brausenden Bergstrom Reventazón, der gelb und wütend an dem Urwald reißt. Entlang an diesem Fluß auf beiden Seiten, über Kaskaden, an freundlichen Stürzen vorbei, den Blick in heimliche Schluchten, auf Vulkane und wahrhaftig auf Matten wie in den Alpen. Bananen, Brotfrucht, Kakao, Gummi, Orchideen und schweizer Wiesenblumen. Zuckerrohr, Caoba, Ceder und Vanille, Mais, Bohnen und Kartoffeln, Orangen, Aguacate, Mango und Erbsen. Unten schnellt die See bis fast heran an die Schienen, auf mittlerer Höhe will der Urwald fruchtbar sein, und oben sind Weiden. Serpentinenüberraschungen immer wieder auf der Fahrt, aber keine Unendlichkeit, kein Weitegrauen, alles ist begrenzt und lieblich.

So ist das ganze Land, seine Menschen, seine Geschichte, seine Vergangenheit, seine Gegenwart und seine Pläne. Groß klingt der Name Cartago, aber es ist nur ein flaches Alpenstädtchen. Im Jahre 1910 warf ein Erdbeben die Häuser um. Sie wurden schnell wieder aufgebaut, und heute liegt das Städtchen da, etwa wie Brixen oder Bozen aus der Spielzeugschachtel. Die Hauptstadt San José, so spanisch sie sich gibt, ist ohne Grandezza. Klein, klein, noch kleiner ist alles hier. Die öffentlichen Gebäude, die Empfangsräume in den Ministerien, die schönen Plätze und das Theater, hergeholt aus einer kleinen Residenz Mitteldeutschlands. Dann erzählen sie dir: nicht viel haben wir, aber was wir haben, ist sauber. Wir haben nur etwa 470 000 Einwohner, aber Armut haben wir nicht. Jeder hat seinen Kram bei uns, sein Kaffee- oder Bananenäckerchen, sein Stück Kakao oder Gummi. Wir sind ohne wilde Ansprüche, ausgeglichen fast, und wo wir herrschen, sind wir Patriarchen und keine Herren. Wir haben zwar Wehrpflicht, aber nur fünfhundert Soldaten, und nicht mehr Gendarmen, wir haben ein liebevolles Irrenhaus und ein herziges Gefängnis. Wir haben wenig Geld, aber auch die geringste Zahl Analphabeten in Lateinamerika. Fünfhundert Schulen haben wir und zweitausend Lehrer, fünf Zeitungen allein in der Hauptstadt mit ihren 45 000 Einwohnern. Wir haben die katholische Kirche, aber wir sind tolerant. Wir sind ein demokratisches Ländle. Rassenprobleme kennen wir nicht, denn es leben nur einige tausend Indianer in Costa Rica, und die Neger, Chinesen und Zigeuner dringen nicht bis zur Hauptstadt vor. Bei uns wird nicht geschossen, und unsre Revolutionen und Grenzstreitigkeiten mit Panama oder andern Nachbarn waren zwar heroisch, aber doch niedlich. Wir haben unsre Helden, die wir in den Schulbüchern besingen, aber mit Maß. Unser Erzbischof ist ein Mann von Kunstgeschmack, wir haben die obligatorische Feuerversicherung und eine staatliche Hypothekenbank. So sind wir ein friedliches Volk im wilden Mittelamerika und wollen es bleiben. Unsre Frauen sind hübsch und sorgenlos, wir machen die süßesten Fruchtbonbons und auf unserm Boden wächst der gute Kaffee von Costa Rica. Wir sind zufrieden. Die Geldgeber drängen sich, uns die Kassen zu füllen, wir wollen gar nichts mehr.

Da aber kam die böse United Fruit Company, die Bananenpflanzerin, aus den Vereinigten Staaten, die sich nicht zufrieden gibt mit hunderttausend Colones (à 25 Cents amerikanisch), sondern Dollarmillionen verdienen will. Sie pachtete und kaufte Bananenäckerchen und Äcker, sie pflanzte Bananenwälder, sie wollte und will viel mehr haben als sie gibt. Damit hat die Unruhe in Costa Rica begonnen. Eine Verteidigungsliga hat sich gebildet, die Costaricenser Bananeros haben sich zu einem Syndikat zusammengeschlossen, und die Presse erinnert an die Zeiten der Westindischen Kompanie. Man will bescheiden, aber unabhängig leben, aber es scheint, daß ein solch geruhiges Dasein dem Ländle nicht vergönnt bleiben soll. Auch hier hinein frißt sich das Kapital vom Norden, klafft Gegensätze auf und will nicht Ruhe geben. Auch Costa

Rica ist nicht von der Welt und speziell nicht aus Zentralamerika zu trennen. Auch dieses Ländle muß spüren, was Panamerika, von New York und Washington aus gesehen, bedeutet. Costa Rica, mein Ländle, Schwaben in Amerika, mein Brixen in den Tropen, mein Orchideenland, mein Wiesenland, Bananen, Kaffee und Kartoffeln.

Olympiade von Theobald Tiger

Heute ist infolge von Olympia-Siegen
unsere Flagge sieben Mal hochgestiegen!
Demzufolge laßt uns brüllen:
„Hoch . . .!"
(nach Belieben auszufüllen).
Da schlägt jede Nation Kobolz —
worauf sind die eigentlich stolz?

Wenn Herr Körnig erster Mann wird,
haben sie gesiegt.
Wenn er nur als Zweiter anschwirrt,
haben sie gesiegt.
Wird er Dritter, wird er Vierter,
haben sie gesiegt.
Wird er aber Letztchargierter,
haben sie auch gesiegt.
Ob sie vorne oder hinten liegen,
sie tun egalweg nur siegen.
Und damit es jeden mal ereilt,
wird der Stolz hübsch sauber aufgeteilt:

Läuft ein Mann aus Japan durch das Ziel,
schrein die Japaner.
Siegt ein U.S.A.-Mann in dem Spiel,
brüllen die Amerikaner.
Siegt ein Fechter von den Herrn Fascisten,
steigt ein brausender Chor;
siegt ein Jude, nehmen die Zionisten
eine doppelte Beschneidung vor.
So läßt jeder von den bunten Gruppen
seinen höchst privaten Vogel huppen.

Sagt mal, habt ihr Nurmis Beine?
Seid ihr stolz auf Peltzern seine?
Seid ihr stolz auf das, was andere tun?

Lassen wir die Stadion-Helden ruhn.

Denn dies Amsterdamer Treiben, wie ich meine,
ist das Spaßvergnügen aufgeregter Skatvereine.

Himmelpfortgasse von Grete Wels

Dieses Buch von Max Pulver (bei Kurt Wolff) ist beachtenswert und geht uns an. Man sollte es lesen und sich sodann in die „heilsame Wüste der Selbstbesinnung" begeben.

*

Der Hintergrund — äußerst sparsam und scharf gezeichnet — ist der Hexensabbath der ersten Nachkriegsjahre, München, Berlin, Wien. Was sich vor diesem Tableau abspielt, ist für den Intellektuellen in keiner Weise außergewöhnlich und grade darum interessant. Denn es ist von typologischer Gültigkeit. Es spiegelt sich hier: der Intellektuelle. Typisch ist die Haltung, die Geste, typisch die erotische Situation, typisch das Verhalten.

Alexander Moenboom, der Held des Buches, ist Literat und Kriminalist „... wider besseres Wissen".

„Ich übe also Verrat an meiner wesentlichen Einsicht — das heißt, ich habe einen Beruf. Dieses Opfer fordert die Gesellschaft; das Stigma sozialer Brauchbarkeit ist es, Verräter an seiner Grundeinsicht sein zu können. Fragt die Künstlerin, die Presseleute, fragt jeden klugen Arzt, Juristen, Bankier. Er wird Euch diese Grundwahrheit bestätigen müssen... Ich habe meinen Beruf auf mich genommen, bin durch Erfahrung des Verrats inne geworden. Ich habe mit dem Verrat paktiert und denke seine Vorteile nicht aus ideologischen Skrupeln mir leichthin aus der Hand gleiten zu lassen. Eitelkeit und die hinter meinem Rücken drängende beifällige Wucht der Masse schaffen für Klarheit Ersatz: Reinheit des Gewissens ist der Luxus einer durch Renten gesicherten Klasse... Ich bin verheiratet; Vater einer kleinen Tochter; im Ehestand nicht unglücklich, das heißt leidlich resigniert; meine Frau Ruth ist tüchtig und hat Herz. Davon mache ich als Egoist im Notfalle Gebrauch. Ruth versteht mich; nur ist sie unglücklicher, weil sie mehr Herz hat als ich; auch fehlt ihr der belebende Schwung ehrgeiziger Selbsttäuschungen. Sie kann nicht blind sein, wo es ihr Vorteil verlangte...

„Habe ich Illusionen über mich bestehen lassen? Meine Absicht war es jedenfalls nicht. Rechtfertigung liegt freilich in jeder Selbstdarstellung."

Er ist offen, wie man es heute zu sein pflegt: offen, aber nicht ehrlich. Diese Offenheit hat wenig mit Wahrhaftigkeit zu tun. Psychologischer Exhibitionismus, eitle Selbstbespiegelung. So zur scharfen, sachlichen Definition der eignen Persönlichkeit fähig zu sein, erhöht nur noch die Eitelkeit. Der Stolz auf das psychologische Können ist bei dieser Selbstanalyse so groß, daß der Gedanke an die aus dem Resultat sich ergebende Notwendigkeit der Selbstdisziplin kaum mehr Platz hat.

Alexander Moenboom steht zwischen zwei Frauen, unfähig eine Entscheidung zu treffen. Er verschanzt sich hinter spitz-

findiger Dialektik: „Entscheidungen fallen. Man fällt sie nicht. Sie fällen Dich." Nicht fähig, der Kurve des Geschehens Richtung zu geben, pendelt er direktions- und ratlos zwischen Cerebrum und Sexus, zwischen „Sachlichkeit" und Affekt, das breite Intervall, in dem der Schwerpunkt — das Regulativ der sittlichen Kräfte — liegt, blind durchsausend. Zwiegespalten ist er das Element in der Retorte, der rasenden Prozeß erleidet, und analytischer Beobachter vor der Retorte, der den Prozeßablauf in seinen Stadien sachlich registriert, ohne ihn zu beeinflussen.

Er unterstellt sich bewußt der Herrschaft jenes Hauptaffekts, der heute Zeitsignatur ist: es ist der Sexus als Angelpunkt der Welt. Wie die gesamte Zeit Pubertätscharakter trägt, so leidet heute der Einzelne an lebenslänglicher Pubertät und ihren Nöten. Bestenfalls hört sie mit dem Senium auf. Darum nimmt das Erotische einen so großen Raum in unsrer Vorstellungswelt ein. Man glaubt: hier trägt sichs zu! Obgleich man — vom erwachenden Intellekt längst aus dem Paradies des Leibes vertrieben — weiß, daß dies illusionäre Verkennung ist. Jedoch zur logischen Konsequenz reicht weder Einsicht noch Wille. „... mit einer irrsinnigen Gier, nicht zu befriedigen, nicht zu löschen, Trieb gestaltlos rasend, ohne Wachstum, ohne Erfüllung" sucht man den dionysischen Rausch. Und erlebt die Qual der Zerstückelung, der Spaltung, der Zerstörung. Denn es sind die Tränen des Dionysos, aus denen die Menschen wurden.

Zu Beginn erklärt Alexander Moenboom voller Gleichmut: „Ein japanisches Sprichwort sagt zwar, daß wir mit dreißig alle Schiffbrüchige sind — und mit vierzig Verbrecher. Wer zu diesem letztern Stande das Zeug nicht in sich spürt, muß eben das Gescheitertsein als endgültigen Zustand ansehn." Dies Dezennium zwischen Dreißig und Vierzig, das ist die Klippe. Nur Wenige erweisen sich als seetüchtig genug, um sie mit vollen Segeln und heil zu passieren. Die Meisten treiben weiter als Wrack, mühsam aufgetakelt und ständig am Versacken. Sie scheitern, weil ihrem Wesen der Tiefgang fehlt.

Zwar vermag das Leiden ihn zu geben — „Gelitten haben ist gut," sagt Moenboom gegen das Ende, nachdem er durch ein Fegefeuer der Qual geschritten ist —, doch er wird es noch oft durchlaufen müssen, denn die Katharsis ist ausgeblieben: das Buch schließt, die Jagd geht weiter.

*

Mit allen Mitteln intellektueller Feinmechanik hat Pulver dies seelische Rohmaterial bearbeitet. Das ist so sehr mit dem Ultramikroskop des geschulten Psychologen gesehen, daß man ständig an Pulvers zweiten Beruf erinnert wird. Bekanntlich bildet er am Himmel der neuern Psychologie mit Klages und Scherman das Dreigestirn der großen Graphologen.

Dieser Roman ist auch eine außerordentliche sprachliche Leistung. Die Bildung der Syntax stellt eine ziemlich große

Anforderung an die Konzentration des Lesers. In formelhaften Verkürzungen von stärkster Prägnanz ist ein Milieu, eine Person erfaßt. Daneben wieder bricht die sinnliche Freude an der barocken Metapher durch.

Das Buch enthält überdies eine medizinisch und literarisch ausgezeichnete Schilderung des Kokainismus. Die meisten Elaborate über diesen Gegenstand sind albern, kleinbürgerlich-sensationell und wissenschaftlich völlig unzulänglich. Hier findet man zum ersten Mal eine vorzügliche Analyse der physiologischen und psychologischen Wirkung dieses Giftes, dessen übermäßiger Konsum in der ersten Nachkriegszeit schwer erklärlich ist, „denn ihm fehlt der Hauptreiz, um dessentwillen andre Räusche gesucht werden; Betäubung".

„Kokain macht überklar, überwach, durch Wände und Seelen hindurchwitternd, unerbittlich, grell und flackernd zugleich, lähmend den Leib, den Geist zu sausender Reise aufstachelnd; analytisch, entdeckerisch, wirkt es utopisch-reale Gewebe, ballt imaginäre Essenz, unerhört jede sinnliche und sensible Wahrnehmung verfeinernd; Kokain entbindet den Geist aus seiner Verschränkung, unerbittlich nackt tritt der Abgelöste sich selbst gegenüber; das heißt das tritt ein, wovor fast alle Menschen fliehn, das was die Gesellschaft schuf, die öffentliche Meinung, den Staat, das Zusammenleben in jeder Form: Angst vor der Selbstbegegnung des Einzelnen, des Einsamen."

Aus Angst vor der Vereinzelung griff man zu dieser Droge, deren Wirkung grade furchtbarste Isolierung ist. Um sich darüber hinwegzutäuschen, fanden sich Kokainisten gern zusammen, um das Gift gemeinsam zu nehmen. „Aber diese Täuschung mißlang. Bald genug zersplitterte der Austausch der Meinungen in kaum sich streifende Monologe, jeder stieg auf exzentrischer Kurve, die sich vor dem Blick seines Nachbarn verlor."

Durch das ganze Buch zieht sich eine ausführliche klare Darstellung der psychopathologischen Tatbestände. Auf der Flucht vor sich und der Entscheidung sucht Moenboom immer wieder den kalten zerebralen Rausch, die wache Entrückung in ein gläsernes Vakuum. Glas — unablässig kehrt es wieder in den gleichnishaften Bildern der giftbedingten Wahrnehmungs-, Gefühls- und Erkenntnisvorgänge. Bald vibriert es um eine Situation von unfaßbarer Dünnheit, wie gesponnenes Glas, bald gerätst Du in ein Seelenklima — wo es sich um Dich legt, daß es Dir den Atem abschließt und den Blick bricht — „grün wie Flaschenglas".

*

An einer Stelle steht: „Überscharfe Linsen sind anstelle der Augen getreten." Das gilt für das ganze Buch, das gilt für uns Intellektuelle mit unsrer ganzen Psychologie, und das ist die große Gefahr: daß wir die Welt mit zwei überscharfen Linsen betrachten, statt mit lebendigen Augen.

Notturno von Massimo Bontempelli

Es war tiefe Nacht. Die Geräusche der Straße gingen auf Zehenspitzen einher. Der Himmel war in einen Mantel gehüllt, wie ein Bariton: in einen schwarzen Mantel, mit ein paar leuchtenden Löchern da und dort. Das Licht der Laternen floß auf das bleichsüchtige Straßenpflaster herab und wartete auf Passanten, um ihr Schattenbild zu malen. Aber durch die Straßen der Stadt ging nur ich allein.

Während ich so einherschritt, brachte ich nicht den Mut auf, mich den sehnsüchtig einladenden Blicken der Laternen zu verschließen. Ich unterstützte sie vielmehr, indem ich mich eifrigst bemühte, meinen Schatten auf den Fassaden der Häuser so deutlich sichtbar wie nur möglich zu machen; ich wählte die ansteigenden Straßen, damit er möglichst hoch, fast bis zu den Dächern, emporwachse.

Ich war auf der Straße stehen geblieben, weil ich meine Adresse vergessen hatte. Ich hatte auch meinen Namen vergessen. Und es kam niemand, den ich darnach hätte fragen können.

Als wir auf einem Platze anlangten, stürzte mein Schatten, der mir vorausgeeilt war und bis zum vierten Stock emporreichte, plötzlich mit dem Kopf nach unten und fiel auf dem Pflaster des Platzes auseinander. Ich blieb voll Entsetzen einen Augenblick stehen und betrachtete die Überreste des zertrümmerten Schattens, der unter meinen Füßen schwach hin und her flackerte.

Dann erhob ich die Augen zu dem Platz.

In der Mitte stand das Monument eines Pferdes, mit einem Mann darauf. Die Prospekte des Platzes wurden von riesigen, symmetrischen Wandschirmen gebildet, mit langen Reihen schwarzer, blinder Fenster. Nur eine Dachluke im Hintergrund war erleuchtet, ein kleines, fernes Licht, wie in einem Walde. Aus einem Winkel hörte ich es leise murmeln.

Als ich den Blick wandte, bemerkte ich, daß es ein Springbrunnen war, und daß er wie ein melancholischer Herr zu sich selbst sprach, mit einem weichen Wasserstrahl, der ihm aus dem Munde sprang und dann schwach zu Boden plätscherte und ihm die Füße netzte.

Jede Freude am Leben war von der Oberfläche der Welt verschwunden. Vielleicht hatte sie sich in einen Weinkeller zurückgezogen.

*

Ich wandte mich wieder meinem Schatten zu.

Er hatte sich mit seinem Schicksal abgefunden und hielt still, aus Angst vor Schlimmerem. Ich aber wollte ihm zu einer neuen Existenz verhelfen.

Ihn scharf beobachtend, fing ich an, mich langsam gegen die Mitte der Straßenmündung hin zu bewegen.

Der Schatten erholte sich ein wenig, wuchs; dann, mit einem Male, verdoppelte er sich. Nun gingen von meiner Basis zwei Schatten aus, im scharfen Winkel zu einander, vollkommen gleich. Solche Dinge gefallen mir nicht: der Schatten eines Menschen hat einer zu sein. Ich ging ein wenig vor, und es gelang mir allmählich, die beiden Schatten wieder auf einen zu bringen. Dieser verlängerte sich nun, fing zu laufen an, überquerte den Platz und hob schließlich wieder den Kopf und lehnte ihn gegen das Postament des Denkmals.

So blickten sie zu einander, mein Gesicht von hier aus, das Gesicht meines Schattens von drüben. Auf einmal bemerkte ich, daß es nicht ganz richtig von dem Viereck des Postamentes eingerahmt wurde: ich versuchte ein paar Schritte nach vorne, nach hinten, nach der Seite, um es genau in die Mitte zu bringen.

Als ich grade einen Schritt nach hinten machte, stieß ich mit dem Absatz gegen etwas Festes und hörte gleich darauf eine kleine Stimme hinter meinem Rücken:

„Vorsicht, mein Herr."

Im ersten Augenblick dachte ich, daß ich dem Springbrunnen auf den Fuß getreten wäre, doch bald wurde mir klar, daß es jemand anders sein müsse, und schnell drehte ich mich um.

Vor mir stand eine Frau, von eigenartiger Schönheit, Gesicht und Hände waren weiß, und alles Übrige — Augen, Kleid und Haare — pechschwarz, wie der Mantel des Himmels, aber ohne Löcher.

Sie lächelte. Weil aber ihre Lippen weiß waren, wie ihre Zähne, so wirkte ihr Lächeln nicht anders als ein kleiner schwarzer horizontaler Einschnitt in der Weiße des Gesichtes.

*

Ich sprach:

„Verzeihen Sie. Ich habe hier gewartet, ob nicht jemand kommen würde, der mir eine Auskunft geben könnte. Ich habe meine Adresse vergessen."

Das Lächeln hielt noch einen Augenblick an, dann verschwand es. Sie sagte:

„Meine Adresse ist die Ihre, mein Herr."

„Das wäre eine Lösung." antwortete ich, „zumindest für einige Zeit."

Wir machten uns also mit einander auf den Weg, Seite an Seite, und sie führte mich langsam über den Platz hinüber.

„Es ist nahe, mein Herr."

Als ich an dem Postament des Denkmals vorbeikam, drehte ich mich einen Augenblick um, nach meinem Schatten zu sehn, der nun hinter mir dahinglitt. Aber ich konnte kaum einen Blick auf ihn werfen, da die Frau sprach, und ich mich schnell wieder umwenden mußte, um ihren Worten zu folgen.

„Meine Wohnung, — die Ihre —, liegt dort drüben."

Sie wies auf die gegenüberliegende Seite des Platzes, auf ein Haus, aus welchem hoch oben, aus einer Dachluke, ein Licht schimmerte, fern, wie in einem Walde.

„Denken Sie nur," sagte ich, „ich habe auch meinen Namen vergessen."

Sie lächelte höflich, wie zuvor, und wie zuvor antwortete sie:

„Mein Name ist der Ihre, mein Herr."

„Nein, danke, das wäre zu viel."

Ohne zu sprechen, erreichten wir das Haus. Als wir eingetreten waren, stiegen wir in den Aufzug.

Das Emporschweben war lang und zärtlich, aber es ereignete sich nichts, was der Aufzeichnung wert wäre. Das Gehäuse des Aufzuges stieg voll Zielbewußtsein und Stetigkeit in die Höhe. Durch die blassen Glastüren flimmerte es, wie eine Meereswelt. Aber jedes pflanzliche und animalische Leben mußte hier seit langem erloschen sein. Aus der Gleichförmigkeit tauchte von Zeit zu Zeit, in gleichen Intervallen, das Gespenst eines Gitters auf, senkte sich schweigend zu uns herab, und verschwand unter unsern Füßen. Vielleicht waren es Gitter, die seit Jahrhunderten tot waren. Schließlich erstarb die Bewegung des Aufzuges in der Höhe, wie eine schwache Welle auf dem Sande des Meeresstrandes.

Wir betraten die Wohnung der Frau, ein Zimmer voll schwarzer Gegenstände, die in einem milchweißen Halbdunkel schmachteten.

Nach einem Anknüpfungspunkt suchend, fragte ich meine Begleiterin:

„Wie heißen Sie?"

„Ich heiße Vanessa."

„Oh Gott! Warum?"

Gewöhnliche Menschen pflegen sich zu wundern, wenn ich sie frage, warum sie so oder so heißen. Es mag sein, daß Vanessa nicht zu den gewöhnlichen Menschen gehörte; denn sie erklärte sofort:

„Weil ich ein nächtliches Wesen bin."

Sie schien sehr befriedigt von ihrer Erklärung. Ich fühlte, wie mir die Kniee schwach wurden vor Trostlosigkeit. Um nicht auf den Boden zu fallen, fiel ich in einen Lehnstuhl (von schwarzem Samt) während die Frau mit lässiger Anmut auf dem Rande eines niedrigen Bettes Platz nahm.

*

Sie hob symmetrisch die Arme und legte die verschränkten Hände in den Nacken; so saß sie da, den Kopf nach hinten gelehnt, wie in einem Frisiersessel, und fuhr zu sprechen fort:

„Ich hasse den gemeinen Tag. Ich könnte die Sonne ermorden, diese Sklavin und Herrin der Hennen und Bauern."

Ich sah sie an; ihr Blick war unablässig auf das Gebälk oberhalb des Fensters gerichtet.

„Meine Seele besteht aus Finsternissen. Ich muß der Liebe eines Vampyrs und einer Lemure entstammen."

Ich unterbrach sie:

„Entschuldigen Sie, was ist das, eine Lemure?"

Sie schien einen Augenblick ärgerlich über die Unterbrechung, doch sie fing bald wieder zu sprechen an, immer monotoner, wie eine Flöte bei der fünfhundertsten Wiederholung einer Operette:

„Oh schwarz, letzte Verneinung aller Farben! Farben, Gewöhnlichkeit, Magen, halbgekaute Speisen, Lichter und Farben: Stöße und Schläge. Schwarz allein ist Tiefe ....."

Bei dieser Stelle, glaube ich, machte ich ein kleines Nickerchen; aber ich schlief nur kurz: als ich erwachte, saß sie noch immer da, den Kopf in die verschränkten Hände zurückgelehnt, die Augen auf das Gebälk über dem Fenster gerichtet, und sprach mit ihrer wattierten Stimme:

„So werde ich bei Tage zu nichts und erstehe neu, wenn es Nacht wird, umgeben von schwarzen Gegenständen, schwarzen Träumen, schwarzen Gedanken."

Um ein Ende zu machen, kam ich sehr nahe an sie heran:

„Hören Sie," sprach ich, „ich bin noch nicht daran gewöhnt, lassen Sie mich nach etwas Weißem suchen."

Sie rührte sich nicht und antwortete:

„Bitte."

Nach ein paar Augenblicken forderte ich sie auf:

„Wenn Sie mir dabei helfen wollten?"

„Verzichten Sie auf meine Hilfe, mein Herr. Lassen Sie meine Seele währenddessen dem Reiche der Finsternis zustreben."

Es vergingen ein paar Minuten über dem Weiß und Schwarz unsrer Forschungsreisen. Dann sank Vergessenheit herab. Dann sprach sie wieder, und ihre ersten Worte waren folgende:

„Ich liebe die Apachen. Zeig mir Dein Messer."

„Oh Gott! Ich habe es zuhause, vergessen."

Ich langweilte mich entsetzlich. Aber wohin sollte ich gehen? Mit meinem Messer hatte ich doch auch meinen Namen und meine Adresse zuhause vergessen.

*

Ich fing an, im Zimmer auf und ab zu gehen. Es schien mir, als wäre Vanessa im Begriffe, einzuschlafen. Ich selbst hatte keine Lust zu schlafen. Als ich an dem Fenster vorbeikam, streckte ich die Hand nach einem der schweren Samtvorhänge aus, die es verhüllten. Aber ein Schrei hielt mich zurück. Ich drehte mich um:

„Nein!" — schrie die Frau noch einmal und streckte dramatisch den Arm gegen mich und das Fenster aus. „Wenn nur ein Strahl der Morgendämmerung von dort hineinfiele, so wäre es mein Tod."

„Entschuldigen Sie, ich werde es nicht wieder tun."

Ich ging noch eine Weile auf und ab. Alles war in bleierne Stille getaucht. Nur in meinem Geiste wiederholten sich unablässig und bedeutungslos die letzten Worte, die ich gesprochen hatte („ich werde es nicht wieder tun, ich werde es nicht wieder tun"). Ich setzte mich wieder in den Lehnstuhl, um zu rauchen, doch waren mir nur mehr drei Zigaretten übrig geblieben. Als ich sie zu Ende geraucht hatte, war Vanessa, quer über dem Bette liegend, fest eingeschlafen. Ihr weißer Arm lag im Bogen um das schwarze Haar. In meinem Hirn tröpfelte es: „Ich werde es nicht wieder tun," „ich werde es nicht wieder tun," wie ein schlecht schließender Wasserhahn: „Ich werde es nicht wieder tun," „nicht wieder," „nicht wieder".

Plötzlich begriff ich, was diese Worte bedeuteten.

Ich betrachtete die Frau, die mit halbgeöffneten Zähnen leise pfeifend atmete. Mein Gott, Vanessa, nächtliches Wesen! Ich fing zu lachen an, hielt aber sofort wieder inne, aus Angst, sie aufzuwecken. Nein, sie schlief. Sie schien ein kleiner, schlafender Kessel. Ich lachte nicht mehr, aber ich fühlte, wie ich vor Bosheit lächelte. Auf den Zehenspitzen schlich ich ans Fenster und hob den Vorhang ein wenig in die Höhe.

Draußen fing die Dämmerung an, die Welt aus ihrer Starre zu lösen.

Durch die Ritze, die ich offen hielt, ließ ich ein wenig von dieser Helligkeit eindringen: ich erweiterte die Ritze und ließ einen Strahl der Dämmerung auf das Bett fallen: ein weißer Fleck, der auf der Decke zitterte wie ein täppischer Hund, bevor er sich ihr näherte. Ich rückte noch ein wenig, und der Lichtfleck auf der Decke verlängerte sich, bis er die Umrisse von Vanessas Körper erreichte.

*

Da sah ich etwas Merkwürdiges.

Das Licht, das sich auf das Bett warf, benagte die Umrisse der Frau. Es drang langsam in sie ein und zerstörte sie, wie eine stumme Säure. Auf diese Weise grub ich ein großes Loch in ihre Seite.

Ich hielt den Vorhang auf der einen Seite mit dem rechten Arm in die Höhe. Nun streckte ich auch den linken Arm aus, um den Vorhang auf der andern Seite des Fensters aufzuheben. Gleichzeitig drehte ich den Kopf nach hinten, um die Wirkung zu sehen. Nun fiel auch von der andern Seite das Licht auf die Decke. Ich brachte es an Vanessas Schulter: die Schulter fing an zu verschwinden, in einem Bogen angefressen, als ob man mit einer brennenden Zigarette den Rand eines dünnen Papiers angezündet hätte.

Nun war das Aussehen der Frau im höchsten Grade lächerlich, mit diesen zwei bogenförmigen Buchten, eine an der rechten Hüfte, die andre an der linken Schulter. Vanessa sah aus, wie eine Landkarte: eine seltsame Insel mit Kopf und Beinen: eine Insel, die atmete, wobei sie die Brust hob und senkte und ein leises Pfeifen zwischen den Zähnen hören ließ.

Mit einem Ruck hob ich den ganzen Vorhang in die Höhe.

Das Licht strömte voll ins Zimmer. Nichts rührte sich; man hörte das Pfeifen schwächer werden, nachgeben und verlöschen, während das Licht auf das Bett fiel und Vanessa vollkommen auflöste, wie der Mond die Sterne auflöst.

Das Bett war überflutet vom Licht des Morgens, und Vanessa war nicht mehr da. Das schwarze Hemd lag noch da, und die schwarzen, leeren Strümpfe, und weiter oben, auf der einen Seite, ein Ring.

Ich warf diese vier Dinge auf die Erde. Ich fuhr mit der Hand über das Bett und legte mein Gesicht darauf, es war keine Spur

der Frau mehr zu finden, nicht einmal eine Wärme, nicht einmal ein Duft.

„Adieu, Vanessa, nächtliches Wesen."

Ich sprach meine Gebete, entkleidete mich und ging zu Bett. Eine Zeitlang blieb ich in jenem Zimmer wohnen, wie lange, weiß ich nicht; bis zu dem Tage, an dem ich mich meiner alten Adresse erinnerte. Da zog ich glücklich aus — schloß sorgfältig hinter mir zu — stieg die Treppe hinab und kehrte ohne Zwischenfälle in meine alte Wohnung zurück, wo ich mein früheres Dasein wieder aufnahm; dieses Erlebnis hatte nicht die geringsten unangenehmen Folgen.

Autorisierte Übersetzung von Mimi Zoff.

Die Spitzen der Behörden von Kaspar Hauser

Um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, haben wir uns entschlossen, eine neue Organisation ins Leben zu rufen: den Deutschen Reichs-Behörden-Verleih (DRBV.).

In Anbetracht der Tatsache, daß der Deutsche nur gruppenweise vorkommt, daß diese Gruppen sich so lange spalten, bis sich die einzelnen Teile zu einem Reichsbund zusammenschließen;

daß es fernerhin die Hauptaufgabe dieser Reichsverbände ist, Tagungen, Kongresse, Jahresversammlungen und Verbandsfeste abzuhalten;

daß zu jeder dieser Tagung die Anwesenheit der Spitzen der Behörden unerläßlich ist —:

macht es sich der DRBV. zur Aufgabe, die bisher ziellos nebeneinander laufenden Verleihbestrebungen einheitlich zu organisieren, wie folgt:

Bei dem Bewerbungsantrag ist anzugeben, zu welchem Zweck die Verleihung der Spitze gewünscht wird, um unliebsame Verwechslungen zu vermeiden.

So hat jüngst auf einer Tagung des Reichsverbandes der Zentralverbände für Errichtung gefallener Magdalenenheime die von uns entsandte Behördenspitze eine fulminante Rede für die freien Beziehungen unter den Geschlechtern gehalten, ein bedauerliches Mißverständnis, für das wir natürlich nicht aufkommen können.

Es stehen den Entleihern grundsätzlich folgende Garnituren zur Verfügung:

Vertreter, bzw. Spitzen der

Kommunalbehörden	1,50 M. die Stunde,
Kreisbehörden	1,75 M. die Stunde,
Landesbehörden	3,— M. die Stunde,
Reichsbehörden	4,80 M. die Stunde,
Ministerialvertreter	5,10 M. die Stunde.

Bei Abnahme größerer Posten legen wir 2 bis 3 Parlamentarier der betr. Länder gratis bei. Bayerische Beamte 10% billiger.

Die Behördenspitzen werden in sachgemäßer Ausstattung geliefert:

Gediegener Gehrock,
schwarze Hose,
viereckige Schnürstiefel,

stachelhaariger Zylinder,
Stehkragen,
Brille.

Die Entleiher werden gebeten, unsre Leihobjekte pfleglich zu behandeln und sie in demselben Zustand zurückzuerstatten, wie man dieselben anzutreffen wünscht. Besoffene Exemplare werden nicht zurückgenommen.

Unser Verleih liefert im allgemeinen nur redende Spitzen; auf besondern Wunsch geben wir auch plombierte Exemplare ab, doch kosten solche einen kleinen Zuschlag. Die von uns zu liefernde Spitze der Behörde hält an Ort und Stelle eine Ansprache, die so eingerichtet ist, daß sie keinesfalls anstößig wirkt; insbesondere ist eine Beleidigung von Monarchisten oder republikanisch Andersdenkenden ausgeschlossen. Die von den Spitzen zu haltenden Reden werden von uns vorher genau daraufhin begutachtet, daß nicht das Geringste in ihnen gesagt ist. Die Spitzen haben strenge Anweisung, einerseits für den Fortschritt auf dem in Frage kommenden Gebiet, andrerseits aber auch für ein gesundes Mittelmaß einzutreten und auf alle Fälle die freudigste Unterstützung der betr. Bestrebung durch die Behörde zu versprechen, die sich natürlich durch derartige Festreden als gebunden nicht erachten kann.

Sämtliche Reden enthalten kürzere, allgemein verständliche Zitate aus unsern werten Klassikern (bis 1860).

Die Behördenspitzen haben Anspruch auf einen Ehrenplatz sowie auf polizeiliche Absperrung, damit sie dieselbe ungehindert passieren können. Die Spitzen sind tunlichst zu photographieren und der bessern Unterscheidung halber mit einem weißen Kreuz auf dem Bauch zu versehen.

*

Wir hoffen, mit diesem Auszug aus unsern Betriebsvorschriften dem Deutschen Reich sowie seinem Verbandsleben einen unschätzbaren Dienst erwiesen zu haben.

Eine Störung des Verwaltungsbetriebes ist ausgeschlossen, da sich derselbe immer mehr von den Amtsstuben in die Kongreß-Säle verzogen hat. Der Steuerzahler merkt auf diese Weise, daß die Behörden ihre vornehmste Aufgabe darin erblicken, bei festlichen Gelegenheiten von der Schaffung jener Schwierigkeiten abzustehen, für die sie ursprünglich gedacht sind. Wir sind jederzeit gern bereit, mit ersten Referenzen aufzuwarten. Letzte Engagements:

Unser Herr Kultusminister spielt im August:

6. Weimar. Jahrestagung der Damenschwimm-Riegen entschieden jüdischer Philatelisten.
12. Neu-Janowitz. Jahrestagung des Bundes der Landwirte mit anschließendem Tänzchen und Steuerstreik.
19. Bitterfeld. Kongreß der katholischen Jungmädchenvereine zur Förderung der Bananenzucht in Oberbayern.
24. Berlin. Tagung der Deutschen Studentenschaft.
25. Berlin. Tagung des republikanischen Studenten.

Der Vorsitzende des Reichsausschusses für Deutsche Leibesübungen, Herr Staatssekretär August Lewald, ist für die

nächsten zweieinhalb Jahre nicht mehr frei; doch kann in dringenden Fällen einer seiner Gehröcke verliehen werden.

Von dem Grundsatz, auf die diversenen Tagungen nur Fachleute zu entsenden, sind wir abgekommen; wir lassen vielmehr die Spitzen hauptsächlich über das sprechen, wovon sie bestimmt nichts verstehen, also:

Herrn Stresemann über Musik,
Herrn Hilferding über Arzneikunde,
Herrn Groener über Schmieröl,
Herrn Breitscheid über auswärtige Politik,
und alle über deutsche Kultur.

Indem wir Sie bitten, uns in Ihrem gefl. Bekanntenkreise empfehlen zu wollen,

zeichnen wir
hochachtungsvoll
Deutscher Reichs-Behörden-Verleih
Borowsky *Heck*

Der Denunziant Coßmann von Celsus

Thomas Mann, in schlechter Laune über den in München um die Amerikaflieger entfesselten Betrieb, hat dieser in einem privaten Brief einen Ausdruck über die Gefeierten verliehen, den er bei größerer Publizität vermieden hätte. Zwischen einer privaten Verstimmung und einer möglichen öffentlichen Äußerung über den gleichen Gegenstand entsteht ein Hohlraum, der fatal wirkt, wenn er aufgezeigt wird. Macht sich jemand die Mühe, in diesen Hohlraum hineinzukriechen, so ist aus der Kleinigkeit eine Affäre geworden, und Herr Thomas Mann mag heute noch so gescheit und witzig argumentieren — die Differenz ist unleugbar und nicht schön. ‚Aha, so spricht der feine, wohlerzogene Herr Thomas Mann, wenn er sich nicht gehört glaubt, sagen die Einen. Das haben wir erwartet, sagen die Andern, jetzt will er sich mit einem Kompliment für die Herren Flieger salvieren! Warum wiederholt er nicht öffentlich, was er einem Brief anvertraute? Mangel an nationaler Gesinnung, heult man rechts, Mangel an Bürgerstolz, knurrt man links. Beides braucht nicht zu stimmen, aber von beidem bleibt etwas.

Es ist ein infames Kunststück, einen Arglosen in solche Lage hineinzumanövrieren. Es ist ein selten perfides Sykophantenstück, jemanden erst sorglich zu umwerben, um ihn nach der Ablehnung wegen einer privaten Äußerung zu diskreditieren, die ganz gewiß keine Rolle gespielt haben würde, wenn die Werbung zum guten Ende geführt hätte. Der heute schon fast klassische Spezialist für die oft sehr engen Hohlräume zwischen privat und öffentlich ist Herr P. N. Coßmann, der Gebieter der ‚Süddeutschen Monatshefte', ein hocherfreuliches Exemplar jener Gattung deutscher Juden, die mit dem Fenriswolf gut stehen wollen und deren ewige innere Unsicherheit sie zu immer höhern Leistungen antreibt. Sein Weg ist gezeichnet durch die Denunziationen Veit Valentins und Fechenbachs,

durch den münchner Dolchstoßprozeß und die Veröffentlichung des unfreundlichen Briefwechsels zwischen Bethmann-Hollweg und Tirpitz im Jahre 1916, der die ganze Kluft zwischen Diplomatie und Kriegführung aufdeckte und in seiner ruinösen Wirkung alles übertraf, was fanatische Defaitisten an bewußter Siegessabotage hätten vollbringen können.

Aber es muß schließlich auch Mittel geben gegen solche Existenzen, die sich klugerweise in der Nachbarschaft politischer Tendenzen angesiedelt haben, die am günstigsten zur Befriedigung gewisser charakterlicher Eigenheiten zu gebrauchen sind. Ich glaube, es gibt nur eine Waffe: den strikten Boykott. Dieser Herr P. N. Coßmann muß so gezeichnet werden, wie die Generation von 1830 ihren Wolfgang Menzel gezeichnet hat, der für sein langes Leben immer nur „der Denunziant" geblieben ist. Vielleicht ist das im Falle Coßmann nicht immer so einfach, denn er ist das Haupt einer Zeitschrift, die nicht nur politische Interessen pflegt; er kann, politisch geschlagen, ganz unvermutet in der litterarischen Sparte wieder auftauchen. Als litterarischer Mittler näherte er sich auch Thomas Mann, um ihn für ein Zweigblatt der ‚Münchner Neuesten Nachrichten' zu gewinnen, und so erschien er ihm auch in der Unterhaltung „in einer Art nachdenklicher Toleranz". Also nicht der teutsche Allerweltszensor Herr Coßmann, sondern plötzlich ein Intellektueller, von konservativer Grundhaltung zwar, aber doch einsichtsvoll und gern geneigt, kritische Einwände zu verwerten. Es war ein bitterer Fehler von Herrn Thomas Mann, sich zu einer Aussprache mit Herrn Coßmann bewegen zu lassen, dessen Vorgeschichte ihm doch auch damals bekannt war. Daß dieser Coßmann ein gelesenes Blatt ediert, die Ausdrucksformen eines gebildeten Menschen hat, über moderne Litteratur plaudern kann und sich nicht mit dem Obstmesser die Nase popelt, das macht ihn noch nicht als Gesprächspartner möglich. Es ist jammerschade, daß der Schriftsteller, der in seiner Art wie kein zweiter Distanzgefühl verkörpert, wenn er es auch manchmal lächelnd überbrückt, dafür nicht die Witterung gehabt hat. Er ist der Leidtragende. Denn Herr Coßmann hat zwar nicht für seine Blätter den ersehnten Mitarbeiter gewonnen, aber doch das erreicht, was er für die Prolongation seines Kontraktes mit der germanischen Mythologie so dringend braucht: einen neuen Fall.

Englischer Film von I. Montague

Die Verquickung von Kunst und Technik, die der deutschen Filmindustrie ihre besondere Note in der Welt gab, hat auffälligerweise immer in England gefehlt. Zum Teil lag dies an dem angeborenen intellektuellen Snobismus und Konservatismus der englischen Produktion, die bis in die letzte Zeit nur ungern die Möglichkeiten des neuen Ausdruckmittels zuließ und berücksichtigte. Zum Teil lag es auch oft an einer gewissen Sorte von Geschäftsleuten meiner eignen Rasse, Krämern und Anreißern, die sich auf jedes erdenkbare neue Geschäft warfen und, in feiner Witterung für den Umsatz, den

Handel der ganzen Welt in Filmen, gebrauchten Autos und Radio-Zubehörteilen fast ausschließlich in ihre Hand gebracht haben. Die Geistesart dieser Leute scheut die Einsicht in die eigne Minderwertigkeit, die aus der Berührung mit schöpferischen Geistern erwächst, und versucht unwillkürlich in ihrer Umgebung eine Heuchelei, mindestens eine Unaufrichtigkeit und Unwissenheit zu begünstigen, die der eignen gleichkommt. Es bleibt Tatsache, daß bis vor zwei Jahren der britische Film nur Mißerfolge und Mißachtung erntete. Trotz vieler Kilometer Zelluloid, die seit dem Wiederaufleben der Industrie aufgenommen und verkauft wurden, erfuhr die übrige Welt kaum etwas von der britischen Film-Produktion. Kein einziger Spitzenfilm und kein bedeutender technischer oder ideenvoller Kopf konnte ihr zur Ehre gerechnet werden, und die Plumpheit der Darstellung, die Kitschigkeit der Photographie und die Banalität der Erzählung, die für den einheimischen Film typisch waren, machten ihn selbst zum Gespött des englischen Publikums. Geld war kaum aufzutreiben, und die Impotenzen der Filmproduktion sahen sich immer mehr zur Untätigkeit verurteilt. Die Lage wurde erschwert durch die sichtliche Überlegenheit und den Schliff der fremden Produktion, vor allem der amerikanischen. Unter solchen Umständen pflegt in jedem Lande die Unfähigkeit, obwohl sie selbst für ihre schmähliche Lage verantwortlich ist, einen Appell zu ihrer finanziellen Sanierung mit patriotischen Motiven zu begründen. Quote und Kontingent — es ist immer das Gleiche, und in England wurde dem Ruf dadurch besonderer Nachdruck verliehen, daß man versicherte, das niedrige ethische Niveau fremder Filme würde die Moral des britischen Volkes untergraben (dies, obwohl der skandalöseste Film des Jahres — „Weißglut" — eine britische Produktion war), und das würde dahin führen, die weiße Kultur bei den unterworfenen Rassen des britischen Weltreiches in Verruf zu bringen (dies, obwohl ein von einer englischen Firma hergestellter und vertriebener Film einen englischen Offizier zeigte, wie er einen eingeborenen indischen Soldaten mit Fäusten bearbeitete). Die reaktionäre Mehrheit des Parlaments geriet in wilde Erregung, und die Quote wurde gesetzlich festgelegt, eine Maßnahme, welche die Film-Produktion Englands aus einem arbeits- und aussichtsreichen Geschäft in eine vollkommene Sinekure verwandelte. Jeder Verleiher muß eine bestimmte Anzahl britischer Filme verkaufen, jedes Filmtheater muß eine bestimmte Anzahl britischer Filme vorführen, also wurde für alles gesorgt, nur fehlt noch das Gesetz, das die Theater füllt. Unter diesen Umständen kann es nicht überraschen, daß das Geld von den Banken und dem Effektenmarkt in die Kasse der Produzenten floß; diese Bewegung wird weitreichende Folgen zeitigen, die sich bereits erkennen lassen. Ein goldener Strom ist geschaffen, der Drohnen, Haifische und Schakale anlockt, sich in unappetitlicher Brüderlichkeit zu mästen. Haifische: die geriebenen Unternehmer und Gründer, welche die auf den Erlaß des Gesetzes folgende Neigung der Geldleute ausnützen und mit wilden Gründungen Filmgesellschaften in die Welt riefen, die

noch keinen einzigen brauchbaren Film hergestellt haben. Drohnen: die faulen Köpfe, denen das Chaos zu danken ist, das die Quote notwendig machte und durch die sie jetzt wieder zu voller Beschäftigung bei stattlichen Gehältern gelangt sind. Schakale: die gescheiterten oder kaum erfolgreichen Zigeuner der Branche: Engländer, deren Hollywood schließlich müde geworden ist, oder Deutsche, die zu aufgeblasen waren, Kontingent-Filme zu machen, die hier zusammen laufen, um ihren Teil aus der goldenen Flut zu schöpfen.

Außerdem ist dieser Strom so üppig, die neuen Ateliers sind so geräumig und so reich ausgestattet, daß für jeden Ankömmling Platz ist, selbst wenn die eingesessenen Schmarotzer ihren Durst gestillt haben. In diesem Betriebe tummeln sich junge und vielversprechende Leute. Manche bringen es auch zu Erfolgen, so daß dies letzte Stadium englischer Filmindustrie besser zu sein verspricht als das erste.

Bei solchen Ursprüngen mußte es kommen, daß die Wiedergeburt des britischen Films sich zuerst in Kriegsfilmen oder chauvinistischen Erzeugnissen äußerte. Manche dieser historischen Filme waren technisch ausgezeichnet, bedeutend besser als andre aus dem Ausland kommenden. Zum Beispiel der „Weltkrieg“ und der „Emden-Film“. Sonst haben die Engländer immer ihre Fähigkeit bewiesen, im Film das Tatsächliche festzuhalten. Die Serie „Geheimnisse der Natur“, in der das Wachstum des Samens, das Liebesleben der Blumen, die seltsame Metamorphose der Insekten gezeigt wird, sind an Schönheit und Klarheit von den Lehrfilmen andrer Länder nicht erreicht worden. Jedoch hat in der jüngsten Zeit die Vorliebe für das Melodramatische eine unerquickliche Note in die Handlung der Kriegsfilme gebracht. Seltsamerweise hat der Cavell-Film, ein eindrucksvoller und kluger Film pazifistischer Tendenz, Deutschlands diplomatischen Protest hervorgerufen, während eine Reihe sonstiger Erzeugnisse wie „Victory“ (ein Film, in dem deutsche Soldaten als brutal und ausschweifend dargestellt werden) oder Maeterlincks „Bürgermeister von Stilemonde“ (in dem eine deutsche Schauspielerin auftritt) ohne Kommentar durchgegangen sind; erwähnt werden muß der Film „Flight Commander“, der Seeleute schildert, die einen chinesischen Tempel plündern, wo kein Geringerer als der Flieger Sir Allan Cobham selbst den hervorgerufenen Widerstand mit Bomben beruhigt. Er wird aufgeführt, und zu Englands Schande sei es gesagt, applaudiert, während „Potemkin“ und die harmlosen „Weber“ von Hauptmann durch den englischen Zensor zu ewigem Dunkel verurteilt sind, wie auch der Ufa-Film „Wege zu Kraft und Schönheit“, in dem Deutschlands Tücke durch den Anblick gottgeschaffener Nacktheit versuchte, unser englisches Familienleben zu untergraben. O, England, selbstherrlich und rein!

Das Gros der unpolitischen Produktionen folgt bis jetzt dem amerikanischen, angeblich internationalen Schema, ein wenig Abenteuer, ein Schimmer von Sexualität und das happy end. Er ist gewandter und besser aufgenommen als früher, doch ebenso langweilig, wie die etwas schleppende, aber trotzdem beachtliche Verfilmung der „Treuen Nymphe“.

Die einzige Größe unter all den Nullen ist der siebenundzwanzigjährige Alfred Hitchcock, dessen Filme, wenn sie auch konventionell in den Vorwürfen und in der Behandlung sind, doch eine Beherrschung des Bildes und eine Darstellung zeigen, die gewagt und persönlich zugleich ist. Sein Übel: eine lässige Geneigtheit, von seinen Auftraggebern Themen anzunehmen, die ihn nicht interessieren und die er dann oberflächlich behandelt. „Der Aftermieter", „Die Frau des Farmers" und „Der Ring", zeigen, jeder in einer andern Weise, eine markante Persönlichkeit von sicherlich internationalem Rang. In dem Werk eines so vielversprechenden Könners, in der Mitarbeit von jungen Kräften wie Asquith, dem Sohn von Englands altem Kriegs-Premierminister, und in meinen eignen Plänen glaub ich, die Möglichkeit zu sehen, in Zukunft erfreulichere Nachrichten zu geben als diese kurze Rückschau über die Vergangenheit.

Der Verfasser, der selbst im Vorstand der auch in Deutschland bekannten Film-Society tätig ist, gehört zu jenen jungen englischen Intellektuellen, die sich um die Hebung des verrotteten englischen Films bemühen. Er stammt aus einer reichen jüdischen Familie, deren Haupt vor einigen Jahren in den Pairsstand erhoben wurde.

Sparer und Spione von Morus

Franzosen in der I. G. Farbenindustrie

Haben Sie schon mal einen Blinddarmchirurgen kennen gelernt, der nicht erklärt hätte: „Zehn Minuten später, und der Patient wäre unrettbar verloren gewesen"?

Haben Sie schon mal von einer Werkspionage gehört, die nicht unfehlbar zum Ruin der deutschen Wirtschaft geführt hätte, wenn nicht im letzten Augenblick die Polizei alles entdeckt und die Spione verhaftet hätte?

Es gibt allerdings auch andre Fälle, aber davon sprechen weder die Blinddarmoperateure noch die Spionageabwehrer. Wenn wirklich jemand ein paar Fabrikationstricks von Aspirin oder von Salvarsan mausen sollte — die chemische Zusammensetzung und die Grundlagen der Herstellung sind ohnehin allenthalben bekannt —, dann wird die I. G. sich hüten, den Fall an die große Glocke zu hängen. Und wenn selbst die Gegenseite hernach behauptet, sie wüßte nun ganz genau, wie man es in Leverkusen oder in Höchst macht, so wird die I. G. mit aller Bestimmtheit erklären, man hätte ihr nur ein altes, längst überholtes Rezept weggenommen. Schon aus diesem Grunde sollten sich die Väter des Vaterlandes, sobald von Werkspionage laut und überlaut gesprochen wird, auf das andre Ohr legen und weiterschlafen.

Aber der Casus, der jetzt die Gesichter schwarz-weißrötet, hat noch eine besondere Note. Die Verräter, die die I. G. und die deutsche Wirtschaft beinah um ihre Existenz gebracht haben, sollen im Dienste der im besetzten Gebiet hausenden französischen Geheimpolizei gestanden haben. An

wen die Geheimpolizei ihre Forschungsergebnisse weitergeleitet hat, an Herrn Poincaré persönlich oder an Herrn Briand oder nur an den Handelsminister Bokanowsky, ist noch nicht festgestellt. Nur eins weiß man bereits ganz genau: „Das Ziel der amtlichen französischen Werkspionage war darauf gerichtet, neue, wichtige und erfolgversprechende Betriebsgeheimnisse auf Gebieten, die für die deutsche Wirtschaft weittragende Bedeutung haben und geeignet sind, die deutsche Volkswirtschaft vom Ausland unabhängig zu machen, auszukundschaften und der französischen Industrie auszuliefern."

Wenn wirklich Angehörige der Sûreté Générale ihre Hand dabei im Spiele gehabt haben sollten, wäre das eine gediegene Hehlerei und genau dasselbe, als ob ein französischer Wachtposten in Mainz bei einem Einbruch Schmiere stehen würde. Aber es liegt kein Anlaß vor, den Vorgang aus der Sphäre des Privateigentums und der Beamtenkorruption herauszuziehen. Fabrikgeheimnisse sind keine nationalen Güter. Die deutsche Chemie arbeitet heute ebenso eng mit dem Ausland zusammen, wie früher die nationalste aller Industrien, die Rüstungsindustrie. Die I. G. Farbenindustrie hat das wertvollste Verfahren, das Deutschland wirklich einmal unabhängig von der Petroleumeinfuhr machen kann, die Ölgewinnung aus Kohle, nach Amerika verkauft, und wenn die Standard Oil das Patent vorläufig nicht ausnutzt, so nur deshalb, weil sie kein Interesse daran hat, mit synthetischem Öl ihrem Rohöl Konkurrenz zu machen. Die I. G. hat im vorigen Jahr einen Vertrag mit den Etablissements Kuhlmann, dem größten französischen Chemiekonzern, abgeschlossen, in dem sie sich zum Austausch von Patenten und Fabrikationserfahrungen verpflichtet hat. Sie hat Patentverträge mit Sowjetrußland. Und wenn ein ähnliches Abkommen mit dem englischen Chemietrust noch nicht zustandegekommen ist, liegt es nur daran, daß man sich auf dem Gebiet der Farbenchemie noch nicht über die Quoten hat einigen können.

Es soll daraus der I. G. durchaus kein Vorwurf gemacht werden. Das Kapital ist nun einmal international, und die Kapitalisten aller Länder vereinigen sich, sooft sie davon profitieren. Aber dann sollte man sich auch freundlichst abgewöhnen, gleichviel, ob Inländer oder Ausländer mit von der Partie sind, das Wort „Werkspionage" zu gebrauchen. Mit Spionage verbindet sich nach altem Brauch der Begriff des Landesverrats. Deutschland ist nicht verraten worden, wenn die Konkurrenz, diesmal ohne Entgelt und ohne Genehmigung, der I. G. ein Fabrikationsrezept abgenommen hat.

*

Groeners Haushaltsplan

Endlich haben wir wieder einen Minister, wie ihn sich der gute Bürger wünscht: einen Mann der altpreußischen

Sparsamkeit, der nicht einmal die von der Regierung und vom Reichstag ausgesetzten Mittel aufbraucht. Seit Jahren war es üblich, daß der Reichswehrminister zu seinem unnatürlich großen Etat nach wenigen Monaten noch einen Nachtragsetat vorlegte. Unter Groener ist das mit einem Schlage anders geworden.

Er will nicht nur die erste Rate für den Panzerkreuzer, 9,3 Millionen Mark, an andern Etatposten einsparen, er hat sich auch gleich bereit erklärt, die übrigen 71 Millionen, mit denen der Bau des deutschen Panzerkreuzers die deutsche Wirtschaft befruchten wird, an Überschüssen des Wehretats aufzubringen. Auf Drängen seiner sozialistischen Kabinettskollegen hat er sich also bereitgefunden, künftig gegen die Haushaltsordnung zu verstoßen, die ihm auferlegt, den Voranschlag so niedrig wie möglich zu halten. Denn wenn er sich pränumerando erbietet, an andern Stellen Ersparnisse zu machen, so muß er diese andern Stellen gleich so hoch einsetzen, daß er mit Sicherheit etwas übrigbehält.

Dazu scheint das neue Sparsystem im Reichswehrministerium ein Verfahren notwendig zu machen, dessen Anwendung bisher heftig abgestritten worden ist. Die zweihundert „übertragbaren" Posten, die es im Wehretat gibt, dürfen nach der Reichshaushaltsordnung nur von einem Etatjahr in das andre, aber nicht von einem Gegenstand auf den andern übertragen werden. Bei dem Sparsystem Groener werden neben den zeitlichen auch die seitlichen Verschiebungen unvermeidbar sein: Spart man an Remonten, kann man nächstes Jahr noch ein Torpedobootchen bauen, und so. Aber was tut ein Minister nicht alles, um dem Staat Geld einzubringen?

Wilhelm Groener hat auf diesem Gebiet bereits weit mehr geleistet, als sich die zivilen Nörgler träumen lassen. Er hat, so geht die Sage, gegenüber dem Finanzminister auf 41 Millionen Mark verzichtet, die ihm nach den bisherigen Bewilligungen des Reichstags zur Verfügung stehen. Aus diesen stattlichen Ersparnissen sollen zunächst die neuen Panzerkreuzermillionen entnommen werden. Bleiben noch immer 32 Millionen. Aber Groener, unser neuer Sparkommissar, hat Pech. Grade jetzt, wo die Reichswehr anfängt, den Pfad der Tugend zu wandeln, kommen unvorgesehene Ausgaben dazwischen. Infolge höherer Personalunkosten und steigender Materialpreise muß er aus seiner Sparbüchse noch weitere 23 Millionen opfern. Bleiben nur noch schäbige 9 Millionen, soviel, wie eine zweite, kleine Rate für den Panzerkreuzer ausmacht. Und dabei stehen wir doch jetzt erst im fünften Monat des neuen Rechnungsjahres. Wenn die unvorhergesehenen Hindernisse sich weiter so türmen, dann wäre es kein Wunder, wenn im Winter der Reichswehrminister wieder einen Nachtragsetat benötigt, wie anno Geßler.

Bemerkungen

Heimarbeiter

Von Zeit zu Zeit sickern Lohnzahlen aus dem Erzgebirge durch, die auf ein gradezu grauenhaftes Ausbeutersystem und auf ein schreckliches Elend in der dortigen Heimarbeiterschaft schließen lassen. Ich sehe noch die erschrocknen Augen Ernst Tollers, als er von seiner Reise ins Erzgebirge erzählte — er hat seinerzeit hier darüber berichtet. Ich glaube, daß in der Bekämpfung dieser Zustände ein grundsätzlicher Fehler gemacht wird.

Wer sind die Firmen, die von diesen Schandlöhnen profitieren? Es gibt da Menschen, die — im Jahr! — dreihundert Mark verdienen; man kann sich den Rest ausmalen. Reportage! Reportage! Wo sind unsre Leute —?

Und wenn einer hinreist, so ist mit Deklamationen gar nichts getan. Da muß nicht nur eine sorgfältige Untersuchung über die Wirtschaftslage von Arbeitern und Fabrikanten angestellt werden —:

es müssen vor allem die Namen der Zwischenmeister, der Unternehmer, der Firmen mit voller Adresse genannt werden, und es muß an diese Nennung die Aufforderung zum Boykott geknüpft werden, und wenn sich die Syndici der Herren auf den Kopf stellen. So viel soziales Gewissen wird doch in breiten Kreisen noch zu finden sein, daß der Verbraucher solche Waren zurückweist, die aus dem Blut, dem Schweiß, der Tuberkulose, aus Kinderarbeit und der Arbeit schwangerer Frauen herrührt. Namen nennen! Namen nennen!

Ich weiß, daß damit die soziale Frage nicht gelöst wird. Das Erzgebirge ist nur eine kleine Flocke im Ozean unrechtmäßig usurpierter Arbeitskraft — aber auch Kampf im kleinen hilft, nichts ist umsonst getan. Namen nennen! Namen nennen!

Freilich, wo fängt das an, und wo hört das auf! Der Name des Leuna-Werks ist ja oft genug genannt worden, und doch blüht es, wächst und gedeiht.

Es wird aber in Blättern, die gelesen werden, viel zu wenig aus den Betrieben heraus geschrieben, was ja nicht immer einfach ist: denn es müssen solche Leute schreiben, die sozial weitblickend sind und nicht ihren Personalchef und eine kleine Ungerechtigkeit der Fabrikleitung für das Ende aller Dinge ansehen. Wenn man in dieser Welt kämpft, dann muß konkret gekämpft werden. Einer, der nur „sachlich" ist, hat Angst vor dem, was in Wahrheit die Welt regiert: die Angst vor der einzelnen Person.

Namen nennen! Namen nennen!

Ignaz Wrobel

Sachliche Richter

Oft hat in dieser Zeitschrift Kurt Tucholsky Richter angeprangert, die aus dem Leben Angeklagter Dinge in die Öffentlichkeit zerren, die mit dem Vergehen, das zur Aburteilung steht, nicht das Geringste zu tun haben.

Wenn Herr X. wegen Landesverrats angeklagt ist, fragt man ihn, zur Beleuchtung seines Verbrechens, versteht sich, ob er fünf Jahre vorher intime Korrespondenzen mit zwei Damen, gleichzeitig, unterhielt. Wenn Herr Y. bezichtigt wird, der Ruhe dieses Staats das Grab zu schaufeln, muß er auf die Frage antworten, ob es in seiner Familie einen Herrn gibt, der zu Franzosen freundschaftliche Beziehungen unterhält.

Als ein Kamerad von mir, im Jahre 1919, vor Gericht wegen Hochverrats sich verteidigte, fragte ihn der Staatsanwalt, ob es wahr sei, daß er seinem Frisör gewöhnlich dreißig Pfennige Trinkgeld gegeben habe, einen Betrag, der um ein Vielfaches den üblichen Fünfer überschreite. Damit sollte der leichtfertige Charakter des Angeklagten ins rechte Licht gerückt werden. Die

kleinbürgerlichen Beisitzer empörten sich denn auch weidlich.

Bei Beginn meines Prozesses wurde ein Amtsrichter vernommen, in dessen Haus ich einige Zeit gewohnt hatte. Ich traute meinen Ohren nicht, als der Vorsitzende diese Frage an ihn stellte:

„Sie haben bei Ihrer ersten Vernehmung, Herr Amtsrichter, ausgesagt, daß Ihre Frau Flecke im Bett des Angeklagten gesehen habe."

„Jawohl", sagte der Zeuge.

„Wollen Sie uns das näher erklären?"

„Das Dienstmädchen kam zu meiner Frau und machte auf Flecke im Laken des Angeklagten aufmerksam. Es zeigte sich, daß die Flecke gelblicher Natur waren."

„Wo befanden sie sich?" hieß die strenge Frage des Vorsitzenden.

„Im Laken, in der Bauchgegend."

„Wovon rührten die Flecke Ihrer Ansicht nach her, Herr Zeuge?"

Nach gewichtigem Erröten folgte die stotternde Antwort: „Von Quecksilbersalbe."

Nun erst begriff ich. Hier begann das übliche Spiel, den politischen Verbrecher mit dem Makel einer Krankheit zu behaften, die für Verständige gewiß kein Makel ist, mit Syphilis. Es gelang mir rasch, festzustellen, daß die Flecke sich nicht im Laken befunden haben können, sondern im Kissen, daß sie von einer Salbe herrührten, die mir der Arzt gegen eine Bartflechte, die ich mir in einem unsaubern Barbierladen geholt, verordnet hatte. Daß in einigen Zeitungen der objektive Bericht etwa lautete: „Es kamen dann die Flekken im Bett des Angeklagten zur Sprache, die nach der Ansicht des Zeugen, Amtsrichters Soundso, von Quecksilbersalbe herrühren", brauche ich kaum eigens zu erwähnen.

Ernst Toller

Der Landgerichtsrat auf der Würstchenjagd

Die Presse berichtet grade, daß ein Landgerichtsrat Zweigler aus Rudolstadt in den Ruhestand versetzt worden ist, weil er wiederholt aus einem Fleischerladen Wurst gestohlen hat und, als er einmal eine Anzahl Würstchen in seine Aktentasche verschwinden lassen wollte, dabei attrappiert wurde. Die Sozialdemokraten waren vorlaut genug, im thüringer Landesparlament auch danach zu fragen, was der Herr Landgerichtsrat denn außer der Pension noch an Belohnung für seine Verdienste um die Hebung des Fleischwarenumsatzes bekommen habe. Da stellte sich denn heraus, daß ein Strafverfahren gegen Zweigler überhaupt nicht durchgeführt worden war. Ein Universitätsprofessor aus Jena mit dem zutreffenden Namen Strohmeier, hatte ein dreißig Seiten umfassendes Gutachten erstattet, in dem es hieß, Zweigler habe zwar bei vollem Bewußtsein gestohlen, er sei jedoch als Psychopath zu bewerten, da er sich bei dem Diebstahl nichts gedacht habe. Deshalb falle sein Verhalten unter den § 51 des Strafgesetzbuches. Dieses Gutachten besteht nicht etwa in der Phantasie, sondern ist bei den Protokollen des thüringer Landtages aktenkundig, wo es ein Regierungsvertreter bekanntgegeben hat. Daß er dabei vor Scham in den Boden gesunken sei, wird nicht berichtet. Immerhin hätte man, wenn auch nicht Herrn Strohmeier, so doch einen seiner Kollegen mit einem Gutachten darüber beauftragen sollen, was der Herr Zweigler, der sich bei seinen diversen Diebstählen nichts dachte, sich dabei wohl gedacht hat, wenn er früher seine Angeklagten wegen des gleichen Verhaltens verknackte, und daß er gewiß noch in Amt und Würden sein würde, wenn er nicht mit der Wurst in der Hand erwischt worden wäre. Weiter müßte untersucht werden, ob das Sich-nichts-dabei-denken bei höhern Justizbeamten einen Frei-

brief bedeutet, und welche Vorkehrungen dagegen getroffen sind, daß der Landgerichtsrat Zweigler seinen wohlverdienten Ruhestand und den § 51 etwa dazu benutzt, sich auch fernerhin, wenn Gelegenheit winkt, „nichts dabei zu denken". Die thüringer Wurst ist berühmt. Und die thüringer Regierung ob ihrer Unerbittlichkeit gegenüber höhern Justizpersonen, die republikanischer Sympathien verdächtig sind, desgleichen. Da ist dieses Bild vom Richter mit der Wurst wirklich von einem ganz besondern Reiz . . .

Walther Victor

Pariser Volkstheater

Ich habe einen Herrn aus Halle gesehen, der kein Wort Französisch sprach und doch den „schwelenden Haß" der Franzosen gegen die Deutschen entdeckt hatte. Ich habe einen andern aus Hannover herumgeführt, der nach der ersten Viertelstunde sich fürchterlich über die paar Soldaten aufregte, die er in den Straßen gesehen hatte und der meinte, Frankreich plane Mörderisches gegen Deutschland. Ein dritter lief einen ganzen Tag in Paris herum, ohne einen Zigarettenladen zu finden, obwohl an jeder Ecke eine große rote blecherne Zigarre einen kündet. Er fand, daß es an Organisation fehle.

Eines der vielen Dinge, die dem pariser Vergnügungsreisenden ewig unbekannt bleiben werden, sind die pariser Volkstheater. Wann überhaupt werden diese Reisenden begreifen, daß der vermeintliche Taumel, der wogende Strom, der Pulsschlag der Welt und wie das pariser Straßenleben noch anders getauft wurde, von ihnen selbst hergestellt wird und daß sie Zuschauer und Komödianten zu gleicher Zeit sind? Es ist einer der genialsten Tricks gewesen, ihnen diese Illusion beigebracht zu haben. Paris hat ihnen sozusagen die Dekoration geliefert, wobei die Kosten nicht groß waren. Kein vernünftiger Franzose hat sich jemals ins Café du Dome oder in die Rotonde gesetzt, aber Amerika und Skandinavien stellen die Komparsen, die sich über sich selbst großartig amüsieren. Und gar die Theater! Die Herren Caillavet und de Flers und ihre Nachkommen haben immer mehr mit dem Blick auf die Ausfuhr als für den Inlandsmarkt gearbeitet. Aber die große pariser Masse sucht ihr Vergnügen ganz wo anders, in jenen Volkstheatern, von denen es mindestens eins in jedem Viertel gibt. Was kümmert den richtigen Pariser die Fremdenindustrie? Genau so wie er mitten auf den Boulevards sich in die Schaukeln setzt und um ein Pfund Zucker würfelt und schießt, geht er in „seine" Theater. Freund der Völkerpsychologie, wenn du das pariser Volk an der Quelle seines Vergnügens studieren willst, geh in eines der kleinen Theater im Quartier Clichy oder Belleville.

„Ein seltsames und originelles Sittenstück, das den Zuschauer in ein Milieu von Existenzen führt, die ebenso tadelns- wie bedauernswert sind, und in dem sich die verschiedenartigsten und merkwürdigsten Gestalten bewegen. Ein lebenswahres Bild einer Gesellschaft, in die nur einige wenige Bevorzugte eindringen. Die drei Aktes des Stückes bieten dem Publikum Heiteres, Tragisches und Rührendes zugleich. Größter Erfolg!"

Das zieht! Das Parterre ist ausverkauft, die Galerie ist überfüllt. Erster Akt: Der seltsame Chirurg. Wo die Rede ist von einem Arzt, der aus sadistischem Vergnügen unter der Maske des Wohltäters seinen Patienten geheimnisvolle Einspritzungen macht, so daß sie kränker als zuvor werden. Zuschauer dabei ist ein perverser junger Mann. Entré einer jungen Witwe, die aus Not sich zu glänzendem Honorar zu den Versuchen hergeben will. Was wiederum einen Monteur sehr beunruhigt, der grade dabei ist, eine elektrische Leitung zu reparieren, und dem Unheil schwant. Zweiter Akt: Im Spelunkenrevier. Die

junge Witwe fühlt sich schlecht, aber hat den perversen jungen Mann zu lieben begonnen. Der aber ist in den Krallen der betagten Wirtin des Kellers, die ihn für seine Zärtlichkeiten bezahlt. Dem Monteur ist elend zu Mute, weil die Witwe den perversen jungen Mann liebt. Diesem ist ebenfalls nicht gut, weil er falsch gespielt hat und 15 000 Franken haben muß, um nicht ins Gefängnis zu kommen. Der Monteur aber hat sie. Worauf die verführte junge Witwe einen verfehlten Versuch macht, sie ihm zu stehlen und, auf frischer Tat ertappt und aus Schande darüber, ihren Verführer erdolcht.

Dritter Akt: Die Rache Cocos des Einfältigen. Coco ist der Monteur. Er holt den nächsten Arzt, eben jenen sadistischen Chirurg, der verspricht, den Erdolchten zu retten, wenn die Witwe sich ihm mit Haut und Haaren verschreibt. Was auch geschieht. Coco horcht an der Tür, und als die abgebrochene Dolchspitze herausgezogen ist, erscheint er mit einem Revolver in der Hand und zwingt den Sadisten, auf seine Pläne zu verzichten. Exit der Sadist, Reue des perversen jungen Mannes und Versöhnung Cocos mit der Witwe und Aussicht auf Heirat.

Parterre und Galerie rast vor Vergnügen. Die Bösewichter sind herrlich böse und die Guten sind wunderbar gut. Woche für Woche werden diese Stücke im Herzen von Paris gespielt, nicht etwa nur in einem abgelegenen Vorort. „Perverse Leidenschaften", „Margot die Kokotte", „Die Brotausträgerin", „Die Engelmacherin" etcetera. „Die Engelmacherin ist eine vernichtende Anklage gegen einen Parlamentarier, einen falschen Apostel der Menschlichkeit, der die Bevölkerungszunahme predigte und seine eigne Tochter auf die Straße warf, als sie sich Mutter fühlte!" Pfui über den Heuchler! Für die Komik sorgen „Die Musketiere im Kloster" oder „Sie hat mir zugezwinkert".

Alles das ist reichlich komisch und fossil, aber doch rührend wegen der ungehemmten Leidenschaft des unkomplizierten Publikums für den Sieg der Tugend und der Gerechtigkeit, der niemals fehlen darf. Es ist eben diese Geistesverfassung, die einem Zola, Victor Hugo oder den Goncourts ermöglichte, mit gleichem, nur künstlerisch behandeltem Material so große Wirkungen zu erzielen. Im französischen Volke lebt noch immer ein sehr ausgeprägter Sinn für das Gleichgewicht des sozialen Lebens, für Gerechtigkeit und Anständigkeit, der sich bis in seine Politik hinein bemerkbar macht. Man mag über seine naiven Formen lächeln, aber man darf darüber nicht vergessen, daß hier und nicht in den von den Fremden verseuchten oder für sie hergerichteten Orten das wahre Volk von Frankreich zu finden ist.

Rudolf Friedmann

Am separaten Tisch

In seinem Bericht über den Nordpolflug Nobiles schreibt der tschechoslowakische Teilnehmer, Professor Běhounek, unter anderm: „Dienstag, den 22. Mai, sprach man beim Offizierstisch des Schiffes ‚Cittá di Milano' bereits von der Wahrscheinlichkeit des Starts am selben Abend. An unserm Tische führte Kapitän Mariano den Vorsitz. Nobile speiste nach der Sitte der italienischen Offiziere separat mit dem Kommandanten des Schiffes, J. Romagno . . ." Man stelle sich die Situation vor. In wenigen Stunden soll das Luftschiff zum Nordpol abfliegen, um nach den, ebenfalls von Dr. Běhounek mitgeteilten Worten Nobiles, in zwei Tagen zurück zu sein — „wenn wir überhaupt wiederkehren . . ." und der verantwortliche Leiter der Expedition hält es unter seiner Würde, gemeinsam mit seinen Offizieren (von der Mannschaft ganz abgesehen!) zu Abend zu essen. Sondern speist „nach der Sitte der italienischen Offiziere" zusammen mit dem Schiffskommandanten, um jedem

überflüssigen Beisammensein mit der armseligen Plebs seiner Untergebenen aus dem Wege zu gehen. Kann man sich einen Amundsen in so einer Situation vorstellen? Kann man sich überhaupt einen wirklich auf das Gelingen des Unternehmens und nicht auf Ruhm und Ehrgeiz für sich und ein politisches Regime ausgehenden Forscher so vorstellen? Die Antwort bleibt jedem überlassen. Jedenfalls zeigt die kleine Episode, die von Professor Běhounek gewiß ganz unabsichtlich erwähnt wird, warum das Unternehmen zusammenbrechen mußte. Denn Hierarchie läßt sich vielleicht in Rom spielen, aber nicht in der unbezwungenen Arktis. Dort gilt der Mann, nicht der Grad. Dort gilt Kameradschaft. Was für ein andres Bild bietet der „Krassin", mit seiner anspruchslosen Zusammenarbeit von Wissenschaftlern, Seeleuten, Fliegern. Die Erfolge der Hierarchie und der freien Kameradschaft: sie sind durch die beiden Namen „Italia" und „Krassin" charakterisiert.

Spectator

Balkanisierte Kritik

nennt Herr W. Kiedrich eine Glosse in Nummer 29, der ich widersprechen muß. Raoul Auernheimer, über dessen Werk man verschieden urteilt, ist für die Tadellosigkeit seines Charakters und öffentlichen Lebens allgemein bekannt. Die Darstellung, Moissi habe „zum Dank" das Casanovastück von Auernheimer gespielt und darunter gelitten, wird von Moissi mit dem Bemerken geleugnet, er habe das Stück nur durch Beer-Hoffmann, nicht durch den Autor kennengelernt und es mit Vergnügen gespielt, weil es ihm in Wien eine gute Lustspielrolle gab.

Die schwere Verdächtigung, Auernheimer „mißbraucht sein Amt als Kritiker dahin, daß er dem Burgtheater seine belanglosen Stücke aufdrängt, die an kaum einer andern deutschen Bühne gespielt werden", ist in allen Teilen unwahr:

1. Auernheimer gehört der Redaktion der ‚Neuen Freien Presse' seit 1907 an, während sein größter Bühnenerfolg „Die große Leidenschaft" 1904 in Hamburg uraufgeführt, dann von fast allen deutschen und vielen ausländischen Bühnen gespielt wurde.

2. Das Burgtheater-Referat übernahm Auernheimer 1923, er hatte vorher den Kritiker Wittmann nicht einmal vertreten; in dieser Epoche, also zehn bis vierzehn Jahre vor Übernahme der Kritik spielte das Burgtheater von Auernheimer die Stücke „Die glückliche Zeit" (1909) und „Das Paar nach der Mode" (1913). Dieses Stück wurde fünfundzwanzig Mal im großen Hause gespielt und, gleich andern erfolgreichen Stücken, jetzt, im Jahre 1927, hervorgeholt, besonders um Frau Holmberg eine Antrittsrolle zu verschaffen. Es erreichte die höchste Aufführungsziffer unter der Wiederaufnahme des Jahres 1927. Auch „Der gute König" wurde vor Übernahme des Referates vom Burgtheater angenommen und wurde vierzig Mal gespielt.

Emil Ludwig

Der Studienrat inspiziert die deutsche Dichtung

In der Jaegerschen Verlagsbuchhandlung in Leipzig erscheint eine Reihe „Hilfsbücher für den höhern Unterricht", deren neuntes die „Deutsche Dichtung im zwanzigsten Jahrhundert" behandelt. Der Autor ist ein Studienrat Doctor Alexander Pache, der sich alle Mühe gegeben hat, die Jugend sicher durch den Irrgarten der Dichtung dieses entarteten Jahrhunderts zu führen. Und deshalb betont der Herr Studienrat in einem Schlußwort, daß er nur einige besonders wichtige Namen erwähnt habe, die „alle jene Vorzüge aufweisen, von denen allein eine Erneuerung und Wiedererstarkung für das ganze Volk ausgehen kann."

Das ganze Volk wird begierig sein, diese Namen zu erfahren. Hier sind sie: Waldemar Bonsels, Hans Christoph Kaergel, Will Vesper, Hans Friedrich Blunck, Ernst Schmitt und Hans Wilhelm. Bei Bonsels zeigt sich, aha, „arisches Empfinden"; er ist „besonders wertvoll durch seine lebenbejahende Philosophie". Am Schluß findet sich ein Verzeichnis der Dichter, in kurzen Worten gleich fürs Examen zurechtgemacht. Adolf Bartels ist eine „Kämpfernatur", Johannes R. Becher „ohne klare Anschauung". Theodor Däubler bekommt für die Tatsache, daß sein „Nordlicht" dreitausend Verse zählt, ein Ausrufungszeichen. Sowas imponiert. Ganghofer: „Fröhliche lebensbejahende Natur . . . Was Defregger für die Malerei, ist er für die Erzählung... schrieb im Weltkrieg als Begleiter des deutschen Kaisers vielgelesene Kriegsschilderungen." Walter Hasenclever: „Bombastisch und rasch vergessen"; der „Sohn"... ein „verstiegenes Jugendwerk", die „Antigone" eine „moderne Verzerrung des antiken Stoffes." — Heinrich Heine: „widerspruchsvoll, innerlich unwahr, scheingenial, doch überaus geschickter Anempfinder." Da war doch Theodor Körner ein andrer Kerl, deshalb: „mit Recht der Liebling deutscher Mannesjugend". Und Scheffel: „Viele Trinklieder ins Kommersbuch übernommen!" Ein Ernst Wachler ist „als Dichter weniger bedeutend wie als Anreger und Führer auf völkischem Gebiet", womit der Studienrat ganz gewiß den Nagel auf den Kopf trifft.

Das Ganze nennt sich . . . „Deutsche Dichtung im zwanzigsten Jahrhundert" und ist für den höhern Unterricht bestimmt.

Alfons Hayduck

Klabund

Et meure Paris et Helaine
quiconques meurt, meurt à la douleur...
François Villon

Während grade in einigen Zeitungen über die Zukunft oder die Zukunftlosigkeit der Lyrik disputiert wird, stirbt der letzte freie Rhapsode, der Letzte aus dem alten Geschlecht dichtender Vaganten, dem das Versemachen so sehr Element war, daß es diesen gebrechlichen Leib für lange Jahre allein an die Erde zu binden schien.

Seine Begabung war unruhig und zuckend; in Beweglichkeit und Maskenkunst ohne Grenze. Es floß immer in einem schmalen Bändchen alles durcheinander: Heine, Rimbaud, Exoten, Rudolf Baumbach, Wedekind, Eichendorffs Mondscheinlyrik und Dialektwitz; Pathos, Melancholie und Biertischzote. Aus dem Einfall wurde blitzschnell Rhythmus, Wort, Refrain. Und über allem schwebte die einschmeichelnde Libertinage des Namens Klabund.

Er hatte keine Zeit und wußte es. Vieles von dem eilig Hingedichteten wird verwehen, trotzdem mehr übrigbleiben als von den meisten bändereichen Lyrikern seit Heinrich Heine. Vielleicht auch „Moreau; gewiß „Bracke".

Von seinen siebenunddreißig Jahren waren zwanzig eine rohe, handgreifliche Auseinandersetzung mit dem Tode. Ewige Flucht ins Sanatorium, Flucht vor dem kühlen Luftzug, Erbeben vor einem kleinen Kratzen im Halse, das den nächsten Anfall anzeigt. Das ist ein unmißverständliches Schicksal. Die Herren Poeten pflegen sonst immer sehr allgemein „am Leben" zu leiden. Die Herren Lyriker namentlich pflegen von früher Jugend an mit dem Tod auf gutem Versfuß zu stehen, seinen Namen unnütz zu führen, um doch bald solide zu heiraten, und kleine Kinder und dicke Romane zu zeugen. Im Fall Klabund war das Leiden grausam deutlich lokalisiert.

Unter seinen vielen Schriften gibt es einen kleinen, wohl ganz vergessenen Band: „Deutsche Literaturgeschichte in einer Stunde", der vor acht Jahren in einer Serie herausgekommen ist, die sonst bitter ernsten Bildungszwecken diente. Da wird

über verstaubte Größen der Literaturgeschichte, die kein Scherer sonst ungeschoren läßt, so freundlich und kurzweilig abgehandelt wie hier:

„Heinrich Laube (aus Sprottau, 1806—1884) schlug die dramatische Pauke, daß einem Sehen und Hören verging. Sein Graf Essex war das erste Theaterstück, das ich als Knabe auf der Schmierenbühne einer märkischen Kleinstadt sah. Niemals mehr hat ein Drama solchen Eindruck auf mich gemacht. Ich sehe noch immer den schlotternden Essex im Kerker sitzen und höre auf einem vom Bäcker geborgten blechernen Kuchenteller zwölfmal die Stunde des Gerichtes schlagen. Alle Schauer jagen mir im Gedächtnis daran über den Rücken, und ich drücke den vereinigten Geistern von Laube und Essex pietätvoll und gerührt die Hand."

Klabund (Alfred Henschke aus Crossen, 1891—1928) wird in die Literaturgeschichte und Nachschlagewerke eingehen. Möge er Federn finden, die so anmutig die Erinnerung an sein kurzes, krankes, melodienreiches Leben wahren.

C. v. O.

Ueber Mozart

Mozart hatte erkannt, daß Musik, die Kraft und Glück in sich trägt, schön sein muß. Wo er melancholische Leidenschaft darstellt, verzichtet er darauf, schön zu sein.

*

An Tagen des Glücks zieht man Cimarosa vor; aber in Stunden uns bestrickender Schwermut, etwa im Spätherbst im Park eines alten Schlosses, in einer Allee hoher Birken, wenn die Stille ringsum nur hin und wieder durch das Rascheln eines fallenden Blattes durchbrochen wird, ist es Mozarts Genius, dem man sich zuwendet. Man sehnt sich danach, ein Lied von ihm, in der Ferne, tief im roten Laubwalde, von einem Waldhorn geblasen, zu vernehmen. Mozarts weiche Gedanken, seine schüchterne Lust hat ganz die Stimmung dieses Herbsttages, an dem leichter Dunst die Reize der Landschaft mit Wehmut umkleidet, an dem selbst die Sonne aussieht, als habe sie Abschiedsleid. Dann, wieder im Schlosse, beachtet man nichts als das Madonnenbild in der Halle und bleibt lange davor stehen.

Stendhal

Liebe Weltbühne!

Eine Nichte Leos XIII. versuchte öfters den Papst anzupumpen.

„Heiliger Vater," sagte sie, „wenn Ihr mir nicht 5000 Lire vorstrecken könnt, muß ich Brettlsängerin werden, ich habe grade ein Angebot erhalten."

„Liebes Kind," erwiderte Leo XIII.: „Es tut mir leid, daß ich Papst und alt bin, andernfalls hätte es mir große Freude gemacht, dir zu applaudieren."

Gedicht für Emma

Wenn Dein Vater in seiner dummen Autorität Dich abends nicht wegläßt, wo ich im dunklen, feuchten Hof stehe und Dich erwarte —

Wenn er am Zahltag mit versoffenem, rotem Gesicht nach Hause kommt und heiser und polternd Dich auffordert, zu Bett zu gehen —

Wenn er Dich schikaniert, die Sachen durcheinanderschmeißt und herumgröhlt, pöbelt, bis die Nachbarn im Treppenhaus zusammenkommen und wispern, über die Kanaille, das Aas, den Lumpen —

Wenn ich dann Sonntags den Jammer erlebe, daß Du in der Süße des Abends, die uns umstreicht, die uns bedrängt, die uns fiebrig macht, plötzlich wie ein Schulmädchen aufheulst und nicht zurück willst —

Wenn wir im billigen Lokal tanzen, den bösen Atem kommenden Tags im Blut, einen schwachen Augenblick ohne Qual und Trauer —

Wenn wir uns dann trennen, schluchzend und fassungslos, und Du, mit irren Augen, zitternd und zaghaft fragst, was nun werden solle, und ich darauf nichts zu sagen weiß, hilflos dastehe und die Augen schließe —:

So sind der einzige Trost in dieser Misere die paar elenden Straßen, bis mich der Hafen umstürmt mit seinen Barkassen und Werften, und ich lehn' mich übers kalte, eiserne Geländer und blicke hinab —

Ernst M. Höhne

Antworten

Pfarrer Hartmann, Solingen. Sie haben auf dem internationalen Kongreß antimilitaristischer Pfarrer in Amsterdam die folgende Entschließung eingebracht: „Das Amt des Feldpredigers wird als unvereinbar mit dem Evangelium erklärt." Die Entschließung wurde angenommen. Bravo, bravo.

Siegfried von Vegesack. „Sehr verehrter Herr von Ossietzky, ob der Augenblick für die Anschluß-Kundgebungen der 200 000 Sänger in Wien sehr glücklich gewählt war, möchte auch ich bezweifeln, aber darüber hinaus wenden Sie sich überhaupt gegen den Anschluß und führen dabei zwei Argumente an, die mir nicht ganz stichhaltig erscheinen. 1. Sie schreiben: „Das Größenverhältnis der Partner ist allzu verschieden; im Effekt würde der Zusammenschluß beider nicht eine „nationale Einigung" bedeuten, sondern nur eine Arrondierung des größern. Deutschland wird erweitert werden, Österreich verschwinden, seine besondere Artung in einem riesigen preußisch geheizten Schmelztopf untergehen." Wenn Ihre Befürchtungen wirklich berechtigt wären, müßten doch grade die Preußen, die Junker, kurz, die ganze Reaktion, für den Anschluß sein. In Wirklichkeit ist aber genau das Gegenteil der Fall: allen diesen Kräften graut heimlich vor einer Ehe mit dem schwarzen und roten Österreich, während der stärkste Impuls für den Anschluß von den republikanischen, den sozialistischen und demokratischen Mächten hüben und drüben ausgeht. Durch den Anschluß würde nicht Österreich „verpreußt", sondern das Deutsche Reich wesentlich „entpreußt" werden. Oder glauben Sie, daß die österreichischen „Belange" geringern Widerstand leisten werden als die bayerischen?! 2. Sie behaupten: „daß es heute nur eine Entscheidung gibt: entweder die völlige Neugestaltung der Grenzen nach streng nationalen Prinzipien . . ., oder die langsame Aufhebung der Grenzen überhaupt: — die Vereinigten Staaten von Europa!" Sind Anschluß und Paneuropa wirklich Gegensätze, die einander ausschließen? Ich meine im Gegenteil: nur wenn die deutsche Einigung zustande kommt, wird der Weg für ein friedlich geeintes Europa frei werden. So lange aber uns Deutschen allein verwehrt bleiben soll, was jedes andere Volk als sein elementares Recht beansprucht: das der nationalen Einheit, so lange dieser Stachel eines unbefriedigten Nationalismus im Herzen Europas künstlich erhalten bleiben soll, so lange wird der Traum von den Vereinigten Staaten Europas nur ein Traum bleiben. Denn Entwicklungsstufen lassen sich nicht überspringen: wer das weitere Ziel erreichen will, muß zuerst das nähere verwirklichen. Die Alternative lautet nicht: Anschluß oder Paneuropa, sondern: Anschluß und Paneuropa, — oder Verewigung der deutschen und europäischen Kleinstaaterei." Ich habe eine Gegnerschaft gegen den sogenannten Anschluß niemals erklärt, Herr von Vegesack, aber ich bin voller Bedenken und verhehle sie nicht, denn es kommt, weiß Gott, nicht immer darauf an, fertige Meinungen zu servieren. Vor allem aber halte ich diese Frage nur für dritt- oder viertrangig und auf keinen Fall für laute und leicht zu mißbrauchende Propaganda geeignet. In Deutschland befaßt man sich überhaupt erst seit dem verspielten Ruhrkampf ernsthaft damit; es ist offensichtlich, daß hier das im Halse steckengebliebene „Siegreich wollen wir Frankreich schlagen!" abreagiert werden soll. Weil man in Paris, Prag und andrerorten sich dazu mißgünstig stellt, deshalb will man jetzt plötzlich die Vereinigung. Ressentiment, Demonstration, nicht nationale Notwendigkeit. Wenn Europa der Vereinigung nicht widerstrebt — gut! Aber wenn es nicht will, lasse man lieber die Finger davon. Sie selbst sagen, daß unsre Deutschnationalen nicht recht freudig

dabei sind, weil drüben Rote und Schwarze im Vordergrund stehen. Nun, die Roten drüben wollten auch nicht so recht, als bei uns die Deutschnationalen regierten. Der Wärmegrad der Sympathien hüben und drüben wird überhaupt ständig unter ganz parteimäßigen Gesichtspunkten reguliert. So aber darf eine nationale Bewegung nicht aussehen. Monsignore Seipel spielt gegen Berlin die Donaukonföderation aus, gegen Paris und Rom den Anschluß, während man letztern bei uns wieder als Druckmittel gegen Paris verwendet. Ein Diplomatenturnier, keine volkstümliche Parole. Wer den Anschluß wirklich will, sollte nicht demonstrieren, sondern mit vernünftigen Argumenten die französische Abneigung zu besiegen versuchen. Wird aber der Anschluß gegen pariser Widerspruch durchgedrückt, so wird Europa abermals in zwei feindliche Lager gespalten sein. Verständigen wir uns mit Paris, so werden die Grenzen in Europa in absehbarer Zeit ihre sakrale Wichtigkeit verloren haben, und unsrer Verschmelzung mit dem Nachbarstaate wird nichts mehr im Wege stehen. Der Anschluß als Trutzakt gegen Paris wird aber die Grenzen ins Ewige verlängern.

Welt am Abend. Du betonst unter Bezugnahme auf den Artikel von Henri Guilbeaux in Nr. 28 der „Weltbühne", daß Herr Doktor Duesburg niemals Mitarbeiter der „Welt am Abend" gewesen ist: „Auf Grund der von Duesberg nachgewiesenen Mitarbeit an der französischen Linkspresse benutzten wir seinen pariser Nachrichtendienst, den sein Bureau an uns weitergab, ebenso wie wir das WTB. oder die Telegraphen-Union benutzen, ohne daß deshalb Herr Hugenberg zu unsern Mitarbeitern zu zählen ist. Nach dem Vorfall auf der Pressa, also reichlich zwei Monate vor dem Erscheinen des Offenen Briefes in der ‚Weltbühne', wurde der Dienst des Doktor Duesberg von uns abbestellt."

Stendhalverehrer. Das kleine Stück Stendhals über Mozart in diesem Heft stammt aus dem kürzlich erschienenen achten und letzten Band der Stendhalausgabe des Insel-Verlags. Auch dieser Band ist wie die andern von Arthur Schurig übersetzt und liebevoll ediert. Er enthält durchweg Fragmentarisches, Aphoristisches aus Briefen, Studien, Auszügen aus Stendhals Büchern über Napoleon, Mozart und Rossini. Niemals war Stendhal tiefer und freier, als wenn er Einfälle schnell aufs Papier brachte, die in der großen Komposition oft schon in geronnenem Zustand niedergeschrieben werden. Es gibt kein Buch von heute, das sich so ideenreich und dabei in so ungezwungener Heiterkeit gibt. Ein herrlicher Kosmopolit. Das Europa, das wir heute erst erkämpfen müssen, war in diesem Kopf vor hundert Jahren fertig.

Alfred Polgar. Ich berichtige gern, daß in Ihrer Entgegnung an Helene Stöcker in Nr. 32 ein Druckfehler unterlaufen ist. Der Satz heißt richtig: „Es ausdrücklich zu sagen, der Parität wegen, schien überflüssig."

Autobusfahrer. Sie schreiben: „Als Freund der ‚Weltbühne' und gewohnt, ihr meine Schmerzen zu erzählen, glaube ich dies Mal doch, daß sie meine Klage deplaciert findet, denn sie ist schließlich kein Organ für berliner Verkehrsfragen. Aber mir scheint, die Sache geht über die auf diesem Gebiet gewohnten alltäglichen Klagen hinaus. Ich fahre jeden Morgen mit dem Autobus von Friedenau Richtung Zoo durch die Kaiserallee. Da ich an der Trautenaustraße in die Straßenbahn umsteigen muß, habe ich natürlich Interesse, den Anschluß schnell zu erreichen. Aber jeden Morgen wird das mit Umsicht vereitelt. Denn an der Ecke Berliner Straße, da wo der herrliche Beba-Palast steht, verfällt der Autobus in eine sanfte Träumerei und schaukelt für eine beachtliche Strecke so gemütlich dahin wie eine sozialistisch-demokratische Regierung,

die eben die Macht ergriffen hat, so daß man an der Umsteigestelle grade die Anschlußbahn abgefahren findet und warten muß. Neulich fragte ich den Schaffner doch, warum man denn grade hier so langsam fahre, und unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit offenbarte er mir das große Geheimnis: die Aboagdirektion hat nämlich ein Abkommen getroffen mit den an dieser Strecke wohnenden Villenbesitzern. Die Herrschaften, die dort in sehr großen Häusern mit weiten Gärten wohnen, fühlen sich nämlich durch das lebhafte Geräusch der Proletariertransporte in ihrer vornehmen Beschaulichkeit gestört, die Direktion ist ihren Wünschen entgegengekommen, die Autobusse gleiten leise auf Gummisohlen und hübsch gemächlich vorüber, um keinen Lärm zu verursachen, und erst etwas weiter, wo die Mietskasernen wieder beginnen, da setzt auch das gewohnte Tempo und der damit verbundene Krach wieder ein. Ich schreibe Ihnen das, denn Sie haben sich wiederholt mit der ‚Weltstadt' Berlin kritisch auseinandergesetzt. Auch das gehört dazu." Daß die verehrliche Direktion der Autobusgesellschaft plutokratischen Tendenzen zuneigt, ist nicht neu. Daß sie dagegen mit Rücksicht auf ein paar schwerkapitalistische Villenbesitzer mitten in einer der verkehrsreichsten Straßen des Westens ein kleines hinterpommersches Feudalidyll einlegt, wirkt doch überraschend. Schilda — — meine Reichshauptstadt...

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Die große Verschwendung von Lothar Persius

In der offiziösen Regierungserklärung vom 14. dieses Monats heißt es: „Bezüglich der künftigen Jahre ist festgestellt worden, daß Ersatzbauten der Marine nur innerhalb der Höhe des jetzigen Marineetats ausgeführt werden dürfen." Der diesjährige Etat beläuft sich auf 210 Millionen. Auf diese hohe Ziffer wurde er völlig unberechtigt von 104,6 Millionen im Jahre 1924 unter der Herrschaft der Schwarz-weiß-roten heraufgetrieben. „Unberechtigt", weil Personal und Material gleichblieben, die durch den Vertrag von Versailles festgelegt sind. Die Maiwahlen liefen großenteils unter dem Motto „Gegen das Panzerschiff", was besagte: „Die Verschwendung in der Flotte soll aufhören." Als selbstverständlich wurde angenommen, daß mit dem Sieg der republikanischen Parteien der Marineetat gesenkt werden würde. Nun hört man, daß der Reichswehrminister glaubt, eine außerordentliche Leistung vollbracht, ein ganz besonders liebenswürdiges Entgegenkommen bewiesen zu haben, als er sich bereit erklärte, den jetzigen Etat nicht noch weiter zu steigern.

Der Laie fragt, „wie kommt es, daß die Kosten für die Flotte, deren ziffernmäßige Personal- und Materialstärke infolge des Versailler Diktats gleich bleiben muß, in vier Jahren um mehr als hundert Prozent anwuchsen?" Artikel 181 des Friedensvertrags lautet: „Die Kräfte der deutschen Kriegsmarine dürfen nicht mehr betragen als 6 Panzerschiffe, 6 Kreuzer, 12 Zerstörer und 12 Torpedoboote. Alle andern Kriegsschiffe müssen in die Reserve überführt oder zu Handelszwecken benutzt werden." Und Artikel 183 lautet: „Die Gesamtzahl der Offiziere und Deckoffiziere darf 1500 nicht übersteigen." Unsre Marineleitung hat — von ihrem Standpunkt aus durchaus verständlich — beide Artikel von Jahr zu Jahr weitherziger ausgenutzt. Vor vier Jahren noch schaute die amtliche Schiffsliste recht bescheiden aus. Heute findet man in ihr 8 Linienschiffe, 12 Kreuzer (davon 3 im Bau), 38 Zerstörer (6 im Bau) sowie 35 Torpedoboote (1 im Bau), sogenannte „Minensuchboote". Fast sämtliche alten Schiffe wurden in den Jahren 1919 bis 1926 völlig umgebaut, was riesenhafte Summen gekostet hat. Der Admiral h. c. Karl Galster schrieb über die modernisierten Schiffe („B. T." am 7. März 1928): „Sie können noch lange Zeit schwimmen und befriedigenden Dienst versehen, den das Deutsche Reich fordert." So ists in der Tat. Kein objektiv urteilender Fachmann kann den Bau neuer Panzerschiffe von 10 000 Tonnen Größe gutheißen, um so mehr, als wir acht, allerdings alte, aber neuzeitlichen Ansprüchen entsprechend umgebaute 13 200-Tonnenpanzerschiffe besitzen. Sie sind artilleristisch weit besser ausgestattet, als es voraussichtlich die neuen 10 000-Tonnenschiffe sein können, die ja angeblich über hohe Geschwindigkeit verfügen werden. Hohe Geschwindigkeit und starke Bestückung lassen sich nicht auf so kleinem Deplacement vereinen. Die Marineleitung sollte die Konstruktionsdaten ihrer neuen Schöpfung öffentlich bekanntgeben. Dann wird beweiskräftig klar werden, daß unsre alten Panzerschiffe noch längst brauchbar genug sind.

Die Umbauten an den alten Schiffen waren außerordentlich weitgehend. „Schlesien" wurde 1925/26 mit neuzeitlicher Mittelartillerie versehen, erhielt einen neuen Fockmast mit Artillerieleitung, die beiden vordern Schornsteine wurden vereinigt, eine Flaggschiffseinrichtung wurde hergestellt. Ähnliche Umkonstruktionen wurden an den andern Schiffen vorgenommen. „Schleswig-Holstein" wurde 1924/25, „Hannover" 1919/21, „Hessen" 1923/25, „Elsaß" 1920/24 und „Braunschweig" 1919/21 umgebaut. Gleicherweise wurden sämtliche alten Kreuzer in neuzeitlichen Ansprüchen genügende Schiffe umgemodelt. Der Umbau fand statt bei „Berlin" 1921/22, bei „Hamburg" 1919/20, bei „Arkona" 1920/22, bei „Medusa" 1920, bei „Amazone" 1920/23, bei „Thetis" 1921/22, bei „Nymphe" 1922/24.

Rechnet man die in Bau befindlichen 3 Kreuzer, 6 Zerstörer und 1 Torpedoboot als dienstbereit, so sind also an Reserven vorhanden 2 Linienschiffe, 6 Kreuzer, 26 Zerstörer und 23 Torpedoboote. Naturgemäß kostet die Unterhaltung dieser starken Reserven viel Geld. Auch wenn sie außer Dienst gestellt, in den Werftbassins liegen, müssen sie konserviert werden, und, um sie modern zu erhalten, sind andauernd Verbesserungen nötig. Der Laie wird nun verstehen, warum sich die Kosten für den Schiffspark, ganz abgesehen davon, daß Arbeit und Material ständig teurer werden, in den letzten vier Jahren verdoppelten. Kamen doch in jedem Jahr ein Kreuzer und einige Torpedoboote neu hinzu, während die alten Schiffe nicht etwa abgewrackt, sondern in einem Zustand erhalten wurden, der ihre jederzeitige Frontverwendung erlaubt.

Wenn wir nun neue Panzerschiffe bekommen, werden die Reservebestände weiter wachsen. Der Etat muß somit steigen, nicht nur hinsichtlich des Materials, auch des Personals. Ohne Zweifel werden auf das Konto der neuen Panzerschiffe hin in den nächsten Etats erhöhte Admiralstellen etcetera gefordert werden. Die erste bewilligte Rate für das Panzerschiff A wird automatisch nicht nur die weitern Raten für A, auch sämtliche Raten für B, C und D und voraussichtlich für E und F, und vielleicht für G und H, sondern auch die Einstellung von so und so vielen Admiralsgehältern etcetera in den Etat nach sich ziehen. Wer meint, es sei übertrieben, von G und H, also von acht zu ersetzenden Panzerschiffen zu sprechen, dem empfehle ich das Studium des Aufsatzes des Leiters der Marinehaushaltungsabteilung, Kapitän zur See Gadow, im „B. T." vom 18. Februar 1928. Es heißt da: „Die sechs Linienschiffe, nebst zwei Reserveschiffen, welche der Friedensvertrag uns gelassen hat, sind endgültig überaltert und verbraucht." Und in seinen weitern Ausführungen tritt der Herr für den Ersatz dieser Schiffe ein.

Das Personal konnte sich nicht ähnlich wie das Material vergrößern. Dennoch fanden sich alljährlich steigende Beträge im Etat. „Die Zahl der Offiziere und Deckoffiziere darf 15 000 Köpfe nicht übersteigen", schreibt Artikel 183 des Friedensvertrags vor. An die Stelle von Deckoffizieren mit sehr kleinen Gehältern und äußerst bescheidenen Bordkompetenzen wurden Offiziere mit bedeutend höhern Gehältern gesetzt. Die

Zahl der Admirale und höhern Stabsoffiziere besonders stieg in nebelhafte Regionen. Auch diese Herren sind bekanntlich besser besoldet als simple Leutnants! Am 1. April gabs — gemäß der amtlichen Marinerangliste — 1 Admiral, 3 Vizeadmirale, 8 Konteradmirale. Außerordentlich rasches Avancement haben die Herren jetzt. Ein Beispiel: Der am 1. April zum Konteradmiral beförderte Herr Hansen war noch 1921 Fregattenkapitän. So was erlebte man in den besten Tirpitzzeiten nicht! Die Zahl der Admirale und höhern Offiziere erregt auch bei der Landratte Erstaunen, die weiß, daß wir doch höchstens je 6 Panzerschiffe und Kreuzer in Dienst halten dürfen, und weiß, daß Admirale Flotten oder Geschwader, nicht aber einzelne Schiffe kommandieren. Ein Blick in die „amtlichen Stellenbesetzungen" belehrt, wie freigebig die Republik hohe Bordzulagen, Tafel- und Messegelder spendet. Als unsre Flotte drei Mal größer war als jetzt, wurde sie von einem Vizeadmiral und zwei Konteradmiralen befehligt. Ein Panzerschiff von der Größe der heute uns zur Verfügung stehenden hatte zum Kommandanten einen Fregattenkapitän, und sein Schiffsstab bestand aus höchstens 12 Offizieren. Nun befinden sich auf den Schiffen ein Kapitän zur See als Kommandant, ein Fregattenkapitän als erster Offizier, drei Korvettenkapitäne als Offiziere für Navigation usw., sowie fünfzehn Kapitänleutnants und Leutnants („Schlesien"). Korvettenkapitäne kommandierten früher Kreuzer, wurden nicht wie jetzt als Artillerie- oder Torpedo-Offiziere verwendet. Auf diese Weise wird erklärlich, warum uns also auch das Personal, besser: das Offizierkorps, unverhältnismäßig teuer zu stehen kommt.

Die Marineleitung wird einwenden: wenn das auch Alles stimmt, so ist es doch meine Pflicht, für die Mobilmachung Vorsorge zu treffen. Da wäre man wieder bei der Frage angelangt: „Hat es einen Zweck, Offizierkorps heranzubilden und zu unterhalten, die im Kriegsfall doch nur auf Schiffen verwendet werden könnten, die absolut unfähig sind, mit den für uns in Betracht kommenden Flotten zu kämpfen, das heißt Flotten, die über Unterseeboote und Flugzeuge verfügen, Waffen, die uns zu halten verboten sind?" Dürfen wir bei unsrer heutigen Finanzlage — im nächsten Jahr müssen 600 Millionen für Reparationen mehr aufgebracht werden als in diesem Jahr — sentimentalen Regungen, die sich etwa auf die Verteidigung Ostpreußens erstrecken, nachgeben? Wir hätten das unter Tirpitz verlernen sollen! Im festen Vertrauen auf sein Versprechen, unsre Flotte würde den Schutz unsrer Handelsschiffe über den Weltmeeren u. a. gewährleisten, opferten wir unermüdlich in jedem Jahr 400 und mehr Millionen (1914 = 476). Wollen wir Herrn Groener Glauben schenken, der uns sagt, unsere Flotte wird bestimmt, falls sie durch 10 000-Tonnenschiffe verstärkt wird, den Schutz Ostpreußens sowie unserer Küsten garantieren?

Es gibt noch verschiedene weitere Gründe für die hohen Zahlen des Marineetats. So ist unser Schiffbau erheblich teurer als der englische, ja der amerikanische (vom Reichswehrministerium zugestanden!), geschweige der französische oder

italienische. Zu viele Nebenkosten entstehen, zu viele Privatwünsche sind zu erfüllen! Diese Gründe finden Erklärung durch Worte, wie Phoebus, Bacon, Trajak usw. Alles Lamentieren über Vergeudung von Steuerzahlergeld ist jedoch nutzlos, seitdem sogar unsre demokratischen und sozialdemokratischen Führer ins Lager der imperialistischen Aufrüstungsfreunde gegangen sind. So werden wir, wie vor 1914, „die größere Flotte" schaffen, auch wenn das uns noch so teuer zu stehen kommt!

Thälmann macht Revolution von Heinz Pol

Die berliner ‚Rote Fahne' veröffentlichte kürzlich in einer Sonderbeilage die Schlußreden, die auf dem letzten Weltkongreß, dem sechsten, der Komintern gehalten wurden. Es handelt sich um das Schlußwort von Bucharin und die Ansprachen der beiden deutschen Kommunisten Thälmann und Ewert. Im ganzen sind es fast neun sehr engbedruckte Zeitungsseiten. Ich gebe zu, daß eine gewisse Überwindung dazu gehört, sie von Anfang bis zu Ende zu lesen, aber als ich es dann getan hatte, wunderte ich mich zunächst darüber, daß keine Zeitung in Deutschland, vom ‚Vorwärts' bis zur ‚Kreuzzeitung', auch nur mit einem Wort auf diese teilweise mehr als interessanten Schlußworte des pankommunistischen Kongresses eingegangen ist. Aber es ist ja leider so in Deutschland, daß die Zeitungen sich lieber gegenseitig Tag für Tag zweimal und im Fettdruck anpöbeln, daß sich ‚Vorwärts' und ‚Kreuzzeitung', ‚Berliner Tageblatt' und ‚Lokal-Anzeiger' vorrechnen, wieviel schwarzrotgoldene Fahnen am Verfassungstage zu sehen waren, als daß man sich ernsthaft mit den Fragen einer aktuellen Politik befaßt. Der Kampf gegen den Kommunismus wird ja nicht nur in Deutschland gepredigt, aber ich glaube, nur in Deutschland hält man es nicht für nötig, die eignen Leute über die Kampfmaßnahmen der Gegner, die einem doch, wie es heißt, wollüstig gern an die Kehle wollen, zu unterrichten. Vorgänge innerhalb der Kommunistischen Partei, falls sie nicht ganz groben Kalibers sind, existieren für unsre Leitartikler nicht, die freilich auch vollauf damit zu tun haben, jeden Rülpser Hugenbergs, der Liberalen Vereinigung, der Wirtschaftsparteiler und ähnliche Wichtgkeiten aufs peinlichste zu registrieren und zu kommentieren.

*

Wenn man die große Schlußrede Bucharins gelesen hat, so kommt man zu einer merkwürdigen Feststellung: auch die Russen kochen nur mit Wasser. Die Rede Bucharins ist matt und schwülstig. Kleinlich und ohne Niveau. Gut ist sie nur dann, wenn er Lenin zitiert. Aber vielleicht ist er geschickter, als man zunächst anzunehmen gezwungen ist? Vielleicht verbirgt er hinter seinen nichtssagenden Phrasen und den ewigen Wiederholungen desselben Gedankens das Wichtige?

Was an der Rede Bucharins interessiert, ist das, was er über Deutschland sagt. Es ist ja bekannt, daß die deutsche Kommunistische Partei von der moskauer Zentrale am stärksten abhängig ist, viel stärker als etwa die englische und fran-

zösische, Bucharin fordert einen noch viel schärfern Kampf gegen die deutsche Sozialdemokratie als bisher. Er begründet das mit der allgemeinen Kriegsgefahr, man stehe dicht vor neuen Kriegen, grade die deutsche Sozialdemokratie sehe es als ihre Hauptaufgabe an, die mehr oder minder geheimen Kriegsvorbereitungen des Imperialismus direkt und indirekt zu unterstützen. Direkt, indem sie für den Völkerbund und für den Kellogg-Pakt sei und Regierungskoalitionen bilde, indirekt, indem sie die eindeutige Situation durch Begütigungen und Beschwichtigungen vor der Öffentlichkeit verwische.

Man kann, selbst wenn man nicht parteikommunistisch denkt, diesen Thesen nur zustimmen. Die Versumpfung der deutschen Sozialdemokratie in den letzten Monaten ist selbst uns, die wir seit Jahren wissen, daß sie als sozialistische Partei vollkommen erledigt ist, ein wenig atemberaubend. Die einzige Lebensmöglichkeit für die deutsche Sozialdemokratische Partei wäre eine nochmalige, aber diesmal endgültige Spaltung. Der Zeitpunkt scheint mir gar nicht mehr so fern. Der linke sozialdemokratische Flügel wächst immer mehr, die Panzerkreuzer-Affäre wird ihm vielleicht den Mut geben, sich von den Scheidemännern zu scheiden wie, ich will nicht sagen: Wasser und Feuer, aber wenigstens wie reines von schmutzigem Wasser.

Nun ist es sehr interessant zu lesen, daß Bucharin die deutschen Kommunisten auffordert, gegen die linken Sozialdemokraten noch viel schärfer vorzugehen als gegen die andern, die doch wenigstens ehrliche Verräter seien. „Die ‚Linken' sind die gerissensten und schädlichsten Betrüger der Arbeiterklasse", ruft Bucharin aus. Hier ist es das erste Mal, daß man diesen Fuchs Bucharin nicht versteht. Und zwar grade vom Standpunkt der Kommunisten nicht versteht. Er fordert nämlich an andrer Stelle die deutschen Genossen auf, gleichzeitig mit der Bekämpfung der Sozialdemokratie mit allen Mitteln zu versuchen, aus dem großen Lager der sozialdemokratischen Arbeiter die Massen ins kommunistische Lager hinüberzuziehen. Bucharin müßte doch genau wissen, daß die Anhänger der linkssozialdemokratischen Führer, vor allem die sächsischen Arbeiter, so radikal sind, so daß es kaum noch einer größern Propaganda bedarf, um diese Massen vielleicht nicht sofort und direkt in Parteikommunisten umzuwandeln, wohl aber im Ernstfalle an ihnen durchaus gleichwertige Kampfgenossen zu haben. Im Ernstfalle, das heißt: im Falle einer Revolution.

Aber wie merkwürdig: Bucharin (und selbstverständlich auch Thälmann, der nicht einmal ein typischer deutscher Parteiführer, sondern allerhöchstens ein ausführendes Organ ist) kann sich die Durchführung der Revolution nur so vorstellen, daß die Kommunistische Partei als Partei mit einer möglichst großen Millionenzahl von Anhängern die Macht an sich reißt. Bucharin scheint vergessen zu haben, in welcher Weise in Rußland die Revolution vor sich ging. Die Bolschewistische Partei bestand bis 1917 aus ein paar tausend Leuten. Die Revolution selbst machten Lenin, Trotzki und noch ein halb

Dutzend andrer Köpfe. Sie rissen ihre engern Anhänger und die noch vollkommen unorganisierten Massen mit sich. So und nicht anders wurden von jeher auf der Welt Revolutionen gemacht. Eine rein parlamentarische kommunistische Partei, wie die deutsche (und die französische, polnische etcetera) wird nie eine Revolution zustande bringen können, einfach deshalb, weil keine Partei, vor allem kein Parteiapparat, im Sinne der materialistischen Geschichtsauffassung, die Bucharin so gerne anführt, „links" genug ist, um eine Revolution zu machen. Sie wäre nur fähig, eine zu organisieren, mit andern Worten: im Keime zu ersticken.

Aber Bucharin und natürlich auch Thälmann kündigen ja auch noch schärfern Kampf den linken Kommunisten an. Es ist leider nicht sehr bekannt bei uns, daß es in Deutschland eine von Tag zu Tag größer werdende Zahl von Kommunisten gibt, die teilweise noch Parteimitglieder sind, aber zusammen mit denen, die bereits ausgetreten sind, im heftigsten Kampfe mit der offiziellen Parteidogmatik liegen. Ihre Führer, wenn man von den Verärgerten absieht und jenen auch bei ihnen vertretenen typisch deutschen Spießbürgern, die unbedingt immer einen Gegenverein gründen müssen, sind Leute, die im gewissen Sinne eine Elite darstellen. Weil sie Kommunisten sind und nichts andres im Auge haben, als die Revolution vorzubereiten, wenden sie sich gegen die Parlamentskommunisten, denen es wichtiger ist, dreistündige Reden zum Fenster heraus zu halten und nach abgesungener Internationale sich befriedigt und einig mit Gott und Lenin aufs Ohr zu legen.

Daß Bucharin gegen die Linkskommunisten spricht, mag ein Zugeständnis an das geistige Niveau Thälmanns sein. Aber ernsthaft kann er es doch wirklich nicht meinen, denn er müßte doch wenigstens ahnen, daß sich in den Reihen jener Elite-Kommunisten diejenigen Leute befinden, die eines Tages die Führer der großen Aktion sein werden. Die werden losschlagen und im Nu die Anhängermassen der offiziellen Partei mit sich reißen. Die „Parteiführer" selbst werden dann von der Bildfläche weggefegt werden. Thälmann aber stellt sich die Sache ungefähr so vor, daß er eines Tages gewichtig auf das Rednerpult des Reichstages tritt und mit geschwellter Brust den versammelten Abgeordneten den Beginn der deutschen Weltrevolution verkündet: „Hiermit eröffne ich..."

*

Aber man muß Thälmann Gerechtigkeit widerfahren lassen: seine Rede liest sich viel frischer als die Bucharins. Und er sagt sogar manchmal Dinge über innerpolitische deutsche Situationen, die von jedem Standpunkt aus vernünftig sind und aufhorchen lassen. Er schildert vollkommen richtig die Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie. Diese Entwicklung führe zum „Sozial-Fascismus". Und er hat ganz recht, wenn er in diesem Zusammenhang vom Leben und Treiben unsres Reichsbanners spricht, das er die Schutz- und Wehrorganisation der nationalen, imperialistischen Republik nennt. Ich habe in der ‚Weltbühne' schon vor zweieinhalb Jahren aus-

einandergesetzt, daß das Reichsbanner, dessen Gründung vielleicht eine Wohltat war, eines Tages zu einer, gelinde gesagt, Überflüssigkeit werden könnte. Nun ist es ungefähr so weit. Diese Republik, die das Reichsbanner schützt, steht fest wie ein rocher de bronze, ganz gleichgültig, ob Severing oder Keudell eine Zeitlang Tempelwächter sind. Das Reichsbanner hat nichts mehr zu schützen. Was tut es, denn man muß es doch irgendwie beschäftigen? Nun, es spielt, nein, es ist Militär. Fast schon in dem Sinne wie die fascistische Miliz. Umzüge, Paraden, Kleinkaliberschießen. Für wen, wenn wir fragen dürfen? Für wen diese militärische Ausrüstung bis auf den Gamaschenknopf, für wen diese Radfahr- und Motorradkolonnen, für wen diese Schärpen und Abzeichen, für wen diese Kolonnen und Kapellen? Ich sah den Vorbeimarsch des Reichsbanners am Verfassungstage in Berlin und ein paar Tage später im Film die Kundgebung der 150 000 Reichsbannerleute in Frankfurt a. M. Man genierte sich beim Anblick dieser Kasernenhofmienen, daß man einmal die geistige Idee des Reichsbanners propagierte. Wo wird da geistig erzogen? Parademarsch, Strammstehen, Hackenzusammenklappen, Fahnenkompagnien. Welchem Reichswehrleutnant lachte da nicht das Herz im Leibe: so ein wundervolles Giftgasfutter für 1935! Sie werden alle mitgehen: „Zum Schutze der Republik!"

Bleiben wir bei Thälmann, der ist erfreulicher. Am Schluß seiner Rede plaudert er offenbar etwas zu sehr aus der Schule. Er sagt nämlich, es sei leider unbestreitbar, daß die Kommunistische Partei in Deutschland zwar ständig einen gewaltigen Zuwachs erfahre, daß aber fast proportional damit der politische Einfluß der Partei sinke. Er wundert sich sehr darüber, und auch Bucharin wundert sich. Dabei ist das doch gar kein Widerspruch, sondern im Gegenteil selbstverständlich. Eine revolutionäre Partei verliert an Schlag- und Wirkungskraft in dem Maße wie sie wächst. Legal wächst, wie die Kommunistische Partei in Deutschland. Thälmann gibt sogar zu, die Partei sei bereits so groß, daß es in letzter Zeit zu ernsthaften Differenzen innerhalb der Leitung gekommen sei. Dieses Eingeständnis verwundert, da die deutsche Kommunistische Partei doch erst vor kurzer Zeit auf Moskaus Befehl hin wieder einmal ein großes Reinemachen vorgenommen hatte. Thälmann erklärt, die deutschen Kommunisten brauchten eine umfassende und eiserne „Parteidemokratie".

Ganz zum Schluß verliest Thälmann eine Resolution, die zusammen mit der russischen Delegation verfaßt worden ist. Sie ist sehr interessant und lautet auszugsweise so: „Die Kommunistische Partei Deutschland, die eine der besten Abteilungen der internationalen proletarischen Armee ist, steht gleichzeitig der besten Sozialdemokratie gegenüber. Das schafft einen günstigen Boden für rechte Abweichungen in der Bewegung selbst. Daher ist der konsequente Kampf gegen die Abweichungen unbedingt notwendig, ferner die Überwindung der persönlich eingestellten Strömung gegenüber diesen Abweichungen, schließlich der Zusammenschluß aller Kräfte der gegenwärtigen Führung bei unbedingter Unterordnung der Minderheit unter die Mehrheit dringend notwendig."

Preisfrage: Wie macht man das alles, wenn man — das steht zwar nicht in der Resolution selbst, wurde aber von Bucharin und besonders von Thälmann aufs nachdrücklichste gefordert — gleichzeitig mit allen Mitteln daran arbeiten soll und will, der Partei eine möglichst große Anhängerschar vor allem aus dem sozialdemokratischen Lager zuzuführen? Die russische Kommunistische Partei ist knapp ein Fünftel so groß als die deutsche. Wie will man in einer kommunistischen Massenpartei Differenzen und linke und rechte Flügel vermeiden? Wenn Thälmann das durchführt, was er auf dem Komintern-Kongreß ankündigte, nämlich der Führer einer Riesen-Partei zu sein, so werden wir in zwei, drei Jahren auch in der Kommunistischen Partei eine Spaltung haben, die mit der Bildung zweier Parteien endet.

*

Mit großem Beifall wurden sowohl Bucharins wie Thälmanns Reden aufgenommen. „Die Delegierten erhoben sich von ihren Sitzen und brachten den Rednern Ovationen dar." Das muß ich schon mal wo gelesen haben. Der sechste Weltkongreß der Komintern ging einig auseinander. Als Hauptaufgaben der nächsten Zeit sieht, wie Bucharin zum Schluß seiner großen Schlußrede erklärte, der Komintern für den Parteikommunismus aller Länder „die systematische Vorbereitung auf die kommenden Kriege, die systematische Bekämpfung des Krieges, die systematische Bekämpfung der Sozialdemokratie, die systematische Vorbereitung einer Organisation" vor. Das klingt verworren genug. Denn nicht nur Bucharin weiß — er deutet es auch ein paar Mal, allerdings recht dunkel, an —, daß die Revolution, wie sie die offiziellen kommunistischen Parteien Europas vorbereiten, überhaupt nur möglich ist, während oder am Ende eines neuen Weltkrieges. Warum also einerseits Vorbereitung, andrerseits Bekämpfung der Kriegsgefahr, die unleugbar besteht, die doch aber für den Komintern der größte Glücksfall sein würde?

Die Auguren lächeln. Nun, auch ich weiß schließlich, was man von offiziellen Parteireden und offiziellen Resolutionen zu halten hat. Aber es ist doch schade, erfahren zu müssen, daß auch die Moskauer in dem Bestreben, die wahren Absichten zu verschleiern, sich akkurat derselben „Ideologie" bedienen wie ihre imperialistischen Kollegen in Deutschland, England und Frankreich. Der Parteikommunist jedenfalls, soweit er nicht Parlamentsmitglied oder Funktionär ist, sondern Metallarbeiter oder einfacher Erwerbsloser, wird, wenn er die Sonderbeilage der ‚Roten Fahne' studiert, nicht mehr imstande sein festzustellen, ob er soeben deutsch oder hindustanisch gelesen hat.

Aber vielleicht wird er einsehen, daß dieser hochgezüchtete Parteikommunismus mit seinen Diäten, den offiziellen Meetings, der offiziellen Presse, den offiziellen Klubs und Theatern und mit dem von der Bourgeoisie überhaupt nicht mehr beachteten Hoch- und Nieder-Gebrüll niemals jene Ziele erreichen wird, für die er allmonatlich seinen Parteimitgliedsbeitrag zu entrichten hat.

Mit einem Zuchthäusler? von Ignaz Wrobel

Der härteste Augenblick im deutschen Strafvollzug ist der, wo der Entlassene wieder vor dem Zuchthaus steht, dessen Tore sich langsam von innen geschlossen haben. Was nun —?

Nun beginnt entweder die Hetze durch die Polizeiorgane (Polizeiaufsicht), eine lächerliche Barbarei, in der sich, wie nicht betont zu werden braucht, bayerische Verwaltungsbehörden besonders auszeichnen, oder der Mann sucht sich Arbeit, er möchte arbeiten — es will ihn aber keiner.

Hier muß die Wahrheit gesagt werden:

Es ist nicht immer nur der Arbeitgeber, der den ehemaligen Zuchthäusler aus dem Bureau jagt; es ist, leider, noch sehr oft der deutsche Arbeiter, der sich weigert, „mit einem Zuchthäusler" zusammenzuarbeiten. Der Arbeiter begeht hier ein schweres Unrecht.

Deutsche Richter und solche, die es werden wollen, sind geneigt, dieses kleinbürgerliche Schlagwort vom „ehemaligen Zuchthäusler" auf das Konto: „natürliches Rechtsempfinden des Volkes" zu buchen, ein Posten, auf den sie sonst herzlich wenig Rücksicht nehmen. Hier tun sie es nur, weil ihnen das Schlagwort schmeichelt; ihre Macht wird bejaht, in ihren Auswirkungen ernst genommen, gefürchtet und respektiert. Der Arbeiter überlege.

Daß jemand gänzlich unschuldig ins Zuchthaus geht, gehört auch in Deutschland, dessen Strafjustiz auf einer verhältnismäßig niedrigen Stufe steht, zu den Ausnahmen. Geschieht es einmal, so ist fast immer damit zu rechnen, daß die richterliche Clique den von ihr begangenen Fehler zu vertuschen und fast stets darauf hinzuwirken sucht, daß der so schwer Getroffene nicht anständig entschädigt wird, wie sie überhaupt bemüht ist, von einer Verantwortung abzurücken, die sie, vom Assessor bis zu Reichsgerichtspräsidenten, ununterbrochen im Munde führt. Ja, die Unabsetzbaren halten es sogar für völlig in der Ordnung, daß ein Staatsanwalt, der bei einem Justizmord mitgewirkt hat, wiederum bei einem Mordprozeß und wiederum mit behaupteten Indizien mitwirken darf; daß keine Bestrafung der an einem Justizverbrechen Schuldigen eintritt, bedarf keiner Erwähnung.

Gänzlich Unschuldige im Zuchthaus aber gehören zu den Ausnahmen. Ganz etwas andres ist es schon mit der Verhängung der Zuchthausstrafe anstelle einer Gefängnisstrafe. Die „Strafrahmen" lassen dem Richter, der bei seiner jetzigen Vorbildung und Personalauswahl keine Eignung dazu besitzt, sehr viel Freiheit; es ist bekannt, daß zum Beispiel vorbestrafte Taschendiebe ihre fremde Staatsangehörigkeit sehr oft mit Zuchthaus büßen, die Hirne der Richter treiben in solchen Prozessen sonderbare Blasen von Nationalstolz.

Nach welchen Gesichtspunkten ferner die Dauer der Zuchthausstrafe bestimmt wird, würfelt man am besten aus; die wenigsten deutschen Richter ahnen auch nur, was sie da verhängen: den Unterschied zwischen zwei und zweieinhalb

Jahren Zuchthaus macht sich auch nicht der Tausendste unter ihnen klar

Setzen wir nun den Fall, daß ein rechtmäßig und zu recht Verurteilter wegen einer gesellschaftsschädlichen Handlung eine Zuchthausstrafe verbüßt hat. Seine Schuld, nehmen wir an, verteile sich gleichermaßen auf das soziale Milieu, dessen Opfer er ist, und auf seine biologischen Anlagen, die er nun einmal zu vertreten hat. Wenn dieser Mann aus dem Zuchthaus herauskommt, wird er in fünfundneunzig von hundert Fällen überhaupt keine Arbeit bekommen, oder aber sie wird ihm unter derartig entwürdigenden Umständen gegeben, daß sich sein bißchen Stolz eines Tages dagegen auflehnt; dann wirft er sie hin, wird arbeitslos und beginnt seinen Paragraphenweg von vorn. Soweit der Arbeitskollege, der Angestellte oder der Arbeiter daran schuld sind, begehen sie einen schweren Denkfehler.

Man kann von einer kleinbürgerlich erzogenen Verkäuferin nicht verlangen, daß sie über Strafe, Strafvollzug, Schuld und Sühne in einem kapitalistisch organisierten Staat hinreichend aufgeklärt ist; man kann es von einem sozial geschulten Angestellten, von einem gewerkschaftlich organisierten Arbeiter verlangen.

Bei denen ist aber das kleinbürgerliche Ressentiment ungeheuer groß. Den „ehemaligen Zuchthäusler" umgibt ihr Grauen, genährt von der Schule, dem kirchlichen Unterricht, schlechter Literatur und halbdunkeln Vorstellungen vom Klirren der Ketten, Ratten in Zellen und dem Gedanken, durch einen aktenmäßig aufgezeichneten Spruch verkleideter Funktionäre verwandele sich ein Mensch, der Böses getan hat, in einen bösen Menschen. Sie stoßen den Entlassenen ab; alte Vorstellungen von „infamierten Personen" tauchen vague auf: so wenig ein biederer Zunftmeister des Mittelalters mit dem Schinder an einem Tisch getrunken hätte, so wenig wollen sie mit dem „Zuchthäusler" zu tun haben.

Der demütigt einen Menschen, der ihn die eben verbüßte Strafe noch einmal verbüßen läßt. Mit welchem Recht stößt er ihn ab? Wenn es sich nicht um ganz schwere Fälle handelt, was immerhin nachzuprüfen ist, so spricht nichts, aber auch gar nichts dafür, daß der „Zuchthäusler" auch nur im kleinen Fingernagel schlimmer ist als irgend ein Proletarier, der säuft, arbeitsscheu ist und nur eben bisher vor der letzten Konsequenz gesellschaftsschädlicher Handlungen aus irgendwelchen Gründen zurückgescheut ist. Es ist auch nicht richtig, daß der ehemalige Zuchthäusler, vom Gewohnheitsverbrecher abgesehen, bis ins Mark hinein verkommen und verdorben ist, wovon etwas, Gottbehüte, auf den pharisäisch fühlenden Arbeitskollegen abfärben könnte. Der Zuchthäusler ist gedemütigt, in seinem Stolz tausendmal zerschlagen, durch die fürchterliche Sexualnot langer Jahre zermürbt, sie haben ihm zehnmal am Tage das Rückgrat gebrochen; man braucht nur zu sehen, wie dieser Staat, der so viel Geld für seine Reichswehr, für seine Gasfabriken und für seine Verwaltungskindereien übrig hat, die Gefangenenwärter bezahlt, aus welchen

Kreisen sich die rekrutieren und welche Bildung und Vorbildung sie haben... man braucht nur einen Blick in diese Muffhölle zu tun, um zu verstehen, was es heißt, deren Opfer zu sein. Es gibt schlimmeres als körperliche Prügel.

Der Entlassene ist also in den normalen Fällen gar kein schlechtes Objekt zur Betätigung vernünftigen Sozialempfindens. Und das ist die zweite schwere Schuld der arbeitenden Kleinbürger: sie zerstören durch ihre Intoleranz seelische Werte, die man nutzbar machen könnte.

Sicherlich geht es manchmal schief; aber riskiert man bei der Anstellung anonymer Arbeiter nicht stets grade so viel, wie eben an Bösen in diesen wie in allen Menschen liegt? Es ist theoretisch durchaus möglich, daß der unvorbestrafte Steinhauer Schulze die Arbeitsbude in Brand steckt und den Vorarbeiter erschlägt; die Chance, daß der „ehemalige Zuchthäusler" es tut, ist fast immer viel kleiner als man gemeinhin denkt.

Die oft geübte Praxis, entlassene Strafgefangene überhaupt nicht oder als zweitklassige Menschen zu beschäftigen, ist grausam, unsozial und falsch.

„Also sollen die ehemaligen Zuchthäusler genau so behandelt werden, wie alle andern Arbeiter und Angestellten auch — ja, wozu führt man sich denn dann sein ganzes Leben lang gut —?"

Nicht, um eine Schicht Menschen als Gehsteig unter sich zu haben. Ein allgemeines Urteil aus der Tatsache einer Verurteilung zu Zuchthaus herzuleiten, ist unmöglich. So, wie bei uns geurteilt und verurteilt wird: aus Denkfaulheit, aus Trägheit des Herzens, aus Routine, aus Ehrgeiz, aus Karrièresucht und aus Überheblichkeit..., es ist nicht angängig, alle aus dem Zuchthaus Entlassenen nach einer und noch dazu nach einer falschen Schablone zu beurteilen. Einen wegen Defraudation Verurteilten wird man nicht noch einmal als Bankkassierer anstellen — obgleich die analogen Fälle in der deutschen Politik durchaus zu andern Ergebnissen führen und geschlagene Heerführer und erfolglose Politiker hierzulande nicht unterzugehen brauchen; einen Lehrer, der sich an Kindern vergangen hat, wird man nicht noch einmal als Lehrer anstellen — das ist gewiß. Aber niemand hat das moralische oder soziale Recht, einen Menschen Zeit seines Lebens zu brandmarken, weil er im Zuchthaus gesessen hat. Das ist eine Unterschätzung des Mitmenschen und eine Überschätzung des Richterspruchs.

Die KPD., die die Kleinbürgerlichkeit der Gewerkschaften klar erkannt hat, sie aber nicht immer richtig bekämpft, hat hier ein weites Feld. Die Psychologie der Massen arbeitet nun einmal so: wer einer Kollektivität als „Verbrecher" effektvoll vorgestellt wird, verfällt leicht dem Bann; die Gruppe tritt Wasser, um oben zu bleiben, sie grenzt sich nach unten hin ab und der Einzelne fühlt sich leicht gehoben, wenn er verachten kann. Hier ist durch vernünftige Aufklärung viel zu tun und manches zu erreichen. Nicht aus Sentimentalität. Sondern um eine Unmenschlichkeit zu bekämpfen, die tief in der deutschen Seele verankert liegt und die sich als Sachlich-

keit oder Empfindsamkeit gibt, wo sie tödlich trifft. Der Russe nennt den Verbrecher „den Armen". Der Deutsche nennt ihn „vorbestraft" und radebrecht gern das Rackerlatein der Unabsetzbaren, um zu zeigen, daß auch er ein Fachmann sei. Man sollte diesen Richtern den Rücken kehren und sein Herz den entlassenen Strafgefangenen zuwenden, die es wert sind.

Spielformen, leider von Ernst Bloch

I.

Nach viel sah es heute nicht aus.

Kein Geld, auch Paris wird dann kleiner. Ging in die alte Arbeiterkneipe, es gibt schlechtere, die nicht billiger sind.

Da sah ich aber einen, so richtig, so schuldlos genießend, wie es sich gehört. Der Mann mir gegenüber hatte Hummer in den verschafften Fäusten, biß und spuckte rote Schale, daß der Boden spritzte. Doch dem zarten Wesen darin sprach er fröhlich zu, als er es einmal hatte, still und verständig. Endlich war hier ein Gut nicht mehr geschändet; der Schweiß der Entbehrenden, die Schande der Kapitalrente schmeckte diesem da nicht mit. Seltsam genug in Paris, wo sich noch kein Bürger geniert, einer zu sein, sich nicht nur bequem, sondern auch stolz einen Rentner nennt. Nur am Arbeiter mit dem Hummer blieb noch andres erinnert, vom großen Einbruch damals, lange schon her. Erst recht schimmerte ein gewisses Später auf, wo das Geld nicht mehr um die Güter bellt oder in ihnen wedelt. Wo die überaus törichte Wahl zwischen reiner Gesinnung und reinem Bissen erspart bleibt.

II.

Man ging an diesem Tag nicht wie sonst. Rettete sich gar nicht vor der Straße, ihrer Mitte, auf der die Wagen sausten, links herauf, rechts herab, scharf und gegen uns.

Sondern endlich lebte diese Mitte, ja, es wuchs etwas auf ihr. Die Artillerie des besitzenden Verkehrs war gelegt, zog sich in die Ferne oder außen herum, der herrliche Asphalt wurde bewohnt. Farbige Papierlampen quer darüber machten niedern Raum, darin wurde getanzt. Häuser waren nun seine Wände, die erleuchteten Fenster ringsum glänzten als neue Lampen, wie selbstleuchtende Spiegel, mit wiederum Menschen darin. Und am schönsten war, daß sich dieser Tanzraum nur an den Seiten schloß, aber sonst die lange Straße für sich hatte, ihre Querstraßen dazu. An der nächsten Ecke spielt schon wieder Musik, und die Paare wandern tanzend durch ihr leuchtendes Quartier.

Das ist pariser Straße am 14. Juli, dem großen Tag. Auch als die Bastille erstürmt wurde, hat das Volk getanzt, auf dem Boden, dem die Festung gleichgemacht worden war. Die Wiese der Seligen wurde aus Jenseits zum Alltag, aus Mythologie Politik. Haben sich die Seligen seitdem beruhigt, Hörner wie Flügel abgestoßen, so schießt doch durchs „Nationalfest" zu-

weilen noch ferne Erinnerung. Gar nicht der Nation zugehörig in Bausch und Bogen, sondern ohne Frieden mit dem gekommenen bourgeois gentil'homme. Denn als am 14. Juli 1928 ein Auto durch eine dieser Tanzstraßen vorstoßen wollte, von einem Herrn mit Strohhut gesteuert, machte das Volk nicht Platz, obwohl man gar nicht tanzte in diesem Augenblick und bloße Taxi schon in Menge durchgekommen waren. Wohl der Strohhut reizte auf, sonst ja nichts Besonderes, hier aber merkwürdigerweise ein Symbol der Herrenklasse, vielleicht wegen seiner Helle und weil sonst Maschinen nicht mit Strohhüten bedient zu werden pflegen. Der aufreizende Strohhut wich also nicht zurück, sondern gab Vollgas, durch die Menge hindurch. Doch schon hatten zwanzig Fäuste den Wagen von hinten gepackt, zogen ihn trotz des wütenden Auspuffs die Straße wieder herunter, hin und her, in schweigsamem Takt auf der Stechbahn; selbst der Propriètaire schaffte ruhig, in einer gewissen finstern Sportlust von Reaktion. Einmal nur wäre ihm der Durchstoß fast gelungen, da kam die zweite Herzensfreude: ein junges Mädchen sprang plötzlich vor den Wagen, tanzte lächelnd und furchtlos, eine Blume in der Hand, später im Mund, diktierte dem stoppenden Herrn die Bewegung, und als der Wagen still hielt, verneigte sie sich mit Spott. Hier nun hätte sich der Fahrer wirklich zurückziehen lassen sollen, aber die herrschenden Klassen kapitulieren auch noch schief, abstrakt und undialektisch; kurz, statt die Lage zu fassen und sich in ihr aufzuheben, verwandelte der Provokateur die Kraft seines Vorstoßes in eine nicht minder anmaßende des Rückzugs, drehte um, fuhr bei dem schweren und falschen Manöver nun wirklich in die Masse hinein. Einige Frauen wurden an die Mauer gedrückt, die Männer hatten keinen Anlauf mehr hinter der kehrenden Maschine, so kräuselte sich die Luft sehr rasch, Schimpfworte fielen, das Auto wurde höchst putschistisch von der Seite gepackt, und es wäre umgestürzt, hätte nicht der Propiètaire das Vordersteuer in die rechte Lage gebracht, und der Wagen schoß fliehend davon. Doch der Strohhut erfuhr wenigstens was der weißen Lilie in jeglicher Gestalt zukommt. Ein junger Bursche hatte ihn dem Bürger vom Kopf geschlagen, warf ihn in die Höhe, andre fingen ihn auf, schon spielte die Musik wieder und die Paare tanzten, aber nicht nur mit Füßen und Leib, sondern die Hände hatten zu tun. Den Strohhut zu suchen, wie er von einem Paar zum andern durch die Luft gestoßen ward, bis er endlich auf dem Boden lag, nivelliert und zertreten, ein sehr geringer, sehr allegorisch zerstampfter Stellvertreter der Bastille. Brave Taxifahrer, die jetzt daherkamen und den nahen Boulevard gewinnen wollten, machten sogleich kehrt; die Wirtschaftspartei beteiligt sich nicht am Bürgerkrieg. Und auch die Rebellenstraße hatte bald wieder vergessen, daß sie als einzige in Paris ein wenig nur 14. Juli getanzt hatte. So kam also der Strohhut nicht einmal in einen Polizeibericht, geschweige denn in die Geschichte, sondern nur in diese kleine, wartende Erzählung.

III.

Ebenfalls in Paris hat ein ruhiger Mensch, zwei Jahre vorher, folgendes in Gang gebracht.

Der saß bei seinem Glas, blickte vor sich hin, bisweilen las er. Das Café war um diese Stunde sehr besetzt, die Gespräche lebhaft, politische Unruhe lag in der Luft. Der Gast hatte ein Buch bei sich, das ihn weit von Brotteuerung und Frankensturz führte oder auch gar nicht weit, nur waren schon dreißig Jahre seitdem vorüber. Seit dem fin du siècle, wie man damals sagte, und die geputzten Menschen schienen es vergessen zu haben, trotz der Truppen, in den Kasernen „konsigniert". Doch ältere Leser, so stand in dem Buch, „ältere Leser gedenken vielleicht noch der Zeit und der großen Aufregung, die durch die Welt ging, wenn die Zeitungen immer wieder, in ganz kurzen Abständen, von anarchistischen Bombenattentaten in Paris zu berichten wußten, die offenbar von einer weitverzweigten Bande ausgingen, deren die Polizei nur teilweise habhaft werden konnte. Scheinbar wahllos flogen die Bomben in Wohnhäuser wie in ein elegantes Café am Bahnhof St. Lazare, in die Deputiertenkammer und ein kleines Restaurant, selbst in die menschenleere Madeleinekirche. Eine Kaserne ging in die Luft, der serbische Gesandte wurde auf der Straße angeschossen, Sadi Carnot, der Präsident der Republik, auf der Fahrt zum Theater erdolcht. Es war die Zeit der Ravachol, Vaillant, Henry, Caserio und andrer gefährlicher Propagandisten der Tat, die Zeit des Dynamits und der verstecktesten Bedrohung bürgerlicher Gesellschaft und Gesittung." Mitten in Gerüchte, ja in den nächtlichen Schrecken der Kinderzeit führte das Buch; selbst die anarchistischen Bünde, die man ausgehoben hatte, trugen furchterregende Namen, wie aus Kolportage, die keinen Spaß kennt. Da waren „Die haarigen Burschen von Billancourt", „Die Panter von Batignolles", „Die Eichenherzen von Cettes", „Die Kinder der Natur", „Die Zuchthäusler von Lille", „Der Pranger von Sedan", „Der Yatagan von Terre Noire". Die Verschwörerblätter selbst führten am Ende, mitten unter harmlosen Anzeigen, eine ständige Rubrik mit der Überschrift: „Anweisung zur Herstellung nichtbürgerlicher Produkte".

Hier nun mußte der Gast unterbrechen, denn ein junges Paar hatte an seinem Tisch Platz genommen. So elegant waren die beiden, wie die „Dame", wie der „Herr" sich denkt, daß er im Paradies angezogen sei. Jetzt erhob sich der ruhige Leser, ganz ahnungslos, er wollte sich nur Zigaretten holen, dachte gar nicht mehr an die Panter von Batignolles, sondern Nana lag ihm näher: — da geschah, kaum einen Schritt von dem Tisch entfernt, eine so entsetzliche Explosion, daß sie das Paar hochhob vor Schreck, Tische umfielen, die Passage stillstand. Dem Leser zitterten die Kniee, im Ganzen unverletzt wie das Paar übrigens auch, was immerhin ein Zufall war; denn wie leicht hätten die Splitter der Syphonflasche verwunden können, die der Gast heruntergestoßen hatte, als er sich Zigaretten holen wollte — kräftig genug war der Sturz und marktschreierisch genug auch. Der Direk-

tor kam und verlangte Ersatz, der Leser zahlte ihn und freute sich fast schamhaft, so harmlos um den Hals gekommen zu sein. Auch im übrigen Café legte sich die leidenschaftliche Landschaft, das vornehme Paar bestellte einen Aperitif frisch, aus tiefem Instinkt heraus nicht ganz mit der bloßen Geldbuße des Manns zufrieden. Dieser verließ auch bald den Schauplatz, das sehr historische Dynamitbuch unterm Arm, holte sich endlich die Zigaretten am Schanktisch, fuhr in sein gewohntes Restaurant. Dort erzählte er die heroische Geschichte, worin aus Pech ein Attentäter, aus einer Syphonflasche Weltgericht erschienen war. Rasch hatte sich der Geist wieder in die Flasche zurückgezogen; doch die dunkle Scham des Mannes, die Mißbilligung des Paars stand noch sehr fühlbar in der Luft. Man merkte Betroffenheit des Literaten, Erberinnerung der Bourgeoisie; beides spielte über dem unfähigen Ereignis, spielte eine Vergangenheit nach, die nicht verging, eine Zukunft vor, von der sich selbst der pariser Bürger nicht losgesprochen fühlt. Speisten alle Arbeiter Hummer, so ritzten die Splitter der Syphonflasche keine Psychologie.

Schiffstaufe von Theobald Tiger

Erst haben sie alle Nein gesagt,
dann haben sie alle Ja gesagt —
jetzt ist das Ding bewilligt.
Die Reichswehr treibt nun Wassersport,
und kriegt für unser Geld hinfort
einen Torfkahn zugebilligt.
Wie soll er denn heißen —?

Ein Kriegsschiff ist das eigentlich nicht.
Sie sollen nur bei „Luken dicht!"
die Knochen zusammenreißen.
Denn dieser stählerne Kahn für Torf
ist eigentlich — ja, was für ein Dorf...?
Wie soll er denn heißen —?

Weil hoffentlich zu hoffen steht,
daß dieses Schiff vom Stapel geht,
bevor wir alle tot sind;
und weil Matrosen, die so viel
für uns getan dereinst in Kiel
blaue Hosen tragen, die rot sind —:

Deshalb zerschelle ich an der Seite des Feldkaplanes
eine Flasche Sekt am Bug dieses Kahnes
und taufe ihn
voll Disziplin:
Panzerkreuzer Potemkin.

Die Sokratische Freundschaft von Franz Blei

Würde sich die dafür bezahlte Geliebte eines Ministers dieser Tage für eine Aspasia und ihren Freund für einen Perikles halten, so stünde der Lächerlichkeit solchen Anspruchs nichts im Wege. Und komisch nur würde man es finden, wenn sich die Gattin eines Zahnarztes nach ihrem dritten Geliebten eine Messalina glaubt. Das sowohl im Persönlichen wie im Kulturellen Beziehungslose solcher Analogien wird ohne weiteres eingesehen. Aber noch nicht so in dem denkbaren Fall eines noch so gelehrten Freundes junger Männer, der sich dabei auf Sokrates bezieht, oder in den neuerlich propagierten Jünglingsbünden homosexueller Natur, welche sich für das selbe ausgeben wie die berühmte heilige Schar, die von den Macedoniern unter Philipp bei Chaironaia zusammengehauen wurde. Hier wird entsprechend dem Charakter dieser Zeit das Unwesentliche einer geschlechtlichen Funktion — Drang, der Befriedigung sucht — als wesentlich angesprochen und als Voraussetzung einer mittelbaren schöpferischen Erotik. Warum die sichtbare Vergröberung und Entgeistigung in der zwiegeschlechtlichen Liebe als eines aus vielen Komponenten sich ergebenden Symptomes der Zeit sich nicht ebenso auch in der gleichgeschlechtlichen Liebe äußern sollte, ist nicht einzusehen. Daß sich auf und aus der homosexuellen Beziehung zwischen heutigen Männern zuweilen so etwas wie eine Freundschaft bildet, woraus man gern die höhere Sittlichkeit solcher Beziehungen behauptet, das hat mit der sokratischen Freundschaft nichts zu tun. Für die echten Fälle heutiger Paidophilie hat die Wissenschaft eine Besondersheit der Artung eruiert, einen besondern psychosomatischen Aufbau, der von der Normalität abweicht. Gewiß existierte auch in der antiken Welt solche Abnorm; aber die Paidophilie der Antike kam nicht zustande aus Summierung solcher Abnormen. Auch aus sexuellen Snobs bestand nicht die antike Männerwelt, die als Mode mitmachten, was als natürliche Notwendigkeit von einigen Abnormen praktiziert wurde. Die Heutigen, welche im Kampfe gegen ein sittliches und juristisches Vorurteil das Beispiel der Antike und eine Ahnenreihe bedeutender Männer anrufen, welche Knaben geliebt haben, vergessen, indem sie dies tun, daß sie im Augenblick zuvor und nachher keinen einzigen Faktor heutigen kulturellen Lebens zur Stützung ihrer Behauptung angerufen haben — weil keiner existiert —, sondern nur individuelle Tatsachen einer besondern Artung, die medizinisch feststellbar und deren Phänome in den Satz faßbar sind: es gibt und gab männliche Individuen, welche die geschlechtlichen Beziehungen zum Weibe als wider ihre Natur empfinden und als ihrer Natur entsprechend nur die Liebesbeziehungen zum eignen Geschlechte kennen. Neben dieser kleinen Zahl von Paidophilen aus Artung gibt es eine weit größere Zahl solcher aus Gründen, die mit einer psychosomatischen Anlage nichts zu tun haben: Mangel an Frauen, Verlockung, Erwerb, Neugier, Snobismus, — gemeinsam ist diesen Gründen, daß sie aus defekten Zuständen unsres kulturellen Lebens entstehen, aus Unwerten, nicht aus

Werten. Für das Individuell-Pathologische der heutigen echten Homosexualität und das Individuell-Zufällige der sekundär Homosexuellen, die sich immer an den Bruchstellen einer Kultur bilden, bietet die antike Paidophilie keinerlei Analogie. Denn diese kam nicht dadurch zustande, daß gehäufte Einzelfälle besonderer Artung sich Lebensform bestimmend durchsetzten gegen eine andre Lebensform und diese in die zweite Reihe drängten. Die Ehe war den Griechen mindestens ebenso wichtig wie die Jünglingsliebe. Unwichtig aus ganz anders gestellten Aufgaben des griechischen Mannes aber war dieser Männerwelt, dieser Kriegerwelt, mit Hintansetzung der Schönheit und der Ehre des männischen Geistes der Gebärerin und Erzieherin der Kinder das ungeheure Opfer ausschließlicher Liebe zu bringen aus keinem andern Grunde, als weil aus der Vereinigung mit ihr die Kinder wurden. Die Ehe war diesen Männern wichtig, auch den enragiertesten Paidophilen; aber sie war ihnen nicht wie heute bedeutungsvoll in ihrem seelischen und geistigen Leben. Aus der geschlechtlichen Funktion leitete der antike Mann nicht die Liebe ab. Er wußte die erste möglich ohne irgendwelche Beteiligung der Seele und der Phantasie. Und er kannte die Liebe, ohne ihr das Ziel eines geschlechtlichen Kontaktes durchaus geben zu müssen zum endgültigen Erweise dieser Liebe. Er konnte durchaus von diesem erotischen Finalismus absehen, ohne seine Liebe deswegen als „unglücklich" zu empfinden. Erst die christlich tingierte Welt wurde, in der keuschen Abstinenz und in der Ausschweifung Polaritäten des Lasters und der Tugend schaffend, das, was ich phallozentrisch nennen möchte. Die griechische Antike, im ästhetischen Banne stehend, zeichnete ein gewisses Unvermögen aus, das Schöne und das Gute zu distinguieren: der Begriff der Kallogathia ist für sie charakteristisch. Aus einem adeligen Kreis geboren mußte er auf ihn beschränkt bleiben. Dauer konnte ihm nicht beschieden sein. Er war Sonne in Mittagshöhe. Leicht war die Gasse gegen ihn mobil zu machen. Er war keine demokratische Lebensform. Der glücklichste Augenblick menschlicher Geschichte war nur ein Augenblick.

Die seit etwa zwei Jahrtausenden eingeübte, kirchlich, staatlich, gesetzlich und gesellschaftlich eingeübte Einstellung, jeden hier bezüglichen Akt, der steril bleibt, als schändlich, unsittlich, sündhaft und „gegen die Natur" zu verwerfen, zu verurteilen und zu bestrafen, und dieser alleinigen Legitimität zuliebe alles sie Begleitende, den Ehebruch, den Betrug, das syphilitische Kind, die Käuflichkeit, die Mitgiftjägerei hinzunehmen, — diese Einstellung hat den Blick des heutigen Menschen so schief und schielend gemacht, daß sich ihm die gradesten Dinge verzerren und seine feste Überzeugung ist, nicht sein Blick sei schief, sondern die Dinge. Und nicht sein Blick sei depraviert, sondern die Paidophilie sei sittliche Depravation oder doch „abnorm". Man spricht in der zweigeschlechtlichen Liebe von freier Liebeswahl und gibt dem Instinkt, ohne den man trotzdem nicht auskommt, eine blinde Hellsichtigkeit und entscheidend-autoritäre Bedeutung, welche hinwieder jede freie Wahl aufhebt. Und grade dieses zeichnet

die antike Jünglingsliebe aus, daß sie weder vom Instinkte abhängt, noch vom Zwang des Geldes. Den Sklaven war sie bei hohen Strafen verboten. Und wer sich für Geld hingab, der galt, wie Aeschines berichtet, für infam und wurde besteuert. Der Instinkt entschied hierin gar nichts. Sondern der Liebende, welcher immer der Ältere war, hieß Eispeelas, der Inspirator, weil er in die Seele des Geliebten eine Liebe zu hauchen suchte, deren Objekt dieser war. Und der Geliebte hieß Aitas, der Aufhorchende, weil er seinem Ratgeber das Ohr bot. Es galt als eine Schande für einen Jüngling, der das Alter überschritten hatte — denn unreife Knaben zu lieben stand unter Strafe —, wenn kein Mann ihn seiner Liebe für würdig fand, und als Schande für einen Mann, wenn er nicht einen Jüngling wählte. Immer trafen helle Sinne die Wahl: leibliche Schönheit dort, geistige Schönheit hier waren das Entscheidende. Das geschlechtlich Anziehende war nicht schon das Schöne schlechthin, sondern die körperliche Vollendetheit, die dem jungen Mann in höherm Maße eigen ist als der jungen Frau. Die zeugende Kraft des Mannes wurde aidoion, das heißt Gegenstand ehrfürchtiger Verehrung, nicht die gebärende Fähigkeit der Frau. Gesellt sich der antike Mann dem geliebten Jüngling, so tut er nach dem griechischen Worte etwas para physin, gegen die Natur, womit er aber nicht „widernatürlich" im christlichen Sinne meint, sondern sagen will, daß er etwas tut, was keine Nachkommenschaft hat. Bloß Kinder zu zeugen, genügte der griechischen Anschauung nicht. Diese Kinder mußten auch einem bestimmten Ideale entsprechend erzogen werden. Das tat beim Mädchen die Mutter, beim Jüngling der Mann. Denn nur Männer können die männlichen Tugenden lehren, sowohl die des Leibes als der Seele. Man liest im Gastmahl des Plato diese Beschreibung: „Wird einer, der einen Jüngling liebt, dabei betroffen, etwas Häßliches zu tun, so wird sich dieser weder vor seinem Vater noch sonst irgend einem Menschen deswegen so schämen, wie vor seinem Liebling. Ebenso wird sich der Liebling, wenn er bei etwas Unedlem betroffen wird, am meisten vor seinem Liebhaber schämen. Wäre es also möglich, einen ganzen Staat oder ein Heerlager aus Liebenden und Lieblingen zu bilden, so wäre eine bessere Verwaltung kaum denkbar, denn diese würden aus Rücksicht aufeinander sich alles Schändlichen enthalten und ständig miteinander in edlem Wettstreit liegen."

Plato adoptiert für seine Utopie ein Wirklichkeit, die er kannte und deren sittliche Vorzüglichkeit ihm so evident war, daß er sie in seinem Staatsbilde nicht entbehren konnte. Die Ehe, das ist die Ordnung im Frauenraub der kriegerischen Horden, war längst sicheres und festes Institut, das die Nachkommenschaft garantierte. Zu Zeiten, da man sich mit seinem Vaterlande noch auf der Wanderung befand und ein Zeltlager seinen wechselnden Boden deckte, mochte die öffentliche Meinung, welche kämpferisch war, jeden Mann verachten, der seine Einzelfreude dem Wohl der Gemeinschaft vorzog. Es war wichtig, daß nichts von der männlichen Kraft unnütz verloren ging und sie ausschließlich darauf verwandt wurde, neue

Kraft, neue Arme, neue Mütter zu schaffen. Mit der Seßhaftigkeit und der Bildung einer Nation änderte sich das. Das Gebot lockerte sich. Als man das feste Lager hatte, bestimmte Weideplätze und Städte, da nahmen die Männer auf ihren Kriegszügen nicht mehr ihre Weiber mit, ließen sie in dem Zuhause, das sie nun hatten. Sie waren nun Männer unter Männern, oft für lange Zeit. Die Voraussetzung für die Männerfreundschaft war gegeben. Flaubert hat das in jenem Kapitel der Salammbo nachgezeichnet, wo er das Heer der Söldner beschreibt. Die Krieger haben die Freundschaft begründet und die geistigen Männer gaben diese Emanzipation von der Frau nicht auf, deren launisches ungeregeltes grimassierendes Wesen diese Sucher des Absoluten störte. Es mag diese genetische Erklärung nur einen Wahrscheinlichkeitswert haben. Aber er erscheint mir größer als Schopenhauers Erklärung, daß die Paidophilie ein Stratagem der Natur sei, wodurch sie den Verfall der Rasse hindere, insofern zu junge und zu alte Männer nur schwache und schlechtkonstituierte Kinder zeugen und in der Paidophilie ein Mittel bekommen, artifiziell ihre sexuellen Instinkte zu befriedigen, ohne dadurch die Interessen des Vaterlandes zu schädigen. Die Natur als kluge Haushälterin mit Interessen, Planen und Kunstmitteln ist eine Voraussetzung ohne andre Stützen als jene, welche der Mensch ihr leiht. Eine so vernünftig ausgestattete Natur ist ein Hilfsbegriff, der nicht mehr hilft und nur grade beliebte menschliche Vorurteile ausdrückt.

Das Vorkommen der Homosexualität bei in Herden lebenden Tieren und ihr hohes Alter bei den Menschen aller Rassen und Farben dürfte prinzipiell die nichts als spielerische Aktivität einer jungen Animalität sein, die ihren Weg sucht, ein Über-den-Rand-treten des primitiven sexuellen Instinktes, der von Fruchtbarkeit strotzend, ungeduldig, unbedacht, unbeschliffen sich aus der geschlechtlichen Differenzierung nichts macht und noch nicht zu dem rudimentärsten Ansatz einer Konzeption Liebe gekommen ist. Die Schülerlieben sind charakteristisch für das Erwachen der Sexualität beim Manne und für deren imperialistischen Impetus, wie er in solcher Stärke die weibliche Sexualität nicht auszeichnet, weshalb auch das mimetische Gegenspiel, die Tribadie, bei den Mädchen dieses Alters weit seltener ist. Diese Homosexualität der Knaben scheint ein elementares Stadium der sexuellen Funktion zu sein. Und der, den man heute den Invertierten nennt, danach ein auf diesem Stadium Festgehaltener, der, unvollkommen in seinem Unterscheidungsvermögen entwickelt, doch durchaus dimorph, den einen oder den andern Weg einschlagen könnte, aber den leichtern Weg vorzieht, welches der homosexuelle ist. Denn die Beziehungen zum andern Geschlechte sind in jeder Weise weit komplexer als zum eignen, mindestens es so geworden, wenn auch sicher in der Antike nicht so komplex gewesen. Der antike Mann hatte nicht, wie der heutige Mann, Furcht vor der Frau. Die antike Frau war dem Manne nicht der Inbegriff aller sexuellen, erotischen und sentimentalen Funktionen und Möglichkeiten, als welcher sie dem

heutigen Manne vorkommen muß. Ihre Aufgabe war bestimmt, ihre Rolle einfach und deutlich, sowohl als Ehefrau wie als Hetäre. Wenn Heutige die Träger großer antiker Namen als homosexuell reklamieren und mit ihnen eine Stammtafel aufstellen, so geschieht das nur mit halbem Rechte, das ein ganzes Unrecht ist. Die moderne Homosexualität mag eine biogenetische Replik sein, was aber nicht hindert, daß ihr ein durchaus andrer Charakter eigentümlich ist als der griechischen Paidophilie, ganz abgesehen von deren kulturell-ethischem Charakter, zu welchem der heutigen Homosexualität alle Voraussetzungen sowohl wie auch alle Tendenzen fehlen, die erstern nicht schaffen, die letztern nur behaupten kann. Die psycho-genitale Tension der antiken Männer war so groß, daß sie sowohl homosexuell wie heterosexuell sein konnten und waren, Liebhaber von Jünglingen sowohl wie Gatten von Frauen und Väter von Kindern. Der nichts als homosexuelle antike Mann hat wohl nie existiert. Er dürfte immer erst im Bruch einer Kultur als Verfallserscheinung auftreten, nicht als sexuelles Raffinement, wie man sittlich urteilend meint, sondern als ein Rückfall in sexuelle Primitivität, als ein sexueller Atavismus. Die Infantilität solcher Invertierter steht gegensätzlich zur Virilität der sokratischen Freundschaft. Der moderne Versuch, diese Infantilität, die sozial-psychologisch begründet ist, auch noch pathogenetisch zu begründen, ihm anatomische und physiologische Voraussetzungen zu geben, dies ist nur die götzendienerische Verehrung, welche man heute dem naturwissenschaftlichen Laboratorium entgegenbringt, der Wissenschaftlichkeit. Die ganz lucide Psychopathie des heutigen Homosexuellen ist durchaus kompatibel mit physischer und mentaler Integrität. Seine Inversion ist nicht organisch bedingt, sondern sozial. Nur wenn ein Brauch, eine Sitte, eine Anschauung von einer hinreichenden Kollektivität geübt wird, daß sie daraus zu einer Konzeption des Normalen zum Schutze der ihr wertigen Bräuche und Sitten kommt, wird sie das dieser Norm entgegenläufige als Abnorm ablehnen. Lockert sich das Bindende, das in Sitte und Brauch integriert ist, so wird der Begriff der Norm schwankend und damit auch der Begriff der Abnorm fraglich. Das nichts als Individuelle beginnt auflösend zu fermentieren und der größtmögliche Lustgewinn wird, auf welchen Voraussetzungen immer, zum Wunsch des Einzelnen, an keinerlei Bindung mehr Verpflichteten. Die Zusammenhänge sind nun verloren und man sucht Rechtfertigungen. Die spätere römische Antike gibt die mythologische Rechtfertigung, etwa Ovid, der die Paidophilie eine orphische Erfindung sein läßt: „Orpheus lehrte die Thraker die Ausschweifung der von der Natur mißbilligten Liebe. Er pflückte die Blüte der männlichen Jugend, diesen flüchtigen Frühling des Lebens." Die Moderne sucht, medizinisch orientiert, die medizinische Rechtfertigung eines sozialen Phänomens, das nur einen individuellen Ausschlag zeigt, gewissermaßen als Epicharakter. Sie behauptet eine besondere, eingeborene psycho-somatische Artung des Homosexuellen, findet sie auch, ohne zu bedenken, daß sie die genau gleiche Artung auch bei Individuen

feststellen könnte, die nicht homosexuell sind, sondern „zufällig" heterosexuell.

Für Plato bestand keinerlei Notwendigkeit, eine Apologie der Jünglingsliebe zu schreiben, denn weder der Brauch, noch die Religion, noch das Gesetz stellten sich ihr entgegen, und das Beispiel der Olympischen war allen vertraut. Und dennoch verwandte er auf die Verteidigung der Jünglingsliebe die bedeutendste Anstrengung seines Geistes, wollte mit ihr sich eine Zeit mystisch-romantischer Erotik beginnen lassen, von der Adeligkeit geübt zum Wohle des Staatsganzen gegen eine nichts als natürliche Liebe, deren Zeit er beendigt sah oder von der er, nicht ohne Grund, wie der Tod des Sokrates zeigte, befürchtete, daß sie dem Staatsganzen nicht zum Heile diene. In seinem Evangelium brachte Plato inmitten einer eminent kritischen Zeit und neue Zeiten voraussehend einen höchst genialen Kompromiß zustande zwischen den bevorstehenden sozialen Orientierungen und den persönlichen Neigungen, indem er sowohl die Spannkraft des Eros steigernde als sie moderierende Mittel fand, aus einer Elite und für ein Elite, welche herrscht. Und zur Stützung ihrer Herrschaft. Plato wußte die Zeitumstände nicht günstig, um offen zu sprechen. Eine lebhaftere Apologie seines aristokratischen Ideales, das sich auf der Paidophilie fundamentierte, hätte die Demokratie, die sich bedrückt bereits unruhig zeigte, zum Sturm gebracht. Darum rückte er sein Ideal, dem die Form alles war und nichts als Beschmutzung die Substanz, in die Schatten der Mystik, verschleiernd, verdunkelnd, als erster Romantiker, der er war. In der ingeniösen Fabel vom doppelgeschlechtlichen Wesen, das der Wille der Götter trennte und dessen beide Teile sich nun suchen und finden, will Plato, ganz eingeschlossen in dem mystischen Aesthetizismus, der der griechischen Mentalität eigentümlich, die Leidenschaft zur Liebe purifizieren und rechtfertigen und als das Gute mit dem Schönen identifizieren. Wie die schönen Teile sich suchen: diesem entspricht, daß, wer sich den philosophischen Betrachtungen hingibt, von Jugend auf den schöngeformten Körper suchen muß. Dem Sokrates genügt als Partner im Gespräch, daß dieser nichts als schön sein. Und dies ist auch Platos geheimster Gedanke, daß er den höchsten Flug seines Geistes den Flügeln dankt, die ihm die Schönheit junger Athener seiner Klasse gibt.

Sokrates und Alcibiades

„Warum huldigest du, heiliger Sokrates,
Diesem Jünglinge stets? Kennst du Größeres nicht?
Warum siehet mit Liebe,
Wie auf Götter, dein Aug auf ihn?"

Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste,
Hohe Tugend versteht, wer in die Welt geblickt,
Und es neigen die Weisen
Oft am Ende zu Schönem sich.

Hölderlin

Urlaubsbilanz von K. L. Reiner

Diejenigen, die es nicht nötig haben, fahren aufs Land, ins Gebirge, ans Meer, und die, die es nötig hätten, bleiben weiter in den Kerkern ihrer Arbeitsstätten, oder dienen weiter den Satten in neuer Gestalt: als Träger, Lohndiener, Heizer, Stubenmädchen, Kellner. Die ganz Großen brauchen keinen Urlaub; für sie ist das Leben, abgesehen vom Raub fremden Eigentums, ohnehin nur eine ununterbrochene Erholung. Die Welt gehört ihnen, und Großfinanz, Großindustrie und latifundienbesitzende Aristokratie richten sichs mit Weib, Kind, Maitresse und andern Parasiten auf der Welt so ein, wie ein Jagdherr in seinem Gehege. Die überall aufschießenden Luxushotels legen Zeugnis ab von dem immer dichtern Netz, das der Reichtum über die Erde spannt. Auf „Urlaub" geht nur der Mittelstand, also jene Gruppe der Gesellschaft, der zwischen den Extremen von Reich und Arm schwankt und sich stets gemäß der herrschenden Klasse orientiert. Und der daher auf „Urlaub" geht, weil sein Vorbild, der Reiche, die Erholung zur Mode gemacht hat.

Der Bürger fährt aus der Stadt den Kindern zuliebe, weil die Frau eine Erholung braucht oder weil „man selbst ausspannen will". Bluff. Die Erholung der Kinder hält gewöhnlich kaum über den ersten Schulmonat vor und wird in der Regel durch Krankheiten oder andre durch Klima, Orts-, Wohnungswechsel hervorgerufene Störungen bereits an Ort und Stelle aufgefressen. Zumindest ist nicht nachgewiesen, daß ein Kind, das unter gleichen Fürsorgebedingungen in der Stadt bleibt und Gelegenheit hat, zu schwimmen, zum Spazierengehen etcetera, nicht ebenso gut gedeiht wie ein Kind, das man viele Stunden mit ans Meer oder ins Gebirge schleppt. Die Erholung der Frau: Seit Kriegsende kann man den Mann ungefährdet auch daheim betrügen. Und was schließlich das Entspannen anlangt, so muß man dazu gute Nerven haben. Und wer sie hat, braucht wiederum keine Erholung. Wer halbwegs empfindliche Nerven hat, wird in der jähen, vollständigen Unterbrechung seiner gewohnten Arbeit keine Erholung finden. Das plötzliche Heraus aus dem Wellenschlag des Jahres wirkt nicht wie eine Belebung, sondern wie eine Ausschaltung aus dem Leben. Erholen können sich im Grunde nur Menschen, die an sehr materiellen Genüssen Genüge finden. Für den geistigen Menschen sind die üblichen Ferien ein nutzloser Leerlauf, und beim Normalmenschen zeigen sie nur, daß Arbeit und Erholung zurzeit gleichmäßig schlecht eingerichtet sind.

Jeder, der auf Urlaub geht, hat das peinliche und beschämende Gefühl, übervorteilt zu werden. Gruppen von seltsamen Existenzen erheben in der Gestalt von Hoteliers, Pensionsbesitzern, Wirten etcetera Lösegeld für sein sogenanntes Erholungsbedürfnis. Dinge, deren Preis man genau kennt, werden einem schamlos mit hundert- und mehrprozentigem Aufschlage serviert. Der Gast hat es zu schlucken, ohne mit der Wimper zu zucken. Das gehört zur Erholung. Die primi-

tivsten Handreichungen werden zu Gelegenheiten unverschämter Ausnützung. Dabei ist man Wirten und Personal uneingeschränkt ausgeliefert, auf ihre Benevolenz angewiesen. Die der Besitzer erkauft man sich dadurch, daß man ihnen ihr Personal aushält. Gegen den Trinkgeldwahnsinn der die Welt erfaßt und der in verschiedenen Staaten sogar zu einer Trinkgeldpflicht geführt hat — als könnte die freiwillige, besondere Entlohnung für eine selbstverständliche Dienstleistung je zu einer Pflicht werden — könnte nur ein allgemeiner Streik der Trinkgeldgeber im Weltmaßstab Abhilfe schaffen.

Nicht Natur in die Stadt, sondern Stadt in Natur trägt der Erholungswahnsinn. Auf Bergesgipfeln klappern Alpakabestecke, am Meeresstrand rauscht das Grammophon und im frischen, grünen Wald hörst du nicht die Amsel, sondern das Saxophon. Sommerfrische ist die Stadt, mit Unannehmlichkeiten verbunden. Eine fixe Idee, die Erfindung müßiger Hirne und voller Taschen. Und wenn der Urlaub trotzdem etwas ist, ja für so viele der einzige Lichtpunkt im Jahre, dann beweist das nicht, daß er ein Plus ist, sondern nur, was für ein Minus alles übrige ist. Er ist eine unrichtige Verteilung von Licht und Schatten. Wie alles im Zeitalter des Hochkapitalismus sind auch Erholung und Arbeit aus dem Gleichgewicht. Auf Monate angespanntester Arbeit folgen Wochen angespanntester Entspannung. Auf die Hetzjagd nach Arbeit eine Hetzjagd nach Ruhe. Komödie, Konvention — ebenso wie sein ganzes Leben ist es auch die sogenannte Erholungszeit des Kleinbürgers, und daß sie für ihn trotzdem den Höhepunkt des Jahres bedeutet, gibt ihr neben dem Grotesken auch einen tragischen Aspekt.

Fort mit der heutigen Urlaubsform. Es hat keinen Sinn, die normale Arbeit auf Wochen zu unterbrechen. Wo das notwendig ist, zeigt es nur, daß die Arbeit schlecht organisiert ist, daß die Verhältnisse nichts taugen. Was anzustreben wäre, ist die Fünftagewoche. Sie ist die bisher plausibelste Lösung der Urlaubsfrage. Zu ihr strebt die moderne industrielle Bewegung. Sie ist die einzige Urlaubsform, von der auch die Arbeiterschaft dauernden Gewinn hätte. Die heutige Urlaubsform ist zugeschnitten auf die Bedürfnisse einer Luxusklasse. Adaptiert von ihren Mitläufern. Die künftige Urlaubsform kann nicht in einer mechanischen Ausdehnung der bürgerlichen Sommerfrische „auf Alle" bestehen, sondern — neben der Veredelung der Arbeit — in einer intimen Anpassung an den Produktionsprozeß. Der heutige Urlaub ist „Erholung von". Der künftige Urlaub wird „Sammlung für" sein. Jede Generation hat den Urlaub, den sie verdient.

* * *

Ja und Nein von Celsus

Der Herr Verfasser hat zehn Mal recht, so weit er einen bestehenden Zustand schildert. Grauenhaft, kulturentwürdigend, menschheitsentwürdigend sind die Stapelplätze der Erholungsindustrie, wo sich die Großstädter zusammenpferchen,

um „auszuspannen". Nepp, minderes Essen, schlechtes, teures Quartier. Das abseits gelegene, nicht überlaufene Fleckchen zu finden, ist nicht jedermanns Sache. Und dabei ist es gar nicht so schwierig.

Hier stimme ich ganz mit Herrn Reiner überein, aber an andrer Stelle flutet seine Philippika über die Grenzen. Ich weiß nicht, ob die Fünftagewoche ein erreichenswertes Ziel ist, aber „Veredelung der Arbeit", „intime Anpassung an den Produktionsprozeß" — pst, lassen Sie das nicht den Herrn Syndikus der Zellstoffbranche oder sonst irgend einen Hochmögenden hören. Wir wollen nicht vergessen: der jährliche Urlaub der Angestellten ist eine mühsam erkämpfte Sache. Etwas andres, daß er schlecht und spießerlich angewendet wird. Aber er ist trotzdem ein Sieg, dem Evangelium der unbedingten Ausbeutung mühsam abgerungen. Ich möchte auch nicht in einer ganz akademischen Diskussion nur eine Bemerkung entgleiten lassen, die die Unternehmerschaft als Zugeständnis auffassen kann.

Man darf wohl auch nicht beiseite lassen, daß für den größten Teil der Menschheit die paar kargen Urlaubswochen die einzige Chance zum Reisen sind, um fremde Länder, fremde Städte kennen zu lernen. Wenn nicht jemand durch seinen Beruf kreuz- und quergetrieben wird, bleiben nur die paar Sommerwochen übrig, um sich jenseits der Grenze umzuschauen. Aus Mangel an Zeit und an Mitteln ergibt sich wieder der fatale Zwang, sich an eine jener Reisegesellschaften anschließen zu müssen, die im Caracho von Berlin nach Aegypten sausen und die Pyramiden unterschlagen, wenn grade Regenwetter ist.

Übrigens tut die Jugend heute schon einiges, um die Majestät oder Lieblichkeit der Landschaft von Alpakabestecken zu reinigen. Sie trifft sich in Jugendquartieren, in Sammellagern; es wird dadurch sortiert, und es kommen Menschen zusammen, die durch Alter, Anschauungen und Gewohnheiten zueinander passen, an Stelle der öden Häufung durch den Zufall, der Berufe, Altersklassen, Bildungsstufen in einer Pension wahllos durcheinander mischt und nur die Sachsen ziemlich paritätisch verteilt.

Alle diese Dinge sind Fragen persönlicher Kultur, die nicht gelöst werden durch „Anpassung an den Produktionsprozeß". Ich glaube eher, daß diese Anpassung den persönlichen Fundus, den der Einzelne noch zuzusetzen hat, gründlich ruiniert. Es wird am Ende nichts übrig bleiben als diesen Prozeß dem Willen der Arbeitenden zu unterwerfen, anstatt sich von ihm unterjochen zu lassen. Erst dann wird wieder ein Recht geltend werden, das ein wunderbares Menschenrecht ist, obgleich man seit Adams Tagen wenig davon gesprochen hat: — das Recht auf Faulheit. Der arbeitende Mensch von heute schleppt auch in seine sogenannten Ferien ein verquetschtes Gewissen mit: es ist ihm immer so als versäume er eine Pflicht. Über seine Dejeuners im Grünen fällt der Schatten des Kontokorrentbuchs, in dem jetzt ein andrer wütet, der vielleicht gar nicht so Bescheid weiß.

Die wahre Aufgabe des Staatstheaters

von Pius Mar

Staatstheater — nicht mehr Hoftheater — heißen heute die Theater, welche, aus Steuermitteln subventioniert, jedes Jahr in den Landtagen der Länder lebhaft kritisiert werden. Diese Titeländerung sagt viel: ihre Aufgabe ist nicht mehr höfische Repräsentation, sondern Erfüllung staatlicher Funktionen.

Wunderlich genug: Theater und Erfüllung staatlicher Funktionen. Trotzdem: diese wunderliche Verkoppelung hat einen Sinn, so lange man am Begriff des Kulturstaates festhält, das heißt dem Staat auch Kulturpflege als Aufgabe zuweist, vielleicht ihn nur dadurch rechtfertigt.

Ein Gegensatz verdeutliche: Das Widerspiel des Staatstheaters ist das Geschäftstheater. Das Geschäftstheater ist ein kapitalistisches Unternehmen mit besondern Mitteln; es unterliegt dem ehernen Gesetz von Angebot und Nachfrage; es lebt von Gnaden der Bedürfnisse des Publikums. Daß diese heut mehr auf Schau, denn auf Kunst, mehr auf Sinne, denn auf Erhebung, mehr auf Sensation, denn auf Tradition gehen, ist bekannt.

Das Staatstheater ist das Widerspiel des Geschäftstheaters. Es bekommt Subventionen aus Steuermitteln, um eben nicht dem Zwang zu unterliegen, als kapitalistisches Unternehmen geführt zu werden. Diese Hingabe von öffentlichen Mitteln ist nur zu rechtfertigen, wenn die Führung der Staatstheater sich dieser Pflicht, anders zu sein und anders zu arbeiten als die Geschäftstheater, auch ganz bewußt bleibt und — ihr nachlebt.

*

Die moderne Form des Geschäftstheaters ist die Serienaufführung. Der Traum jedes privaten Theaterleiters ist „das große Erfolgsstück". Nach den Gesetzen der Ökonomie muß „das große Erfolgsstück" der Wunsch des Geschäftstheaterleiters sein, denn es ermöglicht ihm mit dem geringsten Aufwand an Mitteln den größten wirtschaftlichen Nutzen.

So kann man zugespitzt sagen: Das Repertoire des Geschäftstheaters ist der Umweg zum Serienerfolg. Anders ausgedrückt: der private Theaterleiter probiert, welches Stück ihm Erfolg bringt; probiert so lange, bis ein Stück ihm Erfolg bringt. Dann spielt er seine Serie herunter, so lange das Publikum noch in sein Haus kommt und es füllt. Ist das Stück abgespielt, die Serie beendet, so beginnt wieder die Suche nach dem „Zugstück" auf dem Umweg über das „Repertoire".

Man kann, beim modernen Geschäftstheater, gradezu von einem „Pseudo-Repertoire" sprechen. Eigentlicher Sinn aller Arbeit am Geschäftstheater ist das „Serienstück".

*

Künstlerisch drückt sich dieser moderne kapitalistische Geschäftstheaterbetrieb so aus: es gibt kein Ensemble mehr,

keine langfristigen Schauspielerverträge, keine Eingewöhnung eines Spielerstammes aufeinander und an „ihre" Bühne.

Das moderne Geschäftstheater geht ganz anders vor: es sucht sich die für eine bestimmte Aufgabe passende „Ware Talent" auf dem freien Arbeitsmarkt zusammen. Es bildet sich eine spielende Gruppe für ein bestimmtes Stück. Es fördert das Starwesen, indem es die Beliebtheit einzelner Schauspieler eventuell benutzt, um wenig tragfähige Stücke tragfähig zu machen. Kurz: das kapitalistisch geleitete Theater löst den eigentlich künstlerisch-menschlichen Zusammenhang, den ein „Ensemble" darstellt, auf, zugunsten von durch Regie zusammengehaltenen Gruppen von schauspielerischen Individualitäten. Man täusche sich nicht darüber: das heutige Geschäftstheater lebt noch davon, daß bis vor kurzer Zeit, etwa bis zum Kriege, es noch eine Reihe von Ensemble-Theatern gab, die vor allem für die künstlerische Erziehung des Nachwuchses entscheidend waren. Man denke an Brahms Lessingtheater, an Reinhardts Deutsches Theater. Ist diese Substanz einmal verbraucht, wird sich das deutsche Theater und die deutsche Schauspielerei vor einer merkwürdigen Situation sehen!

*

Auch nach einer andern Richtung hin wirkt sich dieser kapitalistische Theaterbetrieb aus: die Suche nach dem Serienstück muß möglichst abgekürzt werden, so will es die Ökonomie. Man muß deshalb Experimente vermeiden, gangbare Theaterware zeigen.

Das bedeutet: jeder junge Autor ist ein — geschäftliches — Risiko. Das bedeutet: jede junge Kunstrichtung ist ein — geschäftliches — Wagnis. Das bedeutet: das Neue auf der Bühne — junger Schauspieler, junger Dichter, junge Tendenz — ist — geschäftlich — gefährlich.

Jeder kapitalistische Theaterleiter hat die natürliche Tendenz zu geistiger Standardisierung. Er bringt gern „bekannte Marken": an Schauspielern, Dichtern, Tendenzen. Sein besonderes Geschick ist, innerhalb einer gewissen Standardisierung zu variieren, neue Nuancen zu finden. Sein Ideal ist sozusagen: das maßvoll Neue, das mit Anstand Unanständige, das Revolutionäre ohne Konsequenz.

Er ist Geschäftsmann: man kann es ihm nicht verdenken.

These: Der moderne Theaterbetrieb kann und darf nicht mehr kennen die Elemente des alten Theaters, als da sind: Repertoire, Ensemble, Tradition und Revolution im Geistigen, Erziehung des Nachwuchses.

Antithese: Die Aufgabe des Staatstheaters als eines subventionierten Unternehmens, das unter ökonomischen Ausnahmebedingungen arbeitet, hat grade darin seine Aufgabe zu finden, worin das Geschäftstheater versagen muß.

*

Mit andern Worten: das Staatstheater hat auf Repertoire zu halten. Das bedeutet: die wichtigen Werke der dramatischen

Weltliteratur müssen auf der Bühne eines Staatstheaters im Ablauf eines bestimmten Zeitraums, sagen wir eines Lustrums, zu sehen sein.

Weshalb? Weil nur so Tradition im Geistigen entstehen kann, daß jede heranwachsende, sich bildende Generation die Möglichkeit hat, in ihren empfänglichsten Jahren die besten Geister der Weltliteratur auf sich wirken zu lassen, sich mit ihnen auseinanderzusetzen, sich an ihnen, meinetwegen durch Gegensatz, zu formen.

Das Repertoire des Staatstheaters sei „klassisch"; es ziehe natürlich aus dem Bestande der gegenwärtigen Literatur das „Wertbeständige" ein. Es scheue sich nicht, Stücke gegenwärtiger Autoren, die in frühern Jahren gespielt wurden und dann — nach dem Prinzip des Serientheaters — verschwanden, wieder aufzuführen. Auch das ist „Traditionspflege".

*

Das Staatstheater sei eine Stätte des Versuchs.

Die unmittelbare Ergänzung der Traditionspflege ist die Sorge für die Zukunft. Das Staatstheater muß sich also ein „Studio" angliedern, eine Versuchsbühne, wo ohne jede Rücksicht auf den ökonomischen Erfolg das Werk der Jugend erprobt werden kann. Im Grunde weiß ja niemand, selbst der gewiegteste Theaterleiter nicht, wie ein Stück am Ende auf das Publikum bei der Aufführung wirkt. Nur die lebendige Bühnenerprobung führt da weiter: vorerst die Bühnenleiter wie die jungen Autoren, Regisseure und Schauspieler.

Hat ein Werk, ein Autor, sich erprobt, so wird der normale Theaterbetrieb schon das Übrige tun. Die Ehre und die Aufgabe des „Studios" ist: entdecken, nicht ausbeuten.

Das Staatstheater hat Verpflichtungen gegen den künstlerischen Nachwuchs von Regisseuren und Schauspielern.

Es muß also auf Ensemble halten. Es muß also Repertoire halten. Es muß also auf literarische und bühnenkünstlerische Versuche halten. Denn nur im Wagnis des Versuchs, im Wechsel des Repertoirs, im Zusammenspiel unter Zucht bildet sich, formt sich, entwickelt sich der Menschendarsteller, der Bühnengestalter.

*

Wir wollen nicht untersuchen, was inzwischen tatsächlich geschieht. Es wäre manches dazu zu sagen: Jedenfalls: ein Studio hat sich keiner staatlich subventionierten Bühne, weder in Berlin, noch in Wien, noch in München bisher angegliedert.

Und weiter ist Tatsache: will man der jungen Generation in der Reichshauptstadt die Klassiker der Weltliteratur zeigen, so ist man in vielen Fällen angewiesen auf Nachmittagsvorstellungen zweiten bis fünften Ranges.

Genug und schon zuviel. Die wahre Aufgabe des Staatstheaters ist auch so klar. Unsre Zeit aber liebt das Komplizierte.

Baldomero Zori von Henri Barbusse

Es ist heiß. Man hört die Mücken summen, ihre Schwärme verdunkeln die glühende Luft. Passanten verfolgen ängstlich die schmale Schattenlinie an den grauen Häusern entlang, die den Marktplatz von Cavada, einem Dorf der Provinz Santander, bilden. Er sieht aus wie die Plätze in vielen andern spanischen und baskischen Dörfern. Früher, zu Zeiten der Volkstrachten, sahen die Plätze pittoresker aus, aber sie sind es auch heute noch.

Außer dem Brummen der Mücken dringt noch ein andres rhythmisches, monotones Gesumme durch die Mauern. Es kommt aus der Schule. Das Innere der Schule gleicht allen andern Schulen der Welt. Strenge düstere Wände, kleine schwarze, gutausgerichtete Pulte, kleine, ebenfalls schwarze Köpfchen und in der Mitte ein Mann, der wie ein Riese wirkt: der Lehrer.

Er entwickelt, wie seine Kollegen in der ganzen Welt, Wunder an Scharfsinn und Geduld, um die Aufmerksamkeit dreißig kleiner Köpfe zu gewinnen und ihnen einen Bruchteil des ungeheuren Weltbildes zu vermitteln.

Der Lehrer von Cavada hieß Baldomero Zori. Er war ein ruhiger, einfacher und milder Charakter, von dem es überall hieß: Er ist gewissenhaft. In dem engen dörflichen Kreis war seine Pünktlichkeit sprichwörtlich. Wenn er jemals zu spät zum Dienst gekommen wäre, hätte man eher vermutet, daß die Kirchturmuhr falsch ginge.

Da er den Kindern die gleichen Lebensauffassungen beibringen wollte, nach denen er lebte, machte er sich nicht überall beliebt. Besonders, wenn er von Solidarität und gegenseitiger Hilfe sprach, meinten einige: Das ist ein Roter. Aber sogar diejenigen, die sich im tiefsten Innern, in ihrem armen Sklaveninnern, darüber wunderten, daß man gleichzeitig rot sein kann und ehrenhaft, konnten nicht umhin, Baldomero Zori zu achten.

Anders war es bei zwei wichtigen Persönlichkeiten in Cavada, dem Pfarrer und seinem Vikar. Sie haßten den Lehrer um so mehr, als sie ihm nichts nachsagen konnten — außer seinen teuflischen Ansichten über Freiheit und Allgemeinwohl.

Der Pfarrer und der Vikar überwachten die Schule, in der die kommende Generation heranwächst. Man muß sie also in der Hand behalten, wenn man die Zukunft überhaupt in der Hand behalten will.

Es war einmal ein Mann namens Francisco Ferrer, der die Schule in Spanien von dem erstarrten Schatten der Priester befreien wollte. Ferrer wurde erschossen. Die Kugeln zerrissen seinen Körper, ehe er noch einmal seine Lebensaufgabe, in einen Satz zusammengefaßt, hinausbrüllen konnte: Es lebe die Schule!

Seit diesem Sieg haben sich die spanischen Priester wilder als je auf die Schule gestürzt. Sie stützten sich dabei auf eine königliche Dynastie, deren Vertreter die häßlichste und pompöseste Sammlung aller Zeiten ist, und auf die Diktatur. Wo

Offiziere Könige sind, herrschen Priester. Und so entsteht ein Land, das an die Zeiten der Inquisition erinnert. In Wirklichkeit aber haben die Schönredner, die ein Volk davon überzeugen wollen, daß es frei und glücklich ist, es ziemlich schwer, ihre düstern Scherze zu machen.

Der Pfarrer und sein Schatten, der Vikar, hatten dem zu offenen und unabhängigen Lehrer, der durch sein sympathisches Wesen nur noch gefährlicher war, Haß bis in den Tod geschworen. Da sie aber in seinen Handlungen und Gewohnheiten nichts Angreifbares finden konnten, mußten sie es anders versuchen.

In dem unglücklichen Spanien haben die Pfarrer das Recht, in die Schulen einzudringen und den Unterricht zu überwachen.

Eines Tages öffnet sich also mitten in der Stunde die Tür und im Türrahmen zeichnen sich die beiden schwarzen Männer ab. Sie bleiben da und hören zu.

Zori fährt, ohne Notiz von ihnen zu nehmen, im Unterricht fort. Er fragt den kleinen Juanito, der — eingeschüchtert und vielleicht etwas unaufmerksam — stottert:

„Die Gerechtigkeit . . . die Gleichheit . . ."

Mit zwei großen Schritten war der Pfarrer vor dem Kleinen.

„Was soll denn das heißen?" fragte er wütend.

Während Juanito verwirrt den Mund aufsperrt, will Ruiz, der schon vierzehn Jahre und der beste Schüler der Klasse ist, zeigen, daß er aufgepaßt hat. Er steht auf und sagt:

„Hochwürden, alle Menschen sind gleich."

„Das ist nicht wahr", schrie der Mann im schwarzen Rock und hielt dem guten Schüler die Faust unter die Nase. „Das ist nicht wahr! Das widerspricht den Lehren der Kirche! Gott hat niemals gesagt, daß die Menschen gleich sind, und der heilige Paulus hat in seinem Namen gesagt, daß sie ungleich sind!

Er schrie; eine Ader schwillt auf seiner Stirn, und um seinen Mund bildet sich ein wütender Zug, während der Vikar verzweifelt die Hände zum Himmel hebt.

Der Lehrer geht festen und ruhigen Schrittes auf den Pfarrer zu.

„Gestatten Sie, Herr Pfarrer", sagt er.

„Ich gestatte gar nichts!" brüllte der Priester. „Soll ich erlauben, daß Sie den Kindern Lügen beibringen? Die Behauptung, daß die Menschen gleich sind, ist eine von Gott verbotene Lüge, haben Sie verstanden? Hört zu, Kinder, euer Lehrer lügt!"

„Schweigen Sie", sagt der Lehrer blaß, mit festem Blick und etwas zitternden Händen.

Aber der Andre begann nur noch lauter zu schrein.

„Sie lügen! Sie geben Lügenunterricht. Sie verhöhnen die Kirche . . . Die Gerechtigkeit . . . Ah, die Gerechtigkeit! Von Gerechtigkeit darf man gläubigen Christen nicht sprechen, das geht sie nichts an, Gott ist die Gerechtigkeit. Nur von Glaube und Liebe darf man zu ihnen sprechen."

Und er schrie das Wort Liebe mit einem so verbissenen Haß vor den erschreckten Kindern dem Lehrer ins Gesicht,

daß dieser noch bleicher wurde und mit aufgerissenen Augen zurückwich. Er fühlte, daß er verloren war und brachte mühsam heraus:

„Sie Elender!"

Kaum war das Wort leise herausgekommen, als der Vikar sich auf ihn stürzte und seine Arme umklammerte, während der Pfarrer die Hand erhob, um ihn zu schlagen.

Aber der Vikar muß die Arme nicht gut festgehalten haben, denn der Lehrer gab zwei Schüsse ab. Der Pfarrer brach zusammen und blieb unbeweglich liegen, der Vikar verteidigte sich noch im Fallen.

Der verwirrte Lehrer aber, dem seine Wahnsinnstat zum Bewußtsein kam, schoß zum dritten Mal auf sich selbst und stürzte neben den Beiden zu Boden.

So starb im Jahre 1926 in einem großen Land ein Schullehrer, der gewagt hatte, zu seinen Kindern von Gerechtigkeit zu sprechen.

Einige mutige Zeitungen haben unter ihren vermischten Nachrichten von dieser Begebenheit berichtet, aber vergebens wird man in der großen Presse danach suchen; denn die große Informationspresse hat es sich bekanntlich zur Aufgabe gemacht, das, was passiert, zu verschweigen.

Uebersetzung von Milly Zirker

Drei Monate links von Morus

Regierungserfolge der Sozialdemokratie

Sollte noch jemand geglaubt haben, die sozialdemokratischen Minister bauten den Panzerkreuzer, um von vorn die englische Flotte zu rammen und mit der Breitseite Riga, Reval und Leningrad in Grund und Boden zu schießen, so wissen wir nun: nein, das wollen sie nicht. Severing, der Staatsmann unter den Staatsmännern, hat es in Bielefeld klar und vernehmlich ausgesprochen: Die Sozialdemokratie denkt nicht daran, aus der Regierung herauszugehen, sondern die einmal errungene Machtposition so zäh wie möglich festzuhalten, da es andre und dringlichere Aufgaben gebe als die Panzerkreuzerfrage, vor allen Dingen auf dem Gebiete der Sozialpolitik und der Verwaltungsreform.

Der Vorsatz ehrt den Hosenboden. Aber die Wähler des Ministers Severing sind merkwürdigerweise weniger an seiner Seßhaftigkeit interessiert, als an der Frage, was er und seine Ministergenossen in nächster, und zwar in allernächster Zeit durchsetzen werden. Volle drei Monate nach dem 20. Mai, zwei Monate nach der Bildung des Kabinetts erscheint dieses Interesse nicht ganz unberechtigt. Auch die sozialistischen Wähler wissen, daß in der großen Koalition nicht sozialistisch regiert werden kann, selbst wenn die SPD sich an die Verwirklichung eines sozialistischen Programms herantrauen wollte. Aber was verwirklicht werden kann und verwirklicht werden muß, wenn die Koalition irgendeinen Sinn haben soll,

sind die Forderungen, die die Demokraten und der linke Zentrumsflügel im vorigen Reichstag verfochten haben.

Wenn man die rötlichen Minister an die Erfüllung dieses Minimalprogramms erinnert, so antworten sie mit sanftem Lächeln: es wird schon alles kommen, und solange das Parlament in den Ferien sei, könne man halt keine Gesetze machen. Abgesehen davon, daß es die selben sozialdemokratischen Minister sind, mit deren Zustimmung der Reichstag auf vier Monate in die Ferien geschickt wurde, trifft die lächelnde Ausrede haarscharf an den Tatsachen vorbei. Im Gegensatz zu Pallas Athene steigen die Gesetze ja im allgemeinen nicht fix und fertig aus dem Zeus-Haupt des Reichstags empor, sondern sie werden nach altem Brauch in den Dunkelkammern der Ministerien vorbereitet. Aber wenn man dort einmal nach den Reformplänen der neuen Regierung Umschau hält, so packt einen die graue Leere.

In dem Ministerium des Reformators Severing betreuen, auch wenn man zwei oder drei Keudellsche Provenienzen fortgeschickt hat, dieselben Geheimräte wie früher das deutsche Innenleben. Die Gehröcke, die auf Umstellen halten, tragen allerdings zurzeit eine Rosette mit der Aufschrift „Verwaltungsreform". Eine statistische Untersuchung hat ergeben, daß Carl Severing in den sechs Jahren seiner preußischen Ministerschaft das Wort „Verwaltungsreform" 2837 Mal in öffentlichen Reden gebraucht hat. Schadhaft ist es dadurch nicht geworden. Es ist so unversehrt, daß es der Reichsinnenminister getrost noch eben so oft gebrauchen kann, ohne daß etwas in dieser Richtung geschieht.

Und was gibt es sonst noch zu reformieren? Zur Abwehr des klerikalen Schulgesetzes hat die Deutsche Volkspartei genügt; dazu brauchte nicht erst ein Sozialdemokrat zu kommen. Die wichtigern Angelegenheiten der Innenpolitik, soweit sie beim Reich ressortieren, sind zudem längst kugelsicher im Auswärtigen Amt untergebracht. Die Subventions- und Korruptionsfonds, aus denen die, bestenfalls, nationalliberale Meinungsmache in den Grenzgebieten finanziert, die Kassen, aus denen der Unfug der Zentrale für Heimatdienst gespeist wird, befinden sich unverändert im Gewahrsam des Ministerialdirektors Schneider, unter dessen Leitung der Ankauf der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' zustandekam. Daß sich das offiziöse Wolffsche Telegraphenbüro immer mehr mit Hugenbergs Telegraphen-Union verfilzt, fällt nicht auf; im übrigen sind die sozialdemokratischen Minister dafür nicht zuständig, brauchen sich also nicht darum zu bekümmern.

Im Reichsarbeitsministerium hat sich, seitdem Brauns, der wertbeständige Heinrich, das Lokal verlassen und Rudolf Wissell die Statthalterschaft für das Zentrum angetreten hat, nichts geändert. Man muß beinah froh sein, daß es unter

sozialdemokratischem Vorsitz nicht schlimmer geworden ist und die Arbeitgeber noch einigermaßen Ruhe halten.

Daß auf diesen Gebieten, auf die Severing die Aufmerksamkeit vom Panzerkreuzer ablenken möchte, keine großen Veränderungen vor sich gehen konnten, ist nicht weiter erstaunlich. Schlimmer ist, daß sich in der Wirtschafts- und Finanzpolitik drei Monate nach den Linkswahlen noch nicht die geringste Änderung anbahnt. Die fünfhundert Zollpositionen, mit denen Curtius vorgeblich vor einem Jahr bereits den Anfang einer Zollsenkung machen wollte, schlummern noch immer, wohlgeprüft, aber unvermindert, in den Schubfächern des Reichswirtschaftsministeriums. Das Dumping-Unwesen auf Kosten der deutschen Konsumenten geht ungestört weiter. Kein Mitglied dieser passionierten Freihändlerregierung denkt daran, wenigstens in den eklatantesten Fällen das Einfuhrventil zu öffnen und die Zölle herabzusetzen. Die Kartelle können sich so ungeniert bewegen wie zur Zeit der Rechtsregierung. Ein fleißiger Ministerialrat darf zwar in seinen Mußestunden ein neues Kartellgesetz entwerfen, Herr Curtius aber will sich erst von den Kartellsyndici auf dem Juristentag darüber belehren lassen, was er zu tun hat.

Die Agrarzölle rühren sich unter Herrn Dietrich-Baden genau so wenig vom Fleck, wie unter seinem Vorgänger Schiele; und wenn erst auf die gute Ernte hin die Getreidepreise etwas ins Schwanken geraten sollten, dann wird wohl selbst den Sozialdemokraten nichts übrig bleiben, als sich an die Spitze einer neuen Sammlung für den notleidenden Großgrundbesitz zu stellen.

Im Finanzministerium sucht man das drohende Defizit mit kurzfristigen Schuldscheinen und die Mehrausgaben des nächsten Jahres durch erhöhte Konsumsteuern zu decken. Während im Frankreich des Sparsamkeitsfanatikers Poincaré das steuerfreie Existenzminimum der Arbeitnehmer von siebentausend auf zehntausend Francs heraufgesetzt wird, macht in Deutschland die Linksregierung keinerlei Anstalten, einen gerechtern Ausgleich bei den direkten Abgaben herbeizuführen.

Das sind die Ergebnisse, die das Kabinett Müller, neben dem Panzerkreuzer, bisher aufzuweisen hat. Wir glauben gern, daß unter diesen Umständen Herr Scholz den Kontakt der Volkspartei mit Hermann Müller noch für einige Zeit verlängern wird. Die Frage ist nur, wie lange die sozialdemokratischen Wähler ihren Ministern noch Bewährungsfrist geben wollen und es sich gefallen lassen, daß ihre Leute in der Regierung sitzen, ohne zu regieren.

Deutscher Film in Steuernot

Als Hugenberg die Ufa kaufte, lief sein Vermittler, der Konsul Marx, von Haus zu Haus, um eine Rettungsaktion für

die deutsche Filmindustrie zustandezubringen. Der Plan war sehr geschickt eingefädelt. Die Kinotheater haben, wenn man die Stundungen und das, was sie nicht zahlen, vergißt, jährlich vierzig Millionen Mark Lustbarkeitssteuer zu zahlen. Auf die Ufa-Theater kamen angeblich allein fünfzehn Millonen. Wenn es gelang, die Lustbarkeitssteuer zu Fall zu bringen, dann war die Ufa auf Kosten der Kommunen fürs erste saniert.

Der vorzügliche Plan des Herrn Marx scheiterte freilich an dem Widerstand der Stadtkämmerer, die wenig Neigung hatten, sich zu Gunsten Hugenbergs ihren Etat aus dem Gleichgewicht bringen zu lassen. Immerhin konnten Hugenberg und Marx ein paar schöne Anfangserfolge buchen. Der Volksparteiler Dr. Hoff, ein vielseitiger Syndikus, brachte noch kurz vor Toresschluß im Reichstag einen Gesetzentwurf ein, wonach die Kinos mit höchstens fünf Prozent der Einnahmen besteuert werden dürften. Kurz vor den Wahlen gaben selbstverständlich alle bürgerlichen Parteien bereitwilligst ihre Unterschrift für diesen Antrag her, und wenn nicht die Reichstagsauflösung dazwischengekommen wäre, so hätte Hugenberg sein Ziel erreicht. Um aber auch über die Wahl hinaus der famosen Idee zum Siege zu verhelfen, wurde in den Kientöppen ein großer Rummel veranstaltet. Man mimte Volksbewegung, und für ihr gutes, einstweilen noch mit fünfzehn Prozent besteuertes Eintrittsgeld, mußten sich die Kinobesucher monatelang gefallen lassen, daß ihnen auf der Leinwand die Perlen eines Dichterwettbewerbes vorgeführt wurden, den die Spitzenorganisation der Deutschen Filmindustrie unter der Leitung von Hugenbergs Adjutanten Klitzsch zwecks Aufhebung der Lustbarkeitssteuer arrangiert hatte. Die Spitzenorganisation ist auf diese Kulturtat so stolz, daß sie die schönsten der Perlen nunmehr in ihrem Jahresbericht zusammenstellt, und auch wir wollen unser Schärflein dazu beitragen, dieses Kulturdokument der Nachwelt zu erhalten. Hier sind sie:

Schützt deutschen Film in Steuernot,
Denn Kunst in Fesseln ist ihr Tod.

*

Wer gibt uns Bildung für wenig Geld?
Wer zeigt uns im Fluge die ganze Welt
Der deutsche Film! Drum macht ihn nicht teuer;
Wir fordern: 'Weg mit der Lustbarkeitssteuer!"

*

Auf die weiße Wand
Legt des Staates Hand
Steuerlast!
Kunst, Kultur bedroht,
Deutscher Film in Not!
Aufgepaßt!

*

Lebt Deutsches Volk so lust'ge Zeit,
Das Steuer muß auf Lustbarkeit?

*

Eh' du sie wählst, frag' die Partei:
Werden Filme steuerfrei?

Wenn auch leider nicht alle Wähler danach gefragt haben, ob ihre Kandidaten Anhänger oder Gegner der Lustbarkeitssteuer sind, so ist es doch gelungen, neben Hugenberg und seinen Edelkomparsen einen Kinotheaterbesitzer, namens Siegfried, auf der Reichsliste der Wirtschaftspartei in den Reichstag zu bringen. Es besteht also berechtigte Hoffnung, daß es den vereinten Anstrengungen dieser Volksvertreter gelingen wird, die städtischen Schwarzalben aufs Haupt zu schlagen und zur endgültigen Sanierung der Ufa die Mittel freizumachen.

Vom badischen Hofe von Erich Weinert

Nachdem der alte Großherzog
den Geist hinaufgegeben hatte,
da stand in jedem Käseblatte
ein ausgewalzter Nekrolog,
wie er als güt'ger Landesferscht
nun leider Gottes ausgeherrscht.

Doch Ferschten wachsen immer nach.
Schon wandelte mit Kron' und Zepter
ein neuer Hermelinbeschleppter
zur Staatsregierung hin und sprach:
Ich stelle mich im Hofdekor
als neuer Landesvater vor!

Herr Remmele, Sozialmokrat,
und hauptberuflich Staatspräside,
er dankte mit gesenktem Lide
und sprach, wie wohl ihm dieses tat.
Und seine rote Seele flog
zum angestammten Großherzog.

Am Tag, wo man den Leichenam
beisetzte in der Staatskapelle,
war auch Herr Remmele zur Stelle
mit vielen andern Herrn voll Gram.
Auch wurde amtlich Schwarzrotgold
vom halben Mast herabgerollt.

Der präsidiale Untertan
stand zwischen lauter deutschen Fürsten,
behängt mit Schärpen, Blech und Würsten,
die mild auf ihn herniedersahn.
Er hat sich nur so weit gebückt,
wie es sich für Genossen schickt.

Der Klassenkampf mit happy end!
So kommt man in die höh're Klasse.
Das ist, was man mit ernstem Basse
den Aufstieg der Begabten nennt.
Ein Titel wäre auch zur Stell':
großherzoglicher Hofrebell.

Bemerkungen

Leo Greiner

Von seinem Leben hat die Öffentlichkeit selten, und fast immer mit jenem peinlichen Mißverstehen Kenntnis genommen, dem die Besondern aller Zeiten ausgesetzt sind. Die Besondern: die sich nicht zur Schau stellen und von ihrem Genius kein Wesen machen, sondern deren Wesen der Genius ist. Für die Allgemeinheit mag er der „feinsinnige Kritiker", der „geschmackvolle Schriftsteller" und der „nach versprechendem Beginn lang verstummte Dichter" gewesen sein — und mag es bleiben. Nicht jenen ist Leo Greiner gestorben, wie er ihnen nie gelebt hat. Uns ist einer der seltenen und bedeutenden Menschen gestorben, die in dieser Zeit überhaupt existierten.

Ich muß die Vorstellung: Tod — immer wieder von neuem besinnen, um zu fassen, daß wirklich er es ist, der ihm so plötzlich erlag. Er hatte die Welt in allem Maß des Gegebenen und in aller Fülle des Möglichen geprüft und erkannt; er war davon durchdrungen, daß in der geistigen Welt, in der er leibhaftig lebte, kein Gedanke, kein geschauter Begriff, der einmal Eigentum des einzelnen, sein Eigentum geworden war, verloren gehen konnte: mochte er nun geäußert werden oder nicht mehr geäußert werden. Die Sammlung solcher Energien ergab sein Wesen; die Einsicht solcher Erfahrungen: seine Persönlichkeit. Was er veröffentlichte, waren nur — um ein Wort von ihm verwandelnd zu zitieren — „geringe Splitter jenes Spiegels, in dem das Bild seines Wesens erscheint". Zuletzt beschränkte er sich nur noch auf den meist geringfügigen Anlaß, den bittere Brotarbeit bot, um einige prinzipielle Dinge des Geistes und seiner Ordnungen zu berühren und beispielhaft anzuwenden. Auch bei belanglosen Anlässen war alles, was er schrieb, von einer äußersten Subtilität, die die Verantwortung vor jedem geäußerten Wort verrät. Zuweilen mühevoll geprägt, von einer nachdenklichen Gewissenhaftigkeit diktiert. So schien er äußerlich der Beobachter der Literatur und ihrer Erscheinungen, der Zeit und ihrer Probleme zu sein, und kämpfte innerlich um den Ausgleich zwischen dem Schicksal und sich selber. Im Gespräch überraschte er mit der vorsichtigen Sicherheit seines Urteils, seiner selbstverständlichen Formulierung, seiner tiefen Ironie. Hier entfaltete auch seine schöpferische Kritik ihre reinste Wirkung, weil sie aus den ungeschöpften Möglichkeiten seines lebendigen Dichtertums gespeist wurde. Wer einmal solche Stunden seiner herrlichsten Entzündung erlebt hat, der wird das Gefühl eigner Beschämung vor so viel Überlegenheit — die immer Unterlegenheit schien — nicht vergessen: Denn dieser Mensch, der an Niveau mindestens neun Zehntel von allem, was heute in Deutschland, etwa von arrivierten Autoren, produziert wird, in eigner Dichtung hätte erreichen können, unterließ es, weil Kunst, wenn überhaupt, ihm die Sichtbarkeit andern Wesens bedeutete. Kam es darauf noch an? Denn nicht, weil er etwas geschrieben hatte und es vielleicht eines Tages noch einmal entscheidend unternommen hätte, sondern weil er mit den Augen des Dichters geboren war, sah er die Natur und die Zusammenhänge der Welten immer mit den Augen des Dichters. Sein Wesen aber, in seiner seelischen Schwingung so körperlich spürbar, daß es sich auch im Schweigen ganz gefüllt und ganz beredt auswirkte, war das Ergebnis seines Lebens. Eines unbeugsamen, kompromißlosen, in furchtbarem Verzicht geläuterten Lebens, das in allen Dingen das Ewige in seiner zeitlichen Erscheinungsform suchte, bis es dies fand.

In dem Vorwort zur zweiten Auflage der „Chinesischen Abende", Novellen und Geschichten, die Greiner in Gemeinschaft mit Tsou Ping Shou aus der chinesischen Ursprache übertragen hat, umschrieb er, Berlin 1922, den Lähmungsfluch der Kriegs- und Unzeit mit den Worten: „Neun namenlose Jahre ist es her ..." Zweiundfünfzigjährig, am 21. August, ist er gestorben nach fünfzehn „namenlosen Jahren". An der gleichen Stelle nennt er als das „Ziel der Seele": „Die große Gleichung von Leib und Geist, die Durchdringung der Wirklichkeit mit schöpferischem Geheimnis, die breite Flut ohne Anfang und Ende." Diese Forderung des Seins war der Inhalt seines gelebten Wesens. Wort und Leben sind in ihm zu einer Einheit geworden — was die allgemeine Welt nicht zu kümmern braucht, was aber einzelnen, die es angeht, mit immer wieder neuer Bestürzung den Sinn einer Existenz erschließt.

Die strömende Bereitschaft dieses Lebens ist in den Tod gemündet. Das geistige Vermächtnis, das sein Leben war, ruht aufbewahrt in denen, die seiner Gemeinschaft in minderem oder stärkerem Maß teilhaftig waren. Bleibt immanenter, anonymer Bestandteil jener innern Welt, in der sich Vergangenheit und Zukunft immer gegenwärtig spiegeln.

Hermann Kasack

O you my sweet evening-star

Kaufen Sie sich, lieber Emil Ludwig, Columbia Nr. 14 002, gucken Sie nicht aufs Etikett und lassen Sie die Platte auf dem kostbaren Grammophon laufen, das Ihnen unser Verleger Rowohlt in einem Anfall von Cäsarenwahn geschenkt hat, wie ich hoffe. Folgendes wird sich dann begeben:

Da spielt einer Wagner, und zwar das schöne Lied von dem Herrn Abendstern, aber wie spielt er es? Auf die einzig mögliche Weise, in der man es noch spielen kann, nämlich als Jazz. Lieber Emil Ludwig, es ist ganz großartig.

Auf einmal ist alles nicht mehr wahr: die Eierkuchensentimentalität nicht und nicht jene butterweiche Rührsamkeit, mit der dieses Gedudel angemacht ist; fort ist das Pathos aus Sachsen und der trutz'ge Krach, der sich als Rassenstolz ausgegeben hat (eine der Kriegsursachen); geblieben ist etwas andres. Geblieben ist eine luftige, lustige und nette Melodie, von der man nur wünschen könnte, der Meister hätte sie so geschrieben, wie sie da gespielt wird: unerbittlich rhythmisch wie eine Nähmaschine und sehr hopp-hopp. Wie da zum Beispiel der Refrain des schönen Couplets

Ja, unterm holden Abendstern,
da hätt ich sie wohl gar zu gern —

wie diese Zeilen als Tanztakte erklingen, das ist fürwahr ganz wunderbar. Es gibt eine unwiderlegbare Probe für den Wert dieser Umgestaltung: man hört das wackere Lied nur noch im neuen Rhythmus, mit den eingelegten Pausen, hängend am stählernen Tau des Viervierteltaktes. Da ist nichts mehr zu retten — so hätte sie gleich erklingen sollen — die Parodie rückt das Werk des großen Sachsen erst richtig zurecht, hier ist die wahre Gestalt, und Parodie war nur das Original.

Sehen Sie, auf der Rückseite der Platte haben sie dasselbe mit Chopin gemacht, und da gehts nicht. Selbst Pachmann auf Elektrola kann nicht mehr retten, was an dem veraltet ist, aus vergilbten Tasten steigt ein schwacher Lavendelgeruch auf — und doch ist diese Chopin-Platte verzerrt und nur ein amüsantes Kunststück. Unsterblich klingt der Walzer-Rhythmus durch das Gehämmer, das als Spaß grade noch zu ertragen ist.

Bei Wagnern aber enthüllt es ein ganzes Opus. Es ist viel mehr als ein Offenbachscher Ulk —: es ist die Selbstsicherheit einer neuen klaren Zeit, unbeweglicher

Hohn auf die Pendant-Ideale eines gutbürgerlichen Vertikos aus dem Jahre 1891 oder eines Landgerichtsdirektors aus dem Jahre 1928 und die pfeifende Lebensfreude einer Kraft, die Notung, das neidige Schwert, in Serien bei Armstrong, Krupp und Schneider-Creusot in Auftrag gegeben hat. Viel Vergnügen —!

Peter Panter

Polizei gegen Jugend

In der Mitte dieses Monats August trifft sich die Jugend der ganzen Welt, die an einem friedlichen Aufbau der Erde interessiert ist, im holländischen Ommen. Man will einen Weltjugendbund gründen, überbündisch und überparteilich. Die ganze europäische Jugend ist eingetroffen, außerdem Amerika mit achtzig Vertretern, die Balkanstaaten, Südamerika, Afrika, Australien, Indien und China. Die Sowjetrepublik hat siebenzig Vertreter ihrer Jugend angemeldet. Was geschieht? Die holländische Regierung verweigert ihr die Einreise. Doch die Jugend weiß sich zu helfen. Man wird sich mit der russischen Delegation an der deutsch-holländischen Grenze besprechen und sich treffen und so den Irrsinn solcher Entscheidung ad absurdum führen. Aber was geschieht weiter? Deutschland verweigert der russischen Jugend die Einreise, denn wir haben einen Freundschaftsvertrag mit Rußland.

Es ist mir nicht bekannt, wem die Entscheidung über das Verlangen der russischen Jugend zur Einreise nach Deutschland untersteht. Entweder dem Polizeipräsidenten oder dem Auswärtigen Amt. Untersteht sie der Polizei, so ist einmal wieder bewiesen, daß die deutsche Jugend nur in so weit geduldet wird, als sie den Ansichten der deutschen Polizei entspricht. Wir erlauben uns die Anfrage, ob es der Polizei gestattet ist, derartige Entscheidungen zu treffen, ohne sich mit dem Auswärtigen Amt zu besprechen. Untersteht die Entscheidung zur Einreise aber dem Auswärtigen Amt, so ist mit einer derartigen Erledigung deutlich gemacht, daß jene verhängnisvolle Politik, die vor ungefähr drei Jahren ihren Anfang Rußland gegenüber nahm, weiter fortgeführt wird, und daß die Wege zu einer Verständigung, die vorhanden sind, nicht benutzt werden, und daß Deutschlands amtliches Gesicht ganz nach Westen gerichtet ist. Unsre Jugend protestiert leidenschaftlich dagegen, daß durch eine Maßnahme deutscher Polizei oder deutscher Regierung ein Zusammentreffen mit der Jugend eines andern Landes verhindert wird. Was wird die Folge jener Maßnahme sein? Der Weltjugendbund wird wahrscheinlich nicht gegründet werden können, denn ohne Rußland ist es kein Jugendbund der Welt. Jahrelange Arbeit ist verhängnisvoll durchkreuzt.

Adolf von Hatzfeld

Das Wunder Daumier

Seit zwei Jahren etwa gibt Hans Rothe im Verlag von Paul List das zeichnerische Werk Daumiers in schönen, fast sträflich billigen Einzelbänden heraus. Unser Lieblingsthema, der Vorwurf gegen das teure deutsche Buch, trifft hier nicht zu. Ein Quartband von 64 makelfreien Tiefdruckreproduktionen für fünf Mark, das ist eine hochachtbare Verlegerleistung.

Der neue Band heißt „Daumier und die Justiz", und enthält damit Wichtigstes aus des Künstlers Schaffen, denn als der klassische Karikaturist des Richtertisches und des Barreaus ist er vor allem auf die Nachwelt gekommen, die erst spät sein malerisches Werk entdeckt und den zeichnenden Journalisten zu den großen Meistern der Farbe gezählt hat.

Daumier ist immer wieder hinreißend. Welch eine grenzenlose Phantasie und welch eine Fülle von Formen steht dieser unermüdlichen Hand zu Gebote, das innerlich Geschaute zu halten. Diese Karikatur ist überlebens-

groß, ihr Grollen gewittergleich, aber die Hand hält Schritt mit der Vision, Gewolltes verliert sich nicht in ungefüllten phantasmagorischen Konturen — die barocke Ausschweifung der Linie mündet jedes Mal in klassischer Präzision am Ziel. Es bleibt ein Wunder, wie ein einzelner Mensch durch vierzig, fünfzig Jahre das leisten konnte, Tag für Tag. Schon rein manuell bleibt diese Arbeit rätselvoll. Das Schwarz-Weiß dieser Blätter leuchtet und beschämt eine immer wieder mit dem Wandel des Zeitgeschmacks verblassende Koloristik. Hängt ein paar Blätter davon in einen Saal mit durchschnittlicher Malerei — arme Malerei!

Honoré Daumier blühte in der Zeit des Bürgerkönigstums und des zweiten Napoleonismus. Seine Themen sind, seiner journalistischen Pflicht entsprechend, lokalgebunden, und die Anlässe lange verfault. Seine Gesellschaftskritik erhebt die Objekte der Karikatur ins Riesenhafte. Die Anknüpfung war dabei ganz ungezwungen. Denn der französische Gerichtssaal ist — schon im Gegensatz zum deutschen — sehr laut, sehr bewegt. Prokurator und Verteidiger schreien sich verzerrten Maules an und gestikulieren wie irrsinnig. Immer wieder variiert er die Motive. Da ist der Präsident des Ausnahmegerichtes, siebenundachtzig Jahre, ein müder, alter Geierkopf, die Augen sind zugefallen — wahrscheinlich spricht der Angeklagte grade, nachher wird er, ohne die Augen zu öffnen, sein ‚Schuldig‘ röcheln — ein Gespenst, das Gespenster produziert. Oder der Staatsanwalt, der die Hand auf die Brust legt: „Mit aufrichtigem Schmerz ...“, die kleinen Augenschlitze gehen nach oben, das Gesicht ist breit und flach, der Mund geöffnet, als entwiche ihm ein letzter Seufzer. Eine Totenmaske. Der Gipsabguß eines grade gestorbenen Gewissens. Lemurenhaft, vampirhaft sind sie alle. Schmutzig, wie Plastiken aus Koprolith. Alle Teufelsfratzen, alle verzerrten Ängste der Höllenstürze romanischer und flämischer Meister sind projiziert in die Tintensphäre der Magistrate und Justizpersonen. Manchmal spielt der Löwe gutartig, und Humor plänkelt um einen provokanten Bauch oder eine spitze Nase.

Daumier ist sehr alt geworden. Das bekannteste Porträt zeigt einen gerundeten festen Greisenkopf, etwas an Schopenhauer oder Goyas Altersbild erinnernd. Dieser Ausgang in ein ruhiges, arbeitsames Patriarchentum ist vielleicht das größte Wunder. Es gehört viel Kraft dazu, die Welt so zu sehen, ohne einmal der Versuchung nachzugeben, die Erfahrung der Augen mit einem schnellen Gurgelschnitt zu beenden.

C. v. O.

Liebe Weltbühne!

Vor einiger Zeit erging an unsre Gesandten die Weisung: den Verfassungstag angemessen zu feiern und auf die Bedeutung des Tages nach außen hinzuweisen. Mit andern Worten: zu flaggen.

Im Piräus haben wir den General Renner — einen ganz gehorsamen Diplomaten.

Als am Mittag des weihevollen Tages die Deutschen von Athen zur Gesandtschaft wogten, sinngemäß im Festzylinder, waren Tür und Fenster zugeschlossen.

Auf das siebente Klingeln kam ein Diener gewandelt und fiel vor Schreck aus dem Pantoffel.

„Nanu?“ fragten erstaunt die Demonstranten. „Heute ist doch wohl der Elfte?“

„Gewiß! Natürlich! Heute ist der Elfte!“

„Dann wundert uns, weshalb der Besonderheit des Tages nicht auch nach außen Rechnung getragen wird!“

Die Demonstranten reckten die Hälse: ob nicht irgend eine Flagge zu erblicken sei.

„Wird ja Rechnung getragen“, versetze der Diener und wies auf die Eingangspforte.

Dort hing ein Schild: Geschlossen!

Bruno Manuel

Antworten

Sozialist. Dein Genosse Rudolf Breitscheid lanciert zu deiner Beruhigung einen Artikel in die Provinzpresse, in dem es heißt: „Indem wir uns zum Eintritt in die Regierung bereit erklärten, nahmen wir den Panzerkreuzer A mit in Kauf. Immerhin waren wir berechtigt anzunehmen, daß unsre führenden Minister mit Nein stimmen und andre Ausgaben, insbesondere solche für sozialpolitische Zwecke, für vordringlicher erklären würden, als die für den Schiffsersatzbau. Sie waren dazu auch entschlossen, aber nun machten ihnen die Demokraten insofern einen Strich durch die Rechnung, als sie erklärten, sich in jedem Falle der Entscheidung der Sozialdemokraten anschließen zu wollen. Damit war eine Mehrheit für die Ablehnung entstanden, und das hätte die Krisis bedeutet, die unsre Genossen vermeiden wollten." Ich habe deinen Genossen Breitscheid immer nur für einen langen, nicht für einen großen Politiker gehalten, nicht für einen blendenden Prestigiateur, wohl aber für einen talentvollen Bluff. Nun nehme ich es reuig zurück. Hier ist weder Talent noch Bluff, nicht einmal die intelligente Komödianterie, die der seelenverwandte Paul-Boncour für solche Fälle zur Verfügung hat. Dieser Talleyrand der Reichstagskorridore, den neugierige, zur Überschätzung neigende Provinzdamen für einen Staatsmann — das heißt: für einen Mann, mit dem man Staat machen kann — halten, plakatiert seine innere reservatio vor den Augen der Genossen und erklärt sich damit rund und nett zum Dummkopf, während man ihm früher, zu seiner Ehre, doch einen Bodensatz Perfidie zugetraut hat. Aber warum einen Schwätzer lästern, weil er uns die Wahrheit offenbart hat? Die Wahrheit ist: Die sozialistischen Minister wollten mit Nein stimmen unter der Voraussetzung, daß die Demokraten sich zu den Kreuzerfreunden schlagen würden. Dann hätte der ‚Vorwärts' seufzend erklärt: „Unsre Genossen wollten nicht, aber diese Demokraten haben sie im Stich gelassen; so ist das Leben . . ." Da aber machten ihnen die Demokraten, wie Genosse Breitscheid so richtig ausführt, einen Strich durch die Rechnung; sie durchschauten den Kalkül und erklärten sich für jede Eventualität mit den Sozikollegen solidarisch. Sie wollten nicht die Kosten für die Schlauheit der Genossen tragen.

Theaterdirektor. Du hast deine Pläne für die kommende Saison enthüllt, und es sind, wie immer acht Tage vor Eröffnung der Saison, wirklich sehr schöne Pläne. Es sind zwischen Louis Verneuil und Edgar Wallace sogar ein paar einheimische Autoren plaziert, und nun wollen wir auch abwarten, ob sie nicht durch das größere Deplacement dieser beiden schweren Tantiemenkreuzer wieder verdrängt werden. Es sind auch für einige Jubiläen Vorsorgen getroffen, doch über einen nicht unbeträchtlichen Zehnjahrestag im November scheint sich niemand den Kopf zerbrochen zu haben. Nur das Novemberstück eines jungen Oesterreichers ist vorgesehen. Ich erlaube zu erinnern, daß es ein deutsches Drama gibt, das einmal Epoche gemacht und den Ausdruck einer Zeit demütig eingefangen hat, und das doch seit zehn Jahren nicht wieder erschienen ist: — „Madame Legros" von Heinrich Mann. Wer wagt die Aufführung? Ich glaube, es wird sich lohnen und ist zudem — du lächelst? — Ehrensache.

Ernst Fuhrmann: Sie schreiben zu den Artikeln von Ernst Rowohlt und Wieland Herzfelde: „Das deutsche Buch ist zu teuer. Und die Bücher andrer Länder sind nicht billiger, — aber das hindert nicht, daß man Mittel und Wege findet, damit das deutsche Buch billiger wird. Das würde im Ganzen durchaus nicht schwer

sein. Man könnte beispielsweise das Warenhaus für Bücher interessieren. Das Warenhaus würde dadurch sogar interessanter. Wie wäre es, wenn man zur Propaganda eines Buches einen recht großen Teil einer Auflage billig im Warenhaus verkauft. Wenn auch das Warenhaus sich in dieser Abteilung mit einem sehr kleinen Unkostenaufschlag begnügt. Bücher, die für sich sprechen als Reklame ihrer selbst zu verkaufen, wäre eigentlich viel nützlicher, als in Zeitungen darüber kleine unschöne Unwahrheiten sagen. Wenn ein Buch sich eingeführt hat, so können, nach dem Verkauf der billigen Exemplare, die Leser selbst urteilen, wieviel ihnen das Buch wert ist. Für diesen Vorverkauf kann auch geringeres Papier und billigerer Umschlag gewählt werden, aber es wäre praktischer, die Restbestände vorher zu verkaufen und nicht erst, wenn zwanzig Jahre nach dem Erscheinen des Buches vorübergegangen sind. Ebenso könnten sich viele Verlage zusammentun, in solchen Buchmessehäusern gemeinsam zu verkaufen, je fünfhundert oder tausend billige Exemplare, die von dem gleichen Satz hergestellt sind. Solche Mustermesse von Büchern mit billigen Preisen würde überlaufen sein. Den Unkostensatz würde die Organisation der Verleger selbst kontrollieren. Wenn diese Häuser das Neueste bringen, wird man schon kaufen. Auch die Presse jeder Stadt würde sich hier etwa ihre Besprechungsexemplare selbst aussuchen. Man könnte diesen Vorverkauf bei jedem Buch auf eine ganz bestimmte Zeit beschränken. Man könnte — wenn man will. Ein solcher Vorverkauf würde den eigentlichen Buchhandel wenig berühren, und er ist schließlich Sache der Verleger und der Autoren untereinander. Diese Organisation aber — wie sie auch Wieland Herzfelde anregt — muß von den Verlagen selbst unternommen werden. Das kann der Buchhändler nicht, denn es ist eben der Musterverkauf, die Einführung. Der Buchhändler von heute ist auf den Massenbesuch nicht eingerichtet, die beiden Arten von Buchkäufern passen nicht zu einander. Der Leser, der zwischen hundert Neuerscheinungen aussucht, sich einen Augenblick in einer Ecke hinsetzt und liest — bei einem Massenbesuch — das wäre eine neue Organisation, wie ein Automatenrestaurant einmal neu war."

Bonner Borusse. Im statistischen Jahrbuch deutscher Städte ist eine Zusammenstellung, die dich interessieren sollte, nämlich: die Zahl der Wirtshäuser an den einzelnen Orten. Da ergibt sich, zum Beispiel, daß in Bonn, dem Mekka der bessern Akademiker, auf hundertundsechzig Einwohner ein Wirtshaus kommt, und damit hält Bonn die Spitze des deutschen Durstes. In einer Industriestadt wie Hindenburg entfällt auf eintausendundsiebenzig Einwohner ein Wirtshaus, in Gladbeck auf eintausendundzwanzig, in Gelsenkirchen auf siebenhundertundfünfzig, in Essen auf sechshunderteinundfünfzig, in Chemnitz auf sechshundertvierundfünfzig. Das sind, mein Verehrtester, die „versoffenen Arbeiter", über die du dich gern mockierst! Heidelberg nähert sich mit zweihundertachtundneunzig bedenklich dem Rekord, aber Bonn schlägt ihn schließlich doch. Vielleicht bringt dich diese Statistik doch dazu, für eine Sekunde Nachdenken eine Farbe zu tragen, zu der dich leider selbst Domelas Aufzeichnungen nicht bewegen konnten: die Schamröte.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Die pariser Niederlage von Carl v. Ossietzky

Herr Kellogg hat den gespendeten goldnen Füllfederhalter eingesteckt und ist wieder abgefahren. Die Unterzeichnungszeremonie ist vollzogen. Die Welt hat ein feierliches Dokument mehr. Der Krieg ist exkommuniziert, gehört jetzt den Vögeln in der Luft, den Fischen im Wasser. Die Kriegsministerien aller Länder werden schon dafür sorgen, daß dieser Outlaw heil und nicht allzu hungrig über den ersten Schrecken kommt.

Für die meisten der Staaten war die Unterzeichnung nur ein Höflichkeitsakt, nachdem das mächtige Amerika die Anregung gegeben, und erst Rußlands Anmeldung verleiht weltpolitische Wichtigkeit. Nur in Deutschland erwartete man mehr als moralische Fruktifizierung. Der Erfolg ist ausgeblieben. Deutschlands Zustimmung zum Pakt geschah mit überschneller, fast gewaltsamer Geste. Die zum Brudergruß (oder zum Heimsen?) ausgestreckte Hand blieb leer. Die Niederlage ist eklatant.

Es war bei alledem nicht überflüssig, daß Stresemann den französischen Ministerpräsidenten aufgesucht und seiner körperlichen Beeinträchtigung diese anderthalb Stunden schärfster Konzentration abgezwungen hat. Gewiß dürfte grade Poincaré für den deutschen Kollegen Verständnis haben, der ja, wie er selbst, erst spät seine nationalistischen Anschauungen moderiert und den Weg zur europäischen Versöhnung mehr aus realpolitischer Kalkulation denn aus brennender Überzeugung sucht. Aber diese gewiß recht sympathischen Gefühle für einen von Sorgenbürde bedrückten Kollegen haben Herrn Poincaré nicht konzessionsbereiter gemacht. Er denkt nicht daran, in eine frühere Rheinlandräumung ohne Gegenleistung einzuwilligen, und positive Angebote dürfte Stresemann, der in Deutschland vorwiegenden Stimmung entsprechend, kaum gemacht haben.

Es läßt sich nicht verschweigen: die deutsche Politik hat sich wieder einmal totgelaufen. Die vor dem Eintritt in den Völkerbund erträumte Arbiterrolle bleibt den bewährten Stars unter den Nationen vorbehalten. Im Gewimmel von Genf wird regelmäßig die in Berlin zurechtgebügelte Haltung zerknittert. Auch Herr Hermann Müller, ein umsichtiger Fraktionspapa, aber als Kanzler ein Stück Malheur, wird nicht reussieren, wo Stresemann und Schubert nicht durchdrangen.

Der pariser Besuch ist eine diplomatische Schlappe. Deutschland steht wieder isoliert. Nirgends denkt man an Abrüstung. Nirgends sieht man im Völkerbund oder im Kelloggpakt verläßliche Stützen, überall sucht man Schutz in Sonderverträgen und Allianzen. Während die Interparlamentarier in Berlin tagten, brach verstörend die Nachricht von dem englisch-französischen Marineabkommen herein. Die Kommentare aus Downing Street suchen abzuschwächen. Danach soll der Vertrag nur eine Defensivmaßnahme sein und im Endzweck

sogar der Abrüstung dienen, aber was nicht offiziös erzählt wird, klingt fataler. Da ist die Rede von einer Einigung über die maritime Kontrolle auf allen Meeren der Welt. Gemeinsam wollen beide arbeiten im atlantischen und pazifischen Ozean, besonders auf der Route Rotes Meer—China. Das bedeutet Ankoppelung Frankreichs an Englands überseeische Schicksale. Geteilt werden soll die Bewachung des Mittelmeeres, und da Frankreich die westliche Hälfte zufällt, so heißt das nicht weniger als die Ausschließung Italiens aus der Gemeinde der Heiligen. Auch ohne diese pessimistischen Gerüchte hat man den neuen Flottenvertrag in Rom so verstanden und mit erschrecklichen Verwünschungen auf das rote Frankreich beantwortet. In England ist die Opposition nicht wenig erregt und verlangt Veröffentlichung des Textes, da sie in dem Abkommen die offene Affrontierung Amerikas sieht. Daß die Möglichkeit eines englisch-amerikanischen Krieges nicht nur zu den Angstvisionen vereinzelter Schwarzseher gehört, beweist das unlängst auch deutsch erschienene Buch des sehr nüchternen Labourabgeordneten Kenworthy „Vor kommenden Kriegen", wo dieser trüben Eventualität ein paar aufschlußreiche Kapitel gewidmet sind.

Die deutsche Politik ist wieder zwischen sämtliche vorhandenen Stühle geraten. Die englische Regierung hat ihr die eilfertige Zustimmung zu Kelloggs Vorschlag als pressierend verübelt. Man sah darin eine Option für Amerika, und es scheint überhaupt, als habe Herr Schurmann die Nachfolge Lord d'Abernons in der höhern Beratung der Wilhelmstraße übernommen. Man wirft sich in Berlin immer der jeweils größten Macht an den Hals. Rußland dagegen ist durch Aufbauschung der Donezaffäre verstimmt worden, während sich Frankreich durch die Anschlußpropaganda chokiert fühlt und kaum in die frühere Rheinlandräumung einwilligen wird, ehe nicht ein Ost-Locarno die Beziehungen zu Polen saniert. Grade hier aber wird die deutsche Politik obstinat, und auch die gewieftesten Rapprocheure kriechen wieder in die muffigen Unterstände des Nationalismus zurück. Man wird um eine Auseinandersetzung über diese Frage nicht dauernd herumkommen. Die heutige deutsche Ostpolitik ist unmöglich: bald wird der kleine Woldemaras stark gemacht, bald werden Projekte ausgeheckt, ihn gegen territoriale Gegenleistung an Warschau auszuliefern. England und Frankreich haben sich wiedergefunden, nicht nur im Flottenabkommen, sondern auch auf dem trockenen Boden eines gemeinsamen Rheinlandmanövers. Das ist die Auferstehung der Entente cordiale, und ihr Patron ist Sir Austens Stellvertreter Lord Cushendun, ein Diehard mit dem verbissenen Jingotum des irischen Orangeman, der zwar als Person antiquiert wirkt und in seiner Sprache wie eine Reliquie aus der Zeit Paul Cambons und Lord Fishers, der aber immerhin die Leitung des Auswärtigen Amtes in der Hand hat. Da man ihn gewähren läßt, ist doch wohl anzunehmen, daß er sich in der Linie der allgemeinen Kabinettspolitik hält.

So bleibt augenblicklich nur noch die diplomatische Chance, sich bei Italien und seinen Satelliten anzusiedeln,

neben Horthy und Achmet Zogu. Damit kämen wir wieder in die Nachbarschaft der weißen Diktaturen, und darin mag wohl eine tiefere Bedeutung liegen. Die nationale Presse unterdrückt denn auch wieder mannhaft die Tränen um Südtirol. Daneben läuft noch die kleine private Spekulation des Herrn von Seeckt, der gern als Nachfolger Sthamers nach London gehen möchte. Das hieße: Eingliederung Deutschlands in Englands antirussisches System. Der Geschlagene von Münsingen hat seinen Feldherrnruf durch einen Zeitungsaufsatz rehabilitiert, in dem er seine besondere Methode entwickelte, Krieg zu machen, ohne die rote Revolution in den Nacken zu bekommen. Wer einen so begehrten Artikel führt, kann auf internationale Sympathien auch dort rechnen, wo man den frühern kaiserlichen General und Organisator der Schwarzen Reichswehr nicht liebt. Er geht im Auswärtigen Amt ein und aus, behandelt dort als Supernumerar militärische Fragen und lernt nebenbei Botschafter. Seeckt, der Ehrgeizige und Revanchelustige, deutscher Vertreter beim Kabinett von St. James? Eine halsbrecherische Übung. Seit Delcassé nach Petersburg ging, hat es keine diplomatische Mission mit verhängnisvolleren Aspekten gegeben.

Der andre Gröner von Berthold Jacob

Am 12. Januar 1922 kommentierte Morus in der ‚Weltbühne' das Verhalten des damaligen Reichsverkehrsministers Gröner, der gegenüber den streikenden Eisenbahnern seinen Prestigestandpunkt eben mit dem Erfolg durchgehalten hatte, daß das ganze deutsche Wirtschaftsleben für fast eine Woche Dauer stillgelegt war. Morus überschrieb seinen Artikel damals „Gröner muß fort!" Gröner hatte den Eisenbahnbeamten ihr Koalitionsrecht kürzen wollen und den Streikenden Disziplinarverfahren angedroht. Der Streik wurde schließlich — trotz Gröner! — beigelegt und der Minister verschwand bei der nächsten fälligen Kabinettsumbildung in der Versenkung.

Gröner hat ja stets Streiks gegenüber eine etwas tolpatschige Hand bewiesen. Erinnern wir uns doch seines klassischen Ausspruchs beim Munitionsstreik im Januar 1918! „Ein Hundsfott, wer streikt, wenn Hindenburg Waffen braucht, wenn Hindenburg Arbeit befiehlt!" — Nun, die Hundsfötter lachten den schneidigen General aus; aber die Gewerkschaftsführer und Parteiherrscher von der rosaroten Couleur kuschten... Herr Scheidemann hat ja jetzt, wenige Tage nach Gröners Bestallung zum Wehrminister, in einem 8-Uhr-Abend-Aufsatz ausgeplaudert, daß die „Arbeiter diesen Mann (Gröner) achteten". Wenn Scheidemann aber „Arbeiter" sagt, dann meint er selbstverständlich „Arbeiterführer". Und die achteten den General Wilhelm Gröner allerdings mehr als nützlich und erforderlich gewesen wäre.

Gröner hat seinerseits stets den rechten Arbeiterführern die gleiche Achtung bewiesen. Er hat niemals zu den Diehards der preußischen Generalität gehört, die jede Zusammen-

arbeit mit den Sozis aufs schroffste verpönten. Und er hat die Sozialdemokratie Deutschlands mit der Panzerkreuzer-Affäre nicht das erste Mal in schwere Schwulitäten geritten. Mit unnachahmlicher Bescheidenheit blieb er auch dies Mal im Hintergrund, während die Genossen sich dem Pfeilhagel der sächsischen Bogenschützen ungedeckt aussetzen mußten.

Diese Zurückhaltung ist Gröners Stärke. Auch im November 1918 und im Dezember 1918, als nicht die wilden Volksbeauftragten mit ihren ebenso wilden Sozialisierungsprogrammen die Herren Deutschlands waren, sondern der nachdenkliche Gröner in Wilhelmshöhe die Lage beherrschte, war es ähnlich.

Am 6. November war der Generalquartiermeister in Berlin, um im Auftrag Hindenburgs mit den Führern der Mehrheitspartei über die Kaiserfrage zu verhandeln. Er traf die Herren Staatssekretär Scheidemann und die Abgeordneten Ebert, Südekum, David, Bauer, Legien, Robert Schmidt in der Reichskanzlei und fand sie unerbittlich. Sie verlangten die sofortige Abdankung des Kaisers. Gröner selbst schilderte die Unterhaltung in seiner unter Eid abgegebenen Aussage vor dem Einzelrichter Frank des münchner Gerichts im November 1925. Er sagt:

> Die Vertreter der Sozialdemokratie fand ich bei dieser Besprechung durchaus verständig. Von keiner Seite ist ein Wort gefallen, das darauf schließen ließe, daß die Herren etwa auf eine neue Revolution hinstrebten! Im Gegenteil! Von der ersten bis zur letzten Äußerung ist nur davon gesprochen worden, wie man die Monarchie erhalten könne. Bezeichnend ist, daß zum Schluß der spätere Reichspräsident Ebert den Vorschlag machte: Die Abdankung des Kaisers sei unumgänglich notwendig, wenn man den Übergang der Massen in das revolutionäre Lager und damit die Revolution selbst verhindern wolle! Er schlage vor, daß der Kaiser noch heute, den 6. November 1918, spätestens am 7. November freiwillig seine Abdankung erkläre und einen seiner Söhne, vielleicht Prinz Eitel Friedrich oder Prinz Oskar, in Vertretung des Sohnes des Kronprinzen mit der Regentschaft betraue. Der Kronprinz selbst sei im Augenblick unmöglich.
>
> Ich mußte leider den Vorschlag ablehnen, weil ich vom Generalfeldmarschall mit auf den Weg bekommen hatte, den Kaiser zu schützen. Weiter war mir mitgeteilt worden, daß sämtliche Söhne des Kaisers sich mit ihrem Vater solidarisch erklärt ... Der Abgeordnete Ebert drückte schließlich sein schmerzliches Bedauern aus und schloß mit einigen freundlichen Worten für mich. Vielleicht habe ich mit meiner damaligen Haltung eine Schuld auf mich geladen. Ich hätte sofort sagen müssen: „Herr Ebert! Wir wollen zusammengehen! Ein Mann, ein Wort! Ich sorge, daß der Kaiser abdankt, und Sie sorgen mir dafür, daß die sozialdemokratische Partei wie ein Mann hinter mich tritt und die Monarchie verteidigt." Wie ich Ebert kennen gelernt habe, bin ich überzeugt, daß er darauf eingegangen wäre. Also wenn Sie mich beschuldigen wollen —. es steht Ihnen frei, zu sagen: Gröner hat am 6. November 1918 die bodenlose Torheit begangen, diesen Vorschlag Eberts nicht anzunehmen ...
>
> Am 10. November 1918 abends habe ich telephonisch ein Bündnis geschlossen mit dem Volksbeauftragten Ebert zur ge-

meinsamen Bekämpfung der Revolution. Wir haben gemeinsam — und ich rechne mir das zu meinen Verdiensten an — von Anfang an die Revolution bekämpft, und zwar nach meiner Initiative und mit meiner Zielsetzung und mit all den Mitteln, die ich zur Bekämpfung der Revolution für geeignet hielt...

Zu „all den Mitteln", die Herr Gröner „zur Bekämpfung der Revolution für geeignet hielt", gehörte auch eines, das noch näher beleuchtet werden muß, und zwar mit Gröners eignen Worten. Dieses Mittel war die kaltblütige Herbeiführung von Massakers, begangen an wehrlosen Volksgenossen, die in der revolutionären Aktion unterlegen waren.

Gröner sagte in München, immer unter Eid:

> Ich habe dem Feldmarschall den Rat gegeben, zur Zeit nicht mit der Waffe die Revolution zu bekämpfen, weil zu befürchten sei, daß bei der Verfassung der Truppen eine solche Bekämpfung scheitern würde. Ich habe ihm vorgeschlagen, die OHL möge sich mit der Mehrheitssozialdemokratie verbünden, da es zur Zeit keine Partei gebe, die Einfluß genug habe im Volke, besonders bei den Massen, um eine Regierungsgewalt mit der OHL wiederherzustellen. Selbstverständlich war dem alten Feldmarschall das durchaus nicht eine sympathische Lösung, aber da er immer, wo er auftrat, Einsicht genug hatte, persönliche Stimmungen zurücktreten zu lassen, hat er sich dazu bereit erklärt... Das erste Ziel war, daß das Heer aus der Atmosphäre der Revolution möglichst herauskam! Am 10. Dezember abends habe ich mich mit Ebert zunächst für die nächsten Tage verständigt. Wir beide haben abends immer telephonisch zwischen der Reichskanzlei und dem Großen Hauptquartier im Einvernehmen mit Hindenburg verkehrt. Wir hatten einen Geheimdraht... Zunächst handelte es sich darum, in Berlin den Arbeiter- und Soldatenräten die Gewalt zu entreißen. Zu diesem Zweck wurde ein Unternehmen geplant: Zehn Divisionen sollten in Berlin einmarschieren. Ebert war damit einverstanden, ein Offizier wurde zu den Verhandlungen über die Einzelheiten nach Berlin geschickt. Die Unabhängigen forderten, daß die Truppen ohne Munition einrückten. Ebert hat zugestimmt, daß sie mit scharfer Munition einrückten! Wir haben ein militärisches Programm ausgearbeitet, das nach dem Einmarsch eine „Säuberung Berlins" und die Entwaffnung der Spartakisten vorsah. Das war mit Ebert besprochen, dem ich dafür ganz besonders dankbar bin wegen seiner absoluten Vaterlandsliebe und restlosen Hingabe an die Sache... Von den zehn Divisionen blieben nur 1800 bis 2000 Mann übrig, als der 23. Dezember kam. Abends gegen 9 Uhr wurde einer meiner Herren aus der Reichskanzlei von Ebert angerufen, der mitteilte, daß er von Matrosen gefangen gesetzt sei, von dem Geheimtelephon wüßten sie nichts. Ebert ließ bitten, Truppen zu schicken. Es wurde sofort alarmiert. Ebert wurde befreit und unsre Truppen wollten daraufhin die Matrosen abmurksen! Da trat Ebert dazwischen und bat, was seinem Herzen alle Ehre macht, daß die beiden Parteien nicht aufeinander losgehen sollten. Ich habe Herrn Ebert zur Rede gestellt und gesagt: „Das Bündnis beruht darauf, daß wir von der geringen Macht, die wir haben, auch wirklich Gebrauch machen. Wenn Sie gefangen gesetzt und befreit werden, müssen die Truppen, die sie befreien, auch die Möglichkeit

haben, die Gegner nach Kriegs- und Standrecht zu behandeln. Wenn so etwas noch einmal vorkommt, gehe ich mit Ihnen nicht weiter zusammen, denn dann verderben Sie uns die Truppe!

Es kam später nicht noch ein Mal vor. In der Folge wurden gefangene Revolutionäre stets „abgemurkst", um mit Gröner zu sprechen. Und die Militärbefehlshaber der neuen Regierung haben stets treu nach Gröners Rezept gehandelt, mit einer einzigen Ausnahme, die hier erzählt sei. Am 11. März 1919 ließ der Oberleutnant Marloh, der die Kassenstelle der Volksmarinedivision in der Französischen Straße besetzt hatte, 29 Mitglieder der Volksmarinedivision, die sich keines weiteren Verbrechens schuldig gemacht hatten, erschießen. Ursprünglich sollten dreißig Leute erschossen werden. Einer der Exekutierten blieb jedoch auf unerklärliche Weise am Leben. Der Zeuge Hugo Levin schilderte seine Erlebnisse (Band C. I. Blatt 29 a und Blatt 117 der Akten der Voruntersuchung gegen Marloh) folgendermaßen:

> Hugo Levin sollte nebst seinem Bruder erschossen werden. Der Bruder ist erschossen worden. Wurde mit den andern zusammen in eine Hofecke getrieben. Soldaten standen schußbereit da, es erhob sich ein Jammern, dann krachte eine Salve, ich fiel zu Boden, wurde besinnungslos. Lag beim Erwachen in der Nische einer Kelleröffnung. Es war noch Schnellfeuer. Ich blieb liegen. Hierauf mehrfach Worte: „Da zuckt noch einer, der zweite hier vorn lebt auch noch", dann folgten einzelne Schüsse. Als das Schießen aufgehört hatte, verließen die auf dem Hof stehenden Leute fluchtartig das Grundstück. Ich hörte Rufe: Schnell, schnell, das Auto fährt fort. Ich lag weiter in der Nische und beobachtete des öftern, daß Leichen untersucht wurden, hatte den Eindruck, daß sie abgefühlt und beraubt wurden ... Nach 1½ Stunden kam ein Offizier; ich wollte ihn um Schutz bitten, erhob mich, fiel aber vor Schwäche auf die Knie und bat um Gnade. Der Offizier wich zurück, verließ den Hof. Ich wurde von Unteroffizieren aus dem Portierzimmer, in das ich geflüchtet war, herausgeholt und sollte erschossen werden. Es kam aber nicht dazu, weil ich meine Unschuld beteuerte und darum bat, zunächst in Moabit vernommen zu werden. Eine Zeitlang lag ich wieder beim Portier, der Stabsarzt verband mich, hatte Fleischschuß am linken Unterarm; ein Unteroffizier namens Franke brachte mich dann nach Moabit in einem Krankenauto. Offiziere in der Französischen Straße hatten einen Schein ausgestellt, daß ich ein Überlebender der zur Erschießung bestimmt gewesenen Leute sei. Wurde Oberst Reinhard vorgeführt, dieser las den Schein, erklärte im ersten Augenblick: „Dann müssen Sie erschossen werden." Er ließ sich aber den Vorgang von mir erzählen und sagte, „von einer Erschießung könne selbstverständlich nicht die Rede sein, die Sache wird untersucht, kommen ins Zellengefängnis." Der Arzt erklärte mich für lazarettbedürftig. Unteroffizier Franke brachte mich dann mit dem Fuhrwerk nach Hause ...

General Gröner ist ein treuer Diener der von ihm mitgeschaffenen deutschen Republik. Er ist ein treuerer Diener Hindenburgs. Im Kriege hieß es: Hindenburg befiehlt — ein Hundsfott, wer streikt! Heute ist man höflicher: Hindenburg befiehlt nicht mehr, „er will es" bloß.

Grimms Märchen von Ignaz Wrobel

Deutschland, die verfolgende Unschuld
Karl Kraus

Zu den Bibeln des Deutschtums, wo es am knastrigsten ist, gehört auch ein dicker Wälzer, „Volk ohne Raum" von Hans Grimm. Der Mann hat in Deutsch-Südwest gelebt und hat vor dem Kriege einige beachtliche Novellen veröffentlicht. („Der Gang durch den Sand"; alle seine Arbeiten sind bei Albert Langen in München erschienen.) Nach dem Kriege aber fuhr es in ihn; wie alle Deutschen ein schlechter Verlierer, kochte er die erlittene Niederlage metaphysisch auf und tat an der vorhandenen Überbevölkerung des deutschen Landes und vermittels eines mäßigen Romans dar, daß Deutschland wiederum Kolonien brauche. Stil und Poesie erinnern etwa an den Pastor Frenssen — die gleiche dilettantische Innigkeit, die da glaubt, wenn der Schreiber ergriffen sei, müsse es auch der Leser sein, die gleiche protestantische Provinziallyrik mit Hummelgesumm und Waldesrauschen, die zwar Naturverbundenheit aufweist, von der Seele der Natur aber nur so viel weiß, wie aus dem bäurischen Grundbuch hervorgeht. Es ist so recht ein prächtiges Ferienbuch für unsre Landgerichtsdirektoren.

Anzumerken, daß Hans Grimm ein im tiefsten Kern anständiger Mann ist; die üble Ausnutzung, die der Roman durch deutsch-nationale Annexions-Politiker erfahren hat, mag ihm selber nicht sehr behaglich sein, wir werden das gleich sehen.

„Die dreizehn Briefe aus Deutsch-Südwest-Afrika" sind die Frucht eines Nachkriegs-Besuchs, den Grimm der ehemaligen deutschen Kolonie, die er immer noch, wie alle seine Freunde, mit ihrem falschen Namen benennt, gemacht hat. Was hat er uns zu vermelden?

Deutschland hat seine ehemaligen Kolonien durch den Vertrag von Versailles eingebüßt, darunter auch Deutsch-Südwest. Dieses Gebiet fiel an keine einzelne Nation unter den Siegern, sondern es wurde Mandatsgebiet des Völkerbundes. Der Völkerbund vertraute die Verwaltung des Landes der benachbarten Südafrikanischen Union an, die 1909 aus dem Burenkrieg hervorgegangen ist, die Union stellte den Landpfleger, der seinerseits dem Völkerbund für seine Verwaltung Rechenschaft ablegen muß. Der Mandatsverwalter hat auf Grund des Friedensvertrages das Recht, die deutschen ehemaligen Kolonisten des Landes zu verweisen; eine Entschädigung dieser Leute sollte durch Deutschland erfolgen. Im Jahre 1924 wurde durch das londoner Abkommen bestimmt, daß alle Deutschen, die vor einem bestimmten Stichtag im Lande waren, die Untertanenschaft der Union erhalten sollten, wenn sie nicht ausdrücklich darauf verzichteten. Nach dem Stichtag erhalten Zugewanderte die vollen politischen Rechte des Landes nur, wenn sie die Verleihung der britischen Untertanenschaft bei Verlust der deutschen beantragten, nach fünf Jahren können sie dann volle Bürger werden.

Grimm klagt nun, hier werde ein großer Betrug verübt. Das ehemalige Deutsch-Südwest sei in Wahrheit gar kein rechtes Mandatsland mehr, sondern durch die gesetzlichen Schiebungen der Union sei es im besten Zuge, von der Union verschluckt und damit englisch zu werden oder doch unter englischen Einfluß zu kommen. Im übrigen trete man die Rechte der dort ansässigen Deutschen mit Füßen und quäle sie durch Nichtanerkennung der deutschen Sprache und nicht sehr freundliche Behandlung. Die Deutschen, fügt Grimm hinzu, beugten sich diesem Regime, indem sie unterkröchen, von Hause aus hätten sie keine Unterstützung. Dies die Lage.

Unsre erste Frage: was geht das Grimm eigentlich an? Ist das Land noch deutsch?

Darauf antwortet er: Nein, deutsch sei es nicht, aber die Deutschen hätten es dem Handel erschlossen, was richtig ist, und es gebe, was noch richtiger ist, einen Eigentumsbegriff, der durch Arbeit und durch Verbesserung des Objekts entsteht. Liebe und Interesse der Deutschen, die so viel Schweiß und Blut für das Land aufgebracht hätten, seien also verständlich.

Weil hier aber kein Bierfilz-Kolonialpolitiker spricht, sondern ein sauberer, aufrechter Mann, verlohnt es, diese typisch deutsche Anschauung über das, was Kolonien eigentlich sind und sein sollen, zu betrachten.

Zunächst ist merkwürdig, zu sehn, wie schlecht diese Teutschen schreiben. Ich will gar nicht von dem wahrhaft Morgensternschen Satz reden: „Der Vogel, der im Volksmunde Pfefferfresser und in Wirklichkeit nach seinem Rufe tok, tok, tok Tokan heißt" — dieses „in Wirklichkeit" hätte der alte Mauthner erleben sollen. Es sind auch nicht jene Schachtelsätze, die man nur mit allen zehn Fingern lesen kann, auf jeweils einen Nebensatz einen Finger haltend, um den Faden nicht zu verlieren; nicht allein solche Flüchtigkeiten wie: „aber die Begegnungen sind nicht fertig", was besagen will, daß der Autor sie noch nicht alle aufgezählt hat; ein Ort wird der „am meisten geschichtliche" genannt — das mag vielleicht in einer Tages-Broschüre hingehen, obgleich ein guter Schriftsteller immer gut schreiben sollte. Nein, das allein ist es nicht. Es ist jener seltsame und ekle Stil, den man etwa mit „Grammatik in Latschen" umschreiben könnte, ein Stil, der den Leser gewissermaßen in die Seiten pufft: du weißt schon, wie ichs mene, ich brauche mich nicht so exakt auszudrücken. Traulich duftet es nach süßem Tabak; wann sich Pappa zum letzten Mal die Füße gewaschen hat, steht noch sehr dahin, die Frauen haben viel Gemüt und wenig Bidet, und im Garten blühen Himbeern, Kirschbäume und die deutsche Seele. So ein Stil ist das.

Helmspitzen blitzen in dieser Wüste auf — um im Bilde zu bleiben, denn Bilder, Vergleiche und Terminologie dieser Schriftsteller haben weniger die deutschen Klassiker, als die Klassiker der Armee-Lügen, die Heeresberichte, zum Vorbild. Da stehen ununterbrochen Deutsche an vorderster „Frontstelle", da gibt es auch noch „Miesmacher" — kurz, sie halten, wie

die leeren Pferde-Droschken, die keiner mehr nehmen will, allesamt an der Ecke 1914.

Was an der Sache auffällt, ist eine unerträgliche Vermanschung von Lyrik und Geschäft, von Handelsinteressen und gehobenem Patriotismus, von höher klopfenden Herzen und Nationalwirtschaft. Das ist grausig. Im Grunde sind ja alle Menschen immer Marxisten und niemals etwas andres gewesen — es fragt sich nur, ob sie den Mut haben, es sich einzugestehen oder ob sie ihre Konten mit Gefühlen drapieren, die je nach der herrschenden Mode ein Kreuz oder die noch heiligeren Flaggen ihrer Länder tragen. Grimm drapiert nicht — er macht seine Rechnungen auf schwarz-weiß-rotem Papier auf. Denn wozu brauchen wir Kolonien?

Des Landwertes wegen? „Das Land ist immer noch ein armes Land; wären im Jahre 1908 in der Küstenwüste bei Lüderitzbucht nicht die Diamanten entdeckt worden, so vermöchte es bis auf diesen Tag die Kosten einer bürgerlichen Verwaltung und bürgerlichen Lebens aus eignen Mitteln nicht zu bestreiten... Das Land ist arm wegen der Unsicherheit und Kärglichkeit der Regenfälle..." Wir brauchen Kolonien.

Für die Ausfuhr? „Sie haben wahrscheinlich recht mit Ihrer Behauptung: Bekämen wir das alte Kolonialreich, wie es war, wieder, es wäre nur eine Nothilfe mit vielen andern Verwicklungen, und vor dem Kriege habe die Ausfuhr nach dem alten Kolonialreich nur etwa 1,5 Prozent betragen." Wozu brauchen wir Kolonien?

Für die deutsche Überproduktion an Menschen, da doch Deutschland nicht ausreicht? Deutschland hat seine Bebauungsfläche noch niemals richtig ausgenutzt, weil erstens die deutsche Landwirtschaft von den Schutzzöllen so geschützt wird, daß an eine moderne Intensivierung der Bodenbewirtschaftung gar nicht gedacht wird, und zweitens wirft eben dieses arme, übervölkerte Land sein Geld zu den Fenstern des Reichswehrministeriums hinaus, anstatt sein Ödland den siedlungshungrigen Proletariern aus den Großstädten zu erschließen. Vor allem aber ist der deutsche Menschenüberschuß, nie, niemals in die deutschen Kolonien abgewandert, und wer das etwa behaupten wollte, der lügt.

Hans Grimm lügt nicht — hier nicht und nicht anderswo. Er erzählt nur holde Märchen. Ausnutzen läßt sich dieses arme Land Südwest nicht; exportieren kann es kaum etwas; zu importieren ist wenig; den Bevölkerungsüberschuß Deutschlands nimmt es tatsächlich nicht auf — wozu brauchen wir Kolonien?

Und hier geschieht nun etwas typisch Deutsches.

Der Deutsche beginnt, wie alle Welt, mit wirtschaftlichen Erwägungen, eine durchaus gesunde und rationale Methode. Greift die nicht durch — aber nur dann —: dann wird er moralisch. Vielleicht tun das alle Menschen, aber der Deutsche hat es in dieser Fähigkeit zu einer Meisterschaft gebracht, die ihresgleichen sucht. Wenn man auf den deutschen „Geist" dieser Sorte trifft, so kann man in neunundneunzig Fällen von hundert darauf schwören, daß dem Herrn Geist-Inhaber etwas fortgeschwommen ist, wofür er sich zu trösten sucht. Der Geist

ist in Deutschland immer die letzte Rettung nach den Niederlagen — sie gehen auf den Geist, wie andre auf den Abort. Als Sieger brauchen sie ihn nicht.

Diese Art Deutscher hat nie unrecht, er geht nie in sich, kommt nie auf den Gedanken, daß auch er vielleicht jemandem Unrecht getan haben könne — er siegt, und wenn er nicht siegt, dann borgt er sich einen Sieg, und den findet er immer in dem, was er „Staatsraison" oder „Gesinnung" oder „Innenleben" oder „vaterländische Religiosität" oder sonst dergleichen nennt. Diese Linie läßt sich von Luther an verfolgen, der das Unglück Deutschlands gewesen ist, und wenn Sie heute Rathenau, Scheler oder dergleichen lesen, so finden Sie dasselbe, schön formuliert. Am besten aber können das die geschlagenen Nationalisten. So auch Grimm. Wozu brauchen wir Kolonien —?

Für die Wirtschaft? „Mir scheint, solche Auffassung stammt aus früherer westlerischer und vielleicht auch hamburger Betrachtungsweise." Ah, das sind die „Krämer jenseits des Kanals", jene Händler, die der Held Sombart in schönen feldgrauen Tagen den deutschen Edelkaufleuten gegenübergestellt hat; nun aber, nach dem schiefgegangenen Gasangriff, wird ein Geistangriff angesetzt. Zum Sturm, marsch-marsch . . .!

„Die höchste Bedeutung eignen Koloniallandes für ein übervölkertes, eingeengtes Land liegt auf der ‚moralischen' Seite." Und die sieht so aus:

„Es wandern zurzeit etwa elfhundert deutsche Menschen im Jahre in das Mandatsland Deutsch-Südwest ein, mit meistens verworrenen Erwartungen. Wenn hundert Jungens an einer Frontstelle ihren Drang erfüllen und selbständige, unabhängige deutsche Männer werden können, statt als Putschisten und Krawaller und Ewigunzufriedene über Deutschland verteilt und wartend zu sitzen, und weiter, wenn zehn Jungens an einer deutschen Frontstelle und entfernt von den viel mehr eingebildeten als wirklichen inneren Streitgegenständen der Heimat durch Sonne und Luft und Freiheit und Tat und ungehinderte Männlichkeit zu deutschen Führern werden, ist das wenig?"

Damit also zehn oder hundert deutsche Psychopathen ihren sadistischen Trieb nicht mehr in Lichtenberg an den Arbeitern, sondern in der Wüste an den Kaffern austoben können: darum brauchen wir Kolonien. Damit die degeneriertesten Zellen dieses Volkskörpers, deren ursprünglich einmal gesunde und gute Beschaffenheit durch den Krebs der national-tierischen Eigenschaften überwuchert ist, gedeihen und sich gar noch auf eine Führerschaft vorbereiten können, an der das Land bereits einmal Millionen von Menschen und Mark verloren hat: darum brauchen wir Kolonien. Weil junge Engländer, unter ganz andern Verhältnissen und in einem andern Jahrhundert, die Herrenhaftigkeit und Männlichkeit ihrer Rasse in wehrloser Welt entwickeln konnten, deshalb tun wir das „auch" (du deutschestes aller Wörter!) — und weil die Romantik freier und junger Menschen angesichts der Überbureaukratisierung und grauen Nivellierungsarbeit dieses Parlamentarismus rechtens

einen Weg ins Freie sucht, aber keinen findet, weil sie falsche Weltkarten haben —: darum brauchen wir Kolonien. Wir brauchen keine Kolonien.

Wir brauchen keine Kolonien, weil dieses Mandatsland durchaus kein „erster praktischer Versuch in die afrikanische und menschliche Zukunft hinein" ist. Diese Vereinigung von Kapitalisten und gefügigen Gewerkschaftsbürokraten, die sich Völkerbund nennt, ist ein Versuch, ein Gebilde, das sich vielleicht entwickeln kann, aber seine Aussichten nehmen mit jedem Tage ab. Unser Genf liegt in Moskau.

Ganz etwas andres, wenn Grimm sagt:

„Auf andre als auf übernationale Weise läßt sich die koloniale Frage des an Menschen überfüllten Mittel- und Westeuropa nicht lösen." Aber man kann nicht zum Zwecke der Ausbeutung in Afrika „übernational" spielen und zu Hause den Nationenklimbim mit höchstem Ernst und den blutigsten Mitteln fortführen. Entweder — oder. Entweder ihr seht ein, daß der Gedanke der absoluten Souveränität ein Anachronismus ist, daß die zwischen den Staaten herrschende Anarchie nicht nur unsittlich, sondern im höchsten Grade unpraktisch ist, oder ihr seht es nicht ein. „In Afrika, da ging es nicht — in Tempelhof, da gehts", hat vom Parademarsch einmal Julius Freund gesungen.

Was da in Süd-Afrika geschieht, mag eine Schiebung sein — uns geht sie nichts an, und der deutsche Arbeiter, der deutsche Landarbeiter hat andre Sorgen, die ihm Süd-West nicht abnehmen kann. Haben wir denn ein Recht an diesem Lande?

Unter meinen Kindheitseindrücken an das deutsche Militär rangieren zwei an erster Stelle. Der früheste, also stärkste, ist eine nach Urin stinkende Latrine einer stettiner Kaserne; und jene, denen die Terminologie der Psychoanalyse das bißchen Verstand genommen hat, mögen deutend ergründen, wie schon der Knabe eine ganze Institution mit dem herben Geruch der Männerausscheidungen identifizierte, und tatsächlich habe ich das auch heute noch in der Nase, wenn ich einen General sehe. Der zweite Eindruck war ernster.

Im Jahre 1904 zogen sie aus der Alexander-Kaserne: hochgewachsene Männer in der damals ungewohnten grauen Kolonialuniform, Mann neben Mann, Trupp hinter Trupp, die Musik vorn und die weinenden Frauen hinterher. Diese Freiwilligen ahnten mehr, als daß sie wußten, wohin sie gingen. Immerhin: man hatte sie wenigstens nicht gezwungen. Sie verdursteten, verreckten und verbluteten dann auf dem heißen Sande, und Frenssen hat nachher einen schönen Roman daraus gemacht und die Schiffahrtslinien ein schönes Geschäft. Da marschierten sie hin.. „Muß i denn — muß i denn" spielte die Musik; sie mußten ja wohl.

An vielen Stellen der Grimmschen Schrift ist davon die Rede, daß die Gräber dieser Gefallenen eine laute Sprache redeten, und das tun sie auch. Aber Grimm versteht das Deutsch der Toten nicht. Sie rufen: wofür? Sie rufen: wenn wir das gewußt hätten! Sie rufen: Herr, vergib uns, denn wir

wußten nicht, was wir taten! Das rufen diese Gräber. Blut schafft kein Recht.

„Nach dem Kriege mit den Hereros versuchte die deutsche Schutzgebietsregierung, die Hererofrage als einen Teil der Eingeborenenfrage dadurch vorläufig zu lösen, daß sie den rückkehrenden Aufständischen das Halten von Großvieh verbot." Diese hundsföttische Gemeinheit, über die der alte Herero Dernburg einiges auszusagen vermöchte, trieb die Leute in die Wüste, ließ sie zu Tausenden draufgehen und setzte die imperialistische Eroberungspolitik konsequent fort. Und wenn die Nationalhereros einen Schriftsteller Hans Grimm hätten, so würde der einen herrlichen Roman, in zwei Bänden, schreiben, wie unterdrückt, wie ausgebeutet, wie mißhandelt sein Volk sei...

Ob die Deutschen bei den Eingeborenen beliebter seien als die Engländer oder die Buren, kann ich nicht beurteilen. Grimm druckt den Bericht eines antideutschen Buren ab, in dem etwa zu lesen steht, die Kaffern hätten lieber vor den Deutschen stramm gestanden, als bei den Buren gearbeitet, ein nicht unalltäglicher Vorgang, den man in Deutschland auf vielen Kasernenhöfen beobachten kann.

Daß die Buren, für die sich einmal der sentimentale deutsche Spießer, Ludwig Thoma obenan, schwer begeistert hat, wie der Deutsche ja immer lieber die Freiheit der Griechen, der Buren und der Chinesen besingt, als sich die eigne zu erringen: daß die Buren nicht die besten Brüder sind, glauben wir gern. Aber was, in aller Welt, geht uns das an? Was haben wir dort zu suchen?

Grimm ist kein objektiver Mann; er hat ... er hat: „Rückgefühl". So bezeichnet dieser deutsche Schriftsteller den Begriff „ressentiment", und es ist ungemein bezeichnend, wie diese Puristen deutsch schreiben wollen, ohne deutsch denken zu können. Denn „Rückgefühl" ist überhaupt nichts; daß Fremdwort „ressentiment", mit dem wir eine durch alten Groll getrübte Empfindung bezeichnen, ist sehr schwer zu übertragen, mit einer plumpen Übersetzung am allerwenigsten. Ja, also Grimm hat „Rückgefühl" — aber nennen wir doch die Sache beim Namen. Er kann die Niederlage nicht verwinden.

Das gedemütigte Selbstbewußtsein muß irgendwo heraus — bei ihm entfliehts nach Süd-Afrika. Es ist unbeschreiblich, wie die geschlagenen Deutschen die Geschichte in Terminologie und Anschauung verfälschen. Hausse in Anführungsstrichen: der „sogenannte" Friedensvertrag; bei Grimm heißt es einmal: „ein leer gestohlener Ort", wenn aber die deutschen Truppen Belgien besetzten, dann nahmen sie kriegerische Operationen vor — so verschieden ist es im menschlichen Leben. Immer wieder wird angemerkt, daß das Reich „gezwungen" auf seine Kolonien verzichtet hat; ja, hat denn schon irgend jemand einen Friedensvertrag unter anarchisch lebenden kapitalistischen Staaten gesehen, in denen der Besiegte etwas ungezwungen aufgegeben hat? Natürlich ist der Vertrag von Versailles ein Friedensvertrag wie alle andern in der Weltgeschichte auch — von Recht und solch schönen Vokabeln kann

gar keine Rede sein. Die Gewalt hat gesprochen. Paßt euch nicht? Dann müßt ihr keine Kriege anfangen. Wer riskiert, kann auch verlieren. Ihr aber seid schlechte Verlierer.

Sie haben die Neutralität Belgiens gebrochen; sie haben den Krieg vorbereitet wie alle andern Nationen und haben ihn zuletzt leichtsinnig heraufbeschworen, ihn gefördert, die Krisis nicht abgedämmt — jetzt beklagen sie sich. „Das wahnwitzigste, noch fortwährend zunehmende Unrecht vor Gott wie um der ganzen zukünftigen Menschheit willen", das man uns antut... Wenn ihr kein Recht über den Völkern anerkennt, wenn ihr glaubt, daß es gegen die „Ehre", diesen Fahnenpopanz, geht, einen übernationalen Schiedsspruch anzunehmen, und ihr habt das immer geglaubt, dann dürft ihr euch nicht wundern, wenn im Fall der Niederlage die Gegenseite über euch herfällt, wie ihr über sie habt herfallen wollen. Anarchie ist Anarchie — und einer liegt immer unten.

Dabei ist Grimm anständig genug, die ungeheuren Fehler, die Deutschland in Afrika gemacht hat, zu sehen und sie zu vermelden. Daß die englische Bureaukratie höfliche Formen aufweist und nicht so lümmlig mit den Leuten umgeht, wie das ein deutscher Regierungsassessor gewohnt war und wohl noch oft ist, gibt er zu. Er sagt: „Eitelkeit, gehemmter Ehrgeiz und der klassenbeschränkte Wunsch zum Voran haben bei uns, mehr als wirkliche Uneinigkeit getan hat, die vielen Vereine und Parteien mit ihren Posten und kleinen Wichtigkeiten hervorgerufen und haben mehr als wirkliche Stammesverschiedenheit die heimische Kleinstaaterei aufkommen lassen; aber durch das deutsche pedantische Gewissen gewannen die deutschen Trennungen, heißen sie Vereine, heißen sie Parteien, heißen sie Kleinstaaten, erst Dauer." (Bei aller Verehrung: hören Sie das, Professor Foerster?)

Und daß die Deutschen den Druck und den Verlockungen da unten nicht standhalten... die Deutschen sind nun einmal unter den Nationen das, was die Juden unter den Deutschen; das ist schmerzlich zu hören, aber wahr, wenn auch lustigerweise beide Vergleichsobjekte dagegen, wild fauchend, also getroffen protestieren.

Nein, wir brauchen mitnichten Kolonien. Grimm versucht, ein Bedürfnis erst hervorzurufen, das jene ausfüllen sollen. „Der Nachmarsch nach Südwest aus Deutschland ist bitter nötig" — also nicht vorhanden. Wir brauchen keine Kolonien; eine erfreuliche und eindeutig klare Erklärung des deutschen Reichskanzlers, Hermann Müller, hat das rechtens betont. Kolonien sind ein Anachronismus.

Grimm aber spricht von dem „schwindelhaften Erwachen der Farbigen, jenem heißgeliebten Thema aller Berichterstatter", und davon, daß „Afrika mit Asien und seinen unterdrückten und erwachenden Völkern" nichts gemein hat. „Die mögliche Erhebung von Ganzafrika gegen die Unterdrückung der imperialistischen Mächte und besonders Englands gehört zum dicksten Schwindel, der gläubigen Deutschen je vorgedruckt wurde." Nun, der dickste Schwindel... die Banknoten, die die Herren Havenstein und Cuno der Nation vorgedruckt haben,

waren auch ganz schön... Aber immerhin genügt ja auch die partielle Erhebung eines neuen, schwarzen Proletariats, wie Grimm das richtig voraussieht; die Zeiten, wo man mit den schwarzen Arbeitern machen konnte, was man wollte, sind vorbei.

Vorbei die Zeit der Kolonien — es ist ein neuer Gedanke in die Welt gezogen, einer, der dumpfem Fühlen wachen Ausdruck verliehen hat: der Gedanke des neuen Rußlands. Dem und seinen Gegnern gehört die Zukunft. Der gerissene Neudeutsche wird sich wahrscheinlich sehr bald dahinterklemmen und, in Firma Saure Trauben & Co., bei den beginnenden Kolonialkämpfen weniger die neue Idee, als die Schwierigkeiten der Konkurrenten sehen; deutsche Außenpolitik besteht ja traditionell zum größten Teil aus Schadenfreude.

Altdeutsche Ideologie aber ist entweder eine bewußte Lüge oder, wie bei Grimm, sanfte Verträumtheit, die dem sonst so erfahrenen und real bewanderten Mann merkwürdig zu Gesicht steht. Vorbei, vorbei! Denn so beginnen die schönsten aller Grimmschen Märchen:

„Es war einmal."

Aus meinem Kalikobuch von Kurt Hiller

Ein Sozialist und ‚historischer Materialist' widmete mir sein Buch mit den Worten: „Dem Freunde im Ziel, dem Feinde im Weg". Ich antwortete: Euer Feind im Weg bin ich nicht, sondern auch im Weg euer Freund; und als solcher, nur als solcher, empfehl ich euch allerdings Erneuerung der Stiefelsohlen; die materialistischen sind so abgelaatscht, daß ihr euch Blasen lauft und nicht weiterkommt.

*

Zum Begriff der ‚Produktion'. Was „produziert" eigentlich ein Straßenbahnschaffner? Löcher in Fahrscheinen? Nein, höre ich: Verkehr; Überwindung von Entfernungen. So? Die erzeugt doch der Fahrer, und der Arbeiter im Elektrizitätswerk! Aber der Schaffner kassiert Fahrgelder ein. Richtig! Er produziert Dividenden.

*

Ich halte für das, was entscheidet, die Gesinnung und bin gegen die Wichtignehmerei formaler Fertigkeiten. Sehe ich indes die vielen guten Leute in Deutschland, die nicht schreiben können, nicht reden können, nicht denken können, aber eine Gesinnung haben, so packts mich und ich bin für L'art pour l'art.

*

Abgegraste Schlagwortwiesen, auf denen nichtsdestotrotz unentwegt geweidet wird.

*

Mich boykottieren die Pazifisten, weil ich ihnen zu kommunistisch bin. Mich boykottieren die Kommunisten, weil ich ihnen zu pazifistisch bin. Mich boykottieren die Sozialdemokraten, weil ich ihnen beides: zu kommunistisch und zu pazifistisch bin. Da kann man verhungern. Nur wer Geld hat, darf sich in Deutschland den Luxus leisten, in politicis ein un-

abhängiger Kopf zu sein. Freilich, wer es hat, der ist dann wieder... von seinem Gelde abhängig!

*

Wer den Krieg will und ihn mitmacht, ist barbarisch, aber konsequent. Wer den Krieg nicht will, aber ihn mitmacht, ist inkonsequent und feige. Es gibt nichts Erbärmlicheres als einen unbedingt staatsloyalen Pazifismus. (Er ist die große internationale Mode.)

*

Die nächste ‚Mobilmachung' muß sofort eine Gegenmobilmachung auslösen: eine Mobilmachung aller derer, die sich nicht schlachten lassen wollen, gegen ihre Schlächter. Diese Mobilmachung allerdings muß gründlich präpariert sein; für sie gilt: „Si vis pacem, para bellum" — wenn du den Frieden mit deinen Schlächtern willst, bereite den Krieg gegen sie vor!

*

‚Nie wieder Krieg!' verhält sich zu ‚Krieg dem Kriege!' wie Passivismus zu Aktivismus oder wie Religion zu Revolution.

*

Es geht nicht, daß die Pfütze Klage führt über den schlechten Zustand der Landstraße. Oder ein Wilhelminer über die Schlappheit der Republik.

*

Speiübel wird mir, wenn ein eben Widerlegter sich anschickt zu beweisen, daß Beweisen nicht der richtige Weg zur Wahrheit sei.

*

Er ist eine Qualle. Dann zieh ich mir schon Krebse vor! Die gehn zwar rückwärts, aber man kann sie packen.

*

Jüdische Gegner des ethischen Pathos stehen als Charaktere auf gleich niedriger Stufe, wie christliche Gegner der skeptischen Ironie als Intellekte stehn.

*

Kippen Sie den Oberstudiendirektor, der satirische Heiterkeit grollend begrunzt, um: und Sie haben den Börsenmakler, der ethische Getragenheit glucksend bewiehert.

*

Berliner Gesellschaften. Je besser das Essen, desto schlechter die Konversation. Pute ist wunderbar; aber nur die aufgeschnittene, nicht auch die ausgeschnittene. Am wenigsten dann, wenn sie ältlich ist und gackernd Aphorismen über Thomas Mann legt. Auch Zunge ist fein; aber sie darf nicht von Rilke lispeln.

*

Ja, wenn es sich bloß um den Verzicht handelte, eine Katze Katze zu nennen! Aber man verlangt von uns, eine Hyäne als Schäferhund zu bezeichnen. Das werde ich niemals lernen, ihr Schweine!

An den Justizminister von Leo Tolstoi

Moskau, 20. April 1896

Geehrter Herr! Ich wende mich an Sie wie ein Mensch an den andern, das heißt mit Achtung Wohlwollen und bitte Sie, mir dasselbe Gefühl entgegenzubringen. Nur gegenseitige Aufrichtigkeit ermöglicht gegenseitige Verständigung.

Es handelt sich um die Verfolgungen, die die Besitzer meiner in Rußland verbotenen Schriften und andre Personen, die sie um die Lektüre bitten, seitens der Beamten Ihres Ministeriums zu erleiden haben. Nach meiner Kenntnis wurden zahlreiche Personen deswegen verfolgt, zum Beispiel erst jüngst Frau Dr. N. aus Tula. Man hielt bei ihr Haussuchung, sperrte sie ins Gefängnis, jetzt steht sie unter Anklage der Verbreitung meiner Schriften und wird vom Untersuchungsrichter vernommen.

Dieses Vorgehen gegen Frau N., die nicht mehr jung, dazu kränklich und außerordentlich nervös ist, und sich dank ihrer Seeleneigenschaften der allgemeinen Liebe und höchsten Schätzung erfreut, erregt mein Erstaunen.

Nach meiner Kenntnis ist der Tatbestand folgender:

Frau N. ist eine gute Bekannte und Freundin meiner Töchter. Ein Arbeiter aus Tula schrieb mir wiederholt und bat mich um mein Werk „Worin besteht mein Glaube?". Da ich kein freies Exemplar zur Verfügung hatte und den Mann nicht kannte, ließ ich einige seiner Briefe unbeantwortet. Als ich jedoch diesen Winter wieder einen solchen Brief erhielt, übergab ich ihn meiner Tochter und bat sie, falls wir noch ein solches Buch besäßen, es dem Schreiber zu übersenden. Da meine Tochter kein Exemplar mehr vorfand, andrerseits aber Frau N., die einige meiner verbotenen Schriften besaß, in derselben Stadt Tula lebte, aus der der Bittsteller schrieb, sandte meine Tochter dem Bittsteller ihre Karte, auf der sie Frau N. bat, dem Überbringer das gewünschte Werk auszuhändigen. Diese Bitte meiner Tochter an Frau N. bildete den Anlaß zu der Verhaftung der Frau N. und zu allen Qualen, die sie seitdem zu erleiden hatte.

Derartige Maßnahmen sind meines Erachtens unvernünftig, unnütz, grausam und vor allem ungerecht. Sie sind unvernünftig, weil es keine Rechtfertigung dafür gibt und geben kann, warum unter den Tausenden von Personen, die meine Schriften besitzen, und sie ihren Bekannten übermitteln, allein Frau N. solche Verfolgungen zu erleiden hat. Sie sind unnütz, weil sie sich als wirkungslos erweisen: das Übel, das sie bekämpfen wollen, wuchert unter Tausend andern Personen weiter, die man doch nicht alle verhaften und ins Gefängnis sperren kann. Diese Maßnahmen sind ferner grausam, weil die Haussuchungen, die Verhöre und hauptsächlich die Gefängnishaft bei vielen Personen, die wie Frau N. sehr schwach und nervös sind, schwere nervöse Erkrankungen, ja selbst den Tod hervorrufen können. Und vor allem, sie sind durchaus ungerecht, weil sie nicht gegen den vermeintlichen Missetäter selbst gerichtet sind.

Im gegebenen Falle bin ich der Verbrecher: ich schreibe die Bücher und ich verbreite diese frevelhaften Gedanken schriftlich und mündlich, und darum muß die Regierung, wenn sie diesem wachsenden Übel entgegenwirken will, die Maßnahmen gegen mich ergreifen, statt gegen die zufällig von ihr erwischten Besitzer, Leser und Verbreiter meiner verbotenen Schriften. Die Regierung ist um so mehr verpflichtet, so gegen mich vorzugehen, als ich diese meine Tätigkeit nicht nur nicht verheimliche, sondern mich im Gegenteil durch diesen Brief offen dazu bekenne. Ja, ich habe diese Bücher, die die Regierung für schädlich hält, geschrieben und sie verbreitet, und fahre auch jetzt noch fort, ebensolche Gedanken, wie die in meinen frühern Schriften, auch in meinen neuen Büchern, Briefen und Unterredungen zu äußern und zu verbreiten.

Darin kommt folgender Grundgedanke zum Ausdruck. Uns Menschen ward ein erhabenes göttliches Gesetz gegeben, das höher steht, als alle Menschengesetze; wir dürfen uns nicht gegenseitig bekämpfen, und einander keine Gewalt antun, sondern wir müssen uns im Gegenteil gegenseitig helfen und unsern Nächsten lieben wie uns selbst.

Ich habe diese Gedanken samt allen praktischen Folgerungen, soweit ich es vermochte, in meinen Büchern ausgedrückt, und will sie in dem Buche, das ich jetzt schreibe, noch deutlicher und gemeinverständlicher ausdrücken. Und dieselben Gedanken spreche ich auch im mündlichen Verkehr und in Briefen mit bekannten und unbekannten Personen aus.

Ich berufe mich auf Gamaliels Worte, die er über die Verbreitung der christlichen Lehre gesprochen hat: „Wenn das Menschenwerk ist, wird es vernichtet werden, wenn es aber Gotteswerk ist, könnt ihr es nicht vernichten; hütet euch darum, daß ihr nicht zu Widersachern Gottes werdet." Diese Worte zeigen stets, wie sich die wahre Regierungsweisheit zur geistigen Betätigung der Menschen verhalten soll. Ist unser Tun falsch, dann wird es in sich selbst zusammenfallen, erfüllt es aber eine göttliche Aufgabe, wie die, die unsrer Zeit auferlegt ist, nämlich die Gewalt durch die göttliche Liebe zu ersetzen, so kann es durch keinerlei äußere Anstrengungen beschleunigt oder gehemmt werden. Wenn die Regierung die Verbreitung dieser Gedanken zuläßt, werden sie sich langsam und stetig fortpflanzen, wenn sie aber Menschen, die sich diese Gedanken angeeignet haben, und sie andern Personen mitteilen, wie jetzt, verfolgt, so wird deren Verbreitung unter den schwachen, ängstlichen und unklaren Menschen in demselben Maße abnehmen, wie sie unter den starken, energischen und überzeugten Menschen wachsen wird. Und darum wird die Verbreitung der Wahrheit nicht stille stehn, nicht aufgehalten werden, und nicht zur Ruhe kommen, wie immer die Regierung auch handeln mag.

Das ist meiner Meinung nach das allgemeinste, ewig gleichbleibende Gesetz der Verbreitung der Wahrheit, und darum wäre es von der Regierung am vernünftigsten, wenn sie gegen die Verbreitung unwillkommener Ideen gar keine — keinesfalls aber so unwürdige, grausame und gradezu un-

gerechte Maßnahmen ergreifen würde, wie die Maßregelung unschuldiger Leute, die nichts weiter taten, als das, was zehntausend andre Menschen unbehelligt tun.

Will die Regierung indessen durchaus nicht nur müßige Zuschauerin sein, sondern hält sie es für notwendig, zur Abwehr des vermeintlichen Bösen zu Strafen, Drohungen und Vorbeugungsmaßregeln zu schreiten, so wäre es doch das klügste und beste, mit allen Mitteln der Strafe, der Drohung und Vorbeugung des Bösen gegen den vermeintlichen Urheber alles Übels vorzugehen, das heißt, gegen mich. Sie müßte dies um so eher, als ich im voraus erkläre, ich werde bis zu meinem Tode fortfahren, das zu tun, was die Regierung als Frevel, und was ich als meine heilige Pflicht vor Gott ansehe.

Glauben Sie nur ja nicht, daß ich bei meiner Bitte, Sie möchten die Gewaltmittel, die gegen einige meiner Bekannten angewendet werden, gegen mich richten, etwa meine, die Anwendung dieser Mittel gegen mich mache der Regierung irgend welche Schwierigkeiten — meine Popularität und gesellschaftliche Stellung könnten mich vor Haussuchungen, wiederholten Verhören vor der Polizei, vor Ausweisung, Verhaftung und andern noch schlimmern Übeln schützen. Ich teile diese Ansicht durchaus nicht, sondern bin im Gegenteil überzeugt, wenn die Regierung entschlossen gegen mich vorgeht, mich verbannen, ins Gefängnis werfen oder noch schärfere Maßnahmen gegen mich ergreifen würde, so könnte ihr das keinerlei besondere Schwierigkeiten bereiten, und die öffentliche Meinung würde sich nicht nur nicht dagegen empören, sondern eine solche Handlungsweise wohl noch gutheißen und sagen, man hätte dies schon längst tun sollen.

Gott ist mein Zeuge, daß mir dieser Brief nicht von dem Wunsche eingegeben wurde, vor der Staatsgewalt den Heldenmütigen zu spielen oder mit einer besondern Äußerung hervorzutreten, sondern allein von der sittlichen Forderung, die ich in mir fühle, unschuldige Leute von der Verantwortung für Handlungen zu befreien, die ich in eigner Person begangen habe, vor allem aber — die Regierenden und darunter auch Sie, auf die Grausamkeit, Unvernunft und Ungerechtigkeit der angewendeten Maßregeln hinzuweisen, und Sie zu bitten, die letztern nach Möglichkeit einzustellen und sich von der moralischen Verantwortung für Sie zu befreien.

Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mir in einem einfachen, inoffiziellen Brief antworten wollten, was Sie von meinen Worten denken, und ob Sie meine Bitte erfüllen werden. Ich möchte, daß alle Verfolgungen, wenn sie nun einmal für notwendig gehalten werden, von nun ab auf mich, ihren Urheber, der sie auch vom Standpunkt der Regierung verdient hat, zurückfallen.

Dieses Schreiben Tolstois, an den Justizminister N. W. Murawiew gerichtet, ist mit freundlicher Genehmigung des Malik-Verlages der bei ihm erscheinenden autorisierten Ausgabe der Briefe Leo Tolstois entnommen. (Leo Tolstoi: Briefe 1848—1910, herausgegeben von P. A. Sergejenko.)

Tolstoi in unsrer Zeit von Henri Guilbeaux

Wenn Tolstoi heute noch lebte, so wäre nicht daran zu zweifeln, daß die geschworenen Feinde Sowjetrußlands nicht mit ihm zufrieden wären. Er würde sich zwar männlich gegen die Diktatur des Proletariats und einige von der bolschewistischen Revolution geschaffenen Einrichtungen aussprechen, wie: Rote Armee, G.P.U. etcetera, und seine Terminologie gliche den vulgären gegenrevolutionären Ergüssen.

Aber jedes andre kapitalistische Regime, auch ein demokratisch noch so geschickt umhülltes, fände in ihm einen unerbittlichen Kritiker. Die Diktatur der Trusts, Kartelle und Konzerne fände keinen heftigern Angreifer, und sein Fluch träfe jedes vom Imperialismus begangene Verbrechen.

Gegen den Staat, ganz gleich wie seine Struktur und seine äußere Form wäre, würde dieser Anarcho-Moralist seine Stimme laut erheben.

Und Tolstoi wäre nicht der Letzte gewesen, die zahlreichen verbrecherischen Machenschaften zu verurteilen, die von allen Feinden Sowjetrußlands versucht worden sind.

Besser als der kindliche Versuch, den man mit einem andern 1914 verschwundenen Menschen — Jaurès nämlich — gemacht hat, zu erforschen, wie Tolstoi sich Sowjetrußland und den täglich neuen Problemen gegenüber gestellt hätte, ist es, den wesentlichen Charakter seiner Werke den Ereignissen, die sich seit fünfzehn Jahren häufen, entgegenzustellen.

*

Seine Haltung zum Krieg wäre klar, radikal und folgerichtig gewesen. Er hätte seine kriegsfeindliche Geste von 1905 wiederholt und seinem berühmten Manifest gegen den Krieg, das er inmitten des russisch-japanischen Krieges verfaßt hat, eine Seite hinzugefügt. Er hätte ausnahmslos alle „alliierten" oder „feindlichen" Regierungen verurteilt, angefangen bei seiner eignen, für die er die schlimmsten Beleidigungen reserviert hätte.

Treu dem Gebot „Du sollst nicht töten" hätte er von ganzem Herzen und mit all seiner genialen Kraft die „consciencious objectors", die Anabaptisten, die Quäker und die wenigen radikalen Pazifisten unterstützt. (Nicht jene „aus Pazifismus" kriegerisch gewordenen Pazifisten, die heute beim Kongreß der II. Internationale oder bei den Konferenzen des Völkerbunds oder sonstwo in papiernen Resolutionen den Krieg ächten!)

Aber als kategorischer Anhänger des passiven Widerstands hätte er sich jeder revolutionären Erhebung gegen den Krieg widersetzt und hätte ganz gewiß Lenins Lehre von der „Umwandlung des imperialistischen Kriegs in den Bürgerkrieg" verurteilt.

Denn überzeugt von der sittlichen Entwicklung des Menschen, von seiner geistigen Umwandlung, nur die „Revolution des Geistes" anerkennend, schöpfte dieser, um ein Wort von Romain Rolland zu gebrauchen, „sympathischste aller Tolstoianer" seine sozialen Eingebungen aus seiner tiefen religiösen

Veranlagung, christlich im ursprünglichen Sinne des Wortes, während die bolschewistische Ethik ihren Ursprung in sozialen und politischen Prinzipien hat.

Im heutigen Rußland wird Tolstoi vom ganzen Volk gelesen, aber geliebt wird er hauptsächlich von Nichtmarxisten und Nichtkommunisten, die sich dem Sowjetregime angeschlossen haben in der Erkenntnis, daß es im ganzen genommen das beste und stabilste ist und das sicherste Verteidigungsmittel gegen Zarismus und Unterdrückung der Massen. Er hat einen ständigen Einfluß auf die am wenigsten von diesem Regime Befriedigten und auch auf die Mystischen, für die die Ideen Tolstois ein menschliches, religiöses, unbestimmtes und tröstendes Ideal sind.

*

Wenn man Tolstoi richtig beurteilen will, muß man ihn ohne die zahlreichen Tolstoianer von heute sehen, die seine Lehre in einer mechanischen, ans Karikaturenhafte grenzenden Art anwenden.

Der 1828 geborene Tolstoi hatte, selbst in der Epoche seines riesigen sexuellen Hungers, selbst damals, als er seinen ungeheuren Durst nach Sensationen befriedigte, ein Ideal, das dem der „Narodniki", der Volksfreunde, und dem von Tschernischewski sehr ähnlich war, denen Lenin, dieser unentwegte Bolschewik und Materialist ohne Reserve, in der Geschichte den richtigen Platz zugewiesen hat, und denen er die Verehrung zollte, die Männern zukommt, die in der vorkapitalistischen Zeit wahre und kühne Vorkämpfer waren.

In dem anläßlich seines hundertsten Geburtstags Tolstoi gewidmetem Sonderheft der Zeitschrift ‚Europe' hat Maurice Parijanine, einer der besten Kenner Neurußlands, wohlweislich bemerkt, daß dieser hochgezüchtete Aristokrat, dieser wirkliche Intellektuelle, dem Muschik nahe war. Tolstoi ist ein Teil des ungeheuren, rauhen, heftigen russischen Volkes, das lange in Analphabetismus und Schmutz gelassen wurde.

Mögen auch einige engherzige Tolstoianer oder gewisse orthodoxe Leninisten über diese Parallele zetern und von Entweihung sprechen: Tolstoi der Zerstörende und Lenin der Aufbauende, diese beiden im Grunde genommen so verschiedenen Riesen, haben das Eine gemeinsam, daß sie vollkommen das russische Volk repräsentieren. Während der Zweite in sich den Willen und die Kraft hatte, der jahrhunderte alten Sklaverei ein Ende zu machen und dem Marxismus ein neues Ziel gab, hat der Erste in zuviel Optimismus und zu viel Idealismus geglaubt, daß Erziehung und Lehren genügende Mittel seien, — und zwar die einzigen Mittel. Aber alle Beide haben richtig gefühlt, was der Muschik, was Iwan in seinem täglichen, prosaischen Leben empfand.

Auch bei Mussorgski, dem russischsten aller russischen Komponisten, wird man diese innern Beziehungen zwischen Künstler und Volk finden.

Der „Muschikismus", wenn man so sagen kann, hat Tolstoi zum Humanismus geführt, zu einem etwas naiven Menschen-

kultus, der ihn alle materiellen Mittel zur Abschüttelung der Unterdrückung verwerfen läßt.

Tolstoi ist der intellektuelle Vater Ghandis, und Ghandis und seiner Anhänger passiver Widerstand ist nur eine Form der von Tolstoi ausgegangenen Lehre.

Als absoluter Idealist und entschiedener Gegner des Materialismus sieht er grade im Materialismus den Geist des Bösen, den Geist der korrupten „Zivilisation".

Aber kann man sich vierhundert Millionen Chinesen vorstellen, die Kanonen, Maschinengewehren, Flugzeugen, Bomben, Giftgasen und täglich vervollkommneten Zerstörungsmitteln gegenüber nichts als passive Resistenz üben? Was wäre aus der russischen Revolution geworden, wenn sie den täglichen Verschwörungen und den ewigen konterrevolutionären Umtrieben gegenüber mit nichts als passivem Widerstand geantwortet hätte?

Den neuen „wissenschaftlichen Vorurteilen" die „Macht der Liebe" gegenüberzustellen, das ist die Lösung, die Tolstoi der unterdrückten chinesischen und indischen Bevölkerung vorschlägt. Naive Erneuerung des Christentums!

Dem Kult des Menschen und der Liebe gesellt Tolstoi den der Erde und predigt eine Art von Rousseautum, Rückkehr zur Natur, ländliches Leben und Verzicht auf alles, was industriell und städtisch ist. Er preist bedingungslos das Leben kleiner Gemeinschaften, die den Boden ausbeuten und das von Einzelwesen, die außerhalb der Gesamtheit leben, und die als Farmer ein auskömmliches Leben führen. Dieser Christ, dieser Altruist billigt den antisozialen Individualismus seiner Schüler, die wie Kenjiro Tokutomi, der von Romain Rolland gerühmte Japaner, auf dem Land leben, wie er selbst sagt, „in einem ärmlichen Haus, mit seiner Frau und einem Hund." „Meine ganze Kraft und meine ganzen Tage sind ausgefüllt mit ausreißen, ausreißen, ausreißen...!" Ausreißen, ausreißen, den Boden bebauen ist schön und gut, aber wenn die Millionen asiatischer Menschen alle nach Tolstois Lehren leben wollten, würden sie in wenigen Jahren, wenn nicht schon in wenigen Monaten, nur noch kümmerlich vegetieren, der ganze Kontinent würde erschöpft sein!

Dieser Kult, der von wenig aufgeklärten und unbewußten Tolstoianern aufgenommen wurde, hat zur Anthroposophie geführt, die unter der Führung von Menschen wie Berdiajew und Bjely während der revolutionären Periode in Kleinbürgerkreisen und bei Ängstlichen eine Zeitlang Mode gewesen ist.

Es war auch der „Muschikismus", der aus einem äußerst raffinierten und furchtbar sinnlichen Menschen eine Art Apostel gemacht hat. Die törichte Kraft- und Substanzverschwendung, die Aufrechterhaltung der Sklaverei und der vollkommenen Dummhaltung eines ganzen Volkes durch den Zaren und seine Kamarilla, die Ochrana und den heiligen Synod, die dank der wohlwollenden Neutralität und der finanziellen Unterstützung der „Verbündeten" Rußlands möglich war, haben das ganze Wesen des Muschiks zur Revolte heranreifen lassen. Aber er hatte nicht begriffen, daß alle diese Institutionen, wie Parla-

ment, Diplomatie, Heer, Polizei, Kirche und Banken nur Instrumente des Imperialismus und Kapitalismus sind, und daß allein der Kampf der breiten Massen diese Mächte neutralisieren oder vielmehr zerstören kann.

*

Eines der großen Verdienste Tolstois ist, als Erster das Erwachen Asiens gefühlt zu haben.

Frühzeitig studierte er chinesische Denker und Weisen. Aber er faßte nicht den tiefern Sinn der Industrialisierung und Proletarisierung der asiatischen Völker. Da er nicht wußte, daß diese Faktoren zwar indirekt aber mächtig zur vollkommnen Emanzipation Chinas, Japans und Indiens beitrugen, beschuldigte er fälschlich die Wissenschaft, die Technik und den Mechanismus und warf ungerechter Weise den asiatischen Völkern die Einführung und Anwendung der „teuflischen" Erfindungen Europas vor. Wenn diese Vorwürfe sich hauptsächlich gegen die Japaner richteten, so warf er den Chinesen ihre Untreue gegenüber den Lehren des Konfuzius und ihr Bekenntnis zum Sozialismus vor.

Ein andres kleines Beispiel zeigt auch die Absurdität in der Anwendung seiner Lehren. Der glühende Tolstoianer Paul Birukow, der der Sekretär des Weisen von Jasnaja Poljana war, und der sich zu den Sowjets bekannt hat (er muß noch jetzt der Verwalter des Tolstoimuseums in Moskau sein), bewohnte vor der Revolution ein kleines Haus in Onex bei Genf. Er richtete sich streng nach den Lehren Tolstois und aß weder Fleisch, noch Milch, noch Eier, sondern ernährte sich ausschließlich von Honig, Tee und Zucker. Da er keine Tiere töten wollte, auch nicht im Embryonalzustande, weigerte er sich, Ratten und Hausmarder zu vernichten, die das Stückchen Land, das zu seinem Haus gehörte, bevölkerten. Die schädlichen Tiere vermehrten sich und überfluteten auch die benachbarten Besitzungen. Daraus entstand ein schöner Konflikt, und er mußte wohl oder übel die Nagetiere vernichten...

*

Man soll in der Erzählung dieser kleinen Tatsache nicht das Bestreben der Verkleinerung der Lehren Tolstois und seiner Werke sehn. Es handelt sich vielmehr darum, durch ein kleines Beispiel aus dem Leben eines wahren Tolstoianers die Absurdität seiner Ideen zu beweisen, wenn diese systematisch angewendet werden.

Die Lehre Tolstois hat eine nicht zu leugnende Größe und Vornehmheit; aber — und das ganz besonders wollte diese kleine Abhandlung zeigen — diese Lehre ist heute veraltet. Trotzdem haben die Werke Tolstois mehr als einen literarischen Wert. Sie sind ein Antrieb und mächtiges Gärmittel gewesen. Was liegt daran, wenn sich die Manen Tolstois entrüsten: Tolstoi hat den ungeheueren Boden vorbereitet, in den Lenin das Samenkorn des Bolschewismus gestreut hat.

Der Bolschewismus ist dem Humanismus Tolstois nicht durchaus entgegengesetzt, aber Lenin betrachtet ihn als Endziel. Die Menschheit wird durch vollkommene und rationelle Erziehung frei werden, aber diese Erziehung ist, wie die Liebe, von

der Tolstoi predigt, unter kapitalistischem und imperalistischem Regime eine Utopie.

Tolstoi ist ein Verkünder gewesen, ein Vorbereiter. Sein Evangelium des Friedens und seine unberückbare Gegnerschaft zu den Mächtigen, der Kirche, dem Gelde und den Unterdrückern haben ein ungeheures und nachhaltiges Echo erweckt.

Deutsch von Milly Zirker

Festspielrummel von Harry Kahn

Heidelberg

Die Landschaftskulisse aus Fluß, Berg, Wald, Schloß, mit fast lateinisch herrischer Unvermitteltheit an den Rand der Rheinebene gestellt, aber zu sanft gewellter, freundlich beschatteter Lieblichkeit, typisch süddeutsch, sich lösend, — sie bezaubert immer noch. Sonst ist, Hand aufs Herz, das auch hier heute beim Slow-Fox und im Soziussitz verloren wird, von Alt-Heidelberg kaum etwas geblieben. Technik hat sich auf Romantik gepfropft; Betrieb wirbelt, buchstäblich und bildlich, Staub auf, hundertjährigen wie eintägigen. Korpsburschen, die gravitätischen Gesichter bandagiert, das silberbestickte Cerevis schief auf dem kahlgeschornen Schädel, das Couleurband über der westenlosen Tricolinbrust, fahren im Packard zum Kommers; am Volant sitzt der Leibfuchs; neben ihm der Fax. Dessen Militäranwärter-Schnauzbart allein ist Meyer-Förstersche Reminiszenz. Käthi hat längst einen Bubikopf; Karlheinz ist „Extra" in Hollywood, und seine Kusine heiratet den Sohn des tantièmegesegneten Rinnsteindichters...

Am Schloßberg aber gehts hoch her. Die Exploitierung seiner sommernächtlichen Idyllik ist ein für alle Mal etabliert. Dornröschen hat seinen Ritter gefunden, seinen Industrieritter. Ein Treibriemen verbindet die berliner Hardenbergstraße und den heidelberger Schloßberg. Seit drei Jahren mit unermüdlichem Ehrgeiz und erstaunlicher Energie darum bemüht, ist es jetzt Hartung in der Tat beinahe gelungen, aus der alten Neckarfeste eine Art Trutz-Salzburg zu schaffen. Die Ortswahl, für den langjährigen Intendanten im sprungnahen Darmstadt ein Kolumbusei, ist sehr geschickt. Der Name der Stadt an Ehren reich summt nicht bloß dem Deutschen, sondern auch dem Ausländer, zumal dem angelsächsischen, und auch dem nicht erst seit dem exzellenten Song von der Dear City, sentimental in den Ohrmuscheln. Das Rheintal hat glänzende Eisenbahnverbindungen und Autostraßen. Weltbäder: Wiesbaden, Nauheim, Baden-Baden, Homburg liegen kaum in Hundertkilometer-Distanz. Industriestädte mit patrizischem Alt-, snobistischem Neu-Reichtum, der es jenem gleichtun möchte: Frankfurt, Mannheim, Karlsruhe, Stuttgart, bilden ein Hinterland, in dem Mäzene und Amateure in Dolden gedeihen. Vom wirtschaftsgeographischen Standpunkt läßt Heidelberg für die Zwecke Hartungs und seiner am Fremdenverkehr interessierten kommunalen Hintermänner kaum etwas zu wünschen übrig.

Ebensowenig der Schloßhof vom theatertechnischen, wenn man die Wünschbarkeit von Freiluftaufführungen überhaupt gelten läßt. Er hat eine überraschend gute Akustik; die schummerigen Stimmungsreize dieser von der Natur und Mélac geschaffenen Szenerie sind schwer zu überbieten. Hartung hat den Geschmack, ihr möglichst wenig hinzuzufügen: ein paar hölzerne Treppen, einen Aufbau aus Rabitz, halb Thron, halb Altar. In der Mitte des kleinen Wiesenplans vor Busch und Baum pflanzt er ein gewaltiges Richtschwert, drum herum ein Dutzend Hocker, und — dann geht „Käthchen von Heilbronn" los. Das Femgericht macht den anwesenden Amerikanerinnen großen Spaß. Eine saß neben mir. Als die vermummten Herren im Hintergrunde auftauchten, flüsterte ich meiner Begleiterin zu: „Gib acht, gleich wird sie Ku-Klux-Klan sagen". Ich hatte noch nicht ausgesprochen, als es links von mir nasal ausbrach: „Ach, Ku-Klux-Klan, — charming!" Chicago war im Bilde: die Schlacht für Kleist gewonnen.

Kein Zweifel: Das Ganze ist „charming". Der eisengeschiente Ritter im gewachsenen Grase; das schlafende Jüngferlein unter echten Holunderzweigen; die Raubgrafen auf richtiggehenden, sogar richtig galoppierenden Gäulen; gar nicht zu reden von den durch Säulengängen wallenden Mönchen, dem prunkvollen Aufzug des Kaisergefolges, der Hochzeitsapotheose mit obligatem Ringelreihen und neckisch um die Neuvermählten sich schließendem Baldachin; und ganz zu schweigen von dem wild naturalistischen Schloßbrand, bei dem in öden Fensterhöhlen das Grauen flackernder Strohbündel wohnt, von denen Funken in die Sommernacht stieben, nicht zu verwechseln mit den ebenfalls in großer Anzahl aufgebotenen Glühkäfern und Sternschnuppen, bis ein plötzlicher Scheinwerferstrahl die Barockfigur auf dem Dachfirst in eine Himmelserscheinung verwandelt, den Schutzengel des etwas merkwürdigen Waffenschmiedetöchterleins aus dem eine Eisenbahnstunde neckaraufwärts — „oh, is that so?" — gelegenen Heilbronn. Eine gute Sache für Amerika.

Unsereinen nimmt es natürlich für Momente ebenfalls mit; aber im großen und ganzen wird einem nicht wohl dabei. An mitteleuropäisches Theater Gewöhnte wähnen sich da leicht im Panorama. Sie werden auch ein bißchen seekrank von dem Stilgeschlinger zwischen hunderprozentiger und nullprozentiger Naturtreue, samt allen möglichen Zwischengraden: bald wird die Illusionsfähigkeit heftigst beansprucht, bald ganz ausgeschaltet. Nebenszenen werden durch die unverhältnismäßige Weite der Umwelt zu gewichtig; Hauptszenen zerflattern und verflüchtigen sich. Die Handlung zerbröckelt; ihr Auf und Ab folgt nicht mehr dem eingeborenen Gesetz der Dichtung, sondern den Gegebenheiten der Örtlichkeit und bekommt dadurch etwas Hektisch-Zufälliges. Sie hält nicht mehr in Atem; man hört nicht mehr auf die Worte, sondern wartet auf Bilder. Der dramatische Spiritus geht zum Teufel; es bleibt das Phlegma, mit dem man den Einfällen des Regisseurs entgegensieht. Hier liegen sie in der Luft, in der Freiluft. Den Regisseur von einigen Graden möchte ich sehen, der aus

der mondbeglänzten Zaubernacht dieser Ruine, von Kleistischen Versen und Weberschen Tönen getragen, keine romantischen Szenenwirkungen herauszuholen imstande wäre.

Die Sache bekommt sofort ein andres Gesicht, wenn sich Hartung unter Dach und Fach begibt. „Schluck und Jau" spielt er im Bandhaus, einem langgestreckten, durch einen schweren Balkenplafond etwas gedrückten Raum, in dem nach der Ausräucherung der kurpfälzischen Hoffräulein die Küfer — daher der noch heute bestehende Name — ihre Fässer banden. Seit Jahrhunderten hängt Weinduft an den Wänden; just das Ambiente, denkt man, für eine dionysische Lustbarkeit. Ob Hauptmanns „Spiel zu Scherz und Schimpf" mit seinem frostigen Scherz und seinem eintönigen Schimpf für dergleichen die geeignete Unterlage bietet, daran läßt sich von vornherein zweifeln. Jedenfalls gehört dazu eine Regisseurpersönlichkeit, die aus eignen Beständen mehr Wärme und Farbe zuzusetzen hat als der Eklektiker Hartung. Dessen Phantasie reicht nicht aus, das vorhanglose Podium vor den drei roten, unverputzten Backsteinarkaden, das ihm hier zur Verfügung steht, wirklich zu beleben. Diener und Pagen huschen genügend, von dem hüpfenden Narren Matray geführt, recht nach der Reinhardtweis, mit Möbeln und Requisiten umher; an menschlicher und tierischer Statisterie fehlt es nicht für das Gefolge des Jagd- und Schloßherrn, der sich den saturnalischen Spaß mit den beiden Proleten erlaubt. Aber um die herum ist nichts: sie stehen in einem luftleeren Raum: sie stoßen nicht wider, stoßen sich nicht wund an einer fremden, feindlichen Welt: denn dieser Herrenwelt, schon von ihrem Schöpfer reichlich schemenhaft geliefert, wird vom Regisseur nicht einmal der Eintagsatem der Bühne eingeblasen. Wie vor Gobelins bewegen sich die beiden von rundem, buntem Leben strotzenden Landstreicher, doppelt diskrepant natürlich, wenn Darsteller von der saftigen Fülle Klöpfers, der ergreifenden Phantastik Pallenbergs aus den Lumpen in Brokat und Sammet schlüpfen, um plötzlich wieder in Flicken und Fetzen zu erwachen. Klöpfer, aus dem in der Dorfschenke bezogenen Rausch auf dem damastnen Bett sich aufrappeln zu sehen, ihn, vor Größenwahn überschnappend und doch mit einem zu tiefst lauernden angstvollen Zweifel: „Ich bin ä Ferscht!" kreischen zu hören; Pallenberg in der Silhouettenszene zu erleben, wo sich die zarte Seele des Vagabunden als rührendstes Widerspiel zu dem verzärtelten Körper Sidselills offenbart — das sind festliche Momente. Ohne Frage.

Aber ob um solcher Momente willen, die sich einsam herausheben aus einer Ebene guten darstellerischen Durchschnitts bei durchaus zulänglicher, aber keineswegs ungewöhnlicher Inszenierung, ob zur Erzielung von dergleichen vereinzelten Virtuosenleistungen der ganze feierliche Rummel nötig ist; ob der sich — das Ökonomische versteht sich von selbst — sozusagen moralisch lohnt; ob das Ganze jenseits von persönlichen Ambitionen und kommunalen Interessen überhaupt einen Zweck und damit den kulturellen hat, der ihm mittels

Rhetorik und Reklame schallend bescheinigt wird; — das ist denn doch wohl eine Frage. Grade in Heidelberg hat sich ausgerechnet der Dichter von „Schluck und Jau“ höchst pessimistisch über die deutsche Dramatik dieser Zeit und der nächsten Zukunft ausgesprochen. Mag er damit im Recht sein oder nicht, — das kann kühnlich behauptet werden: diese Festspiele, deren Lob er, nach allerhand Scherz und Schimpf über den modernen Theater- und Filmbetrieb, in den Sender sang, sie haben zur Entwicklung der dramatischen Dichtung bisher nicht das Geringste beigetragen. Und ob diese „Blüten des sozialen Lebens“, als die nach einem gleichzeitigen Ausspruch Gerhart Hauptmanns derlei Veranstaltungen angesehen wissen will, jemals Früchte zeitigen werden, an die der Dichter dabei gedacht haben mag, auch darüber dürften Zweifel erlaubt sein. Neue Wege zur Volksgemeinschaft, neue Formen ihrer Manifestation? Vom Heidelberger Schloßhof werden sie so wenig ausgehen wie von der Salzburger Reitschule.

Bertolt Brecht

dargestellt für Engländer von Lion Feuchtwanger

Der Artikel ist kürzlich für englische Zeitungen geschrieben worden.

I.

Um die Jahreswende 1918/19, bald nach Ausbruch der sogenannten deutschen Revolution, kam in meine münchner Wohnung ein sehr junger Mensch, schmächtig, schlecht rasiert, verwahrlost in der Kleidung. Er drückte sich an den Wänden herum, sprach schwäbischen Dialekt, hatte ein Stück geschrieben, hieß Bertolt Brecht. Das Stück hieß „Spartakus“. Im Gegensatz zu der Mehrzahl der jungen Autoren, die, wenn sie Manuskripte überreichten, auf das blutende Herz hinzuweisen pflegen, aus dem sie ihr Werk herausgerissen hätten, betonte dieser junge Mensch, er habe sein Stück „Spartakus“ ausschließlich des Geldverdienstes wegen verfaßt. Um jene Zeit war im deutschen Drama der Expressionismus große Mode, unsre jungen Dramatiker rissen sich die Brust auf und holten langhinhallende pathetische Deklamationen hervor, beteuernd, die sozialen Einrichtungen seien minderwertig, der Mensch hingegen gut. In dem Manuskript des neunzehnjährigen Bertolt Brecht stand nichts dergleichen. Vielmehr war es eine zügig hingeworfene dramatische Ballade von einem Soldaten, der aus dem Krieg nach Haus kommt, sein Mädchen von einem andern geschwängert findet, von ihren geldverdienenden Eltern hinausgeschmissen wird, in den Kneipen und Straßen der Proletarier die Arbeiter zur Revolution aufhetzt, an ihrer Spitze die Zeitungsviertel stürmt. Von da an ging das Manuskript auseinander; es lagen verschiedene Fassungen vor. Die eine, am meisten charakteristische, war so, daß das Mädel während des Kampfes zu ihrem Soldaten geht, und daß der, nun er sie hat, die Revolution Revolution sein läßt, das Mädel, wenn auch etwas ramponiert, mit sich nimmt und abhaut. Er ist jetzt satt,

und Revolution ist eine Sache für Hungrige, und er geht jetzt nach Haus, wo ein breites, weißes Bett bereit ist. Dies also stand in dem Manuskript „Spartakus", sehr unliterarisch vorgetragen. Die Menschen des Manuskripts sprachen eine außermodische, wilde, kräftige, farbige Sprache, nicht aus Büchern zusammengelesen, sondern dem Mund des Volkes abgeschaut. Ich las also dieses balladenhafte Stück, und ich telephonierte dem Verwahrlosten, warum er mich denn angelogen habe; er habe doch dieses Stück niemals nur aus äußerer Not geschrieben. Da begehrte aber dieser junge Autor sehr auf, er wurde heftig und fast bis zur Unverständlichkeit dialektisch und erklärte: gewiß habe er dieses Stück nur des Geldes wegen geschrieben; er habe aber noch ein andres Stück, das sei wirklich gut, und das werde er mir bringen. Er brachte es mir auch, es hieß „Baal", hatte aber nichts mit dem Gotte gleichen Namens zu tun, sondern erwies sich als eine noch viel wildere, wüstere und sehr herrliche Sache.

Was übrigens jenes Manuskript „Spartakus" anlangt, so brachte es mir ein unangenehmes Erlebnis. Im Frühjahr jenes Jahres wurde nämlich in München eine Räteregierung ausgerufen. Sie dauerte nur sehr kurze Zeit, dann wurde die Stadt wieder von weißen Truppen besetzt. Es wurde bei den Intellektuellen Haussuchung gehalten. Soldaten mit Revolvern und Handgranaten kamen in meine Wohnung, veranlaßten mich, Schreibtisch und Schubladen zu öffnen, und das erste, was ihnen in die Hände fiel, war ein Manuskript, betitelt „Spartakus". Man ging um jene Zeit in München nicht grade sanft mit dem einzelnen um, die Kugeln saßen sehr locker, die Zahl der Getöteten geht hoch in die Hunderte. Die Geschichte mit dem Manuskript „Spartakus" hätte für mich leicht übel ausgehen können, wenn nicht unter den Soldaten einige Düsseldorfer Studenten gewesen wären, die Stücke von mir gesehen und Bücher von mir gelesen hatten, so daß ich ihnen begreiflich machen konnte, daß es sich bei diesem „Spartakus" nicht um Agitationsmaterial handle.

Ich habe übrigens später, als ich die Aufführung des „Spartakus" durchdrückte, Brecht veranlaßt, das Werk „Trommeln in der Nacht" zu nennen.

II.

Der Dichter Bertolt Brecht, geboren 1898, in der kleinen Stadt Augsburg, sieht alles eher aus als deutsch. Er hat einen langen, schmalen Schädel mit stark hervortretenden Jochbogen, tiefliegende Augen, in die Stirn hineinwachsendes, schwarzes Haar. Auch gibt er sich betont internationalistisch, und seinem Aussehen nach dürfte man ihn für einen Spanier oder für einen Juden oder für beides halten. Dennoch ist dieser Nachkömmling deutscher evangelischer Bauern, der von den Deutschnationalen wüst angefeindet wird, in seiner Dichtung so deutsch, daß es verflucht schwer hält, ihn jenseits von Deutschland verständlich zu machen. Es liegt ihm mehr an der Arbeit als an dem vollendeten Werk, mehr am Problem als an der Lösung, mehr am Wege als am Ziel. Er pflegt seine Dichtungen unendlich oft umzuarbeiten, zwanzig, dreißig Mal

und für jede unbedeutende Provinzaufführung von neuem. Es liegt ihm durchaus nichts daran, daß ein Werk fertig ist, immer wieder, auch wenn sie zehnmal gedruckt ist, erweist sich die letzte Fassung als die vorletzte, er ist die Verzweiflung der Verleger und Theaterdirektoren. Wird er auf irgend eine innere Unwahrhaftigkeit aufmerksam gemacht, so scheut er sich nicht, die Arbeit eines Jahres rücksichtslos umzustoßen; aber er wendet keine Minute an die Korrektur eines groben Fehlers in der äußeren Wahrscheinlichkeit. Das überläßt er dem Regisseur oder seiner Sekretärin oder einem Herrn X. Denn es liegt ihm mehr an der innern Kurve seiner Menschen als an der äußern Kurve der Handlung. So finden sich in der Handlung seiner Stücke die krassesten Unwahrscheinlichkeiten. Die äußern Dinge sind so salopp hingeworfen, daß ihr Mangel an Zusammenhang und Logik viele Hörer abstößt. Bertolt Brecht strebt Klassizität an, das heißt strengste Sachlichkeit. Aber durch den Mangel an äußerer Glaubwürdigkeit wirkt er romantisch, und es haftet an allen seinen Dichtungen etwas Fragmentarisches.

Er schreckt vor keiner Derbheit zurück und nicht vor letztem Realismus. Er ist ein wunderliches Gemisch von Zartheit und Rücksichtslosigkeit. Von Plumpheit und Eleganz, von Verbohrtheit und Logik, von wüstem Geschrei und empfindlicher Musikalität. Er wirkt auf viele abstoßend; aber wer einmal seinen Ton begriffen hat, kommt schwer los von ihm. Er ist widerwärtig und reizvoll, ein sehr schlechter Schriftsteller und ein großer Dichter und unter den jüngern Deutschen ohne Zweifel der, der die meisten geniehaften Züge trägt.

III.

Bertolt Brecht hat eine Erfindung gemacht, er nennt sie das epische Drama. Er wird sehr böse, wenn man diese Erfindung aus seinem eignen Mangel an konstruktivem Sinn erklärt. Die Erfindung besteht darin, daß er auf jede Spannung im Drama verzichtet, und daß er die Herstellung von Antithese und Spannung, daß er jeden zweckvoll ersonnenen Aufbau einer Handlung für unkünstlerisch ansieht. Vielmehr vernichtet das Brechtsche epische Drama im Gegensatz zum französischen Theater jede Spannung, indem es die Geschehnisse von vornherein naiv und deutlich ansagen läßt. Es kommt, nach Brecht, darauf an, daß der Zuschauer nicht mehr auf das Was, sondern nur auf das Wie achtet. Es kommt weiterhin, nach Brecht, darauf an, daß der Zuschauer um Gottes willen sich nicht einfühlt. Das Schmarotzenwollen am Schicksal und am Leben eines andern muß, nach Brecht, dem Publikum ausgetrieben werden. Es kommt vielmehr, nach Brecht, darauf an, daß der Mann im Zuschauerraum sich die Ereignisse auf der Bühne lediglich betrachtend, wißbegierig, lärmbegierig anschaut. Anschauen soll der Zuschauer den Ablauf eines Lebens, seine Schlüsse daraus ziehen, ablehnen, zustimmen, sich interessieren soll er, aber um Gottes willen nicht mitfühlen. Er soll sich die Mechanik eines Geschehens betrachten wie die Mechanik eines Autos. Es ist auch durchaus nicht nötig,

daß sich der Zuschauer etwa ein ganzes Stück anschaut. Da er von Anfang an über die einzelnen Phasen informiert wird, kann er sich aussuchen, ob er sich anschauen will, wie sich der Held in dieser oder jener schwierigen und interessanten Situation verhält, wie er kämpft, wie er sich oder andre verwandelt, wie er sich zur Masse verhält, in ihr aufgehend oder sich gegen sie behauptend, wie er mit dem Strom oder gegen ihn schwimmt, wie er stirbt.

IV.

Wahrscheinlich ist das Zentrum, von dem Brecht ausgeht, die Ballade. Er hat unter dem Titel „Die Hauspostille" eine Sammlung von Balladen veröffentlicht, Geschichten des kleinen oder auch des großen Lebens, dargestellt auf eine volkhaft urtümliche Art, wild, frech, fromm, zynisch. Mancherlei Menschen und mancherlei Gefühle sind in diesen Gedichten zum ersten Mal gesichtet und zum ersten Mal gesagt. Wahrscheinlich ist es nicht leicht, die Musik dieser Verse in eine fremde Sprache zu übertragen; aber ich glaube, daß das Wesen dieser Dichtungen auch dem Nichtdeutschen zugänglich ist, und ich mache kein Hehl aus meiner Überzeugung, daß ich neben Kipling Brecht für den ersten Balladendichter unter den Zeitgenossen halte.

Von den Stücken Brechts ist vielleicht das Lustspiel „Mann ist Mann" auch einem breitern Kreis am leichtesten verständlich. Es schildert die Verwandlung des Packers Galy Gay in einen Soldaten der indischen Armee. Eine Maschinengewehrabteilung eines indischen Regiments hat ihren vierten Mann bei einem Einbruch verloren und muß, soll der Einbruch nicht entdeckt werden, ihren vierten Mann unter allen Umständen wiederschaffen. Zu diesem Behuf verwandeln drei Soldaten den harmlosen Packer Galy Gay, einen Mann, der nicht Nein sagen kann, in ihren vierten Mann, in Jeraiah Jip, Soldaten der indischen Armee. Sie montieren das Individuum Galy Gay von innen her um zu einem Massenmenschen dergestalt, daß er am Schluß wirklich nicht mehr der Packer Galy Gay ist, sondern der Soldat Jeraiah Jip und den unvermutet und verspätet auftauchenden wirklichen Jeraiah Jip zum Teufel jagt. Die äußern Voraussetzungen der Fabel sind phantastisch, die Stadt Kilkoa, in der die Handlung spielt, ist in jeder Hinsicht von einem Augsburger erfunden, die Soldaten sind auf überaus kindliche Art Kipling entnommen, und im Mittelpunkt der Handlung steht ein ungewöhnlich alberner Schwank mit einem künstlichen Elefanten. Es ist nirgends eine Spur äußerer Wahrscheinlichkeit, jede Illusion ist auf die primitivste Art zerstört. Aber die innere Logik der Verwandlung dieses Mannes Galy Gay ist zwingend, und wenn der lebendige Galy Gay dem toten Galy Gay die Grabrede hält, so wüßte ich unter den Szenen der Lebenden keine, die dieser an Großheit der grotesk-tragischen Erfindung und Grundauffassung gleichkommt.

V.

Der Dichter Bertolt Brecht hat sich bisher in Deutschland nicht durchgesetzt. Volksbühnen und große, experimentierende

Provinzbühnen spielen ihn, und er ist ein Lieblingsthema der Literaten. Es ist nicht ganz leicht, sich in ihn hineinzulesen, und ihn zu übersetzen, ist sicher sehr schwer. Aber ich glaube, es lohnt.

Wenn die Igel in der Abendstunde

von Theobald Tiger

Für achtstimmigen Männerchor

Wenn die Igel in der Abendstunde
still nach ihren Mäusen gehn,
hing auch ich verzückt an deinem Munde,
und es war um mich geschehn —
Anna-Luise —!

Dein Papa ist kühn und Geometer,
er hat zwei Kanarienvögelein;
auf den Sonnabend aber geht er
gern zum Pilsner in'n Gesangverein —
Anna-Luise —!

Fragt' ich: „Wirst die meine du in Bälde?"
blicktest du voll süßer Träumerei
auf das grüne Vanderfelde,
und du dachtest dir dein Teil dabei,
Anna-Luise —!

Und du gabst dich mir im Unterholze
einmal hin und einmal her
und du fragtest mich mit deutschem Stolze,
ob ich auch im Krieg gewesen wär...
Anna-Luise —!

Ach, ich habe dich ja so belogen!
Hab gesagt, mir wär ein Kreuz von Eisen wert,
als Gefreiter wär ich ausgezogen,
und als Hauptmann wär ich heimgekehrt —
Anna-Luise —!

Als wir standen bei der Eberesche,
wo der Kronprinz einst gepflanzet hat,
raschelte ganz leise deine Wäsche,
und du strichst dir deine Röcke glatt,
Anna-Luise —!

Möchtest nie wo andershin du strichen!
Siehst du dort die ersten Sterne gehn?
Habe Dank für alle unvergesserlichen
Stunden und auf Wiedersehn!
Anna-Luise —!

Denn der schönste Platz, der hier auf Erden mein,
das ist Heidelberg in Wien am Rhein,
Seemannslos.

Keine, die wie du die Flöte bliese...!
Lebe wohl! Leb wohl.
Anna-Luise —!

Stinnes in Moabit von Morus

Unsre Ehrfurcht vor dem Namen Stinnes ist nie so groß gewesen, daß es uns bei dem Gedanken: ‚Stinnes in Moabit‘ kalt über den Rücken rieselt. Aber der Fall ist einigermaßen bemerkenswert, weil er zeigt, wie weit es die Legendenbildung der Wirtschaftsmonarchisten gebracht hat.

Die Geschichte von den unglücklichen Söhnen berühmter Väter, die es gar so schwer haben, kennen wir ja. Sie stimmt nicht einmal da, von wo sie herkommt. Selbst in den Gefilden der Kunst haben, von Hans Holbein bis Johann Strauß, die Söhne sich noch immer durchgesetzt, wenn sie nur begabter waren als die Väter. Und für die weniger Begabten war der arrivierte Papa meistens ein sehr nützlicher Wegmacher. Männerchen, wie Siegfried Wagner, haben niemals im Schatten der Väter gestanden. Wenn Papa nicht den Schatten geworfen hätte, wären sie überhaupt nicht an die Oberfläche gelangt.

In der Wirtschaft ist der Vorgang noch eindeutiger. Die erste Million ist allemal die schwerste. Aber wenn erst in der zweiten Generation die großen Talente kommen, wie bei den Rothschilds, bei Morgan, übersieht man leicht, mit wieviel die Söhne schon anfangen konnten. Auch der alte Hugo Stinnes war bereits der Sohn und Enkel von Millionären. Die herbe Tatsache, daß er als junger Mensch eine eigne G. m. b. H. mit nur fünfzigtausend Mark Kapital gründete, ändert nichts daran, daß er von Anfang an Teilhaber eines Millionengeschäfts war. Edmund und Hugo Stinnes junior, die Herren der vierten Generation, wuchsen aber gleich als Erben eines Multimillionenvermögens auf. Edmund, der ältere, wollte studieren. Der Vater hielt nicht viel davon, aber er verwehrte es ihm nicht. Hugo, der zweite, war gleich geschäftstüchtig und geschäftsgierig, wie Papa es gern sah; dazu Mutterns Liebling. Also wurde er entgegen den Regeln andrer Dynastenfamilien, über den Kopf des Erstgebornen hinweg der designierte Kronprinz. Doch sonst ging es im Hause Stinnes streng dynastisch zu. Es gab zwar keine Galakutschen, aber wie bei den Hohenzollern waren die Söhne des Hugo Stinnes bereits mit zehn Jahren zum Offizier und mit zwanzig Jahren zum Heerführer befähigt.

Hugo Stinnes junior war kaum aus der Lehre, als der Vater seine merkwürdige Diplomatentätigkeit in Schweden begann. Im Frühjahr 1916 ging der alte Hugo Stinnes als Nachrichtenagent für den Großen Generalstab nach Stockholm. Das Auswärtige Amt war davon unterrichtet, wenn auch nicht übermäßig entzückt. Immerhin konnte Stinnes mit dem damaligen deutschen Gesandten in Stockholm, dem Herrn von Lucius, ein Abkommen treffen, daß von allen Nachrichten, die einem von ihnen bekannt wurden, der andre stets Kopien erhalten sollte. Herr von Lucius hielt das Abkommen brav ein, und Stinnes bekam sogar alle Chiffredepeschen, die in der deutschen Gesandtschaft eingingen, im Original vorgelegt. Angeblich brauchte er alle diese Informationen, um bei den Besprechungen, die in Stockholm mit Russen und Japanern über

die Möglichkeit eines Sonderfriedens im Osten geführt wurden, im Bilde zu sein.

Als tüchtiger Kaufmann versäumte er aber nicht, seine diplomatische Mission auch gleich geschäftlich auszunutzen. Er errichtete in Stockholm eine Zweigniederlassung der Hugo Stinnes G. m. b. H., weil er, wie er später erklärte, „unter gar keinen Umständen das Odium auf sich nehmen konnte und wollte, etwa ein reiner Agent der deutschen Regierung und des deutschen Generalstabes zu sein." Der geschäftliche Leiter der stockholmer Stinnes-Filiale war ein Herr Fehrmann. Als Vertreter der Hausinteressen aber wurde, da der alte Stinnes nicht ständig in Schweden sitzen konnte, Hugo Stinnes junior nach Stockholm beördert.

Der jetzige Gast in Moabit nahm nicht nur die geschäftlichen Interessen des Vaters wahr, sondern er fungierte auch als sein diplomatischer Stellvertreter. Er nahm, damals kaum zwanzig Jahre alt, an den Verhandlungen über den Sonderfrieden teil und konnte, wie Hugo Stinnes senior später vor dem parlamentarischen Untersuchungsausschuß unter seinem Eide aussagte, in dem Hause, wo die Besprechungen mit den Japanern stattfanden, „wenn er wollte, jeden Augenblick dort aus und ein gehen". Hugo Stinnes faßte offenbar seine diplomatischen Hilfsdienste ebenso wie seine privaten Geschäfte als eine Familienangelegenheit auf, bei der sein Sohn selbstverständlich mittun durfte. Wieweit im Auswärtigen Amt die Helfershelfertätigkeit des jungen Stinnes bekannt und genehm war, ist bedauerlicherweise nicht festgestellt worden.

Nachdem Hugo Stinnes junior sich in Stockholm zwar nicht um das Deutsche Reich, aber doch um das Stinnessche Familienunternehmen die Sporen verdient hatte, wurde er vom Vater nach Hamburg geschickt, um dort die neugegründete Hugo Stinnes A.-G. für Seeschiffahrt und Überseehandel in Schwung zu bringen. Unter dem Protektorat des alten Stinnes gelang es Hugo junior, das hamburger Haus zum wichtigsten Stützpunkt der Stinnesschen Inflationswirtschaft zu machen; denn über die hamburger Zentrale, die im Jahre hundert Millionen Goldmark in fremden Valuten umsetzte — damals eine unerhörte Summe — gingen die großen Devisentransaktionen.

Ich erinnere mich noch, wie der junge Stinnes vor dem Untersuchungsausschuß des Reichstags über die Markstützungsaktion von diesen Geschäften erzählte: ein schmächtiger Seminarist, scheinbar sehr anspruchslos, dabei klar und bestimmt in seinen Äußerungen, neben dem massiven Minoux und den aufgetakelten Marineherrschaften zweifellos noch die sympatischste Erscheinung aus dem Stinnes-Kreise. Aber die ihn näher kannten, schilderten ihn schon damals als einen unleidlichen Charakter: machthaberischer, brutaler, kaltschnäuziger noch als der Vater, wenn es um Geld ging. Sein Eigensinn und seine Herrschsucht, dazu ein kleinlicher Geiz, gingen den Freunden des Vaters schwer auf die Nerven; Männer wie Silverberg wollten mit dem Kronprinzen des Reiches Stinnesien nichts zu tun haben.

Als dann der Alte plötzlich die Augen zumachte und Hugo Stinnes junior mit siebenundzwanzig Jahren an die Regierung kam, stellte sich sehr bald heraus, daß sein Unternehmertalent sich in recht engen Grenzen hielt. Auch geniale Kaufleute hätten den Konzern, den der alte Stinnes hinterlassen hatte, gewiß nicht unversehrt in der Stabilisierungszeit aufrechterhalten können. Aber sie hätten, so rasch wie möglich, eine Konzentration angestrebt. Hugo Stinnes junior, und leichtsinniger noch sein Bruder Edmund, bauten an, statt ab. Als die Schulden sich häuften und der Stinnes-Konzern festgefahren war, versuchte Hugo es bei den Banken mit Auftrumpfen. Aber wenn man um Kredite vorsprechen muß, ist es unpraktisch, mit der Faust an die Tür zu schlagen. Die Banken reagierten auf diese brüske Methode recht kühl, und Jacob Goldschmidt sah sich daraufhin die Bilanzen der Stinnes-Unternehmungen noch etwas schärfer an.

Der Zusammenbruch war nicht mehr zu vermeiden, der Krach zwischen den Brüdern beschleunigte noch die Katastrophe, und nach einem Jahr war der Stinnes-Konzern ausverkauft. Hugo Stinnes blieb zwar noch immer Millionär, aber er mußte sich damit begnügen, für seine neuen amerikanischen Partner und Geldgeber die mühlheimer Kohlenzechen zu verwalten.

Das schien er mit gutem Erfolge zu tun. Während von den andern Mitgliedern der Familie Stinnes alle paar Monate eine neue Skandalgeschichte publik wurde, verhielt sich Hugo Stinnes einigermaßen ruhig, und die alten Bewunderer der Dynastie Stinnes begannen ihm schon wieder Lorbeerkränze zu flechten. Der Streit zwischen Hugo und Edmund, dessen Unternehmungen inzwischen in aller Form Konkurs gemacht hatten, ging zwar weiter, aber der Reichsgerichtspräsident in persona hielt es keineswegs unter seiner Würde, zwischen den in jeder Beziehung verkrachten Brüdern den privaten Schiedsrichter zu spielen. Zwischen Landesverratsprozessen en gros und Friedensreden en detail fand Deutschlands höchster Richter Zeit, die Vermögensverhältnisse im Hause Stinnes zu regeln.

Auch seinem juristischen Scharfsinn entgingen leider manche Details, und so müssen jetzt niedere Richter noch einmal eine Akte „Stinnes" anlegen. Daß es dies Mal Strafrichter sind, mag in Leipzig besonders peinlich empfunden werden, läßt sich aber wohl nicht ändern. Wenn die Anklagen, deretwegen Hugo Stinnes nun in Moabit interniert ist, sich als stichhaltig erweisen, wäre der Weltruhm der Familie Stinnes endgültig besiegelt. Aber auch wenn die Kriegsanleihegeschäfte des jungen Stinnes noch grade am Rande des Strafgesetzbuches vorbeigehen sollten, so muten sie doch recht kläglich an: mittlere Schiebungen, der Summe und der Technik nach weit unter Barmat-Format, Manipulationen, wie sie jedes große Schöffengericht ein Mal im Jahr unter die Hände bekommt. Wir waren bisher an andre Dimensionen gewöhnt. Hugo Stinnes junior macht selbst in Moabit dem Namen keine Ehre.

Bemerkungen

Professor Liepmann

Ein Kämpfer unter den Professoren ist gestorben. Rasch, wie gegenwärtig gerade die Besten verschwinden. Ein Mensch unter den Juristen. Ein Held unter den Gutachtern, der über jenen Kommunisten-tötenden vierten Strafsenat des Reichsgerichts sein tödliches Urteil fällte. Der erste, und noch immer einer der wenigen, die den Kampf gegen die Todesstrafe sogar innerhalb der deutschen Universitäten führten.

Moritz Liepmann plante, mit mir zusammen eine große Versammlung in Berlin abzuhalten. Aber er dachte noch darüber nach, wie man in diese Veranstaltung, mit einem Professor und einem Autor als Sprechern, nur solche Zuhörer hineinbekommen könnte, die von der Verderblichkeit der Todesstrafe noch nicht überzeugt seien. Er wollte das übliche „Reden im Kreise" vermeiden, den überflüssigen Beifall der Anhänger. Die Lauen und die Feindseligen, vor allem die Gleichgültigen gehörten in solchen Saal. Aber das Problem der Probleme: wie sollen Die kommen, die nicht kommen wollen?

Gegen die sträfliche Gleichgültigkeit, besonders der Juristen, ist Liepmanns berühmtes Buch geschrieben: Die Todesstrafe. Ein zorniges „Gutachten", vom Jahre 1912. Die falschen Legitimationen der Todesstrafe werden zerrissen: das „absolute Postulat", aus göttlicher Quelle, — aber handelt es sich nicht auch bei den Mördern um Ebenbilder Gottes? Dann das Vergeltungsbedürfnis, — aber ließ sich nicht zum Beispiel die fränkische Sippe ruhig ihre Blutrache abkaufen? und wieso gibt es Lynchjustiz, also Volksvergeltung, nur grade in denjenigen Nordstaaten, die auch von Gesetzes wegen die Todesstrafe haben? — Weil man das Rachebedürfnis des Volkes mit Vorsatz züchtet. Auf der andern Seite hat die Todesstrafe nirgends vom Morden abgeschreckt und ihre Beseitigung hat nirgends die Verbrechen vermehrt. Das Buch gibt schlagende Statistiken. Kehren wir aber den Spieß um: Das Bestehen dieser Strafe reizt sogar zum Morde auf, sie plakatiert mit ihrem Beil ein Beispiel. Es ist kein Zufall, daß von einhundertfünfzig in einem bestimmten Gefängnis Hingerichteten nach ihren Aussagen nur sechs noch niemals eine Hinrichtung als Zuschauer gesehen hatten. Bismarck freilich (der die schon vorhandene Mehrheit des Reichstags für die Abschaffung mit Gewalt umstimmte) wollte den Verrohungsgehalt einer Hinrichtung so gering einschätzen, daß er sie mit den heutzutage doch unvermeidlichen Unglücksfällen verglich. So leicht nehmen die Menschen, auch wenn sie sonst nicht für Blut und Eisen schwärmen, das Tuer avec cérémonies. Der bürgerliche Stumpfsinn zeigt sich hier um so verwerflicher, als die Mörder nicht einmal die „schlechtesten" unter den Verbrechern sind. Denn von hundertfünfzig Mördern, in England, waren einhundertachtzehn nie vorbestraft; ein für Juristen doch einleuchtender Gradmesser. Die Gefahren des Justizirrtums sieht jeder, aber in die Mitte der Sache trifft Liepmann, wenn er die Todesstrafe als ein billiges, gefährliches, heuchlerisches Mittel deutet, um von der tiefsten aller Notwendigkeiten abzulenken: daß man die Ursachen des Verbrechens zu bessern und zu beseitigen hat. Erkennt man die Mitschuld der Gesellschaft, dann wird man freilich nicht nur die Strafen überhaupt, sondern auch den Strafvollzug gründlich ändern müssen. Dieser praktischen Seite der Justiz hat sich Liepmann zuletzt besonders zugewandt.

Mit gutem Gewissen darf der mutige Rechtslehrer die Frage

stellen, ob wirklich die Gegner der Todesstrafe die Ängstlichen und Schwächlichen sind — oder nicht vielmehr die andern. Sein Geist wird bei den bevorstehenden Zusammenstößen mit den Freunden des Schafotts, den Beugern des Lebens unter das Beil, den Henkern im Lande von soviel Denkern, in der vordersten Reihe zugegen sein. Möge nur endlich neben den Dichtern, Journalisten, Ligisten und wenigen Juristen das Volk selbst den gerechten Krieg führen, der wegen seiner unabsehbaren Hintergründigkeit von den alten Mächten rings um die Menschentötung maßlos gefürchtet wird.

Alfred Wolfenstein

Stresemann in Paris

Anderswo ist die Arbeitseinteilung Brauch, aber wen das Schicksal als „Auslandskorrespondenten" in irgend eine europäische Kapitale verschlagen hat, ist eine ganze Zeitung für sich: Politiker, Feuilletonist, Theaterkritiker und wenn es nötig ist, auch Reporter. Dieses Mal war es nötig, denn das liebe Publikum will ja nun einmal genau wissen, wie er sich räuspert und wie er spuckt. Zum mindesten glauben es die Zeitungen. Die deutsche Presse in Paris war also dies Mal auf Reportage gestellt und selbst die ganz großen Herren oder die es sich dünken, waren mit dem Volk der Photographen und Reporter vermengt. Ein sonderbarer Beruf: Reportage. Man läuft hinter einem Menschen her wie ein Detektiv und stürzt ans Telephon, um der Mitwelt mitzuteilen, welche Farbe sein Anzug hatte, was er für ein Gesicht machte... „Entschuldigen Sie, mein Herr," fragte den Schreiber dieser Zeilen ein älterer, französischer Reporter, der sich verspätet hatte, „war er nur bleich oder auch abgemagert?" Welche Blamage, wenn die Konkurrenz etwa beides gemeldet hätte. Aber er war eigentlich weder bleich noch sehr abgemagert. Er war nach der Besprechung mit Poincaré ausgesprochen rot und der Nacken quoll noch immer beträchtlich über den Kragen hinaus. Während er oben mit Poincaré fast ein und eine halbe Stunde spricht, ist Zondek, sein Arzt, ein Auskunftsbureau für sich. „Diät?" — „Sosolala", meint er, „gestern Abend hat er mehr gegessen als ich selbst! Und dazu Schinken!"

Im Hof des Außenministeriums und des Finanzministeriums spaziert „la presse mondiale" herum und wartet. Ab und zu ein Vorstoß bis zur Tür, aber der Huissier weiß nichts Besonderes. Nach einer Stunde große Neuigkeit. Zondek hat seine Karte geschickt und läßt Stresemann sagen, eine Stunde wäre genug. Was geht Zondek Räumung und Dawesplan an? Run zum Telephon. Aber Stresemann bleibt oben. Woraus mit nicht übergroßem Aufwand an Intelligenz zu schließen ist, daß die Unterhaltung sich um interessante Dinge dreht. Die Presse wartet weiter. Sie beginnt, Papier in allen Größen und Farben zu beschreiben. Mein Gott, man muß doch etwas nach Hause bringen. Eine andre Neuigkeit. Poincaré hat seinen eignen Dolmetscher, einen straßburger Professor für deutsche Sprache und Literatur... Endlich öffnet sich die Tür und Stresemann erscheint. Er sieht wirklich angegriffen aus und geht mit ganz kleinen, langsamen Schritten die Stufen hinab. Wundervoll die Nuance in den Verbeugungen des französischen Dolmetschers. Ganz tiefe, zeremonielle vor dem Minister; eine leichte, flüchtige vor dem deutschen Kollegen. „Son excellence, le ministre des affaires étrangères d'Allemagne" fährt aus dem Hof. Eine kleine Versammlung auf der rue de Rivoli, ein paar Bravorufe, ein paar Leute klatschen in die Hände. Aus.

Im Flur der Presseabteilung des Außenministeriums fürchterliches Gedränge um die Karten zur Unterzeichnungsfeierlichkeit. Viele lange Gesichter, höfliche

Entschuldigungen an die, die keine bekommen haben. Zwist in der deutschen Presse. Ist das ‚Leipziger Tageblatt' wichtiger als die ‚Düsseldorfer Zeitung'? Im Uhrensaal des Ministeriums Kinoaufbau. Wie in Neubabelsberg oder Hollywood. Auf daß im Jahre 1950 diejenigen, die jetzt in den Windeln liegen, Kostümstudien im Kino machen können. Zehn Minuten Weltgeschichte analog den „dix minutes de cinéma d'avant guerre", die uns so lachen machen. Auf dem Dach des Ministeriums viele Fähnchen, auch die deutschen Farben und Hammer und Sichel der Sowjetrepublik, während in den pariser Straßen stahlhelmgeschützte und bewaffnete Krieger gegen die Verehrer der letztern gerüstet bereitstehen. Der Krieg ist geächtet.

Rudolf Friedmann

Authentisches über ein Regierungsprogramm

Die ‚Wiener Neuesten Nachrichten' haben einen berliner Mitarbeiter, R. B., der sich in der markigen Grammatikverachtung seines Stils in nichts von seinen Volksgenossen unterscheidet. Doch ist er seinem letzten Leitartikel, der den präpositional nicht ganz geglückten Titel „Die Sorge vor dem Herbst" trägt, von einer bestrickenden Offenheit, wie sie in einer Zeit heuchlerischer, durch die Praxis täglich widerlegter Parteiprogramme zu selten ist, als daß sie nicht auch vom politischen Gegner gewürdigt und hervorgehoben werden müßte.

R. B. wundert sich über das „Widerstreben" der Sozialdemokraten, die deutsche Volkspartei in die Regierung aufzunehmen. Er wundert sich besonders über Doktor Otto Braun. „Was etwa möchte er vorhaben?" fragt er in seiner einfachen, aber aus echt völkischen Empfindungen fließenden Sprache. Er weiß es nicht; hingegen weiß er, was die Deutsche Volkspartei „vorhaben möchte", wenn sie mal in der Regierung sitzt, und sagt es mit der oben erwähnten bestrickenden Offenheit:

„Preußen ist die große Domäne der Ämterpatronage. Wer dort mit an der Macht sitzt, hat die Möglichkeit, dafür zu sorgen, daß seine Parteiangehörigen und Schutzbefohlenen nicht ewig, bei Kommissiarien und karger Entlohnung, Assessoren bleiben. Daß auch sie, in Verwaltung, Justiz und Schulamt, die Treppe hinauffallen. Das ist ein Kitt, der bindet." Absatz. „Nüchtern und objektiv Wägenden erschien, wie gesagt, solche Lösung von bestrickender Einfachheit" . . .

Hier ist ein Weg zur Gesundung der deutschen Politik. Nichts mehr von abstrakten Schlagworten wie nationale Belange, Wirtsvolk und Bismarckschwärmerei. Wählt Deutsche Volkspartei! dann regnet es Richter und Schuldirektorstellen. Wer vermöchte der einleuchtenden Sachlichkeit eines solchen Programms zu widerstehen! Wer entrönne nicht gerne „karger Entlohnung" und würde Schutzbefohlener! Solcher Kitt schweißt die auseinanderstrebenden Elemente nationaler Vereine wieder zusammen. Nüchtern und objektiv Wägenden schien, wie gesagt, solche Lösung von bestrickender Einfachheit.

Grete Ujhely

Paradies des Schriftstellers

Die Schriftsteller beklagen sich, daß von den Regierungen nichts getan wird, um ihre soziale Not wirksam zu bekämpfen. Diese Vorwürfe sind unberechtigt — wenigstens soweit Bayern in Frage kommt. Die bayrische Regierung hat in Nürnberg einen Freitisch für fünfhundert Schriftsteller eingerichtet. Der vorliegende Prospekt lautet:

Nürnberg. Gefangenenanstalt. Vollstreckt werden Gefängnisstrafen an erwachsenen männlichen Personen, die länger als sechs Monate in der Anstalt zu verbleiben haben und die wegen einer durch die Presse verübten strafbaren Handlung verurteilt wurden, aber gegen die

bisher eine Freiheitsstrafe wegen eines Verbrechens oder Vergehens noch nicht vollstreckt worden ist.

Anstaltsleiter: Oberregierungsrat...

Belegungsmöglichkeit: Fünfhundert Gefangene bei dreihundertvierundachtzig Einzelzellen (keine Nachtzellen) und zwei Gemeinschaftsschlafsälen.

Arbeitsbetriebe: Schlosserei, Schneiderei, Schreinerei, Schuhmacherei, Weberei, Kartonnagearbeiten, Waldpflanzenzucht. (Aus dem Heft: Die Strafanstalten in Deutschland. Sonderheft zu Band 56 der Blätter für Gefängniskunde. Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg.)

*

Bayern — du hast dein Konkordat verdient.

Felix Ziege

Schweizer Klatsch

In London sind die Trams rot, weil sie hauptsächlich von Arbeitern benutzt werden, in Paris sind sie grün, weil sie unter den andern Verkehrsmitteln kaum vorwärtsgelangen und deshalb gleichsam die trügerische Farbe der Hoffnung symbolisieren, in Budapest sind sie gelb, denn hier beneiden die Trampassagiere derart jene, die im Auto fahren, daß sogar die Wagen gelb werden. In Zürich sind sie blauweiß, wie die Milchhallen. Die Frauen riechen wie Milch, die Männer aber verbreiten demgegenüber den maskulinen Geruch von Quark und Sahne.

*

Ich langweile mich ungeheuerlich. Fast ist es mir gelungen, einem auffallend dummen Bekannten Folgendes einzureden: auf dem Tisch jedes größern Speisesaales steht eine schweizer Kuh, auf vier Beinen, damit das Publikum direkt aus dem Euter die warme, dampfende, schäumende Milch in silberne Kannen melken könne. Nachher bekommt jeder Gast eine Hand voll schweizer Franken geschenkt, zur Erinnerung. An diesem Punkt hatte ich das Märchen verdorben. Denn das wollte mir nicht einmal mein Bekannter glauben.

*

Die Hauptstraße von Zürich heißt Bahnhof-Straße. Die größte Straße einer großen Stadt. Wie viel Gutgläubigkeit, Schlichtheit, sympathische Pathoslosigkeit liegt hierin.

*

Ein erhebendes Gefühl bemächtigt sich meiner. Dies ist das einzige Land, das keinen „unbekannten Soldaten" hat. Ja — und was noch viel mehr bedeutet, es hat nicht einmal einen bekannten Soldaten.

*

Die Menschen sind von einer unheimlichen Ehrlichkeit. Man bringt mir den Überrock nach, den ich auf einer Bank vergessen habe. Kaufe ich etwas, so brauche ich das Geld nicht nachzuzählen. Es wird einem niemals zu wenig herausgegeben. Das beruhigt. Aber auch nicht zu viel. Das hinwiederum macht niedergeschlagen.

*

Ich habe eine Annonce erscheinen lassen, derzufolge ich einen zuverlässigen Spitzbuben suche, damit er mich in den Nachmittagstunden zerstreue.

*

Hier möchte ich krank sein und sterben. Leben jedoch möchte ich womöglich anderswo.

*

Die Gesundheit wird maniakisch angebetet. Die Nichtrauchercoupés sind vollgepfercht von Männern. Finden sie in einem Nichtrauchercoupé keinen Platz, so stehen sie lieber stundenlang im Korridor, neben dem Fenster, um die ozonreiche Gebirgsluft einzuatmen. Ein Mensch, der gleich mir unentwegt raucht, kann bequem auf den Sitzen liegen, in einem eignen Coupé fahren, wie ein Fürst, oder wie ein Cholerakranker.

*

Der See ist rein wie jene Tränen, die eine sechzehnjährige

Jungfrau weint, in einer mondhellen Mainacht. Flüssiger Azur, aufgelöster Saphir. Man sieht bis auf den Grund. Ich entdeckte kein Papierstückchen, keine Falte, keinen Tangfaden darin. Allnächtlich, wenn die Fremden schlafen, waschen die fleißigen schweizer Hausfrauen das Wasser des Sees, mit siedendem Wasser.

*

Ich warf eine Zigarette auf den Bürgersteig. Das ist nicht verboten. Aber ein älterer Herr bemerkte es sofort, und zertrat höflich die Zigarette. Er blickte mich vorwurfsvoll an. Er merkte „sich" mein Gesicht. Ich fühle, daß mich hier keine große Zukunft erwarten würde.

*

Ich breche auch schon meine Zelte ab. Nehme Abschied von diesem blank gescheuerten, glatt gekämmten, wundervollen Paradies. Ich gebe zu, daß es herrlich ist. Aber ein Mensch, der meinen schweren, komplizierten Beruf ausübt, braucht mehr seelische Störungen, mehr Unordnung und — Verzeihung — mehr Dreck.

Desider Kosztolanyi

Aus dem Ungarischen von Stefan Klein

Kleine Geschichten

Der Impresario Charles Baret pflegte zu sagen: „Das Theater ist eine seltsame Lotterie. Der Autor schreibt ein Stück, die Schauspieler spielen ein andres und das Publikum versteht daraus ein drittes."

*

Der Abbé Galiani hörte einmal bei Hofe die Sängerin Arnould. Das ist das schönste Asthma, das ich je gehört habe", sagte er nur.

*

Tristan Bernard hatte einmal ein Stück geschrieben, das ausnahmsweise keinen großen Erfolg hatte. Um ein Freibillett gebeten, schrieb er dem Bittsteller: „Hier ist das Billett, aber bewaffnen Sie sich mit einem Revolver, denn weit und breit ist kein Mensch."

*

Bei der Probe seines Stückes war der Autor mit dem Schauspieler Sulbac nicht zufrieden. „Wie kommt es, Herr Sulbac", sagte er, „daß Sie, der Sie im Leben so heiter und urkomisch sind, in meinem Stück so trist sind?"

„Im Leben," antwortete Sulbac, „ist der Text auch von mir!"

Die Käufer

Gerechtigkeit ist der Grundstein
des Staates auch in der Republik!

Wahrheit und Recht
für Oberleutnant Schulz.
Schwarze Reichswehr und Feme.
Von Rechtsanwalt Dr. W. Luetgebrune

*

Die Femelüge
Mit Beiträgen von Friedrich Felgen, H. A. von Birckhahn und R.-A. Dr. W. Luetgebrune u. a.

— — —

Käufer sind insbesondere: Richter, Rechtsanwälte, Reichswehroffiziere, Mitglieder vaterländischer Vereine usw.

Buchhändler-Börsenblatt

Zu diesem Panzerkreuzer

Sobald ein Verbrechen oder eine Dummheit zu begehen ist, findet sich stets einer, der sie umsonst tut.

Ernest Renan

Liebe Weltbühne!

Unter Julius Andrassy war der Bankier Goldberger de Buda der Finanzier des ungarischen Staates. Eines Tages, da wieder Anleiheverhandlungen bevorstehen, trifft Andrassy den Bankier auf der Straße.

„Guten Morgen, Herr Geldborger," ruft der gutgelaunte Magnat.

„Wenn Sie nichts zu versetzen haben als die beiden ersten Vokale in meinem Namen, können wir kein Geschäft machen," antwortet der Finanzmann.

Antworten

Leipziger Volkszeitung. Die Glosse „Herr Fräser Gustav Schmidt," die Hans Natonek hier vor ein paar Wochen veröffentlicht hat, bewegt das Hauptorgan der sächsischen Sozialisten zu einem stilistischen Temperamentsaufwand, der in keinerlei Verhältnis steht zu dem durch die Lektüre veranlaßten Nachdenken. Einige der Hans Natonek mit Vehemenz an den Kopf geschleuderten Freundlichkeiten scheinen sich aus lokalen Reibungen zu ergeben, weshalb ich mich auch außerstande erkläre, sie zu analysieren. Vielleicht wird auch die catonische Unerbittlichkeit der Diktion durch die Tatsache bestimmt, daß Natonek Redakteur bei der Konkurrenz ist, und vielleicht wird er sich hier selbst einmal dazu äußern. Was mich zur Behandlung reizt, sind einige Unterstellungen, die sich sowohl gegen Hans Natonek als auch gegen die ‚Weltbühne' richten. Wenn wir uns mit dem ‚Vorwärts' oder dem rechtssozialistischen Durchschnitt herumstreiten, bekommen wir immer die artige Etikette „Mitläufer der KPD." an die Rockschöße gesteckt. Dazu ist die Leipzigerin zu klug, und dazu hat sie auch selbst viel zu viel Butter auf dem Kopf. Sie versucht es deshalb andersherum und supponiert eine „vertarnte sozialreaktionäre Gesinnung", einen Hilfsdienst für jenes Unternehmertum, das sich seinen Betriebsabsolutismus nicht verkümmern lassen will. Ich frage: war das, grade das aus den Bemerkungen Natoneks herauszulesen? Herabsetzung der Arbeiterschaft? Verhöhnung ihres Klassenkampfes, weil ein untauglicher Typus zu zeichnen versucht wird? Man muß dazu seltsam verbogene Gehörläufe haben. Nicht einer Geringschätzung hat Natonek Ausdruck gegeben, sondern einem tiefen Zweifel, der viele packt, die die Mühseligkeit sehen, mit denen die Arbeiter in Institutionen des Kapitalismus ihre Rechte zu vertreten suchen und die große Hoffnungslosigkeit, die über diesen Institutionen liegt, wenn sie von Arbeiterdelegierten besetzt werden, die sich dabei langsam von ihrer Klasse entfernen, vielleicht unbewußt, einem Vorgesetztenideal zusteuern. Es ist seltsam, daß immer grade Parteisozialisten die Arbeiterschaft nicht sehen können, wie sie wirklich ist. Sie haben sich einen Normalproletarier geschaffen, den muskulösen Klassenkämpfer aus den Gewerkschaftsemblemen. Aber wie die Menschen, mit denen sie arbeiten, mit denen sie die neue Gesellschaft bauen wollen, als seelische Existenzen beschaffen sind, das sehen sie nicht. Und deshalb fühlen sie sich unangenehm gestört, wenn ihnen jemand sagt, daß ihre Klassenkämpfer sich überall, mindestens in äußern Formen, dem Bürgertum angleichen und daß dessen Lockungen ihnen durchaus nicht gleichgültig sind. Es liegt in dieser Feststellung keine Herabsetzung, der Vorgang ist sogar sehr begreiflich. Aber man kann nicht Politik machen, wenn man nicht sehen will, wenn man sich den Tatsachen des Auges verschließt. Das war das Unglück der alten Sozialdemokratie, deshalb konnte sie 1914 plötzlich das wahrmachen, was sie niemals gesagt hatte. Die neue sozialistische Linke aber, die von den Kommunisten nicht weniger bedrängt wird als von ihren eignen Bonzen, hat die triftigsten Gründe, sich über die Beschaffenheit der Truppen klar zu werden, die sie einmal in den Kampf führen soll. Dazu gehört Mut zur Wirklichkeit und nicht nur eine Dosis Radikalismus mehr als die Andern im Munde führen. Das Unteroffizierideal hat in der Arbeiterschaft nichts verloren. Es auszurotten, sollte die Pflicht aller sein, die den Namen des Proletariats nicht unnützlich führen wollen. Insofern begrüße ich diese Auseinandersetzung als notwendig. Aber sie bleibt nutzlos, wenn selbst ein Blatt vom hohen Rang der ‚Leipziger Volkszeitung' in einigen kritischen Bemerkungen nicht mehr erblickt als eine Majestätsbeleidigung an der Arbeiterschaft.

Lothar Persius. Sie schreiben: „Der Wortlaut des dem Reichsminister des Innern von der kommunistischen Reichstagsfraktion eingereichten Antrags auf Zulassung eines Volksbegehrens lautet: Der Bau von Panzerkreuzern und Kriegsschiffen ist verboten. Du fragst: „ist diese Fassung marinetechnisch einwandfrei?" Antwort „nein", weil 1. ein Panzerkreuzer ein Kriegsschiff ist; also erübrigt es sich, wenn ich den Bau von Kriegsschiffen verboten wissen will, eine Klasse von Kriegsschiffen noch besonders herauszugreifen, 2. weil es sich beim Bau des Panzerschiffs „A" nicht um einen Panzerkreuzer handelt. Panzerkreuzer zu bauen, erlaubt uns der Friedensvertrag nicht. Artikel 181 spricht ausdrücklich nur von Panzerschiffen des Typs „Deutschland" und „Lothringen" sowie leichten Kreuzern. „Deutschland" und „Lothringen" sind Linienschiffe. Unter den Sammelbegriff „Panzerschiff" gehören Linienschiffe, Schlachtkreuzer, Küstenpanzerschiffe etcetera. Die hervorstechenden Eigenschaften des Linienschiffes sind: starke Panzerung und Armierung, dahingegen geringere Geschwindigkeit. Ein Panzerkreuzer verfügt über große Geschwindigkeit, ist ferner schwächer bestückt und gepanzert als ein Linienschiff. Beispiel aus Vorkriegszeiten „Linienschiff „König" = 29 000 Tonnen groß, zehn 30,5 cm-Geschütze, 20 Seemeilen Geschwindigkeit, Panzerkreuzer „Seydlitz" = 26 000 Tonnen, zehn 28 cm-Geschütze, 28 Seemeilen. Der Typ des leichten Kreuzers, wie wir ihn bauen dürfen, ist 6000 Tonnen groß, armiert mit neun 15 cm-Geschützen und läuft 32 Seemeilen („Karlsruhe"). NB. „Potemkin" war kein Panzerkreuzer, sondern — ein Linienschiff!" Soweit das Marinetechnische. Wir werden zu dem kommunistischen Schritt im nächsten Heft ausführlich Stellung nehmen.

Friedensbund der Kriegsteilnehmer bittet die berliner Weltbühnenleser zu seinem am 8. September, abends 8 Uhr, im „Elisabethgarten", Elisabethstraße 30, stattfindenden Vortragsabend. Professor Max Schütte spricht über „Völkerversöhnung oder Untergang?"

Frankfurter Friedensverein veranstaltet am 8. September, abends 8 Uhr, im Saale II des Volksbildungsheims eine Tolstoi-Feier. Den Vortrag hält Professor Wolfgang Kinkel (Gießen), Alexander Engels vom Frankfurter Schauspielhaus spricht Tolstois Dichtung „Der Fremde und der Bauer."

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das IV. Vierteljahr 1928

einzuzahlen, da am 5. Oktober die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Volksentscheid von Carl v. Ossietzky

Die kommunistischen Abgeordneten Münzenberg und Pieck haben ein Volksbegehren angemeldet: „Der Bau von Panzerkreuzern und Kriegsschiffen ist verboten." Lothar Persius hat hier im vorigen Heft dargelegt, warum dieser Wortlaut nicht einwandfrei ist. Es ist kümmerlich, daß zwei Abgeordnete zusammen nicht imstande sind, einen sachgemäßen Antrag zu formulieren. Doch das ist nicht das Wichtigste, der Sinn dieses kurzen Satzes ist unmißverständlich und ist zu bejahen.

Zu einem kleinen Verweilen zwingt indessen die Prüfung der Legitimation zu solchem Antrag. Das Verlangen, jede Verstärkung der Kriegsmarine zu verbieten, was in praxi auch die heute vorhandenen maritimen Kriegsmittel wertlos machen würde, ist ohne Zweifel pazifistisch. Zu gleicher Zeit mit ihrer Propaganda dafür eröffnen die Kommunisten aber eine heftige Campagne gegen die deutschen Pazifisten, die fast den Verdacht offen läßt, als wollten sie sich gegen Sukkurs von dieser Seite sichern. Ich weiß, daß die Führer der KPD Gemüter ohne Arg sind und zu so viel Diabolismus gar nicht fähig. Doch ein Erfolg ist schon da: die Pazifisten halten sich abseits. Ein betrüblicher Entschluß. In der Politik kann auch der berechtigten Verärgerung nicht das letzte Wort zufallen.

Während die Kommunisten zu einer eminent pazifistischen Aktion trommeln, steht in ihrer Presse einiges dieser Art:

> Jedenfalls haben die Kommunisten niemals einen Zweifel darüber gelassen, daß sie keine Pazifisten sind... Der Pazifismus ist als politische Richtung kein Verbündeter der Arbeiterklasse, sondern ein Gegner.

Oder:

> Unter den deutschen Pazifisten gibt es zweierlei Arten. Die einen reden den Herrschenden gut zu... Die andre Sorte von Pazifisten, teils als eigne Organisationen, teils als die offizielle Meinung der sozialdemokratischen Parteien, besteht darin, die Arbeiter überzeugen zu wollen, daß sie die pazifistischen Bestrebungen nach Schiedsgerichten und Verständigung, nach Abrüsten mit allen Kräften unterstützen müßten. Auch diese Sorte von Pazifismus ist ein Betrug, mag es auch mancher Pazifist, mancher „Kriegsdienstverweigerer" ehrlich meinen, persönlich ein mutiger Mann sein.

Merci beaucoup. Aber nun frage ich: ist das Verbot, Kriegsschiffe zu bauen, etwa keine Abrüstung? Mein guter Freund, ich rat euch drum, zuerst collegium logicum...

Ich möchte trotzdem die gehaltvollen Deduktionen der roten Fähnriche nicht mit mehr Kopfzerbrechen behandeln als sie den Herren Verfassern selbst bereitet haben. Daß sich die Marinefreunde mit einem wahren Orgasmus von Genugtuung auf solche und ähnliche Zitate werfen, ist kein Wunder. Sie wären Esel, wenn sie es unterließen. Aber wir wären die größern Esel, wenn wir uns durch verstimmte Begleitmusik abhalten ließen, eine Sache zu verfolgen, die vernünftiger ist als einige ihrer Befürworter.

Herr Paul Loebe, der bei innern Schwierigkeiten der Sozialdemokratie eine Opposition mit dem sichtbaren Eichvermerk des Vorstandes zu stellen pflegt, hebt auch dies Mal die wattierte Protestlerfaust und versucht ganz nebenbei die unangenehme Diskussion auf einen angeblichen russischen Seemilitarismus abzulenken. In der ‚Welt am Abend' hat ihm Persius kürzlich nachgewiesen, daß seine Behauptung, die russische Seerüstung sei „größer und finanziell schwerer als die deutsche" nicht mit den Tatsachen in Einklang zu bringen sei. Loebe hat für Deutschland errechnet: sechs Linienschiffe, sechs Kreuzer, vierundzwanzig Torpedoboote und Zerstörer; U-Boote fehlen. Für Rußland: vier Linienschiffe, neun Kreuzer, siebenundvierzig Torpedoboote und Zerstörer, zwanzig U-Boote. Durch die Bemerkung „jetzt schon" deutet Loebe an, daß die russische Kriegsmarine Verstärkungen vorbereitet.

Demgegenüber erklärt Persius, der sich hier vor zwei Wochen ausführlich über den Stand der deutschen Kriegsmarine, über ihre Vorbereitungen und Reserven geäußert hat, daß auf keiner russischen Werft irgend ein Typ von Kriegsschiff oder Zerstörer oder Torpdoboot auf Stapel liegt, während Deutschland, von dem noch strittigen Herrn A abgesehen, jetzt 4 Kreuzer, 6 Zerstörer und ein kleines Torpedoboot zu erwarten hat. Nach dem von Persius zitierten „Taschenbuch der Kriegsflotten" von 1928 verfügt die Sowjetunion zurzeit über: 4 Linienschiffe, 1 Panzerkreuzer (vom Jahre 1906), 2 Geschützkreuzer, 1 Schulschiff, 36 Torpedoboote und Zerstörer und 10 U-Boote; die letztern sollen sich noch im Bau befinden.

Das russische Exempel langt also nicht zur Rettung der sozialistischen Minister, die ja sonst nicht grade eifrige Kopisten Moskaus sind. Überdies dürfen die gelegentlichen martialischen Reden einiger Sowjethäupter nicht darüber hinwegtäuschen, daß Rußland schon seine heutigen Rüstungen als finanziell schwer tragbar empfindet und heilfroh wäre, seine schwache Wirtschaft von dieser Last zu befreien. Wenn Litwinow in Genf nicht ohne selbstgefälligen Zynismus den radikalsten Abrüstungsantrag begründete, der je eingebracht wurde, wenn Tschitscherin jetzt ohne jede polemische Zutat den Beitritt zum Kelloggpakt anmeldet, so bedeutet das nicht einfach eine Vernebelung des diplomatischen Terrains, um sich desto besser in Heimlichkeit militärisch ausstaffieren zu können. Die russische Außenpolitik, obgleich oft kraus und intrigant, war doch immer von vitalen Notwendigkeiten bestimmt und niemals so weltbrüderlich, so todfeindlich gegen alle Bourgeoisstaaten gestimmt wie die reisenden Missionare der Dritten Internationale.

Gewiß, Rußland hat seine Rote Armee, ein sehr achtunggebietendes Heer — für Pazifisten oft ein Anstoß. Aber glaubt wirklich jemand, das Sowjetregime wäre nicht längst ekrasiert, wenn es sich nicht diesen Stachelpanzer geschaffen hätte ...? Es fehlt eben für die Staaten der ganzen Welt noch die Gleichheit der Voraussetzungen. Was Rußland gerettet hat, wäre Deutschlands Verderben geworden. Eine Befolgung des russi-

schen Beispiels hätte zu Invasion, Auflösung und Ende der staatlichen Existenz geführt. Gleichheit der Voraussetzungen für Alle zu schaffen ist die Aufgabe von Heute. Die gereizte Machtgebärde der Großen ebenso zu entwaffnen wie die nicht minder gefährliche Angstneurose der Kleinen, darum geht es. Noch halten sich Friedenspakte und Kriegsbündnisse die Wage.

Deutschland hat einen beachtlichen Vorsprung. Es ist, im Sinne des versailler Vertrages, entwaffnet. Lassen wir hier beiseite, was in seiner Metallindustrie, in seinen hochgezüchteten chemischen Werken, in seiner vorzüglich entwickelten Aviatik etwa an Wehrpotenzen zu mobilisieren wäre, Im Sinne des Vertrages ist Deutschlands Rüstung abmontiert und verschrottet. Aber noch zittert um die einstmals kompakteste Militärmacht das Mißtrauen, und der kleine Finger wirkt hier bedrohlicher als bei andern die breite Pranke. Der deutsche Schlachtengott ist exiliert, aber seine Altäre stehen noch, und sein Kult geht in feierlicher Verbissenheit weiter. Wir haben jetzt die einzige und unwiederbringliche Gelegenheit, ihm den stets reichlich gespendeten Obolus zu versagen. Das Referendum gegen die Panzerkreuzer wird den deutschen Friedenswillen mächtiger bekunden als eine Unterschrift in Locarno oder Paris. Der Panzerkreuzer ist militärisch eine Lappalie, gefährlich nur als Eröffnung einer Serie. Aber der Kampf darum zeigt, daß Deutschland nicht eine Renaissance seiner Militärmacht will, daß es die Wiederkehr einer gottseidank versunkenen Glorie nicht einmal im Miniaturformat wünscht. Die europäische Resonanz mag den Kommunisten gleichgültig sein. Aber in der Tat arbeiten sie für das, was ihre Artikelschreiber verfluchen.

Ob der Volksentscheid aussichtsvoll ist oder nicht, mag spätere Sorge sein. Zunächst müssen die vier Millionen Stimmen für das Volksbegehren aufgebracht werden. Mögen die Kommunisten auch wenig einladend offerieren, es ist nicht ihre Sache allein, und es gilt im Notfall sogar, den Sinn der Sache gegen die Veranstalter zu verteidigen. Es geht darum, endlich jenen perfiden Militarismus zu treffen, der tausend Mal bankrott und kompromittiert, immer wieder den Weg durch die Seitentüren gefunden hat. Er schoß als Mörder aus dem Hinterhalt, er wütete in Geßlers schwarzer Klapprothgarde, er lächelte verständnisinnig um Seeckts versiegelte Lippen, er schlug seine persiflierenden Kapriolen in Lohmanns Betriebsamkeit, er übertölpelte, mit dem harmlosen Papier eines parlamentarischen Mehrheitsbeschlusses gedeckt, ein paar kompromißselige sozialistische Minister. Vielgestaltig und gut maskiert hat er sich immer wieder in die erste Reihe gespielt, vernünftige Handlungen verhindert, dem Staat das Odium der Unehrlichkeit und des Vertragsbruches verschafft und eine Krise nach der andern verschuldet. In zehn Jahren ist er die geheime Krankheit, der Tumor am Hirn der Republik gewesen. Wir haben ihn oft entlarvt, seine Schliche aufgedeckt, seine Finten durchkreuzt. Wir haben ihn oft zum Rückzug gezwungen, aber nie wirklich getroffen. Zum ersten Mal sind wir ihm ganz dicht an der Gurgel. Wer zögert da?

Onkel Toms Hütte von Otto Corbach

Zu den Zeiten, als in den Vereinigten Staaten die Onkel Toms noch zu Tode gemartert wurden und die Elizas, von Bluthunden gehetzt, ihre verkauften Kinder zu retten suchten, indem sie todesmutig mit blutenden Füßen über schwankende treibende Eisschollen sprangen, mochte man die Schwarzen glücklich preisen, die, von Sklavenjägern verschont, in ihrer afrikanischen Heimat nach Urväter Weise kümmerlich, aber friedlich-idyllisch ihr Leben fristeten. Heute hat sich das Verhältnis umgekehrt. Die Nachkommen der Onkel Toms und Elizas können sich freuen, eine andre Luft als die ihres Stammlandes zu atmen. Wohl sind sie immer noch von wirklicher Gleichberechtigung mit weißen Bürgern der Union weit entfernt, doch geht es mit ihren sozialen Bestrebungen rasch vorwärts, während sich die Lage der einheimischen Bevölkerung Afrikas in den letzten Jahrzehnten unter dem Druck des europäischen Kolonialimperialismus katastrophal verschlechterte. Die Verwicklung der Union in den großen Krieg und die Beschränkung der Einwanderung aus Europa führten dazu, daß das schwarze Blut immer ungehinderter im Wirtschaftsorganismus des Volkes der Vereinigten Staaten zu zirkulieren und dessen Struktur zu seinen Gunsten zu verändern vermag. Zu Hunderttausenden fanden Neger aus dem Süden in den Fabriken des Nordens Beschäftigung. Von 1910 bis 1920 nahm die farbige Bevölkerung Chicagos um 148 Prozent, die Detroits um 611 Prozent, die Clevelands um 308 Prozent zu. Die landwirtschaftlich tätige schwarze Bevölkerung wuchs zwischen 1900 und 1920 von 54 auf 44 Prozent der Beschäftigten. 1900 arbeiteten 7 Prozent der beschäftigten Neger in Fabriken, 1920 20 Prozent. Handel und Transportwesen nährten 1900 5, 1920 11 Prozent der berufstätigen Neger. Das massenhafte Ausschwärmen nach den nördlichen Arbeitsmärkten wirkte günstig auf die soziale Lage der Zurückgebliebenen. Das kommt in dem Aufblühen ihrer dörflichen und städtischen Gemeinwesen zum Ausdruck, im Bau neuer Straßen und Häuser, Schulen und Kirchen, im Entstehen neuer von Negern geleiteter Banken für ihren Geldverkehr, in dem Anwachsen ihrer Sparkasseneinlagen.

Wie anders erging es inzwischen der einheimischen Bevölkerung Afrikas! Der Industrialismus der Südafrikanischen Union ist das große Schwungrad, das mehr und mehr die Räder der negerfeindlichen Politik aller Kolonialverwaltungen sich gleichmäßig bewegen läßt. Im Jahre 1909 wurden die Farbigen auch in den Teilen Südafrikas durch einheitliche Gesetzgebung politisch rechtlos gemacht, wo sie vor der Bildung der Union einen gewissen Einfluß auf den Ausfall der Wahlen ausüben konnten. Das Landgesetz vom Jahre 1913 räumte mit den letzten Hindernissen auf, die dem planmäßigen Landraub der Weißen noch im Wege standen. 1 672 000 Weiße verfügen in der südafrikanischen Union über einen Grundbesitz von 232 Millionen Acres, 5½ Millionen Farbige nur über 26 Millionen Acres. Dazu ist dem schwarzen Landlosen ver-

boten, sich als Pächter in der Grundherrschaftssphäre des weißen Mannes niederzulassen. Das Farben-Schranken-Gesetz vom Jahre 1926 brandmarkte alle Farbigen als moderne Kains. Harriet Beecher-Stowe läßt in ihren Schilderungen aus dem Negerleben in den Sklavenstaaten von Amerika immerhin der „Hochherzigkeit, Freigebigkeit und Menschlichkeit" vieler Sklavenhalter Gerechtigkeit widerfahren, die das Los manches Sklaven menschenwürdig gestalteten, und wenn einer ihrer Helden, George, der Gatte der Eliza, nicht fortfahren konnte, als Erfinder in einem Fabrikbetriebe, wo man ihn gemietet hatte, eine geachtete, leitende Stellung einzunehmen, so nur deshalb, weil er zufällig von einem besonders bornierten, unmenschlichen, sadistisch veranlagten Herrn abhing. Im Südafrika des zwanzigsten Jahrhunderts kann ein Neger gar nicht in die Lage kommen, einen leitenden Posten zu verlieren, auf dem er eine noch so geniale Anlage als Erfinder zu entfalten vermocht hätte; von Gesetzes wegen sind die Stellen gelernter Arbeiter Farbigen verschlossen. In Johannisburg beträgt der Minimallohn für einen weißen Arbeiter 1 Pfund Sterling täglich, während ein Farbiger in den Bergwerken durchschnittlich zwei Schilling drei Pence täglich erhält. Nicht selten dingt sich der weiße „Arbeiter" ein oder zwei schwarze „Boys", die die eigentliche Arbeit auf seinem Posten leisten. Ihre richtige Krönung hat das Werk der südafrikanischen Rassengesetzgebung jüngst durch den „Native Administration Act" erfahren. Durch dieses Gesetz wird die Regierungsgewalt vollends zu einem Werkzeug in den Händen der weißen Minderheit zu völliger Versklavung der Einheimischen. Deren Rechte am Grund und Boden, so eingeschränkt wie sie schon sind, können willkürlich aufgehoben werden, um sie zu zwingen, für die weißen Herren zu arbeiten. Ihre Versammlungen können ohne jegliche Begründung verboten werden. Das Gesetz gibt den Machthabern die Möglichkeit, Einheimische zu zwingen, dort zu wohnen, wo sie es wünschen, zu entscheiden, ob irgend etwas, was ein Einheimischer gesagt oder geschrieben hat, dazu bestimmt ist, „eine feindselige Stimmung zu erregen", ja, die Abgrenzungen zwischen den einzelnen Stämmen und deren innere Struktur willkürlich zu verändern, sie zu teilen oder zu verschmelzen. Es steht sogar nunmehr in dem Belieben der Behörden, einem Einheimischen zu verbieten, sich, im eignen Lande, ohne Paß, oder überhaupt, zu bewegen. Und die Regierung, die sich solche Befugnisse gegenüber der einheimischen Bevölkerung anmaßt, nennt sich mit Stolz eine „Arbeiterregierung".

Gewiß ist nicht in allen Gegenden Afrikas mit europäischer Verwaltung dem Talente, wenn sein Träger eine mehr oder weniger dunkle Haut hat, die Bahn zum Erfolge derart verbarrikadiert wie in Südafrika, aber sicher ist, daß die „Eingeborenen-Gesetzgebung" überall die wachsende Neigung erkennen läßt, die schwarze Rasse von der Mitbestimmung über die Erschließung der natürlichen Reichtümer ihres eignen Erdteils auszuschalten. Da die Rechte der Neger am Grund und Boden noch urwüchsig-kommunistische Formen zu haben

pflegen, so erkennen die Kolonialverwaltungen, denen nur der individualistische Eigentumsbegriff heilig ist, solche überhaupt nicht an und verfügen ziemlich unbeschränkt über alles Land, das sie für ihre eignen Zwecke oder zur Vergebung von Konzessionen, zur Befriedigung des Landhungers einflußreicher Spekulanten, zum Verkauf an Siedler usw. brauchen. Die schwarzen Steuerzahler haben die Hauptlasten gemeinnütziger Anlagen zu tragen. In Kenya konnte eine Einkommensteuer nur ein Jahr lang unzulänglich funktionieren, dann ließ man sie fallen, und seitdem zahlt der reichste weiße Grundbesitzer nicht mehr Steuern als der letzte weiße „Arbeiter" — jährlich drei Pfund Sterling. Aus der einheimischen Bevölkerung in Kenya (2 549 300) aber wurden in den Jahren 1900 bis 1925 im ganzen nicht weniger als 15 800 000 Pfund Sterling an direkten Steuern herausgequetscht. Von Kenya hauptsächlich geht die Losung aus, das ganze, sich durchschnittlich über 1200 Meter erhebende, afrikanische Hochland, das sich von der Gegend nördlich Kapstadts bis zu den großen Seen erstreckt, ein Raum, der zwei Dritteilen Europas entspricht, aber nur etwa 25 Millionen Einwohner zählt, für weiße Siedler in Anspruch zu nehmen, da es sich nach Klima, Bodenbeschaffenheit und Niederschlagsverhältnissen dazu durchaus eignet. Das Bestreben, das ehemalige deutsche Ostafrika mit Kenya und andern Besitzungen zu einem neuen „Dominion" zu vereinigen, also als Mandatsgebiet durch ein Taschenspielerkunststück verschwinden zu lassen, hängt ebenso wie die geräuschlose Einverleibung Südwestafrikas in die südafrikanische Union mit dem Bedürfnis des britischen Kolonialimperialismus zusammen, das afrikanische Hochplateau ungestört planmäßig-gewaltsam von weißen Siedlern erobern zu lassen.

Es ist begreiflich, daß sich die christlichen Missionare durch das Tempo, in dem der dunkle Erdteil neuerdings für die „moderne Zivilisation" erschlossen wird, beunruhigt fühlen. In der ‚Neuen Allgemeinen Missionszeitschrift' las man unlängst folgenden Alarmruf: „Der Einbruch der westlichen Zivilisation in das afrikanische Stammesleben ist von ganz verheerender Wirkung gewesen. Nicht nur die wirtschaftspolitischen Fragen und die Rassengegensätze sind in ein neues Stadium der Entwicklung getreten... Ein ganzer Erdteil ist in Flammen geraten. Wenn ein Haus brennt, dann beginnt man nicht mit Ausschmückung der Zimmer oder mit Anbringung von kleinen Verzierungen, sondern man sucht zu retten, was noch gerettet werden kann. Das ist die heutige Lage in Afrika." Aber das Erwachen der christlichen Negerbekehrer kommt zu spät. Warum haben sie nicht beizeiten dem Weckruf der noch urchristlich empfindenden Verfasserin von „Onkel Toms Hütte" in den afrikanischen Urwäldern ein Echo verschafft! War denn die Sklaverei in den Südstaaten der Union etwas andres als ein Überrest feudal-europäischer Kolonialherrschaft? In Wirklichkeit bedeutete die Parole der Negerfreiheit für die Nordstaaten im Sezessionskriege nur eine Kulisse für die Fortsetzung des Unabhängigkeitskampfes gegenüber dem britischen Imperialismus. Dieser begünstigte die Sklavenstaaten, weil sie

ihm billige Baumwolle lieferten, und nur die schon starke Abhängigkeit der englischen Industriebevölkerung von Weizenzufuhren aus dem Norden der Union schreckte die maßgebenden Kreise in England davor zurück, die Konföderation der Südstaaten offen anzuerkennen und bis zum äußersten zu unterstützen. Heute bereitet sich für die schwarze Rasse in ihrem Stammlande eine ähnliche Situation vor, wie sie während des Sezessionskrieges für ihre als Sklaven nach der Neuen Welt verschleppten Angehörigen gegeben war. Der britische Kolonialimperialismus sucht aus der Muskelarbeit der einheimischen Bevölkerung seiner afrikanischen Kolonien billige Rohstoffe, vor allem wieder Baumwolle, herauszupressen, damit der englischen Textilindustrie nicht die wichtigsten überseeischen Absatzmärkte an die technisch überlegene, durch die Nähe der Rohstoffquelle begünstigte, mit „freier" Lohnarbeit verträgliche amerikanische Konkurrenz verloren geht. Braucht es wunderzunehmen, daß sich der amerikanische Imperialismus anschickt, sich nunmehr im Stammlande der schwarzen Rasse als Negerbefreier aufzuspielen, um auf diesem Umwege die unlautere Konkurrenz des britischen Exportimperialismus zu bekämpfen? Man duldet wohlwollend die panafrikanischen Bestrebungen amerikanischer Neger, sucht den schwarzen Absolventen amerikanischer Hochschulen freie Bahn für eine Wirksamkeit in Afrika zu schaffen, man sucht mit allen Mitteln der Dollardiplomatie auf dem Wege des geringsten Widerstandes über den Freistaat Liberia und die von starken Nachbarn eingeschüchterten portugiesischen Kolonien die Bollwerke des europäischen Kolonialimperialismus zu unterwühlen. Dabei darf man freilich nicht übersehen, daß die freiheitlichen Tendenzen des amerikanischen Imperialismus durch die Aussicht auf die Erbschaft des altersschwachen britischen Imperialismus stark gedämpft werden. Die zu politischem Selbstbewußtsein erwachenden unterdrückten Negerstämme werden sich auf die Dauer nicht darüber täuschen lassen, daß auch der amerikanische Imperialismus ihnen keine Befreiung, sondern nur eine vorübergehende Erleichterung bringen kann. Das Leben der Weißen in Afrika ist zu abhängig von der Arbeit Schwarzer geworden, als daß diesen das Schicksal der Indianer bereitet werden könnte.

Der Chininkrieg von Ferdinand Timpe

Wie bekannt, betreibt die Bundesregierung der USA. gegenwärtig auf Grund der Antitrustgesetzgebung ein Verfahren gegen Firmen und Privatpersonen, die mit dem vom Amsterdamer Chininbureau geführten Chininmonopol in Verbindung stehen. Es ist dies der erste Fall in der Handhabung der Antitrustgesetzgebung, daß die Bundesregierung, parallel zu dem Gerichtsverfahren beim Obersten Bundesgericht, eine Beschlagnahme von Warenbeständen verfügt hat. Die Beschlagnahme erfolgte Ende März und Anfang April. Insgesamt wurden 383 340 Unzen Chinin beschlagnahmt und nach den

Lagern des Kriegsdepartements in Brooklyn transportiert. Ein Teil der Ware war bereits verkauft und für die Firmen R. Griff & Co. und Malincrodt Chemical Works bestimmt. Die Rechtsgrundlage für die Beschlagnahme bildet die Wilson Tarif Act von 1894. Dieses Gesetz bestimmt unter anderm, daß alle Güter, mögen sie zum Zwecke des Konsums oder des zwischenstaatlichen Transits importiert sein, dem Zugriff der Bundesbehörden unterliegen, sofern ein Verstoß gegen die Antitrustgesetzgebung vorliegt. Derartige Ware fällt unter den Begriff der Konterbande und unterliegt wie alle auf ungesetzlichem Wege eingeführten Waren der Beschlagnahme.

Den ersten Schritt zur Einleitung des Verfahrens unternahm die Bundesregierung schon Ende Oktober 1927, als sie alle beteiligten Firmen und rechtlich haftenden Personen vor das Bundesgericht berief, um Aufklärungen in der Angelegenheit zu geben. Die Regierung legte damals den Beteiligten die Verpflichtung auf, auf Verlangen des Justizdepartements sämtliches Material auszuliefern, das sich unmittelbar oder mittelbar auf die seit 1. November 1924 geschehenen Käufe, Verkäufe, Konsignationen, Sendungen etcetera bezieht. Infolge der Fülle des Materials mußte die ursprünglich für den 4. November anberaumte einstweilige Entscheidung um Monate vertagt werden. Erst Anfang März hatte das Departement die Voruntersuchung abgeschlossen. Wie die Regierung seither mitgeteilt hat, steht ihr alles für die Durchführung des Prozesses erforderliche Material zur Verfügung, nur wegen Überlastung des Obersten Bundesgerichts konnte der Prozeß bisher nicht stattfinden.

Ursprünglich waren in den Prozeß zweiunddreißig Firmen und achtzehn verantwortliche Persönlichkeiten, zumeist Holländer, verwickelt. Bemerkenswert ist, daß, obwohl formell auch einige amerikanische Firmen in die Untersuchung einbezogen sind, das Justizdepartement nichtsdestoweniger betont, daß diese „die unfreiwilligen Opfer der Gewaltpolitik des holländischen Trusts" darstellen. Im Anklageakt sind dann auch eine Reihe von Personen und Firmen, unter anderm auch javanische Pflanzer, nicht mehr erwähnt, da die Bundesanwaltschaft annimmt, daß letztere an der Organisation und Tätigkeit des Chininbureaus keinen Anteil haben. Die Hauptverantwortung für die Tätigkeit des Monopols tragen: N. V. Chininfabrick Amsterdamsche, N. V. Neederlandsche Kininfabrick, N. V. Bandoengsche Kininfabrick. Diese Firmen kontrollieren faktisch 95 Prozent der gesamten javanischen Chinarindenernte. Die Beschuldigung lautet auf Teilnahme an einer geheimen Verabredung zum Zweck der Beschränkung des freien Handels und der Konkurrenz, der künstlichen Heraufschraubung der Preise, sowie der versuchten und tatsächlichen Monopolisierung des Marktes. Auf Grund der Voruntersuchung wird erklärt, daß seit einer ganzen Reihe von Jahren eine ungesetzliche Vereinigung für den Absatz von Chinin und Chininprodukten auf dem amerikanischen Markt besteht. Zur Durchführung des Monopols traf ein Teil der holländischen Erzeuger mit den Industriellen andrer Länder Vereinbarungen zur Ein-

schränkung der Produktion von Chinarinde (Cinchona Bark). Diese Gruppe setzt nach ihrem Dafürhalten Produktionsquoten für den Weltmarkt fest und fixiert die Preise, die von allen am Chininhandel Beteiligten zu zahlen sind. Im Falle eines Widerstandes droht das Monopol den amerikanischen Händlern mit Repressivmaßnahmen und bewirkt durch Diskrimination in der Preisstellung und durch das Kontraktsystem, daß es für die Amerikaner unmöglich wird, irgendwelche Abschlüsse mit Konkurrenten des holländischen Monopols vorzunehmen. Das Chininbureau verpflichtet die amerikanischen Fabrikanten, mit den Holländern Geschäfte zu treiben und auf dem Binnenmarkt gebrauchsfertiges Chinin unter den diktierten Bedingungen abzusetzen, widrigenfalls der gesamte Vertrieb in den USA. holländischen Firmen übergeben wird. Nichtsdestoweniger ist das Chininbureau durch seine Agenten, die Firma R. Griff, am Import beteiligt.) Die amerikanischen Fabrikanten erstatten regelmäßig Bericht über sämtliche Verkaufsoperationen und müssen Instruktionen über Preise und Rabatte einholen. Überdies mußten sich die amerikanischen Firmen verpflichten, bedeutende Vorräte von Chinarinde oder fertigem Chinin als eiserne Reserve auf Lager zu halten. Diese Bestimmung wurde deshalb getroffen, weil infolge der Rekordernte von 1921/22 die holländischen Fabriken über gewaltige Rohstoffe verfügten, die auf die oben geschilderte Weise an die übrigen Länder abgeschoben wurden. Aus diesen Beständen darf nichts abgegeben werden, obwohl zum Beispiel eine der beteiligten amerikanischen Firmen allein pro Jahr 50 000 Dollar bei der Finanzierung dieser Vorräte zusetzt.

Sehr bemerkenswert ist auch das sogenannte Ausgleichsverfahren des Monopols. Firmen, welche die ihnen zugestandenen Quoten überschreiten, haben nach diesem Verfahren die überschüssigen Gewinne an das Hauptkontor des Chininbureaus in Amsterdam abzuliefern, das sie auf diejenigen Firmen umlegt, welche ihre Quoten nicht voll ausnutzen konnten. Wie durch die Untersuchung festgestellt wurde, ist seltsamerweise Holland das einzige Land, das die festgesetzten Verkaufsquoten nicht ausnutzt und demzufolge entsprechende Subsidien aus den andern Ländern erhält.

Das Monopol war nicht umfassend zu nennen, solange die japanische Firma „Oshi Farmasitikal Co." in Tokio, die kleinere Mengen Chinarinde aus Java bezieht, unabhängig war. Seit 1926 ist jedoch auch diese Firma dem Bureau angeschlossen und dem Ausgleichsverfahren unterworfen.

Die amerikanische Bundesregierung ist ernstlich entschlossen, gegen die Diktatur des holländischen Monopols anzugehen. Es wäre zu begrüßen, wenn auch die europäische Öffentlichkeit, obwohl an der Frage weniger unmittelbar interessiert, ihr größere Aufmerksamkeit widmen würde. Dies erscheint besonders notwendig angesichts der Bemühungen des Chininbureaus, seine eigenartigen Praktiken vor der Öffentlichkeit in Dunkel zu hüllen.

Hexenprozeß in Rumänien von Victor Aradi

Es ist weit und breit bekannt, daß in Rumänien ein „liberaler" Terror wütet, doch weiß man im allgemeinen kaum, wie dieser Terror arbeitet. Am 10. September wird das Kriegsgericht in Klausenburg einen Massenprozeß verhandeln, der eine treffende Antwort auf dieses Wie geben muß. Nicht weniger als 114 Angeklagte kommen hier vors Kriegsgericht und Hunderte von Zeugen werden das lebendige Gespenst des rumänischen Terrors heraufbeschwören. Herr Vintila Bratianu befindet sich momentan wieder in Geldverlegenheit, braucht dringend eine Anleihe, und um für seine Sache in den westlichen Bankierkreisen eine günstige Atmosphäre zu schaffen, muß er durch diesen Massenprozeß nochmals demonstrieren, unter welchen Gefahren der rumänische Vorposten an der Grenze des kommunistischen Herdes die allerhöchsten Interessen des westlichen Kapitalismus zu verteidigen hat. Die Barriere ist unterminiert und Herr Bratianu braucht gelbes Zement, um die Spalten neu zu verkleben ...

Über diese Unterminierung könnte man interessante Einzelheiten erfahren, aber bei dieser Gelegenheit bitte ich die Redaktion der ‚Weltbühne' nur darum, mir zu erlauben, meinen eignen Fall hervorzuheben und zu zeigen, wie man bei uns die Menschenrechte behandelt. Die Anklageschrift verlangt für mich nämlich nur zehn Jahre Zuchthaus und eine Geldstrafe von 100 000 Lei, — inklusive Verlust der Bürgerrechte. Dies alles deswegen, weil ich deutsche Bücher verbreitete und mit der Internationalen Arbeiterhilfe verhandelte.

*

Unsre Gesellschaft von 114 Angeklagten ist eine äußerst bunte. Einige von uns sind angeklagt, mit ausländischen kommunistischen Organisationen in Verbindung gestanden zu haben. Einige Gewerkschaftler kommen vors Kriegsgericht, weil sie sich seinerzeit für die anglo-russische Kommission äußerten. Ja einige hegten angeblich verborgene Sympathien für Moskau ... Es sind unter uns Familienväter, die ihre Kinder ohne Pfarrer getauft haben. Und zuletzt sind einige Verbrecher, die mit dem Neuen Deutschen Verlag und dem Malik-Verlag „subversive" Verbindungen haben sollen. Ja selbst die Nummern der ‚Weltbühne' wurden als Beweismaterial in Beschlag genommen.

Wie arrangiert Herr Bratianu solche Massenprozesse, so oft nur Budgetfragen oder Anleihefragen vor das Parlament kommen? ... Um ein Beispiel zu zeigen, will ich die Affäre kurz beschreiben.

Ein kleiner Kreis von Intellektuellen hat vor etwa einem Jahr nach dem Muster der Internationalen Arbeiterhilfe die Rumänische Arbeiterhilfe gegründet. Im September des vergangenen Jahres haben wir in Klausenburg eine Arbeiter-Photographen-Ausstellung arrangiert. Wir mußten dafür die Erlaubnis der Polizei, der Bezirkshauptmannschaft, der Siguranza und des Korpskommandos beschaffen. Die Ausstellung ist sehr gut gelungen und war fünf Tage lang außer vom

Publikum auch von den Agenten der verschiedenen Behörden stark besucht, aber niemand hatte dagegen etwas einzuwenden. Am sechsten Tag, nach Schluß der Ausstellung, kam aber eine großzügige Haussuchung und Arretierung. Eine Menge von „kompromittierendem Material" wurde beschlagnahmt. Von diesem Material kamen als Beweismittel in Frage eine Nummer der ‚Weltbühne', Presseberichte der Amsterdamer Gewerkschaftsinternationale und die Gewerkschaftszeitung. In meiner Wohnung fand man einen alten verrosteten Revolver und selbst ein aufwühlerisches Bild: „Troisième lignes de défense de l'armée Ankouschun devant Hankéou", ausgeschnitten aus der ‚Illustration de Paris' (5. Februar 1927). Auf Grund dieses Beweismaterials wurden wir drei Personen eine Woche lang von der Siguranza „verhört" und dann saßen wir noch zwei Wochen im Gefängnis. Meine Zeitschrift ‚A Jövö Társadalma' (Die Gesellschaft der Zukunft) wurde eingestellt...

Im Dezember vorigen Jahres wollte ich nach Berlin reisen, aber wegen der Untersuchung in der Ausstellungsaffäre konnte ich keine Ausreiserlaubnis erhalten. Als ich insistierte, wurde ich zum Generalinspektor der siebenbürgischen Siguranza geladen. Der Generalinspektor, Herr Doktor Eugen Bianu, eine intelligente Persönlichkeit, Bruder des Sekretärs der Wissenschaftlichen Akademie, empfing mich sehr zuvorkommend und erkundigte sich freundschaftlich über den Zweck meiner Reise. Ich erklärte ihm unter anderm, daß ich die Bücher des Malik-Verlags und des Neuen Deutschen Verlags, welche ich auch bisher verbreitete, sowohl durch die Administration meiner Zeitschrift als auch durch die befreundete Buchhandlung Cultura in Klausenburg systematisch in größerm Maßstab verbreiten wollte. Herr Doktor Bianu verschaffte mir die Ausreisebewilligung, und ich bekam auch die Erlaubnis, meine eingestellte Zeitschrift unter einem andern Namen von neuem erscheinen zu lassen.

*

Ich war in Berlin, verhandelte, kam zurück. Die Büchersendungen trafen regelmäßig ein, wurden in meiner neuen Zeitschrift ‚Das einundzwanzigste Jahrhundert' regelmäßig rezensiert; annonciert bei der Cultura lagen sie im Schaufenster, wurden verkauft. Da kam am 29. Mai eine unerwartete Überraschung. Agenten der Siguranza und des Korpskommandos überfielen die Buchhandlung Cultura, konfiszierten sämtliche Bücher beider Verlage, verhafteten den Eigentümer Grünwald, und dann kam die Reihe an mich. Meine Wohnung wurde durchwühlt, viele Bücher, Bilder und Manuskripte wurden in Beschlag genommen, und ich wurde ebenfalls arretiert. Wir waren vier Verhaftete und unter uns war ein Jude, der Buchhändler Grünwald. Man legte ihn in Ketten, bearbeitete ihn mit einer Hundepeitsche, bis sein ganzer Körper blau und grün wurde. Dann begann das Verhör.

„Haben Sie 5000 Mark von Willi Münzenberg erhalten?"

Der Unglückliche gab alles zu, nur um nicht weiter gefoltert zu werden.

„Nur einmal haben Sie 5000 Mark von Willi Münzenberg erhalten oder öfters?"

Der Gefolterte gestand, zweimal diese Summe per Post, in Wertbrief, erhalten zu haben.

„Was haben Sie mit diesem Geld getan...? Haben Sie es an Viktor Aradi für kommunistische Propagandazwecke übergeben?"

Grünwald bejahte die Frage.

„Wieviel haben Sie von Aradi für Ihre Dienste bekommen?"

Grünwald gab zu, mit 5000 Mark bestochen zu sein. Mit der Gegenleistung, seine Adresse für illegale Geldsendungen hergegeben zu haben.

Mein Verhör war schon einfacher. Man legte mir das Protokoll von Grünwald vor. Ich lachte.

„Mir scheint, ihr habt den Unglücklichen gründlich bearbeitet, daß er so einen Wahnsinn zu Protokoll gab..."

Der Siguranzakommissar lachte gutmütig.

„Die Leute vertragen nicht körperliche Schmerzen."

Und er nahm es zu Protokoll, um mich zum „Leugnen" zu bringen.

Wir wurden dem Kriegsgericht überwiesen und die Regierungspresse brachte kolumnenweise „sensationelle Enthüllungen". ‚Universul', das Organ des Justizministers, das amtliche Blatt der Regierungspartei und die fascistischen Organe enthüllten außer uns die obengenannten Verlage, die IAH., Willi Münzenberg und ‚stellten fest', daß „Willi Münzenberg, der Sekretär der Roten Hilfe, im vergangenen Jahre rund 80 Millionen Goldmark für kommunistische Agitation am Balkan ausgegeben habe." Wir saßen im Militärgefängnis in Einzelarrest, „sekret", absolut separiert von der Außenwelt. Als uns das Geschreibsel zu dumm wurde, schickte der mit uns gefangene Gewerkschaftsführer Coloman Müller auf illegalem Wege ein Rundschreiben an die Gesinnungsfreunde, und ich richtete an die bukarester Zeitung ‚Lupta' einen offenen Brief, wo ich die schändlichen Manipulationen bloßlegte. Die Einzelarreste bei uns sind nämlich aus einem kuriosen Zement gebaut...

*

Der Skandal war zu groß, um eine Untersuchung gegen unser Vorgehen einzuleiten, und man begann die Sache zu vertuschen. Der Buchhändler Grünwald wurde freigelassen, ohne daß er beim Kriegsgericht durch den Untersuchungsrichter verhört worden wäre. In kurzer Zeit kamen auch wir auf freien Fuß.

Und nun begann der Kampf. Das Kriegsgericht vereinigte sämtliche „kommunistischen Prozesse" und am 18. August, als die Anklageschrift veröffentlicht wurde, setzte man die Hauptverhandlung auf den 10. September an. Ein Prozeß mit 114 Angeklagten sollte in 22 Tagen vorbereitet werden... Einhundertvierzehn Angeklagte erwarten auf Grund einer un-

sinnigen Anklage eine Zuchthausstrafe von einigen hundert Jahren.

Die Prinzessin Cantacuzeno hielt unlängst einen Vortrag in London und verkündete, die Engländer könnten nur ruhig schlafen, solange an der russischen Grenze ein Bratianu Wache halte.

Ob unsre Zuchthausstrafe wirklich diesen Herren den ruhigen Schlaf sichert?

Fliegen ums Prestige von Solneman

Bokanowski

Als die beiden französischen Weltflieger Coste und Lebrix im Frühjahr dieses Jahres von ihrem Weltfluge heimkehrten, wurden sie wochenlang enthusiastisch gefeiert. Der Jubel vergrößerte sich noch, als sie berichteten, wie schlecht sich das Handelsministerium, dem die Fliegerei in Frankreich untersteht, gegen sie benommen hätte. Die Wut der Presse richtete sich nun gegen den Handelsminister Bokanowski, dem überhaupt zum Vorwurf gemacht wurde, daß die französische Zivilfliegerei gegenüber andern Ländern erheblich zurückstehe. Man machte ihn sogar — in völliger Verkennung der Tatsachen — verantwortlich für den Tod der besten französischen Flieger Nungesser, Corbu, Guilbaud und Drouhin.

Bokanowski erteilte diesen an die falsche Adresse gerichteten Angriffen die beste und zugleich furchtbarste Antwort: Er starb den Fliegertod. In den letzten Monaten hat er gegen die Günstlingswirtschaft, die in der französischen Fliegerei, sowohl in der zivilen als auch in der militärischen, herrscht, mit Energie gekämpft, und es schien, als ob durch die geplante Errichtung eines besondern Luftfahrtministeriums ein Wandel zum Bessern geschaffen werden sollte. Er selbst war mit den Arbeiten für diese Umgestaltung sehr intensiv beschäftigt, denn er wollte dem neuen Leiter des Flugwesens eine von allen Schlacken gereinigte Verkehrsfliegerei übergeben. Das Schicksal hat es ihm nicht gegönnt. In Frankreich gibt es vier Luftverkehrs-Gesellschaften, die zum Teil sehr eng mit der Flugzeugindustrie verbunden sind. Auch der deutsche Luftverkehr wird durch die Mängel des französischen beeinträchtigt. Die Lufthansa fliegt im Pool mit der Farman-Gesellschaft, deren Apparate zu Anfang der diesjährigen Flugsaison in Süddeutschland zweimal schwer und mehrfach schon leicht havarierten. Selbst Franzosen erkundigen sich, wann das deutsche Flugzeug in Paris startet, um dieses zu benutzen. Das nationale Prestige, das in der Fliegerei aller Länder schon so oft eine unheilvolle Rolle gespielt hat, ist eben nicht von der Zufälligkeit einiger Rekordleistungen abhängig, sondern von der Zuverlässigkeit des ganz gewöhnlichen, simplen, flugplanmäßigen Luftverkehrs.

Das sollten sich auch diejenigen Stellen gesagt sein lassen, die in Deutschland immer mal wieder Sorgen um das nationale Flugprestige haben, nämlich die zu hundert Prozent aus öffentlichen Mitteln unterhaltene Verkehrsfliegerschule, die in diesem Falle wohl aber nur von der Luftfahrtabteilung des Reichsverkehrsministeriums vorgeschoben war. Mit einer Junkersmaschine, die in Dessau schon mit den Piloten Ristics und Zimmermann einen Dauerweltrekord aufgestellt hatte, und die mit den Fliegern von der Verkehrsfliegerschule übernommen wurde, sollte ein Langstreckenrekord aufgestellt werden. Einige Rechtsblätter prellten mit der Nachricht vor, daß man nach Peking oder Tokio fliegen wollte. Das Flugzeug mußte jetzt in Moskau landen und kehrt wieder nach Deutschland zurück. Es ist eben ein Unterschied, ob man Rekord zwischen Dessau und Leipzig fliegt oder über unbekanntes Gelände. Nicht der leiseste Vorwurf trifft die Piloten, sondern diejenigen, die wieder einmal im sichern Port beschlossen hatten, den augenblicklich von Italien gehaltenen Rekord an Deutschland zu bringen. Bei den nächsten Etatsverhandlungen wird es notwendig sein, Aufklärung darüber zu verlangen, aus welchen Mitteln die Kosten für derartige Mätzchen genommen werden. Der durch das Luftverkehrsgesetz bestimmte Luftbeirat wird ja nur bei den unwichtigsten Angelegenheiten vom Ministerium zu Rate gezogen, vielleicht interpellieren seine Mitglieder doch einmal den Verkehrsminister von Guérard. Von ihm hoffte man, daß er in der Luftfahrtabteilung gründlich aufräumen würde. Sollte die Hoffnung trügen, oder will Herr von Guérard, der dieses Amt ja nur bis zur Regierungsumbildung im Herbst verwalten sollte, die Arbeit seinem Nachfolger überlassen?

Inzwischen haben wir in Deutschland auch einen Luftkrieg bekommen, wobei es gilt, das nationale Prestige der Freistaate Sachsen und Bayern siegreich gegen das Reich zu verteidigen. Aus Rationalisierungsgründen hatte das Verkehrsministerium die beiden Flugplätze Halle und Leipzig aufgehoben und einen gemeinsamen errichtet, der von Halle in 20 Minuten und von Leipzig in nur 15 (fünfzehn!) Minuten Autofahrt zu erreichen ist. Aber der Flughafen hat, von Sachsen aus gesehen, einen ganz furchtbaren Fehler, er liegt nämlich — auf preußischem Gebiet. Was tun die hellen Sachsen? Sie spielen nicht mehr mit und rufen der Deutschen Lufthansa das geflügelte Wort ihres einstigen Königs zu: „Macht Euch Euern Dreck alleene". Sie halten einfach ihren leipziger Privatflugplatz Mockau aufrecht. Hier versammelte sich nun alles, was mit dem Reich respektive der Lufthansa nicht zufrieden war. Zuerst kam — in geschickter Ausnutzung der Situation — die Nordbayrische Verkehrsfluggesellschaft, die in Bayern und Thüringen einige Zwerglinien unterhält, und wählte Mockau als Hauptstützpunkt. Auch Junkers errichtete dort eine Basis und beteiligte sich an der Nordbayrischen. Dasselbe taten die von Bayern subventionierten Messerschmidt-Flugzeugwerke, die in Augsburg zu

Hause sind, und die sich auch vom Reich benachteiligt glauben. Sachsen gewährte überdies der Nordbayrischen eine günstige Anleihe und erließ ihr Start- und Landegebühren.

Kein Wunder, daß man unter so günstigen Umständen einen niedrigeren Flugpreis als die Lufthansa festsetzen kann, und siegreich dringt eines Tages die bayrisch-sächsische Flugmacht in die Reichshauptstadt ein. Über die grotesken Vorgänge, die sich dabei abspielten, hat die ‚Weltbühne' seiner Zeit berichtet. Weitere Versuche, bis Berlin zu fliegen, werden damit beantwortet, daß Reich und Preußen mit der Beschlagnahme der „feindlichen" Flugzeuge drohen, wenn sie in Tempelhof landen. Sachsen reagiert darauf, indem es weitere Subventionen an die Lufthansa ablehnt. Gegenantwort: die sächsischen Flugplätze Dresden, Plauen, Chemnitz werden nicht mehr von der Hansa benutzt, Sachsen schaltet sich aus dem internationalen Flugnetz aus. Der Krieg wird nicht lange dauern, denn im Hintergrunde bereitet sich trotz mancher Hetzer der Frieden vor, es wird kein Versailler Diktat werden, sondern die Hansa wird einige Strecken über Mockau gehen lassen und die kleine Nordbayrische wird nicht mehr nach Berlin fliegen. Diese Bagatelle hat die Gemüter südlich und nördlich der Pleiße sowie östlich und westlich der Ilm erregt. Seit Monaten war die Provinzpresse in Mitteldeutschland mit erschütternden Leitartikeln über diesen Luftkrieg erfüllt.

Noch immer Severa

Und dabei gehen hinter den Kulissen in der deutschen Fliegerei viel wichtigere Dinge vor. Die Schiffahrtsgesellschaften, die mit aller Macht den kommenden Transozeanflugverkehr an sich reißen und ihn nicht der vom Reiche subventionierten Lufthansa überlassen wollen, bilden jetzt bereits einige Angestellte im Fliegen aus, und zwar wo? Bei der vom Reich unterhaltenen Severa, jener berüchtigten Gründung des Kapitäns Lohmann, die heute noch unter völkischer Leitung steht. Also Reich gegen Reich auf Kosten der öffentlichen Hand! Es wäre an der Zeit, daß eine Interpellation im Reichstag Klarheit über diese Dinge schafft. Der Reichswehrminister hat, worauf an dieser Stelle bereits hingewiesen wurde, als er über die Lohmannschen Unternehmungen sprach, mitgeteilt, daß die Severa mit Lohmann nichts zu tun habe. Lohmanns Nachfolger, Kapitän Laas, wird gewiß gern bereit sein, seinen Minister über die Severa aufzuklären...

Daß das nationale Prestige in der Fliegerei auch recht eigenartige Blüten treibt, zeigt eine Sonderveranstaltung der — „Lunaterrassenbetriebsgesellschaft m. b. H.", die am vergangenen Sonntag um 7 Uhr abends ein Ehrenmal für die deutschen Ozeanflieger einweihte oder jedenfalls einweihen wollte. Näheres hat man darüber nicht erfahren. Die Festrede sollte der Vorsitzende des „Rings der Flieger", ein Oberstleutnant a. D. von Chamier, halten. Auch sie ist der Nachwelt nicht übermittelt worden. Die Ozeanflieger im Lunapark — der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen.

Ein schwedischer Sachse von Peter Panter

Einmal habe ich in Schweden, in einer südlichen Provinz, ein Ding kennen gelernt, das war mir neu.

Es war ein kleiner Mann, mit viereckig geschnittenen Borsthaaren, einer Brille und kurzen Hosen, der mir da im Hotel entgegentrat und sehr freundlich sagte: „Ich habe gehört, daß Sie Deutscher sind; ich spreche deutsch." Ich horchte auf — nein, er sprach nicht deutsch. Dieser Schwede sprach sächsisch. Es war ganz seltsam.

Er sprach nicht nur sächsisch: er sang es, er schleifte die Worte, wie uns Hans Reimann das vergeblich gelehrt hat; er zog und lutschte an der Sprache und hatte auch alle diese kleinen Verlegenheitswörter, die das Sächsische so unendlich kommun machen. Er sagte: „Es blääst che nu hier e galdr Wind", wobei er das W von „Wind" aussprach wie die Engländer; er tauchte bis auf den tiefsten Flußgrund dieses breiten Dialektes herunter, und mittendrin konnte es geschehen, daß er plötzlich versagte, dann fehlte ihm ein Wort. Das war nicht gespielt, der Mann war durch und durch echt.

Er war so echt, wie Menschen sonst gar nicht sind — denn niemand ist ja ganz und gar sich selbst ähnlich, aber dieser war es. Er war so:

Er trug immer kurze Hosen, und wenn er auf die Berge stieg, die in dieser Gegend etwa die Höhe eines mittleren Küchenstuhls erreichen, dann legte er einen blauen tiroler Leinen-Kittel an, auch hatte er einen Alpenstock. Der Mann war nicht mehr jung und kletterte ausgezeichnet, er hatte auch weite Reisen gemacht. „Im Chahre 1914, da wolldch enne weide Reise machen, durch kanz Euroba — 's war schon alles vorbereid ..." Die Vorbereitung paßte so schön zu ihm, wie alles zu ihm paßte:

Er sprach natürlich Esprando (wie er sich auch für „religiöse Sachen" und Naturheilkunde sähr indressierde), und er hatte nun an alle Esperantisten der verschiedensten Länder geschrieben; die sollten ihn auf den Bahnhöfen erwarten, abholen und ihm ein billges Quartier zuweisen. 's war alles vorbereid, aber Ende Chuli 1914 blieb er an der französischen Grenze stecken . . . da muß etwas dazwischen gekommen sein ...

Er bekleidete nicht nur die Stellung eines Buchhalters — er war wirklich einer, er war es durch und durch. Er hatte einen Schrittzähler in der innern Rocktasche hängen, und er kannte alle Wege, die er auf seinem Rade (mit getrübtem a) ausforschte; er besaß eine Generalstabskarte, die er mit kleinen Instrumenten genau ausgemessen hatte, und er wußte alles: wie weit es bis hierhin sei und wie weit bis dahin, und wie dieser kleine Feldweg verlief und wie jener ... er hatte den horror vacui. Einmal, als wir über eine weite Wiese gingen, da sah ich ihn fast ängstlich hin- und hertänzeln; ihm war nicht wohl, ihm fehlte etwas, und endlich hatte er es gefunden: er hatte den Pfad gesucht, der durch diese Wiese führte, die man ein-

fach überqueren konnte — er suchte den ausgetretenen Weg, so lange, bis er ihn gefunden hatte. Wenn man mit ihm ging, so las er in der Natur wie in einem Hauptbuch, er unterwarf sie sich dadurch, daß er in ihr genau Bescheid wußte, sie konnte ihm nicht entrinnen. Er rationalisierte sie, und das bezaubernd Sächsische daran war, daß er Schweinezucht, Wegentfernung und schöne Aussicht gleichermaßen rationalisierte; war im Führer vermerkt, daß dies eine altberühmte historische Stätte sei, so war dies eine altberühmte historische Stätte, und war eine schöne Aussicht vermerkt, dies Ideal aller Kleinbürger, dann blieb er stehen und nahm sie zu sich. Und ging ungerührt weiter.

Ich ließ ihn keinen Tag aus den Augen; wir sprachen viel und unterhielten uns über mancherlei im Leben. Nie habe ich ihn zögern sehen, niemals war er unsicher; mit buchhalterischer Sicherheit hatte er für alles eine Formel, einen Satz, etwas Eingelerntes, das ihm niemals jemand entreißen würde. Kleine Irrtümer berichtigte er sofort, blätterte gewissermaßen zurück und stornierte; er war sehr sparsam, dabei in guten Verhältnissen, er hatte in einer schwedischen Provinzstadt ein eignes kleines Haus, dessen Maße er auswendig wußte.

Er hatte einen Hund, der ihm aufs Wort — verstehn Sie? aufs Word! — gehorchte, und auf der andern Seite hatte er einen Chef. Er lebte außerordentlich rationell, turnte jeden Morgen, badete Luft, und alles, was er machte, war vernünftig, aber es war nur vernünftig, und das hatte etwas Schreckerregendes. Ich wartete darauf daß er ein Mal, doch nur ein einziges Mal, etwas Irrationales, etwas ganz und gar Unsinniges tun oder sagen möchte — er tat es nicht.

Er hatte alle seine Zuganschlüsse in seinem Notizbuch vermerkt, und er wußte, wo der Zug auf der Heimreise halten würde und wie lange; er wußte überhaupt alles, dabei war er nicht rechthaberisch, sondern ein friedlicher kleiner Mann.

Bei Tisch saßen wir uns oft gegenüber; er aß, was er sich auf den Teller getan hatte, sorgfältig auf, er hob den Teller schräg an und löffelte noch den letzten Rest Milch aus ihm heraus, und noch einen Rest, und nun den allerletzten, und ich begriff, daß eine Frau mit Nerven ihn im sechsunddreißigsten Ehejahr deswegen ermorden könnte. Er stand auf und wischte sich den Mund und hatte diese Mahlzeit bestellt, bezahlt, absolviert, und alles war in Ordnung.

Er nahm gern Kleinigkeiten an, liebte es, wenn man für ihn bezahlte — aber er bedankte sich freundlich dafür. Er war gefällig, übersetzte, dolmetschte, erklärte: er war gar kein schlechter Kerl.

Erregt habe ich ihn nur ein Mal gesehen, da kamen wir auf die Automobile in Schweden zu sprechen, und er sagte: „Ich bin che nu ein Gächner von diese Luxussachn, dieses Rumfahrn — was solln das?" Ich machte eine kleine Einwendung... da brach aus dem kleinen Mann die Polizei heraus, der geduckte Kleinbürger, der Paragraph und das Reglement, dem sich auch die Reichen beugen sollten... „'siss näämlich wäjn dr Handelsbilanz, was da de fier Keld ausn Lande raus-

gähd ...!" Nie noch bin ich dem Sächsischen so nahe gewesen wie bei ihm. Er war ganz zu Ende gebildet, ein Prototyp, das Ideal seiner selbst.

Er war der Sachse der ganzen Welt, ausgedrückt in einem seltsamen Mischtypus. Er war der Kitt, mit dem das Erdenbauwerk zusammengehalten wird, der Zement der Pflicht. Er war einer von denen, die man einsetzen kann, wo man will; einer von denen, die immer ihren Dienst machen, ohne zu fragen, ob es denn auch ihre Pflicht sei; treue Diener ihrer Herren, ohne die sie traurig verdorrten, Anhänger der bösesten Gesetze, der Kriege, der Todesstrafe; Gegner des Überflüssigen, und wieviel ist nicht überflüssig auf der Welt! von tiefstem Mißtrauen erfüllt gegen den Geist, der Selbstzweck ist; amusisch, aber musikalisch, naturentfremdet, aber tierlieb, begeistert für alles Zivilisatorische, abgeneigt dem Kulturellen, Gabelsbergianer, Mitglieder des freisinnigen Vereins Waldeck, der Bezirksgruppe Süd und eines Vaterlandes. Ewige, ewige Sachsen.

Über die wir nicht spotten sollen, weil auch wir, wenn man uns als Typus schildert, komisch sind, alle miteinander.

Molière von Egon Friedell

Es ist ein wirklicher Ruhm Ludwigs des Vierzehnten, daß er sich nicht damit begnügt hat, Kriege zu führen und Hof zu halten, sondern auch den höhern Ehrgeiz hatte, seine Regierungszeit zu einer goldenen Aera der Kunst zu machen. Man hat ihn daher gerne mit Augustus verglichen, was in gewisser Beziehung zutreffend, aber lange nicht so schmeichelhaft war, wie seine Zeitgenossen glaubten. Denn was unter ihm entstand, war in der Tat nicht mehr als eine prunkvoll arrangierte und geschmackvoll vergoldete Hofkunst und raffinierte Artistik, in der die Etikette die Phantasie erwürgt. Ihr großer Zeremonienmeister war Nicolas Boileau, der „législateur du goût", der ebenso diktatorisch festsetzte, was und wie man zu dichten habe, wie die académie française den Umfang und Gebrauch des Wortschatzes bestimmt hatte. Den Ausgangspunkt seiner Aesthetik bildet die cartesianische „clara et distincta perceptio". Was nicht klar und deutlich ist, ist auch nicht schön, die erhellende und ordnende Vernunft ist auch die Gesetzgeberin der Poesie „toit doit tendre au bon sens". Die Kunst hat bei Boileau dasselbe Ziel wie die Philosophie bei Descartes: la vérité. Der oberste Leitsatz seiner Poetik lautet: „Rien n'est beau que le vrai." Auch Nicole, ein namhaftes Mitglied des Port-Royal, bezeichnet als die drei künstlerischen Grundprinzipien ratio, natura, veritas. Dies klingt ganz naturalistisch und war doch das völlige Gegenteil davon. Wir stoßen hier wieder einmal auf die Erkenntnis, wie problematisch der Begriff des Naturalismus ist. Die Künstler des Grand Siècle erblickten in ihren Schöpfungen einen Sieg der Natur, während diese doch eine ebenso sublime wie absurde Vergewaltigung der Natur darstellten.

Das Rätsel löst sich aber sehr leicht, wenn wir uns daran erinnern, daß sie eben Cartesianer waren. Sie setzten Natur gleich Vernunft. Diese Prämisse eingeräumt, waren ihre Werke wirklich die natürlichsten, die man bisher erblickt hatte, denn sie waren die vernünftigsten. Unter Wahrheit verstanden sie nicht Übereinstimmung mit der Erfahrung, sondern Übereinstimmung mit der Logik. Diese gibt die Gesetze des Lebens, des Schauens, des Gestaltens: wer sie befolgt, handelt „natürlich".

Aus dieser Geisteshaltung ergibt sich das Ideal des „grand facile": des Großartigen, das aber zugleich einfach, eingängig ist, wie Fénelon es aufgestellt hat, der „Schwan von Cambrai" und Verfasser der „aventures de Télémaque", die bezeichnenderweise für das größte Epos der Zeit, ja der Welt galten, obgleich sie ein ausgesprochenes Lehrgedicht sind, geschrieben zur Unterweisung des Herzogs von Burgund in den Pflichten und Aufgaben eines Herrschers. Aus der Forderung der leichten Überschaubarkeit ergaben sich auch ganz von selber die irrtümlich aus Aristoteles hergeleiteten drei Einheiten. Hier bildet gleichsam die Einheit des Orts die Ordinate, die Einheit der Zeit die Abszisse und die Einheit der Handlung eine ideale Kurve. Ferner müssen, da überall die Raison herrscht, auch die Leidenschaften gemäßigt und zivilisiert, überhaupt alle Äußerungen einer ungebundenen elementaren Vitalität vermieden und auch die extremsten Situationen mit Verstand und Anstand bewältigt werden: noch im Sterben wissen die Helden der Tragödie, was sie sich, dem Hof und Descartes schuldig sind. Die Vorgänge entwickeln sich nicht in wilden Eruptionen und plötzlichen Sprüngen wie bei Shakespeare, der ein Barbar ist, sondern wie die Glieder eines Kettenschlusses oder die Kolonnen einer Gleichung. Diese Dichter sind in ihrer Darstellung vorzügliche Kristallographen, niemals Mineralogen. Wir erfahren sehr erschöpfend und anschaulich, genau und übersichtlich die allgemeine Formensprache der Dinge, aber nichts über ihren Härtegrad, ihre Farbe, ihren Glanz, ihre Dichtigkeit, ihr Vorkommen, ihre Abweichungen vom Modell, kurz: über ihre Individualität.

„Le grand Corneille" ist noch der Dichter der Fronde: heldisch, kühn, bisweilen fast heiß, aber dabei doch schon Akademiker, Raisonneur. Seine Ethik ist ein erhabener Stoizismus, der im Sieg des Menschen über sich selbst und in der Aufopferung des Individuums für eine Idee, die meistens das Staatswohl ist, seine höchste Befriedigung findet. In seiner Abhandlung über die Passionen bezeichnet Descartes als die höchste Tugend, „gleichsam den Schlüssel aller Tugenden und das Hauptmittel gegen den Taumel der Leidenschaften" die großherzige Gesinnung, la magnanimité oder générosité: diese ist auch der eigentliche Held in den Trauerspielen Corneilles. Wollte man die drei großen Dramatiker jenes Zeitalters mit den drei großen griechischen Tragikern vergleichen, wobei natürlich nicht die dichterische Qualität, sondern nur das gegenseitige Verhältnis in Parallele gestellt werden soll, so würde dem in mancher Beziehung noch archaischen Corneille Aischy-

los entsprechen, dem weiblicheren und differenzierteren Racine Sophokles, dem problematischen und seelenkundigen Molière aber Euripides, der fast ebenfalls ein Komödiendichter war und einen ebenso zähen und vergeblichen Kampf gegen die ihm aufgezwungene Theaterform geführt hat. Denn die demokratischen und skeptischen Griechen um Perikles waren in Fragen der äußern Form ebenso unerbittlich konservativ wie die aristokratischen und dogmatischen Franzosen um Ludwig den Vierzehnten. Euripides, der reiche, müde Erbe einer Kultur, die in Lebensweisheit, Ausdruckstechnik, Kunst des Sehens und Hörens nahezu bis an die letzten Grenzen gelangt war, sah sich genötigt, seine psychologischen Differentialkalküle mit äußern Mitteln zur Darstellung zu bringen, die für einen Indianertanz oder einen Dorfzirkus grade noch fein genug gewesen wären; und Molières zappelnde Lebendigkeit und sprunghafte Unruhe, misanthropische Zerrissenheit und opalisierende Laune wurde in einen langweiligen vergoldeten Salon gesperrt, unter Menschen, deren höchster Ehrgeiz es war, das Aussehen und das Gefühlsleben einer Drahtpuppe zu erlangen. Darum ist Molière, obgleich scheinbar der Lustigmacher unter den Dreien, in Wahrheit die tragische Figur unter ihnen. Daß er auch der größte sei, hatten schon einige seiner urteilsfähigsten Zeitgenossen erkannt. Als Boileau von Ludwig dem Vierzehnten gefragt wurde, wer der wertvollste Dichter des Zeitalters sei, antwortete er: „Majestät, das ist Monsieur Molière." „Das hätte ich nicht gedacht", erwiderte der König, „aber Sie müssen es ja besser wissen."

Strindberg sagt im Nachwort zu „Fräulein Julie": „Die Lust, die Menschen einfach zu sehen, ist noch bei dem großen Molière vorhanden. Harpagon ist nur geizig, obgleich Harpagon ebensowohl ein Geizkragen wie ein ausgezeichneter Financier hätte sein können, ein prächtiger Vater, ein gutes Gemeindemitglied." Obwohl diese Kritik im Prinzip vollkommen recht hat, tut sie Molière dennoch unrecht, indem sie übersieht, daß dieser ja gar nichts andres geben durfte, als die Gleichungen des Geizigen, des Hypochonders, des Heuchlers, des Parvenus, der frechen Kammerzofe, des treuen Liebhabers. Er mußte mit Schablonen malen, weil es die Kundschaft so wünschte, und es ist doppelt bewundernswert, daß er mit dieser groben und geistlosen Technik so abwechslungsreiche und pikante, originelle und lebensprühende Muster zustande brachte. Er mußte seine chaotische Zwiespältigkeit in Gestalten ausleben, die uns heute in ihrer künstlichen Primitivität gespenstisch anmuten, denn er war der Hanswurst eines großen Herren, eines noch mächtigeren, selbstherrlicheren und eigensinnigeren, als es selbst Ludwig der Vierzehnte war; er war der Hofnarr des Zeitgeistes! Er war aber doch noch etwas mehr: nämlich ein moralischer Gesetzgeber, wenn auch nur versteckt und gewissermaßen anonym. Dies ist im Grunde die Mission jedes genialen Komödiendichters: sie ist von Shakespeare so gut erfüllt worden wie von Shaw, von Ibsen so gut wie von Nestroy; sie alle waren heimliche Lehrer der Sittlichkeit und Sitte.

Das Schützenfest von Ernst Glaeser

Aus dem Roman „Jahrgang 1902", der im Herbst bei Gustav Kiepenheuer, Potsdam, erscheinen wird.

Wir reisten noch in der gleichen Nacht. Der Leckerlionkel besorgte uns einen Wagen, er begleitete uns bis Solothurn. Unterwegs erzählte er, daß alles sehr überraschend gekommen wäre, niemand wisse, wer eigentlich schuld daran sei. Wahrscheinlich jene, die den Krieg verlieren, das sei immer so. Meine Mutter schwieg.

In Solothurn verabschiedete sich der Leckerlionkel. Er mußte in die Berge zurück, um mit den Offizieren, mit denen er angeritten war, den Grenzschutz zu organisieren. Er freute sich sehr auf diese Zeit. Er war ein begeisterter Bergsteiger und ein warmer Naturfreund.

Als wir in den Zug stiegen, behauptete der Gepäckträger, dem meine Mutter ein gutes Trinkgeld gegeben hatte, Deutschland würde bestimmt siegen. Auf dem Perron stand eine Gruppe Oesterreicher, die in der Westschweiz als Kellner gearbeitet hatten und jetzt begeistert in ihr Vaterland fuhren, um es an den Serben zu rächen. Sie sangen: „Gott erhalte Franz den Kaiser", und hatten die Röcke ausgezogen. Endlich ginge es los, riefen sie. Sie meinten damit nicht den Zug, der grade anfuhr, sondern den Krieg.

In unserm Abteil saß ein älterer Herr. Er begann sofort mit uns zu reden, als seien wir gute Bekannte von ihm. Auf der Rückseite seiner Hotelrechnung hatte er die Kriegsstärke der europäischen Armeen addiert und gegeneinander abgewogen. Er verglich die beiden Salden und sagte zu meiner Mutter, der Geist der deutschen Truppen mache die ziffernmäßige Überlegenheit der Russen wett. Denn in diesem Kriege entscheide allein der Geist, und Deutschlands Geist sei der beste Europas. Er wisse das als Universitätsprofessor, unsre Jugend sei schwertbereit und voller Ideale. Endlich sei die Stunde gekommen, wo unser Volk eine große Weltsendung antreten könne. Er selbst sei schon fast verzweifelt gewesen über den krassen Materialismus der letzten Jahre — besonders in den untern Volksschichten — endlich habe das Leben wieder einen idealen Sinn. Die großen Tugenden der Menschheit, die in Deutschland ihren letzten Hort hätten, — Treue, Vaterlandsliebe, Todesbereitschaft für eine Idee triumphierten jetzt über den Händler- und Krämergeist. Der Krieg sei der rettende Blitz, der die Atmosphäre reinige, aus ihr entstiege ein neues deutsches Volk, dessen Sieg die Menschheit vor Verflachung, Vertierung im Materiellen, westlicher Demokratie und falscher Gefühlsduselei rette. Er sähe eine neue Welt, den Adelsmenschen herrschen und gebieten, der alle Degeneration ausrotte und die Menschheit wieder in die Firnhöhe ewiger Ideale zurückführe. Wer zu schwach sei, bleibe auf der Strecke. Der Krieg säubere die Menschheit von schlechten Stoffen. Siegfried gehöre die Zukunft, in diesem Krieg würde Hagen erschlagen.

Der Professor sprach sehr leise, in den scharfen Gläsern seiner Brille brach sich das Licht. Meine Mutter, die ihm gegenübersaß, hörte aufmerksam zu. Viele seiner Worte formte sie mit ihren Lippen nach. Zum ersten Mal begann sie sich für den Krieg zu interessieren. Vielleicht weil der Mann ein Universitätsprofessor war, vielleicht weil alles, was er sagte, so gescheit klang, vielleicht weil diese Auffassung mit Politik nichts zu tun hatte — jedenfalls war sie, als der Professor einen gewaltigen Aufschwung der Kunst durch den Krieg prophezeite, kurz vor Basel seiner Logik erlegen. Sie glaubte an den Krieg wie an einen neuen Dichter. Als wir im

Bundesbahnhof ausstiegen, sagte sie mir, eine neue Zeit stände bevor.

Der Professor ging neben uns her. Sein Gesicht war grau und von unregelmäßigen Haaren überwachsen. Seine Schultern schwach und nach oben gezogen. Sehr oft schnalzte er mit der Zunge zwischen den Zähnen, als habe er dort unangenehme Fleischstückchen sitzen. Er hinkte. Ich begriff seine Begeisterung für Siegfried nicht. Als er sich meiner Mutter vorstellte, sagte sie mir leise, er sei ein berühmter Mann. Ich mußte ihm den Koffer tragen.

Der Wartesaal war überfüllt. Von Hand zu Hand ging ein Telegramm: die deutsche Kriegserklärung an Rußland. Wegen der Brüder in Oesterreich.

Die „Wacht am Rhein" wurde gesungen und das Flaggenlied. Der Professor sang mit, auch meine Mutter. Ich hatte Angst vor so viel Fröhlichkeit.

„Sehen Sie das Volk", sagte der Professor zu meiner Mutter, „wie es begeistert ist und einig unter sich. Rechtfertigt das allein nicht schon den Krieg?" Er deutete auf den Wartesaal, der von Gesang und lauten Gesprächen dröhnte. Die Menschen riefen sich „Bruder" zu, obwohl sich wenige kannten, gaben sich alle die Hand.

Es waren viele Arbeiter darunter. Man erkannte sie an ihren Mützen. Sie kamen aus der Schweiz, aus Italien, aus Frankreich, wo sie auf Montage gearbeitet hatten. Sie zogen von Tisch zu Tisch und verbrüderten sich mit den Bürgern, die aus der Sommerfrische kamen. In einer Ecke saß ein Mann, der jüdisch aussah und zwei ängstliche Töchter bei sich hatte; er bezahlte den Arbeitern dauernd Bier und wenn sie sangen, sang er mit. „Wir sind alle Brüder", riefen die Arbeiter, der Herr nickte begeistert und zahlte.

„Ist das nicht wundervoll?!" sagte der Professor, „alle Gegensätze heben sich auf!"

Meine Mutter nickte. Sie sprach etwas von einem „Massenerlebnis".

„Dieser Krieg", antwortete der Professor, „ist ein ästhetischer Genuß sondergleichen. Zum ersten Mal sehe ich die Volksseele sich entfalten." Es war drei Uhr nachts, als jemand auf einen Tisch sprang und rief, die Grenze sei gesperrt. Ein Geheul, als fühlten sich alle verraten, war die Antwort. „Wir wollen nach Hause! Wir wollen zu unsern Brüdern!" Dann wurde wieder gesungen. Der Professor sagte, er würde zu Fuß über die Grenze marschieren, wenn kein Zug mehr ginge. Was solle er hier in der Schweiz. Sie sei doch neutral. Als gegen sechs Uhr ein Schweizer Beamter mitteilte, es sei gelungen, einen Zug zusammenzustellen, der in zwanzig Minuten als letzter Zug die Grenze passiere, jubelte der Saal, als führen alle zu einem Fest.

Der Zug wurde gestürmt. Wir verloren den Professor im Trubel. Wir setzten uns auf unsre Koffer in den Gang. Meine Mutter sagte, das schade nichts, jetzt müsse man Opfer bringen. Kurz hinter Basel sahen wir den Rhein. Alle stürzten an die Fenster. Die Männer entblößten ihre Häupter, die Frauen lehnten sich zärtlich an ihre Schultern. So sangen sie feierlich und ernst, wie in der Kirche. Manche hatten Tränen in den Augen. Und die Kinder, die vereinzelt in den Gängen standen, schauten still und verwundert auf die große Feierlichkeit der erwachsenen Menschen.

In Lörrach sahen wir die ersten deutschen Soldaten. Sie trugen neue Uniformen aus grau-grünem Tuch, um ihre Helme lag eine Schutzhülle in der gleichen Farbe. Der Bahndamm war militärisch gesichert. Alle hundert Meter stand ein Posten, an den Brücken Patrouillen. Sie wurden stürmisch begrüßt. „Die Wacht am Rhein!" riefen die Frauen und warfen ihnen Obst, Zigaretten und Schokolade

zu. Die Soldaten winkten mit den Gewehren, manche dankten mit Kußhänden. Das waren die Offiziere ...

Die Dächer der Dörfer waren von Fahnen überweht. Die fruchtbaren Farben Gelb und Rot leuchteten satt und schwer in den zarten Morgen des Markgräflerlands. Sie flatterten auf den Hütten der Weinberge, sie bauschten sich aus den Luken der Kirchtürme, den Speichern der Bauernhäuser, sie belebten die Bahnhöfe, überstrahlten die Schulen und wurden von Kindern geschwungen, die hinter den Barrieren standen und Hurra riefen.

Gelb und Rot. Weizen und Mohn. Die Luft schmeckte danach.

Als wir uns Freiburg näherten, sang der ganze Zug. Jeder kannte den andern. Fremde Menschen teilten sich ihre Brote, tauschten Zigaretten, schenkten ihren Kindern Schokolade. Die Kinder fürchteten sich ein wenig, denn sie hatten noch nie soviel gute Menschen gesehen.

Ich stand neben meiner Mutter am Fenster und wagte mich nicht zu rühren. Ich glaubte zu träumen. Jede Bewegung, dachte ich, zerstört diesen Traum, und die Menschen gehen wieder so gleichgültig und feindlich aneinander vorüber wie früher. Ich hielt den Atem an und flehte zu Gott, er möge das Wunder bewahren.

Die Fahnen und der Gesang deckten mich zu. Meine Mutter küßte mich, fremde Männer hoben mich auf ihre Schultern, fremde Frauen schenkten mir Schokolade und strichen mir durchs Haar, junge Mädchen sprachen mit mir, als sei ich ihr Bruder — ich taumelte zwischen der ungewohnten Liebe der Menschen.

Als wir in Freiburg einfuhren, schäumte der Bahnsteig von Stimmen. Studenten in phantastischen Jacken sprangen mit Gesang auf den Zug. Aus den Fenstern küßten sie Mädchen, die ihnen Blumen schenkten. Ältere Herren hatten an ihre Stöcke Fähnchen gebunden und trugen sie übergeschultert. Soldaten, in deren Gewehrläufen Rosensträuße staken, wurden beschenkt, als hätten sie alle Geburtstag. Selbst die Kellner der Bahnhofswirtschaft waren hell im Gesicht, und die Schaffner, die die Waggons abliefen, lachten wie gute Onkels.

Gegenüber auf dem Perron stand ein langer roter Transportzug. In den breit geöffneten Türen der Viehwagen hingen wie ein Bündel brauner Früchte lachende runde Soldatengesichter. Die Wagen wogten in Laub und Fahnen, ihre Fronten waren mit Kreide übermalt. In weißen Kleidern und lustigen Rudeln liefen junge Mädchen zu den Soldaten und steckten ihnen Blumen an die Brust. In der Mitte des Zuges vor einem Waggon II. Klasse, wo die Offiziere in schönen Uniformen und glänzenden Ledergamaschen auf und ab gingen, spielte eine Militärkapelle flotte Märsche und heitere Volkslieder. Als ein hübscher Soldat eines der weißgekeideten Mädchen um die Hüfte packte und ihm mitten auf den Mund einen lauten Kuß gab, brüllte der ganze Bahnhof Hurra. Dauernd rollten neue Militärzüge ein. Selbst die Kanonen auf den flachen Güterwagen waren mit Blumen und Laub bedeckt. An den Abteilen der Offiziere hingen sogar kleine Birken mit sehr bunten Bändern geschmückt, manchmal mit einer Wurst. Alle Menschen lachten, am meisten die Soldaten.

Fuhren sie in die Ferien oder auf eine Kirmes?

Als unser Zug anzog und in sanfter Eile den Bahnhof verließ, intonierte die Musikkapelle: „Deutschland, Deutschland über alles". Dröhnend fiel die Menge ein, gewölbt wie ein Choral wuchs das Lied in die sonnenklare, von Fahnen jauchzende Luft, alle nahmen die Hüte vom Kopf, die Offiziere griffen elegant an die Mützen, die Soldaten hoben ihre Gewehre, die Mädchen sangen noch heller als ihre Kleider waren, die Studenten reichten sich die Hände, die Frauen legten ihre weichen Arme um die Schultern ihrer Männer,

und, je schneller der Zug fuhr, um so lauter dröhnte, um so höher wuchs das Lied. Ich ging unter in diesem Gesang. Ich unterschied nichts mehr. Es war mir, als hätte ich tausend Mütter und tausend Väter.

Da neigte sich meine Mutter zu mir herab, berührte mit ihrem Gesicht mein Haar und flüsterte mir mit heißer Zärtlichkeit ins Ohr: „Ist das nicht wundervoll?" Ich umarmte sie. Sie zog mich an sich empor. „Ja", sagte sie und deutete auf die Menschen, die hell und fröhlich auf den Gängen standen, eng aneinander wie Liebespaare. „Unser gutes deutsches Volk, wie sehr haben wir uns in seiner Seele getäuscht!" Sie weinte. Vorne neben dem Klosett sangen die Studenten: „Kein schönrer Tod ist auf der Welt, als wer vom Feind erschlagen ..."

Der Zug mündete in die getreideschweren Äcker Badens. Aus allen Städten und Dörfern stieg Jubel.

Ich war geblendet. Die Welt lag verändert. Der Krieg hatte sie schön gemacht.

*

In Offenburg lagen wir bis spät in den Nachmittag. Die Strecke war durch Militärzüge blockiert. Ich sah Husaren, Ulanen und schwere Artillerie. Meine Mutter lief an den Zügen entlang und verteilte Bücher, die sie in der Bahnhofsbuchhandlung gekauft hatte. Es waren leider nur Unterhaltungsromane, aber die Offiziere sagten, für den Ernstfall hätten sie alle den „Faust" im Tornister.

Als wir uns nach fünf Stunden unsrer Stadt näherten, krachten die Böller, knatterte ein Feuerwerk am Himmel. Es war der dritte Tag des Schützenfestes und der Abend der Krönung des Schützenkönigs. Mein Vater stand an der Bahn. Er winkte uns mit einem kleinen Fähnchen. „Hurra!" rief er, als er uns sah, „Hurra!" schrie der Zug, als wir ausstiegen, „Hurra!" lachte Kathinka, als sie unsre Koffer nahm. „So", sagte mein Vater, „jetzt seid ihr da."

„Ja," riefen wir, „jetzt sind wir da." Dann gingen wir, er, meine Mutter und ich, Arm in Arm auf die Sperre zu. Hinter uns keuchte Kathinka begeistert mit den Koffern.

Als wir in die Bahnhofstraße einbogen, deutete mein Vater auf die vielen Fahnen, unter denen die Fassaden der Häuser verschwanden. „Die wenigsten gelten dem Schützenfest, dafür haben nur die Vereinsmitglieder geflaggt — diesen imposanten Fahnenwald verdanken wir den Ereignissen der letzten Tage. Man rechnet stündlich mit der französischen Kriegserklärung. Alle warten darauf wie auf eine Erlösung."

Auf dem Marktplatz leuchteten die hellen Schaufenster des Kaufhauses Silberstein. Vom Balkon über den goldnen Buchstaben der Firma schwebte eine neue Fahne bis auf den Boden. Mein Vater lobte sie als die größte Fahne in unsrer Stadt. Im Schaufenster Nr. 8 standen die Puppen und hielten schwarz-weiß-rote Papierfähnchen in den wachsgelben Händen. Die weiblichen Puppen trugen Schärpen um die weiß gekleideten Hüften. Außerdem hatte Herr Silberstein allen ohne Unterschied blonde Perücken anfertigen lassen. Aber alles überragte eine Puppe, die auf einem Sockel stand und eine feldgraue Uniform trug. Sie stellte einen Offizier dar, der mit der rechten Hand grade einen Säbel aus der Scheide lupfte, als wolle er die andern Puppen erstechen. Am Glasfenster stand in verschnörkelten Buchstaben: „Empfehle mich zur Anfertigung vorschriftsmäßiger und modernster Uniformen vom Leutnant aufwärts. Beste Qualität, haltbare Stoffe." On parler français und english spoken waren weggekratzt.

Wir aßen sehr rasch zu Abend. Mein Vater drängte nach dem Festplatz, um 8 Uhr sei Preisverteilung. Außerdem erfahre man dort

die neusten Telegramme, jede halbe Stunde rufe der Schützenmeister in Frankfurt bei einer Zeitung an.

Eine halbe Stunde später waren wir auf dem Festplatz. Er lag auf einer großen Wiese, in ihrer Mitte war ein gewaltiges Zelt gebaut, rechts schlossen sich die Stände der Schützen an. Zwei Musikkapellen arbeiteten in dem Zelt. Sie wechselten miteinander ab. Auf einem großen Büfett türmten sich fünf Fässer Bier. Die Kellnerinnen waren extra aus Bayern geschickt worden und sehr dick.

Vor dem Zelt entdeckte ich August. „Hurra!" rief er, als er mich sah. Er trug ein schwarzweißrotes Fähnchen. „Na, mein Junge?" sagte mein Vater zu ihm. „Komm," rief August, „mein Vater ist auch da..." Meine Mutter nickte mir zu. Ich lief mit August. An einem breiten Tisch in der Nähe der rechten Kapelle saß der Heizer Kremmelbein mit vielen Genossen. Sie trugen alle schwarzweißrote Schleifchen am Rock, wo früher die roten Nelken saßen. August schob mir einen Stuhl hin und holte mir ein Glas Bier. Als er es aufsetzte, schlug der Heizer auf den Tisch: „Genossen!" sagte er, „Deutschland ist angegriffen worden, das ist klar. Ihr wißt, ich lasse mir nichts vormachen, aber das Vaterland müssen wir verteidigen." „Jawohl!" sagten die Genossen und hoben ihre Biergläser. „Rein wissenschaftlich ist die Sache so," fuhr Kremmelbein fort, „wenn uns jetzt die herrschenden Klassen brauchen, damit wir — das werktätige Volk — den Angriff der Feinde, der auch uns gilt, abwehren, so werden wir das natürlich nicht umsonst tun." „Jawohl!" sagten die Genossen und hoben die Gläser. „Ich meine, wir werden, wenn Deutschland gesiegt hat, bestimmte Forderungen stellen, 8-Stunden-Tag, freies Wahlrecht und Streikrecht." „Hurra!" riefen die Genossen und hoben zum dritten Mal die Gläser. „Für uns ist der Krieg das beste Geschäft, die Bourgeoisie braucht uns, wir werden eine genaue Rechnung aufstellen." Die Genossen schmunzelten. „Und dann dürft ihr nicht vergessen, in Frankreich haben sie den Genossen Jaurès erschossen, wir als Sozialisten haben die Pflicht, ihn zu rächen — dafür ist der Krieg da!" „Nieder mit Frankreich!!" schrien die Genossen, und der Ruf setzte sich fort und erfaßte die Bürger — „Nieder!" brüllte das Zelt. Kremmelbein sprang auf den Tisch und schrie: „Jeder deutsche Arbeiter kämpft für die Sicherheit seines Vaterlands bis zum letzten Blutstropfen. Deutsches Volk, du wirst sehen, daß in der Stunde der Gefahr dein ärmster Sohn auch dein getreuster war!!"

Das Zelt tobte. Die Kapellen spielten gemeinsam einen Tusch. Von allen Tischen sprangen die Leute. „Hoch Kremmelbein, hoch!!" Und als ihr Hoch in das Deutschlandlied überging, näherte sich Persius, schon in Uniform, unserm Tisch und gab Kremmelbein die Hand. „Alles sei vergessen. Wir wollen einig sein. In der Stunde der Gefahr kennen wir keine Parteien mehr." Kremmelbein lächelte und nahm die Hand. „Jeder hat seine Ansichten, Herr Doktor. Ihre Ansicht hatte damals mehr Polizei. Aber jetzt, wo das Vaterland in Gefahr ist, wollen wir alles vergessen. Wenn Frieden ist, sprechen wir uns wieder." „Ja," sagte Persius und stand unwillkürlich stramm, „wenn wir gesiegt haben..."

Sie schüttelten sich die Hände. Die Musik spielte noch einen Tusch. Kremmelbein und Persius wurden umringt, und während das ganze Zelt jäh und gewaltig in die „Wacht am Rhein" einfiel, schrie Persius der bayrischen Kellnerin zu: „Alles Bier, das an diesem Tisch getrunken wird, geht auf meine Rechnung!"

In diesem Augenblick sah ich den Dr. Hoffmann und Brosius in das Zelt stürzen. Sie fuchtelten mit den Händen. Mein Vater hatte sich hinter mich gestellt und von dort aus Kremmelbein und seinen Genossen eine Runde Schweinerippchen bestellt. Ein Trompeter blies das Angriffszeichen der deutschen Armee. Auf dem Podium stand

Hoffmann und schwang sein Stöckchen. Neben ihm Brosius. Hoffmann hielt ein Extrablatt. „Ruhe!" schrie er — dann sagte er nach einer Kunstpause mit zarter Stimme, als spräche er ein Gebet: „Frankreich hat uns soeben den Krieg erklärt..."

„Hurra!" brüllte das Zelt. Die Menschen warfen die Arme in die Luft und hüpften auf die Stühle, als könnten sie von dort leichter eine bessere Zukunft sehen. Mein Vater schlug mir auf die Schulter und lachte. Zwei Schützenbrüder schossen ihre Gewehre ab. Viele Menschen umarmten sich. Und während Kremmelbein wieder auf den Tisch sprang und „Rache für Jaurès!" schrie, während seine Genossen in den Ruf einfielen und der Name von allen gerufen durch das Zelt rauschte, als wäre Jaurès ein deutscher Nationalheld, standen oben auf dem Podium der Dr. Hoffmann und Brosius und schüttelten sich die Hand. „Volksgenossen!" schrie Hoffmann, „vergessen wir in der Stunde der Gefahr alle unseren kleinlichen Streitereien. Reichen wir uns die Hände — der Arbeiter dem Bürger, der Bauer dem Arbeiter. Geloben wir das Wort unsres Kaisers, der bis zuletzt den Frieden wollte und nur gezwungen das Schwert zog, weil wir angegriffen wurden, schwören wir das schöne Wort dieser Sturmtage wahr zu machen: „Wir kennen keine Parteien mehr, wir kennen nur noch Deutsche!" Ein Wald von schwörenden Händen umgab mich. Auch ich hob meine Hand.

Schwer klang es durch das Zelt, als spräche ein Riese: „Wir schwören!" Alle hatten es gesagt, es gab keine einzelnen mehr. Wie feierlich war die Welt!

Solange die Kapelle den ersten Vers des Niederländischen Dankgebets spielte, blieben unsere Hände in der Luft. Erst als die Kapelle eingriff und laut zum Deutschlandlied überleitete, griffen wir nach unsern Biergläsern, hoben sie hoch, lachten uns alle an und sangen. Beim dritten Vers, den kaum jemand auswendig konnte, rief Brosius: „Silentium! S. M. der Kaiser, unser allergnädigster Friedensfürst und oberster Kriegsherr — er lebe hoch!!" „Hoch! Hoch! Hoch!!"

„Ex!" kommandierte Brosius. Wir setzten die Gläser an den Mund und tranken das Bier, ohne abzusetzen, aus. Ich verschluckte mich dabei. Durch den Brustlatz meines Matrosenanzugs rollten die Tropfen bis in meine Unterhose. Oben legte Brosius seinen Arm um Hoffmanns Schulter und schritt mit ihm das Podium herab. Ovationen überfluteten sie. Auf dem Büfett wurden von schweren Knechten fünf neue Fässer angeschlagen.

Langsam rutschte ich auf meinen Stuhl. Um meinen Kopf lag eine weiche Wolke. Neben mir saß August. Seine Stimme war sehr weit. Müde spähte ich durch meine Lider. Am Büfett trank Kremmelbein mit Persius einen Schnaps. Mein Vater hatte sich auch einen Genossen geholt, den er freihielt.

Bitter stieg das Bier aus meinem Magen. Manchmal drehten sich die Tische, die Menschen, die an ihnen saßen, hoben und senkten sich wie Korkstopfen auf bewegtem Wasser. Neben mir sagte August: „Jetzt sind sich alle Menschen gleich. Es gibt keine Unterschiede mehr." „Ja," lallte ich und versuchte vergeblich mit meinen Augen ein Gesicht zu erfassen, „ich sehe auch keine Unterschiede mehr..." Alles drehte sich. Die Gesichter waren verwischt.

Langsam sank ich zurück. Es war nicht nur das Bier. Meine Mutter hatte mir Kaffee geholt und begann fröhlich zu lachen, als ich mit der Zunge über manche Worte stolperte. Auch die Stimmen am Tisch lachten. August hielt mich fest. Der Kaffee reizte mich wach. Plötzlich erkannte ich Brosius. Er stand vor mir, gewaltig wie ein neues Gesetz. Er lächelte mich an. Er legte seine Hand auf meine Schulter. Zum ersten Mal lächelte er mich an.

Zum ersten Mal legte er seine Hand auf meine Schulter. „Na," sagte er, „ein deutscher Junge wird doch ein Glas Bier vertragen!"

Ich sprang auf. Ich schwankte. Aber als ich seine Augen sah, stand ich stramm und schrie: „Zu Befehl, Herr Dr. Brosius!" „Bravo!" hörte ich ihn, dann ging er weiter. Beglückt sank ich auf meinen Stuhl. Zum ersten Mal hatte mich Brosius gelobt.

Vor mir lag die Welt der Erwachsenen, deren Haß und Bosheit mich früher verwirrt hatte, deren Geheimnis mich zum Wortbruch, zum Diebstahl, zur ersten Todesfurcht meines Lebens und endlich zum Schwur, niemals erwachsen zu werden, geführt hatte — vor mir lag diese Welt der Qual in einem neuen Licht. Wohin ich auch sah, ihre Menschen umarmten sich. Alle waren sich gut, wie sie sich vorher böse gewesen waren. Persius und Kremmelbein, Brosius und Hoffmann — keiner haßte den andern. Sie tranken zusammen, sie sangen gemeinsam, ihre Augen hatten den gleichen Schein. Die Welt war verjüngt. Der Krieg hatte sie gut gemacht...

„Ach, Mutter," stammelte ich und sank beglückt in ihren Schoß, „wie schön ist der Krieg..."

Sie führte mich mit August aus dem Zelt. Als ich mich umwandte, sah ich durch den Dunst der begeisterten Menschen Brosius und Hoffmann am Büfett mit zwei Maßkrügen Schmollis trinken.

Draußen in der Luft begann ich zu schwanken. August führte mich. Als wir die blau, rot und grün beleuchtete Front eines Panoptikums mit Szenen aus den Freiheitskriegen passierten, sangen wir in den patriotischen Lärm der festlichen Nacht: „Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten..."

Es war der 2. August. Ich hatte meinen ersten Schwips...

Träumerei auf einem Havelsee von Theobald Tiger

Ich bin Prokurist einer Wäschefabrik,
Sternberg, Guttmann & Sohn.
Mein Segelboot heißt „Heil und Sieg",
zwei Stunden lieg ich hier schon
und seh auf die Kiefern und in das Wasser hinein —
auf meinem Boot ganz allein.

Urlaub hatte ich im August,
ich war in Norderney,
mit Lilly — ihre linke Brust
sieht aus wie ein kleines Ei.
Wenn man sie da kneift, dann wird sie gemein —
auf meinem Boot ganz allein.

Graske ist ein gemeiner Hund,
ein falsches Aas — er tut bloß so...
er weiß, der Alte ist nicht ganz gesund;
wenn mans merkt, bleibt er länger im Bureau;
und dem Junior kriecht er jetzt auch hinten rein —
auf meinem Boot ganz allein.

Mutter wird alt. Wie alt... warte mal:
vierundsechzig, nein: achtundsechzig, genau.
Grete soll ganz still sein; sie pöbelt mit ihrem Personal
wie eine Schlächtersfrau.
Ich frage mich: muß eigentlich Verwandtschaft sein?
auf meinem Boot ganz allein.

Ich hab es schließlich zu was gebracht,
ich geh auf den Presseball;
auf Reisen fahre ich zweiter; die Jacht
hier hieß früher „Nachtigall".
Quatsch. Jetzt heißt sie richtig. Manchmal lade ich Willi und Ottmar ein —
nein, Ottmar nicht, der hat mich bei den jungen Aktien
nicht mitgenommen — schließlich werde ich dem Affen doch
nicht nachlaufen, das hab ich nicht nötig; stehen jetzt 192, 193 . . .
wo ist denn die Zeitung? —
auf meinem Boot ganz allein.

Das ist meine liebste Erholungszeit,
auf meinem Boot ganz allein.
Kein Mensch ist zu sehen, weit und breit —
kann man einsamer sein?
Eine Welle gluckst. Ich bin einsam. Zwar
die Inventur beginnt morgen,
und wie die Sirenen mit schwimmendem Haar
ziehn im See meine Sorgen:

Lilly, Mama und die Wäschefabrik,
die Reparatur von „Heil und Sieg",
Graske und Ottmar, der Egoist;
wer im Silbenrätsel „Fayence-Maler" ist;
der Krach mit dem Chef von der Expedition;
die Weihnachtsgratifikation —
aber sonst aber schwimme ich hier im märkischen Sonnenschein
auf meinem Boot ganz allein.

Der Menschenfeind als Lebensretter

von Egon Erwin Kisch

Hoch klingt das Lied vom braven Mann
Wie Orgelton und Glockenklang . . . .

Mögen die Nöte der Menschen in einer großen Stadt noch so individuell, noch so verschiedenartig sein, gemeinsam ergeben sie eine Strömung; ganz bestimmte Örtlichkeiten haben den Charakter eines Strudels, dort wiederholen sich Katastrophen und Rettungen, und es gibt Stellen, an denen Menschenleben unabhängig voneinander in den Tod münden — eine Bank, auf der sich Lebensmüde zu erschießen pflegen, ein Platz, auf dem sich Totschläge wiederholen, ein Haus, in dem sich die divergentesten Unfälle häufen.

In Prag, an der Insel Kampa, die jeder Gebildete aus dem Roman „Der Mädchenhirt" kennt, ist eine derartige Mündungsstelle des Lebens in den Tod, wodurch die an sich verwunderliche Tatsache verständlich wird, daß hier ein Mann als berufsmäßiger Lebensretter etabliert ist. Viel weniger verständlich: die Tatsache, daß der Inhaber dieses Geschäftes mit geretteten Menschenleben ein Misanthrop ist, ein Misanthrop vom reinsten Wasser, wie man sagen möchte, wenn besagtes Wasser wirklich rein wäre. Wir wollen ihn daher lieber als den menschenfeindlichsten Menschenfeind der ganzen Erdkugel bezeichnen

und solcherart in seiner Ausdrucksweise bleiben, die jede Beschimpfung gleichzeitig als Hauptwort und als Eigenschaftswort verwendet, und zwar im Superlativ. Hinzugefügt sei, daß die Nachbarn ihn, Herrn Rousek, den Wohltäter schiffbrüchiger Menschheit, in ähnlicher Manier beurteilen, wie er sie, also hierbei keineswegs mit Superlativen sparen.

Er haßt die Menschen wie sie ihn hassen, und ihm sind, wie er ununterbrochen beteuert, die Ertrunkenen lieber als die Geretteten. Warum? Jede geborgene Leiche wird der Polizei gegen Quittung übergeben, auf Grund welcher das Städtische Schiffahrts-Amt eine Prämie von zwanzig Tschechokronen auszahlt. Früher hat man dafür nur vier Kronen bekommen, erzählt Herr Rousek, aber da hätte doch einer, der ochsischeste Ochs der ganzen Erdkugel sein müssen, wenn er um vier Kronen in den Kahn gestiegen wäre, sich mit einem stinkigen Kadaver abzugeben. Um zwanzig Kronen verlohnt es sich eher.

Die Lebenden tragen ja überhaupt nichts ein, wutverzerrt hebt Herr Lebensretter seine rechte Hand, die steif ist vom Kampf mit einem Soldaten, dem rohesten Rohling der ganzen Erdkugel, wutverzerrt hebt Herr Lebensretter seine linke Hand, die verharschte Spuren von Bissen trägt; ein Frauenzimmer (überflüssig zu sagen: die drecksäuischeste Drecksau der ganzen Erdkugel), hat sie ihm zugefügt: obwohl sie bereits von einem vorhergegangenen Selbstmordversuch schwere Wunden am Kopf hatte, obwohl sie vor dem Sprung ins Wasser Arsenik zu sich genommen und ein Tuch über die Augen gebunden hatte, vermochte sie sich doch so zu wehren, daß sie den Fängen des Lebensretters beinahe entkommen wäre. Und als man sie zu sich gebracht, hat sie nicht einmal „danke" gesagt!

Überhaupt, wer sagt schon danke! Die Lebensmüden müssen Sie wissen, das sind die gaunerischsten Gauner der ganzen Erdkugel, aber die Verunglückten sind noch ärger. „Ordentlich haben Sie mich herumgezerrt", schreien sie mich an, wenn ich sie ans Land gezogen habe, — ein Wunder, daß sie mir nicht ein paar übers Maul geben. Ich bin ja ein glänzender Schwimmer," sagen sie immer, „ich wäre schon nicht ersoffen!" So, wozu haben sie dann so herzzerreißend um Hilfe geschrien, diese blödesten Blödiane der ganzen Erdkugel? Wem nützt das Schwimmen, wenn er unter das Wehr kommt? Wem nützt das Schwimmen, sagen Sie selbst, wenn er mitsamt seinem beschissenen Seelentränker unter ein Floß kommt, das durch die Schleuse saust?

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer
Aus Quadersteinen von unten auf
Lag eine Brücke drüber her
Die Schollen rollten Stoss auf Stoss . . .

Im Jahre 1910, wie man die Brückenpfeiler repariert hat, ist beim Eisgang ein Gerüst mit sechs Arbeitern eingestürzt. Ich hin. Drei haben schon Wasser geschluckt, hab ich sie herausgezogen, die drei andern habe ich am Eisbrecher und am Rest des Gerüstes gestützt.

Und dreimal zwang er seinen Kahn
Bis ihm die Rettung ganz gelang
Kaum waren die letzten in sicherem Port
So rollte das letzte Getrümmer fort.

Noch zwei Mal mußte ich hin, um sie zu holen, im letzten Augenblick bin ich gekommen, grade ist das Bretterwerk zusammengefallen. Was glauben Sie, habe ich für alle sechs Stück gekriegt vom löblichen Magistrat, dieser banditischesten Bande der ganzen Erdkugel? Vier Kronen für alle sechs zusammen!! Hätte ich sie ersaufen lassen, hätte ich vierundzwanzig Kronen bekommen, nach der heutigen Taxe einhundertzwanzig Kronen — das wäre ein Geschäft gewesen!

Neulich springt eine Frau, eine Hauptmannsgattin, von den Odkolek-Anlagen ins Wasser. Man zieht sie heraus, der Doktor kommt und erklärt: „Tot!" Was geht mich das an, was der Kerl sagt, denk ich mir, die Doktoren sind die viechischesten Viechskerle der ganzen Erdkugel, also, ich reibe sie weiter, — eine halbe Stunde nach der Todeserklärung schlägt sie die Augen auf, kommt sie zu sich. Der Herr Hauptmann, inzwischen hergeholt, dankt mir freudestrahlend, verspricht mir Berge und Täler und bringt mir natürlich nicht einmal einen Pfifferling.

Einmal, nach einer Lebensrettung, werde ich auf die Polizeidirektion gerufen, es ist eine Belohnung hinterlegt worden, von der die Hälfte ich und die Hälfte ein Polizist kriegen soll. Aber der Kommissär verspricht mir die ganze Prämie, ich soll nur so ein Protokoll unterschreiben, nach dem man dem Wachmann eine Medaille geben kann. (Den lohnt nicht Gold!) Bin kein Narr, habe ich gesagt, der Kerl hat mich nur gehindert, das ist der ungeschickteste Ungeschickte der ganzen Erdkugel, und nichts hab ich unterschrieben, ich werde doch nicht für andre Leute den Sklaven abgeben!

Im vorigen Jahr ist ein Student mit seinem Kahn an die Schleusenwand geschleudert worden, ich hab ihn herausgezogen. Geht der Bootsverleiher von der Sophieninsel, der haderlumpischeste Haderlump der ganzen Erdkugel zu den Eltern des Studenten und läßt sich nicht nur das Boot bezahlen, sondern auch für die Rettung! Und ich kann mir die Nase abwischen.

Nein, nein, das mach ich nicht mehr mit. Neulich, wie bei der Schützeninsel der Architekt K. aus der Myslikgasse ins Wasser gefallen ist, haben sie mir einen Kahn zum Wehr geschickt — mit meinem kann ich ja nicht stromaufwärts durch die Schleuse — ich soll ihn zu sich bringen. Ich hab gesagt, ich habe keine Zeit. Wer soll mir inzwischen hier auf die Boote achtgeben? Wenn ich nicht da bin, sagen die Kerle meiner Alten, sie haben vorausgezahlt, und sie muß ihnen die Legitimation geben.

Hier sei die von Herrn Rousek gegen die Menschheit im Allgemeinen und gegen die ertrinkende Menschheit im besondern erhobene Anklage beendet, damit erklärt werde, was es mit den Booten und den zurückgegebenen Legitimationen für eine Bewandtnis hat, und wieso der unbarmherzige Samariter dazu kam, einer zu werden.

Eigentlich stammt er von der andern Seite der Erdkugel, nämlich von der Altstadt, und ist von Beruf Schuster. Als er aber 1898 an diesem Wasserwinkel seine Werkstätte aufgeschlagen hatte, wo Johann von Nepomuk in die Moldau geworfen und von niemandem herausgezogen worden war, obwohl Königin Jutta eine solche Tat königlich belohnt hätte, schien Herrn Rousek noch heute ein berufsmäßiger Retter am Platze zu sein. Ein Boot hatte er sich, vielleicht noch nicht zu diesem, sondern zu anglerischem Behufe auf der andern Seite des Flusses mit seinen Schustergehilfen gezimmert; dabei war er, als er auch den Sonntagnachmittag zum Schiffbau verwendete, von einem Polizisten beanstandet worden, und zwar, wie der geneigte Leser bereits erraten haben dürfte, von einem Polizisten, der das ekelhafteste Ekel der ganzen Erdkugel war. Trotzdem wurde das Boot am Montag fertig, und trat am selben Abend in Aktion, als ein Mann vom Lande über die Brückenbrüstung sprang und seinen Kopf am Pfeiler zerschmetterte, so daß nur sein Rumpf das beabsichtigte Ziel erreichte: das Wasser, aus dem ihn Herr Rousek zog. Der Erlös dafür betrug vier Kronen, woraus der Retter die Hoffnung auf weitere Einnahmen dieser Art schöpfte, und die Schusterei an den Nagel hängte. Aber man kann nicht untätig auf Ertrinkende warten, und so richtete er sich am Ufer vor seinem Hause einen Bootsverleih für den Sommer und einen Eislaufplatz für den Winter ein...

Immerhin sinds zweiundachtzig Lebende, die er gerettet, und vierzig Tote, die er geborgen und richtig abgeliefert hat — noch nie ist ihm eine Wasserleiche gestohlen worden, wie es dem Schwimmmeister drüben neulich geschehen ist, haha, der hat die Leiche nachts gefangen und angebunden, aber als er morgens zurückkam, war sie weg. Ein Kerl hatte sie einfach gestohlen und das Bergungsgeld gekriegt. Nein, das ist Herrn Rousek noch nie passiert, aber trotzdem ist er auch mit den Toten nicht zufrieden, auf manche schimpft er, weil er seinem Boot durchs Eis den Weg zu ihnen hacken und sich wegen der Finsternis von der Brücke aus durch herabgeworfene Papierstücke den Weg zeigen lassen mußte, ferner weil er sich einen Flecktyphus zuzog oder sonst aus irgendeinem Grunde.

Trotz seiner menschenfreundlichen Profession, deren einzigen Vertreter er wohl darstellt, ist er ein Menschenfeind, und im nahen Gasthaus „Zur Hölle", wo er Stammgast ist, weiß man das. Was aber will das besagen? Ein andrer alter Herr, der gleichfalls als einziger seines Gewerbes in der Stadt lebt und gleichfalls gern sein Glas Lagerbier in der „Hölle" trinkt, hat wiederum einen ausgesprochen menschenfreundlichen Charakter, obwohl jene Profession eine ausgesprochen menschenfeindliche ist. Und ob einer zweiundachtzig Menschenleben gerettet hat wie Herr Rousek, oder ob einer ebensoviele Menschenleben vernichtet hat, wie der Scharfrichter, Herr Wohlschläger — wir alle leben von der Andern Leben, machen wir uns doch nichts vor!

Gottlob! Dass ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann!

Die Hamburger Parade von Morus

Wir wollen die Fortschritte der sozialen Bewegung keineswegs verschweigen: vor drei Jahren auf dem breslauer Gewerkschaftskongreß, hatte sich grade noch ein Staatssekretär freimachen können, um im Namen des Reichs und Preußens die der Mitgliederzahl nach größte Organisation der Welt zu begrüßen. Die Minister — sie hießen damals wohl Schlieben, Neuhaus, Kanitz und so — waren unabkömmlich. Sie hatten soviel mit den Kongressen der Bankiers, der Großhändler und der Industriellen zu tun, daß sie, weiß Gott, nicht auch noch zu den Proleten fahren konnten.

Diesmal, in Hamburg, gehts hoch her. Gleich zu Anfang gibt es der Reichsminister zwo; davon einen ganz richtigen Volksparteiler, Altsitzer dreier Kabinette, Aspirant auf Stresemanns Nachfolge, einen sehr bürgerlichen Herrn, der als Konzernanwalt und Kaliaufsichtsrat seine Karriere begonnen hat, dann aber von dreiviertel rechts nach halb links sanft hinübergeglitten ist, so sanft, daß er jederzeit, wenn es sein muß, unbeschädigt wieder zurückgleiten kann: Doktor Curtius. Neben ihm Rudolf Wissell, der Mann im Barte, Adoptivvater der Planwirtschaft, schlicht, schlichter, am schlichtesten von Groß-Berlin, nunmehr dissidentischer Nachfolger des Vikars Brauns im Reichsarbeitsministerium. Er erinnert daran, wie er vor zwanzig Jahren auf einem Gewerkschaftskongreß in Hamburg gegenüber der Regierung sozialpolitische Forderungen verfechten mußte, und wie er heute an derselben Stelle erscheinen kann „als der verantwortliche Führer der sozialen Gesetzgebung". Bis dahin hat uns Gott geführt durch seine große Güte. Nachher steigt, als Dritter vom Kabinett, auch noch Severing auf die Rednertribüne und teilt zum nicht geringen Staunen der Bevölkerung mit, daß er immer bemüht bleiben wird, der kleine Metallarbeiter zu sein, der er einst war. Nun noch eine Flasche Schaumwein am Bug des Panzerkreuzers zerschellt, dann kann der Kongreß vom Stapel laufen.

Die Anwesenheit so vieler Prominenter beschwingt sichtlich die Arbeit. Die freien Gewerkschaften sind längst über das Stadium der Opposition hinausgewachsen, sie wollen und können nicht mehr opponieren, sie wollen mitregieren und dabei sein, auch wenn sie noch so viel Konzessionen machen müssen. Dadurch aber geraten sie zwangsläufig in die Politik, natürlich in die Koalitionspolitik hinein. Ohne daß sie sich selbst auf dieser theoretisierenden Tagung viel Gedanken über die Entwicklung des Parlamentarismus zum Ständeparlamentarismus machen, erheben sie als wirtschaftlicher Interessenverband ihre politischen Forderungen. Selbst Leipart, gewiß kein Stürmer und Dränger, fährt gleich schweres poli-

tisches Geschütz auf: „Mit Anerkennung möchte ich heute nochmals hervorheben, daß der Herr Reichswirtschaftsminister Curtius, als er im Dezember 1926 mit der Regierungsbildung beauftragt war, zum ersten Mal auch die Vertreter der Gewerkschaften zu einer offiziellen Besprechung geladen hat. Ich erlaube mir, der bestimmten Erwartung Ausdruck zu geben, daß in Zukunft jeder neue Reichskanzlerkandidat auch so verfahren wird."

In diesen Sätzen ist das ganze Programm der Gewerkschaften enthalten: sie verlangen nicht, daß man sich danach richtet, ob sie ja oder nein sagen, aber sie wollen überall gefragt werden. Wie im Reichskalirat und im Reichskohlenrat, wenns geht, noch etwas paritätischer, wollen sie überall ihre Vertreter haben: in den Kartellen, in den Konzernen, in den Unternehmungen, in den Betrieben. Die Forderung dieses universalen Betriebsräte-Systems, das jetzt unter der Flagge „Wirtschaftsdemokratie" segelt, geht nicht sehr weit über das Wirtschaftsprogramm der englischen Liberalen hinaus. Auch in Deutschland beginnt die bürgerliche Linke diese Forderungen zu befürworten. Wenn die Kontrolle oder, bescheidener gesagt, das Mitreden und Mithorchen, nicht so schemenhaft bleiben soll wie die Betriebsräteorganisation von 1920, wird die Verwirklichung auch noch einige Mühe kosten.

Aber nehmen wir an, sie ist da, dann bleibt für die freien Gewerkschaften doch auch noch die Frage offen: was dann? Denn das Entscheidende jeder Wirtschaftsordnung besteht schließlich nicht darin, was für einen Anzug der Kontrolleur trägt, sondern welcher Klasse der Ertrag zufällt. Fritz Naphtali, dem die Gewerkschaften jetzt ihre wirtschaftspolitische Marschroute verdanken, hat diesen Unterschied in dem Satz präzisiert: „Wirtschaftsdemokratie bedeutet für uns keinen Ersatz für Sozialismus". Aber in seinen rein evolutionistischen Gedankengängen vermischen sich dann doch wieder beide Begriffe, und das Schmelzprodukt ist die stille Hoffnung, daß der Sozialismus schon von selber kommen wird, wenn die Wirtschaftsdemokratie erst da ist.

Bis wir soweit sind, wollen die Gewerkschaften sich aber, stärker als bisher, als kapitalistische Macht betätigen. Das ist, auch wenn man nicht viel darüber diskutiert hat, vielleicht das wichtigste der hamburger Parade. Eine Organisation von 4½ Millionen Mitgliedern braucht, da man es nicht riskiert, das Millionenheer in geeigneten Augenblicken zu mobilisieren, noch keine Großmacht zu sein. Eine wirtschaftspolitische Organisation, die im Jahr 182 Millionen Mark einnimmt, ist aber in Deutschland eine. Allerdings muß man auch, wie es der Reichslandbund und wie es die großen Unternehmerverbände machen, verstehen, dieses Geld in Einfluß umzuwandeln. Man darf nicht mit so untauglichen Mitteln und an so untaug-

lichen Objekten operieren, wie es die Arbeiterbank verschiedentlich getan hat.

Weit größer wäre freilich die kapitalistische Machtsphäre der Gewerkschaften, wenn es ihnen gelingen würde, auf die Sozialversicherung einen finanziellen Einfluß zu gewinnen. Man hat dieses Kernproblem, das heute schon die robustesten Bergherren im Ruhrgebiet zittern und zetern macht, in Hamburg nur beiläufig erwähnt, aber man sollte sie auch außerhalb der Verbandsversammlungen öffentlich aufwerfen. Und wenn die Arbeitgeber sich dahinter verschanzen, daß sie zur Sozialversicherung doch ihren Teil beitragen und deshalb auch die Finanzaufsicht mit zu führen haben, so sollte auch dies noch kein Hinderungsgrund sein. Die Sozialversicherung als kapitalistisches und damit als wirtschaftspolitisches Machtinstrument ist so wichtig, daß sich die Gewerkschaftsführer sogar die Frage vorlegen sollten, ob man es nicht wagen könnte, die Arbeitgeber aus der unmittelbaren Beitragspflicht ganz herauszulassen.

Die Sozialversicherung unsrer p. t. Volkskaiser ist ja ohnehin ein halber und wohl absichtlich nicht zu Ende gedachter Gedanke. Zur Ablösung der charitativen und administrativen Fürsorge, vor der die Reichen sich allmählich nicht mehr drücken konnten, hat man mit der Sozialversicherung eine fabelhafte Organisation geschaffen, zu deren Unterhaltung die reichen Nichtstuer überhaupt nichts beitragen, zu der die Fabrikanten, unabhängig von ihrer Kapitalkraft, soviel beisteuern müssen, wie sie grade Arbeiter beschäftigen, und bei der die Hauptlast auf den Armen und Ärmsten hängen bleibt. Durch die Erweiterung der Versicherungsgrenze nach oben hat man die Stehkragenproletarier in die Organisation miteinbezogen, aber an dem freundlichen Grundriß hat sich deshalb nichts geändert. Immer noch bleiben die tragfähigsten Schultern unbelastet, immer noch wird den Industriellen die Möglichkeit geboten, ihre sozialen Abgaben bequem auf die Verbraucher abzuwälzen, während sie darüber nicht genug räsonnieren können.

Eine einigermaßen gerechte Lastenverteilung läßt sich nur schaffen, indem man die Sozialbeiträge der Arbeitgeber in eine allgemeine, vernünftig gestaffelte Sozialsteuer umwandelt, aus der dann der Staat die Hälfte bis zwei Drittel der Versicherungssummen begleichen könnte. Der Rest der Beiträge bliebe, wie bisher, von den Arbeitnehmern zu tragen, die dann aber neben dem Staat die einzigen Geldgeber der Versicherung wären und demzufolge, auch nach rein kapitalistischen Prinzipien, ein Anrecht auf die Selbstverwaltung der Sozialversicherung hätten.

Bemerkungen

Deutscher, vergesse nicht!

Dies gibt es. Aber wie es beschreiben? Den Briefkopf ziert ein zweifarbiges Wappenschild. Im untern Teil eine gluckende Henne in blauem Feld. darüber die Buchstaben: W. . SS in rotem Feld. In dem Zwischenraum ein weißes Ei. Das stehende Ei des Kolumbus. Denn die Firma heißt Weiß & Co. Der Co. ist anscheinend durch die Henne symbolisiert. Denn es ist eine Weinfirma — keinen Tropfen Wein trinkt das Huhn, ohne einen Blick gen Himmel zu tun! — mit Niederlassung in Bremen und Valparaiso (Chile). Infolgedessen ist das schöne Wappen auch von Flaggen eingerahmt: der chilenischen und der schwarz-weiß-roten — die Gösch kommt in der Reproduktion noch nicht heraus.

Der Brief aus Valparaiso, in facsimilierter deutscher Handschrift, obwohl er sich nicht an alle, sondern an auserwählte Einzelne richtet, beginnt mit den markanten Worten:

> „Deutscher!
> Nie sollst Du französischen Wein trinken, ohne daß ein Bild vor Dir aufsteigt, — 1914—1918!"

Der gute alte preußische Kasernenhofton. Die chilenische Weinfirma als auslandsdeutscher Reservefeldwebel, und der Empfänger als bodenständiger Rekrut. Da geht es auch schon weiter im Text:

> „Siehst Du Dich selbst noch als Frontkämpfer, oder Deinen Vater, Sohn, oder Bruder!" (Nicht zutreffendes gefl. zu streichen!) „Dann vergesse nicht: Noch steht der Feind im Land!"

Im allgemeinen sagt man: vergiß nicht (ähnlich: iß! friß!), aber um den Imperativ noch kategorischer zu gestalten, sagt man in Chile und in der bremer Weinkonfektion: Vergesse nicht! Maulhelden stehn immer mit der Sprache auf dem Kriegsfuß.

> „In Chile wächst auf felsigem Boden ein Wein, den viele deutsche Hände liebevoll pflegten, ein Wein, der besser als ein mittlerer französischer, aber längst nicht so teuer ist."

Hier wäscht die poetische Hand die geschäftstüchtige.

„Diesen Wein der ‚Deutschen Südamerikas', wie man die Chilenen oft (oft? nein grade die Chilenen: immer!) nennt, unsrer Freunde im Weltkriege, (man beachte den Genitiv), mußt Du kennen lernen, ehe Du als guter Deutscher vertreten kannst, weiter den französischen zu trinken." Bekanntlich haben die deutschen Truppen 1914 bei ihrem Einmarsch nach Frankreich und Belgien den französischen Wein stehen lassen und sich den Felswein ihrer chilenischen Weltkriegsfreunde kommen lassen.

Nachdem dann eine „Probemenge von 15 Flaschen" zu einem Versuch angeboten wird, schließt der Brief mit den entsprechenden Worten: „Wirst Du unser Freund und Mitkämpfer? Mit treudeutschem Gruß Wilhelm Weiß & Co."

Das könnte auch aus Doorn kommen. Am Schluß wird die Firma kameradschaftlich: Frontheil! Weinheil!

Dem Briefbogen ist ein Prospekt beigelegt „Urteile über unsre chilenischen Weine!" Natürlich urteilt die Elite. Zum Beispiel: Generalmajor a. D. Freiherr von, Exzellenz, Konsul, Graf von; auch Damen: Frau Universitätsprofessor, Baronin von, Frau Generalfeldmarschall v. M. Exz., Falkenwalde. Ein Fabrikbesitzer, Mitglied des Landtags, schreibt: „Seit vielen Jahren habe ich mich bei jeder Gelegenheit, die mich zwang (zwang ist gut), Rotwein zu geben, schwer geärgert, einen Franzosen auf dem Tisch haben zu müssen." (Das muß aber auch sehr unangenehm gewesen sein.) „Das wird nun zum Glück von jetzt ab anders, denn ich bin entschlossen,

künftig nur noch von Ihnen zu beziehen." (Er ist entschlossen. Zum Glück.) Ich habe Interesse an Ihrem Artikel, die Verdrängung französischer Weine ist eine nationale Tat." (Der letzte Satz gesperrt gedruckt.) Die Verdrängung französischer Weine ist eine nationale Tat, — die vor allem seinen Fabrikarbeitern zugute kommen wird! Nationale Tat: das ist die Sorge des Abgeordneten. Da sieht man, was sich alles aus der Reklame einer Weinfirma entwickeln läßt. Dieser Weinfirma, mit der Henne und dem Ei im Schild, wird man nicht verdenken, daß sie für Absatz besorgt ist. Immerhin zehn Jahre nach dem Krieg, mit hurrapatriotischen Rempeleien aus der Übersee zu kommen, ist ebenso ungehörig wie lächerlich. Schließlich wird uns die Reklameschwätzigkeit solcher Firma noch erklären wollen, daß wir Panzerkreuzer brauchen, um die chilenischen Weintransporte für Parlamentarier sicher zu stellen. Und es ist denn nur noch ein Schritt weiter: daß wir deutsche Kolonien für deutschen Weinbau brauchen. Man sollte sich einmal nicht nur die Weinflaschen, sondern alles, was heute wieder unter der Marke des Auslanddeutschtums etikettiert wird, genauer ansehen.

Hermann Kasack

„Aufstand im Warenhaus"

Der Roman eines Journalisten: das Leben eine Folge von Sensationen. Die Erzählung geht nicht in die Tiefe, sondern in die Schnelle. Es wird nicht intensiv, sondern expansiv erzählt. Das Leben wird nicht nach seinem Volumen, sondern nach seinem Tempo dargestellt.

Aber Manfred Georg: immer Journalist (mit seinem — des Journalisten — ewigen Attributen: Schnelligkeit und Neugierde) zeigt nicht nur schnell: Neues. Er hat Richtung: nicht nur Eile. Georg gehört zu den wenigen ausgezeichneten Journalisten, die absolut Journalist sind — und doch einen spezifischen Lebensinhalt haben. Wie diese Richtung in allen seinen journalistischen Arbeiten gegenwärtig ist, in Leitartikeln und Prozeßberichten, in Theaterkritiken und Glossen: so auch in diesem Roman. (Erschienen in Weltbücher-Verlag Berlin).

Revolutionäre, denen in Rumänien ein Attentat mißglückt ist, fliehen nach Amerika. Der eine wird Sekretär bei einem Milliardär, dessen Dorpelgänger er ist. Der Milliardär verschwindet: man hält jetzt den Sekretär für den Milliardär. Der revolutionäre Milliardär wirft das Steuer herum: und macht Linkspolitik mit Milliardärsmitteln. Bis er an dieser Paradoxie zugrunde geht.

Diese Konstellation des antikapitalistischen Kapitalismus ist nicht mehr als ein interessanter Romaneinfall: der Untergang des Milliardärs wider Willen keine Tragödie. Aber die Einsichten, die aus der Darstellung des Verhältnisses von Kapital und Regierung entspringen, haben einen eminent propagandistischen Wert. Und der Kampf des revolutionären Milliardärs gegen die kapitalistische Gesellschaft birgt eine starke sittliche Aktivität. So ist dieser spannende „Unterhaltungsroman" pädagogisch bedeutsamer als dick-tendenziöse Schriften: er verführt weite Kreise zu wichtigen Einsichten in die Struktur der Gesellschaft.

Ludwig Marcuse

Völkerversöhnung in der Schule

Dies ist zu lesen im französischen Übersetzungstext meiner Tochter, Fürstin-Bismarck-Schule, Charlottenburg:

14. Vor dem letzten großen Kriege, der bekanntlich die verletzte Eitelkeit der Franzosen befriedigt hat, dadurch, daß sie Elsaß-Lothringen wiedergewonnen haben, wurde die Statue der Stadt Straßburg auf dem Platz de la Concorde regelmäßig am Tage des Nationalfestes schwarz verhüllt ... 17. Wir sehen also, daß die Liebe des Franzosen zu seinem Vaterlande stets mit Eitelkeit gemischt ist. 18. Ein treffendes Beispiel für diesen Cha-

rakterzug des Franzosen ist ein Gedicht von Victor Hugo, das „Wahl zwischen den beiden Nationen" heißt. 19. In 67 Versen bemüht sich dieser Dichter, Deutschland gerecht zu beurteilen. 20. Er findet Worte der höchsten Anerkennung für unser Vaterland. 21. Aber für Frankreich hat er nur die Worte: „O meine Mutter!" 22. Das ist das Höchste, was er zum Preise seines Landes sagen kann. (Strohmeyer, Übungsbuch für die Mittelstufe, Seite 43.)

K. B.

Aus der Wirtschaftsdemokratie

Seit einem Vierteljahr spielt sich in einer wichtigen Industrie ein Konflikt ab, dessen verschiedene Stadien dem Publikum von der großen Nachrichtenpresse nur sehr unvollkommen übermittelt werden oder gar nicht. Man ist daran gewöhnt, daß die kapitalistischen Blätter bei bestimmten heiklen Fragen, um ihre Arbeiterleser zitternd, auf Stellungnahme verzichten, und sich neutral erklären. Es handelt sich um den Konflikt in der Herrenkonfektion.

Am 7. Juni kündigte der Deutsche Bekleidungsarbeiterverband zusammen mit den dem Reichstarifvertrag angeschlossenen christlichen und Hirsch-Dunkerschen Gewerkschaften das bestehende Lohnabkommen zum 30. Juni. Die Arbeitnehmer forderten zunächst eine Erhöhung der Akkordsätze um 25 Prozent, des Zeitlohns um 30 Prozent. Nach dem Scheitern der Verhandlungen fällte das Arbeitsministerium am 19. Juli einen Schiedsspruch, der eine Lohnerhöhung von 5 Prozent ab 13. August und weitern 6 Prozent ab 1. November als angemessen erklärte. Ein großes Entgegenkommen an die Industrie, der durch das Hinausschieben der zweiten Rate die Möglichkeit gegeben wurde, ihre Winteraufträge, deren Preise noch mit den alten Lohnsätzen kalkuliert waren, ohne allzugroße Opfer auszuführen. Die Gewerkschaften waren bereit, den Schiedsspruch anzunehmen und versuchten auch außerhalb der Verbandsverhandlungen einzelne Fabrikanten zur Anerkennung des Schiedsspruchs zu bewegen. Der Wochenverdienst der Heimarbeiter schwankt zwischen 40 und 80 Mark. Bei achtstündiger Arbeit eines einzelnen geübten Arbeiters kämen kaum 40 Mark pro Woche heraus. Die Steigerung bis zu 80 Mark in Zeiten ausreichender Beschäftigung ist nur durch die angestrengte Mitarbeit der ganzen Familie und durch gesundheitsschädliche Ausdehnung der Arbeitszeit zu erreichen.

Der Kampf brach aus, nachdem am 13. August das Arbeitsministerium abgelehnt hatte, den Schiedsspruch für verbindlich zu erklären. Begründung: die 11prozentige Lohnerhöhung sei für einen Teil der Branche wirtschaftlich nicht tragbar. Die Gewerkschaften beschlossen am 22. August einzelne Firmen zu bestreiken, die Arbeitgeber antworteten mit der Generalaussperrung zum 27. August. Von den etwa 40 000 in der Herrenkonfektion beschäftigten Arbeitern und Arbeiterinnen sind gegen 25 000 von der Aussperrung betroffen. Streikunterstützung der Gewerkschaften von durchschnittlich 3 Mark pro Tag bekommen nur die Organisierten, die andern sind der Erwerbslosenfürsorge anheimgegeben. Ein Gewerkschaftsführer schätzt die Unterstützungskosten auf 100 000 Mark, für die eine freie Gewerkschaft und nennt damit wahrscheinlich eine viel zu niedrige Ziffer. Die Möglichkeit einer wochenlangen Dauer wird durchaus in Betracht gezogen.

Im Gegensatz zu den Arbeitnehmern haben die Arbeitgeber, in deren Branche für sie persönlich ja nicht das Hungertuch zugeschnitten wird, recht viel Zeit. Der Vorsizende, ein Mann von verbindlichen Formen, ist einstweilen nach Baden-Baden in die Etappe gereist. Ein deutliches Zeichen, daß er seine Anwesenheit im Operationsgebiet nicht für notwendig hält und durch Ermattungsstrategie zu siegen hofft.

Der Moltke oder Ludendorff der Unternehmer ist der Syndikus des Verbandes, der im Gegensatz zu dem konzilianten Herrn Vorsitzenden ein Vertreter antiquiertester Scharfmachermethoden ist. Gegen ihn richten sich alle Vorwürfe der Gewerkschaftler. Er wird angeprangert als derjenige, der eine Verständigung unmöglich macht. Hier handelt es sich um einen kleinen, aber im Effekt nicht unbeträchtlichen Irrtum: die Arbeiter schätzen die Stellung des Herrn Syndikus falsch ein; denn der Syndikus ist ohne Zweifel nicht der Mann mit plein pouvoir, der einen Industriekrieg anfachen und abblasen kann, sondern einfach ein Beauftragter: einmal der Schutzschirm, hinter dem sich der Verband duckt, wenn es Prügel hagelt, ein andermal das einladende Aushängeschild, hinter dem die weniger einladenden Auftraggeber verschwinden. Es ist nämlich zu bemerken, daß so manches Schlichtungsverfahren zugunsten der Arbeitgeberseite ausfällt, weil der Schlichter, ein Herr aus dem Arbeitsministerium, vornehmlich mit dem Arbeitgebersyndikus zu tun hat, einem Mann von gleicher Klasse und gleichem akademischen Jargon. Die stimmungsmäßige Voraussetzung zur Verständigung ist da viel größer als wenn die Branchenväter selbst den Beamten davon zu überzeugen suchten, daß ein paar Pfennige Lohnerhöhung sie ruinieren würden.

In diesem Falle hat der Schlichter ernstlich versagt. In Abwesenheit des Arbeitsministers und eines erfahrenen Beamten, dem in andern Fällen Einigungen geglückt sind, amtierte ein Neuling. Das Gejammer der Arbeitgebervertreter wurde als bare Münze genommen, die erste Äußerung des Gewerkschaftsvertreters, daß er von dem einmal vom Schiedsgericht nominierten Lohnzuschlag um kein halbes Prozent heruntergehen könne, als endgültig verstanden und weitere Verhandlung für überflüssig erklärt.

Es ist zuzugeben, daß die Schlichtungsinstanz bei Lohnbewegungen von monströsem Umfang ihre Aufgaben oft erfüllt hat. Festzustellen ist aber auch, daß diese Instanz sehr häufig versagt, wo es sich um Konflikte geringern Umfangs handelt, bei denen aber immerhin einige zehntausend ohnehin kümmerliche Arbeiterexistenzen völlig verelendet werden. Wo bleibt da das modische Schlagwort von der Wirtschaftsdemokratie?

Es geht zur Zeit wieder eine lebhafte Debatte über Schlichtungsfragen. Auch dieser Konflikt, der von der Presse allzu sehr bagatellisiert worden ist, bietet einen beachtlichen Beitrag dazu.

Hilde Walter

Gruß aus Steglitz

Ihr ließet deutsches Banner [wehen
nach Eurer tapfern Tat,
gern wollen wir es eingestehen,
wie wohl getan das hat.

Berlin-Steglitz, im August 1928.
Jungmädchenbund.
Lisa Knöpfer. Ingeborg Lesser.

Aus dem „Goldenen Buch" für die Internationale Luftfahrt-Au stellung

Liebe Weltbühne!

Jena. Morgens früh. Ein Student, nicht nur blau, nicht nur besoffen, sondern beides zusammen, umarmt jeden Laternenpfahl. Der gröhlende Gesang tönt drei Straßen weit. Ein andrer Student tritt an den Betrunkenen heran. „Kommilitone! Halten Sie den Mund und gehen Sie sofort nach Hause." — „Was willstu! Deinen Namen! Du hast einen Corpsstudenten auf der Straße aufgehalten." Rülpser. „Deinen Namen." — „Es ist stadtbekannt, daß ich Schulze heiße — mach daß Du fortkommst." — Der Corpsstudent, sich ernüchternd: „Karte!!" — „Mein Name ist Schmidt, Karte gebe ich nur bei Besuchen ab." — „Wwwas! Pfui Deibel!" Erbrach sich und ging erleichtert, ohne Schwanken, ohne Gröhlen, weiter.

Antworten

Deutsche Liga für Menschenrechte erklärt zum Falle Jakubowski: „Die in der Mitteilung der Neu-Strelitzer Regierung behauptete Feststellung, Jakubowski sei der Mörder des kleinen Ewald Nogens, wenn auch unter Beihilfe des Fritz Nogens, gewesen, beruht ausschließlich auf Geständnissen, die von Fritz Nogens und andern Mitgliedern der Familie Nogens abgegeben worden sind. Diese sind aber selbst des Mordes beschuldigt und dieserhalb in Haft genommen worden. Irgendwelche weitere Unterlagen für eine Schuld Jakubowskis sind nicht vorhanden. Ebenso wenig ist auch ein Tatmotiv für Jakubowski gefunden worden, während die heute Verhafteten ein selbstverständliches Interesse daran haben, sich nur als Mitwisser und Mittäter hinzustellen. Es ist unter diesen Umständen ein ganz ungewöhnlicher Vorgang, daß das Kommuniqué der Neu-Strelitzer Regierung von zweifelsfreien Tatsachen spricht. Solche Behauptungen können nur dazu dienen, die Aufklärung des Falles Jakubowski zu erschweren. Diese Aufklärung kann ausschließlich das Wiederaufnahmeverfahren bringen. Die Eltern des zu Unrecht hingerichteten Jakubowski betreiben die Ehrenrettung ihres zu Unrecht hingerichteten Sohnes. Durch keine Erklärung der Regierung von Mecklenburg-Strelitz wird sich die Liga für Menschenrechte hindern lassen, den Kampf um die Wahrheit und die Sühne des Falles Jakubowski weiterzuführen." Die Presse, die generell die Partei für Justizmord nimmt, schreit über die neu-strelitzer Erklärung Triumph. Es sei. Doch wenn heute selbst eine Mittäterschaft Jakubowskis festgestellt werden könnte, so wird dadurch weder die Art des Verfahrens gerechtfertigt, noch das Todesurteil. Es bleibt dabei, daß dem Angeklagten Jakubowski zum Beispiel kein Dolmetscher bewilligt wurde, daß er also außerstande war, sich zweckdienlich auszudrücken und das Seinige zur letzten Aufklärung beizutragen. Alle Spezereien Arabiens können solche Methoden zu verhandeln und zu überführen, nicht wohlriechend machen.

Hans Natonek schreibt zu den Ausführungen des Herrn Rechtsanwalts Dr. Neumann in Nr. 33 der ‚Weltbühne': „Ach, wie reden wir aneinander vorbei! Ich meinte einen Typus, eine satirische Figur, den Fräser Gustav Schmidt, Aufsichtsratsmitglied einer Maschinenfabrik, und der Syndikus der Betriebsräte meint etwas ganz andres. Das Betriebsrätegesetz in Ehren, weil in der Tat eine der wenigen Errungenschaften der magersten aller Revolutionen. Wer aber meiner Glosse Arbeiterfeindlichkeit unterstellen möchte, ist blind und kann nicht lesen. Es sitzen nicht nur Gustav Schmidts in den Betriebs- und Aufsichtsräten; aber es sitzen auch Gustav Schmidts da oben, die ausgemachte Renegaten sind. Und das zu sagen, wird doch, Herr Syndikus, wohl noch erlaubt sein."

Reichsverband beamteter deutscher Irrenärzte (E. V.) schreibt zu Walter Victors Glosse „Der Landgerichtsrat auf der Würstchenjagd" in Nr. 34 der ‚Weltbühne': „1. Es ist nicht richtig, daß Herr Prof. Dr. Strohmeyer, Jena, in seinem Gutachten über den des Diebstahls angeklagten Landgerichtsrat Zweigler aus Rudolstadt gesagt hat, Zweigler habe zwar bei vollem Bewußtsein gestohlen, er sei jedoch als Psychopath zu bewerten, da er sich bei dem Diebstahl nichts gedacht habe. Deshalb falle sein Verhalten unter den § 51 des Strafgesetzbuches. Richtig ist, daß der Gutachter in einem sehr umfangreichen Gutachten auf Grund einer sechswöchigen Anstaltsbeobachtung und unter Heranziehung einer Menge von Zeugenaussagen zu dem Ergebnis gekommen ist, daß der Angeklagte an einer krankhaften Störung der Geistestätigkeit leidet, die auf vorzeitiges Altern und auf beginnende Arterienverkalkung zurückzuführen sei.

Diese geistige Erkrankung habe einen solchen Grad erreicht, daß mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit die freie Willensbestimmung ausgeschlossen gewesen sei. 2. Damit entfallen als unrichtig auch alle weitern Schlußfolgerungen, die in jenem Aufsatz aus irrigen Voraussetzungen gezogen wurden." Die angeblich irrigen Voraussetzungen beruhen auf einer Meldung, die durch die gesamte mitteldeutsche Presse gegangen ist. Auch ich habe den Wortlaut gesehen und bin mit Walther Victor zu den gleichen Schlußfolgerungen gekommen. Übrigens betonte Herr Victor vornehmlich die Tatsache, daß ein schwer geisteskranker Mann jahrelang als Richter fungieren durfte. Daß die Herren Berichtiger „alle weitern Schlußfolgerungen" des Aufsatzes als hinfällig betrachten, ist deren Privatansicht. Öffentlicher Hilfsdienst für schlechte Justiz scheint mir nicht Aufgabe besagten Reichsverbandes zu sein.

K. D. Sie möchten gern eine gute Ausgabe der Werke Tolstois wissen? Außer den zahlreichen Einzelausgaben kommen vornehmlich zwei große Editionen in Frage. Die eine heute sehr verbreitete erscheint im Malik-Verlag; sie enthält auch die Briefe. Eine wohlfeile, klare Arbeit. Wer auf kostbare Ausstattung Wert legt, sei auf die Ausgabe des Verlages Bruno Cassirer verwiesen, die jetzt zum Jubiläum in Luxus-Halbfranz-Bänden herauskommt. Sie enthält an autobiographischen Notizen, Varianten, Skizzen und Entwürfen manches sonst nicht Bekannte.

Berliner Weltbühnenleser treffen sich wieder jeden Mittwoch, abends 8¼ Uhr, im Café Adler am Dönhoffplatz, Eingang Kommandantenstraße. — Am 19. September liest Egon Erwin Kisch aus seinen humoristischen Erzählungen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Der Offizier in der Republik

von Paul v. Schoenaich

Der Reichswehrminister Gröner ist, so weit ich ihn kenne, ein unbedingt grader Mann. Wenn er verspricht, die Reichswehr zu republikanisieren, so ist es ihm, innerhalb traditioneller Grenzen, sicher ernst damit. Er ist aber, wie fast alle seine Kameraden, und das muß immer wieder betont werden, in den militaristischen Anschauungen der Vorkriegszeit stecken geblieben. Daß die Politik eines Großstaates nur auf der Wehrmacht aufgebaut sein kann, ist ihm Dogma. Da er ferner ein sehr kluger Mann ist, wird er sein Ziel, die Reichswehr möglichst zu verstärken, mit unbeirrter Zähigkeit verfolgen, nur wird er es etwas klüger anfangen als sein Vorgänger. Daraus kann ihm kein vernünftiger Mensch einen Vorwurf machen, denn so handeln alle Wehrminister aller Länder. Sache des Reichskanzlers und der übrigen Minister ist es, die Interessen der Wehrmacht und die übrigen Reichs- und Landesinteressen in Einklang zu bringen, Sache des Reichstages, die Zustimmung zu geben, und Sache der Wähler, den Abgeordneten ihre Ansichten mitzuteilen, bevor das Kabinett sich festgelegt hat.

Ich bin vom ersten Tage seiner Amtsübernahme nie im Zweifel darüber gewesen, welchen Weg Herr Gröner gehen wird, um möglichst viel für die Reichswehr herauszuholen. Er wird in Sachen Republik Zugeständnisse machen, um in Sachen Wehretat möglichst viel zu erreichen. Ich fürchte, diese Zugeständnisse werden sich auf Unwesentlichkeiten erstrecken, und an den innern Zuständen der Aera Geßler wird sich wenig ändern. Höchstens wird der Minister etwas energischer zufassen, wenn irgendjemand gar zu stark nach rechts entgleist. Er wird dann dem Reichstag gegenüber sagen können, daß er Wandel geschaffen habe, soweit das menschenmöglich sei, in die Herzen könne er seinen Leuten aber auch nicht sehen. Dann wird der Reichstag zur Beruhigung der Wähler einige Millionen vom Etat abstreichen, die der Minister natürlich längst vorher einkalkuliert hat, und Herr Gröner wird auf der ganzen Front gesiegt haben.

Zunächst muß Klarheit geschaffen werden, was die Republikanisierung eigentlich bezweckt. Auf die Forderung, die Reichswehr müsse ein zuverlässiges Instrument jeder republikanischen Regierung werden, wird Herr Gröner antworten: was wollt Ihr eigentlich, das ist sie längst, denn sie hat ja den Buchrucker- und den Hitlerputsch niedergeschlagen. Die ganze Frage wird sich, wie schon seit Jahren, im Kreise um sich selbst drehen, wenn man ihr nicht endlich an die Wurzel geht.

Um das Wichtigste vorweg zu nehmen: Solange man nicht mit den Traditionstruppenteilen und den Offizierkasinos räumt, wird alles beim alten bleiben. Man hat sich in der Linkspresse in letzter Zeit über die adligen Regimenter aufgeregt,

die sind aber nur ein äußeres Zeichen dafür, was Traditionstruppenteile und Offizierkasinos anrichten.

Die alte Wehrmacht konnte mit Sicherheit damit rechnen, daß ihr Befehlsgeber immer der von den altpreußischen Konservativen getragene Monarch sein werde. Die heutige Wehrmacht kann mit noch größerer Sicherheit darauf rechnen, daß heute eine Rechts-, morgen eine Linksregierung ihre vorgesetzte Dienststelle sein wird. Das Zeichen der alten Wehrmacht war Beharrung, das der neuen ist Schmiegsamkeit.

In dem frühern Massenheer war es selbstverständlich, daß sich die Offizierskorps aus der nähern Umgegend ergänzten. Einem Regiment, das in seinem gesellschaftlichen Verkehr auf die adligen Großgrundbesitzer angewiesen war, hätte man ebensowenig einen Dienst getan, wenn man den Sohn eines kleinen Kaufmanns eingestellt hätte, wie diesem selbst.

Heute liegen die Dinge ganz anders. Wir können kein Offizierskorps gebrauchen, bei dem die rechte Gehirnhälfte nicht weiß, wie die linke denkt. Dazu kommt, daß man früher den militärtechnischen Wert des persönlichen Kennenlernens sehr überschätzt hat, und daß man Herdengeist statt Kameradschaft züchtete. Von den im Offizierskasino äußerlich zusammengeschweißten Kameraden blieben im Mobilmachungsfalle kaum zwei beisammen.

Wäre es nicht tausend Mal besser, daß ein Leutnant des Regiments in dieser, ein andrer in jener Pension seine Mahlzeiten einnimmt, und daß auch einmal ein Offizier eine Arbeitertochter heiratet, wenn sie nur die Bildung besitzt, die man mit Fug und Recht von einem Offizier und seiner Frau verlangen muß?

Selbstredend fordere ich nichts Unsinniges, und das wäre eine wahllose Vermengung von Menschengruppen, die sich auch im bürgerlichen Leben nicht zu vermengen pflegen. Ich verlange nur, daß die Offizierskorps sich nicht anders rekrutieren und sich nicht für etwas andres halten als alle andern Berufsgruppen desselben Bildungsgrades.

Ich gehöre auch keineswegs zu denen, die das Alte in Bausch und Bogen verdammen, dazu habe ich mich selbst viel zu glücklich darin gefühlt. Ich verlange nur, daß man einer neuen Zeit nicht gewaltsam eine Tradition aufpfropft, die mit den heutigen Verhältnissen gar nichts mehr gemein hat.

Ich möchte keinen Zweifel darüber bestehen lassen, daß auch ein dergestalt wirklich republikanisiertes Heer mir keineswegs als Idealziel, sondern nur als Übergang dazu vorschwebt. Ich glaube, daß der gesunde Wettkampf der Völker in Zukunft nicht mehr mit Heeren und Flotten, sondern mit Menschenökonomie, Waren und Verkehrsmitteln ausgefochten werden wird. Herrn Gröner und diesen Reichstag werde ich für meine Ideen sicher nicht gewinnen. Ich habe aber die stille Hoffnung, daß ein wirkliches Volksheer, das neue Traditionen schafft, statt überlebte nachzuahmen, das mit den Freuden und Nöten des Volkes Fühlung hat, einmal erkennen wird, daß die mutigste, vaterländische Tat die wäre, sich selbst überflüssig zu machen.

Man wollte früher eine Wehrmacht, die auf der Höhe der jeweils besten Technik stehend, blind gehorchte, die nicht fragte, ob es sich um einen Verteidigungs- oder Angriffskrieg, einen gerechten oder ungerechten Krieg handle, und ob der innere Krieg, der ihr zu führen befohlen wurde, eine sozial gute oder schlechte Sache vertrete. Dies Ziel verkörperte das altpreußische System, das heute mit Oesterreich und morgen gegen Oesterreich kämpfte, das der gottgewollten Monarchie huldigte und doch einen Monarchen durch den andern absetzen half. Auf den Ausbau dieses Systems war alles eingerichtet, und so hatte es allmählich auch das ganz anders geartete Süd- und Westdeutschland in seinen Bann gezwungen.

Unter der allgemeinen Wehrpflicht brauchte man sich über die Erziehung der Mannschaften wenig den Kopf zu zerbrechen. Sie waren als zwanzigjährige Jünglinge formungsfähiges Material. Die Unteroffiziere, die nur an ihre zukünftige Zivilstellung dachten, waren dadurch genügend in das System eingespannt. Der Charakter der Wehrmacht hing allein von dem Offizierskorps ab. Dort aber pflegte man nicht die badische oder hannoversche Tradition, sondern die geschilderte altpreußische, die dazu geschichtlich sinngemäß zurechtgestutzt wurde.

Der einzige Versuch, unsinnige Tradition künstlich zu schaffen, versagte vollkommen. Um die Jahrhundertwende verlieh der Kaiser einigen preußischen Regimentern die Traditionen ehemaliger hannoverscher Regimenter. Kein einziger althannoverscher Offizier, der bis dahin grollend abseits gestanden hatte, wurde dadurch gewonnen. Es war, als wolle man dem Räuber die Tradition des Beraubten verleihen.

Für diesen gewollten Zweck mußte man zweierlei tun: man mußte den Offizierstand begehrenswert machen, und man mußte ihn innerlich von der Umwelt abkapseln, die andrer Ideen verdächtig war. Da äußere Ehren billiger sind als hoher Sold, und da man immerhin so etwas wie eine Volksvertretung mit Budgetrecht hatte, wurde der Offizierstand gesellschaftlich herausgehoben. Diesem Zweck dienten in erster Linie die Offizierskasinos. In diesen überaus behaglichen Klubs verlebten die Offiziere für kargen Sold Stunden des Luxus, wie sie sie in zivilen Lokalen niemals hätten verleben können. Diese geheiligten Räume einmal als gesellschaftlich anerkannt zu betreten, wurde zum Ziel jedes ehrgeizigen Spießbürgers.

Aber auch rein militärtechnisch hatten die Kasinos einen gewissen Zweck. Der moderne technische Kampf fordert unbedingtes Zusammenwirken von Vorgesetzten, Kameraden und Untergebenen. Auf dem geselligen Gebiet wurde die Zusammenarbeit für den Waffenkampf vorbereitet.

Haben wir stichhaltige Gründe, die Offizierslaufbahn bei dem starken Andrang dazu außer durch genügende Besoldung auch noch durch künstlich gesteigerte äußere Ehrung begehrenswert zu machen?

Besteht die Notwendigkeit, das Offizierskorps von der bürgerlichen Umwelt abzukapseln?

Aristides von Carl v. Ossietzky

Für Brockdorff-Rantzau hat sich die Todesfackel zu früh gesenkt. Zwei Tage mehr, und sein verlöschendes Leben wäre im strahlenden Bewußtsein des Sieges verflackert. Die letzte Genugtuung ist ihm nicht mehr widerfahren, dem Mann mit dem Ressentiment von Versailles in Kopf und Herz, dem unermüdlichen Frondeur gegen die Ära Stresemann. Er stand gegen Locarno und Genf, in der Bindung an den Osten sah er die deutsche Zukunft. Der 10. September von Genf brachte die große Niederlage seiner Gegner im Auswärtigen Amt und in den demokratischen Parteien. Was hätte Brockdorff an diesem Abend nicht ausrichten können, wo die Armee von Locarno, aufs Haupt geschlagen, nach allen Richtungen auseinanderstob?

Schnell lüften die Nekrologisten den Trauerzylinder, murmeln, an die bittern Tage von Versailles erinnernd, ein kurzes Stoßgebet und eilen an einen andern Katafalk. Denn unten in Genf liegt aufgebahrt ein Schemen, eine Phantasmagorie, der illusionäre pazifistische Doppelgänger des Aristide Briand, die der Inhaber der leiblichen Gestalt mit ein paar harten rhetorischen Faustschlägen höhnend ins Schattenreich der unerfüllten Wünsche gejagt hat. Ein Hoffmannsches Motiv. Die deutsche Politik hat einen guten Mann verloren und ihr war er mehr. Statt des liebenswürdigen alten Onkels der Politischen Novelle sehen die Deutschen unerwartet ein neues grimmiges Antlitz: — Briand-la-guerre.

Bei den Nationalisten herrscht infolgedessen Ausgelassenheit. Die Linke liefert wieder Charpie für die Wunden, die der Streit Hugenberg—Lambach geschlagen. Ein größeres Göttergeschenk konnte nicht kommen. Erst der Kreuzerskandal, jetzt ein heftiger Echec der Außenpolitik. Nach ein paar Tagen sammelt sich die alte Garde der Locarnoarmee wieder. Schämt sich der jäh ausbrechenden Mutlosigkeit, sucht nach Erklärungen. Am Dienstag noch sah es anders aus. „Man hätte gewünscht, die heutige Rede Briands ... zu einem großen Teile nicht gehört zu haben. Sie wird dem Ansehen, dessen sich der französische Außenminister bisher bei allen Völkern erfreut, wenig hinzufügen, aber ihm viele Sympathien entfremden." (Julius Becker.) „Aber wenn man daraus die Konsequenz ziehen will, die Briand anzudeuten sich nicht scheute, so zeigt das nur, daß für diejenigen, die kein Vertrauen haben wollen, es überhaupt keinerlei stichhaltige Probe von Aufrichtigkeit und Friedensliebe gibt." (Georg Bernhard.) „... seien wir doch, sage ich, aufrichtig genug, hier festzustellen, daß der Völkerbund dem deutschen Volke trotz Locarno und Thoiry, trotz London, pariser Kellogg-Tage und des angeblich guten Willens des armen Herrn Briand, bis heute eine Enttäuschung nach der andern bereitet hat ... Der Völkerbund ist die kostbare Zeit, die deutsche Minister und Beamte so oft an ihn verschwenden, überhaupt nicht mehr wert." (Victor Hahn.) Erst als die ärgste Panik sich gelegt hatte, wurde die Frage aufgeworfen, warum Briand mit solcher Unbe-

herrschtheit auf Hermann Müllers ziemlich schüchterne Anzapfungen geantwortet, warum er, was sonst in Genf nicht üblich ist, selbst auf die parteipolitische Stellung des Reichskanzlers boshaft angespielt habe. Die ersten Erläuterungen hinkten. Man konnte sogar die Version lesen, Briand habe eine Kandidatenrede für die Nachfolge Poincarés gehalten, auch: daß er gereizt gewesen sei, weil verschiedene deutsche Blätter neuerdings direkt an Poincaré appelliert, ihn also umgangen hätten. Denn daß Briand und Poincaré in der Behandlung der deutschen Fragen scharfe Gegner sind, gehört leider noch immer zu den Axiomen der Wilhelm-Straße.

Briands Rede verfolgte verschiedene Tendenzen, und man muß zunächst einmal sortieren. Die an die Adresse des Reichskanzlers gerichteten Unfreundlichkeiten sind kaum das Hervorstechendste, mindestens nicht das Hauptsächliche. Die Anspielung auf die Parteizugehörigkeit des Kanzlers war eine Abwiegelung der Zweiten Internationale, die sich soeben in Brüssel für die Rheinlandräumung ausgesprochen hat. Im übrigen dürfte sich Briand über die sozialistische Internationale keine übertriebenen Vorstellungen machen, hat er doch selbst Herrn Paul-Boncour, einen der geachtetsten Vertreter der Sozialdemokratien, der sich einen blauen Teufel um deren Beschlüsse schert, als ersten Sekundanten zur Seite. Viel wichtiger war die Partie über die Abrüstung. Das war eine generelle Absage, ganz ohne das gewohnte deklamatorische Beiwerk. Mit unüberbietbarer Deutlichkeit hat Briand das ausgedrückt, was so viele in den europäischen Kabinetten denken: So, der Krieg ist jetzt auf dem Papier geächtet. Genug davon. Wehe dem, der an Realisation denkt! Und Finger weg von den Mitrailleusen . . .! Kann man diese Rede milder interpretieren? So sprach der selbe Mann, der vor zwei Jahren mit seinem Appell an die Friedensliebe der Völker einen wahren Begeisterungsrausch erweckt hat. Ein zynischer Schauspieler, der die pazifistische Tartüfferie der großen Kabinette ohne Schminke ins grelle Rampenlicht rückt und auf die täuschenden Attrappen verzichtet. Daß der Kelloggpakt nur als chiffon de papier zu nehmen ist, niemand hat es bisher so brutal herausgesagt. Und damit nicht genug, daß auch nicht ein Krümchen Zweifel in den Hirnen liegen bleibt: die Rede läuft in einen heftigen Frontalstoß gegen Rußland aus, gegen „den Staat, der rüstet und hierher kommt, um von uns vollständige Abrüstung zu verlangen." Und das unmittelbar, nachdem Tschitscherin selbst Moskau zum Kelloggpakt angemeldet hat. Niemals war der Augenblick für eine solche Warnung, wäre sie in ehrlicher Verkennung der Dinge erfolgt, schlechter gewählt gewesen. Aber Briand ist nicht mangelhaft orientiert, es wäre Unsinn, das anzunehmen, aus seinen Worten schrie förmlich die Angst, das Sowjetreich könnte es aufrichtig meinen und sich freiwillig dem System des Friedenspakts einordnen, nicht um es zu sprengen, sondern um selbst Entlastung von drückenden Rüstungen zu finden. Wer glaubt da an die Improvisation eines impulsiven Momentes? Kurz vor Eröffnung der genfer Tagung war Herr Berthelot zwei Wochen in London und in

enger Fühlung mit dem Foreign Office. Berthelot ist der Vertreter der proenglischen Richtung am Quai d'Orsay. Was mag da gemischt worden sein? In Amerika hat Moskaus Bereitwilligkeit, den Pakt zu unterschreiben, angenehmes Erstaunen hervorgerufen. Der rote Dämon verliert seinen Schrecken grade jetzt, wo England und Frankreich durch ihre Marinekonvention Amerika tief verstimmt haben. Auf seiner Rückreise meidet Herr Kellogg London, läßt sich aber in Irland feiern. Ist man in Paris so blind, wieder das alte englische Spielbrett zu betreten? Briand, der diplomatischste der Diplomaten sonst, leiht seine blendende Rhetorik der englischen Sache, exponiert sich, schiebt sich laut gestikulierend in den Mittelpunkt einer durchaus nüchternen, langweiligen Tagung, zieht sich die allgemeine unfreundliche Kritik zu, riskiert für ein Nichts seine traditionelle Beliebtheit. Später erst spricht der alte, knurrige Lord Cushendun, ein Diehard sans merci, dessen Rede sonst wie durch das verrostete Eisengitter einer alten Sturmhaube dröhnt. Hier kann der irische Raufbold, der zu Hause Parlamentsgrößen wie dumme Jungen anfährt, sehr manierliche Töne finden. Er hält sich an eine höfliche Farblosigkeit, die auch den von Briand zusammengestauchten Deutschen nicht wehe tut. Der französische Degen war als einziger aus der Scheide gefahren. Der alte Aristide spielt mit jugendlichem Elan den d'Artagnan der bedrohten Demokratie. Briand-la-guerre.

Nachdem jetzt der erste Schrecken verflogen ist, beginnt man in Deutschland zu untersuchen, ob für die Rede des Reichskanzlers zwingende Gründe vorlagen. Man ist auch dies Mal, trotz allen Versicherungen, nach Genf nicht besser ausgestattet gegangen als vor ein paar Wochen nach Paris. Daß Hermann Müller die Abrüstung aufs Tapet brachte, entspricht ohne Zweifel dem Willen der vielen Millionen, die am 20. Mai republikanisch gewählt haben. Vielleicht war hier sogar eine viel stärkere und farbigere Sprache gewünscht worden. Aber der Reichskanzler, der um keinen Zoll über das Mittelmaß der deutschen Politik hinausragt, konnte hier nur einen Querschnitt durch die Fabrikate der deutschen Mittelmäßigkeit geben. Man kämpft grade in den Abrüstungsfragen stürmisch gegen die französischen Normalanschauungen, aber man bequemt sich nicht, sie einmal näher zu prüfen. Die deutsche Auffassung ist: Wir haben abgerüstet, sind im Sinne des Friedensvertrages entwaffnet. Basta. Die französische These dagegen behauptet: Nicht darauf kommt es an, wieviel Mann und Roß ein Staat im Laufe von ein paar Tagen mobilisieren kann, sondern welche wirtschaftlichen Faktoren ihm zur Verfügung stehen, wie viel Industrien er in die Kriegführung setzen kann, welche technischen Kräfte ihm zur Verfügung stehen, welche Transportmittel. Das ist der berühmte „potentiel de guerre" der These Paul-Boncour. Man kann diese Meinung bekämpfen, man kann sie praktisch für undurchführbar halten, aber man kann sie nicht einfach ignorieren und für eine Phrase erklären, denn sie ist die offizielle Auffassung der Führer des Staates, mit dem man über einige lebenswichtige Dinge ins Reine

kommen will. Selbst in Zeitungen, die sonst das Gras der pariser Ministerien wachsen hören, konnte man gelegentlich lesen, daß es sich hier nur um einen privaten Spleen des Herrn Paul-Boncour handle. Deshalb mußte es wie eine ungeheure Überrumpelung wirken, als die deutsche Delegation diese belächelte These plötzlich aus Briands Munde hörte und dazu das mit einer Anzahl von Argumenten, die grade alle Elemente jenes Denkstoffes enthielten, dem man bisher sorgfältig ausgewichen war. Die Überraschung wäre nicht so katastrophal geworden, hätte man sich selbst und die deutsche Öffentlichkeit besser vorbereitet, hätte man sich nicht stets so wegwerfend, so spöttisch über die französischen Sicherheitswünsche geäußert.

Auch die Debatte über die Rheinlandräumung wird durch eine ähnliche selbstgeschaffene Hemmung erschwert. Hier war im letzten Jahre der französische Standpunkt sehr klar geworden: Frankreich will in die Räumung vor den vertraglich festgesetzten Terminen wohl eingehen, wenn es Kompensation durch eine günstige Regelung der Kriegsschuldenfrage erhält. Nun aber versteift sich die deutsche Politik in diesem Punkt auf eine orthodoxe Auslegung des Friedensvertrages und verwahrt sich gegen Verquickung von Okkupation und Reparation. Das heißt: man weigert sich vornherein, in sonst nicht sehr aussichtsvollen Verhandlungen den einzigen Boden zu betreten, auf dem man sich mit dem Gegner zur Aussprache finden kann. Man redet also ins Leere. Schließlich aber wird die Lösung, wenn überhaupt, so oder ähnlich kommen. Anstatt sich rechtzeitig auf diese Möglichkeit vorzubereiten, legt man sich zunächst auf feierliche Verwahrungen, verpufft man der Öffentlichkeit zum Spaß etwas nationales Feuerwerk, bis man schließlich, weil nichts andres übrig bleibt, sich doch den Intentionen des Andern anbequemen muß, und dann sieht es wie eine Niederlage aus, wie eine neue Opferung des nationalen Stolzes. Hier spukt ein letztes Mal die sinnlose, verderbliche Resistenz der Reparationskomödien von 1920 bis 1924, von Spaa bis Dawes. Sozialdemokratisch-pazifistischer Weihrauch allein wird die Franzosen nicht aus der dritten Zone vorzeitig zum Abmarsch bewegen. Schon heute sieht man den Umriß künftiger Kompromisse. Aber wird das Kabinett Müller dies Ziel wirklich erreicht haben, so wird ihm auch kein Dank werden. Von Hugenberg bis Scholz wird man „Verrat" schreien, die Volksseele wird wieder überkochen. Mit besserer Vorbereitung der Stimmung in Deutschland wäre das leicht vermieden worden. Tu l'as voulu . . .

Übrigens lief auch dies Mal, wie immer in Genf, ein freundliches kleines Intrigenspiel mit. Hermann Müller hat seine Rede nicht ganz leichten Herzens gehalten, es hat nicht an Bemühungen gefehlt, ihm die Zunge zu binden. Durch zwei beliebte sozialistische Notable, den neuen Deputierten Herrn Sascha Grumbach und den gleichfalls polyglotten Vorwärtsredakteur Herrn Victor Schiff, hatte Paul-Boncour den Genossen Müller wissen lassen, daß Briand die Behandlung von Rheinlandräumung und Abrüstung in öffentlicher Sitzung übel

aufnehmen würde. Müller schwankt. Er ist vorsichtig und ahnt den großen Krach. Doch nun setzt die Stresemannschaft des Auswärtigen Amtes ein. Herr von Schubert bearbeitet den Kanzler. Es wäre unsinnig, wenn er verzichten wollte. Denn er als Sozialist könne auf viel stärkere internationale Resonanz rechnen als irgend ein Andrer. Das sei ein Positivum, das nicht ungenützt bleiben dürfe. Herr von Schubert dringt durch. So erklimmt denn Kanzler Müller, der Warnung der andern Seite eingedenk, nicht ohne seelischen Druck die Rostra und hält jene Rede, die eine so ungemütliche Erwiderung hervorruft. Die Kalkulation der Herren gelernten Diplomaten ist köstlich. Wozu hat man schon einen Sozialdemokraten, wenn man aus dieser Tatsache nicht alle möglichen Profite holt? Geht die Sache schief, nun, dann hat sich eben ein Sozialdemokrat verbraucht, was kein so großes Unglück ist. Schon heute schwingt in den Kommentaren der journalistischen Intimen Stresemanns so ein bedenklicher kleiner Unterton mit: dem Meister wäre das vielleicht doch nicht passiert, seine Vertrautheit mit der genfer Atmosphäre, wo Herr Müller wirklich noch Neuling ist. Und so. Man kennt diese kleinen Neckereien, die auch eine solidere politische Konstitution als die Hermann Müllers langsam zu Tode kitzeln können. Wenn gar nichts Andres übrig bleibt, sollen die Reste der Locarnofracht auf Kosten Kanzler Müllers geborgen werden. Aus dem Versagen der Diplomatie und ihres nach Genf mitgeschleppten Anhangs soll schließlich eine persönliche Niederlage Müllers herausdestilliert werden. In Paris schreibt man schon ähnlich. Müller sei weit negativer gerichtet als Stresemann. Er habe nicht einmal die deutschen Vorschläge von Thoiry wieder präsentiert, sondern bedingungslose Räumung verlangt. Das sei sehr erstaunlich, denn Müller habe doch von Stresemann eben noch in Baden-Baden die Marschroute vorgeschrieben bekommen. Deshalb Briands Erregung. Armer Müller, den das abwesende Genie verdunkelt. Genf will den Star selbst, nicht den Ersatz. Und man sollte auch nicht vergessen, wie sehr die tadellos zuvorkommende Behandlung Stresemanns in Paris absticht von der Art, wie man Müller in Genf antichambrieren ließ. Unmittelbar nach dessen Ankunft stand Briand dem Kollegen zur Verfügung, der Regierungschef dagegen mußte in Genf drei Tage zappeln, ehe es ihm gelang, an Herrn Briand heranzukommen. Nun mag die französische Diplomatie manche Fehler haben, aber einen gewiß nicht: Mangel an Höflichkeit. Deshalb wirkt die Formlosigkeit, mit der Herr Müller drei Tage in Quarantäne gehalten wurde, so befremdend. Dinge gehen vor im Mond...

Aber auch der große Magier selbst hätte kaum ein besseres Resultat erzielt. Denn die deutsche Verständigungspolitik hat eine schwache Spekulation, die sich über kurz oder lang einmal rächen mußte: sie kennt Herrn Briand nicht. Sie nimmt ihn für eine idyllische Natur, oder für einen Unwandelbaren, einen peinlich Gerechten, wie es der Mann war, dessen klassisch republikanischen Namen er in gut jakobinischer Tradition trägt.

Unbeugsamkeit, Starrköpfigkeit, nein, daran leidet Aristide Briand nicht. Er ist ein sehr flexibler Charakter. Man weiß von ihm bei uns eigentlich nicht mehr, als daß er einmal Sozialdemokrat gewesen ist. Was nicht viel besagen will, denn das war, zum Beispiel, auch Hilferding einmal. Aber Briand ist zeitlebens ein Überläufer in Kontinuität gewesen. In den neunziger Jahren vertritt er auf dem Gewerkschaftskongreß Internationalität und rigorose Durchführung der Maifeier; als Anhänger des Generalstreiks und brandroter Antimilitarist streift er den Anarchismus. 1904/05 in der Aera Combes ist er Berichterstatter für die Trennungsgesetze und Feind Millerands, der als erster Sozialist in eine bürgerliche Regierung gegangen war. Bald darauf thront er selbst als Minister in einem demokratischen Kabinett und hat die Scheidung von Jaurès vollzogen. Im Kabinett Clemenceau findet er zum ersten Mal Caillaux. Es ist ein Kabinett der „Köpfe", der Ehrgeizigen und Vordergrundsucher. „Was bedeute ich als Chef," sagt der alte Clemenceau in giftiger Heiterkeit, „wo der Eine meiner Minister sich für Napoleon, der Andre für Jesus Christus hält?" Briand wird Nachfolger Clemenceaus und hält sich von 1909/11. Der große Streik bei der Nordbahn zeigt den Ultraradikalen von einst gewillt, den Klassenkampf des Bürgertums auch mit den schärfsten Waffen zu führen: er läßt im Norden mobilisieren, die Streikenden werden mit dem Gewehrkolben zur Arbeit gestoßen, ihre Syndikate geschlossen, die Führer verhaftet. Die Radikalen verlassen ihn schließlich, er geht. Ein Jahr später erscheint er wieder im Ministerium Poincaré, das von der Linken bekämpft wird. Interessant genug charakterisiert ihn Poincaré in seinen Memoiren: „Er bewegte sich mit erstaunlicher Geschmeidigkeit zwischen den Parteien. Einstmals hatte er auf den sozialistischen Kongressen eine Sprache geführt, deren revolutionäre Kühnheit das Heer empörte und die Bürger erzittern ließ; aber das war im Dezember 1899, und es waren mehr als zehn Jahre seither vergangen. Die Armee hatte vergessen, und die Bürger hatten verziehen. Sie verzeihen gern denen, die sie bedrohten, falls sie sie für ihre Verteidigung geeignet glauben... Alle Fraktionen bemühten sich wetteifernd um ihn. Er entglitt ihnen zwischen den Fingern, aber mit einer derartigen Behendigkeit und Gewandtheit, daß man nicht müde wurde, ihn zu bewundern. Er war hervorragend in der Ausgleichung von Gegensätzen und der Kunst fortwährender Anpassung. Auch schien er geheime Sinnesorgane zu haben, um die Gelegenheiten zu wittern, die Ereignisse vorauszufühlen, die Gedanken mit ihm Redender zu ergründen und die Durchschnittsmeinung eines Auditoriums auszulösen. In schwierigen Augenblicken konnte er ein wertvoller Ratgeber sein." Der ernste Lothringer ist ganz gewiß kein Autor, der Wert auf espritglitzernde Einfälle legt, aber die Art, den Kollegen Briand zu analysieren, erinnert fast an Anatole France, der in seiner „Insel der Pinguine" die Sozialistenminister dieser Jahre glänzend verspottet: „In jener Zeit war es eine der feierlichsten, strengsten, härtesten und, wenn ich so sagen darf, furchtbarsten und grausamsten Gepflogen-

heiten der Politik, in jedes Ministerium, das den Sozialismus bekämpfen sollte, ein Mitglied der sozialistischen Partei zu setzen, damit die Feinde des Eigentums die bittere Schmach zu kosten bekämen, von einem der Ihrigen gezüchtigt zu werden und damit sie sich nicht versammeln könnten, ohne nach dem zu spähen, der morgen ihre Geißel sein würde."

Nachdem Poincaré 1913 Präsident geworden ist, tritt Aristides als der Premierminister der dreijährigen Dienstzeit wieder vor die Kammer. Er muß wieder der Linken weichen. Jetzt ist er völlig abgeglitten und gehört, wie Alexandre Millerand, zu dem halbreaktionären Mischmasch, der gegen die radikalen Kabinette anrennt. Ende 1913 ist auf Barthou, der die Militärgesetze durchgedrückt hat, Gaston Doumergue gefolgt, der heutige Präsident der Republik. Finanzminister ist Joseph Caillaux, der später durch das Attentat seiner Frau auf den Figaromann Calmette zu Fall gebracht wird. Es kommt in der Kammer zu einer turbulenten Szene zwischen Briand und Caillaux. Die Beiden beschimpfen sich wie Straßenjungen. Von da ab sind sie bitter verfeindet, und erst die Maiwahlen 1924 bringen sie wieder zusammen.

Als ein Genie der Gelenkigkeit und Anpassungsfähigkeit hat ihn Poincaré geschildert. Er ist ein Virtuose der Zweideutigkeit, er kann, während er noch eine Sache tönend verteidigt, schon kommende Entwicklungen nach einer andern Seite hin ahnen lassen. So scheint er oft, während er die Freunde noch enthusiasmiert, bereits die Hoffnung der Gegner. Als Premierminister in den Kriegsjahren feiert er, wie keiner vor oder nach ihm, im mächtigen Schwunge die gloire, den blutigen Ruhm der Schlachten, für den es erhaben ist zu sterben, selbst wenn der Sieg versagt bleibt. Der gleiche Mann, der als Redner in das schwärmerische Patriotentum des Charles Maurras verfällt, steht im Verdacht des geheimen Defaitismus und gerät durch seinen Vertrauten Malvy an die Grenze jener Skandale, die später Caillaux ruinieren. Der Allerweltshasser Georges Clemenceau hat ihn in diesen Tagen in seinem ‚Homme enchaîné' in den bösen Konturen der Deputiertengestalten Daumiers gezeichnet, wie er lässig und etwas träge in den Couloirs flaniert und Komplimente macht; langhaarig, in salopper Kleidung, die zerdrückte Papyros zwischen den gelben Fingern: so geht er von einer Gruppe zur andern, Flatterien austeilend, Gegner mit Gefälligkeiten sanft entwaffnend. Nach dem Kriege kehrt er als Ministerpräsident wieder. Gegenüber Deutschland hält er an der unversöhnlichen Tonart fest. Es gelte, den säumigen Schuldner am Kragen zu nehmen, ruft er in einer der heftigsten Reden. Maximilian Harden hat oft darauf verwiesen, daß Poincaré auch in seinen härtesten Momenten niemals sich solcher Klobigkeiten schuldig gemacht habe. Dennoch trauen ihm die Nationalisten nicht; Raymond Poincaré stürzt ihn während der Konferenz von Cannes. Schon damals hat man in Deutschland auf ihn Hoffnungen gesetzt, doch erst in Locarno sieht man ihn wieder.

Das ist der Mann, auf dem die Spekulation der deutschen Verständigungspolitiker ruht. Man wird zugeben, daß man

sich eine weniger schwanke und weniger durch Falltüren komplizierte Plattform denken kann. Aber er ist jedenfalls der Politiker, bei dem sich die Stresemänner geborgen fühlen. Poincaré ist ihnen entweder ein blutiger Kriegsverbrecher oder ein komischer Tartarin, Herriot ein idealistischer Don Quichote, und die Sozialisten zählen überhaupt nicht mit. Nur in Briand erkennen sie den großen Realisten und die Erfüllung eines geheimen Wunschbildes. Jeder nach seinem Geschmack.

Jetzt ist die große Enttäuschung da. Denn es ist genau das geschehen, was man immer vermeiden wollte: jetzt muß Deutschland, um in der Räumungsfrage weiterzukommen, sich den französischen Begriffen von sécurité fügen oder verzichten. Briand hat die Deutschen mit hartem Stoß erst in die Ecke gefegt, nun müssen sie kapitulieren oder ergebnislos heimkehren. Es bleibt die Frage, welche von den beiden Schlappen ärger ist.

Zerblasen der bunte Schaum einer Verständigungspolitik, die sich stets um die Wirklichkeit herumgedrückt und in klingelnden Phrasen getummelt hat. Während ein paar Schaufeln Erde auf Brockdorffs Sarg schollern, flüstert man sich wieder die neue Parole „Ostorientierung" zu, falls sich auch die kärglichsten der an Genf geknüpften Erwartungen nicht erfüllen. (A propos . . . wie sollen eigentlich die deutschen Sozialisten östliche Orientierung machen? Preisfrage.) Der nette französische Gegenspieler des Helden der Politischen Novelle hat sich plötzlich in einen reißenden Oger verwandelt. Was werden sie jetzt anfangen, die Flötenbläser und Mänaden des Rapprochements, die kulturverschleißenden Chapironen und kosmopolitanischen Dudelsackpfeifenmacher? Der Friede ist eine zarte Blume, die sorglich gepflegt werden muß, hat der alte Mitrailleusenzertrümmerer und Bajonettebrecher gesagt. Nach seiner Meinung wird der Friede am besten gepflegt, indem man Kanonenläufe über die ganze Erdkugel richtet. Das ist die Weisheit von 1910. Nach Krieg und Friedenskonferenzen wieder das Dogma vom bewaffneten Frieden. Circulus vitiosus. Nicht die Enttäuschung, die Briand seinen deutschen Feueranbetern bereitet hat, ist das Schlimmste. Das kann sogar pädagogisch wirken. Viel schlimmer ist die kalte Geste, mit der er die Friedenssehnsucht aller Völker, die sich in dem Wunsch nach Abrüstung praktisch durchsetzen will, wie lästigen Staub fortwischte. Das ist die Täuschung eines Vertrauens, das überall Entmutigung und Abkehr hervorrufen wird. Viel ist von der Idee von Genf ohnehin nicht mehr lebendig. Briand hat den dürftigen Rest in Frage gestellt. Schon heute, wo ihnen der Schreck noch in allen Gliedern schlottert, beginnen Stresemanns Intime wieder das geborstene Piedestal ihres Helden zu kitten. Vergebliches Beginnen. „Um die Politik zu verbessern, muß man zunächst die Lügen entlarven," schreibt Alfred Fabre-Luce, der Mutigste unter den jungen französischen Publizisten. Dieser Aristides hat es leicht gemacht: er hat sich selbst entlarvt.

Fahrt durch den Panama-Kanal

von Alfons Goldschmidt

Ich hatte ein wenig Angst vor der Fahrt durch den Panama-Kanal. Aber man soll nicht glauben, was die Leute einem über Temperaturen und Landschaften erzählen. Bis jetzt war es immer anders. Nord-Amerika, Mexiko, Zentral-Amerika habe ich völlig verschieden von den Schilderungen in Büchern oder aus Reisendenmund gefunden. Saftig, voll von Abwechslungen, im allgemeinen sauber, die Menschen gütig. Man hatte mir von mexikanischen Riesenwüsten, von Dreck in Zentral-Amerika, von permanenten Räubereien erzählt. Die Wirklichkeit ist grundverschieden. In Costa Rica noch hatte man mir gesagt: auf der Fahrt durch den Panama-Kanal werden Sie vor Hitze umkommen. Es war nicht kühl, aber ich habe weniger Schweiß vergossen als etwa in dem guatemalteker Hafen Puerto Barrios oder in einer der überheizten newyorker Wohnungen. Die Kanallandschaft ist wahrhaft lieblich. Der Panama-Kanal ist überhaupt kein Kanal nach der üblichen Vorstellung. Er ist fast wie die Havel, mit Seen, entzückenden Windungen, Hügeln und Wiesen an den Ufern, auf denen Vieh grast, Palmen und Bambus wachsen und saubere Bungalow-Häuschen stehen. Nur die Kanal-Schleusen sind schnurstracks, alles andre ist Fluß, See und Uferfreundlichkeit.

Kurz nach Sonnenaufgang, der den Hafen von Cristóbal und die Wasser der Bucht von Limón herrlich verklärte, fuhr der kleine Grace-Line-Dampfer „Santa Elisa" dem atlantischen Kanaleingang zu. Das ist kein Tor, keine Gewaltigkeit, sondern eine Einfahrt wie in den Kaiser-Kanal bei Stettin. Aber ausgestattet mit allen technischen Schikanen und mit den furchtbarsten Verteidigungsmitteln meilenweit. Der Kanal ist hier aufs beste geschützt gegen Sturmwellen aus der Bucht von Limón, und seine Einnahme mit Waffengewalt scheint fast unmöglich. Die „Santa Elisa" jedoch gleitet durch diese Drohungen lächelnd weiter, den Riesenschleusen von Gatún zu, begleitet von Fregattenvögeln und fröhlich springenden Fischen, und gefolgt von vier Dampfern, die an diesem Morgen den Kanal passieren wollen. Ich möchte hier ein Wort über dieses Schiff sagen. Es ist kein „Schwimmendes Hotel", kein Palast auf dem Wasser, aber die Menschen auf ihm waren freundlich mit uns, harmlos die Spiele, und kein politisches Wort wurde gesprochen, wie auf andern Schiffen, auf denen es schleimige Denunzianten, üble Vergifter und dumme Ambitionen gibt. Das ist ein peinliches Kapitel, diese Schiffspest ist immer noch nicht ausgeräuchert, immer noch müssen diese Leute ihr Vaterland retten, obwohl kein Mensch sie dazu berufen hat.

Als wir uns dem Wunderwerk von Gatún nähern, jagen uns über ungeheure Betonbuckel elektrische Lokomotiven, die modernen Schleusenmaultiere, mit vielem Geräusch entgegen. Ein großer roter Zeiger am Eingang der Schleuse fällt zum Zeichen, daß man bereit ist, das Schiff 85 Fuß hoch auf das Niveau des Gatúnsees zu heben, der durch Eindämmung des

Flusses Chagres gebildet wurde. Die Lokomotiven werden vor und hinter das Schiff gespannt, sie ziehen und halten es, bis wir vor dem Zyklopentor am Ausgang liegen. Ein zweiter Dampfer wird hinter uns eingeschleppt. Dann schließt sich die Einfahrt und der Schleusenspiegel hebt sich schnell. Alles geschieht ohne Geschrei, selbstverständlich und automatisch. Wir fahren in die nächste Schleuse und aus ihr in eine dritte, bis wir, an ungeheuren, in den Kanal einlaßbaren Reparaturgestellen vorbei, den Spiegel des Gatúnsees erreicht haben.

Es ist der größte künstliche See der Welt, mit etwa 184 Millionen Kubikfuß Wasser. Wir fahren, an vielen kleinen Inseln vorüber, in den sogenannten Culebra-Cut oder auch Gaillard-Cut genannt, nach dem Ingenieur David G. Gaillard, der die Durchschneidung und Durchsprengung der Anden an dieser Stelle geleitet hat. Von hier aus folgt der Kanal dem Tal des Rio Grande. Am Ende des Culebra-Cut liegen die Pedro-Miguel-Schleusen, in denen das Schiff gesenkt wird. Dann sinken wir in den Miraflores-Locks bis auf das Niveau des Pazifischen Ozeans, und legen in Balbóa, dem Hafen der Stadt Panama, am pazifischen Ausgang des Kanals an, um Passagiere und Fracht nach Süd-Amerika einzunehmen. Der Spiegel des Pazific liegt etwas höher als der Spiegel des atlantischen Ozeans.

Acht Stunden etwa hat die Fahrt gedauert. Es sind 44,08 nautische Meilen. Das Ganze ist vielleicht das größte technische Werk auf der Erde, ausgestattet mit allen Bequemlichkeiten für die internationale Schiffahrt und mit allen Waffenschrecknissen für den Kriegsfall, bis weit hinaus auf den Inseln vor der pazifischen Kanaleinfahrt. Der Kanal hat Kohlendepots von 700 000 Tonnen Kapazität mit Bunkereinrichtungen für 1500 Tonnen in der Stunde. Die Öltanks fassen 3,5 Millionen Barrels. Es gibt große Süßwasser-Anlagen, die solidesten Piers, Hospitäler, Luxushotels, Spezialvieh für die Angestellten, dazu Trockendocks, Rettungsdampfer, kurz alles, dessen die moderne Schiffahrt bedarf. Das „Washington-Hotel" an der atlantischen Seite ist das schönste und bequemste Hotel in den amerikanischen Tropen. Vor seiner Wasserfront steht ein Denkmal des Kolumbus, an dessen hoher Gestalt ein kleiner Indianer in die Ferne sucht.

So scheint alles heiter, es ist eine Vergnügungsfahrt, und die Amerikaner kommen in der „Season" nach Colón oder Panama, um dort Tennis und Golf zu spielen, bei Pferderennen zu wetten, Trips in die Indioumgegend zu machen, frische Kokosmilch zu trinken und in den Swimming-pools elegante Familienbad-meetings zu veranstalten. Der Kanal ist eine „Attraktion" wie die Playa und die Spielsäle von Habana, das „Myrtle Bank-Hotel" auf Jamaika oder die Trinkgelage auf der Insel Nassau. Aber ich konnte nicht recht froh werden auf der schönen Fahrt, denn einen Tag vorher hatte ich von den Kanal-Gedenktafeln in den Bóvedas bei Panama-Stadt, vor denen die Erinnerungssäule an die Toten des Kanals steht, die Kanalgeschichte abgelesen. Zehn Jahre nach der Eroberung Mexikos hatte der Kampf- und Raubgenosse des Cortéz, Alvaro de Saavedra, auf Veranlassung Karl V., den ersten Panama-

Kanal-Plan ausgearbeitet. Cortéz hatte mit seiner feinen Witterung die außerordentliche Möglichkeit schnell erschnüffelt. Hätte nicht der Nachfolger Karls V., Philipp II., mit den Worten: „Der Mensch soll nicht trennen, was Gott vereint hat", das Projekt abgelehnt, so wäre schon vor Jahrhunderten das Werk versucht worden, wahrscheinlich mit noch gräßlicherem Resultat als in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Aber die Kanalidee ruhte nicht. Einmal sollte die Wasserstraße durch den Isthmus von Tehuantepec, dann durch den Nicaragua-See, dann wieder durch die Panama-Enge gestochen werden, über die Balbóa, der Architekt Ferdinands des Katholischen, einen Weg nach der alten Stadt Panama angelegt hatte, auf dem die von Pizarro geraubten Goldschätze und später die Raubwaren des Piraten Morgan nach der atlantischen Küste geschleppt wurden.

Auch der große südamerikanische Befreier Simon Bolivar gab Anfang des neunzehnten Jahrhunderts Auftrag, einen Kanalplan auszuarbeiten. Aber erst auf dem internationalen Panama-Kongreß in Paris, im Jahre 1879, wurde eine feste Bauentschließung gefaßt. Ferdinand von Lesseps, der Konstrukteur des Suez-Kanals, übernahm die technische Leitung und im Januar 1882 begannen die Ausschachtungsarbeiten. Die Kanalzone war damals eine der fiebrigsten Gegenden der Welt, voll von Mosquitos und Miasmen. So mußten 22 000 Arbeiter und Angestellte sterben. Auf einer der Erinnerungstafeln wird erzählt, wie Jules Dingler, der im Jahre 1883 nach Panama kam, um die Ausschachtungen zu leiten, nach einigen Jahren mit den Leichen seiner Frau und seiner zwei Kinder nach Europa zurückkehrte. Der Kanal fraß dermaßen Menschenleben und Geld, daß, im Jahre 1888, die Arbeit aufgegeben werden mußte. 53 Millionen Pfund waren verloren. Nur 19 Meilen hatte man ausgeschachtet. Es blieb die Trace, zerfallende Häuser und ein Pestherd. Dann traten die Vereinigten Staaten in das Geschäft. Sie verhandelten mit der Regierung von Columbien, und als die nicht wollte, gab es eine kleine Revolution in Panama, das damals eine Provinz Columbiens war. Die Folge war die übliche „Autonomie". Die „befreite" Republik Panama trat die Kanal-Zone für wenig Geld an die USA. ab, und seit 1913 zahlt der „große Bruder im Norden" jährlich 250 000 Dollar an die Republik Panama, deren Regierung diese Rente an ihre Angestellten verteilt.

Durch außerordentliche sanitäre Maßnahmen wurde das Fieber vertrieben, die gifttragenden Mücken sind verschwunden, die Panama-Kanal-Zone ist heute wie ein Luftkurort. Aber nachts jagen die Marine-Scheinwerfer von Colón und Panama ihre Lichtstrahlen gegen den Himmel, um amerikanische Flieger zu suchen, die dort auf den Ernstfall hin manövrieren. Ich sah ein solches Flugzeug im Schnittpunkt von vier Strahlen, beglänzt, wie ein ungeheurer Leuchtkäfer, unrettbar vom Licht gefangen. Da oben war die wahre Bedeutung des Panama-Kanals, der nach beiden Ozeanen den heute gewaltigsten Imperialismus ermöglicht und schützt.

Das Weltwort von Theobald Tiger

Es gibt in allen Sprachen ein Wort,
das geht von Mund zu Munde;
es pflanzt sich durch die Lande fort,
und überall machts die Runde.
Es war einmal gewiß kein Feingut,
doch nach dem Kriege wurd es Allgemeingut.
Weil ich ein feiner Knabe bin —:
wie sag ichs meiner Leserin,
so, daß ich doch gesittet bleibe . . .?
Vielleicht:
Ja, Scheibe —?

Herr Sternheim ist so mächtig eitel —
er wünscht sich Rosen auf den Schei —
Ja, Scheibe.

Willst du hier eine Ehe trennen,
so mußt du einen Grund benennen;
drei Männchen in Talarverkleidung,
die wühlen im Morast der Schei —
Ja, Scheibe.

Daß Deutschland militärisch bleibe,
schießt jeder Stahlhelmfritze nach der Schei —
Ja, Scheibe.
(Schießscheiben stehen aller Enden,
dies Wort ist nur mit Vorsicht zu verwenden.)

Auf daß er seine Frau in Seide lege,
kratzt mancher Arzt manchmal am Schei —
Ja, Scheibe.

Das Kabinett? Mir scheint, als ob mir schiene:
sie machten Wahlen gegen die Marine,
dann fallen sie um und willigen für 'nen Kreuzer ein.
Das ist des Müllers Lust. Wie oft trügt doch der Schei —
Ja, Scheibe.

*

In allen Sprachen gibt es dies Wort,
das geht von Mund zu Munde;
es pflanzt sich durch alle Länder fort,
und überall macht es die Runde.
Es paßt auf alles in der Welt . . .
nur ein Ding gibts, das nicht darunter fällt.
Dies Ding — ein jeder Kenner siehts —
ist unsere deutsche Strafjustiz.
Denn die — mit ihrem Riesenfleiße —
die letzte Zeile fehlt.
Ich weisse, was ich weisse.

Russische Erinnerungen von Georg Kalantareff

I.

Das Dänische Kabel

Ich erschien im Bureau der Militärzensur, die durch die Zentralverwaltung des Generalstabs organisiert wurde. Was ich dort erblickte, betäubte mich. In mehreren geräumigen Sälen beschäftigten sich hunderte aus der Reserve erstandene Offiziere (vom Leutnant bis inclusive Generalleutnant) damit, Briefe zu lesen und — ohne Instruktion, ohne Regel, ohne Hinweis, ohne eigentlich einen Begriff davon zu haben, worin Militärzensur besteht, was ihre Aufgabe und Zweck sind — nach Gutdünken und „innerer Überzeugung", nach ihrem „patriotischen Gewissen" über das Schicksal dieser Briefe zu verfügen. Es war eine Art Triumph individuellen Schaffens. Einer hielt die Korrespondenz einer schwedischen Handelsfirma an eine russische zurück, weil „Ausländer überhaupt alle Schufte seien"; ein andrer entdeckte in der Liste von Maschinenteilen, die an eine russische Fabrik geschickt wurde, zu viele Benennungen und behauptete, „das rieche nach einem Code"; ein dritter fand, daß die Einfuhr von fremder Valuta nach Rußland überhaupt schädlich sei und vernichtete die ganze Bankkorrespondenz aus Frankreich, England, Holland, Schweden und andern Ländern; ein vierter, dem Catos Lorbeeren keine Ruhe ließen, beschlagnahmte eine belanglose Korrespondenz zweier in Liebesträumen schwebenden Seelen wegen „Unmoral".

Unter den Hunderten dieser hausbackenen Zensoren waren auch solche, die, empört über dieses Chaos, an die übergeordnete Behörde schriftliche Rapporte richteten. Der Verfasser dieser Zeilen muß sich selber solcher Naivität beschuldigen. Im Verein mit fünf der intelligentern Mitarbeiter stellte er eine Instruktion zur Zensierung der Briefe und allgemeine Grundlagen für Militärzensur auf. Diese Schrift wurde weitergegeben. Antwort erfolgte nicht, und die Arbeit wurde in alter Weise fortgesetzt, nur mit dem Unterschiede, daß Briefe in hebräischer Sprache, die in Unmengen aus Amerika eintrafen, in ein Extrazimmer geworfen wurden, das „der Judenfriedhof" hieß.

An Vorgesetzten jedoch war kein Mangel. Da gab es: eine Hauptkommission für Militärzensur, an deren Spitze General T. stand; neben dieser bestand eine „Petersburger Militärzensurkommission" mit General Strukoff an der Spitze. Eine Reihe von Zensur-Komitees war über das Reich zerstreut. Irgend eine Beziehung (welche konnte sich keiner erklären) zur Militärzensur hatte die „Abteilung für besondere Angelegenheiten" und die „Aufklärungsdienst-Abteilung" der Sektion des Generalquartiermeisters des Generalstabs.

Aber all diese Militärbehörden schienen durch irgend etwas ungeheuer beschäftigt zu sein. Denn, wenn dieser oder jener der vorgesetzten Generäle, umgeben von einem Gefolge von Adjutanten, Verwaltern und Inspektoren, an unserm Horizont auftauchte, so war es beim besten Willen unmöglich, irgend ein Interesse am Gang der Arbeit wahrzunehmen. Das Schema der Besuche blieb sich immer gleich: ein lautes Kommando „Herren Offiziere!", das Geräusch von fallenden Stühlen, von zurückgeschobenen Tischen, hunderten plötzlich in ihrer Arbeit gestörter Menschen, lautlose Stille und darauf ein zaghaftes: „Bitte, lassen Sie sich nicht stören. Fahren Sie mit der Arbeit fort" des Vorgesetzten. Ein schnelles Durchgleiten des Chefs durch die Reihen briefbedeckter Tische, kurze Fragen, verspätete Antworten, die dem Davoneilenden nachflogen, Antworten, die er nicht hörte, nicht hören konnte, und endlich das Entschwinden des glänzenden Chef-Kometen mit seinem glänzenden Schweif, zur

höchsten Befriedigung der in ihrer üblichen Arbeit gestörten Menschen.

In diesem Stil verfloß die Arbeit der Militärzensur einen Monat nach dem andern. Ich saß bei der gemeinen Arbeit des Durchstöberns fremder Briefe, ohne daraus weder für den Staat noch für mich irgend welchen Nutzen zu schöpfen. Abgesehen von der statistischen Beobachtung, die ich dabei machte, und die meine Ansicht über die Rolle des Postverkehrs im Leben eines modernen Staates wesentlich änderte. Vor meinem Eintritt in die Zensur glaubte ich, die Post bediene hauptsächlich Kulturbedürfnisse der Menschheit, Handel, Industrie, Administration, Wissenschaft... Aber nachdem durch meine Hände hunderttausende von Briefen gegangen sind, hauptsächlich ausländische, also Muster der Korrespondenz zwischen verhältnismäßig gebildeten Einheiten, gewann ich die Überzeugung, daß nicht mehr als 25 bis 30 Prozent der Postenergie den Kulturbedürfnissen dienen; denn 70 bis 75 Prozent aller Postsachen bestehen aus Privatkorrespondenz über belanglose Themen, über banale Fragen, von inhaltlosen Menschen geschrieben. Die Hälfte dieser Briefe brauchte überhaupt nicht geschrieben zu werden.

Im Dezember 1914 wurde ich an die Zensur der ein- und ausgehenden Zeitungstelegramme gesetzt. Dies nahm weniger Zeit in Anspruch. Da ich mich außerdem einverstanden erklärte, alle Nachtwachen zu übernehmen, so hatte ich tatsächlich den ganzen Tag frei und konnte meine Arbeit bei den Zivilbehörden wieder aufnehmen.

Auf dem Telegraph war die Ordnung genau dieselbe wie auf der Post, keine Regeln, keine Instruktionen, keine kompetenten Mitarbeiter. Es gab allerdings eine Liste von verdächtig erscheinenden Korrespondenten und Adressaten, deren Telegramme aufgehalten und an „die besondere Registratur" des Generalstabes weitergegeben wurden. Als Hauptrichtschnur aller Zensoren galt die löbliche panische Angst „reinzufallen", und deshalb wurden Telegramme gewissenlos vernichtet und verkrüppelt.

Die Kompetenz der Zensoren, was Sprachkenntnis angeht, war anekdotisch. So arbeitete an meinem Tisch an Handelsdepeschen ein einberufener Reserveleutnant, Geschichtslehrer einer Mittelschule im Provinzstädtchen Mosyr. Eines Tages bat er mich um Rat, er wußte nicht, was er etwa mit zwanzig Telegrammen anfangen sollte, in denen immer derselbe Name vorkam, was deutlich auf Spionage hinwies. Ich blickte die Telegramme durch, sie waren alle sehr deutlich englisch geschrieben und handelten von Automobilen, die eine schwedische Firma unsern Militärbehörden anbot.

„Welcher Name bringt Sie in Verlegenheit?" fragte ich.

„Wieso welcher? Haben Sie den Namen Tomoroff nicht bemerkt? Sehen Sie doch, fast in jedem Telegramm steht er — das muß ein Armenier und ein Spion sein!"

„Wo?"

„Hier doch, sehen Sie, fast in jedem: ‚Tomorrow' und wieder ‚tomorrow'" (das heißt das englische to morrow — morgen!).

„Haben Sie solcher mehr?"

„Ja, da steht noch: limouzine und phaeton und wieder phaeton und limouzine!"

Und diese Herren hatte man an die Zensierung von Handelsdepeschen gesetzt! Auch überzeugte ich diesen Lehrer der Geschichte ohne besondere Mühe, zum Ergötzen des liebenswürdigen Kapitän zweiten Ranges, Graf Uwaroff, der die Marinetelegramme

unter sich hatte, daß Palermo die Hauptstadt Irlands sei, und daß die schweizerische Flotte mit der französischen zusammen im Mittelmeer manövriere.

Wie ich schon erwähnte, gab es nachts keine übermäßige Arbeit, und die Zensoren konnten sich glänzend ausschlafen, was sie auch ehrlich taten. Es gab aber auch schlaflose Nächte; dann versammelten wir uns zu sieben oder acht Mann, schlürften Tee und unterhielten uns über verschiedene Themen. Unter den Telegraphen-Zensoren befand sich ein Beamter des Post-Telegraphenamtes, Fedor Iwanowitsch Uschakoff, der gleich mir jede Nacht Dienst hatte — er war uns als technischer Sachverständiger des Telegraphendienstes beigegeben. Das war ein typischer Beamter und uralt; Graf Uwaroff behauptete, daß er in einer Mütze der Telegraphistenuniform geboren, und schon vor der Erfindung des Telegraphen Telegraphist gewesen sei. Das Telegrammwesen kannte er vorzüglich. Außerdem war er entschieden klug und sehr bissig. Auf meine Frage, wie es denn käme, daß im Post-Telegraphendienst, der doch am kargsten bezahlt sei, solche erstaunliche Ehrlichkeit herrsche, antwortete er einmal, ohne durch die Anwesenheit des Grafen Uwaroff und eines sehr adligen Leutnants Plantin irgend verlegen zu werden, kurz und schneidig:

„Es sind wenig Adlige dabei."

Einmal, es war Anfang August 1915, saßen wir mit ihm und langweilten uns zu zweit, weil die andern Kollegen schliefen und es keine Arbeit gab. Es war 1 Uhr nachts.

„Möchten Sie nicht mal unser Telegraphenamt besichtigen?" schlug F. I. vor, „es wird Sie interessieren. Unser Amt ist ein ganzes Museum des Telegraphenwesens. Wir haben alles, vom Buchstaben-Telegraph des Baron Schilling bis zu den selbstschreibenden Apparaten von Siemens und Halske."

Schlafen wollte ich eigentlich nicht, aber ich war faul und so willigte ich ohne Lust ein. Der Alte führte mich durch alle fünf Stockwerke des Riesengebäudes, zeigte mir viel Bemerkenswertes und schmückte seine Erklärungen mit so pikanten Anekdoten aus administrativer Praxis, daß die Zeit mir im Fluge verging. Endlich traten wir in den Hof, denselben, auf den die Fenster unsres Zensurzimmers blickten.

„Nun glaube ich Ihnen alles gezeigt zu haben," sagte Fedor Iwanowitsch. „Vielleicht lohnt es, um das Bild zu vervollständigen, noch das dänische Kabel zu zeigen. Interessantes, streng genommen, ist nichts dabei, aber wir können ja einmal hingehn."

Er führte mich direkt über den Hof, einigen erleuchteten Fenstern des Erdgeschosses entgegen. Wir stiegen einige Stufen hinab. Er öffnete eine Tür und indem er mich vorschreiten ließ, sagte er:

„Das dänische Kabel."

Damals waren meine Kenntnisse über das dänische Kabel gering. Ich wußte, daß es irgend ein dänisches Kabel zwischen Petersburg und der dänischen Stadt Fredericia gab. Auf den Telegrammen habe ich oft den dienstlichen Stempel „dänisches Kabel" gesehen. Das war alles. Was ich in diesem Raum erblickte, war nach den grandiosen Apparaten der übrigen Säle der Zentralstation wenig interessant: an die zwanzig Apparate der neuesten Konstruktion, und etwa fünf junge Leute, die gleich schlecht mehrere Sprachen sprachen, deren Nationalität schwer zu bestimmen war und deren Äußeres kleinern Geschäftsreisenden glich. Wir schritten an den Tischen mit den Apparaten vorbei und näherten uns

schon dem Ausgang, als ich plötzlich hinter mir ein ziemlich lautes Flüstern eines der „Ausländer" überhörte „What the devil do they want here!" Im selben Augenblicke wies mir Fedor Iwanowitsch einen der Apparate und sagte mit Stolz:

„Und dies ist der Apparat, der direkt mit Berlin arbeitet. Ich nahm von ihm das letzte Telegramm vor dem Krieg auf."

Der Apparat war ein Selbstschreiber letzter Konstruktion, wie ich sie schon gesehen hatte. Ich sagte aus Höflichkeit: „Sehr interessant," und wir traten in den Hof hinaus.

In frischer Luft kam mir plötzlich die Erkenntnis:

„Sagen Sie, bitte, könnte dieser Apparat jetzt gleich mit Berlin arbeiten?" fragte ich.

„Warum denn nicht?! Man gibt das Meldesignal und damit fertig."

„Also dort in Fredericia ist er nicht ausgeschaltet?"

„Ja, wer denn, möchte ich fragen, soll ihn auf dänischem Territorium ausschalten, wenn es ein direktes Kabel ist?"

„Na, und hier, an diesem Ende steht irgend eine russische Kontrolle, eine Beobachtung?"

„Sie haben doch selbst gesehen: nichts! Es ist ein privates ausländisches Unternehmen und geht uns nichts an. Zwischen ihnen und uns bestehen nur buchhalterische Abrechnungen."

„Folglich", setzte ich meine Forschungen fort, „wenn sich einer dieser dort beschäftigten Ausländer mit Berlin verständigen wollte, so könnte er das?"

„Selbstredend, könnte er. Die Inhaber sind doch diese Leute!"

Drei Mal im Leben war ich nahe daran, zu ertrinken, viele Male war ich in recht ekelhaften Situationen, aber nie fühlte ich mich so elend wie in diesem Augenblick! Es war ja im dreizehnten Monat des Krieges und das direkte Sprechrohr zwischen Petersburg und Berlin blieb offen und frei! Ich könnte auch jetzt das brausende Gefühl nicht beschreiben, das mich damals ergriffen hat; es bestand aus Angst, Wut Empörung, Verzweiflung und Grauen der Machtlosigkeit. Wir traten in den Zensurraum ein. Dort tranken meine Kollegen Graf Uwaroff, Reserveleutnant Plantin, der anekdotische Zensor-Pädagoge, der damals schon ganz einfach Herr Tomoroff hieß, Tee und spielten Karten. Ich stürzte mich auf den Grafen Uwaroff und teilte ihm, wie ein Matrose fluchend, mit, was ich eben über das dänische Kabel erfahren.

„Warum kochen Sie da so?" war seine Replik.

„Warum? Hier angeln wir nach Stichlingen, und dort vor unsern Fenstern schwimmen ungestört Walfische vorbei! Tausende von Menschen haben ja mit ihrem Leben diese Gemeinheit bezahlt, vielleicht jetzt, während wir darüber sprechen . . .!"

„Nun, und was folgt daraus? Es ist der normale Lauf solcher Dinge."

„Man muß doch Maßregeln treffen! Sofort! Diesen Augenblick!"

„So handeln Sie doch! — wenn Sie durch Eilbefehl an die Front fliegen wollen!"

„Hören Sie, Graf! Schämen Sie sich nicht, als regulärer Offizier solches einem Bürgerlichen zu sagen?"

„Durchaus nicht. Sie wissen eben so gut wie ich, daß der Krieg hoffnungslos verloren ist. Ich will Sie mit der Front nicht etwa er-

schrecken, kann aber behaupten, daß, wenn Sie die Zahl unnötiger Opfer vergrößern wollen, Sie frei sind, es zu tun, indem Sie sich selber hinzufügen."

„Der Graf hat Recht," mischte sich Fedor Iwanowitsch in die Unterredung. — „Vor allem werden Sie nichts erreichen. Das dänische Kabel ist ein privilegiertes Unternehmen, und keiner wird sich in seine Angelegenheiten mischen wollen."

Jede weitere Unterhandlung war zwecklos.

„Jedenfalls werde ich sofort General S. (dem Vorsitzenden der Petersburger Militär-Zensur) telephonieren," sagte ich.

„Der General schläft jetzt," bemerkte Graf Uwaroff.

„Ich werde ihn aus dem Bett holen."

„Um so schlimmer für ihn, oder vielleicht für die Dame, in deren Armen er von Vergnügen ausruht, die weder der Moral noch der Hygiene schaden. Es ist eben dreiviertel drei."

Ich ging zum Telephon und ließ mich mit der Wohnung des Generals Strukoff verbinden. Eine Ordonnanz trat zum Apparat und meldete, daß der General schliefe. Ich befahl ihr, den General zu wecken und in einer wichtigen dienstlichen Angelegenheit ans Telephon zu bitten. Viel eher als ich erwartet erschien der General am Telephon. Ich meldete ihm kurz, die Angelegenheit sei wichtig, und bat um die Erlaubnis, zu ihm zu kommen, da ich es für unmöglich erachte, die Angelegenheit telephonisch zu erklären. Sehr freundlich willigte der General ein. Vom Postamt zur Millionnaja-Straße ist es nicht weit, in einer Viertelstunde war ich beim General.

Er empfing mich äußerst höflich im Vorzimmer, führte mich in sein Arbeitszimmer, ließ mich Platz nehmen und hörte aufmerksam zu.

Ich teilte ihm alles, was ich wußte, mit.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Reserveleutnant," sagte der General mit beneidenswerter Ruhe. „Ich muß Ihnen gestehn: mir ist das nicht neu. Ihr Eifer ist verständlich und am Platz. Aber ... aber ... sehen Sie ... wir sind hier machtlos.

„Exzellenz, ich verstehe Sie nicht!"

„Ich werde mich erklären. Das dänische Kabel ist ein privates Unternehmen ... eine dänische Aktiengesellschaft, zu deren wichtigsten Aktionären die Kaiserin-Witwe gehört. Ein Eingreifen in die Angelegenheiten der Gesellschaft wäre ... unbequem."

„Aber, Exzellenz, wenn die Kaiserin selbst erfährt, daß ..."

„O, ich zweifle keinen Augenblick daran", unterbrach mich der General, „jedoch ... Sind Sie Jurist?"

„Jawohl. Spezialist im Staatsrecht."

„Nun, dann werden Sie mich verstehen. Das mit der Kaiserin-Witwe hat eigentlich nichts an sich. Aber, sie ist eben, begreifen Sie mich, Kaiserin, dazu Witwe. Ein Symbol, sozusagen ein Panier, um das sich Menschen gruppieren, sehr angesehene Menschen, mit Beziehungen, eine Partei, wenn Sie wollen. Wenn wir gegen das dänische Kabel Maßregeln treffen wollten, so würde dies als ein Attentat auf die Prärogativen Ihrer Majestät gedeutet werden. Das praktische Resultat wäre gleich Null, und wir mit Ihnen würden leiden. Verstehen Sie?"

Ich verstand.

„In diesem Falle gestatten Exzellenz, daß ich Ihnen morgen offiziellen schriftlichen Rapport mache?"

„Und wenn ich mich weigere, diesen Rapport anzunehmen?"

„Nun, das können Exzellenz nicht tun."

„Ja, das ist wahr. Aber ich kann ihn zurückhalten."

„Dann werde ich einen Rapport Seiner Majestät schicken, diesen werden Sie nicht zurückhalten können."

„Ich nicht, aber es werden sich andre finden, mächtigere als ich, und die werden ihn zurückhalten. Übrigens, wie Sie meinen. Sie sind kein Kind...", sagte der General trocken und erhob sich, mir dadurch zeigend, daß die Audienz zu Ende sei.

Ich empfahl mich. Mit der gleichen Höflichkeit reichte mir der General die Hand und geleitete mich bis zur Ausgangstür. Meine seelische Empfindung nach dieser Unterhandlung, die ich absichtlich möglichst genau wiedergegeben habe, werde ich nicht zu beschreiben suchen. Unten wartete auf mich die Droschke. Ich stieg ein und eilte nicht in die Zensur, sondern nach Hause. Dort holte ich meine Frau aus dem Bett, diktierte ihr einen genauen Rapport und trug ihr auf, ihn vor neun Uhr früh dem General Strukoff einzuhändigen. Daraufhin kehrte ich in die Zensur zurück. Graf Uwaroff traf ich noch an.

„Nun?" sagte er.

„Ich war beim General, habe Meldung gemacht und einen Rapport eingereicht."

„Gratuliere zum Auszug!" drückte mir der Graf die Hand. — „Schade, ein interessanter Kamerad weniger!"

Diesen Dialog belauschte einer der Tageszensoren, der eben eingetreten war, Reserveleutnant Weiner, ein wohlhabender Mann, unabhängig, ein bekannter Mäcen. Er fragte, um was es sich handle. Ich erzählte ihm, ohne mich in den Ausdrücken zu genieren.

Leutnant Weiner, ein sehr ruhiger und gefaßter Mann, hörte stillschweigend zu, führte mich dann in ein Zimmer, wo außer uns niemand war, schloß die Tür und sagte:

„Ihre Empörung begreife ich. Schade, daß sich das alles ohne mich abgespielt hat. Sie sind von heißem Blut und haben schon, entschuldigen Sie mich, viel Dummes angerichtet. Aber Graf Uwaroff hat gewiß Recht, und jetzt fliegen Sie bestimmt an die Front. Ich schlage folgendes vor: ich habe Beziehungen zum Ministerium des Äußern und werde, wo sichs gehört, Meldung abstatten. Ich rate Ihnen, gleichzeitig zu einem der Mitglieder der Englischen Mission am Generalstab zu fahren. Am besten zu Major A. Er wohnt im Hotel Astoria. Jetzt werden Sie ihn grade antreffen. Sie können auf seine Diskretion und Verschwiegenheit bauen. Teilen Sie ihm alles mit. Die Engländer sind sehr stark. Fahren Sie gleich hin, es ist Zeit."

Warm bedankte ich mich bei dem liebenswürdigen Weiner und stürzte zum Astoria, wo ich Major A. auch noch antraf.

Weiter rollte alles wie geölt: zehn Stunden darauf erschien beim dänischen Kabel eine Kontrollkommission des Generalstabes und an den Apparaten diensthabende Offiziere. Am Abend des zweiten Kontrolltages hörte der Offizier, der am berliner Apparat saß, wie dieser zu arbeiten anfing, und eine Viertelstunde darauf entnahm er dem Apparat eine chiffrierte Depesche aus Berlin an einen deutschen Vertreter in Schanghai.

Zweiundvierzig Stunden nach dem Einreichen meines Rapports wurde ich — Reserveleutnant der Artillerie — durch ein Telephonogramm des Stabes der 6. Armee in das 439. Ilezki-Infanterieregiment der 110. Infanteriedivision kommandiert.

Weitere Artikel folgen

Shylock in Geist von Hans Häseler

Es gab eine Zeit, wo in Deutschland ein Gewerbe besonders verachtet wurde, das unsre Geistesheroen um die Früchte ihrer Arbeit zu bringen suchte: der Nachdrucker, der in Hildburghausen oder einem andern Duodezfürstentum saß und ohne Verlegerhonorar Schillers und Wielands Werke zum Vorteil seiner eignen Kasse munter nachdruckte. Die deutschen Autoren und der deutsche Buchhändlerstand haben in langem Kampfe diese Unsitte beseitigt und ihnen vor allem ist es zu danken, daß sich die zivilisierten Nationen endlich in der Berner Konvention zum Schutze des Urheberrechts zusammengeschlossen haben. Eine Ausnahme machte nur Amerika, wo die Interessen des Druckgewerbes sich dem entgegensetzten. Soweit aber glaubten die Vereinigten Staaten dem Geiste der Zeit Rechnung zu tragen, daß sie sich bereiterklärten, geistige Produkte zu schützen, wenn sie in den Vereinigten Staaten besonders registriert würden und ein Exemplar des zu schützenden Werkes zugleich mit der Abgabe von 1 Dollar vorgelegt würde. Alle Versuche, die Vereinigten Staaten zum Beitritt in die Berner Konvention zu bewegen, waren ergebnislos. Wir wollen die Deutsch-Amerikaner in dieser Hinsicht nicht ausnehmen; auch ihre weitverbreitete Presse profitierte nach Möglichkeit davon. So sahen sich denn schon lange vor dem Kriege die deutschen Verleger genötigt, der Library of Congress ein Exemplar aller ihrer wichtigen Publikationen zum Schutze gegen Nachdruck einzureichen und gleichzeitig 1 Dollar zu bezahlen, zum Zwecke der „Registration". Mit dem Organisationstalent, das die Amerikaner nun einmal besitzen, fanden sie auch in dem deutschen Amerika-Institut in Berlin eine deutsche Stelle, die sich die Mühe der Einsammlung machte, die Gelder und Bücher an die Library of Congress abführte und die deutschen Verleger hinreichend in Atem hielt. So hat Deutschland ebenso wie England, Frankreich und die übrigen zivilisierten Staaten seit Jahrzehnten dazu beigetragen, die Library of Congress zu einer Bibliothek auszugestalten, die an Umfang alle europäischen Bibliotheken weit übertrifft und angeblich nur durch einige russische an Größe überholt ist. Wieviele Bücher die Library of Congress auf diese Weise erhalten hat, steht nicht fest. Aber ihr Bibliothekar erklärt in seinem letzten Jahresbericht, daß sein Institut in den letzten dreißig Jahren insgesamt 3 220 634,75 Dollar größtenteils als Fee for Registration eingenommen hat. Wenn man die gesamte Bearbeitung der eingegangenen Bücher abziehe und die Kosten dafür, so bliebe immer noch ein Netto-Überschuß von 498 639,35 Dollar. Der Betrag von 3 220 634,75 Dollar geht weit über den Anschaffungsetat der Preußischen Staatsbibliothek in den letzten dreißig Jahren hinaus! Allerdings sind in den drei Millionen Dollar auch original-amerikanische Abgaben enthalten, doch wird über das Verhältnis der ausländischen und inländischen Abgaben keine Auskunft gegeben.

Was aber dem Faß den Boden ausschlägt, ist folgende Mitteilung, die man im ‚Börsenblatt der Deutschen Buchhändler' vom 18. Juli lesen konnte. Im schönsten amtlichen Stile heißt es dort:

> Bekanntmachung: Betrifft Erhöhung der Gebühren für die Anmeldung zum Copyright der Vereinigten Staaten von Amerika.

Aus diesem Erlaß der Geschäftsstelle des Börsen-Vereins wollen wir einige Sätze anführen. Die ersten zwei Sätze lauten lapidar:

> Wie das Copyright-Amt in Washington erst jetzt dem Amerika-Institut mitteilt, ist am 23. Mai d. J. vom amerikanischen Kongreß ein Gesetz erlassen worden, wonach die Gebühr für die Registrierung des Copyright mit Wirkung vom 1. Juli d. J. 2 Dollar statt 1 Dollar beträgt. Für die Registrierung von Manuskripten, also unveröffentlichten Werken, bleibt die Gebühr von 1 Dollar bestehen.

Aus den übrigen Ausführungen ergibt sich, daß das Amerika-Institut wenigstens den Versuch gemacht hat, eine Hinausschiebung der Frist für die Gebührenerhöhung zu erhalten, um mindestens die bis zum Eingang dieser Mitteilung aus Washington am 11. Juli dem Amerika-Institut zur Anmeldung eingereichten Werke noch zu dem alten Gebührensatze in Washington zur Registrierung bringen zu können. Onkel Sam, in diesem Falle seine Copyright-Office hat telegraphiert, daß ihm eine Abweichung von der Bestimmung des neuen Gesetzes nicht möglich sei. Die Weiterbeförderung der bis dahin an das Amerika-Institut zum Schutze eingereichten Werke kann, wie mitgeteilt wird, erst dann erfolgen, wenn ein weiterer Dollar nachgezahlt wird. Shylock!

Wir wollen einmal nüchtern ansehen, was denn die Summe der Abgaben an Geld und Wert bedeutet!

In 1926 erhielt die Library of Congress aus Deutschland 2272 wichtige Werke, von denen man annahm, daß sich ein Nachdruck lohnen würde, Romane und Novellen, wissenschaftliche Literatur, wie etwa das Werk von Sauerbruch, das in Deutschland 240 Mark kostet. Wir dürfen wohl annehmen, daß der Mindest-Durchschnittswert der ausgelieferten Bücher 12 Mark betrug. Das würde 2272 × 12 = 27 264 Mark ergeben. Dazu wurden noch 9642,40 Mark in bar erhoben, zusammen also 36 906,40 Mark. Nach dem neuen Satze würden die Vereinigten Staaten sogar 19 284,80 Mark in bar für ihren schönen Anteil haben verwenden können.

Und 1927! Da hat die Library of Congress 2625 Werke auf diese Weise allein aus Deutschland ergattert und dafür ebensoviele Dollar eingesteckt, das sind netto 11 025 Mark, oder bei einem Satze von 2 Dollar = 22 050 Mark außer den Büchern im Wert von zirka 31 500 Mark. Wir dürfen wohl sicher annehmen, daß im gesegneten Jahr 1928 Onkel Sam seine 20 000 Mark aus Deutschland bezieht, und dazu die schönen Bücher, also wieder netto 50 000 Mark.

Was geben denn nun unsre deutschen Universitäts-Bibliotheken überhaupt für neue Bücher aus? Wir wollen nüchtern sprechen und einfach aufführen, was auf Grund des Jahrbuches

der Deutschen Bibliotheken Band 17 (1926) für neue Bücher ausgegeben wird:

Geschäftsjahr 1924/25 S. 242 ff.

Erlangen	4 641 Mk.	Bonn	17 679 Mk.
Würzburg	6 448 „	Köln	20 122 „
Rostock, zirka . .	7 000 „	Münster	21 863 „
Jena	8 233 „	Hamburg	21 912 „
München . .	8 617 „	Greifswald . . .	24 058 „
Berlin	13 706 „	Göttingen	25 498 „
Freiburg	15 868 „	Kiel	26 479 „
Tübingen	17 286 „	Breslau	32 521 „
Leipzig	17 473 „		

Geschäftsjahr 1925/26. Band 18 (1927) Seite 254 ff.

Würzburg	4 768 Mk	Köln	20 189 Mk.
Jena	5 575 „	Tübingen	20 351 „
Erlangen	7 529 „	Kiel	20 835 „
Rostock, zirka . .	6 000 „	Hamburg	21 606 „
Halle	15 482 „	München	22 199 „
München	16 328 „	Frankfurt a. M. . .	24 490 „
Leipzig	16 527 „	Bonn	24 674 „
Berlin	17 349 „	Breslau	24 780 „
Greifswald . . .	18 392 „	Göttingen	27 706 „
Königsberg . . .	19 610 „	Marburg	29 185 „
Freiburg	19 790 „	Heidelberg . . .	36 326 „

Geschäftsjahr 1927. Band 19 (1928) Seite 286.

Würzburg	4 758 Mk.	Berlin	16 883 Mk
München	6 209 „	Königsberg . . .	18 947 „
Rostock, zirka . .	8 000 „	Kiel	19 547 „
Leipzig	8 233 „	Hamburg	20 068 „
Tübingen	11 741 „	Breslau	20 499 „
Freiburg	13 509 „	Göttingen	21 207 „
Halle	13 570 „	Marburg	21 437 „
Heidelberg	13 676 „	Bonn	21 486 „
Erlangen	15 363 „	Jena	24 021 „
Münster	16 390 „	Köln	24 451 „
Greifswald	16 590 „	Frankfurt (3 Bibl.) .	31 819 „

Ich habe dabei die Bibliotheken mit dem geringsten Etat vorangestellt. Über 20 000 Mark für Bücher haben fünf bis neun deutsche Bibliotheken ausgegeben, das heißt jährlich würden wir die Gesamtanschaffungen an neuen Büchern bei Durchschnitts-Universitäten mit diesen 20 000 Mark bezahlen können. Wenn wir dazu noch den Wert der abgelieferten Bücher nehmen, so würden wir den Gesamtanschaffungsetat einer deutschen Durchschnitts-Universität erreichen. Seit dreißig Jahren hat also das Deutsche Reich der Library of Congress jährlich soviel Bücher geschenkt, wie eine deutsche Universitäts-Bibliothek im Laufe des Jahres einstellen kann, und unsre Studenten haben nicht mehr das Geld, Bücher zu kaufen.

Während man in Deutschland Aufrufe erläßt, für die Gründung einer Notgemeinschaft der Deutschen Dichtung und die notleidenden deutschen Dichter in dieser Stiftung zusammenzufassen hofft, erlauben wir so der Library of Congress, eine Sondersteuer im Werte von schätzungsweise künftig 50 000 Mark jährlich zu erheben.

Amerika gehört in die Berner Konvention.

Konfusion um Zeisig von Kaspar Hauser

Zu Linke Poots nächstem 50. Geburtstag

Der erste Schwerhörige: „Gehn Sie angeln —?“
Der zweite Schwerhörige: „Nein! Ich geh angeln —!“
Der erste Schwerhörige: „So! Ich dachte, Sie gingen angeln —!

Gespräch

Drei Männer, auch Herren genannt, sitzen um einen Wirtshaustisch. Der eine scheint ein lockerer Zeisig zu sein: die beiden andern sind gewöhnliche Menschen des Alltags und der Allnacht. In der Ecke druselt ein Kellner; in der Ecke steht ein Grammophon. Jetzt gehts los. Das heisst: es hat schon lange losgegangen — aber für uns gehts erst jetzt los. Jetzt gehts los.

Der Tagherr: Also noch einmal —: was wollen Sie?

Der lockere Zeisig: Ich verpflichte mich, dieses Grammophon ohne Nadel und ohne Membrane spielen zu lassen!

Der Nachtherr: Und wie erklären Sie das?

Der lockere Zeisig: Meine Herren! was sind Erklärungen! was Begründungen! Ich fragte einmal in Libau eine ältere Dame, die sich unter anderm auch einem gewissen Lebenswandel hingab, ob sie einen Eisenbahnfahrplan besäße. „Nein“, sagte sie. „Seitdem mein Großvater gestorben ist, habe ich keinen mehr.“ Das ist nun zehn Jahre her ... aber noch immer denke ich darüber nach, wie —

Herr Tag: Machen Sie keine Flausen. Okkultismus?

Herr Nacht: Ohne Nadel und Membrane? Spiritismus? Nicht mit uns, Herr! Geheimer Sanitätsrat Dr. medicinae Moll —

Herr Tag: Dessoir ...

Der Zeisig, mit artiger Kinderstimme:

Dessoir und Lissoir gingen selband
auf ein kleines Pissoir, Hand in Hand;
aber als sie aus dem Pissauer kamen,
hießen sie Dessauer und Lissauer mit Namen!

Herr Nacht: Man kann mit ihm nicht vernünftig sprechen! Bitte — lassen Sie jetzt das Grammophon ohne Membrane und ohne Nadel spielen! Ja oder ja?

Herr Tag: Er kann es ja gar nicht! Er ist doch nicht allmächtig!

Der Zeisig: Meine Herren: nur Gott ist allmächtig. Haben Sie die neuste Nachricht vom Himmel? Heute nachmittag hat Gott einen Stein erschaffen, der so schwer ist, daß er ihn selbst nicht heben kann.

Die Kneipe versinkt in abgrundtiefes Nachdenken. Resultatlos. Dann:

Herr Tag: Also wie ist das nun? Wird es spielen — nein oder nein?

Herr Nacht: Er kann es ja gar nicht!

Der Zeisig: Fritz! Bringen Sie mal das Grammophon!

Das Grammophon weckt den Kellner, der auffährt und das Grammophon bringt, ein höchst seltsamer Vorgang.

Herr Nacht: Also was Sie uns da zeigen wollen —: das gibt es ja gar nicht!

Herr Tag: Das gibt es ja gar nicht!

Der Zeisig: Gibt es Sie beide denn?

Herr Tag: Ich bin von Schriftsteller Hauser auf der Schreibmaschine geschrieben worden — mich wird es ja wohl geben!

Herr Nacht: Ich werde von einem Leser der ‚Weltbühne' gelesen — mich wird es ja wohl geben!

Der Zeisig: Meine Herren, Sie haben mir zu viel Beweise dafür, daß es Sie gibt — wer so viel Hallo von seiner Existenz macht, den gibt es nicht. Nun zu unserm Grammophon!

Herr Tag: Ich glaube es einfach nicht!

Herr Nacht: Ich glaube es auch nicht!

Der Zeisig: Mit dem Glauben, meine Herren, da seien Sie mir doch ja recht vorsichtig! Kannten Sie den Malermeister Kiekut? Der pflegte zu sagen: „'s ist komisch! Wenn man den Leuten sagt, es gebe dreihundertmillionenvierhundertachtzigtausendzweihundertsiebzehn Sterne — das glauben sie. Aber wenn ich hier auf der Bank einen Zettel anmachen tue: „Frisch gestrichen!" — das glaubt kein Mensch. Da setzen sie sich noch drauf —!"

Herr Tag: Unsre Wette geht um eine Flasche Wein? Wie?

Der Zeisig: Ja, um Wein. Rossini, meine Herren, hat drei Mal in seinem Leben geweint: das erste Mal bei einem Operndurchfall; das zweite Mal, als er Paganini spielen hörte — und das dritte Mal, als ihm eine getrüffelte Poularde in den Gardasee fiel...

Herr Nacht: Man kann mit ihm nicht vernünftig sprechen! Lassen Sie spielen, Mensch!

Herr Tag: Er kann es ja gar nicht!

Der Zeisig hat am Grammophon herumgebastelt. Einen winzigen Augenblick... Erklären Sie mir dies eine — *er bastelt weiter.* Da hat gestern das hiesige Reichswehrregiment einen Regimentsbefehl herausgegeben: morgen, als wie heute, sei Besichtigung. Ich werde es in der direkten Rede sagen. Also, es ist Besichtigung. Die Mannschaften, die sich selbst rasieren können, dürfen nicht zum Regimentsbarbier gehen — die Mannschaften aber, die sich nicht selbst rasieren können, müssen zum Regimentsbarbier gehen.

Herr Tag: Und —?

Der Zeisig: Frage: Was tut der Regimentsbarbier? Kann er sich selbst rasieren: so darf er sich nicht rasieren; kann er sich aber nicht selbst rasieren: so muß er sich rasieren...

Die Herren Tag und Nacht: Er will uns foppen! Das ist ein seltenes Wort — aber wir wenden es trotzdem an. Es

hat keinen Sinn. Man kann mit ihm nicht vernünftig reden. Er kann es ja auch gar nicht!

Sie schrauben sich in ihre Überzieher und verlassen die Kneipe. Man hört von draussen ihre Stimmen: „ . . . er kann es nicht . . . er kann es ja gar nicht . . ." *verhallen.*

Der Zeisig ist eifrig tätig. Membrane und Nadel sind entfernt, nun hat er den tiroler Kaiserjäger-Marsch aufgelegt und dreht an. Er krempelt sich die Manschette hoch, zeigt einem imaginierten Publikum die leere Handfläche sowie den Rücken seiner Hand — und stellt dann den gar nicht allzu langen Nagel des kleinen Fingers senkrecht auf die sich drehende Platte.

Man hört deutlich leises Trompetengeschmetter.

Der Leser glaubt dies nicht.

Der Zeisig winkt dem Leser aufgeregt zu; er kann nicht mehr sprechen, weil ich es nicht mehr möchte — er kann nur noch winken. Er winkt: „Es ist wahr! Doch! Ja, ja! Man kann das machen!"

Der Leser schüttelt: Nein! nein!

Der Zeisig nuckelt: Ja! ja!

— Aber nun tritt er in den Whisky zurück, aus dem er gekommen ist, und nur das große, schwarze Grammophon steht noch da, dann zergeht auch es, den sanften Zischlaut eines im Falle der Isolierung lächerlichen Personal-Pronomens hinter sich lassend, zergeht auch es.

Der Leser blickt scheu auf den nicht allzu langen Nagel seines linken kleinen Fingers. Ob er mal —? Soll er mal —?

Der Zeisig sitzt selig im Whisky, kratzt sich mit der linken Poot und wartet: wann sie ihn wieder herauslassen. In fünfzig Jahren. Er hat mit Herrn Tag gesprochen, und der hat ihn nicht verstanden; er hat mit Herrn Nacht gesprochen, und der hat ihn nicht verstanden; er hat versucht, dem Leser mitzuteilen, daß man auf drehenden Grammophonplatten mit dem Fingernagel spielen kann, aber . . .

Der Leser ist noch nicht so ganz überzeugt, obgleich . . . Soll er mal —? ob er mal —?

Der Porzellanaffe von Joseph Conrad

Vor mehr als zwanzig Jahren schrieb der Dichter diese Abrechnung mit der Zensur, die an Aktualität leider nichts verloren hat.

Vor einigen Jahren sollte ich einmal einen Einakter schreiben. Ich habe ihn tatsächlich fertig gebracht. Wir lernen ja bekanntlich nie aus. So erfuhr ich denn, als ich mein Stück beendet hatte, daß eine polizeiliche Erlaubnis für eine Aufführung nötig ist, und daß es einen Theaterzensor gibt. Ich will mich gewiß nicht rühmen, aber ich bin doch intelligent genug, über so etwas in Erstaunen zu geraten: denn alle Tatsachen müssen wenigstens eine leise Beziehung zu Zeit und Raum haben, worin sie stehen. Lebte ich nicht in England

— im England des zwanzigsten Jahrhunderts? Diese Tatsache stimmte weder zu dem Datum noch zu dem Lande. Das war mein erster Gedanke. Es war also eine ungehörige Tatsache. Ich bitte, mir zu glauben, daß ich in allem Ernst schreibe und meine Worte gewissenhaft wäge.

Deshalb sage ich nicht: eine Tatasche, die nicht hierher gehört. Ich sage: eine ungehörige Tatsache — eine Tatsache die unsre Scham erregt. Und mein Eindruck wurde zunächst dadurch bestätigt, daß diese Gestalt, die eine doch keineswegs unwichtige Tatsache verkörperte, in solcher Dunkelheit dahinvegetierte. Der Mann von der Theaterzensur! Die Leute trugen seinen Namen durchaus nicht im Munde. Im Gegenteil! Weit weg schien er im Verborgenen irgendwo zu leben. Die Atmosphäre des fernen Ostens lag um ihn, der schwere Duft aus dem Gartenwinkel eines Mandarins, die dumpfe Luft des Mittelalters, da die Menschheit auf ihrem Wege stehen zu bleiben versuchte, weil sie an den ungeheuren Irrtum glaubte, in Dingen der Moral, des Verstandes und der innern Vernunft letzte Gewißheit erreicht zu haben.

Es war ein unangenehmer Eindruck. Aber dann fragte ich mich, ob nicht die Zensur für Theaterstücke vielleicht nur ein toter Kinderschreck war. Es konnte nichts Lebendiges mehr sein, denn es stand offenbar im Widerspruch zum Zeitgeist. Aber es konnte ein Erbstück von früher sein, eine importierte Rarität, die man aufbewahrt hat aus Pietät für alte vollkommen wertlose Besitzstücke; so ein exotischer Kunstgegenstand, eine orientalische Statue, ein chinesischer Porzellanaffe, den eine kindisch-überspannte Phantasie ausgedacht hat, und den man hier in seiner ganzen dummen Impotenz auf ein Piedestal, stellt, oben im Halbdunkel unter der Decke.

Damit besänftigte ich langsam mein Unbehagen. Dieses hatte aber nichts mit dem Schicksal meines Einakters zu tun. Das Stück wurde regelrecht aufgeführt, und die kühlen teilnahmslosen Blicke eines ausnahmsweise intelligenten Publikums töteten es auf den Brettern. Eine offene nud gerechte Hinrichtung. Ich selbst aber überstand die erstarrende Kälte dieses Theaterabends, ohne dabei ein Gefühl von Ungerechtigkeit zu empfinden und arbeitete weiter. Ich war nicht glücklich darüber, aber durchaus einverstanden. Ich nahm das Urteil eines freien unabhängigen Publikums entgegen, welches nach bestem Gewissen das Werk seines freien, unabhängigen und gewissenhaften Dieners — des Künstlers, beurteilte.

Und nur so können wir die Würde des dienenden Künstlers hochhalten — abgesehen von seinem einfachen Lebensunterhalt und von seiner persönlichen Selbstachtung. Von der Selbstachtung des Publikums brauche ich nicht zu sprechen. Dieser Aufruf gegen das Zensorenamt wendet sich grade an die Selbstachtung des Publikums, und ich unterschreibe ihn aus vollem Herzen.

Denn ich habe jetzt Erfahrung genug und weiß, daß diese abscheuliche exotische Figur, dieser Porzellanaffe, den ich bloß für ein Denkmal der geistigen Verirrung unsrer Vorfahren hielt,

daß dieser groteske chinesische Götze tatsächlich funktioniert! Dies leere, geschmacklose Bild ist scheinbar von einem (selbstverständlich) dumpfen unbewußten Leben erfüllt, wie es seiner würdigen Tradition entspricht. Es hebt den Bauch, rollt die Augen, schwingt den scheußlichen Arm: und wie ein Bravo aus dem alten Venedig, aber mit tötlicherer Waffe, erdolcht es sein Opfer von hinten aus dem Dunkel des hohen Gestells. Es ist nicht so malerisch wie der Venetier in Mantel und Maske; bei dem Mörder lassen wir wenigstens noch gelten, daß er sein böses Handwerk auf eigne Gefahr ausübte und daß die Machthaber der Republik ihn moralisch nicht rechtfertigen konnten; auch tötete der Bravo mit seinem Stoß aus dem Dunkel nur den Körper; dieses groteske Götzenbild ist aber gefährlicher: es braucht nur wie ein Mandarin mit dem Kopf zu nicken — und schon vernichtet es in seiner dumpfen Blödheit den Geist eines ehrlichen, künstlerischen, vielleicht gar eines genialen Werks.

Dies chinesische Ungeheuer lebt mitten unter uns. Der Staat hat es in die Hose eines westlichen Barbaren gesteckt und mit Angströhre und Regenschirm ausstaffiert. Das heißt: es ist ein Amt. Ein Vertrauensposten. Und von Zeit zu Zeit findet sich ein Beamter, der ihn ausfüllt. Es ist ein Mann der Öffentlichkeit. Der unauffälligste, leiseste, dunkelste, ja vielleicht der bescheidenste.

Aber selbst der Mann der Öffentlichkeit, der ganz im Dunkel lebt, muß die Wahrheit hören, wenn auch nur ein Mal in seinem Leben. Sein Amt gedeiht im Schatten; nicht im angenehmen Schatten der Veilchen auf dem Lande, sondern in dem trüben Zwielicht der Seele, wo Unterdrückung aller Art gedeiht. Er hat weder Hirn noch Herz nötig, weder Gesicht noch Geschmack noch Phantasie, nicht einmal Mitgefühl. Er braucht all diese Dinge nicht. Er hat die Macht. Er kann Gedanken töten, und gelegentlich auch Wahrheit oder Schönheit, wenn diese in dramatischer Form leben wollen. Er kann es tun, ohne das Geringste zu sehen, zu verstehen oder zu fühlen; nur aus blödem Verdacht, wie ein absoluter römischer Kaiser damals einen Senator töten konnte. Ich sage euch: er ist der Cäsar in der Welt des Dramas. Seit dem römischen Prinzipat hat es nirgends eine so unumschränkte Gewalt gegeben wie im Amte dieses Theaterzensors.

Von hier aus gesehen hat es eine gewisse Großartigkeit, etwas sozusagen Übermäßiges an Abscheulichem und Widerlichem. Diese Figur hat die Macht, ein Werk des Geistes zu unterdrücken — Gedanken zu töten (ein Traum für ein verrücktes Hirn, meine Herren!). Die scheint nur von einem bittern Komödiendichter erfunden zu sein, um den kolossalen Eigendünkel und die moralische Feigheit eines Philisters deutlich zu machen.

Aber wir leben im England des zwanzigsten Jahrhunderts und müssen uns wundern, daß man einen Menschen auftreiben kann, der Mut genug hat, die Stelle zu besetzen. Die Sache regt zum Nachdenken an. Ich verwende ein paar Minuten darauf und komme in meinem reinen Herzen und ruhigen Ge-

wissen zu dem Schluß, daß er entweder außerordentlich größenwahnsinnig oder vollkommen dumpf und stumpf sein muß.

Er muß wohl dumpf und unbewußt sein. Das befähigt ihn zu seinem Amt. Dazu gehören noch ein paar ähnliche Eigenschaften. Er darf nichts getan, nichts geäußert, nichts sich vorgestellt haben. Er muß dunkel, unbedeutend und mittelmäßig sein — in Gedanken, Worten und Taten. Er darf nichts von der Kunst verstehen, nichts vom Leben, nichts von sich selber. Denn sonst würde er ja nicht zu sein wagen, was er ist.

„Oft zögerte ich, wenn ich eine Notiz über ein Stück schreiben wollte, besonders wenn ich fühlte, daß es meinem Kunststandpunkt, meinem Geschmack oder meinen Anschauungen widersprach; zögerte in der Befürchtung, daß mein gewissenhaft erteilter Tadel die Entwicklung eines großen Talents aufhalten, daß mein aufrichtiges Urteil einen wertvollen Geist vernichten könnte. So hielt ich die Feder zögernd in der Hand und sagte zu mir selbst: Wenn ich nun vielleicht meinen Teil dazu beitrüge ein Meisterwerk zu töten!"

Dies waren die vornehmen Gewissensbedenken eines Jules Lemaître — des Dramatikers und dramatischen Kritikers, des großen Bürgers und angesehenen Beamten in der Gelehrtenrepublik. Er war ein Theaterzensor — aber er versah sein Amt offen vor allen Blicken und mit der Autorität eines europäischen Rufes. Jules Lemaître ist auch ein Mensch, der viel Weisheit, großen Ruhm und ein feines Gewissen besitzt — nicht ein finstres chinesisches Ungeheuer, das mit Angströhre und komischem Regenschirm ausstaffiert wurde von seiner besorgten Großmutter — dem Staate.

Ganz offen: ist es nicht Zeit, das ungehörige Ding von seinem Gestell zu werfen? Zu lange schon hat es da gethront. Es wurde gewiß in Peking von irgendeiner Behörde für altehrwürdige Riten ausgebrütet, und so kam das kleine Scheusal — nach einer Reise über Väterchens Gefilde — zu uns. Es stammt aus fremden Ländern. Wir dürfen es nicht verehren. Es gehört nicht hierher. Wird es nicht Zeit, es aus seinem Dunkel herunterzustoßen — mit irgendeinem Gerät, das zu seinem Wert und Dasein paßt? Mit einem alten Besenstiel zum Beispiel.

Uebersetzung von Richard Kraushaar

Goldschmidt und Nietzsche von Morus

Reichtum verpflichtet; in England zum Snobismus; in Amerika zu Stiftungen; in Deutschland zur Bildung. Die deutschen Millionäre kommen demnach am billigsten weg. Zwar ist es mühselig und auch kostspielig, sich selbst in späten Jahren das anzueignen, was so im Lande als Bildung geht, denn man muß in der Zeit manches gute Geschäft versäumen. Aber zum Glück ist Bildung käuflich. Lammers, der aus der Branche kommt, hat das einmal die geistige Stiefelwichse genannt, die sich die Unternehmer von ihren Syndici liefern lassen. Stiefelwichse für mittlere Ansprüche gibt es schon für 10- bis 12 000 Mark pro anno und darunter. Für 20 000 Mark bekommt man be-

reits Hochglanz-Politur mit Goethe Zutaten und Bismarck-Wahlsprüchen. Aber echte Nietzsche-Aphorismen im Manuskript: dazu muß man schon so viel Geld haben, wie Jakob Goldschmidt.

Es ist noch nicht lange her, da hatte Goldschmidt nur einen Wunsch: außerhalb seines Geschäfts im Verborgenen zu bleiben. Vergebens bemühten sich Zeitungen, ihm eine Osterbotschaft an das deutsche Volk oder gar eine Photographie von ihm zu entlocken. Er war nicht dafür, wenn auch aus weniger rituellen Gründen als der alte Meyer Amschel Rothschild. Der Sprung vom kleinen Bankbeamten in der Provinz zum — unumstritten — ersten berliner Großbankdirektor kam ihm selbst wohl ein bißchen unheimlich vor, obwohl er dazu seine zwanzig Jahre gebraucht hatte. In den letzten Jahren war es zu rasch gegangen: die Stinnes-Liquidation, die Fusionen der hamburger Reedereien, die großen Gewinne im Haussejahr 1926 — besser schon, man sprach nicht allzu laut davon und nannte nicht zu oft seinen Namen.

Auch heute wird es ihm gewiß noch nicht recht sein, wenn eine schriftstellernde Dame, die von ihrem Vater nicht die Kunst des Schreibens geerbt hat, öffentlich von ihm lobhudelt: „Jakob Goldschmidt — Deutschlands grandiosester Wirtschaftsturm, zu dessen Höhe fremde Völker staunend den Blick erheben," dessen übrige herrlichen Eigenschaften verblassen „vor dem schier überlebensgroßen Genie der Weltwirtschaft, als das er diesseits und jenseits des Ozeans Ruhm und Ehre genießt." Goldschmidt hat ein gesundes Maß Eitelkeit; wer hat das nicht? Im Vergleich zu seinen golfspielenden Nachbarn aus der Behrenstraße ist er noch immer einer der Erträglichsten.

Aber allmählich ist auch über ihn der Geist des deutschen Wirtschaftsführers gekommen, der deshalb, weil er für sich und sein Bankinstitut güte Finanzgeschäfte macht, die Berufung in sich fühlt, die Wirtschaft und das Volk und den Staat zu führen. Goldschmidts politische Ehrgeize beschränkten sich bisher darauf, aus Gefälligkeit für Stresemann für einige sehr zweifelhafte Zwecke Geld herzugeben. Sein wirtschaftspolitischer Adlatus, Walter Bernhard, vertritt ihn in der bremer „Fides-Treuhand A.-G.", von der aus die letzten oder vorletzten Versuche gemacht wurden, die ‚Tägliche Rundschau' zu sanieren, bis dieses wackere Blatt dann mit einem Verlust von mehreren hunderttausend Mark für die edlen Spender sanft entschlafen ist. Derselbe Rechtsanwalt Bernhard betreut aber auch die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung', bei der Jakob Goldschmidt persönlich — die andern D-Banken treiben denselben Unfug — mit viereinhalb Prozent des Gesellschaftskapitals beteiligt ist. Es sind ja nur 35 000 Mark, dürftige zehn Bankbeamtengehälter, und dazu noch 20 000 Mark jährlicher Beitrag zum Defizit der ‚DAZ.', für dessen Umlage ebenfalls Walter Bernhard Sorge tragen muß. Dafür hat Jakob Goldschmidt freilich auch das Verdienst, aus Freundschaft für Stresemann eine gut fascistische Zeitung zu unterhalten, in der Stresemanns Außen- und Innenpolitik tapfer bekämpft wird.

Nun aber hat Goldschmidt ohne alle Umschweife zum Volke gesprochen. Auf dem kölner Bankiertag hat er sein Credo abgelegt — credo, quia absurdum est; schwer und gewichtig, mit Tiefenschmus und Nietzsche-Zitaten reich geschminkt, mit einem Wort: gebüldet. Es wäre ein sehr relatives Lob, wenn man sagt, daß sich Goldschmidt inmitten der andern Kongreßredner wiederum als grandiosester Wirtschaftsturm bewährt hat. Sein langer Schriftsatz ist auch noch immer um vieles menschlicher als die übrigen 250 Seiten, die in Köln von unsern prominentesten Bankiers verlesen wurden. Aber im Grunde ist es derselbe Tenor: Wir sind die Herren der Schöpfung, von uns leben die Arbeiter — und da sollen wir noch Steuern zahlen und uns vom Staat Vorschriften und womöglich Konkurrenz machen lassen?

Um zu demonstrieren, wie bejammernswert es dem Kapital und wie gut es den Arbeitern geht, hat Goldschmidt sich eine besonders hübsche Rechnung aufstellen lassen. Der Reallohn des gelernten Arbeiters, erzählt er, ist heute um 1,76 Mark pro Woche höher als vor dem Kriege. Nach Abzug der Steuern und sozialen Lasten verdient der Arbeiter allerdings 81 Pfennig wöchentlich weniger als früher. „Wir sehen also, daß die Erfolge unsrer Wirtschaft in hohem Maße dem Arbeitnehmer zugeflossen sind." Schade, daß Jakob Goldschmidt oder sein Syndikus bei der Pfennigrechnung stehen geblieben ist. 81 Pfennig in der Woche machen nämlich auch noch 42 Mark im Jahr aus und bei der Gesamtheit unsrer gewerblichen Arbeiter nicht weit von einer Milliarde. Da aber, wie Doktor Curtius kürzlich auf dem hamburger Gewerkschaftskongreß vorgetragen hat, die Güterproduktion die Vorkriegsziffern überschritten hat, so scheint es doch, als ob die Arbeiter bei der Verteilung des Sozialprodukts in der Nachkriegszeit keineswegs glänzend weggekommen sind.

Möglicherweise ist das eine der Ursachen, weshalb der Kapitalismus, zu Goldschmidts wiederholtem Bedauern, bei den Massen noch immer nicht so populär ist, wie er sein müßte. Aber es gibt auch noch einen andern Grund, den Goldschmidt oder sein Buchmann bei seinem Freunde Nietzsche nachlesen kann. Es findet sich in „Menschliches Allzumenschliches" unter dem Rubrum „Umsturzgeister und Besitzgeister" und lautet: „Das einzige Mittel gegen den Sozialismus, das noch in eurer Macht steht, ist: ihn nicht herauszufordern, das heißt selber mäßig und genügsam leben, die Schaustellung jeder Üppigkeit nach Kräften verhindern und dem Staate zu Hilfe kommen, wenn er alles Überflüssige und Luxus-Ähnliche empfindlich mit Steuern belegt. Ihr wollt dies Mittel nicht? Dann, ihr reichen Bürgerlichen, die ihr euch ‚liberal' nennt, gesteht es euch nur zu, eure eigne Herzensgesinnung ist es, welche ihr in den Sozialisten so furchtbar und bedrohlich findet, in euch selber aber als unvermeidlich gelten laßt, wie als ob sie dort etwas Andres wäre. Hättet ihr, so wie ihr seid, euer Vermögen und die Sorge um dessen Erhaltung nicht, diese eure Gesinnung würde euch zu Sozialisten machen: nur der Besitz unterscheidet zwischen euch und ihnen."

Bemerkungen

Die Republikanische Beschwerdestelle

muß doch wohl sehr gute Arbeit leisten, sonst wäre die Rechtspresse nicht so aus dem Häuschen, wenn sie von ihr spricht. Da sitzt einer, der weiß mit den Bestimmungen Bescheid, und was er macht, hat Hand und Fuß, und recht bekommt der Kerl auch noch —! Der Eine ist Alfred Falk, ein Republikaner, wie man sich viele wünscht.

Nun hat da neulich irgend so ein Patriot von der „Judenrepublik" gesprochen, damit also zugegeben, er glaube, daß der halbe Prozent Deutscher, der der jüdischen Rasse angehört, fähig wäre, ganz Deutschland zu unterjochen. Herzlichen Glückwunsch! Es gab einen Prozeß. Falk, tapfer wie immer, ging ran an den Speck und schrieb einem der beteiligten nationalen Anwälte einen Brief. In diesem Brief hat sich Falk auch auf mich bezogen.

Und nun läßt sich also die ‚Deutsche Zeitung' dazu folgendermaßen vernehmen:

„Ein altes deutsches Sprichwort heißt: ‚Sage mir, mit wem du umgehst und ich will dir sagen, wer du bist.' Herr Falk rechnet es sich zur Ehre an, mit dem pariser Juden Ignaz Wrobel zusammen genannt zu werden, der für seinen schamlosen Ausspruch: ‚Die Toten des Weltkrieges sind für einen Dreck gefallen', — in einem pariser Kaffeehause von einem französischen Frontsoldaten öffentlich geohrfeigt worden ist. — Wir gönnen diesen beiden Ehrenmännern ihr trautes Freundschaftsverhältnis, bedauern jedoch, daß deutsche Regierungsstellen, anstatt in aller Öffentlichkeit von Herrn Falk und seinem ‚Kontrollorgan' abzurücken, sich der Mitarbeit eines Mannes bedienen, der von dem feldgrauen Ehrenkleide, das neben Millionen deutscher Helden auch der gegenwärtige Präsident des deutschen Reiches, Generalfeldmarschall v. Hindenburg, über vier Jahre hindurch getragen hat, als ‚Zwangsjacke des preußischen Militarismus' beschimpft und zu behaupten wagt, daß an ihm der Fluch tausender deutscher Soldaten' hänge."

Abgesehen davon, daß die Herren aus der Konstruktion gerutscht sind:

Daß ich Pariser bin, habe ich schon immer gewußt. Ich heiße mit meinem richtigen Namen Arsène Lupin und habe in Paris eine gutgehende Einbrecherei. Aber die Sache mit der Ohrfeige, der ich schon mehrere Male im Morast der Nationalen begegnet bin, die wollen wir doch einmal in Ordnung bringen.

Ich weiß nicht, wie das bei den Patrioten hergeht: ich für mein Teil halte an Stammtischen keine Reden, weil ich jede Woche zu einer Schar Freunde sprechen kann, die mir quantitativ und qualitativ genügt. Wozu also sollte ich Zeit und Kraft an acht Männerchen verschwenden, wenn ich zu zwanzigtausend sprechen kann?

Nach den etwa vierzig oder fünfzig Vorträgen, die ich im Laufe der Jahre in Paris über Deutschland gehalten habe (aber nicht in Cafés), ist niemals ein Zwischenfall erfolgt; niemals hat mich ein Franzose geohrfeigt, niemals habe ich mit einem französischen ehemaligen Soldaten irgend eine Auseinandersetzung gehabt, bei der auch nur die Stimmen erhoben worden sind. Weil ich aber weiß, daß es in den Kreisen, die die ‚Deutsche Zeitung' lesen, für ehrenrührig gilt, wenn sich ein andrer pöbelhaft benimmt, so sage ich ihr, daß selbst, wenn mich ein Franzose dafür geprügelt hätte, daß ich den Krieg ein Verbrechen und seine Ziele einen Dreck genannt habe, ich auch das nicht als eine Widerlegung meiner Arbeit auffasse. Wäre ich ein schwächlicher Mensch: der Krieg bleibt ein Verbrechen. Läge ich zerschlagen auf der Straße: der Krieg bleibt ein Verbrechen. Aber es

gibt viele Franzosen, die den Krieg so beurteilen wie ich; auf jeden Leser der ‚Deutschen Zeitung' kommen etwa zehntausend, was gewiß noch nicht viel ist — aber es ist schon ganz hübsch.

Alfred Falk hat recht und abermals recht:

An der feldgrauen Joppe hängt der Fluch Tausender deutscher Soldaten, und diese Affenjacke ist eine Zwangsjacke des preußischen Militarismus gewesen.

Ja, wenn man die Sache mit Ohrfeigen aus der Welt schaffen könnte ... Dann hätte Ludendorff Herrn Foch geohrfeigt und Falkenhayn Herrn Joffre, und vielleicht hätten sie da einen Sieg erfochten, der ihnen, um ein Haar, was: um ein Haar! — um die Stirnbreite eines pommerschen Gutsbesitzers entgangen ist.

Meinen Ausspruch aber: „Die Toten des Weltkrieges sind für einen Dreck gefallen" möchte ich modifizieren.

Sie sind für die ‚Deutsche Zeitung' gefallen.

Ignaz Wrobel

Die Ebertgedenkmünze

Da haben sie „für" Ebert eine „Gedenkmünze" geschlagen, in Silber und Gold, und die republikanische Presse bringt voller Genugtuung Bildchen von ihr. Vorne: das scharf geschmeichelte Profilporträt des großen Staatsmanns; hinten: am Amboß, den Hammer schwingend, ein erstaunlich langer, sehr strammer Schmied, eine Art trainierter Breitscheid (Halbakt). Ich will nichts gegen diese Reliefs sagen.

Aber gegen die Umschriften einiges. Die Umschriften machen die Medaille vorne und hinten lächerlich.

Die Umschrift auf der Vorderseite: „Des Deutschen Reiches erster Präsident. Ebert." Das ist, staatsrechtlich, eine runde Unwahrheit. Des Deutschen Reiches erster Präsident war nämlich ... Wilhelm I. Nein, das ist kein Scherz. Schlagen Sie mal die alte Verfassung auf! Artikel 11: „Das Präsidium des Bundes steht dem Könige von Preußen zu, welcher den Namen Deutscher Kaiser führt." Der, dem ein Präsidium zusteht, ist doch wohl Präsident. Welchen Namen, welchen Titel er führt, bleibt eine zweite Frage. Der Präsident des durch Fürsten geschlossenen und ‚Deutsches Reich' benannten Bundes von 1871 hieß ‚Deutscher Kaiser'; der Präsident der gleichfalls ‚Deutsches Reich' benannten Republik von 1919 heißt ‚Reichspräsident'. „Des Deutschen Reiches erster Präsident" war Wilhelm I., F. Ebert: der erste Präsident der deutschen Republik. Ein Kandidat, der diese Dinge nicht am Schnürchen hätte, müßte schon im Zivilrecht überdurchschnittlich bewandert sein, um nicht gewaltig durch den Referendar zu rasseln. Aber ‚Republik' — diese Vokabel ist offenbar die auf der Münze zu vermeidende gewesen: um jeden Preis; mochte das Staatsrecht kopfstehn.

Und nun die Umschrift auf der Rückseite: „In der Arbeit liegt des deutschen Volkes Stärke." (Die Erläuterung zum Muskelbreitscheid.) Ein wahrhaft sängerbunds-deutscher Satz, ohne Akzent und verschlagen; es steckt eine vielfache Antithesenmöglichkeit, eine heimliche Tücke drin gegen Mehreres: wozwischen der Angeredete, mit der Seele suchend, wählen darf. Heftiger Gegensatz zu der Offenheit und konturscharfen Eindeutigkeit der Ja- und Neinsätze aller großen Stilisten (welche oft kompliziert, immer sauber sind — Menschen und Sätze; dies hier: unsaubre Schlichtheit).

Mag sein, daß das Wort ein Zitat ist: aus den Gesammelten Reden des dahingegangenen Verbündeten Groeners; vielleicht aus einer Kundgebung gegen Arbeitseinstellungen, etwa den Munitionsstreik. Möglich auch, daß der Satz, aus spätern Läuften, sauretraubenpazifistisch hatte sagen wollen: Auf Arbeit, nicht auf kriegerische Lorbeeren komme es an. Jedenfalls ist er so unpräzis und markig, daß er jedem Altsozialdemokraten, mit-

hin auch dem Verewigten, zuzutrauen wäre. Aber hier auf der Medaille, losgelöst von allem Anlaß, wie wirkt der Spruch da?

Hören Sie mal mit gespitztem innern Ohr leise hin. Merken Sie was? Merken Sie, daß dieser Satz über das deutsche Volk die übrigen Völker heimlich anrüpelt? „In der Arbeit liegt des Volkes Stärke": das ginge ja noch so; aber „In der Arbeit liegt des deutschen Volkes Stärke": aha, die Stärke der andern Völker wohl nicht? Die Stärke des französischen Volkes liegt wohl in der schönen Form, die Stärke des englischen Volkes wohl im Sportsvergnügen, die Stärke des italienischen Volkes wohl im süßen Müßiggang, die Stärke des russischen Volkes wohl im Diskutieren, die Stärke der orientalischen Völker wohl in der Versenkung in die Tiefen des Selbst?

Ernsthaft: Ob die Behauptung, daß eines Volkes Stärke in seiner Arbeit liege, auch nur den geringsten Sinn hat, fragt sich; weil ja jedes Volkes Stärke außer in seiner Arbeit noch in mancherlei Sonstigem liegt: in dem, was es außer der Arbeit tut und was es außer dem Tun ist; und weil die besondre Stärke eines Volks, die ein Volk vor den andern Völkern auszeichnende Eigenschaft eben grade nicht in seiner Arbeit liegt (so wenig wie in seiner Verdauung oder in der Tatsache, daß es ein Geschlechtsleben führt). Wird aber sogar behauptet, daß Arbeit die Stärke just des deutschen Volkes sei, so haben wir die Doppelkomik: daß den andern Völkern Fleiß und Schweiß abgesprochen, und: daß Fleiß und Schweiß, mit der Moral und Miene eines Zuchthausinspektors als Tugend der Tugenden gepriesen, mit giftigem Blick auf höhere, heitrere Güter, mit grünem Nationalsozialistenblick (in Gutsaufseherstiefeln) als Wert der Werte verkündet wird.

Diese Medaille unterscheidet sich von allen übrigen Medaillen dadurch, daß sie nur aus der Kehrseite besteht — genau wie der Volksmann, dem sie geweiht ist.

Kurt Hiller

Alter Tokajer

Tokajer hat für Polens Aristokratie die gleiche Bedeutung wie Portwein für Englands Highlife. Ein adeliges Getränk, ein Getränk für Adelige, adelt es auch denjenigen, der im Handel mit ihm seinen Erwerb findet.

Auf dem alten Marktplatz in Warschau steht ein kleines Haus, unberührt durch die Jahrhunderte, noch in seiner ganzen mittelalterlichen Pracht. Ein Patrizierhaus aus dem sechzehnten Jahrhundert. Über dem Eingang hängt ein Firmenschild: „Fukiersche Weinhandlung". Unter diesem nichtssagenden Namen verbirgt sich ein altes, gut deutsches Geschlecht. Einem Fugger gehört das Haus. Im sechzehnten Jahrhundert ist ein Abkömmling dieser mächtigen augsburger Handelsherren nach Warschau gezogen, erwarb sich dort Haus und Hof und handelte, er, der königliche Kaufmann, mit dem königlichen Getränk. Aus dem deutschen Fugger wurde in Polen ein Fukier, doch der Tokajer, den er ausschenkte, blieb golden und unverfälscht. Jahrhundertelang blühte die kleine Kneipe. In ihren kühlen Stuben erholten sich die Radziwills, Potockis, Sapiehas und wie sie alle hießen, von den aufregenden Debatten des polnischen Landtags. Hier wurde gar mancher der durch Polen rollenden Rubel in Wein und Met verwandelt. Stammesfehden nahmen von hier ihren Ausgang und wurden hier beendet. Und über allem schwebte der Duft des schweren Ungarweines, erfüllte Stuben und Keller. Die Fugger, pardon! Fukier gediehen dabei. Aus den schweren Fässern im Keller floß der Wein in die trinkfreudigen Kehlen der polnischen Magnaten, kehrte in Form schwerer Dukaten in die Truhen des Hauses zurück. So ging es Jahrhunderte. Polen wurde geteilt, wurde selb-

ständig, verlor seine Selbständigkeit wieder, Frieden wechselte mit Krieg und über allem triumphierte der Wein, alles überdauerte der Ruf des Hauses Fukier.

Eine neue Zeit ist hereingebrochen. Durch Warschaus Straßen marschieren die Soldaten Pilsudskis mit Stahlhelm und Repetiergewehr. Über den alten Marktplatz sausen die Autos. Stammesfehden werden nicht mehr mit der Waffe in der Hand, sondern vor Gericht ausgetragen. Im Palast des Erzbischofs von Gnesen klappern die Schreibmaschinen des Landwirtschaftsministeriums. Die Häuser auf dem Marktplatz werden bunt gestrichen, auch das alte Fukiersche Haus erhält einen neuen Anstrich. Der polnische Staat versucht die Ruinen neu zu beleben. Doch vergebens. Unsre Zeit kennt nicht das beschauliche Verweilen am Schanktisch. Im Fukierschen Weinkeller fehlen die Gäste. Ab und zu verirrt sich ein Fremder, der aus historischem Interesse den alten Bau besichtigt, in die Trinkstube, mustert die alten Stiche und bleibt, gefesselt von Wein und Stimmung, ein, zwei Stunden sitzen. Doch diese Zufallskunden können den Verfall des alten Hauses nicht aufhalten. Der letzte Fukier, der letzte Nachkomme einer einst mächtigen Familie ist ein Fremder im eignen Haus. Die Fukiersche Weinhandlung ist bankrott. Ist es Snobismus, wenn uns der Untergang dieses alten Hauses näher geht als der Aufstieg Pilsudskis?

S. Alher

Stinnes und Philosophie

Ein Philosoph, der von sich behauptet, nur in „Jahrhunderten und Kontinenten" zu denken, schrieb, als Hugo Stinnes seine Siegesfahne auf dem Schlachtfeld der Inflation aufpflanzte, folgende Sätze:

„... Der Stinneskonzern durchwächst allmählich ganz Deutschland. Käme es schließlich dahin, daß durch Kleinaktien und den besondren Verhältnissen angepaßte Kooperative, durch An- oder Eingliederung der Gewerkschaften und sonstigen Berufsverbände die Arbeiterschaft zuletzt das ganze Volk beteiligt werden könnte, so trüge ein Wirtschaftsorganismus die ganze Nation und ein völlig Neues wäre in die Welt gesetzt: die Volksgemeinschaft auf ... der Basis der Werkgemeinschaft. Besitz würde, ähnlich dem mittelalterlichen Zustand, wesentlich zur Verwaltung und Verantwortung, wie denn Hugo Stinnes schon heute viel mehr vertritt, als er persönlich besitzt, produktive Arbeit zum Normalausdruck des schöpferischen Volksbewußtseins. ... Solange die Monarchie auf der Höhe war, galt der Satz, daß das Volksinteresse und das private des Fürsten par définition zusammenfiele, von der überkommenen Monarchie galt es schon lange nicht mehr, aber es würde buchstäblich gelten im bis zum Staatsersatz ausgebauten Stinneskonzern."

Obige Sätze stammen von dem Philosophen des goldenen Armleuchters, dem Grafen Hermann Keyserling aus dem Jahre 1922. (Politik, Wirtschaft, Weisheit. Seite 183.)

A. Kaplan

Anders als die Andern!

Im Buchhändlerbörsenblatt vom 6. September 1928 steht:

Erich Koch-Weser: Rußland von heute.
Das Reisetagebuch eines Politikers.

Dies Buch beschreitet literarisch neue Wege, denn ein Politiker vermag alle Reiseerlebnisse anders zu sehen und zu gestalten ... Wer wäre berufener, ein solches Buch zu geben, als ein Staatsmann dieses neuen Europa?

Gesprächsfetzen

„... bei uns ist natürlich alles ganz rot: der Bürgermeister ist Demokrat, und die Schule hat neulich sogar schwarz-rot-gelb

geflaggt, aber sonst lebt es sich sehr nett hier ..."

*

„... bin jetzt Obersekretär geworden." „Gratuliere —" „Aber der Dings, der hat Karriere gemacht, ich will ja nichts sagen, aber Gruppe 12 in meinem Alter ..." — „Der konnte wohl immer sein Parteibuch vorzeigen?" Gelächter. „Ich glaube, der ist Zentrum, aber tüchtig ist er ja ..." „Ach, die Brüder! Ohne Parteibuch wird man heute nichts ..."

*

„... na und am Verfassungstag, da hat unser Gerichtsdiener natürlich flaggen müssen, mußte er ja, und da hat er vorn am Gericht die riesige preußische Fahne rausgehängt, und nach hinten raus die Reichsfahne ..., nachdem er aber das Fahnentuch vorher noch ein paar Mal um die Stange geschlagen hatte, damit sie recht kläglich aussah —, konnt' ihm keiner was machen, das war natürlich der Wind, der Wind, das himmlische Kind ... na, haben alle unsre Freude gehabt ..."

*

Ostpreußen. D-Zug zweiter Klasse. Der Zugführer am Abteil, Hand an der Mütze, Verbeugung: „Gehorsamsten Guten Morgen!" — Fahrgast, ohne sich zu rühren: „Kachte sehn?" — „Ah, bitte sehr, nicht nötig, gehorsamsten Guten Morgen!" Ab.

Ks.

Was die Leute dazu sagen

Egon Friedell wird nach der Aufnahme seiner Kulturgeschichte im Publikum gefragt. Er erklärt:

„Bisher gab es zwei Gruppen. Die einen sagen: No, da wird man endlich wieder einmal lachen können. Und die andern sagen: Höchste Zeit, daß Sie aufhören, ein Wurstel zu sein und sich mit ernster und gehaltvoller Arbeit beschäftigen, die Ihrer würdig ist. Aber Sie verstehen doch nichts von Kulturgeschichte?"

Ich und Du!

Ade, ich hab Dich herzlich gern —
trotz Ruhm und äußerlichen Schäden, —
allein man darf sich nur von fern
mit Anstand grüßen, ohne Reden
und ohne kindisches Gurru, . . .
denn ich bin ich und Du bist Du.

Drum laß auch das Vertraulichsein!
Vorübergehend, ja, beim Trinken
kann man sich einmal, voll von Wein,
begeistert in die Arme sinken.
Sonst laß das läppische Getu!
Denn ich bin ich und Du bist Du . . .

Kurz resolviert: Du bist mir lieb,
als Mensch von nächstens oder neulich, . . .
doch Deinen Ansichtskartenschrieb
fand ich, entschuldige, abscheulich.
Denn IX bleibt IX und U bleibt U,
und ich bin ICH und Du bist du.

Ade, berühmter Mensch und Freund, . . .
ich gebe nichts auf Protektionen,
und wer es ehrlich mit sich meint —
wird mich mit solchem Quark verschonen.
Nun laß mich künftighin in Ruh . .!
Denn ICH bin ICH — und du bist du . .!'

Arnold Weiß-Rüthel

Liebe Weltbühne!

Ein bekannter berliner Industrieller fährt neulich von Berlin nach Belgien. Unterwegs kommt der Schlafwagenkutscher zu ihm und fragt ihn, ob er nicht mit einem Reisenden tauschen wolle, der liege direkt auf der Achse.

Darauf der Industrielle: „Sagen Sie ihm: ich bin auch Jude."

Antworten

K. L. Reiner. Lieber Herr Celsus, Sie haben recht, wenn Sie in Erwiderung auf meine hier erschienene „Urlaubsbilanz" den Urlaub als soziale Errungenschaft der Angestellten verteidigen. Ich wollte ihn in dieser Hinsicht auch nicht angegriffen haben und sprach darum ausdrücklich vom tragischen Aspekte der heutigen Urlaubsform. Und ich stimme noch mehr bei ihrem Hinweis auf die heutige Jugend, die sich tatsächlich in Camping und Tramping, nicht in der öden Soldatenspielerei der Pfadfinder — eine neue und bessere Urlaubsform zu schaffen sucht. Hingegen glaube ich nicht, daß das Eintreten für die Fünftagewoche in irgendeiner Weise mit sozialer Reaktion in Zusammenhang gebracht werden kann. Ein einfaches Rechenexempel zeigt, daß die Einführung der Fünftagewoche für den Arbeiter und Angestellten ein gewaltiges Plus darstellen würde. Heute hat der Arbeiter 52 Sonntage frei — von einigen Feiertagen abgesehen —, dazu 8 bis 14 Tage Urlaub. Macht 60 bis 70 Tage im Jahr. Der Angestellte hat es etwas besser, weil sich sein Urlaub durchschnittlich um etwa eine Woche erhöht. Aber immerhin: die Fünftagewoche bedeutet für beide — wiederum von den Feiertagen abgesehen — 104 freie Tage im Jahr, also bedeutend mehr als heute inklusive Urlaub. Fast einen Monat im Jahre mehr freie Zeit zu Bildung, Erholung oder Faulenzen. Dazu eine bedeutende Verminderung körperlicher und geistiger Abnützung. Und damit soll der Syndikus der Zellstoffbranche einverstanden sein? Da müßte im deutschen Unternehmertum eine gewaltige, von der Öffentlichkeit unbemerkt gebliebene Veränderung vor sich gegangen sein. Nein, die Fünftagewoche bleibt, wenigstens für mich, ein Ziel aufs innigste zu wünschen. Und ihre etappenweise Einführung in Sowjetrußland zeigt, daß sie, vom Standpunkt der Produktion ebenso wie von dem des sozialen Aufstiegs, die vorläufig praktikabelste Lösung der Urlaubsfrage ist.

Staatssekretär Joel (Reichsjustizministerium). Haben Sie keine Furcht. Diese Koalition ist eine große Koalition: die beißt nicht.

Berliner Weltbühnenleser treffen sich wieder jeden Mittwoch, abends 8¼ Uhr, im Café Adler am Dönhoffplatz, Eingang Kommandantenstraße. — Am 26. September spricht L. Gibarti von der Liga gegen kolonialen Imperialismus über: „Das Rüstungsproblem und der koloniale Imperialismus."

Ludwigshafen a. Rh. Alle Leser der Weltbühne werden freundlichst gebeten, ihre Adrese umgehend Herrn Rechtsanwalt Dr. Ludwig Weil, Kaiser-Wilhelm-Str. 16, mitzuteilen, damit auch in Ludwigshafen ein Kreis der Weltbühnenleser geschaffen werden kann.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Das zweite Heer von Ignaz Wrobel

Das ist nun sechs Jahr her, da stand in diesen Blättern ein Artikel zu lesen, in dem ich auf die versuchte Umgehung des Versailler Friedensvertrags durch eine unverhältnismäßig starke Bewaffnung und Organisation der damaligen preußischen Polizei hingewiesen hatte. Alles blieb still, bis ein pariser Blatt, ‚L'Eclair', die Sache aufgriff und eine Übersetzung meiner Arbeit brachte. Der schickte die Redaktion eine irreführende Notiz vorauf, aus der man herauslesen konnte, der deutsche Pazifist Ignaz Wrobel habe dem Blatt diese Mitteilungen gemacht. Aber nun gings los.

Von Berlin bis Eydtkuhnen heulte die schweißige Entrüstung der Nationalen, und als ich den Obstinatesten mitteilte, daß der französische Artikel nicht von mir angeregt sei, da taten sie das, was die normale kleine Redaktion immer tut: sie verbargen sich, in jener spezifischen Mischung von Feigheit und Rechthaberei, hinter der Tatsache, daß man in diesen Blättern die Wahrheit nicht einmal inserieren kann. Mein reiches Einkommen aus französischen Fonds stand von da ab fest. Die Angelegenheit wurde später durch die Zuwendung von Ruhrgeldern an Industrie und Gewerkschaften wieder bereinigt.

Wie sieht die Polizei heute aus?

*

Es ist festzustellen, daß sich Carl Severing und ebenso sein Nachfolger, Grzesinski, in ihrer Art um eine vernünftige Personalpolitik in der preußischen Polizei bemüht haben. Das ist anzuerkennen, auch wenn man das, was da geschieht, als nicht sehr weitgehend ansehen muß; die Widerstände, mit denen diese Minister zu kämpfen hatten und zu kämpfen haben, sind sehr groß, und man kann sich darüber unterhalten, ob sie sie mit der nötigen Schärfe überwinden. Es muß ihnen zugebilligt werden, daß es nicht einfach ist, der Verwaltungsschlauheit, dem Protektionsklüngel und den sehr gerissenen Korpsstudenten entgegenzutreten, wenn man in einer Koalitionsregierung sitzt. Soweit gut.

Über die fortdauernde Militarisierung der Polizei aber reißen die Klagen der beteiligten Beamtenverbände nicht ab: auf den Polizeischulen werden die älteren Leute noch heute wie die dummen Jungen, schlimmer: wie die preußischen Rekruten behandelt; das System ist wiederum wie das alte auf hündischer Unterordnung, auf Aufgeblasenheit der „Vorgesetzten", auf Schikane und Unvernunft aufgebaut, und das ist bei dem Offiziermaterial kein Wunder. Die Beamten sind zum größten Teil republikanisch gesinnt und wären, besonders in den großen Städten, nicht so ohne weiteres für einen Putsch zu haben, dessen Inszenierung übrigens nicht aktuell ist.

Daß diese Polizei nicht so ausgebildet werden kann, wie die braven „Blauen" unter dem Seligen, leuchtet ein. Ihre Aufgaben sind andre, ihr Mannschaftsersatz ist ein andrer geworden, die Zeiten haben sich geändert.

Aber was in dieser Polizei heute noch alles getrieben wird, was dort möglich ist, zeigt ihre Ausbildung in einem Zweig, der ihre Kompetenzen weit überschreitet: in der aktiven Vorbereitung des Bürgerkrieges.

Die für uns gleichgültige Anschauung des Reichsgerichts über das, was „Landesverrat" sei, wird niemals hindern, daß in diesen Blättern das steht, was wir für gut befinden, und wenn ich es für meine Person im Interesse des europäischen Landfriedens für richtig hielte, einer fremden Macht Einzelheiten über das deutsche Militär auszuliefern, so täte ich das. Doch geht es darum im Augenblick nicht. Nach der Baldrian-Politik der letzten Jahre, die eine Befriedung Europas vorgibt, wo Geschäfte gemeint sind, haben wir kein Interesse daran, nach außen um Hilfe zu rufen — es käme nämlich keine. Was hier nun gerügt werden soll, hat mit dem Versailler Vertrag wenig zu tun, denn die preußische Polizei hält sich sicherlich an die gesetzlichen Abmachungen, soweit sie außenpolitischer Natur sind. Viel schlimmer ist, was da für das Geld der Steuerzahler, nach innen hin, betrieben wird.

„K. v. Oven, Polizeimajor und Lehrer an der preußischen höheren Polizeischule in Eiche. Polizeiverwendung, dargestellt an Aufgaben. Buch II, Beim Einsatz im Stadtgebiet" (erschienen im Deutschen Polizei-Verlag in Lübeck). Dieses Buch ist ein Skandal.

Ich weiß nicht, ob sein Verfasser jener berüchtigte Freikorpsführer aus der Noske-Zeit ist; dem Geist des Buches nach könnte er es sein. Das Vorwort enthält die politische Weisheit des Jahres 1913:

„Hört man doch stellenweise immer noch die irrige Ansicht, ein Kampfeinsatz der Schutzpolizei wäre heute derart unwahrscheinlich, daß er nicht mehr im Vordergrunde der Ausbildung zu stehen hätte, daß unsre Führer für ihn nicht mehr so eingehend geschult zu werden brauchten. Welch kurzsichtige Auffassung! Je weniger wir auf den Kampf vorbereitet sind, um so mehr leisten wir ihm durch den damit verbundenen Tiefstand unsres Könnens Vorschub, wir fordern die Gegner der heutigen Staatsordnung ja gradezu heraus, sich ihre Ziele mit bewaffneter Hand zu erkämpfen. Die alte Römerweisheit ‚si vis pacem, para bellum' hat in übertragenem Sinne auch für die Polizei Gültigkeit; dadurch, daß man sich auf die Möglichkeit eines Kampfes einrichtet, zeigt man nicht, daß man ihn will."

Das ist gelogen, zwar vorsichtig, aber schlecht gelogen. Wer in eine Kampfausbildung so viel Geld, Mühe und Menschen investiert, wie das hier geschieht, zeigt, daß er mit Krieg rechnet, und es ist unabänderliches Gebot dieser Kapitalanlagen, daß sie eines Tages Selbstzweck werden. „Kampfaufgaben sind also heute noch genau so nötig wie in den ersten Nachkriegsjahren." Wiederum falsch: denn die innerpolitische Lage ist wesentlich konsolidierter, sie hat mit einem Sieg der Reaktion geendet, die heute die Namen gewechselt hat, und es ist vor allem nicht Aufgabe der Polizei, im Bürgerkrieg als

Truppe aufzutreten. Das wäre „Polizeiverwendung?" Das ist dann keine Polizei mehr, sondern ein zweites Heer.

Wozu dann noch die Reichswehr, deren Existenz uns dauernd, mehr oder minder verhüllt, mit dem „innern Feind" erklärt wird?

Liest man diese Anweisung zum Bürgerkrieg, so glaubt man sich mitten im Kriege und vor allem mitten in einer großen Armee. Da ist von „Taktik" und „Einsatz" und „Aufklärung" und „Erkundung" die Rede; da gibt es „Angriffsvorbereitungen" und „vortäuschende Tätigkeit"; da wimmelt es von „Stoßrichtung", „Westfront", „Feuerschutz", „Flankierungen" ... kurz: hier wird Soldat gespielt. Aber das Spiel ist ernst.

Wie ernst, zeigen die Hinweise auf die Spezialliteratur dieser Kreise, die auf einen ganzen Korb voller Ovens schließen läßt; und daß sich die Herren nicht begnügen, in den Städten Unheil anzurichten, ersehen wir an dem Buch „Polizeiverwendung im landespolizeilichen Einsatz", wo auch mit größern Verbänden operiert wird. Wohinaus läuft das? Was wollen diese Leute —?

Über die Rechtslage machen sie sich wenig Skrupeln. „Die rechtlichen Grundlagen für die Benutzung fremden Eigentums (Wohnungen, Möbel usw.) sollen hier nicht weiter erörtert werden. Soweit die betreffenden Grundrechtartikel der Reichsverfassung durch den Ausnahmezustand nicht außer Kraft gesetzt sind, liefert die erforderlichen Grundlagen vor allem das Allgemeine Landrecht mit seinem § 10 II 17 und mit dem Staatsnotrecht (polizeilicher Notstand)", eine Rechtsdarlegung, die man am besten mit den Worten „und überhaupt" charakterisiert. Aber sie ist sehr bezeichnend für die Denkart dieser republikanischen Beamten.

Daß der Ausnahmezustand für ein „anständiges" Regieren eine Notwendigkeit ist, wird jeder Esel, der bekanntlich damit regieren kann, einsehen. Mit seiner Verhängung wird als Grundbedingung dieser „Polizeiverwendung" gerechnet. Auch der Rückzug auf jene Kautschukbestimmung des Allgemeinen Landrechts, die die Aufgaben der Polizei sehr dünn definiert, das Gefühl, im Rücken Komplicen im Talar zu haben, kräftigen ungemein. Im einzelnen kommts dann nicht mehr so genau drauf an.

„Eine Ablieferung von festgenommenen Personen bei der Gefangenen-Sammelstelle ohne nähere Angabe über die Straftat und Zeugen ist völlig zwecklos; es läßt sich dann später dem Betreffenden durchaus nichts nachweisen, und er geht — obgleich er sich sicher einer strafbaren Handlung schuldig gemacht hat — straffrei aus." Na sicher! Der Polizeimajor hat seinen Beruf verfehlt: er hätte Richter werden sollen.

„Ist es ... nicht überhaupt Pflicht des Polizeiführers, grade Besonderheiten in der Kampfweise der Aufständischen mitzuteilen und vorzuschreiben, welche Gegenmittel anzuwenden sind? Oder wirken grausame Verstümmelungen verwundeter oder gefangener Beamten nicht grade in einer den Kampfwert der Polizei hebenden Richtung?" Das dürfen sich Aufständische

umgekehrt genau so fragen, nur haben sie infolge der Präzedenzfälle mehr Berechtigung dazu. Denn ich glaube nicht, daß deutsche Arbeiter ihre paar Gefangenen jemals so hundsgemein gequält haben wie die „Vertreter der Ordnung" das mit verhafteten Arbeitern getan haben. Niemand ist so roh wie die entfesselte Kanaille der Ordnung.

So ganz wohl ist dem Polizeimajor bei seiner Kompetenzüberschreitung nicht. „Als Übungsgelände kämen in der Regel wohl nur Polizeiunterkünfte in Frage, in denen durch besondere Bezeichnung (weiße Bänder, Tafeln, sonstige Geräte) nicht vorhandene Straßenzüge angedeutet werden müßten, soweit es zum Verständnis der Lage erforderlich ist". Denn sonst könnten die „aufständischen" Angestellten und Arbeiter wohl sehen, was da für ihr Geld getrieben wird ...

Wie eine solche völlige Verkennung der Polizeiaufgaben auf die vielbeklagte, viel zu militärische Ausbildung der Polizeibeamten zurückwirkt, ist ganz klar. „Leider", spricht der Major, „leider ist das Wort ‚Kameradschaft' in der Schutzpolizei zum Teil wenig geschätzt. Man hat versucht, den ‚Kameraden' durch den ‚Kollegen' zu ersetzen, hat dabei aber übersehen, daß Kollegialität etwas ganz andres ist als Kameradschaft." Der Major wittert richtig, daß hier die Grenzen seiner Macht sind, und daß eine neue Gesinnung aufkommt, die ihm und seinesgleichen sehr, sehr gefährlich werden kann. „Kollegen sind Berufsgenossen, Arbeitsnachbarn im weitern Sinne; sie gehen ihrer Beschäftigung wohl gemeinsam nach, sie unterstützen einander auch gelegentlich. Der Begriff ‚Kollege' ist jedoch nicht untrennbar verbunden mit dem Gedanken gegenseitiger Hilfe in Not und Tod, im Feuer der Aufständischen gibt es keine Kollegialität." Doch. Die mit den Aufständischen. „Da braucht man Kameraden, da ist die Kameradschaft das Band, das über die Lebensgefahr hinweg ..." Sagt mal, ist eine Polizeischule ein Narrenhaus? Was hat der mit „Not und Tod"? Was will der Mann eigentlich —?

Der Mann will die Polizei so aus dem Volkskörper herausheben und so zu einem eignen, unstaatlichen Gebilde machen, wie das mit der Reichswehr bereits geglückt ist. Der Mann will aus der Polizei ein gefügiges Werkzeug in den Händen einiger von der Industrie und Landwirtschaft bezahlter Drahtzieher machen, die ihre Hofhunde gut füttern, wenn die gut beißen. Der Mann will ein zweites Heer.

Wir aber wollen gar keins. Und vor allem wollen wir nicht, daß aus der Polizei wieder ein Haufe blindwütiger, ordinärer, brüllender und brutaler Lümmel gemacht wird, wie sie das unter dem Seligen gewesen ist.

Zweifellos hat jeder Staat das Recht, sich gegen seine politischen Gegner nach innen zu verteidigen. Das ist ein Grundgesetz. Es fragt sich nur, durch welche Organe er das besorgen läßt. Entweder die Polizei wird auf „Aufständische" dressiert, deren Macht und Können der Major bewußt oder unbewußt übertreibt, dann ist das Heer überflüssig. Oder aber es ist Aufgabe der Reichswehr, die keinen äußern Feind kennt, den innern Feind zu bekämpfen, dann hat die Polizei sich mit dem

zu befassen, wozu sie geschaffen ist, aber nicht mit der Vorbereitung von Bürgerkriegsschlachten. Da ich die Gefahr eines großen deutschen Volksaufstandes nicht sehe, so stehe ich nicht im Verdacht, einen mir unbequemen Gegner aus der Welt schaffen zu wollen; ich glaube auch nicht, daß eine echte Revolution durch die Stoßkraft des Herrn v. Oven aufgehalten werden kann. Ich glaube nur, daß die preußische Polizei ihre Steuergelder nicht für den Bürgerkrieg bekommt, und daß es die unheilvollsten geistigen Wirkungen haben muß, wenn solche Gesinnung von Staats wegen proklamiert wird.

Die ‚Vossische Zeitung' hat neulich die Reportage eines Mannes veröffentlicht, der als Stromer durch Pommern gezogen ist. Seine Charakterisierung der örtlichen Polizeiorgane war vernichtend. „In diesem Augenblick wurde die Tür zum Nebenzimmer aufgerissen und mit flatternder grüner Pelerine erschien der Offizier vom Dienst. Als er mich erblickte, stieß er einen Laut durch die Nase aus, wie ein Liebhaber einer Provinzbühne, der seine Angebetete in den Armen eines andern überrascht, und schrie: „Was will der Kerl?" — Ich kann darüber nicht so lachen, wie es der Offizier vom Dienst verdient. Denn ich weiß, daß von diesem ungehörigen Auftreten bis zur Gefangenenmißhandlung oder ihrer Duldung ein einziger winziger Schritt ist, und ich spreche einem Beamten das Recht ab, seine Landsleute, die ihn bezahlen, wie die Schweinehunde zu behandeln. Wenn er das zu tun gewohnt ist, so gehe er auf seinen kaiserlichen Kasernenhof; in einer Republik hat er nichts zu suchen.

Die mangelnde Hilfsbereitschaft der Polizei, über die so viel geklagt wird; ihre Überbureaukratisierung; ihre Unfähigkeit, das heutige Leben zu begreifen; ihr Versagen in den kleinen Städten, wo sie auf den Leuten herumregiert, anstatt mit ihnen zu arbeiten — alles das ist zum wesentlichen Teil durch die unglückliche Offiziersauswahl zu erklären. Ein Kommiß- und Kasino-Mensch kann eben nicht verstehen, wie eine gute Polizei zu funktionieren hat, und er wird automatisch die Allüren, Anschauungen und Gebräuche des Kasernenhofs auf eine ganze Nation zu übertragen versuchen, und weil das deren schlimmsten Eigenschaften entgegenkommt, wird er sie noch mehr verderben.

Wie diese Gehirne arbeiten, wie sie aus diesem Krieg nichts, nichts gelernt haben, das zeigt sich herrlich aus dem Abschnitt einer Ovenschen Arbeit, deren Titel schon so lang ist wie ein mittelkräftiger Instanzenweg: „Die Tätigkeit der beteiligten Polizeikommandos bei der Vorbereitung des großen Aufsichtsdienstes' ', woraus „polizeitaktisch" zu lernen, daß sich an einem Aufsichtsdienst niemals unbeteiligte Polizeikommandos beteiligen. Der Aufsichtsdienst nun ist nötig — wozu...? Wozu anders als zur Einweihung eines „Weltkrieg-Denkmals" — und man muß nun sehen, wie das auf zwanzig Seiten dargetan wird. Ich mache mich gar nicht darüber lustig, daß jemand seinen Leuten beibringt, wie man in einer großen Stadt eine Absperrung handhabt, das will gelernt sein und muß ordentlich gemacht werden — aber wer mitan-

gesehen hat, was die „Feldtelephonwache" auf dem Brandenburger Tor anstellte, als der Emil von Afghanistan, ein freundlicher Feind, heranrückte, wie da signalisiert, gewinkt, telephoniert und angegeben wurde und das alles für nichts für wieder nichts: der wundert sich nicht, wenn er hier die Pflanzschule für diesen aufgeblasenen Unfug findet. Da gibt es einen „nachrichtentechnischen Polizeioffizier"; man stelle sich die Überorganisation aus dem Kriege vor, angewendet auf eine Absperrung, A Denkmal, B Spitzen der Behörden, C Verbände ... und eine Geschäftigkeit, ein Hallo, eine Scheinarbeit — zum Schluß, wenn alle „in ihre Quartiere gerückt sind", wundert man sich nicht mehr, warum hier eigentlich so viel gearbeitet und so wenig getan wird.

Die militärischen Wirkungen der Ovenschen Spielerei überschätze ich nicht, obgleich ich glaube, daß man in einer derart vorgebildeten und verbildeten Polizei in einer nicht zu fernen Zeit den Rahmen eines zweiten Heeres wohl schaffen kann. Die moralischen Wirkungen sind schlimmer.

Zu erklären sind sie in erster Linie nicht etwa durch finstere Verschwörungen des Reichswehrministeriums mit den Polizeibehörden. Das Reichswehrministerium, zutiefst versenkt in kaufmännische Gründungen fortgeschrittener Art, in Besprechungen mit der Kriegsindustrie und mit Propagandareisen ins Ausland, also mit rein militärischen Aufgaben, mißtraut der Polizei instinktiv, die an den Maßstäben der Bendlerstraße gemessen, einen Haufen wüster Bolschewisten darstellt. Da sind „unsre", die wir in möglichst kleinen Nestern unkontrolliert ausbilden lassen, denn doch andre Kerls. Das walte Gott.

Zu erklären ist die Militärspielerei der maßlos aufgepusteten und überorganisierten Polizei durch ganz etwas andres. Nämlich durch die Überbevölkerung Deutschlands.

Diese Offiziere haben, wie die meisten Beamten, die Sucht, ihre Position so wichtig zu machen, wie nur irgend möglich — sie konstruieren sich eine Beschäftigung, wo keine ist. Was früher ein Bürgermeister im Nebenamt gemacht hat, machen heute zwanzig Polizeioffiziere, die anderswo nicht unterkriechen konnten, denn wem Gott Verstand gibt, dem gibt er auch ein Amt, und mit irgend etwas müssen sich diese Herren doch beschäftigen. Das tun sie auch.

Sie verfallen dem allgemeinen deutschen Fehler, aus Freude am Theater, am Apparat, an der Wichtigtuerei des Berufs, ihre Stellung aufzublasen wie einen Ballon. Das fängt mit den Fachausdrücken an und hört mit den Etats auf; was in Deutschland registriert, organisiert, normalisiert, dekretiert und disponiert wird, geht auf keine Geßlerhaut; produktiv gearbeitet aber wird viel weniger als man glaubt, denn dies alles ist blanker Leerlauf. Sie verteidigen eine gekünstelte Position; sie fühlen sich ständig als Reklamierte, die ihre Existenzberechtigung dartun müssen, und das Gefühl ist auch richtig. Daher diese maßlose Aufgeblasenheit der Stände; die Wichtigkeit, mit der ein Schlafwagenschaffner unsre Billetts knipst, als seien noch niemals auf der Welt Billetts geknipst worden; der Dummstolz des „Fachmanns", der sich gar vor Hochmut nicht zu

lassen weiß, weil er seinen Kram gelernt hat wie anderswo Millionen Menschen auch; die ungeheuerliche Selbstüberschätzung jedes Bureauvorstehers ... sie alle repräsentieren den Typus des Deutschen, der gern die Arbeit der andern kommandieren möchte. „Was wünschen Sie denn für eine Position?" — „Ja, wissen Sie, ich bin ein ausgezeichneter Organisator ..." Ab dafür.

So einer ist der Polizeimajor, und so einer ist jeder von ihnen. Aber was Oven treibt, ist gefährlich: In einem seiner Bücher, „Straßenkampf" betitelt, liegt die militärische Färbung der Ausbildung ganz offen zutage. Das entsprechende Fachadverbium heißt „polizeitaktisch" — aber dieser Herr von Oven hat verflucht wenig Takt, und für die Taktik ist die Polizei nicht da. „Während sich der Kräftebedarf beim Kampfe eines Polizeikörpers im offenen Gelände ..." ja, sind wir denn Hereros, die von einer Schutztruppe unterworfen werden sollen? Wofür bekommt der sein Gehalt? Dafür —?

Auch in diesem zweiten Band ist die Angst, seine Vorbereitungen zum Bürgerkrieg könnten herauskommen. Wie werden die Manöver abgehalten? „Um solche Stadtgänge unauffällig und möglichst ungestört durch Zuschauerpublikum ausführen zu können, empfiehlt es sich, sie in Zivilkleidung zu unternehmen. Man kann dann selbst in belebten Stadtteilen und in solchen Gegenden, deren Bevölkerung der Polizei unfreundlich gesonnen ist, mit zwanzig bis dreißig Teilnehmern ohne Aufsehen und unbehindert derartige Besprechungen abhalten." Daß es immer noch Stadtteile gibt, deren Bevölkerung dieser freundlichen Polizei unfreundlich gesonnen ist, sollte man nicht für möglich halten ... Im übrigen nennt jener sein Indianerspiel: „Befriedungsaktion" — vielleicht erkundigen sich die Sozialistenführer einmal bei ihren sächsischen und thüringischen Genossen, wie diese Befriedung in Praxis aussieht: braun und blau sieht sie aus, denn das sind die Farben, wenn jene losgelassen werden.

Oven übt. Wofür —? Er macht „Planspiele", die genau den alten Kriegsspielen des Generalstabs nachgebildet sind, und wir dürfen uns aussuchen, ob er harmlos ist und nur unser Geld und Kraft und Zeit der Beamten vertut — oder ob er wirklich gefährlich und bösartig ist und wartet, wartet ... Ich denke: er wartet.

Darauf wollen aber wir nicht warten. Mit uns werden keine Planspiele gemacht und keine Kriegsspiele und keine Generalproben für Mord und Totschlag. Der Polizeimajor hat seinen Staat, den er angeblich schützen will, gut begriffen: er will den Krieg und bereitet ihn vor, und er malt ununterbrochen, um sich und seinen Kram zu rechtfertigen, den bösen Feind an die geduldigen Wände der Polizeischulen. Heraus da —!

Wenn es dem preußischen Innenministerium ernst ist mit dem, was es uns verspricht, dann entlasse es diese ungeeigneten Beamten, die ihr Amt und das der Polizei verkennen, und bilde die preußische Polizei erst einmal in dem aus, was ihr noch so sehr fehlt: in Hilfsbereitschaft, Menschenfreundlichkeit und vernünftiger Zusammenarbeit mit dem Publikum.

Rußland und der Friede von Gerhard Donath

Einer der entscheidenden Gegensätze zwischen der Zentrale der russischen Partei, das heißt der Regierung und der Opposition ist die Einschätzung der nähern ökonomischen Fortschritte in Sowjetrußland: die Zentrale nimmt Fortschritte an, während die Opposition glaubt, daß der privatwirtschaftlich-kapitalistische Sektor nicht nur absolut zunimmt, sondern sein relatives ökonomisches Gewicht verstärkt; und — und dieser Punkt ist außenpolitisch auch sehr wichtig — die Opposition hält diese Verstärkung der privatwirtschaftlich-kapitalistischen Elemente fast für unvermeidlich.

Ist man der Ansicht der Opposition, daß die Weiterentwicklung unaufhaltsam zum Untergang Sowjetrußlands als eines sozialistischen Staates führen muß, so ergeben sich daraus Konsequenzen, für die Außenpolitik, deren Bedeutung kaum überschätzt werden kann. Trotzkis These ist: Der weitere sozialistische Aufbau Sowjetrußlands ist unmöglich, solange er nicht durch das Fortschreiten der Weltrevolution eine Förderung erfährt. Daher muß die Opposition überall in den Kommunistischen Parteien der Dritten Internationale die Linke unterstützen, daher muß sie für eine Radikalisierung in der Außenpolitik Sowjetrußlands sein; daher muß sie, wenn sie konsequent ist, einer sowjetrussischen Friedenspolitik gegenüber sich sehr reserviert verhalten. Denn je länger Friede ist, desto mehr triumphiert ja der Kulak, die Nep-Bourgeoisie. Es ist hier der eigentümliche — aber auch sich notwendig ergebende — Widerspruch zu konstatieren, daß dieselbe Opposition, die der Zentrale vorwarf, daß sie die Radikalisierungstendenzen innerhalb der englischen Arbeiterbewegung wie innerhalb der Kuomintang überschätzt hat, daß dieselbe Opposition in Konsequenz ihres Standpunktes, daß der Thermidor in Sowjetrußland unvermeidlich sei, eine radikalere, eine kriegerische Außenpolitik befürworten muß. Es ist in diesem Zusammenhange nicht uninteressant, daß der größere Teil der Anhänger der Opposition Intellektuelle sind, viele junge rote Professoren, die in ihrem Leben bisher nichts andres gesehn haben als Sowjetrußland. Es sind Männer von 25 bis 30 Jahren, die beim Ausbruch des Krieges noch Knaben waren, Jünglinge in der Zeit der Oktober-Revolution. Für sie hat es einen Kapitalismus niemals gegeben. Sie haben daher einen naiven Optimismus in der Einschätzung seiner Widerstandskraft. Und für die Sowjetregierung wäre es vielleicht ganz gut, einen Teil von ihnen einmal nach Westeuropa zu senden, damit ihnen das Leben beibringt, daß dieser Kapitalismus, den sie bisher nur aus Büchern kennen, sich noch nicht für total abgestorben hält.

Im Gegensatz zur Opposition hält Stalin, hält Bucharin ein Wachsen des sozialistischen Sektors in Sowjetrußland nicht nur für möglich, sondern sie glauben ihn in seiner Realität konstatieren zu können, wenn auch natürlich das Wachstum ein langsames ist, wenn auch die Produktivität der russischen Industrie hinter der der westeuropäischen weit zurücksteht. Ist

dem aber so, wachsen in Sowjetrußland nicht die Elemente des Thermidor, geht der sozialistische Sektor nicht zurück, sondern im Gegenteil, steigt er, dann sind für die Außenpolitik genau die entgegengesetzten Konsequenzen zu ziehen, und werden auch von der Zentrale bewußt gezogen. Wächst der Sozialismus in Rußland, so kann Rußland warten. Es ist nicht abhängig im sozialistischen Weiteraufbau von dem weitern Fortgang der Weltrevolution, wenn auch das Tempo der sozialistischen Akkumulation durch diese stark gefördert würde. Rußland kann dann nicht nur warten, es muß warten. Einmal weil es in seiner industriellen Ausstattung hinter den westeuropäischen Staaten stark zurückgeblieben ist, weil es daher im nächsten Krieg, der im wesentlichen ein industrieller ist, nur mit weit geringerer Rüstung eintreten kann, weil schon heute die Militärausgaben das Tempo der industriellen Akkumulation verringern; auf der andern Seite, weil, je länger die Pause zum nächsten Krieg ist, nach Ansicht der Russen die Kämpfe der imperialistischen Mächte um den Weltmarkt immer schärfere Formen annehmen müssen. Die leitenden Männer Sowjetrußlands sind von der Unvermeidlichkeit der imperialistischen Kriege, solange das kapitalistische System besteht, überzeugt. In seinem Referat auf dem 15. Parteitag führte Stalin aus:

„Was ist das gegenwärtige System der „Freundschaftsverträge" der kapitalistischen Länder, der Vertrag Frankreichs mit Jugoslawien, der Vertrag Italiens mit Albanien, der von Pilsudski vorbereitete „Freundschaftsvertrag" zwischen Polen und Litauen, das „Locarno-System", der „Locarno-Geist" usw. andres denn ein System zur Vorbereitung neuer Kriege und die Bereitstellung von Kräften zu neuen militärischen Kollisionen?

Gedenken wir auch folgender Tatsachen: In dem Zeitraum von 1913 bis 1927 ist die Stärke der Heere Frankreichs, Englands, Italiens, der Vereinigte Staaten und Japans von 1 888 000 auf 2 262 000 gewachsen. Im gleichen Zeitraum sind die Militärbudgets dieser Länder von 2345 Millionen auf 3948 Millionen Goldrubel gestiegen. Die Zahl der kriegsbereiten Flugzeuge dieser fünf Länder ist in der Zeit von 1925 bis 1927 von 2655 auf 4340 gesteigert worden. Die Kreuzertonnage dieser fünf Mächte hat sich von 744 000 Tonnen im Jahre 1922 auf 864 000 Tonnen im Jahre 1926 erhöht. Die Lage in der chemischen Kriegsindustrie wird gekennzeichnet durch die folgende Äußerung des Chefs des Chemischen Kriegsdepartements der Vereinigten Staaten:

„Eine 450 Kilogramm schwere mit Levisität gefüllte aerochemische Bombe kann zehn Stadtteile New Yorks, 100 Tonnen Levisit, die von 50 Flugzeugen herabgeschleudert werden, können ganz New York mindestens für eine Woche unbewohnbar machen."

Was beweisen diese Tatsachen andres, wenn nicht die mit Volldampf betriebene Vorbereitung neuer Kriege? Dies ist das Ergebnis der „Friedens- und Abrüstungspolitik" der bürgerlichen Staaten, insbesondere des Völkerbundes und auch der sozialdemokratischen Liebedienerei vor dem Kapital. Früher hat man die wachsenden Rüstungen durch die Existenz des bis

zu den Zähnen bewaffneten Deutschland gerechtfertigt. Jetzt fällt diese „Rechtfertigung" weg. Ist es denn nicht klar, daß die wachsenden Rüstungen von der Unvermeidlichkeit neuer imperialistischer Kriege zwischen den Mächten diktiert werden, daß der „Kriegsgeist" den Kern des „Locarno-Geistes" bildet? Ich glaube, daß die gegenwärtigen „Friedensbeziehungen" mit einem alten abgetragenen Hemd, das mit dünnen Fäden notdürftig zusammengeflickt ist, verglichen werden können. Kaum zupft man nur ein wenig an diesen Fäden, so zerreißt man sie an irgend einer Stelle und schon zerfällt das Ganze und es bleibt nichts übrig als Lumpen. Rüttelt man an den gegenwärtigen „friedlichen Beziehungen" an irgend einer Stelle, etwa in Albanien oder in Litauen oder in China oder in Nordamerika, so stürzt dieses „Gebäude friedlicher Beziehungen" ein. So war es vor dem letzten imperialistischen Kriege, als der Mord in Serajewo zum Krieg führte, so ist es auch jetzt der Fall. Aus der Stabilisierung wächst die Unvermeidlichkeit neuer imperialistischer Kriege."

Wenn es noch einer Bestätigung dieser Worte Stalins bedurft hätte, so haben die Ereignisse des letzten Jahres diese gebracht. In derselben Zeit, wo die entscheidenden hochkapitalistischen Staaten den Kelloggpakt angenommen haben, sind ihre Gegensätze noch offensichtlicher geworden. Es ist in der letzten Zeit öfters davon gesprochen worden, daß das englisch-französische Flottenabkommen aufgehoben worden sei, nachdem man gemerkt habe, welch ungünstigen Eindruck es auf die Vereinigten Staaten mache. Aber weder die Engländer noch die Franzosen denken daran, es aufzugeben; beide haben nur mit unzähligen Vorbehalten den Kelloggpakt unterzeichnet. Und es ist kein Zufall, daß die ersten Nachrichten über das englisch-französische Flottenabkommen zur selben Zeit publiziert wurden, als die offizielle Zustimmung zum Kelloggpakt vorlag.

Deutlicher konnte er nicht bagatellisiert werden.

Das englisch-französische Abkommen ist ein bewußter Schachzug Englands, um seine weltpolitische Position gegenüber den Vereinigten Staaten zu stärken. Der englisch-amerikanische Gegensatz wird in absehbarer Zeit nicht geringer werden, sondern stärker. Das folgt mit Selbstverständlichkeit aus der ökonomischen Entwicklung. London hat seine Stellung als Weltbankier an New York abgeben müssen; und die Vereinigten Staaten benutzen diesen ihren außerordentlichen Kapitalreichtum, um England überall den Markt streitig zu machen. Ob man nach Kanada geht oder nach Mittel- und Südamerika, ob man nach Ägypten geht oder Südafrika, ob man nach China geht oder nach Japan — überall ist dieselbe Entwicklung zu konstatieren: im Import aller dieser Staaten nimmt der englische Anteil ab, der amerikanische zu. Für England ist aber diese Entwicklung ganz besonders schwerwiegend, denn in seinem Außenhandel sind die außereuropäischen Staaten mit fast 75 Prozent beteiligt, und innerhalb der gesamten englischen Produktion spielt der Export eine weit größere Rolle als in den Vereinigten Staaten oder in Deutschland. Die Engländer hatten

geglaubt, durch den Krieg die immer bedrohlicher werdende deutsche Konkurrenz lozuwerden, sie haben zu der deutschen die amerikanische erhalten. Kein Wunder, daß kein Land in der Nachkriegszeit von so schwerer Krise betroffen wurde wie England, von einer Wirtschaftskrise, die schon chronischen Charakter trägt. England war ein reiches Land, es ist dies auch heute noch, und so wirkt sich diese ungünstige Entwicklung zur Zeit noch nicht im größern Umfange aus. Der Lebensstandard ist noch weit höher als sonst in Europa, und weite Kreise in England glauben, daß die Erschütterung seiner Vormachtsstellung nur vorübergehenden Charakter trägt. Aber die englische Politik war immer eine sehr weit vorausschauende, und der Pakt mit Frankreich bedeutet nichts andres, als daß man die spätere Entwicklung bereits heute politisch diskontiert, die spätere Entwicklung, die den Gegensatz zu den Vereinigten Staaten verschärfen muß. Es ist dabei nicht uninteressant, daß fast parallel mit den englisch-amerikanischen Spannungen das Verhältnis der Vereinigten Staaten zu Sowjetrußland wärmer wird. Das war beim Ölkonflikt zu konstatieren, und auch heute haben wir dieselbe Erscheinung festzustellen. Der englisch-amerikanische Gegensatz ist natürlich nicht der einzige zwischen den hochkapitalistischen Staaten. Italien tritt in seine imperialistische Phase ohne koloniales Aufmarschgelände für seine sich stark entwickelnde Industrie, und ist daher ein sehr unruhiger Nachbar, der stets bereit ist, die Welt in Brand zu stecken. Und wer da glaubte, daß die deutsch-französischen Beziehungen in absehbarer Zeit sich günstiger gestalten würden, hat durch die letzte Rede Briands die ungeschminkte Wahrheit erfahren. Der Kelloggpakt wird angenommen — aber es wird mit vermehrter Intensität weiter gerüstet in sämtlichen europäischen Staaten, wie in den Vereinigten Staaten. Und nirgends ist auch nur ein Ansatz zu erkennen, der in der Richtung einer wirklichen Abrüstung wirken würde. Im Gegenteil: nicht nur der englisch-amerikanische Gegensatz muß ständig größer werden, da die Aufnahmefähigkeit des Weltmarktes nicht mit der im rapiden Tempo steigenden Produktion parallel wächst, auch die Gegensätze der europäischen hochkapitalistischen Staaten untereinander werden größer, müssen größer werden.

Das ist die weltpolitische Situation der Gegenwart, das ist die weltpolitische Situation der nächsten Zukunft. Daraus ergibt sich die weitere russische Politik fast mit Zwangsläufigket. Denn, wenn auf der einen Seite der sozialistische Sektor im russischen Wirtschaftsleben wächst, auf der andern Seite die imperialistischen Gegensätze der kapitalistischen Staaten immer stärker werden müssen, so kann es für Sowjetrußland keine andre Politik geben als die des Friedens. Nicht weil die Zentrale der Bolschewiken aus Pazifisten besteht, sondern weil der sozialistische Aufbau durch diese Politik die stärkste Förderung erhält. Darum hat sich die Sowjetregierung die Arcosaffäre gefallen lassen, darum die Abberufung Rakowskis, darum haben sie eine Delegation zur Genfer Abrüstungskonferenz entsendet, darum der Kelloggpakt unterzeichnet. Und

ihre Friedensbereitschaft ist so eine ganz ehrliche, da sie mit ihren Interessen völlig konform geht. Es ist von manchem Vertreter der zweiten Internationale, so auch von Otto Bauer gesagt worden, daß die Bolschewiken die kriegerische Spielart des Sozialismus darstellen, die Sozialdemokraten dagegen die friedliche. Wenn damit gesagt werden soll, daß die Bolschewiken den Sozialdemokraten eine derartige „friedliche" Entwicklung überlassen, wie sie sie in Deutschland von 1918 bis 1927 fabriziert haben, so ist dies richtig. Wenn man sich aber damit Hintertreppen aufmachen will, um vom „roten" Imperialismus zu sprechen, so kann nicht scharf genug gegen eine derartige Unterstellung protestiert werden. Der Imperialismus ist eine bestimmte historische Etappe der kapitalistischen Produktionsweise und ist mit ihr in dieser Epoche so untrennbar verbunden, wie der Kapitalismus mit Profit verbunden ist; so natürlich verbunden, wie zum kapitalistischen System die Expansion gehört. Im Sozialismus dagegen ist eine Expansion nicht notwendig; die sozialistische Produktionsweise muß nicht den Absatz auf fremden Märkten suchen, da in ihr eine Steigerung der Produktivität zusammengeht mit einer Verbesserung der Lebenslage der Arbeiterschaft. Ein „roter" Imperialismus ist daher ein Unsinn. Entweder ist Sowjetrußland nicht rot, dann gibt es den gewöhnlichen Imperialismus, oder es ist rot, dann kann es keinen Imperialismus geben. Anläßlich der Zehn-Jahres-Feier der Sowjetrepublik wurde von mancher Seite betont, bei prinzipieller Ablehnung des Sowjetsystems als solchem habe es doch bemerkenswerte, durchaus zu begrüßende Rückwirkungen auf Westeuropa; denn wenn dieses noch nicht völlig vom Fascismus beherrscht ist, wenn sich dort noch demokratische Reste gehalten haben, so ist dies dem Bestande Sowjetrußland zu danken. Und ebenso kann man sagen: wenn die Welt noch einige Zeit Frieden haben wird, so dankt sie es dem Tatbestande, daß es ein Sowjetrußland gibt, denn das wissen die imperialistischen Kriegshetzer doch genau, daß sie beim nächsten imperialistischen Krieg vor einem Abgrunde stehen, daß es kein Land mehr gibt, in dem nicht die Parole „Verwandlung des imperialistischen Krieges in einen Bürgerkrieg" breite Massen ergriffen hat. So ist Sowjetrußland objektiv eine Bürgschaft des Friedens, und es ist dies weiter in der Politik seiner Leiter.

Die Lüftung der Nation kommt mir zur Aufklärung derselben unumgänglich nötig vor. Denn was sind die Menschen anders als alte Kleider? Der Wind muß durchstreichen. Es kann sich jedermann die Sache vorstellen, wie er will; allein ich stelle mir jeden Staat wie einen Kleiderschrank vor, und die Menschen als die Kleider desselben. Die Potentaten sind die Herren, die sie tragen, und zuweilen bürsten und ausklopfen, und wenn sie sie abgetragen haben, die Tressen ausbrennen und das Zeug wegschmeißen. Aber die Lüftung fehlt; ich meine, daß man sie auf den Boden hängt.

Lichtenberg

Mit der Windjacke von Carl Misch

Zu Heinz Pols Artikel „Thälmann macht Revolution" in Nr. 35 der ‚Weltbühne'

Das Reichsbanner Schwarzrotgold mag die Abkehr, die vor einigen Wochen in dieser Zeitschrift Heinz Pol von seiner frühern Zuneigung zur geistigen Idee dieses republikanischen Bundes angezeigt hat, verdient haben oder nicht: die Begründung, die Pol seinem Frontwechsel gibt, der als typisch für die Haltung vieler „Geistiger" betrachtet werden kann, ist falsch.

1. Falsch ist die Berufung auf Thälmann. Hat dieser Oberste Führer des Rotfront-Bundes wirklich in demjenigen Sinne „ganz recht", in welchem Pol es ihm attestiert, wenn er in Moskau „vom Leben und Treiben unsres Reichsbanners" als der „Schutz- und Wehrorganisation der nationalen, imperialistischen Republik" spricht? Wer die Bünde als Ausdrucksform des kollektivistischen Massenstrebens der Gegenwart wertfrei betrachtet, dem wird die Verwandtschaft zwischen all diesen Bünden, wie sie namentlich in Deutschland sich entwickelt haben, nicht entgehen. Ihr Miliz-Charakter tritt deutlich hervor, und so ist auch die Verwandtschaft mit der fascistischen Miliz, die Heinz Pol etwas erschreckt, unverkennbar, wie sie auch schon zu der Zeit unverkennbar war, als Pol noch die geistige Idee des Reichsbanners propagierte. Diese Verwandtschaft mit der fascistischen Miliz eignet all diesen vervetterten Bünden, auch dem „Stahlhelm", aber auch der „Roten Front". Das Gemeinschaftsleben in diesen Bünden hat überall ähnliche Formen, unterscheiden tut sie im wesentlichen die Verschiedenheit der Zielsetzung. Deshalb wirft Thälmann dem Reichsbanner nicht vor, daß es so und nicht anders auftrete, er wirft ihm vielmehr nur vor, daß dieses Auftreten zu Schutz und Wehr der schwarzrotgoldnen Republik vollzogen wird. Diese schwarzrotgoldne Republik nennt er deshalb „national" und „imperialistisch". Er könnte sie auch „kapitalistisch" nennen, „Hindenburg-Republik" oder was sonst zum Vokabel-Vorrat der kommunistischen Propaganda gehört. Er hat damit so recht und so unrecht, wie Propaganda eben recht und zugleich unrecht haben kann. Die Reichsbanner-Kameraden treffen immer erneut in ihrer Seele die Entscheidung, ob sie die heutige Republik, von deren Unvollkommenheit und Verbesserungsbedürftigkeit sie allesamt tief durchdrungen sind, für ein schützenswertes Gut noch halten dürfen. Was für zweifelndes Ringen, verzweifelndes Hadern, peinliches Prüfen diese aus der überparteilichen Zusammenarbeit mit klassenfremden Elementen sich ergebenden Streitfragen für die klassenbewußten proletarischen Kameraden bedeuten, kann voll nicht einmal der ermessen, der an solchen Auseinandersetzungen zwischen einfachen Arbeitern teilgenommen hat. Auf diese Arbeiter sind Thälmanns Worte berechnet, wie ihnen die ganze zähe Arbeit der Rotfront-Leute gilt. Das Militärische werfen die Rotfrontkämpfer dem Reichsbanner nicht vor. Im Gegenteil, sie sind sich mit Recht dessen bewußt,

daß sie auf diesem Gebiete bedeutend mehr leisten. Man geht wohl nicht zu weit, wenn man dem Bund der roten Frontkämpfer nachrühmt, daß er straffer, geschlossener, disziplinierter, schlagkräftiger ist als irgend einer der andern deutschen Bünde. Was Thälmann beanstandet, das ist die Zielsetzung, die geistige Idee des Reichsbanners. Wenn Thälmann also recht hat, so nur innerhalb seiner eignen Zielsetzung und nicht in dem Sinne, in welchem Pol ihm „ganz recht" gibt, um sich fälschlich auf ihn zu berufen.

2. Falsch ist die Berufung auf die frankfurter Bundesverfassungsfeier der 150 000. Heinz Pol hat dieser Feier nicht beigewohnt, er sah nur den Film. Ich sah wiederum den Film nicht, habe dafür die frankfurter Tage miterlebt. Wo sollte der Kurbelmann Leute mit solchen „Kasernenhofmienen" gefunden haben, daß bei ihrem Anblick Heinz Pol voller gêne sich von seiner einstigen Propaganda der geistigen Idee des Reichsbanners abwandte? „Geistige" freilich können solchen Massen Marschierender nicht das Gepräge geben, die Beine, namentlich als Marsch-Kollektivum sind überhaupt kein adäquates Ausdrucksmittel geistiger Tatbestände. Das hat sehr deutlich dort in Frankfurt grade Carl Severing gesagt, dessen Bescheidenheit das Piedestal ablehnt, auf das ihn Übereifrige gern stellen, dessen grade Art jedoch ihn befähigt, ohne Umschweife unter Verzicht auf rednerisch errungene Lorbeeren einer Volksversammlung von Sechzigtausend unangenehme Wahrheiten zu sagen. Er verlangte vom Reichsbanner mehr Schulung der Hirne statt der Hände, Abkehr von den Beinen und vom Marschieren zu den Köpfen und zum Lernen. Er verlangte, was Heinz Pol verlangt: geistige Erziehung. Oder, besser: mehr geistige Erziehung! Denn geleistet wird diese Arbeit schon jetzt im Reichsbanner, nur bedarf sie noch der Vertiefung und des Ausbaus. Militärisch war das Bild von Frankfurt ganz und gar nicht. Hat der Film verschwiegen, daß jeder Gau ein andres Kleid trägt, und auch das so erfreulich leger, daß man von Uniform nicht anders reden kann als der Sakko unsrer bürgerlichen Herrentracht auch „uniform" ist bei aller Verschiedenheit der Ausführung? Hat der Film verschwiegen, daß kein „Parademarsch", kein Stechschritt vorkam? Daß kein Strammstehen, kein Hackenzusammenschlagen dort zu blühen vermag, weil es nur lächerlich wirken würde? Daß die Münchner in ihrem Zuge, an der Ehrentribüne vorbei, ein münchner Kindl mit hochgeschwenktem Maßkrug auf bauchigem Bierfaß vorüberführten? Daß die Nürnberger als landsmannschaftliches Abzeichen ihre Trichter zeigten? Verschweigen mußte er freilich, daß die Hamburger freundlich mit „Hummel-Hummel"-Zuruf begrüßt wurden und wiedergrüßten, daß Carl Severing von den Männern aus dem defilierenden Zuge durch Händedruck und Zuruf: „Kamerad Severing" ganz unmilitärisch gefeiert wurde, indem diese Männer — wo bleibt da Drill, wo Kasernenhofmiene? — aus Reih und Glied sprangen und den Minister, den Genossen grüßten. Nein, das Ganze war kein militärisches Bild, es war ein froher Anblick ungebunden freier, sich selbst zügelnder Volksfreude.

Miliz? Gewiß, aber eben keine fascistische, keine zur Diktatur strebende, sondern die schwarzrotgoldne, die freie Volksmiliz. Je mehr sie sich eins fühlen könnte mit ihrem Staate, desto reiner könnte die geistige Idee des Reichsbanners ihre Verwirklichung finden. Jetzt ist sie noch unvollkommen realisiert. Deshalb mag das Reichsbanner, vielleicht, die Abkehr verdient haben, die Heinz Pol an ihm vollzieht. Die Begründung jedenfalls, die er seinem Frontwechsel gibt, ist falsch. Und deshalb falsch doch auch diese Distanzierung von dem, was die Massen treibt und was die Massen treiben. Grade weil diese Haltung des „interesselosen Mißfallens" typisch für viele „Geistige" des linken, des republikanischen und doch noch schwarzrotgoldnen Lagers ist, muß man sie beklagen, bekämpfen. Um der geistigen Erziehung willen, durch geistige Erziehung.

Der eiserne Gustav von Ernst Toller.

> „gustav ante porten"
>
> *Aus dem Lexikon eines berühmten Zeitgenossen.*

In der Ära deutschfranzösischer Verständigungspolitik bleibt Gustav Hartmann ein Gipfel. Der Bubikopferfinder Antoine zog mit grüner Perücke in Berlin ein, Grasmus, das treue deutsche Pferd, auf dem Kopf ein kokettes Strohhütchen, hielt seinen Einzug in Paris. Nennen wir dreist diesen Einzug triumphal, nehmen wir ihn als Ersatz für den vor zehn Jahren von Ludendorff markig verkündeten.

Antoine begleiteten die scheelen Blicke seiner Kollegen, hinter Hartmann marschierten die Legionen der Ullsteinleser. Ullsteins Strategie hat gesiegt. Einem On dit zufolge soll Gustav 20 000 Francs auf die Banque de France eingezahlt haben. Der Botschafter Hoesch veranstaltete einen Galaabend, die deutsche Republik repräsentierte sich aufs würdigste, bezaubert war die Mistinguett, noch heute schleckt sich Gustav die Zunge, denkt er an ihren französischen Begrüßungskuß. Unzufrieden war einzig die Zeitungskonkurrenz, doch sind wir an deutschen Hader gewöhnt und nehmen es nicht allzu tragisch, wenn gewisse Blätter behaupten, daß Gustav leicht gemogelt, Grasmus drei Mal gegen ein andres Pferd ausgetauscht hätte und auf dem Rückweg mit dem von Opel gestifteten Auto viele Kilometer am Volant gefahren sei, während der falsche Grasmus im Güterwagen die Rede Hermann Müllers in Genf, den Dolchstoß von hinten für Gustav, verdauen mußte.

Gustav vor den Toren Berlins, meldete WTB. Das Haus in der Kochstraße rüstete zum feierlichen Empfang. Zehntausende waren auf den Beinen, draußen staute sich die Menge und raste vor frenetischer Begeisterung, während drinnen der Chef des Hauses bei schlichtem berliner Eisbeinessen den Helden feierte, Henny Porten den Heimgekehrten die Reize der deutschen Frau fühlen ließ und Alexander Moissi ihm die Palme, das Zeichen des Geistes, feierlich überreichte. Gewiß, es kam zu Zwischenfällen, der Chronist will es nicht verschwei-

gen. Vor dem wie eine Barrikade versperrten Hauptportal beschimpften sich die zu spät eingetroffenen Manager Gustav Hartmanns und Henny Portens mit Worten, die man mir erlaube nicht wiederzugeben, doch da der eine Jud, der andre Christ war, kann man sich die Suada leicht vorstellen. Auch drinnen im Haus ging es zu.

Im Festsaal neben Gustavs Eisbeinportion lag eine Brieftasche. Gustav schaute sie sich mißtrauisch an, dachte sich „Bowel" und schielte voll Verachtung zu den Gewaltigen des Hauses. Durch freundlichen Blick belehrt, öffnete er sie, entdeckte Hundertmarkscheine darin, befeuchtete den Daumen mit Spucke, begann sachlich sie zu zählen, nickte befriedigt, übergab die Tasche seiner Ehehälfte, tätschelte leicht Henny Portens berühmte Arme, nickte auch ihrem Gatten verständnisvoll zu und begab sich dann auf den Balkon, um sich seinem Volk, das Hoch und Hurra schrie, leutselig zu zeigen.

Den Einzug durchs Brandenburger Tor hat der Chronist nicht gesehen, doch wurde ihm berichtet, daß dreißigtausend Menschen die Hüte schwenkten, der Ozeanflieger Hünefeld mit säuerlicher Begeisterung dem Ruhmeskollegen zuwinkte, sechsundachtzig geflüsterte und geschriene, handgeschriebene und getippte Liebesanträge Gustav erreichten. Der Chronist sah den Zug am Kurfürstendamm, voran ritten Droschkenkutscher auf Pferden, deren Mindestalter zwanzig Jahre betragen mußte, hell schmetterten die Fanfaren: „Was tust du mit dem Knie, lieber Hans . . .", dann folgten in Galakaleschen Herren im Gehrock und Zylinder, die Vereinsbanner feierlich schwenkten, und schließlich kam ER. Grasmus, der echte oder der falsche, zockelte im Schritt die Straße entlang, Gustav verneigte sich nach rechts und links, während die Lorbeerkränze, von staatlichen und städtischen Behörden gestiftet, leise wippten. Aus dem Gebirge der Kränze ragte ein Papierfähnchen, darauf stand das seltsame Wort: Tempo.

Abends wurde Gustav im Lunapark gefeiert, er trank deutsches Bier, aß Würstchen mit Kartoffelsalat, schwenkte das ein wenig gichtische Tanzbein und verließ schließlich um einhalbzwölf, von Schupotrupps ehrfürchtig begrüßt, von seinen treuesten Anhängern begleitet, den Lunapark. Der Chronist betrat mit ihm eine kleine Bierschenke in Halensee. Gustav nahm am Tisch Platz, stellte neben sich eine dreißig Pfund schwere Schachtel Konfekt, die ihm eine bekannte Schokoladenfabrik gestiftet hatte, der Kellner, devot und schwänzelnd, brachte ihm die gewohnte Weiße ohne Schuß, eine Weile herrschte Schweigen. Dann fragte ihn jemand: „Herr Hartmann, wollen Sie rauchen?"

Der Leser erinnert sich der großen Männer, die für ihre Popularität Opfer brachten. Wilhelm II. ließ sich photographieren, wie er im Felde trockenes Brot aß, Coolidge zeigte sich den Bayern des Atlantik, wie er mit aufgekrempelten Hemdsärmeln in einer Zeitungssetzerei arbeitete, Gustav Hartmann antwortete schlicht und hochdeutsch: „Ich möchte eine Zihgare rauchen, aber sie darf nicht mehr kosten als zehn Pfennig."

Die Kleinbürger strahlten, Gustav war einer der Ihren geblieben.

Da zerriß ein Mann die feierliche Stimmung: „Wat verlangen Se denn so for eine Ansichtskarte, Herr Hartmann? Gustavs Gesicht rötete sich: „Da müssen se den fragen, wo meine Karten fälscht und se for teuret Jeld an die Leite bringt." Er sog an seiner Zigarre und setzte nach einer Weile hinzu: „Quatschkopp". Von Mund zu Mund ging dieses Wort, und schon war es ein geflügeltes geworden.

Keiner getraute sich zu reden, bis ein bebrillter Herr, offensichtlich ein Intellektueller, sich Gustav zuwandte: „Pardong, Herr Hartmann, haben Sie in Paris auch die Mistinguett gesprochen?" „Jawoll, ha ick. Ick ha jefragt, wie alt biste denn, Mächen. Da hat se jesagt, 22. Da ha ick gesagt: ein schönes Alter, ick wäre nächstens och 17." Und so verging die Nachfeier. Die Herren im Zylinder saßen dekorativ herum, die Banner lagen, mit schwarzem Wachstuch umwickelt, eingerollt auf Tischen, die Schäfte standen trübselig in den Ecken. Gustav erhob sich, verließ die Budike, ging zu den Autos, die auf der andern Seite der Straße seiner harrten. Drinnen saßen strahlende, dicke Frauen, mit schwarzen Atlaskleidern aufgetakelt, Gustavs Frau, Tanten und Kusinen, und auf dem Schoß hielten sie seine Enkelchen, mit Blumen geziert.

Auf den Chauffeur des ersten Autos zu trat ein Herr des Empfangsstabes: „Wenn jemand Sie fragt, wen Sie fahren, dann sagen Sie nur: ich fahre Gustav Hartmann aus Wannsee und setzen Sie gleich hinzu, Sonntag wird er in Wannsee öffentlich empfangen."

Die Autos fuhren los, aber siehe da, nach einigen Minuten erhellte sich der Salon in der ersten Etage eines Hauses in der Königsallee, und man erblickte Gustav Hartmann, den echten, während der falsche heimgefahren wurde. Gustav nahm den Zylinder vom Haupte, trat ans Fenster, guckte in den nächtlichen Sternenhimmel und war allein mit seiner Seele. Eingeweihte schätzen sie auf 100 000 Mark.

„Der is gesund uff beede Backen," sagte ein Neidischer. Viele in der Menge überlegten, wie sie ähnlichen Ruhm erreichen könnten. Ob der Plan des einen, auf dem laufenden Band Piscators nach Afghanistan zu rollen, Erfolg haben wird, werden wir ja sehen.

Der Chronist ging nachdenklich nach Haus. Er dachte über Volkshelden nach und über Massenrausch, dachte an die schon berühmt gewordenen Aussprüche Gustav Hartmanns, und wer wohl einst sein Biograph sein wird, fragte sich, ob je ein Mann des Geistes nur ein Quentchen jenes öffentlichen Interesses einheimsen würde und versuchte sich klar zu werden über den tiefern Sinn des Ereignisses. Er kann nicht verhehlen, daß der geschäftstüchtige Gustav ihn sympathischer dünkt als jene Fliegerhelden, die Wagemut, Patriotismus und Geschäftssinn zu einem pathetischen Brei vermanschten, und er glaubte, die Erfolge jener öffentlichen Macht zu begreifen, die in Presse und Kino, in Theater und Magazinen dem Publikum eine Welt vorgaukelt, die jenseits aller sozialen Probleme,

jenseits aller Klassenunterschiede, ein phantastisches Leben führt. Gustav hin und Ludendorff her, schloß er, freuen wir uns, daß dieses Mal noch Gustav gefeiert wurde zum Dank dafür, daß er Paris friedlich eroberte und nicht Ludendorff, weil er die feindliche Residenz mit Phosgen vergast und alle ihre Einwohner vom Erdboden getilgt hat.

Arnstein, Eckener und Hünefeld von Solneman

„Pan-Pan-Pan"

Wenn ein Flugzeug den Funkruf Pan-Pan-Pan ausstößt, so liegt zwar keine unmittelbare Lebensgefahr wie bei dem Signal SOS vor, aber es ist das Zeichen für höchste Dringlichkeit, und die aufnehmenden Funkstationen sind verpflichtet, sich auf die Radiostation des Flugzeugs einzustellen, um seine Wünsche und Sorgen zu erfahren und zu helfen. Man hat alle Ursache, in bezug auf das, was in den letzten zehn bis vierzehn Tagen in unsrer Luftpolitik vorgegangen ist, den Ruf „Pan-Pan-Pan" auszustoßen.

Was ist denn vorgefallen? Die Motore des Luftschiffs sollen ein neuartiges Gas als Antriebsstoff erhalten. Es ist leichter als Benzin, so daß man entweder durch größere Betriebsstoffmengen den Aktionsradius des Luftschiffes erweitern oder den freien Raum durch Fracht oder Passagiere ausnutzen kann. Das Gas wird nicht rechtzeitig fertig, weshalb in Friedrichshafen einige Nervosität herrscht, denn man hat befristete Abkommen mit amerikanischen Zeitungen getroffen. Das Wetter ist auch nicht besonders. Da fällt glücklicherweise irgendwem ein, daß auch die Erlaubnis der Luftfahrtabteilung des Reichsverkehrsministeriums noch nicht da ist. Nun hat man einen Prügelknaben, auf den sich alle Wut entladen kann, Motto: Das Reichsverkehrsministerium vereitelt eine nationale Sache. Der Vorwurf ist etwas grotesk, wenn man die politische Richtung der maßgebenden Herren dieser Behörde kennt. Das Ministerium beeilt sich, für Werkstättenfahrten die Erlaubnis telephonisch zu erteilen. Es ist aber zu spät, und da ein Sonntag dazwischen liegt, muß der Aufstieg vertagt werden. Inzwischen hat man in Friedrichshafen eingesehn, wie töricht ein solcher Vorstoß, und erklärt das Intermezzo durch „Mißverständnisse".

Dem Verkehrsministerium hatte der neue Zeppelin schon seit Jahren reichlich Sorgen verursacht. Die Ministerialbeamten sind ehemalige Flieger und nicht Luftschiffer, denen man mit mehr oder weniger Recht nachsagt, daß sie der Konkurrenz „Leichter als die Luft" gegenüber nicht das notwendige Verständnis aufbringen. Es bedurfte erst eines lebhaften Appells an die Öffentlichkeit und des Drucks einiger

Abgeordneter, daß in den Luftfahrtetat dieses Jahres eine Subvention an den Luftschiffbau Zeppelin eingestellt wurde. Die zweite Schwierigkeit bestand darin, die Kontrolle bei der Herstellung des Schiffes und bei der Abnahme auszuüben, wozu das Ministerium nach dem Luftfahrtgesetz verpflichtet ist, denn es ist dafür verantwortlich, daß der Besatzung wie den Passagieren keinerlei Gefahr durch das Luftschiff erwächst. Für eine derartige Aufsicht sind aber Fachleute erforderlich, und die gibt es weder, wie bereits erwähnt, im Ministerium noch in der von ihm unterhaltenen „Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt" in Berlin-Adlershof, die die Kontrolle beim Bau von Flugzeugen und über den Luftverkehr ausübt. Man verfiel nun auf eine geniale Idee. Man sandte einen Herrn der Versuchsanstalt nach... Amerika, um mit Doktor Arnstein zu verhandeln, der sich bei der amerikanischen Zeppelin-Goodyear-Gesellschaft befindet, und ihn zu fragen, ob er bereit wäre, den Zeppelin im Auftrage des Ministeriums abzunehmen. Arnstein ist einer der genialsten Luftschiffkonstrukteure, von dem Doktor Eckener nach seinem berühmten Amerikaflug in einem berliner Rundfunkvortrag mitteilte, daß Arnstein zwar in dem Konstruktionsbureau in Friedrichshafen tätig wäre, daß aber das an Amerika gelieferte Luftschiff von Doktor Dürr, dem Chefkonstrukteur, entworfen worden sei. Diese Mitteilung Eckeners geschah, weil einige Zeitungen mitgeteilt hatten, daß Arnstein Jude sei, worauf die Rechtspresse sich mit Wollust stürzte. Man weiß, daß Arnstein an der Konstruktion des Amerika-Zeppelins hervorragend beteiligt gewesen ist. Kurz danach ging er nach drüben.

Jetzt hat er, wie nicht anders zu erwarten war, abgelehnt, den Zeppelinwerken gegenüber als Vertreter des Reichs zu wirken. Dieses Resultat hätte man ja auch brieflich, telegraphisch oder, wenn es sein mußte, telephonisch ermitteln können. Warum also nach Amerika gereist werden mußte, ist nicht recht erfindlich. Nun hat sich die Versuchsanstalt einen Marinebaurat a. D. ausgesucht, der auch als Angestellter bei dem Bau dieses Luftschiffs mitgemacht hat, um den Zeppelin abzunehmen. In einem geharnischten Interview weist das Reichsverkehrsministerium die von den Friedrichshafenern erhobenen Vorwürfe zurück und erklärt, daß es überhaupt die Kosten für die Werkstättenflüge trage und außerdem ein Drittel des Luftschiffs bezahlt habe.

Alle diese Fragen hätten sich während der Bauzeit klären lassen können, und man würde der Welt ein trübseliges Schauspiel erspart haben.

Der Mann im Nebel

Der frühere Reichsverkehrsminister Krohne arbeitet unermüdlich an seinem Luftschutz. Wir haben erst kürzlich über

seine Pläne berichtet. Man könnte mit dem Berliner sagen: „Laß doch dem Kind die Boulette, es spielt sich so gern damit". Aber die Sache zieht weitere Kreise. Gewaltige Industriekonzerne sind auf die Idee gekommen, daß sich damit viel Geld verdienen läßt, und so hängt man dem Luftschutz das Mäntelchen nationaler Notwendigkeit um, damit es nicht zu Schaden kommt, sondern im Gegenteil sich prächtig entwickelt. Welcher Abgeordnete rechts oder links, der Mittel für den guten Zweck zu bewilligen hat, könnte sich einem derartigen Argument gegenüber ablehnend verhalten? Er würde gepanzerkreuzigt werden.

In der vergangenen Woche haben nun bei Stuttgart auf dem Flugplatz Böblingen große Vernebelungsversuche auf Grund einer neuen Nebelsäureerfindung stattgefunden. Es gelang innerhalb weniger Minuten mit zehn Nebelzerstäubern fünfhundert Quadratmeter in einer Höhe von etwa hundert Metern zu vernebeln. Sieg! Sieg! Es kann uns bei zukünftigen Kriegen nichts mehr passieren, wir vernebeln uns einfach. Man sieht uns eben nicht mehr. Eine Methode, die etwa so ähnlich ist wie die des Vogels Strauß, der seinen Kopf in den Sand steckt, wenn er vom Gegner nicht mehr gesehen werden will. Die Industrie wird sich jetzt auf dieses Gebiet stürzen, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß sie in kurzem kleine entzückende Taschenapparate „Verneble dich selbst" herausbringen wird. In jedem Haus, in jeder Fabrik, in jedem Verwaltungsgebäude wird man entsprechend größere Maschinen zu diesem Zweck aufstellen.

Spuk in Tempelhof

Nachts halb eins auf dem Tempelhofer Feld. Keine Nebelgestalten etwa wie man annehmen möchte, sondern startbereit steht das Junkers Flugzeug „Europa", um nach dem Fernen Osten abzufliegen. Einige Presseleute und Freunde des Unternehmers von Hünefeld haben sich eingefunden. Man wartet. Endlich Autohupen, es erscheint der Exkronprinz. Von Hünefeld meldet gehorsamst mit der rechten Hand an der Mütze. Der Kronprinz dankt und stellt sich den ihm Unbekannten, den Hut ziehend vor: „Hohenzollern". Kurzer Abschied, ein Telegramm an Köhl, den Ozeanfluggenossen, der nicht mehr mitmachen wollte: „In Treue fest". Der Flug, der in Etappen vor sich geht, geschieht aus rein pazifistischen Gründen, „um die Völker einander näher zu bringen", wie Herr v. Hünefeld mitteilte. In Sofia machte er Station, weil er den König besuchen muß. Den aufhorchenden Pressevertretern teilte er mit, daß er bulgarische Orden besonders gern trage. Nun kann man sich auch erklären, was der grüne Piepmatz mit Schwertern zu bedeuten hatte, den Hünefeld zum Halse heraus auf seinem Straßenanzug trug. Pan-Pan-Pan!

Die Reklame der Firma Opel

Dies Scharmützel spielte sich kürzlich im Inseratenteil westfälischer Blätter ab.

Achtung! Opelfahrer!

Opelwagenbesitzer, vornehmlich des Typs 4/16 (aber auch andre), die über kolossale Reparaturen etcetera (auch schon während der Garantiezeit) zu klagen haben, werden zwecks Meinungsaustausch und gemeinsamen, berechtigten Vorgehens gebeten, sich zu melden unter H H 0107 an die Geschäftsstelle d. Bl.

*

Ein Reklame-Trick!

Um den ausgezeichneten Ruf der Opelerzeugnisse zu erproben, veröffentlichten wir vorige Woche folgendes Inserat:

Achtung! Opelfahrer!

Opelwagenbesitzer, vornehmlich des Types 4/16 (aber auch andre), die über kolossale Reparaturen etc. (auch schon während der Garantiezeit) zu klagen haben, werden zwecks Meinungsaustausch und gemeinsamen, berechtigten Vorgehens gebeten, sich zu melden unter H H 00107 an die Geschäftsstelle d. Bl.

Zu unserer großen Genugtuung hat, wie es auch gar nicht anders zu erwarten war, keiner sich bei uns gemeldet, der etwas Nachteiliges über die Opel-Wagen, insbesondere den 4-PS., sagen wollte oder konnte. Im Gegenteil haben viele Opelwagen-Besitzer das Inserat zum Anlaß genommen, um die höchste Zufriedenheit über die erstaunliche Zuverlässigkeit und Sparsamkeit zum Ausdruck zu bringen.

In der Tat gehören die Opel-Wagen zu dem Besten, was die Automobilindustrie aller Länder zurzeit zu bieten vermag. Trotzdem die Opel-Wagen preiswerter sind als alle anderen Fabrikate, stellen sie nicht etwa „ausländische Massenware" dar.

Opel hat es als erste Firma der Welt fertig gebracht, die Methoden der „fließenden Fertigung" auf die Güte deutscher Werkmannsarbeit zu bringen.

So konnten einige tausend Opel-Wagen kürzlich prämiiert werden, weil sie über 100 000 und 200 000 Kilometer — einige sogar bis zu 600 000 Kilometer — im Dienste des praktischen Verkehrs zurückgelegt haben, ohne je zu versagen. — Darum: Fahrt deutsche Wagen, fahrt Opel!

Opel 4 PS. von 2700 Mark an, 7 PS. von 4600 Mark an, 10 PS. von 4800 Mark an, 12 PS. von 6600 Mark an.

Vertreter der Opel-Fahrzeuge: Gebr. Nolte, Iserlohn, Mendener Straße 21-23. Tel. 714-715.

*

Achtung! Opelfahrer!

Der in der gestrigen Ausgabe veröffentlichte Reklametrick der Firma Opel enthält in der Einleitung den Abdruck eines Inserats, das ich und nicht die Firma Opel aufgegeben habe. Die an das Inserat geknüpften Schlußfolgerungen sind demnach unzutreffend. Es trifft im Gegenteil zu, daß sich eine ganze Reihe von Opelfahrern, darunter namhafte Firmen, bei mir gemeldet haben. Weiteren Zusendungen sehe ich entgegen.

F. J. Sodenkamp, Iserlohn. Schließfach 139. — Telephon 1788.

Tagebuch 1911 von Franz Kafka

In Franz Kafkas Nachlaß fand sich eine große Anzahl von Tagebüchern. Viele der bekannten Meisterstücke aus dem „Landarzt" und aus der „Betrachtung" sind im Kontext dieser Tagebuchaufzeichnungen enthalten, aber auch das von Kafka Unveröffentlichte enthält besonders wichtige Hinweise und Bilder. Max Brod, der Kafkas Nachlaß verwaltet, hat uns diese Aufzeichnungen zur Verfügung gestellt. Er strebt seit langem eine würdige Gesamtausgabe der Werke und des noch unveröffentlichten Nachlasses Kafkas an.

Wann findet sich endlich der deutsche Verleger dazu?

Nichts bringe ich fertig, weil ich keine Zeit habe und es in mir so drängt. Wenn der ganze Tag frei wäre und diese Morgenunruhe in mir bis zum Mittag steigen und bis zum Abend sich ermüden könnte, dann könnte ich schlafen. So aber bleibt für diese Unruhe nur höchstens eine Abenddämmerungsstunde, sie verstärkt sich etwas, wird dann niedergedrückt und gräbt mir die Nacht unnütz und schädlich auf. Werde ich es lange aushalten? Und hat es einen Zweck, es auszuhalten, werde ich denn Zeit bekommen?

Wenn ich an diese Anekdote denke: Napoleon erzählt bei der Hoftafel in Erfurt: Als ich noch bloßer Leutnant im 5. Regiment war... / die königlichen Hoheiten sehen einander betreten an, Napoleon bemerkt es und korrigiert sich / als ich noch die Ehre hatte, bloßer Leutnant... schwollen mir die Halsadern vor leicht nachgefühltem, künstlich in mich eindringendem Stolz.

Den 18. bei Max über Paris geschrieben. Schlecht geschrieben, ohne eigentlich in das Freie der eigentlichen Beschreibung zu kommen, die einem den Fuß vom Erlebnis löst. Ich war auch dumpf nach der großen Erhebung des vorigen Tages, der mit der Vorlesung L....s geendet hatte. Am Tage war ich noch in keiner außergewöhnlichen Verfassung gewesen, war mit Max seine von Gablonz angekommene Mutter holen, war mit ihnen im Kaffeehaus und dann bei Max, der mir aus dem ‚Mädchen von Perth' einen Zigeunertanz vorspielte. Ein Tanz, in dem sich seitenlang nur die Hüften mit eintönigem Ticken wiegen und das Gesicht einen langsamen, herzlichen Ausdruck hat. Bis dann gegen Ende kurz und spät die angelockte innere Wildheit kommt, den Körper schüttelt, ihn überwältigt, die Melodie zusammendrückt, daß sie in die Höhe und Tiefe schlägt — besonders bittere dumpfe Töne hört man heraus — und dann einen unbeachteten Schluß macht. Am Anfang und unverlierbar während des Ganzen ein starkes Nahesein dem Zigeunertum, vielleicht, weil ein im Tanz so wildes Volk sich ruhig nur dem Freunde zeigt. Eindruck großer Wahrheit des ersten Tanzes. Dann in ‚Aussprüchen Napoleons' geblättert. Wie leicht wird man augenblicksweise ein Teilchen der eignen ungeheuren Vorstellung Napoleons! Dann ging ich

schon kochend nach Hause, keiner meiner Vorstellungen konnte ich standhalten, ungeordnet, schwanger, zerrauft, geschwollen, in der Mitte meiner um mich herum rollenden Möbel, überflogen von meinen Leiden und Sorgen, möglichst viel Raum einnehmend, denn trotz meines Umfanges war ich sehr nervös, zog ich im Vortragssaal ein. Aus der Art, wie ich z. B. saß und sehr wahrhaftig saß, hätte ich als Zuschauer meinen Zustand gleich erkannt. L. las von Scholem Aleichem Humoresken, dann eine Geschichte von Peretz, ein Gedicht von Bialik, — nur hier hat sich der Dichter um sein den Kischenewer Pogrom für die jüdische Zukunft ausbeutendes Gedicht zu popularisieren, aus dem Hebräischen in den Jargon herabgelassen und sein ursprünglich hebräisches Gedicht selbst in Jargon übersetzt —, die ‚Lichtverkäuferin' von Rosenfeld. Ein dem Schauspieler natürliches, wiederkehrendes Aufreißen der Augen, die nun ein Weilchen so stehen gelassen werden, von den hochgezogenen Augenbrauen umrahmt. Vollständige Wahrheit der ganzen Vorlesung; die schwache, von der Schulter aus veranlaßte Hebung des rechten Armes; das Rücken am Zwicker, der ausgeborgt scheint, so schlecht paßt er auf die Nase; die Haltung des Beines unter dem Tisch, das so ausgestreckt ist, daß besonders die schwachen Verbindungsknochen zwischen Ober- und Unterschenkel in Tätigkeit sind; die Krümmung des Rückens, der schwach und elend aussieht, da sich der Beobachter einem einheitlichen einförmigen Rücken gegenüber im Urteil nicht betrügen läßt, wie dies beim Anschauen des Gesichtes durch die Augen, die Höhlungen und Vorsprünge der Wangen, aber auch durch jede Kleinigkeit, und sei es eine Bartstoppel, geschehen kann. Nach der Vorlesung, schon auf dem Nachhauseweg, fühlte ich alle Fähigkeiten gesammelt, und klagte deshalb meinen Schwestern, zu Hause sogar der Mutter.

Am 19. bei Dr. K. wegen der Fabrik. Die leichte theoretische Feindseligkeit, die bei Vertragsabschlüssen zwischen den Kontrahenten entstehen muß. Wie ich mit den Augen das Gesicht K.'s absuchte, das dem Doktor zugewendet war. Diese Feindseligkeit muß um so mehr zwischen zwei Menschen entstehen, die sonst nicht gewohnt sind, ihr gegenseitiges Verhältnis zu durchdenken und sich daher an jeder Kleinigkeit stoßen. Die Gewohnheit des Dr. K., diagonal im Zimmer herumzugehen, mit dem gespannten, salonmäßigen Nach-vorne-Schwanken des Oberkörpers, dabei zu erzählen und häufig am Ende einer Diagonale die Asche seiner Zigarette in eine der drei im Zimmer verteilten Aschenbecher abzuschütteln.

Heute früh bei L. und W. Wie sich der Chef mit dem Rücken seitlich in seinen Lehnstuhl stemmt, um Raum und Stütze für seine ostjüdischen Handbewegungen zu bekommen. Das Zusammenspiel und gegenseitige Sichverstärken des Hände- und Mienenspiels. Manchmal verbindet er beides, indem er entweder seine Hände ansieht, oder sie zur Bequemlichkeit des Zuhörers nahe beim Gesicht hält. Tempelmelodien im Tonfall seiner Rede, besonders beim Aufzählen mehrerer Punkte, führt er die Melodie von Finger zu Finger wie über

verschiedene Register. Dann am Graben den Vater mit einem Herrn P. getroffen, der hebt sogar die Hand, damit der Ärmel etwas zurückfällt, — selbst will er den Ärmel doch nicht zurückziehen — und macht mitten auf dem Graben die mächtigen Schraubenbewegungen mit dem ausgleitenden Öffnen der Hand und Ausspreizen der Finger.

Beispiele für die Kräftigung, die ich diesem im Ganzen doch geringfügigen Schreiben verdanke: Montag, den 16., war ich mit L. im Nationaltheater bei ‚Dubrovnická Trilogie'. Stück und Aufführung war trostlos. Im Gedächtnis bleibt mir aus dem ersten Akt der schöne Klang einer Kaminuhr, das Singen der Marseillaise einziehender Franzosen vor dem Fenster, immer wieder wird das verhallende Lied von den neu herankommenden aufgenommen und steigt an; ein schwarz gekleidetes Mädchen zieht ihren Schatten durch den Lichtstreifen, den die untergehende Sonne auf das Parkett legt. Aus dem zweiten Akt bleibt nur der zarte Hals eines Mädchens, der aus rotbraun bekleideten Schultern zwischen Puffärmeln zum kleinen Kopf sich dehnt und spannt. Aus dem dritten Akt der zerdrückte Kaiserrock, die dunkle Phantasieweste mit goldener, quergezogener Uhrkette eines alten gebückten Nachkommen der frühern Gospodaren. Viel ist das also nicht. Die Sitze waren teuer, ich hatte als schlechter Wohltäter hier Geld herausgeworfen, während L. in Not war; endlich langweilte er sich noch etwas mehr als ich. Kurz, ich hatte wieder das Unglück bewiesen, das alle Unternehmungen haben, die ich allein anfange. Während ich aber sonst mich mit diesem Unglück untrennbar vereinige, alle frühern Unglücksfälle zu mir herauf, alle spätern zu mir herunterziehen, war ich diesmal fast vollständig unabhängig, ertrug alles als etwas einmaliges ganz leicht, und fühlte sogar zum erstenmal im Theater meinen Kopf als einen Zuschauerkopf aus dem gesammelten Dunkel der Fauteuils und Körper in ein besonderes Licht hochgehoben, unabhängig von der schlechten Veranlassung dieses Stückes und dieser Aufführung.

Ein Gegenbeispiel: Meinem Chef kann ich, wenn er mit mir Bureauangelegenheiten berät — heute die Karthotek — nicht lange in die — Augen schauen, ohne daß in meinen Blick gegen allen meinen Widerwillen eine leichte Bitterkeit kommt, die entweder meinen oder seinen Blick abdrängt. Seinen Blick flüchtiger, aber öfter, da er sich des Grundes nicht bewußt ist, die entweder meinen oder seinen Blick abdrängt. Seinen Blick zurückkehren läßt, da er das Ganze für eine augenblickliche Ermattung seiner Augen hält. Ich wehre mich dagegen stärker, beschleunige daher das Zickzackartige meines Blickes, schaue noch am liebsten seine Nase entlang und in die Schatten zu den Wangen hin, halte das Gesicht in seiner Richtung oft nur mit Hilfe der Zähne und der Zunge im geschlossenen Mund, wenn es sein muß, senke ich zwar die Augen, aber niemals tiefer als bis zu seiner Krawatte, bekomme aber gleich den vollsten Blick, wenn er die Augen wegwendet und ich ihm genau und ohne Rücksicht folge.

Die jüdischen Schauspieler*): Frau T. hat Vorsprünge auf den Wangen in der Nähe des Mundes. Entstanden teils durch eingefallene Wangen infolge der Leiden des Hungers, des Kindbetts, der Fahrten und des Schauspielens, teils durch ruhende, ungewöhnliche Muskeln, die sich für die Schauspielbewegungen ihres großen, ursprünglich sicher schwerfälligen Mundes entwickeln mußten. Als Sulamith hatte sie meist die Haare gelöst, die ihre Wangen verdeckten, so daß ihr Gesicht manchmal wie ein Mädchengesicht aus früherer Zeit aussah. Sie hat einen großen, knochigen, mittelstarken Körper und ist fest geschnürt. Ihr Gang bekommt leicht etwas Feierliches, da sie die Gewohnheit hat, ihre langen Arme zu heben, zu strecken und langsam zu bewegen. Besonders als sie das jüdische Nationallied sang, in den großen Hüften schwach schaukelte und die parallel den Hüften gebogenen Arme auf und ab bewegte mit ausgeholten Händen, als spiele sie mit einem langsam fliegenden Ball.

Gestern bei den Juden. ‚Kol-Nidre' von Scharkansky, ziemlich schlechtes Stück mit einer guten, witzigen Briefschreibszene, einem Gebet der nebeneinander mit gefalteten Händen aufrecht stehenden Liebenden, dem Anlehnen des bekehrten Großinquisitors an den Vorhang der Bundeslade, er steigt die Stufe hinauf und bleibt dort, den Kopf geneigt, die Lippen am Vorhang, stehen, hält das Gebetbuch vor seine klappernden Zähne. Zum erstenmal an diesem vierten Abend, meine deutliche Unfähigkeit, einen reinen Eindruck zu bekommen. Schuld daran war auch unsre große Gesellschaft und die Besucher beim Tisch meiner Schwester. Trotzdem, so schwach hätte ich nicht sein dürfen. Mit meiner Liebe zu Frau T., die oft neben mir saß, habe ich mich elend aufgeführt. Ich werde aber wieder hinaufkommen, schon jetzt ist es besser.

Frau T. — ich schreibe den Namen so gern auf —, neigt bei Tisch auch während des Gansbratenessens gern den Kopf, man glaubt unter ihre Augenlider mit dem Blick zu kommen, wenn man zuerst vorsichtig die Wangen entlang schaut und dann sich kleinmachend hineinschlüpft, wobei man die Lider erst gar nicht heben muß, denn sie sind gehoben und lassen eben einen bläulichen Schein durch, der zu dem Versuch verlockt. Aus der Menge ihres wahren Spieles kommen hie und da Vorstöße der Faust, Drehungen des Armes, der unsichtbare Schleppen in Falten um den Körper zieht, Anlegen der gespreizten Finger an die Brust, weil der kunstlose Schrei nicht genügt. Ihr Spiel ist nicht mannigfaltig: das erschreckte Blikken auf ihren Gegenspieler, das Suchen eines Auswegs auf der kleinen Bühne, die sanfte Stimme, die in gradem kurzem Aufsteigen nur mit Hilfe größern innerlichen Widerhalls ohne Verstärkung heldenmäßig wird, die Freude, die durch ihr sich öffnendes, über die hohe Stirn bis zu den Haaren sich ausbreitendes Gesicht in sie dringt, das Sichselbstgenügen beim Ein-

*) Eine kleine jüdische Schauspielertruppe gastierte einige Wochen lang in Prag in einem Café auf improvisierter Bühne.

zelgesang ohne Hinzunahme neuer Mittel, das Sichaufrichten beim Widerstand, das den Zuschauer zwingt, sich um ihren ganzen Körper zu kümmern; und nicht viel mehr. Aber da ist die Wahrheit des Ganzen und infolgedessen die Überzeugung, daß ihr nicht die geringste ihrer Wirkungen genommen werden kann.

Das Mitleid, das wir mit diesen Schauspielern haben, die so gut sind und nichts verdienen und auch sonst bei weitem nicht genug Dank und Ruhm bekommen, ist eigentlich nur das Mitleid über das traurige Schicksal vieler edler Bestrebungen und vor allem der unsern. Darum ist es auch so unverhältnismäßig stark, weil es sich äußerlich an fremde Leute hält und in Wirklichkeit zu uns gehört. Trotzdem ist es aber mit den Schauspielern immerhin so eng verbunden, daß ich es nicht einmal jetzt von ihnen lösen kann. Weil ich es erkenne, bindet es sich zum Trotz noch mehr an sie.

Burgtheater von Alfred Polgar

Julius Caesar

von Shakespeare, der gegen die einleuchtende Lehre: das Drama müsse den Atem der Zeit, in der es wurde, atmen und deren besondere Problematik ausschwitzen ... ein kaum zu entkräftender Gegenbeweis ist. Shakespeares Thema ist das Licht, nicht der Spiegel, ist das Ewig-Menschliche, nicht die Zeit, die es nach ihren, veränderbaren, Gesetzen bricht und färbt. Shakespeares Stoff ist nicht sein Jahrhundert, sondern — hierin, unter anderm, ist die überdauernde Magie seines Werkes gegründet — die für alle gewesenen und kommenden Jahrhunderte gültige Gegebenheit, daß der Mensch Sinne hat, ein Geschlecht, Leidenschaften, ein Hirn, welches denkt, daß er Lust sucht, Unlust flieht, Dämonen in der eignen Brust hörig ist, zwischen Gut und Böse unterscheidet. Ob nach diesen oder jenen, veralteten oder neuen, Grundsätzen, ist für seine Eignung zur dramatischen Gestalt so gleich, wie es etwa für die Sehnsucht als dramatisches movens gleich ist, ob sie sich eines Flugzeugs oder nur einer Postkutsche bedienen kann.

An dieses Absolute der Menschendinge, das Shakespeares Stoff ist — seine Gestalten sind ein größtes gemeinschaftliches Maß ihresgleichen — rührt auch die Schauspielkunst des Werner Krauß. Caesar, wie er ihn gestaltet, bedürfte nicht der Vorstellungen, die der geschichtliche Name zuträgt, um als außerordentliche Erscheinung legitimiert zu sein. Ein Mann lebt und stirbt da vor uns, namens Caesar, der, seiner eignen Größe durchaus bewußt, doch dem allzumenschlichen Trieb unterliegt, sie sich beweisen zu wollen. Er geht zugrunde daran, daß er, auch scheinen wollend, was er ist, nicht den Mut hat, im entscheidenden Augenblick keinen zu haben. Hal-

tung, Gebärde, Ton dieses Überlebensgroßen in Lebensgröße sind von natürlicher Würde, keineswegs „imperatorisch"; aber der wohlgegründete innere Anspruch, Herr zu sein, umleuchtet die Figur. Das Taumeln des wunden Caesar von Dolch zu Dolch der Verschworenen ist, rein technisch gewertet, ein Stück meisterlicher Schauspielerei, realistische Treue mit hohem Stil verbindend.

Paul Hartmanns Brutus: ein weicher Brutus, romantisch, mehr der Leier zugeneigt als dem Schwert. In der Rede vor dem Volk schlägt das Feuer seines deutschen Herzens in steiler Flamme hoch. Der Edelsinn dieses Brutus wird glaubhaft, die Härte des Freiheitsfanatikers bleibt im Text, tritt nicht als Zug in den Charakter. Vielleicht würde solcher Mann es über sich bringen, dem heilen Caesar den ersten Dolchstoß zu versetzen, niemals dem schon durchlöcherten den letzten.

Der nervöse, unrömische Marc Anton des Herrn Aslan hat Eigenart, die Erschütterung, die bittere Ohnmacht beim Anblick des gemordeten Freundes werden glänzend gespielt. Interessant dann die geistige Durcharbeitung der vielleicht ein wenig überpointierten Rede, das Ineinanderfließen von gemimter und echter Ergriffenheit, das Überwältigen und Überwältigt-werden, die Giftmischerei aus Blut und Tränen.

Herr Heine ist Regisseur der Vorstellung und überdies Cassius. Man hat die Empfindung: der Professor spielt selber mit, als solcher in jeder Situaiton gelassen über ihr. Als Sprecher stellt Herr Heine das Phänomen eines Redekünstlers dar, der auf Grund der saubersten und exaktesten Sprechtechnik unverständlich bleibt.

Die Neustudierung gibt altes Theater. Das schläfrige Konsilium der Verschworenen im Morgengrauen litt sichtlich unter dem Umstand, daß alle so früh hatten aufstehen müssen. Bei Philippi tobte hinten die Schlacht, wie es in einer Eisenhandlung toben mag, wenn ummagaziniert wird. Am Firmament erschien Caesars Kopf in Großaufnahme, was, wenn auch gar nicht unheimlich, so doch entschieden optisch wirkte.

Das Volk von Rom benahm sich an Caesars Bahre regiefromm. So blieb das abgestufte Diminuendo des Beifalls, mit dem der wiederholte Hinweis, Brutus sei ein ehrenwerter Mann, begrüßt wurde, nicht unbemerkt. Zuweilen funktionierte das Volk sogar zu brav, etwa wenn es, auf Kommando, rechtwinklig gradezu aus der Begeisterung zur Empörung wider Brutus und Genossen einschwenkte. Und wie alle im Takt weinten, das war zum Lachen. Ein unsympathisches, habgieriges, treuloses, nach jedem Wind sich drehendes Volk. Pindarus-Walter Huber hatte ganz recht, als er im fünften Akt: „weit weg flieht Pindarus von diesem Land, dahin, wo nie ein Römer ihn bemerkt," ausrief, das Land der Wiener mit dem Tonfall suchend.

Der rote General von Carl v. Ossietzky

Da in diesen Tagen des beginnenden Herbstes der Herr Rezensent der Jahreszeit eine Kontribution in Form einer kleinen Bettlägrigkeit entrichtet, muß der politische Teil wieder einspringen. Es lockt um so mehr, nach der Königgrätzer Straße zu gehn, da sich Hermann Ungars Drama mit einem in der Zeit liegenden Stoff befaßt, der fast mehr die politischen Instinkte herausfordert als die ästhetischen, die übrigens nicht einmal in Deutschland immer Gegensätze zu sein brauchen. Es ist ein Stück aus der russischen Revolution, die Tragödie des jüdischen Revolutionärs, der die Sowjetarmeen zum Siege führt, aber schließlich nicht nur um seinen Lorbeer, sondern auch um sein Leben geprellt wird. Denn das Judentum, im Metaphysischen wurzelnd, scheint auch der roten Revolution verdächtig. Zwar schlägt der Muschikgeneral Brutzkin sich tapfer für Hammer und Sichel, aber die Duldsamkeit ist nicht größer geworden, und der Einzug in die podolische Stadt beginnt, wie unter dem Zarenadler, mit einem Pogrom. Die Tragödie Ahasvers, die ewige Isolierung. Hermann Ungar hat ein bewegtes, buntes, oft krasses Theaterstück geschrieben, aktuell im Vorwurf, nicht neu in den Mitteln, das Drama eines Romanciers, der als Psychologe zur letzten Zerfaserung gelangte und, aus der Analyse von Wahn und Krankheit auftauchend, soliden Theaterboden sucht, Handlung und einfaches Gefühl und breit fließendes Pathos. Wenn man auch heuer in der Königgrätzer Straße so beginnt, wie man im vorigen Winter am Nollendorfplatz endete, nämlich mit der Internationale, so vergißt man doch keinen Augenblick, daß die rücksichtslose Gebärde von einer feinen Geistigkeit bewegt wird, und daß das Drama, wenn schon klassifiziert werden soll, am ehesten in die Richtung der Revolutionsstücke Rollands weist. Maxim Podkamjenski, der Sohn des Mendel Frischmann, ist der Oberbefehlshaber der roten Armee. Sein Rivale ist der volksbeliebte General Brutzkin, der Bauernsohn, der Pogrome zuläßt; in einem davon fällt der alte Frischmann. Der Sohn ist nicht gewillt, sein Empfinden dem kollektivistischen Prinzip zu opfern; er fordert Gericht über Brutzkin. Doch die Volksbeauftragten denken an die Politik. Hier Brutzkin, der die Massen für sich hat, da der jüdische Intellektuelle, der sein Leben im Exil verbracht hat, durch Bildung und Rasse den Bauern fremd und suspekt bleibt. Der rohe, prahlerische Liniengeneral siegt über den Geistigen. Podkamjenski legt den Oberbefehl nieder und soll zur besondern Verwendung ins Ausland gehen. Ahasver. Am gleichen Abend wird er von ein paar weißen Offizieren im Bahnhof niedergeschossen. Opfer einer Verschwörung, der die geliebte Freundin selbst durch eine Unbedachtsamkeit das Stichwort gegeben hat. Hermann Ungar verwahrt sich im Programmheft dagegen, die Erscheinung Trotzkis zum Vorbild genommen zu haben. „Der dargestellte Konflikt ist in jeder Zeit und in jedem Land denkbar, wo eine Masse Gleichgearteter dem Einzelnen, dem Blut oder Geist nach

Andersgearteten, gegenübersteht. Ich habe Rußland zum Schauplatz gewählt, weil es für unsre Zeit das Land der großen Umwälzung ist. Die Kulisse ist imaginär. Die Darstellung des tragischen Schicksals Podkamjenskis soll nicht zur Idee der russischen Revolution Stellung nehmen." Halt. So stark ist die Gestalt wieder nicht, um aus eigner Magie ohne die Erinnerung an Trotzki zu leben. Trotz des Dichters Abwehr liegt der Namen Trotzki auf aller Lippen. Würde dieser Schatten versinken, bliebe nur ein roter Coriolan, der von der kompakten Majorität zertrampelt wird. Auch die dankbaren dramatischen Konflikte sind an Zeit und Land gebunden. Noch ist die russische Revolution Gegenwart, wir durchschauen ihre eignen Gesetze zu deutlich, deshalb sträuben wir uns, daß ein Konflikt dorthin verpflanzt werden soll, der auf diesem Boden so nicht wachsen kann. Der Konflikt ist wirklich, aber ihn auf eine beliebige Ebene, nur des wirkungsvollen dramatischen Hintergrundes wegen zu projizieren, nimmt ihm die Natürlichkeit. Vielleicht — wahrscheinlich — ist der Antisemitismus auch im heutigen Rußland noch nicht überwunden. Aber was die Führerschicht schließlich zersplittert hat, war nicht die Judenfrage, sondern die Ökonomie. Man hat als seelischen Antrieb des Bolschewismus den alttestamentalischen Haß des Juden gesucht, der sich durch fanatische Egalisierung für die Mißhandlungen und Unterdrückungen vieler Jahrhunderte rächen will. Daran glaubt der superkluge Hilaire Belloc ebenso fest wie der superdumme Adolf Hitler. Aber schon der orthodoxe Vollrusse Lenin hatte mehr von diesem lodernden Prophetenzorn, als die Kamenew oder Sinowjew. Man lese bei John Reed über Trotzki in den zehn entscheidenden Tagen: er ist nicht nur der Stratege, sondern auch ihr Spaßmacher, neben dessen Aktivität die Andern glaubensstark, aber dumpf erscheinen. Er ist in seiner Agilität mehr ein Pariser der Revolution, denn ein traditionsgebundener Jude, der beim Minieren der bürgerlichen Gesellschaft ein uraltes Ressentiment befriedigt. Ich glaube, man kann eine dramatische Fabel nur dort entwickeln, wo sie zu Hause ist. Die Tragödie Podkamjenskis ist real, gewiß, aber sowjetrussisch ist sie nicht. So wird auch dies Revolutionsdrama von vornherein ein Untergangsstück wie Danton und Florian Geyer: der Held kämpft nicht, er ist gezeichnet und verloren schon beim Beginn. Auch hier liegt die Entscheidung schon in der ersten Szene: wenn der rote Brutzkin den alten Frischmann andonnert, weiß man, daß sich der Stärkere präsentiert hat und niemand gegen diese Viehheit aufkommen wird. Wir sehen Podkamjenski nicht handelnd, sondern leidend, durch das Blut isoliert, langsam absinkend. Um an seinen Aufstieg zu glauben, muß sich immer wieder die Erinnerung an Trotzki einstellen. Und trotz alledem lebt dieses Drama nicht von einer künstlichen Erregung, es stellt sich der Zeit, und hinter den nicht neuen Intrigen fühlt man das heiße Herz. Die Aufführung unter Erich Engels Leitung war, obgleich grade jetzt in Berlin nicht schlecht Theater gespielt wird, doch erst der richtige Gongschlag, der die Saison eröffnet. Seit langem war Kortner nicht

mehr so herrlich wie hier als roter General. Das war wirklich Israels leidvolles Antlitz, seit zweitausend Jahren von der Christenheit abwechselnd mit Steinen und mit Toleranz beworfen. Kortner erscheint hier klarer und reiner als früher oft in seinem klassischen Repertoire. Kein Prunken mit stimmlichen Möglichkeiten mehr; es klingt alles einfach und bestimmt. Wenn er der kleinen Ordonnanz auf die Schulter klopft: „Junge, achtzehn Jahre bist du … achtzehn Jahre …!", dann möchte man ihm einfach die Hand schütteln. Die unfreiwillige Delila dieses weichen Simson ist Eleonora von Mendelssohn. Sie ist noch gehemmt und ungelöst, was ihr hier zum Vorteil wird. Aber ihre Sprache ist schlicht, sie kann das Haupt wundervoll sinken lassen, und wenn sie mit Tränen kämpfend auf der Schreibmaschine klappert, ist sie Kortners würdige Partnerin. Es sind viele gute Spieler eingesetzt. Die rote Bestie: Herr Ferdinand Hart. Die weiße Bestie: Herr von Wangenheim. Der Kopf des Rates: in leninähnlicher Maske Herr Stahl-Nachbaur. Aber was an diesem Abend, zwischen Liebesgeflüster und Revolutionsmusik, an Fragen aufgeworfen wird: Juda und die Christenheit, Rußland und Europa, das ganze gedankliche Register von der schwarzen Pest bis zum großen Krieg, dann könnte niemand besser disputieren als der Herr Doktor Egon Friedell. Aber er darf nicht, er muß mitmachen. Er spielt einen heimtückischen polnischen Kaplan, einen Westentaschen-Domingo, und er spielt ihn mit erstaunlicher Hinterhältigkeit. So geht es uns Literaten. Kommt einer von uns schon mal richtig auf die Bretter, muß er die unangenehmen Kerle spielen. Nachher in der Garderobe höre ich hinter mir eine Dame ihren Freund mit ungnädiger Betonung belehren, daß Herr Friedell, der den ränkevollen Priester spielte, eigentlich Schriftsteller sei. So was fällt immer gleich auf den ganzen Stand zurück.

Sie schläft von Theobald Tiger

Morgens, vom letzten Schlaf ein Stück,
nimm mich ein bißchen mit —
auf deinem Traumboot zu gleiten ist Glück —
die Zeituhr geht ihren harten Schritt …
pick-pack …

„Sie schläft mit ihm" ist ein gutes Wort.
Im Schlaf fließt das Dunkle zusammen.
Zwei sind keins. Es knistern die kleinen Flammen,
— aber dein Atem fächelt immerfort.
Ich bin aus der Welt. Ich will nie wieder in sie zurück —
jetzt, wo du nicht bist, bist du ganz mein.
Morgens, im letzten Schlummer ein Stück,
kann ich dein Gefährte sein.

Lex Stinnes von Morus

Hilferdings Finanzreform

Die fleißigen Kinder aber, die mit den andern Preisrätseln der Woche durch sind, denken bereits eifrig nach, worüber im Herbst die große Koalition stürzen wird. Die Aufgabe ist nicht leicht zu lösen. Minister fallen, laut Börne, wie die Butterbrote: gewöhnlich auf die gute Seite. Und Hermann Müller besteht eigentlich nur aus guten Seiten.

Die beste Gelegenheit zum Fallen bietet noch immer die Panzerkreuzergeschichte. Der Admiral Zenker hat bei seiner Demission die sinnige Erklärung abgegeben, sein soldatisches Pflichtgefühl erlaube es ihm, jetzt aus der Lohmann-Affäre die Konsequenz zu ziehen und zu gehen, zumal er „den Wiederaufbau der Marine durch die endgültige Bewilligung der ersten Rate des Panzerschiffes für gesichert ansieht". Ob zum Wiederaufbau der Marine sechs oder acht neue Panzerschiffe gehören, hat er nicht hinzugefügt, aber in der Sache wird er wohl schon recht haben. Die Sozialdemokraten sind allerdings zurzeit andrer Meinung und reden sich ein, sie könnten sogar noch den Bau des ersten Panzerkreuzers stoppen. Vor der Einsetzung der zweiten Rate in den Etat soll eine Fraktionssitzung stattfinden, in der den sozialdemokratischen Ministern der Weiterbau des Panzerkreuzers untersagt wird.

Sollte aber in dieser Fraktionssitzung der Geist Severings siegen und Zenkers Ahnung sich erfüllen, so bleiben noch genug Falltüren offen. Es nützt nichts, daß man allen Reformplänen, mit denen man den Wahlkampf bestritten hat, sorgsam aus dem Weg geht und sich weder an einen Abbau der Agrarzölle, noch an eine ernsthafte Kartellkontrolle herantraut: der Etat ist da und will sein Opfer haben. Der Versuch Hilferdings, die Mehrausgaben durch Erhöhung der Alkoholsteuern zu decken, stellt sich in praxi nicht als so einfach heraus, wie er sich auf dem Papier des Staatssekretärs Popitz ausnimmt. Abgesehen davon, daß das Alkoholkapital es an einer Gegenoffensive nicht fehlen lassen wird, kann man ja wohl auch den Arbeitern nicht zumuten, daß Bier und Schnaps stärker besteuert werden, während die Weinsteuer außer Kraft gesetzt ist. Wenn aber Hilferding sich an die Wiedereinführung der Weinsteuer heranmacht, bekommt er es mit dem Zentrum zu tun, und die rheinischen Winzer vermögen nicht nur den Finanzämtern, sondern auch dem Reichsfinanzminister die Fenster einzuwerfen.

Also wird man wohl auch zu direkten Steuern seine Zuflucht nehmen müssen. Die alte Methode des Steuerbuketts, von jeder Art ein Blümlein zu pflücken, hier ein paar Prozent Körperschaftssteuer und dort ein wenig Vermögenssteuer, wäre überflüssig, wenn man sich zu einer Erbschaftssteuer nach englischem Vorbild entschließen würde. Aber dazu ist vor allem die Wiederaufnahme der Lex Stinnes notwendig. Als sich herausstellte, wie der alte Hugo Stinnes durch die Einsetzung seiner Frau als Alleinerbin noch im Tode die Steuer-

behörde gefoppt hatte, brachten die Sozialdemokraten einen Gesetzentwurf ein, wonach auch das Gattenerbe wieder steuerpflichtig werden sollte. Durch die Reichstagsauflösungen des Jahres 1924 ist diese Lex Stinnes niemals Gesetz geworden, aber ohne sie bleibt die Erbschaftssteuer in Deutschland eine Vorspiegelung falscher Tatsachen.

Wenn ein gehöriger Ausbau der Erbschaftssteuer allein noch nicht genügen sollte, um den Etat ins Gleichgewicht zu bringen, so bliebe noch ein andres probates Mittel, das weit populärer und ertragreicher ist, als das Hinaufschrauben der bestehenden Steuern und das Zusammenkratzen an allen Ecken und Enden. Dieses Mittel ist die Offenlegung der Steuerlisten. Daß auch dagegen sich die Geldschränke sperren werden, ist gewiß. Aber da auf diesem Gebiet Amerika und Skandinavien und, durch die Offenlegung der Testamente, auch England vorangegangen sind, wird man nicht gut behaupten können, daß das Auslegen der Einkommens- und Vermögenssteuer-Erklärung mit dem Prinpiz des Kapitalismus oder, goldschmidtisch ausgedrückt, mit der „Heiligkeit des Sondereigentums" unvereinbar wäre. Und dazu könnte die Sozialdemokratie mit einer Propaganda für die Offenlegung der Steuerlisten wenigstens einen Teil des Ansehens wieder gewinnen, das sie beim Panzerkreuzer verloren hat.

Eine Million Kaution

Nun hat der Untersuchungsrichter doch noch etwas zur Rehabilitierung der Familie Stinnes getan. Eine Million Kaution: das ist etwas. Wieviel muß der Mann wert sein, dem man für einen Urlaub aus Moabit soviel abnehmen kann! Wir wissen zwar, daß sich bei unsern Staatsanwälten und Richtern, Gehaltsgruppe X—XII, bei Geldstrafen und dergleichen die Zahlenbegriffe seit der Inflation noch nicht wieder eingerenkt haben; es sei denn, daß es sich um die Beschimpfung der Republik handelt. Aber eine Million Kaution stellt, wenn man so sagen darf, auch in der Geschichte der Preußischen Gerichtskassen einen Markstein dar.

Trotzdem hat der Untersuchungsrichter, im Vergleich zu den üblichen Kautionen, sich wohl nicht vergriffen. Die Familie Stinnes hat bei ihrem Sturz pekuniär nicht ganz so glänzend abgeschnitten wie die Familie Hohenzollern, aber für einen einfachen Kaufmann aus Mühlheim ist es eben noch recht ansehnlich. Der junge Stinnes wird gewiß zehn bis fünfzehn Millionen besitzen, sein Bruder Edmund hatte sich anfangs mit sechseinhalb Millionen Mark und etlichem Zubehör abfinden lassen und wird, trotz aller Katastrophen, heute auf acht Millionen geschätzt. Die älteste Schwester, Clärenore, hat sich allerdings mit einem kleinen Teil der sechsundvierzig Millionen begnügen müssen, die sie bei der Liquidation auf ihren Part anforderte, und auch davon ist das meiste bereits dahin. Die jüngere Schwester, Hilde Stinnes, hat, trotz mancherlei Kummer, sich drei bis vier Millionen bewahrt. Die Witwe des alten Hugo Stinnes, die über die

Erbteile des dritten Sohnes, Otto, und der beiden jüngsten Kinder wacht, hat noch ein Vermögen von zwanzig bis fünfundzwanzig Millionen Mark, so daß man das verstreute Familienvermögen der Stinnesschen Erben gegenwärtig auf rund fünfzig Millionen beziffern kann.

Das entspricht auch ungefähr der Wertsteigerung der Bergwerke und Hotels, die man der Familie Stinnes gelassen hat und die bei der Liquidation, in der Baisse des Jahres 1925, auf zwanzig Millionen taxiert wurden. Von unmittelbaren Nahrungssorgen bleibt also die Familie Stinnes glücklicherweise, selbst bei einer Million Kaution, bewahrt.

Luthers Verzicht

Doktor Luther, der Zäheste der Zähen, ist plötzlich unter die Entsager gegangen. Gestern noch bestand er auf seinem Recht, daß es nur so krachte, ließ Preußen seinetwegen vor den Staatsgerichtshof gehn, blamierte Marx und das Reich und harrte unerschütterlich, wie weiland der Namensvetter Martin, auf dem Verwaltungsratsposten aus, auf den ihn Gott der Herr, gestellt hatte.

Über Nacht aber ist über ihn die große Milde gekommen. Um zu verhüten, daß einer seiner Kollegen aus dem Verwaltungsrat der Reichsbahn ausscheiden müßte, will er selbst lieber einem Vertreter Preußens Platz machen. So haben wir uns den tatkräftigen Reichskanzler der Deutschen Republik immer vorgestellt: rauh die Schale, aber mild der Kern. Noch weiß man nicht, wie die undankbare Welt die Großmut Doktor Luthers belohnen wird: ob das Reich und womöglich Preußen ihn nunmehr aus freien Stücken abermals in die Verwaltung der Reichsbahn delegiert, wo man anscheinend auf seine weitere Mitarbeit nur wenig Wert legt, oder ob man ihn für höhere Aufgaben berufen hält.

Daß Doktor Luther der gegebene Reichspräsident ist, steht, zumindestens für ihn selbst, außer jedem Zweifel. Auch zur Bildung eines Geschäftskabinetts wäre er, wenn etwa die Große Koalition in die Brüche ginge und eine andre parlamentarische Regierung nicht zustandekäme, wäre er gewiß bereit. Doch es gibt auch noch andre Posten, die er im Interesse des Vaterlandes annehmen würde. Im Laufe des Winters muß das Reichsbankpräsidium wiederbesetzt werden. Im Vergleich zu der privatkapitalistischen Bankerpolitik Schachts wäre ein Mann, der staatlich-fiskalisch zu denken gewohnt ist wie Luther, immer noch ein Fortschritt. Im nächsten Jahr aber ist auch die Wahl des Generaldirektors der Reichsbahngesellschaft fällig, und für einen Posten, der so stark unter der Kontrolle der Großindustrie steht, wäre Luther kein schlechter Kandidat. Vielleicht hat grade die Nähe dieser Wahl Luther so sanft und versöhnlich gestimmt.

Bemerkungen

Mein Roman „Boston"

Aus einem Brief Upton Sinclairs an den Malik-Verlag.

Lieber Freund! Sie haben schon lange nichts mehr von mir gehört. Ich habe besonders hart gearbeitet und sende Ihnen jetzt den Rest von „Boston" meines, wie ich glaube, besten Romans ein. Er soll in Amerika am 20. September erscheinen, was zufällig mein fünfzigster Geburtstag ist. Man feiert ihn zwar in Wien und in Moskau, doch so viel ich weiß in Amerika nicht.

Den Entschluß, „Boston" zu schreiben, faßte ich am 22. August 1927, achteinhalb Uhr abends (pazifischer Küstenzeit), als ich von einem Lokalblatt die telephonische Meldung erhielt, Sacco und Vanzetti seien tot. Mir schien, die Welt müßte den Wunsch haben, ihre Geschichte zu erfahren. Meine Meinung wurde bestätigt, denn ich erhielt viele Telegramme und Briefe, in denen man mich aufforderte, das zu tun, was ich schon beschlossen hatte.

Ich kannte Boston gut, da ich es im Laufe von 25 Jahren wiederholt besucht hatte. Ich fuhr wieder hin, verbrachte dort den ganzen Oktober und einen Teil des Novembers, suchte alle Leute auf, die etwas über den Fall zu sagen hatten und sammelte einen fußhohen Haufen von Notizen und Dokumenten. Ich habe jetzt einen Roman vollendet, den alle bisherigen Leser übereinstimmend interessant finden. Ich versuche in ihm das vollständige Bild einer Kultur zu geben, um der Welt die Wurzeln des Falles Sacco—Vanzetti bloßzulegen. Im Roman erzähle ich die Geschichte einer alten Dame, die ihren reichen Verwandten davonläuft und ein, zwei Jahre unter Arbeitern lebt. Das paßt zu Boston, wo es manche wunderlichen alten Damen gibt. Diese „entlaufene" Großmutter lebt wirklich, ich kenne sie seit zehn Jahren, und versprach ihr schon immer, sie in einem Roman zu verwenden.

Wenn man ihren Lebensweg verfolgt, stößt man auf die italienischen Anarchisten, unter ihnen Sacco und Vanzetti, zwölf Jahre vor ihrem Tode, und lernt das Leben „eines" guten Schuhmachers und eines armen Fischhändlers kennen. Den ganzen langen Weg bis zu ihrem tragischen und verzweifelten Ende. Streiks, Gefängnisse, Bombenverschwörungen, Spitzel, Deportationen — alle Ereignisse jener wilden Tage während und nach dem Kriege reihen sich aneinander. Ihr trefft da die großen Bankiers und Rechtsanwälte mit ihren Familien, bekommt die bostoner Politik und Wirtschaft der letzten zwölf Jahre von innen zu sehen: Den Polizeistreik und den Aufstieg des „schweigsamen Cal" (Calvin Coolidge), die Hintergründe der Ponziaffäre, die Bankkrachs und das „Verleumdungs-Syndikat", das aus der Verteidigung von Sacco und Vanzetti Kapital herauszuschlagen suchte und aus Rache über die erfolgte Bloßstellung in der Öffentlichkeit die beiden Opfer in den Tod schickte. Ihr werdet den erstaunlichen Ursprung der Sacco-Vanzetti-Affäre in einem „Detektiv-Apparat" erkennen, der von einem minderwertigen Gesellen erfunden und von den Pinkertons übernommen wurde. Ihr trefft die Hauptzeugen, durchschaut die Intrigen des Distriktsanwalts und den gradezu fanatischen Haß eines altertümlichen puritanischen Richters, der eine Art von Hexenverbrennung inszenierte. Ihr verfolgt die Tragödie durch sieben Jahre, ein solcher Haufen von ergreifenden Szenen wurde nie noch von einem Romanschreiber erfunden — auch ich habe sie nicht erfunden. Ihr nähert Euch der erschütternden Entscheidung — dem packendsten Drama, das der Klassenkampf in Amerika je gespielt hat. Darin verwickelt sind Richter des Obersten Gerichtshofs, berühmte Rechtsanwälte, ein Millionär-Gouverneur, und ein blaublütiger

Universitätsvorsitzender, einige hundert Agitatoren und Dichter von Greenwich Hill und zweitausend stramme Leute, die den Inhalt mehrerer Militärarsenale auf sich trugen.

Aus Briefen von Kritikern, die das Manuskript gelesen haben, zitiere ich Einiges. Einer der Verteidiger Sacco-Vanzettis schreibt: „Nach meiner Meinung wird ‚Boston' so beliebt und berühmt werden, wie ‚Onkel Toms Hütte'. Es wird das Buch dieser Generation sein."

Floyd Dell, einer der angesehensten amerikanischen Kritiker, schreibt: „Die neuen Kapitel sind groß! Das ganze ist bis jetzt absolut meisterhaft, und obwohl man das Ende von vornherein kennt, erzeugen sie eine unerträgliche Spannung. Die Komposition ist wunderbar. Die erfundenen Personen sind in ganz außerordentlicher und glücklicher Weise zu den wirklichen des sozialen Dramas in Beziehung gesetzt. Für mich gibt es trotz Tolstois ‚Krieg und Frieden' und einigen von Zolas Werken nichts, das sich Ihrer Arbeit an die Seite stellen ließe. Ihre neue Methode ist tatsächlich eine große literarische Erfindung."

„Boston" erschien in Fortsetzungen im ‚New Leader' (London), in ‚Ogonjok' (Moskau) und in Prag. In Warschau wurde die Zeitschrift, in der es zu erscheinen begonnen hatte, unterdrückt. Als Buch wird es diesen Herbst in London, Berlin, Prag, Moskau und Stockholm erscheinen. Übersetzungen sind für Norwegen und Dänemark, Holland, Spanien und Japan in Arbeit. Weitere folgen.

Upton Sinclair

Razzia auf Geist

Außer den Bemühungen, Achmed Zogu auf den albanischen Thron zu bringen, außer der Verhaftung seines ehemaligen Pressechefs Cesare Rossi auf neutralem schweizer Boden, hat Mussolini noch andre Sorgen. Mit einem Eifer, der das Merkmal jedes Renegaten ist, sucht er jede Spur seiner frühern Tätigkeit als Sozialist zu verwischen. Und da er bekanntlich der Staat ist, erstreckt sich dieser Haßtrieb gegen die eigne Vergangenheit auf das ganze Land. Nach der Zertrümmerung der sozialistischen Partei geht es nunmehr an die Vernichtung der sozialistischen Literatur. Mit den üblichen fascistischen Methoden hat man es zuwege gebracht, daß sozialistische Bücher, Theorie und Belletristik aus den italienischen Buchläden verschwunden sind. Nur in einem Winkel Italiens gab es noch so etwas wie sozialistische Literatur: in den — aus bessern Zeiten stammenden — öffentlichen Bibliotheken. Doch auch auf diese ist nun das Auge des Herrn gefallen: Der fascistische Unterrichtsminister Beluzzo hat an die Leiter aller öffentlichen Bibliotheken Italiens ein Rundschreiben gerichtet, in dem eine gründliche Durchforschung in der Richtung angeordnet wird, ob selbst jetzt noch gewisse Bibliotheken gar Bücher besitzen, die „etwa Sozialisten zum Verfasser haben oder den Sozialismus als Gegenstand der Darstellung behandeln oder sozialistische Gedankengänge und Auffassungen erläutern und befürworten ..." „Es ist wohl unnötig, hinzuzufügen", fügt der vorsichtige Unterrichtsminister dennoch hinzu, „daß ein solcher Skandal sofort aufhören und sämtliche oben geschilderten verbotenen Bücher sofort den Augen des Publikums und der Verwendung durch die Leser der Bücherei zu entziehen sind ..." So wird die italienische Jugend erzogen. Umnebelt von einem phrasenhaften Militarismus, vor jeder Berührung mit sozialistischen Gedankengängen ferngehalten, wächst die „Giovinezza" Italiens auf. Die Gleichgültigkeit, mit der Europa diese Krankheitserscheinung in seiner Mitte hinnimmt, wird einmal böse Früchte tragen.

Spectator

Courteline

Lieber Fasanenhauptmann,

Sie fragen mich anläßlich der Erwähnung Courtelines, die unser Freund Theobald Tiger neulich getan hat, warum ich denn diesen weisen und tiefen Humoristen nicht übersetzte. „Les Gaîtés de l'Escadron" und „Le Train de 8 h 47" seien doch wohl nicht ins Deutsche übertragen. Ich glaube, daß sie noch nicht übersetzt sind.

Wie sehr ich Georges Courteline schätze, werden Sie an meinem nächsten Buch sehen, das ihm gewidmet ist. Aber warum ich ihn nicht übersetze ...

Lieber Fasanenhauptmann, man kann ihn zwar übersetzen, aber man kann ihn nicht übertragen.

Nicht etwa, weil ein Soldatenargot darin vorkommt. Desgleichen haben wir auch vom Frieden her und noch mehr vom Krieg, aus dem man bekanntlich ganze Lexika dieser Soldatensprache herausgezogen hat. Das also machte keine Schwierigkeiten. Der spezifisch courtelinesche Humor macht sie.

Dieser Mann ist derart französisch, daß wahrscheinlich bei den meisten Scherzen, bei denen drüben kein Auge trocken bleibt, hierzulande niemand lachte — und das kann man sehr wohl verstehen. Wenn internationale Wirkung ein Zeichen von Größe ist —: so groß ist er dann nicht. Die Soldatengespräche; die Verspottung einer Bureaukratie, die eben französisch ist bis ins letzte Staubfäserchen; die Fröhlichkeit dieser Soldaten, die so anders ist als die unsre — exportieren Sie mal eine berliner Weiße!

Noch mehr bedaure ich das von den „Messieurs les Ronds-de-cuir", eine ganz geniale Sache, die von der Bureausatire ins Visionäre heraufsteigt, eine Fundgrube an echtestem und tiefstem Humor. Courteline, der wie Sie wissen, eigentlich Moineau heißt, war ja selbst einer von den „Ronds-de-Cuir", und er hat sich lange Jahre hindurch von einem Kollegen vertreten lassen und ist nie ins Bureau gegangen. Als dieser Kollege ihn dann eines Tages im Café bat, doch nun einmal selber zu kommen, da er auf Urlaub müsse, da brauste Courteline auf, soweit ihm das möglich war, und verweigerte einen Urlaub, der ihm nicht nötig schien ...

Aber übersetzen kann man ihn nicht. Ich habe die „Freuden der Eskadron" unter einem Lachtränenschleier gelesen, aber wenn ich das auf deutsch sagen sollte, käme ich in die allergrößte Verlegenheit. Da wird es kaum noch komisch sein. Französisch die Unterhaltungen auf Stube; französisch der „adjudant Flick", der eine populäre Figur ist, und zu dem es übrigens ein lebendes Vorbild gegeben hat; französisch die beiden Soldaten im Puff, sehen Sie, das ist schon so eine Sache: das Lebensgefühl drüben reagiert ganz anders auf diese Episode, bei uns tauchen dann dreihundertdreiundvierzig „Probleme" auf ... die beiden Jungens aber, die total durchgeregnet, übermüdet und halb lahm vor Erschöpfung den Laternenanzünder auf seiner Tour begleitet haben, bis sie, von einer ausgelöschten Laterne zur andern, morgens an den Puff kommen und da alle Mädchen aus den Betten geholt werden ... und wie das alles, durchaus naturgemäß, im Arrest endet — ich weiß wirklich nicht, wie ich das übertragen soll. Dazu diese Fülle der kleinen Glanzlichterchen; diese Güte; dieser Spott, der aus dem tiefsten Mitleid herrührt — es ist eben der Mann, der sich in sein Privatwappen gemalt hat: „Et après?" Und wenn man es übersetzte, so sagte er uns vielleicht: „Na und?"

Aber er kann nicht deutsch, der alte Herr, dem es heute mit der Gesundheit nicht mehr so geht, wie wir das wünschen ... Wissen Sie, lieber Fasanenhauptmann: lesen Sie das Ding französisch und lachen Sie deutsch.

Herzlichst

Ihr

Peter Panter

Fontane und die Wenden

Zu Theodor Fontanes dreißigstem Todestag hat man eifrig seiner berliner Romane gedacht, weniger seiner Märkischen Wanderungen, in denen der Dichter die Heide und die Schlösser an der Spree, der Havel und der Oder neu entdeckte. Es ist zum Beispiel höchst interessant nachzulesen, wie Saarow und Pieskow, die heutigen eleganten Badeorte, damals noch elende Fischernester waren, in denen es noch nicht einmal einen Pferdestall gab, nur Kühe und Ziegen. Auch am Müggelsee war eine Wildnis; dort stand eine Müggelbude mit einer Dependance aus hergeworfenem Schiffsgerät für die Knechte. Kulturpolitisch am wichtigsten aber ist vielleicht Fontanes Stellungnahme für die Wenden, weshalb man diese Kapitel denn auch bis auf den heutigen Tag unterschlägt.

Der kritische Geist in Fontane, der immer bereit war, die Gegengründe zu hören, untersuchte die landläufige Vorstellung über die slawische Urbevölkerung des Landes und fand sie falsch. Mit dem Freimut, den er auch in seinen Gesellschaftsromanen gegen das Preußentum übte, stellte der Dichter fest, daß das wendische Volk sehr oft von den deutschen Fürsten betrogen wurde und daß es auch keineswegs so ungebildet und roh erschien, wie ihre Nachbarn jenseits der Elbe es hinstellten. Gastfrei und tapfer, besaßen sie auch Kultur und eigne Schriftsteller und Tempel mit Göttern in Holz und Gold. Vor allem aber gibt der Dichter der Mark unumwunden zu, daß die Wenden nicht etwa, wie die Patent-Patrioten behaupten, vertrieben wurden, sondern sich mit der deutschen Einwanderung seit Albrecht dem Bären verschmolzen. Die Reste sitzen bekanntlich noch heute im Spreewald.

Wörtlich sagt Fontane von den Wenden: „Sie wurden keineswegs mit Stumpf und Stiel ausgerottet, sie wurden auch nicht einfach zurückgedrängt bis zu den Gegenden, wo sie Stammesgenossen vorfanden — sie blieben vielmehr alle oder doch sehr überwiegenden Teils im Lande und haben in allen Provinzen jenseits der Elbe unzweifelhaft jene Mischrasse hergestellt, die jetzt die preußischen Provinzen bewohnt."

Unsern arischen Rasseforschern mag diese Feststellung sehr unbequem sein, aber es bleibt dabei.

Und was Potsdam angeht, so hieß es einst Potsdupimi, und die Erbauer seiner Kultur waren Italiener, Holländer, Franzosen — Deutsche zuletzt.

Hans v. Zwehl

Die Canaros

Wenn der Vorhang aufgeht, stehen auf der Bühne fünfzehn Argentinier und eine Argentinierin. Sie sind lange nicht so bunt, wie man das von Argentinien eigentlich erwarten zu dürfen glaubte. Sie stehen und sitzen da oben etwas dumm herum; zurückgekämmte glatte Haare haben die Männer und das Mädchen gar ein geblümtes Kleid. Es sieht aus, als hätten sich ein paar Angestellte von Tietz für eine Vereinsfestlichkeit als Argentinier kostümiert. Der Chef der Kleiderstoffabteilung hatte wohl nicht das Richtige herausgeben wollen; und so nahm man, was man kriegte.

Aber die auf der Bühne sind echt. Und echt ist auch die Musik, die sie machen. Nichts von der schmissigen Akzentuiertheit, nichts von der obligaten Leidenschaft der Geigen, die so die Kapellen sonst, weil sie grade aus Budapest kommen, als echt argentinisch ausgeben. Die Canaros sind echt, weil sie sich gar keine Mühe geben, echt argentinisch zu erscheinen, sondern uns die Musik vorsetzen, die ihnen auch zu Haus Spaß macht.

Sie spielen Schlager, Tangos und Lieder. Und das klingt ganz anders, als man sonst Tangos hört. Die Akzente werden durch die Ziehharmonikas sanft verwischt, gleichmäßige Achtel machen punktierte Noten volks-

tümlich, leicht singbar und etwas platt. Wozu soll man sich mit schwierigen Takten anstrengen? Für die Fremden, die von allen spanisch sprechenden Völkern ein für allemal Leidenschaft verlangen? Nichts zu machen.

Fast klingt diese Kapelle so, als machte sie sich über die amerikanisch-europäischen Jazzbands lustig. Keine Sentimentalität bitte: Einmal kommen die drei Geigen nach vorn und machen in weich und lieblich. Aber das haben die Ziehharmonikas nicht gern. Die nehmen dieselbe Melodie etwas quakig, mit Terzenbegleitung karikierend. Da müssen denn die Geigen abtreten. Und die Ziehharmonika-Spieler biegen ihr auseinandergezogenes Instrument über den Knien krumm vor Vergnügen.

Dann fangen alle sogar an zu singen. Revellers, Four Aristokrats oder so? Keine Spur. Die Kommis von Tietz singen sich ein Liedchen, so wie sie es schön finden. Wenn es laut sein soll, muß man den Mund aufmachen. Und der Jüngste wiederholt mit der Wichtigkeit des Ladenstifts ab und zu die Worte der Ältern. Etwa so: Der Chor singt: „Eine schöne Frau . . .", und während sie weitersingen, schreit der Bengel: „Hehe, eine schöne Frau!" Nur keine sentimentale Selbstbemitleidung. Das machen die Neger schon genug.

Also klappern die Canaros ihre Lieder runter, frisch und unberührt. Und singen immer noch eins. Es ist wirklich etwas ganz Neues, was man noch nicht kannte: Unparfümierter Jazz. Sie machen sich nicht auf süß und nicht auf herb. Sie sind unbefangen und verblüffend zufrieden mit sich selbst.

Nach dem Singen streichen sie sich über die glatten Haare, aber die sind gar nicht in Unordnung gekommen.

Wolf Zucker

Ein guter Kamerad

Unser bester Kamerad, unser Großherzog, unser Ehrenmitglied ist am 9. August in Badenweiler sanft entschlafen.

Während des Weltkrieges hat er des öfteren bei seinen Reisen an die Front auch Batterien unsres Regiments besucht und sich in seiner gütigen freundlichen Weise mit Offizieren und Mannschaften unterhalten und Auszeichnungen verteilt.

Nachrichtenblatt des Bundes des ehemaligen badischen Fußartillerie-Regimentes Nr. 14

Berliner Amüsierbetrieb

Neu eröffnet ist die schönste und größte Vergnügungsstätte der Welt.

Variété von 9 bis 3 Uhr.

Die Presse schreibt:

. . . Ein Betrieb wie ihn Berlin noch nicht kannte, der Revue, Variété, Theater, Kabarett, Tanzsaal und Restaurant in sich vereinigt, wo man also, ähnlich den berliner Riesenwarenhäusern, alles was man an Unterhaltung haben will, unter einem Dach findet. Das Tohuwabohu, das um einen herumtobt, löst ein bürgerliches Gefühl der Gemütlichkeit aus.

Anzeige

Liebe Weltbühne!

Der Fahrstuhlführer Schulz hat sich endgültig zu dem Fall eiserner Justav geäußert. Er sprach:

„Det filmen wir und schicken es Willi'n nach Doorn, und denn sahren wa ihm det er is beinah so beliebt gewesen, wie ein Droschkenkutscher!"

Antworten

Ignaz Wrobel hat hier neulich aufgefordert, „Namen zu nennen" — und zwar von solchen Firmen, die Kinder und Frauen ausnutzen, wie das im Erzgebirge häufig geschieht, ohne daß die Gewerkschaftssekretäre und die kleinen Zeitungen wagen, dem Übel nah aufs Haus zu rücken. Es bleibt stets bei sehr allgemein gehaltenen Klagen... Hier ist nun so ein Name. Und wer ist es? Claire Meyer-Lugau berichtet: „Da, wo die Kinder ein Kapital darstellen, ist die Kindersterblichkeit sehr hoch. Die Verfasserin sah erschreckende Zustände der thüringischen Heim- und Kinderarbeit. Der letzte Jahresbericht der sächsischen Gewerbebeamten gibt zu, daß im Bezirk Erzgebirge-Vogtland an 40 000 Kinder regelmäßig erwerbstätig sind. Die Eltern sind auf Mitarbeit der Kinder angewiesen. In der —" Nun? — „In der Staatsgriffelfabrik Steinach zeigte man der Verfasserin die amtlichen Kinderlohntarife. 1000 Schiefergriffel zu umwickeln, Kinderarbeit vom 4. Lebensjahr an, bringen 20 Pfennig ein, der Leim wird zugegeben. Keines dieser erwerbenden, unglücklichen Geschöpfchen hat einen Achtstundentag, 10—14 Arbeitsstunden, inklusive Schularbeiten." Das ist Ruhe und Ordnung. Aber: Zeigner ruinieren; aber: den Willen der Masse umfälschen; aber: im Parlament lügen; aber: auf dem Vertretenen herumregieren — das können sie. Wir wissen nun alle, wer Kinder zugrunderichtet — der Freistaat Sachsen muß sich sagen lassen, daß er Kinder schmählich ausbeutet, wie es der schlimmste Kapitalist auch nicht übler tun könnte. Die Abgeordneten werden schon einen Weg finden, um diese Wahrheit ihren Wählern zu verbergen. Der Leim wird zugegeben.

Josef Friedrich. Sie erzählen in einem wiener Blatt Erinnerungen an Klabund. „Wenige Monate vor dem Herbst 1918 hielt der Pressechef des königlich I. bayrischen Armeekorps in München, ein Bezirksamtmann und Hauptmann der Reserve Roth wieder einmal mit „seinen" Provinzredakteuren eine Konferenz ab, in deren Verlauf man unter anderem zu hören bekam: ‚Besonders gefährlich ist bei dieser züricher Verbrecherbande ein gewisser Alfred Henschke, angeblicher Schriftsteller, Apothekenbesitzerssohn aus Crossen; dieser landesverräterische Schmierfink hat es sogar gewagt, einen „Offenen Brief' an Seine Majestät den Kaiser zu schreiben. Der Kerl wird natürlich von der Entente bezahlt.' Nein, nein und noch einmal nein, Klabunds Ausflüge ins Politische Anno 1918 entsprangen nur der besseren Sicht in reinerer Luft und seiner dichterischen Sehergabe. Klabund war ganz unpolitisch, aber das brauchte ja jener allmächtige Häuptling über die südbayrische Presse nicht zu wissen. Klabunds ‚Kaiserbrief' blieb ein Verbrechen, und als der Dichter im Frühjahr 1919 als junger Witwer bei seinen Schwiegereltern in Passau zu Besuch weilte, mußte ers büßen. Erich Mühsam, der durchaus lyrische münchener Räterepublikaner, saß damals in Schutzhaft auf der Festung Oberhaus, der bayrischen Militärstrafanstalt. Da kam aus München ein nichtunterzeichnetes Telegramm an Klabund in Passau, er möge sich des guten Erich doch nach Möglichkeit annehmen. Das damalige Militärregime witterte unmögliche Zusammenhänge, man riß den lungenschwachen, hustenden Klabund in kalter, nasser Nacht aus seinem Bett, die derben Soldatenfäuste stießen ihn unter Verwünschungen in ein offenes Militärauto, und fort gings durch Nacht und Nebel bis nach Nürnberg, ins Zellengefängnis. Auf Bitten der bestürzten Schwiegereltern des Dichters intervenierte ich am nächsten Tage bei allen möglichen Militärstellen in Passau, Straubing und Nürnberg sowie bei der damals noch in Bamberg sitzenden bayrischen Staatsregierung. Ich drängte und drohte, was ich mir damals erlauben konnte Klabund erhielt im nürnberger Zellengefäng-

nis erst etwas bessere Verpflegung und dann nach wenigen Tagen seine Freiheit. Eine aufgepeitschte Soldatenschaft hätte damals dem ‚roten Klabund' das Schicksal Gustav Landauers bereitet, wenn nicht ein vernünftiger Offizier auf Grund der energischen Intervention für den wirklich unschuldigen Dichter auf Schritt und Tritt seine Sicherheit verbürgt hätte." Herr Roth ist heute noch im Amt; er ist bayrischer Generalstaatsanwalt, the right man on the right place.

A. K. Sie schreiben: In Nr. 35 der ‚Weltbühne' befindet sich eine Notiz über die Verweigerung der Pässe für die russische Delegation zum Weltfriedenskongreß der Jugend in Ommen. Da ich in Ommen war, kann ich die Sache aufklären. Die holländische Regierung zunächst hat zwar zwei russischen Tolstoianern die Einreise gestattet, den russischen Kommunisten jedoch nicht. Als dies bekannt wurde, hat die deutsche Weltjugendliga den Versuch unternommen, den Kongreß nach Deutschland zu verlegen. Deutschland wollte aber das Durchreisevisum nur erteilen, wenn das Einreisevisum in das nächste Land vorlag. Als dies ausblieb, wandte sich die Weltjugendliga an das Auswärtige Amt mit der Bitte, die Einreiseerlaubnis zu erteilen, dasselbe versuchten die Russen bei der deutschen Botschaft in Moskau. Die Ablehnung der Einreise der Russen erfolgte also nicht durch die deutsche Polizei, sondern durch das Auswärtige Amt, offenbar aus Höflichkeit gegen Holland. Es erhebt auch die Frage, ob auch die russische Regierung richtig gehandelt hat. Es wurde nämlich bekannt, daß die beiden Tolstoianer, die sich zuerst an Holland mit der Bitte um Einreiseerlaubnis wandten und diese auch erhielten, nachher die Ausreiseerlaubnis nicht bekamen. Durch einen amerikanischen Professor jedoch, der in Moskau gewesen war und mit den Beiden gesprochen hatte, kam heraus, daß die russische Regierung ihnen ursprünglich die Ausreiseerlaubnis erteilt hatte, obgleich sie keine Kommunisten waren. Die Pässe wurden aber wieder zurückgezogen eine Woche vor dem Kongreß, offenbar zu der Zeit, als man in Moskau erfuhr, daß die holländische Regierung wohl den Tolstoianern, nicht aber den Kommunisten die Einreise erlaubt hätte. Man kann von der Sowjetregierung nicht verlangen, daß sie der holländischen Regierung gestattet, sich die russischen Vertreter auszusuchen und also gewissermaßen die russische Delegation zusammenzustellen.

Reichsverband beamteter deutscher Irrenärzte legt Wert darauf festzustellen, daß die Urteile, an denen der geisteskranke Richter, den Walther Victor hier neulich schilderte, mitgewirkt hat, inzwischen für ungültig erklärt worden sind. Womit der Fall erledigt wäre.

Berliner Weltbühnenleser. Jeden Mittwoch, abends 8¼ Uhr, im Kaffee Adler am Dönhoffplatz. Am 3. Oktober spricht Alfons Steiniger über „Freisozialismus oder Parteisozialismus?"

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das IV. Vierteljahr 1928

einzuzahlen, da am 5. Oktober die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.

Postscheckkonto: Berlin 119 58.

Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Die Blauen und die Roten von Carl v. Ossietzky

Also las man in diesen Tagen:

> Die blaue Armee kommt unter leichten Nachhutgefechten zurück ... Die rote Armee hat sie indessen zurückgedrängt und ist auf der Verfolgung. Aber neue Kräfte der blauen Armee rollen vom Westen her an. Der Führer hat inzwischen die ganze Stärke der neuen feindlichen Truppen erkannt ... Vor diese neue Aufgabe gestellt, entschließt er sich, über die Höhe von Gruna zunächst nicht hinauszugehen, sondern sich in breiter Front vorzulegen.

Das ist aus einem der vielen görlitzer Manöverberichte und muß gewiß sehr spannend gewesen sein. Es ist die Zeit der Herbstmanöver, die zwar noch nicht Ernstfall bedeuten, aber doch der Ausprobierung von Spielregeln dienen. Aber lassen wir unsre Strategen ruhig an der Höhe von Gruna, die Farben, die sie tragen, sind uns wohlvertraut, es sind die wirklichen Farben der beiden großen feindlichen Heerhaufen in der deutschen Republik. Daneben verschwinden die viel heftiger umstrittenen zwei Trikoloren.

*

Die blaue Armee, am 20. Mai auseinandergehauen, ist unter leichten Nachhutgefechten zurückgekommen. Da die Roten zurzeit regieren, machen die Blauen wieder einen vorzüglich erholten Eindruck. Bei den Roten ist trotz breit vorgelegter Front offensichtlich Pause, die tapfern Krieger gehn augenblicklich Essenholen, und ganz deutlich sieht man im Hintergrund die liebe alte Gulaschkanone von ‚Vorwärts' in voller Würde dampfen. Bei den Blauen dagegen rollt Verstärkung an, und um zu zeigen, wie gut sich alles macht, hat sich der blaue Generalstab vor ein paar Tagen in einem großen Meeting an der Hasenheide den Freunden und Abonnenten vorgestellt. Es ist ziemlich wild geredet worden, von dem Lambachzank war nichts mehr zu spüren, die Stahlhelmführer heischten ein Plebiszit zur Änderung der Verfassung, ein Herr mit dem historischen Namen Struensee sandte Grüße an die Dynastie. Man kann das Arrangement persiflieren, aber man sollte nicht vergessen, daß seit 1923 die Rechte nicht mehr so maskenlos, nicht mehr mit so unverfrorener Sicherheit aufgetreten ist. Die Demopresse benörgelt das intellektuelle Niveau der Versammlung, aber anzunehmen, daß Alldeutschlands gesamte Dummheit sich ausschließlich auf der rechten Seite konzentriert, ist ein Aberglaube, der einer allzu kritiklosen Parteifrömmigkeit entspringt. Die Republikaner verfügen wohl über mehr intellektuelle Potenz, aber die Rechte hat dafür eine gesunde knusprige Bauernschläue einzusetzen, die inzwischen neben dem Auftrumpfen auch noch das Theaterspielen gelernt hat und nicht mit verfassungsrechtlichen Darlegungen zu schlagen ist, sondern die Faust unter der Nase spüren muß.

Lächelnd überschaute Graf Westarp sein Kriegsvolk, das vor einem Monat noch allerorten meutern wollte. Denn er

hat eine mächtige Allianz: die allgemeine ungeheure Enttäuschung über die Roten, die davon übrigens selbst nichts merken.

Es gab auf diesem Treffen vielerlei Fanfaronaden, viele kalte Theaterflammen und Magnesiumblitze. Wer eine gute Nase hat, wird dennoch den Brandgeruch wittern. Es ist noch nicht der Ernstfall, aber ein Herbstmanöver.

*

Grade jetzt vor zehn Jahren ging es den Blauen erbärmlich schlecht. Ihr Krieg brach zusammen. Ihr Kaiser wollte sich durch plötzliche Etablierung der Parlamentsherrschaft retten. Man suchte nach einem passablen Reichskanzler und fand den liberalen Zähringerprinzen. Pax durch Max, flüsterten die Fraktionsgeronten einander hoffnungsfroh zu.

Oktoberwende... Die O.H.L. schreit verzweifelt nach Waffenstillstand. Die Halbgötter erklären sich besiegt. Das neue Bürgerregime, das sie bei anderm Ausgang mit Kolbenstößen auseinandergejagt hätten, soll den Krieg noch möglichst selbigentags abblasen. Am 6. Oktober schreibt der alte liberale Abgeordnete Conrad Haußmann nach einer Sitzung im Parteiausschuß in sein Tagebuch:

> Fischbeck referiert über... das Waffenstillstandsangebot. Die Heeresverwaltung habe eröffnet, jeder Tag koste zehntausend Tote. Ersatz sei nicht mehr vorhanden. Die Bataillone von achthundertfünfzig auf fünfhundert zusammengeschmolzen... Die Westfront stehe noch, aber die Heeresleitung habe das höchste Interesse an einem Waffenstillstand, um Schlimmeres, das nahe gerückt sei, zu vermeiden. Die zahlreich Versammelten äußern sich entrüstet über die Lügen, nachdem Fischbeck mitgeteilt, dem Vernehmen nach habe Heydebrand in der konservativen Fraktion des Abgeordnetenhauses geäußert, die konservative Partei gehe zugrunde an den Lügen der Heeresleitung...

Und am 9. Oktober:

> Der Nachtbericht klingt fast katastrophal aus Cambrai, als ob dort das Zentrum durchlöchert sei. Alle politischen Akte seit Jahr und Tag zu spät, zu spät!

Nun wird der kardinale Fehler begangen, den Halbgöttern die Verantwortung für das Debakel abzunehmen. Sie, die sich vier Jahre angemaßt hatten, jeden Winkel des zivilen Lebens zu kontrollieren und zu reglementieren, treten plötzlich bescheiden zurück, anstatt das Papier, das ihre Niederlage manifest macht, mit ihrer Unterschrift zu bekräftigen. Ein Jahr später ist die Legende vom Dolchstoß da, die Parteien der Linken werden als defaitistisch und verräterisch defamiert. „Der Sieg war zum Greifen nah..." „Das unbesiegte Heer..." Conrad Haußmann notiert am 11. Oktober:

> Angesichts der Gefahr einer Kapitulation der Armee, die die verantwortliche Heeresleitung für vorliegend erklärt hat — indem sie im besondern den Durchbruch und die Aufrollung der Front ins Auge gefaßt hat, ohne im besten Falle eine Besserung der Gesamtlage versprechen zu können —, muß die Regierung handeln und keine Stunde verlieren.

Großmütig nehmen die Roten den Blauen die Bürde ab, und noch heute sind auf ihren Schultern die Male zu sehen.

Der arme Erzberger mit seiner unseligen Sehnsucht, sich in den Vordergrund der Weltgeschichte zu spielen, betritt schließlich den Salonwagen im Walde von Compiègne. Zum Dank dafür haben die Blauen ihn später abgeschossen. Dieser großartig gemeinte, politisch törichte Opfergang hat den Blauen eine Geschichtslüge beschert, an der sich ihre Reputation in Zeiten der Schwäche immer wieder erfolgreich regenerieren darf. Und in den nächsten Jahren wird sich der Vorgang oft wiederholen, immer werden in letzter Entscheidung die Roten die Geschäfte der Blauen besorgen.

In diesen Tagen wird mit einiger Rührung an die kurze Ära Max erinnert werden. Doch schon dieser eine Monat zeigte in nuce alle Unzulänglichkeiten und Wirrnisse unsres spätern Parlamentarismus. Auch das war nur Herbstmanöver, bis das flammende Signal von Kiel aufstieg.

*

Wenn man irgendwo liest:

> Grade der Soldat wird alle Bestrebungen begrüßen, die auf Verminderung der Kriegsmöglichkeit hinzielen, aber er zieht nicht auf die Straße unter dem Schlagwort „Nie wieder Krieg", weil er weiß, daß über Krieg und Frieden höhere Gewalten entscheiden als Fürsten, Staatsmänner, Parlamente, Verträge und Bündnisse, nämlich die ewigen Gesetze des Werdens und Vergehens der Völker . . .

— wenn man das liest und erfährt, daß ein General der Verfasser, weiß man augenblicklich: diese mit so mystischer Feierlichkeit angerufenen ewigen Gesetze tragen Offiziershosen mit breiten roten Streifen. Nicht ohne Bedauern überzeugt man sich, daß der Autor nicht einer jener senilen Sonntagsnachmittags-Strategen ist, die sich bei Hugenberg militärisch verbreiten, sondern der Generaloberst von Seeckt, dessen intrikate Klugheit außer Zweifel steht. Doch weiter:

> Wer aber für solche Schicksalskämpfe sein eignes Volk bewußtlos wehrlos machen will, wer es lieber im Bund mit den feindlichen Nachbarn schwächt, als den Volksgenossen bei der Vorbereitung berechtigter Abwehr unterstützt, der Pazifist gehört noch immer an die Laterne — und wenn es auch nur eine moralische ist.

Es kommt selten vor, daß der Herr General einmal die Haltung verliert und das vorzüglich eingebaute Monokel zu zittern beginnt. Aber dies Thema bringt selbst die Sphinx ins Schaukeln. Es ist sehr gütig, daß uns Herr von Seeckt einstweilen nur die moralische Laterne zudenkt. Wir sollen einstweilen gleichsam nur akademisch gehenkt werden, „in a merry sport", wie Shylock sagt, um den häßlichen Kontrakt akzeptabel zu machen. Später kann die Sache vielleicht einmal konkreter werden, bis dahin muß man sich eben mit einem kleinen Manöverspiel begnügen. Herr von Seeckt ist es doch, auf den ein bekannter Industrieller, der ihn bei einem Besuch an der Ostfront kennen lernte, von seiner geistvollen Art bezaubert, das geflügelte Wort gemünzt hat: „Es ist schade, daß dieser Mensch nur das Morden gelernt hat!" Es ist schade, daß Herr von Seeckt seitdem nichts zugelernt hat.

Volksentscheid und Pazifisten von Kurt Hiller

Der Gesetzentwurf, der dem Volksbegehren zugrundegelegt wird, lautet nicht ganz so, wie die ‚Weltbühne', irregeführt durch eine Zeitungsfalschmeldung, unlängst annahm. Er lautet:

„Der Bau von Panzerschiffen und Kreuzern jeder Art ist verboten."

Auch gegen diese Formel läßt sich etwas einwenden. Erstens: Es gibt Kreuzer, die Panzerschiffe sind; das „und" ist folglich schief. Zweitens: Wasserfahrzeuge, die nicht „Panzerschiffe", nicht „Kreuzer" sind, aber durchaus gleichfalls dem Kriege dienen, zum Beispiel Torpedoboote, Torpedobootszerstörer, U-Boote, Flugzeugmutterschiffe, sollen also gebaut werden dürfen?

Gegen den zweiten Einwand ließe sich sagen: Den Bau fast aller dieser Kategorien verbietet bereits der Vertrag von Versailles. Schön. Aber gelingt der anglofrankopolnischen Gruppe übermorgen, Deutschland in den Antisowjetkonzern zu ziehen (Jungdotraum! Traum vielleicht auch manches Ebertiners!), so wird ein integrierender Bestandteil des mit Deutschland zu schließenden Militärbündnisses die Aufhebung jener versailler Verbote sein. Friedenswert hat die deutsche Abrüstung erst dann, wenn Deutschland sie sich selber auferlegt.

Die Formel ist demnach weder besonders glücklich noch besonders radikal. Man hat versucht, eine brauchbarere durchzusetzen. Der Versuch ist an der eisernen Stirn des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei gescheitert. Ich beklage das; aber wem nun deshalb (oder aus ähnlichen Gründen) die Kommunistische Partei als Ausgeburt der Hölle, fluchwürdig und fliehwürdig erscheint, ist ein krummer politischer Hund. Diese Partei hat das hohe Verdienst der Initiative zu einer Aktion der politischen Moral. Daß die Führer einer andern Partei, einer, die neun Millionen Stimmen mit der Parole „Gegen den Panzerkreuzer!" fing, nach den Wahlen, vom Ministersessel aus, eben diesen Panzerkreuzer zu bauen verordnen, ist ein so penetranter Fall politischer Verlogenheit, ein so außergewöhnlicher Fall von Volksbetrug, daß er möglicherweise in die Schullesebücher einer bessern Zukunft als Beispiel eingehen wird. Die Sozialdemokratische Partei hat, nach einigen Theaterstürmen, sich jedes Versuchs, diesen Vorgang zu annullieren, enthalten. Die Müller und Hilferding sind weder zum Rücktritt gezwungen worden noch gar aus der Partei geflogen. Bei der Seydewitz-Opposition herrscht wieder Ruhe, herrscht (im besten Fall: zähneknirschende) Ergebung. Was man unter allen Umständen aufrechtzuerhalten wünscht, ist: die Einheit der Partei. Die Einheit der Partei über alles — und mag die Partei nationalsozialistische Politik treiben! So, wie ihre Häuptlinge um jeden Preis „die Macht" wollen, eine „Macht", die von Bekundung der Ohnmacht zu Bekundung der Ohnmacht schreitet.

All dies wäre ein Minimum der politischen Moral selbst dann, wenn es kein Minimum proletarischer Politik wäre; und

kein Minimum kriegsgegnerischer Politik. Die Atmosphäre muß gründlich gereinigt werden. Besorgt's die Kommunistische Partei, so tut sie's gewiß im Interesse ihrer Partei. Ihr das vorzuwerfen, ist blöde, unlogisch und unwahrhaftig. Unwahrhaftig, weil die Ankläger selber dauernd im Interesse ihrer Parteien handeln: ganz natürlicherweise. Unlogisch, weil, wenn die SPD-Minister, „mißbilligt" und gedeckt von ihrer Parteiorganisation, eine Schweinerei begehn, die Partei, die im Sinne des Volkswohls dagegen einschreitet, gar nicht anders kann als die SPD angreifen und den Massen wahrheitsgemäß erklären: wir vertreten euch besser als sie. Blöde, weil eine Partei-Aktion niemals wegen der Tatsache verwerflich sein kann, daß sie im Interesse der Partei erfolgt, die sie unternimmt, sondern immer nur deshalb, weil ihr sachlicher Inhalt verwerflich ist. Dieser hier ist von jedem proletarischen, kriegsgegnerischen, sozialistischen, volksfreundlichen Standpunkt aus begrüßenswert. Das Gemecker der Schwarzrotgoldnen gegen die kommunistische Herkunft der Volksentscheid-Aktion ist fader Schwindel; Dreh des schlechten Gewissens. Hat eine Partei recht, dann hat sie nicht deswegen unrecht, weil sie es ist, die recht hat.

Und die Formel des Gesetzentwurfs, die allerdings brauchbarer sein könnte, ist darum nicht gleich unbrauchbar. Übrigens tut das Litterarische immer etwas zur Sache, aber ist nicht die Sache.

*

Nicht einmal die Durchsetzung des Volksentscheids, nach dem staatsrechtlichen Schema, ist hier die Sache. Wir wissen, daß wir kaum werden siegen können. Über zwanzig Millionen Stimmen müssen aufgebracht werden — während nur rund dreißig Millionen Deutsche zur Wahlurne zu gehn pflegen. Die (allerdings nicht klare) Forderung der Reichsverfassung, daß an Volksentscheiden dieser Art die Hälfte der Stimmberechtigten teilnehmen müssen, also praktisch zwei Drittel der Wähler, hebt die plebiszitäre Korrektur des Parlamentarismus, die jene Einrichtung sein will, tatsächlich auf. Ein Parlament, das, selbst drei Jahre nach seiner Wahl, anders handelt, als zwei Drittel seiner Wähler wollen, ist kaum möglich. Solche Fälle ereignen sich alle hundert Jahre einmal.

Hier zeigt sich wieder, ein wie minderwertiges Stück Prosa diese gepriesene weimarer Verfassung ist. An allen Ecken und Enden hebt sie sich selber auf! „Es besteht keine Staatskirche" (Artikel 137), aber der Klerus zwingt durch die staatliche Strafjustiz Andersgläubige, Freigläubige unter seine Moralnormen — eine Anmaßung, die durch die Verfassung gedeckt wird! „Die Kunst, die Wissenschaft und ihre Lehre sind frei" (Artikel 142); „Eine Zensur findet nicht statt" (Artikel 118) — was nicht hindert, daß jeder Ochse die Kunst verbieten, ein Cuhorst Hodann beschlagnahmen darf: auf Grund der Verfassung! „Die Freiheit der Person ist unverletzlich" (Artikel 114); trotzdem darf, nach 10 II 17 des Preußischen Allgemeinen Landrechts von 1794, jeder beliebige schuldlose und unverdächtigte Mensch von der Polizei auf der Straße verhaftet

werden: ohne daß dies gegen die Reichsverfassung verstieße! Sie ist ein Meisterwerk.

Gibt sie uns mithin nicht oder kaum die Möglichkeit, den Repräsentativdemokratismus nach ihrem eignen Schema zu schlagen, so gibt sie uns doch die Möglichkeit einer breiten legalen Aktion gegen ihn. Diese Volksentscheidbewegung ermöglicht uns, die Massen über vielerlei aufzuklären, beispielsweise über die graue Aussichtslosigkeit dieses Parlamentarismus ...

Den Miesmachern wäre zu sagen: Auch die klassischen Massenaktionen gegen, etwa, das Dreiklassenwahlrecht waren unter Wilhelms Sonnenauge zum Mißerfolg verdammt; trotzdem ließ die Sozialdemokratie sie mit Recht stattfinden; und sie waren, unter der Optik der Revolutionierung, ein Erfolg. Wahlen — ja, soll eine sozialistische Partei von der Teilnahme an Wahlen absehn, weil sie genau weiß, sie bekommt doch nicht die Mehrheit? Das Argument der Miesmacher würde Antiparlamentariern erlaubt sein, nicht Parlamentaristen.

Und wenn uns aus dem demokratischen Moore der Grunzton trifft: „... ein billiges Mittel, mit dem Gelde der Steuerzahler parteipolitische Geschäfte zu machen", so fragen wir diese Arithmetiker ergebenst, welcher Betrag höher ist: die Million, die der Volksentscheid kostet, oder die halbe Milliarde für den Kriegsflottenbau, den er verhindern will?

*

Übrigens geht es zunächst nicht um den Entscheid, sondern um das Begehren. Dieses erfordert, um durchzudringen, nur etwas über vier Millionen Stimmen. Sind die da, dann muß der Entscheid stattfinden; muß — es sei denn, daß der Reichstag das begehrte Gesetz beschließt. Ein Sieg beim Volksbegehren zwingt also die Parteien, besonders die sozialdemokratische und die demokratische, Farbe zu bekennen. Schon aus diesem Grunde wäre der Sieg beim Volksbegehren bereits ein bemerkenswerter Erfolg. Wir werden ihn erringen. Dreieinviertel Millionen Stimmen haben im Mai die Kommunisten aufgebracht; es brauchen also nur gegen neunhunderttausend Stimmen hinzuzutreten. Kein Zweifel, daß aus Kreisen selbständig denkender, selbständig handelnder Sozialdemokraten und aus pazifistischen Kreisen diese und mehr Stimmen zusammenkommen werden. Morgen beginnt die Schlacht!

*

Was die pazifistischen Kreise anlangt — darüber ist ein offenes Wort am Platze. Carl v. Ossietzky hat hier neulich, in seinem Aufsatz ‚Volksentscheid', geschrieben: „Die Pazifisten halten sich abseits. Ein betrüblicher Entschluß." Er hat damit die Gruppe Revolutionärer Pazifisten nicht meinen können, da sie von Anfang an ihr Mittun kundgab. Er hat die großen, die zahlenmäßig starken Organisationen gemeint, deren Kampfkraft sich hier als so schwach erwies. Er hat sie mit Recht gemeint. Er hat vor allem und mit Recht die Deutsche Friedensgesellschaft gemeint. Obwohl diese neuerdings erheblich heruntergewirtschaftet worden ist, soll sie noch

heute an die fünfzehntausend Mitglieder zählen; zahlende! Das ist viel; wären wir revolutionären Pazifisten nur den zehnten Teil so finanzkräftig, wir würden Deutschland kopfstehn lassen! Die Friedensgesellschaft besoldet einige Sekretäre, entsendet ihre Bonzei nach Genf, nach Warschau, auf paulboncoureske Kongresse, unterstützt ein ‚entschieden republikanisches' Zeitungsunternehmen und tut sonst nichts. Als 1914 der Krieg entfesselt wurde, hatte sie bereits ein Leben von, irre ich nicht, 22 Jahren hinter sich. Mit welchem Nutzeffekt?

Es scheint, daß ihre Spuren sie nicht schrecken. Als am 11. August dieses Jahres unser Feiertagsfrühstück durch die Zeitungsmeldung gewürzt wurde, daß die Linksregierung beschlossen habe, das Panzerschiff zu bauen, hätte die Friedensgesellschaft sofort auf dem Plan sein müssen. Auf dem Plan war eine eigentlich gar nicht pazifistische Organisation: die KPD. Was tat die Friedensgesellschaft? Ihr „Ausschuß und Präsidium" faßte am 20. August den Beschluß, „an die Reichstagsfraktionen der republikanischen Parteien" (!) „das Ersuchen" zu richten, „schon jetzt in bindender Form zu erklären, daß sie die zweite Rate für den Bau des Kreuzers unter keinen Umständen bewilligen werden." Also zum Beispiel ans Zentrum. „Wird die zweite Rate bewilligt, so ist das Volksbegehren . . . mit aller Kraft zu unterstützen." Man scheute demnach vor der Bekundung einer für ernsthafte Politiker doch beschämenden Naivität nicht zurück, um einen Scheingrund zu gewinnen, gegen das Volksbegehren querzutreiben. Es nicht jetzt, wo es agiert wird, zu unterstützen, sondern erst im Frühjahr nächsten Jahres, wenn „die zweite Rate bewilligt" ist, deren Bewilligung es eben verhindern will . . . wer bricht da nicht (ich meine: in schallendes Gelächter aus)? Pazifistens als Marionetten an der Strippe der Ströbel und Kompagnie — die ihrerseits, so „links" sie sind, folgsam an Wels' Schiffstau müllern und hilferdingeln!

Gleichzeitig schlugen Quidde und v. Gerlach eine Beschränkung des im Volksbegehren zu fordernden Schiffsbauverbots „für die Dauer der gegenwärtigen Legislaturperiode" vor. Also dem Volk sollte zugemutet werden, nicht zu begehren, daß Deutschland keine Kriegsschiffe mehr baue, sondern zu begehren, daß es ein paar Jahre lang keine Kriegsschiffe baue. Nächstens beantragen Pazifistens, die Todesstrafe für die Dauer der laufenden Legislaturperiode abzuschaffen. Oder den Krieg.

Für eine derart revolutionäre Friedensgesinnung bedarf es allerdings einer von den politischen Parteien abgegliederten „Friedensbewegung". Sie ist gerade die alte Schreibmaschine wert, die sie benutzt, ihre Resolutionen zu tippen.

Liga für Menschenrechte, Bund der Kriegsdienstgegner, Weltjugendliga hielten sich tapferer: sans phrase entschieden sie sich für das Volksbegehren . . . und lehnten nur die organisatorische Zusammenarbeit mit den Kommunisten ab. Unter Gründen, die ich nicht noch einmal abklopfen will. Tatsächlich bedeutet die Nichtmitarbeit im „Reichsausschuß für Volksentscheid gegen Panzerkreuzerbau" eine Zerplitterung der

Kräfte, eine propagandatechnische und finanzielle Ungeschicklichkeit. Daß Kommunisten bisweilen Taktfehler begehn, sollte nur für alte Tanten, nicht für einen Kuczynski Ursache sein, seinerseits taktische Fehler zu begehn. Beim Volksentscheid für die Fürstenenteignung ordnete sich die KPD dem ‚Kuczynski-Ausschuß' ein; warum handelt man nicht jetzt vice versa? Zumal kein Kommunist präsidiert, sondern Georg Ledebour.

*

Inzwischen hat das Deutsche Friedenskartell gesprochen: die Spitzenorganisation der deutschen Friedensbewegung. Etwa zwanzig Vereine, durch sie etwa fünfundsiebzigtausend Personen. In der Kartellausschußsitzung vom 20. September habe ich namens der Gruppe Revolutionärer Pazifisten beantragt, die Mitglieder und Anhänger der dem Kartell angeschlossenen Organisationen aufzufordern, „sich am Volksbegehren gegen den Kriegsschiffbau durch Einzeichnung in die Listen zu beteiligen". Basta. Dieser eigentlich selbstverständliche Antrag ging erst nach umständlicher Debatte durch — bei einigen Enthaltungen und gegen zwei Stimmen: des Vertreters der Deutschen Friedensgesellschaft (F. Küster) und des Vertreters des Bundes religiöser Sozialisten (H. Francke).

Mit sauersüßer Miene zog am Tage darauf die Friedensgesellschaft einen roten Strich durch ihre Augustresolution und beschloß, dem Beschlusse des Kartells „beizutreten": dessen Präsidialorganisation sie ist. Ihren Beschluß ziert ein quängelnd-keifender Ja-aber-Schwanz. Sie trete für das Volksbegehren „nicht aus parteipolitischen Erwägungen, sondern aus pazifistischer Gesinnung" ein; wie ungemein erstaunlich! Welche „parteipolitischen" Erwägungen könnte diese betont überparteiliche Gesellschaft denn wohl anstellen? Und „daß die agitatorische Arbeit ohne organisatorische Verbindung mit der Kommunistischen Partei durchgeführt wird", das fordere sie. Giftpfeile gegen eine Partei, die das Verdienst hat, eine Aktion eingeleitet zu haben, für die man selber jetzt „eintritt". (Von Litwinow ganz abgesehn.)

Solches zu erleben, und immer wieder, ist — wie formulier ichs nur? — zum Bolschewistischwerden.

*

Noch nie in der Weltgeschichte ist ein Krieg „ausgebrochen". Ein Vulkan bricht aus; manchmal eine Feuersbrunst; Kriege werden gemacht. Angestiftet, angezettelt, gemacht ... von Rachsüchtigen, von Ruhmgierigen, von Blutgeilen und von Beutelüsternen. Insonderheit von Beutelüsternen — heut Kapitalisten, Imperialisten genannt. Und eben weil Kriege gemacht werden, sind sie auch verhinderbar: durch Menschenkraft verhinderbar. Dieser Panzerkreuzer bleibt etwas recht Nebensächliches; die Volksentscheid-Aktion gegen ihn: eine nicht unwichtige Etappe auf dem generationenlangen Kriegsmarsch der Menschheit gegen den Krieg. Ihres bessern Teils, mein' ich.

Auch die bürgerlich-sozialdemokratische Friedensbewegung gehört, wer wollt es verkennen, jenem bessern Teil an: nur ist sie einstweilen .. Friedensbewegungslosigkeit.

Wie lange wird es dauern? von Bernard Shaw

Bernard Shaws Buch: „The intelligent womans guide to socialisme and capitalism" erscheint Anfang Oktober unter dem Titel „Kapitalismus und Sozialismus" in der Übersetzung von Siegfried Trebitsch und Ernst W. Freißler bei S. Fischer. Wir geben mit freundlicher Erlaubnis des Verlages das folgende Stück wieder.

Nun noch etwas über den Maßstab, nach dem sich die Verstaatlichung vollziehen kann. Wird sie zu lange hinausgeschoben oder zu langsam durchgeführt, so kann es zu einer heftigen Revolution kommen, die eine traurige Gleichheit hervorbringt, indem sie alle zugrunde richtet, die nicht ermordet werden. Aber so erzeugte Gleichheit ist nicht von Dauer. Nur in einer geordneten, hochkultivierten Gesellschaft mit einer starken Regierung und einem ausgearbeiteten Gesetzbuch ist Gleichheit des Einkommens zu erreichen und zu erhalten. Eine starke Regierung ist aber nicht die, die überwältigende Streitkräfte besoldet; das tut eher eine verängstigte Regierung. Stark ist die Regierung, die moralischen Rückhalt in der überwältigenden Mehrheit des Volkes findet. Genauer ausgedrückt: es ist eine Regierung, unter der die Polizei und andre staatliche Vollzugsbeamte stets auf die Sympathie und nötigenfalls auf die Mitwirkung der Bürger rechnen können. Eine moralisch abstoßende Regierung hat keinen Bestand und ist nicht fähig, Veränderungen durchzuführen wie die unsres gegenwärtigen Systems zum Sozialismus; denn diese erfordern langwierige, geschäftliche Vorbereitungen und einen Ausbau des Verwaltungsdienstes. Sie müssen mit Überlegung, Schritt für Schritt durchgeführt werden. Und sie müssen volkstümlich genug sein, um sich so weit festzusetzen, daß kein Regierungswechsel sie erschüttert, wie unser Postsystem oder unser Kommunismus in Straßen, Brücken, Polizei, Kanalisation und Straßenbeleuchtung.

Es ist sehr schade, daß der Übergang nicht rascher durchgeführt werden kann. Aber wir müssen uns erinnern, daß Moses die Israeliten, als er sie aus der Knechtschaft in Ägypten befreite, so ungeeignet für die Freiheit fand, daß er sie vierzig Jahre in der Wüste herumführen mußte, bis die, welche in Ägypten als Sklaven gelebt hatten, fast alle tot waren. Die Schwierigkeit lag nicht in der Entfernung Ägyptens vom gelobten Lande, die man leicht in vierzig Wochen zu Fuß bewältigen konnte, sondern im Wechsel der Lage, der Gewohnheiten, des Geistes und in dem Widerwillen jener, die als Sklaven sicher und gut behandelt worden waren und nun als freie Abenteurer Gefahren und Entbehrungen ins Auge sehen sollten. Dieselbe Schwierigkeit hätten wir zu bestehen, wenn wir es unternehmen wollten, dem Volke, das nicht dazu erzogen worden ist, den Sozialismus in Bausch und Bogen aufzuerlegen. Es würde ihn zugrunde richten, weil es ihn nicht verstünde und seine Einrichtungen nicht in Betrieb setzen könnte. Und einige würden ihn gradezu hassen. Die Wahrheit ist, daß wir gegen-

wärtig in der Wüste wandern zwischen dem alten Kommerzialismus und dem neuen Sozialismus. Unsre Industrien und unsre Sinnesart, unsre Gesetze und unsre Religion sind teils kommerzialisiert, teils verstaatlicht, teils verstadtlicht, teils kommunisiert, und die Vollendung des Wechsels wird sein wie sein Anfang, das heißt: ohne daß die unintelligente Frau wüßte, was geschieht, oder etwas andres bemerkte, als daß etliches im Leben leichter und etliches schwerer wird, und dies mit den entsprechenden Ausrufen begleitete: „Man wisse nicht, wo die Welt hintreibe", oder die Dinge wären „heute viel besser als früher". Mark Twain sagte: „Besser spät als nie, nur keine Eile!" Und wer den Wechsel fürchtet, mag sich mit der Versicherung trösten, es sei mehr Gefahr, daß er zu langsam als zu schnell komme, obwohl das Leiden mit der Verspätung wachsen wird. Es ist gut, daß wir, die wir unsrer Erziehung nach ganz und gar untauglich für den Sozialismus sind, nicht ewig leben werden. Wenn wir es nur sein lassen wollten, unsre Kinder zu verderben, so würden unser politischer Aberglaube und unsre Vorurteile mit uns sterben, und die nächste Generation brächte die Mauern von Jericho zum Einsturz. Glücklicherweise kann man sich darauf verlassen, daß die Vorteile, die das Proletariat durch den Sozialismus gewinnt, und die Tatsache, daß die proletarischen Eltern eine große Majorität der Wählerschaft bilden, die moralische Erziehung mehr und mehr zugunsten der sozialistischen Bewegung beeinflussen werden.

Ich vermeide es absichtlich, mit irgendeinem moralischen Druck der öffentlichen Meinung auf wirtschaftliche Selbstsucht zu rechnen. Das wird zweifellos unter dem Sozialismus in das öffentliche Gewissen übergehen, genau so wie unter dem Kapitalismus die Kinder dazu erzogen werden, Erfolg im Leben für gleichbedeutend anzusehen damit, mehr Geld als andre zu haben und nicht dafür zu arbeiten. Aber ich weiß, wie schwer es Ihnen fällt, zu glauben, daß die öffentliche Meinung sich so vollkommen ändern könnte. Sie werden vielleicht bemerkt haben, daß die Leute zwar nicht immer die Beschäftigung wählen, bei der sie am meisten verdienen, ja, daß sie einträgliche Arbeiten aufgeben und lieber bei einer ihnen zusagenden hungern, daß sie aber, wenn sie eine Arbeit gewählt haben, dafür soviel einstecken, wie sie nur bekommen können, und je mehr sie bekommen, desto besser denkt man von ihnen. Ich habe also angenommen, daß die Menschen es weiter so treiben werden, wenn man sie läßt (wenige von ihnen besitzen heutzutage in diesen Dingen wirkliche Freiheit). Aber ich kann mir sehr wohl vorstellen, daß es in einer sozialistischen Zukunft dazu käme, jeden Versuch eines wirtschaftlichen Vorteils über den Nachbar — gesondert vom wirtschaftlichen Vorteil des ganzen Gemeinwesens — als einen solchen Verstoß gegen die gute Sitte zu empfinden, daß niemand sich dazu bekennen könnte, ohne seinen (oder ihren) Platz in der Gesellschaft zu verlieren, genau so wie es heute einem entlarvten Falschspieler geht.

„Mostruddom“ von Friedel Haustein

Immer wieder haben sie gestohlen, geraubt, betrogen, sind aus allen Heimen ausgebrochen, haben auf den Landstraßen herumgelungert, Karten gespielt, geraucht und Kokain geschluckt, auf erwünschte Überfallgelegenheit lauernd — bis schließlich die Kommission für jugendliche Kriminelle bis zu sechszehn Jahren sich entschloß, diese Unverbesserlichen, diese Rezidivisten ins Gefängnis zu stecken. Von hier gibt es kein Entrinnen, wenn auch nicht alle Fenster vergittert sind. Ein Polizeiwagen liefert sie hier ab; wuterfüllt kommen sie an, das Haus hassend, um so mehr es hassend, als sie alle wissen, daß es ja gar kein richtiges Gefängnis ist. Denn der Geist, der in diesem Hause herrscht, weiß nichts von Strafen — er will erziehen, mit allen Mitteln der Pädagogik, der Psychologie, die latenten Fähigkeiten dieser Jungen wecken und pflegen. Nur ein ganz geringer Prozentsatz dieser zweihundert Jungen zwischen zwölf und siebzehn Jahren ist tatsächlich unverbesserlich oder kretinhaft. Diese werden in einem besondern „Isolator" abgetrennt gehalten. Die Andern sind wohl sehr schwierig, aber es gelingt fast ausnahmslos, sie zur methodischen Arbeit, zur Disziplin zu erziehen. Sie sind durchaus nicht arbeitsscheu, sie lernen sogar sehr bald die Freude an systematischer Arbeit; mit der man Geld verdient, Geld, mit dem man sich auch hinter Schloß und Riegel das Leben angenehmer gestalten kann. Es gibt eine Einkaufsgenossenschaft und von dem selbstverdienten Geld kann sich jeder Junge Süßigkeiten, besonders Leckerbissen, Zigaretten, auch Kleidungsstücke kaufen. Denn es sei hier gleich erwähnt, daß es keine Anstaltskleidung, keine Uniformierung gibt. Vier Stunden täglich arbeitet jeder Junge in den Werkstätten, die bereits großenteils mechanisiert sind. Denn einmal gilt die Maschine selbst als wichtiges Erziehungsmittel; alle diese Jungen fürchten und respektieren die Maschine, ihre regelmäßige Unerbittlichkeit, deren Disziplin sie sich rasch fügen lernen. Und ferner will die Anstalt die Jungen zu qualifizierten Arbeitern heranbilden, die später ihr Brot in der Fabrik verdienen können. Jeder Junge kann sich hier seinen Beruf selber wählen, es gibt eine Tischlerei, Schlosserei, Schusterei, Schmiede und Schleiferei für optische Gläser, von zehn Instruktoren geleitet. Aber nicht nur praktische Arbeit lernt der Junge, er wird auch unterrichtet; vier Stunden täglich wird Schulunterricht erteilt, der sich allerdings etwas schwierig gestaltet, da die geistige Struktur der Kinder äußerst verschiedenartig ist; wenn sie auch fast ausnahmslos lesen und schreiben können, was ihnen wohl auf den Landstraßen die Tramps beigebracht haben. Die Zeit von sieben bis neun Uhr abends gehört den Jungen zur freien Betätigung. Sie haben eine Anzahl Klubs: den literarischen, den musikalischen, den künstlerischen, den gymnastischen, den politischen, und alle besondern Fähigkeiten kommen hier zu freier Entfaltung. Viele Jungen sind außerordentlich begabt, sie dichten, malen und modellieren, haben ihren Ausstellungsraum und ihre „Wandzeitung", auf der jeden Monat in Wort und Bild das

Aktuelle mitgeteilt und gegenseitig lebhaft Kritik geübt wird. So ist „Mostruddom" das moskauer Arbeitshaus für Jugendliche.

Auch hier im Gefängnis ist den Jungen in hohem Maße Selbstverwaltung gelassen, denn man hat weise erkannt, daß sie sich am willigsten und sichersten der eignen Organisation fügen. Jede der vier Gruppen wählt für je zwei Monate ihre Führer, die die Verantwortung tragen und denen sich die Jungen bedingungslos fügen. Der Kollektivgeist, den die Pädagogen noch zu stärken und dahin zu leiten versuchen, daß sich jeder auch dem großen Gesamtkollektiv verbunden und verantwortlich fühlt, geht so weit, daß auf die Bürgschaft des Kollektivs ganze Gruppen Ferien bekommen. Zu Ostern oder andern Gelegenheiten werden bis zu fünfunddreißig Jungen der ersten Gruppe (von den Bestwilligen, Bestbeeinflußten gebildet) zu ihren Familien oder Verwandten beurlaubt, und pünktlich finden sie sich wieder im Gefängnis ein; denn das Kollektiv, das für ihn gebürgt hat, wagt kaum einer zu betrügen.

Die dominierende Note dieses Hauses ist überhaupt die Kameradschaftlichkeit, und dieser allein, und nicht etwa Autoritätsbetonung, gelingt es, den anfänglichen Widerwillen und das Mißtrauen der Jungen zu besiegen und allmählich in Vertrauen und Gutwilligkeit umzubiegen. Auf dem Boden der Kameradschaft gelingt die Bändigung auch der Schwierigen, die in den jugendlichen Leitern keine Vorgesetzten, sondern verständnisvolle Helfer finden. Der Direktor der Anstalt ist ein junger Jurist von dreißig Jahren, sein Stellvertreter, ebenfalls ein Jurist, ist wohl zehn Jahre jünger. Jung sind die Pädagogen und wenig älter nur die Ärzte. Das ist sehr wichtig, denn in diesem Hause gibt es keine Verknöcherung, keine Verbitterung — sondern Jugendnähe und Verständnis für die Bedürfnisse der Jugend. Die Jungen dürfen alle rauchen. „Denn," sagt der Direktor, „wir rauchen ja alle auch, und warum den Kindern verbieten, was uns selber Freude macht?" Im Winter laufen die Jungen auf dem weiten Gelände der Anstalt Schlittschuh, sie haben ihr eignes Kino und Theater, ja sogar ein Treibhaus, in dem sie unter Leitung eines Gärtners die schönsten Blumen ziehen.

Noch ein Wort über den Gesundheitszustand, besonders, weil man sich bei uns unter behaglichem Gruseln vorzustellen liebt, alle diese Jungen der Straße seien aufs schwerste verseucht. Durchaus nicht. Nur von Tuberkulose sind sie stark heimgesucht, in den letzten beiden Jahren waren 24 Prozent tuberkulös und wurden selbstverständlich behandelt. Dagegen hatten nur zwei Prozent congenitale Lues und an syrischer Syphilis waren 1,5 Prozent, an Gonorrhoe 2,7 Prozent erkrankt und Scabies hatten 1927 von dreihundertachtundsechzig nur acht. Die relative Seltenheit der Geschlechtskrankheiten erklärt sich dadurch, daß die Jungen in ihrem Vagabundenleben entweder Päderasten sind, mit Bindungen nur untereinander, im Gegensatz zu den Mädchen keiner fremden Lockung folgen, alles, was für sie outsider bedeutet, strikt meidend, stärkstens an den Korpsgeist gebunden.

Russische Erinnerungen von Georg Kalantareff

II.

Beim Ersten Oberquartiermeister

... über den Generalstab und seine Vertreter wurde in der Gesellschaft viel geredet, besonders nach dem Japanischen Krieg. Ich lauschte diesen Gesprächen immer nur mit halbem Ohr. Eine klare Vorstellung vom „schwarzen Heer" (der Frontname des Generalstabes) hatte ich nicht. Ich kannte nur geflügelte Worte wie: „eine besondere Kaste", wußte von dem unversöhnlichen Antagonismus, der zwischen den Frontoffizieren und den „Momenten", wie in der Armee die Generalstäbler genannt wurden, herrschte ...

In dem Befehl, den ich am nächsten Tag erhielt, hieß es, ich solle mich zur Verfügung des Ersten Oberquartiermeisters der Abteilung des Generalquartiermeisters der Zentralverwaltung des Genstabes, oder wie es schon damals hieß: „Ogenquar" melden.

Vom ersten Augenblick, wo ich die Räume der Zentralverwaltung des Genstabes betrat, fühlte und begriff ich, daß ich in eine ganz besondere, mir bis jetzt unbekannte Welt geraten sei, daß ich ein neues Land entdeckt habe. Mit einer bei einem Reserveleutnant wohl verständlichen Zagheit betrat ich das Arbeitszimmer des Ersten Quartiermeisters. Mir entgegen erhob sich vom Schreibtisch ein großer, junger, eleganter Oberst, dessen ganzes Äußere von verfeinerter Kultur sprach. Mein skandierter Rapport: „Habe die Ehre mich zu melden, Reserveleutnant der Artillerie K.", verpuffte unbemerkt. Der Oberst W. W. Wodar reichte mir freundlich die Hand und bot mir einen Stuhl an. Daraufhin ließ auch er sich auf seinen Stuhl nieder. Ich war entzückt.

„Also, was beabsichtigen Sie bei uns zu tun?" folgte eine ironisch-verächtliche Frage.

Mein Entzücken zerstob.

„Alles, was der Herr Oberst befehlen!"

„Ich heiße Wladimir Wladimirowitsch. Darf ich um Ihren Namen bitten?"

Ich war wieder entzückt.

„Grigori Alexeitsch."

„Also, Grigori Alexeitsch, hier nebenan, hinter der Scheidewand, ist die deutsche Abteilung. Dort arbeitet allein Kapitän Dansas. Wenden Sie sich an ihn, er braucht einen Gehilfen."

Ich erhob mich, grüßte und begab mich ins nächste Zimmer, immer noch entzückt, nicht nur durch die erlesene Höflichkeit, sondern, wie mir damals schien, den gänzlichen Mangel an Formalismus an der Schwelle des Allerheiligsten im Marstempel. Außerdem welche Perspektive, während des Krieges mit Deutschland in der deutschen Abteilung zu arbeiten!

Jedoch mein Entzücken schwand im Nu, als ich den Raum betrat, der einen solchen klingenden Namen trug. Als erstes sei bemerkt, daß die deutsche Abteilung der hellen Speise- oder Anrichtekammer eines bescheidenen Haushalts glich. Das Zimmer war buchstäblich überfüllt mit Papieren verschiedener Formate. Papiere lagen auf Tischen, quollen aus den Schränken, hingen vom einzigen Fenstersims herab, hingen an den Wänden. In diesem Papierchaos ertrank ein offensichtlich neuerdings aus der Reserve berufener Kapitän der Infanterie (Spuren von unlängst abgetrennten Zeichen der Reserve auf den Epauletten waren noch sichtbar).

Ich stellte mich vor; der Kapitän stellte sich mit der gleichen Liebenswürdigkeit wie unser gemeinsamer Vorgesetzter vor, und nannte einen in der Literatur sehr wohlklingenden Namen, der eng mit Puschkins Biographie verbunden ist. Nachdem er mich zum

Sitzen genötigt hatte, blickte er mich hilflos fragend an. Ich erklärte ihm, ich sei ihm als Gehilfe beigegeben und bat um Weisungen über meine zukünftige Arbeit.

„Was für Weisungen, mein Lieber?" stöhnte fast der Kapitän Dansas. Ohne sich durch die Anwesenheit des hinter der kaum bis zur Decke reichenden Scheidewand sitzenden Ersten Oberquartiermeisters Wodar einschüchtern zu lassen: „Sie sehen ja! Ich vergehe! ... Wenn Sie keine Angst vor schmutziger Arbeit haben, so bringen Sie um Gottes Willen Ordnung hier hinein. Hier braucht man mindestens fünfe, und ich bin allein. Sehn Sie sich selber um, wie das ausschaut!" — Er sprang vom Tisch auf, stürzte zu einem Eisenschrank und riß die Tür auf. Aus dem Schrank stürzte ein Papierkatarakt: Telegramme von Kriegsagenten, Resumés von Frontnachrichten, Instruktionen, Broschüren, Landkarten, Mappen mit Einzelkorrespondenzen, Zeitungsausschnitte ... Mir stockte das Herz: dieses war der Zustand der deutschen Abteilung des „Ogenquars", des Genstabes im September 1915 — am Anfang des zweiten Kriegsjahres!

„Sie begreifen", setzte der aufgebrachte Kapitän Dansas fort, „daß es mir unmöglich ist, mich in dieser Menge von Papieren allein zurechtzufinden. Jeden Augenblick werden, zur Mitteilung oder zum Rapport eines Kriegsagenten, vorgehende erläuternde Dokumente verlangt, die mit einer Nadel zugesteckt werden müssen. Und wo soll ich sie finden? Sie begreifen, daß ich umkomme?"

Zu begreifen gab es hier nichts.

„Geben Sie mir wenigstens das Buch der ein- und auslaufenden Papiere!"

„Ach, was denn für ein Buch! Es existiert selbstredend irgendwo. Aber wo soll ich die Zeit hernehmen, alle Papiere zu notieren! Sie sehen ja! Kurz — tun Sie, was Sie wollen. Ich werde für alles dankbar sein."

Drei Tage, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht, arbeitete ich wie eine Dampfmaschine: ordnete Berichte von Kriegsagenten nach Ländern und Daten, verteilte in einzelne Gruppen Nachrichten von den drei Fronten und aus dem Hauptquartier, sortierte einzelne Korrespondenzen, heftete zusammen, machte Mappen für einzelne Fälle und Fragen, und alles nach eignem Gutdünken, ohne eine Ahnung davon zu haben, worin die Funktionen der Generalquartiermeisters-Abteilung und ihrer deutschen Abteilung denn eigentlich bestanden. Der Kapitän war begeistert. Man konnte sich nun in der Abteilung wenigstens bewegen, und es wurde erheblich leichter, die nötigen Papiere zu finden, um sie den zuständigen Rapporten beizufügen.

Beim Ordnen des Chaos fand ich Dutzende uneröffneter Umschläge mit der Aufschrift „Dringend" und „Geheim" und eine Menge von Dokumenten, die überhaupt keine Beziehung zur deutschen Abteilung hatten. Diese Dokumente mußten andern Sachverwaltungen und Abteilungen des „Ogenquar" zugestellt werden. Im Verteilen dieser Dokumente unter den verschiedenen Abteilungen überzeugte ich mich, daß in den andern Sachverwaltungen ungefähr die gleiche Ordnung, wie in der deutschen, herrschte. Überhaupt konnte ich weder ein System der Arbeit im „Ogenquar", noch eine elementare Klassifikation der Funktionen entdecken. Jedoch arbeiteten die Herren Offiziere der Zentralverwaltung des Generalstabs mit fürchterlicher Energie. Von neun Uhr früh bis zehn in der Nacht waren alle zur Stelle. Auch nach dieser Stunde blieben sie oft bis drei oder vier Uhr früh. Erstaunliches war nichts dabei: neun Zehntel der Arbeit diente zur Beseitigung von Reibung und Störung einer nie ordentlich eingestellten Maschine. Wenn zum Auffinden eines Dokumentes Stunden verwendet werden mußten, war der Tag offen-

sichtlich zu kurz. Unter diesen Umständen war die Beförderung von „dringenden" und „eiligen" Papieren entsprechend.

Etwa in der fünften oder sechsten Woche meines Dienstes trug mir der Erste Oberquartiermeister auf, möglichst schnell die Instruktionen zu neuen Haubitzen aus dem Englischen ins Russische zu übersetzen. Die Instruktion sollte gedruckt und an alle Armeestäbe, Korps und Divisionen verschickt werden. Sie war etwa zwölf bis vierzehn Druckseiten lang. Ich machte die Übersetzung in drei Tagen, von denen ich zwei nicht durch eigne Schuld unproduktiv verbrauchte. Als ich Oberst Wodar meine Arbeit nach Verlauf von drei Tagen brachte, war er aufrichtig erstaunt. Er hatte geglaubt, ich würde zu dieser dringenden Arbeit mindestens eine Woche brauchen. Die mir gestellte Aufgabe war keine leichte. Die Hauptschwierigkeit bestand darin, daß ich, Reserveleutnant von 1902, nur Kanonen alter Systeme kannte, etwa von 1884. Während meiner Dienstzeit hatte die Umarmierung unsrer Armee erst begonnen. Allerdings hatte ich, während des Japanischen Krieges wieder in den Dienst berufen, anderthalb Jahre in der Festung Brest-Litowsk zugebracht; aber in dieser erstklassigen Festung datierte das jüngste Geschoß von 1878. Offensichtlich waren meine Kenntnisse für eine detaillierte und genaue Übersetzung einer Instruktion zu Gewehren von 1915 unzulänglich. Ich mußte den Typ dieser Gewehre nach einem neuern Lehrbuch der Artillerie erst ordentlich studieren. Natürlicherweise begab ich mich zu allererst in die Bibliothek des Generalstabes und freute mich schon im voraus über die Gelegenheit, in einer erstklassigen Bibliothek eines hohen Militärinstituts stöbern zu dürfen.

In der Bibliothek fand ich zwei junge Mädchen, die zu meiner Genugtuung erklärten, es gäbe eine Kartothek, jedoch, was schon weniger erfreulich war, nicht nach Gattung, sondern nach Alphabet, nach den Namen der Autoren. Der Katalog befinde sich in der Verwaltung eines invaliden Obersten. Ich fragte die Damen, ob sie mir zeigen könnten, wo Bücher über Artillerie stünden. Das konnten sie nicht. Also wandte ich mich zum Katalog, und mich ergriff ein gemischtes Gefühl von Freude und Trauer. Der Katalog war so klein, daß man ihn in zwei bis drei Stunden überblicken konnte, sein geringer Umfang aber ließ mich nichts Gutes hoffen. Ich sah ihn durch und mußte mich überzeugen, daß das neueste Buch über Artillerie in der Bibliothek des Generalstabs aus dem Jahre 1898 stammte. Ich stürzte mich auf den Bibliothekar, er erwies sich aber ebensowenig als ein Generalstabsoffizier wie ich. Er schickte mich zu den Damen. Diese überließen mir eine absolute Handlungsfreiheit. Ich kroch von einem Regal zum andern, überzeugte mich, daß in der Bibliothek etwa vierzig Bücher Artillerie vorhanden waren, wovon das jüngste von 1898 stammte! Meine verhältnismäßig große Erfahrung im Bücherwesen erlaubte mir inzwischen ein Urteil über die Bibliothek zu bilden. Es war katastrophal. Die Zufälligkeit der Zusammenstellung, die Qualität der Werke und der ganze Zustand der Bibliothek des Hirns der Armee glich der Trödelbude eines zweitklassigen Antiquars. Daraufhin forschte ich bei den Bibliothekarinnen.

„Sagen Sie bitte, wer bezieht die Bücher für die Bibliothek?"

„Wir," antworteten beide zusammen.

„Nun, und auf welche Weise geschieht das? Wahrscheinlich kommen Forderungen, und Sie lassen danach die Bücher kommen? Oder vielleicht gibt Ihnen der „Ogenquar" eine Liste von Büchern, die bestellt werden sollen?"

„Ach, recht einfach", erklärt mir die Ältere, die wohl achtzehn Jahre zählte, Wolff (eine russische Verlagsfirma) schickt uns seine ‚Bücher-Nachrichten', wir blättern den Katalog durch, und wenn sich etwas über Militärfragen findet, so teilen wir es dem Bibliothekar mit, und er verschreibt die Bücher. Wie, das wissen wir nicht."

Wenn nicht diese lieben, an jeder Bildung schuldlosen Kinder (ich erfuhr später, die eine habe sechs, die andre vier Klassen des Gymnasiums besucht) vor mir stünden — hätte ich ausgespuckt. Notgedrungen mußte ich mich an den Herrn Ersten Oberquartiermeister selber wenden, ihm meine Verlegenheit erklären und um die Erlaubnis bitten, die notwendigen Bücher aus der Artillerie-Akademie zu holen. Dort fand ich einige französische absolut zeitgemäße Werke über Artillerie, und nachdem ich mich auf diese Weise mit der Konstruktion neuster Geschütze vertraut hatte, übersetzte ich glücklich die Instruktion.

Nach dieser Arbeit entspann sich zwischen dem Herrn Ersten Oberquartiermeister und mir eine Art „entente cordiale". Oberst Wodar trug mir immer öfter selbständige Arbeiten auf, auch solche, die zur deutschen Sachverwaltung in gar keinem Verhältnis standen. Meine Tätigkeit wurde noch mannigfaltiger, als Oberst Wodar zufällig erfuhr, daß ich außer der üblichen deutschen, französischen und englischen Sprache noch italienisch und schwedisch sprach und mich auch noch in andern europäischen Idiomen zurechtfinden konnte. So geschah es, daß ich in verhältnismäßig kurzer Zeit in die Reihe der regulären „Kriegs-Stabsoffiziere" vorrückte und in die Mysterien des Stabes eingeweiht wurde. Es gab zwei regulierende Mächte: absolute Dienstfertigkeit der Obrigkeit gegenüber und ebenso absolute gegenseitige Höflichkeit, die sich je nach Rang in zweite und dritte Potenz steigerte. Alles andre, was nicht nur in Westeuropa, sondern auch in vielen Institutionen des russischen Reiches als notwendige Elemente jeder Arbeit galt, wie so: Organisation, Programm, Ziel, Logik, Pflichtgefühl, Wissen und Verantwortungsgefühl, all dieses fehlte in der Zentralverwaltung des Generalstabes gänzlich. Es fehlte sogar die conditio sine qua non jedes Militärdienstes: die Disziplin. Diese wurde durch eine verfeinerte, ich möchte sagen sportlich wetteifernde Höflichkeit ersetzt, in der die höhern Grade der Generalstäbler den Rekord stellten. Eine Ausnahme bildete später, im Jahre 1916, der Chef des Stabes, General Bjelajeff, der wie ein betrunkener Fuhrmann fluchte und die Offiziere wie ein Feldwebel guter alter Zeit anfuhr; da er aber vorwiegend im Empfangszimmer Rasputins (einige sagen im Vorzimmer) verweilte und sich im Stabe nur während der von Intrigen freien Zeit sehen ließ, so konnte er den Stil nicht verderben. Den Grund dieses chinesischen Zeremoniells konnte ich nicht entdecken, glaube aber, die tiefere Ursache lag darin, daß die Zentralverwaltung des Generalstabes vollgestopft war mit privilegierten „Zugeteilten".

Mein liebenswürdiger, unmittelbarer Vorgesetzter, ein höchst gebildeter, kultivierter Offizier, verwandte zehn von den vierzehn Stunden, die er arbeitete, dazu, eine „allerhöchste Meldung", die „Zarenmeldung", zu redigieren. Diese Meldung, Fluch ihrer Asche, herrschte nicht nur über der deutschen Abteilung, sondern auch über allen andern Abteilungen der „Ogenquar". Für sie schafften alle Abteilungen Material herbei, an ihr arbeitete der Erste Oberquartiermeister, an ihr feilten und verbesserten alle Vorgesetzten aller Abteilungen, zwei Schreiber waren nur für sie da und schrieben sie auf ein besondres „Elfenbeinpapier" auf einer besondern Maschine. Befriedigend konnte sie, glaube ich, nur Oberst Wodar redigieren. In diese Meldung mußte alles hineingequetscht werden, was von den Fronten, von den Kriegsagenten, den ausländischen Agenten, von den Verbündeten, ja selbst aus den Zeitungen kam. Dabei durfte sie zwölf Seiten eines großen Briefbogenformates nicht übersteigen. Deshalb wurde aus dem gesammelten Material gestrichen: alle Zahlen, alle Details von Spionage und Contrespionage, und selbstredend alles, was auf das Gleichgewicht der Psyche des allerhöchsten angebeteten Monarchen wirken konnte. Zugelassen wurde nur zwanzig Mal Gesichtetes, demnach absolut Veraltetes und

Unbrauchbares. Kurz, die Meldung wurde so entlaugt, daß jeder beim Durchlesen sich unwillkürlich fragte: „Wer kann das brauchen? Ist es möglich, daß der Zar das liest?" Übrigens fragte ein Oberst des Generalstabes, nachdem er diese Meldung gelesen hatte: „Warum schlägt der Kaiser demjenigen, der ihm dies bringt, nicht den Schädel ein?"

Zur vollen Charakteristik dieser Meldung muß ich bemerken, daß man sich manchmal, wenn das Material nicht reichte, auch an mich wandte. Ich nahm dann irgend eine mir unter die Hand kommende schwedische oder dänische Zeitung, setzte die Rubrik „Schweden", „Dänemark" oder „Norwegen" auf und schrieb: „Nach Mitteilungen aus schwedischen Zeitungen ist der ökonomische Zustand Deutschlands in hohem Maße erschüttert. Fourage fehlt. Kartoffeln reichen nicht. Deutsche Gelehrte arbeiten an der Erzeugung von Öl aus Traubenkernen . . ."

Ich kann mich keines Papiers erinnern, das nicht mindestens mit dem Stempel „geheim" versehen wäre (außer „geheim" gab es noch Abstufungen: „Vertraulich", „Sehr geheim", „Äußerst geheim"). Man bittet zum Beispiel den Kriegsagenten in Schweden, ein Buch zu schicken, das in jedem Bücherladen Stockholms verkauft wird: „geheim"; französische Zeitungen werden in den Stab des obersten Befehlshabenden „geheim" geschickt; Ausschnitte aus schwedischen Zeitungen werden an den Stab der Nordfront geschickt: „geheim". Nicht so verhielt es sich jedoch mit den Geheimnissen ohne Anführungszeichen.

Vor allem wurden alle „geheimen" und nicht geheimen Papiere in ein gemeinsames Sekretariat für deutsche und oesterreichische Sachverwaltung gegeben, wo acht Schreiber saßen, und wohin jeder Schreiber jeder andern Sachverwaltung, und natürlich erst recht Offiziere, freien Zutritt hatten. Außerdem verplapperten sich und plapperten überhaupt die Herren Offiziere des Generalstabes unverzeihlich. Vieles, was tatsächlich geheimgehalten werden sollte, hörte ich, nachdem ich es aus der direkten Quelle im Generalstab erfahren hatte, einige Tage später in Kreisen, die gar keine Beziehungen zum Generalstab hatten. Schließlich war der Zutritt in die Abteilungen des Generalstabes einem jeden frei, der eine Militäruniform trug.

Eines Tages bat mich der Erste Oberquartiermeister, der inzwischen absolutes Vertrauen zu meinen Generalstabstalenten gefaßt hatte, mich an die französische Tipmaschine zu setzen, ich sollte einen Brief unsres Kriegsministers (damals war es, glaube ich, Poliwanoff) an General Peau abschreiben. Der Brief war wirklich geheim, denn er handelte vom Plan eines gleichzeitigen gemeinsamen Vorrückens aller Verbündeten an allen Fronten. Ich schrieb den Brief ab, und Oberst Wodar brachte ihn persönlich dem Kriegsminister zur Unterschrift. Nach seiner Rückkehr trug Oberst Wodar mir auf, eine eigenhändige Preßkopie des Briefes abzunehmen, was ich auch tat. Ich nahm die Kopie mit größter Vorsicht ab und vernichtete sogar alle Kopierblätter, auf denen ein fürs gewöhnliche Auge unmerklicher Abdruck hätte bleiben können. Den Brief und die Preßkopie übergab ich meinem Vorgesetzten. Etwa zehn Tage darauf meldete mir der mir zuständige Schreiber, indem er mir Kopien und sonstige Papiere aushändigte:

„Entschuldigen, Ihre Gnaden, ich habe noch eine Kopie vergessen. Der Herr Oberquartiermeister hatte sie mir gegeben, um sie Ihnen zu überreichen, ich hatte sie in meinen Kasten geschoben und dort lag sie die ganze Zeit."

„Welche Kopie?"

„Das weiß ich nicht. Ich bringe sie gleich."

Einen Augenblick darauf legte der Schreiber mir meine Kopie des Briefes an General Peau vor.

Zehn Glaubenssätze von Peter Panter

Die Bourgeoisie ist in keinem Lande sehr erfreulich. Der Nationalcharakter kann ihre spezifischen Eigenschaften mildern oder noch mehr ans Licht treten lassen — es scheint, daß grade diese Vermögens- und Erwerbssphäre eine Geisteshaltung bedingt, die platt macht und hart, chauvinistisch aus Angst, herzlos aus Mangel an Horizont und roh aus Phantasielosigkeit. Darin unterscheidet sich der belgische Spießer nicht vom amerikanischen, der französische nicht von deutschen; Menschen, die mehr verdienen als die Notdurft es erfordert und nicht genug, um Standesansprüchen zu genügen, die sie übernommen haben, ohne sie zu verstehen, sind eben so.

Aus den verschiedenen Schichten des Bürgertums heben sich mannigfaltige Typen ab, die gesondert zu betrachten sind. Niemand kann sie alle kennen, niemand alle beschreiben — sie sind schon in einem einzelnen Lande so zahlreich, daß ein Menschenleben nicht ausreicht, auch nur die Hälfte zu schildern. Das wäre zwar nicht die „Aufgabe" des Dichters, der kein Schüler ist, — aber eine Aufgabe wäre es schon, und was mich angeht, so interessieren mich die kümmerlichen Visionen braver Schriftstellerknaben viel weniger als die Wirklichkeit, die einer so beschreibt, daß sie einem zum Greifen nah gerückt ist.

Die verschiedenen Schichten des Bürgertums kristallisieren nun bestimmte Axiome, deren sich die Axiomträger nicht immer bewußt sind; vielfach leben sie dumpf, ihrer selbst nicht bewußt, wie ja überhaupt die leeren Räume im Denken des Menschen viel, viel größer sind als man anzunehmen geneigt ist. Bei dem Satz: „Es gibt einen Gott" oder „Der Walfisch wirft lebendige Junge" denken sich die meisten Menschen überhaupt nichts; sie haben das in der Schule gelernt, und so ist es ihnen verblieben. Die Axiome, von den ich spreche, sind Glaubenssätze, hingenommen in absolutem Gehorsam, ehern errichtet, für das ganze Leben Geltung behaltend. Sie sind nicht zu allen Zeiten dieselben gewesen: der Panzer von Vorurteilen, mit denen sich ein bremer Bürger aus dem Jahre 1874 umgeben hat, war aus andern Plättchen geschmiedet als der eines bayrischen Gymnasialdirektors aus dem Jahre 1928. Aber sie tragen diese Kettenpanzer bis zum Tode und legen ihn nie ab. Sie haben ihre Vacua; sie teilen die Welt sehr streng in Groß- und Kleingedrucktes ein, was ferne ist, verschwimmt, und aus den Niederungen ihrer trüben Erkenntnis kommen sie nicht heraus. Das ist immer so gewesen. Weil sie aber heutzutage vom Hochmutteufel besessen sind, der ihnen ins Ohr flüstert, wer die Technik habe, brauche keine Seele und habe sie außerdem schon —: deshalb verlohnt es, aus dem reichhaltigen Herbarium zwei Pflanzen herauszugreifen, die ich mir gepreßt habe. Charakteristisch für einen Menschen ist das, was ihm selbstverständlich ist. Wollen mal sehen.

Frau Emmi Pagel, aus Guben (Niederlausitz). Ehefrau des Buchhalters Paul Pagel, der sich in seinen Papieren „Werk-

beamter" nennt. Frau Pagel ist mittelgroß, hat um eine Kleinigkeit zu dicke Beine, breite Hüften, eine frische Gesichtsfarbe, ist gut gewaschen, aber nicht sehr gepflegt; sie hat manikürte dicke Finger, mit einem Siegelring und einem verzierten Ehering. Kurz geschnittenes Haar. Durchaus keine Kleinstädterin, sondern eben eine Frau, die in einer kleinen Stadt wohnt.

Dies sind ihre zehn Glaubenssätze:

I.

Unter dem Kaiser war alles besser.

II.

Ein Oberbuchhalter ist mehr als ein Buchhalter.

III.

Ein Brief darf nicht mit „Ich" anfangen; das ist unhöflich.

IV.

Schuld an dem ganzen Elend sind die Juden. Die Juden sind schmutzig, geldgierig, materiell, geil und schwarz. Sie haben alle solche Nasen und wollen Minister werden, soweit sie es nicht schon sind.

V.

Es gibt natürlich keine Gespenster. Immerhin ist es unheimlich, nachts auf einen Friedhof zu gehen oder allein in einem großen dunkeln Haus zu sein. (Mäuse.)

VI.

Dienstboten sind eine von den Besitzenden verschiedene Rasse; aber sie empfinden das nicht so.

VII.

Wenn man Rhabarber nachzuckert, wird er sauer. (Dieser Satz ist völlig unsinnig; er ist durch ein Mißverständnis entstanden, also unausrottbar.)

VIII.

Kommunismus ist, wenn alles kurz und klein geschlagen wird. In Rußland werden die Frauen vergewaltigt, sie haben eine Million Menschen ermordet. Die Kommunisten wollen uns alles wegnehmen.

IX.

Was allen und mir gefällt, ist hübsch; was allen, mir aber nicht gefällt, ist schön.

X.

Alle Welt ist gegen Deutschland — aus Neid.

Soweit Frau Pagel. Frau Rechtsanwalt Margot Rosenzweig hingegen ist ziemlich groß, eine Spur zu mager, um schlank zu sein, sehr gepflegt, sieht aber nicht immer so aus. Das Haar ist nicht fettig, man denkt aber, es sei fettig. Der Teint... Sie glauben nicht, was ich für den Teint schon alles...

I.

Christen sind dümmer als Juden und werden aus diesem Grund „Gojim" genannt.

II.

Natürlich gibt es keine Gespenster. Immerhin muß man aber nicht grade nachts allein auf einem Kirchhof ... ich muß nicht von allem haben.

III.

Ein Mensch, der französische Stiche sammelt und kaufen kann, ist ein gebildeter Mensch.

IV.

Kommunismus ist, wenn alles kurz und klein geschlagen wird. Die Kommunisten wollen uns alles wegnehmen, wo man sich Stück für Stück so mühsam zusammengekauft hat. Arbeiter muß es natürlich geben, und man soll sie auch anständig behandeln. Aber am besten ist es, wenn man sie nicht sieht.

V.

Alle Welt ist gegen die Juden — aus Neid.

VI.

Kunst darf nicht übertrieben sein.

VII.

Wenn man in einem eleganten Hotel sitzt, ist man selber elegant.

VIII.

Bei Gewitter muß man den Gashahn zudrehen. (Siehe Frau Pagel, Ziffer VII.)

IX.

Nach Paris kann man keinen Mann allein schicken, meinen schon gar nicht. Die Axt im Haus.

X.

Mein Mann ist zu gutmütig.

Soweit Frau Rosenzweig.
Und wer pflückt die andern — ?

Die feine Kunst des Henkens von John Hill

Die Wirbelsäule zu zerbrechen ist das Ideal, auf das abzuzielen ist.

Handbook on Hanging

Mit solchen Dingen beschäftigt man sich geschmackvollerweise eigentlich nicht.

Es ist überhaupt eine ganz rohe, wenn auch allgemein sanktionierte Angelegenheit, und so etwas eine Kunst zu nennen ...

Scharfrichter und Henker sind blutige Gesellen, die man von schauerlichen Historien her kennt. Natürlich hat man in Venedig und anderswo Folterkammern studiert und bei Madame Tussaud in London die verschiedensten Richtschwerter und Henkerbeile im Original und auch die berühmtesten Verbrecher in Wachs. Einem war dabei nicht immer ganz wohl im Magen. Aber das sind Dinge der Geschichte, das gehört zur Bildung, zum Verständnis historischer und kultureller Er-

eignisse eines Landes. Zeitgenössische Dinge dieser Art zu betrachten ist frivol. Schlimm genug, wenn man in Kriminalromanen oder sensationellen Zeitungsberichten sich auf derlei Sachen einläßt. Zum Tode Verurteilten muß nun mal irgendwie der Garaus gemacht werden. Nun, wenn schon, wo doch im Kriege sieben Millionen Tote blieben; auch muß man sich doch eigentlich da auf solche Dinge verstehn. Im übrigen ist man schon lange gegen die Todesstrafe, ganz prinzipiell gesprochen. Werden denn immer noch welche gehenkt?

Ja, es werden immer noch welche gehenkt, und in England wird gar noch gehängt.

Mitleidig sieht der Amerikaner, der grade in seiner Zeitung eine eingehende Schilderung von Mr. Elliot, dem Public Executioner in USA. über den „wunderbar blitzartigen" Tod des ihm überantworteten Mörders im elektrischen Stuhl gelesen hat, auf das rückständige Europa herab, das noch Guillotine, Galgen und Strick wie seit Jahrhunderten zur Hinrichtung benutzt. Daß bei der Elektrokution vielfach erst der Arzt den vom Schlage einiger Tausend Volt getroffenen und versengten Klienten, was der englische Sachverständige Professor Rota neulich in der ‚Daily Mail' eine unmenschliche Tortur genannt hat, einige den Tod sichernde Schnitte beibringt, bleibt offenbar nebensächlich; gewissermaßen nur noch eine „Formsache". Wir wissen, daß die modernste amerikanische Kunst der Hinrichtung nicht einwandfrei und ohne Versager ist. Bei der weniger modernen, vielmehr recht altmodischen und blutigen Exekution durch Enthauptung bleibt peinlich, daß diese Methode intensiv an das dunkle Mittelalter erinnert; man denke nur an die halböffentliche Guillotinenpraxis Monsieur Deiblers in Frankreich. Abgesehen davon hat man auch die Beobachtung gemacht, daß bei der Trennung von Kopf und Rumpf gewisse Nervenfunktionen in beiden Körperteilen noch nicht zum Stillstand gebracht werden. Macht das Hirn des Geköpften vielleicht noch minutenlang Wahrnehmungen, fühlt es etwa einen Schmerz?

Hanging is the best, sagt der altbewährte Methoden liebende Engländer, und bei alledem eine feine Kunst, die noch dauernd verbessert wird! Denn der „drop" durch die eichene Falltür mit der Schlinge um den Hals sichert, wenn alles gut geht, gewissermaßen dreifach den Tod: Durch Ersticken, durch Genickbrechen und Zerreißen der Schlagader. Wie gesagt, wenn alles gut geht. Man erinnert sich noch in England des Falles eines gewissen John Lee, den man einfach nicht zu Tode brachte. Trotzdem der Hangman ihn dreimal in jene dunkle Kammer fallen ließ. Göttliche Vorsehung war das Verdikt der Öffentlichkeit. Aber vielleicht wäre es bei einem vierten, fünften oder sechsten Versuch doch noch gelungen. In andern Fällen mußte man dadurch nachhelfen, daß man dem Gehängten auf die Schultern sprang oder durch einen scharfen, sachverständigen Ruck an den Beinen das Genick brach. Schließlich ist es nur menschlich, wenn auch der erfahrene Henker einmal in seinen vorsichtigen Kalkulationen irrt.

Das bringt uns zu der Kunst des Hängens, die uns in einem demnächst erscheinenden englischen Buch sehr eingehend geschildert wird. (A Handbook on Hanging by Charles Duff. Eine kurze Einführung in die feine Kunst der Exekution mit vielen nützlichen Informationen über das Genickbrechen, Erdrosseln, Strangulieren, Ersticken, Enthauptung und Elektrokution; auch mit Daten und Hinweisen für Henker wohl versehen, sowie einer Darstellung der Hinrichtungsmethoden Mr. Berrys und seiner Arbeitsliste fürs Hängen. London, September 1928.) Denn obwohl Scharfrichter zumeist sehr verschlossene, unmitteilsame Leute sind, die oftmals im Stillen durch Selbstmord endigen, haben sie doch gelegentlich der Öffentlichkeit ihre Erfahrungen nicht vorenthalten, und Charles Duff hat das Wichtigste davon in gescheiter Weise zusammengefaßt. Wir ersehen daraus, daß der Hangman offenbar ein wahres Genie seiner Art sein muß, wenn bei der Exekution außer den gesetzlichen Ansprüchen, nämlich: „am Hals aufgehängt zu werden, bis der Tod eintritt" auch noch den humanen Wünschen nach einem schnellen Tod Rechnung getragen werden soll. Das Hängen des Mörders Antonio Sprecage im Jahre 1919 in Canada beanspruchte eine Zeit von einer Stunde und elf Minuten! Nicht ein Genick gleicht dem andern, und außer einer guten Untersuchung der Körpermasse, Schwere, Muskulatur, Knochen des Opfers und Halsumfang, muß der Hangman einen sichern Blick für die gesamte Disposition seines Mannes haben, damit er sein Seil nicht zu kurz, nicht zu lang wählt und ihm einen richtigen und guten „drop" gibt. Es gilt, dem Verurteilten das Genick zu brechen, ohne ihn dabei versehentlich zu köpfen oder sonst Blut zu vergießen oder andrerseits nur zu würgen. „Man mag das Hängen gradezu als die Einheit englischer Moralität bezeichnen", bemerkt Charles Duff philosophisch. Leider wird das obige Ideal, wie ein Exekutionsarzt festgestellt, jedoch nur in Ausnahmefällen erreicht. Es ist eben eine schwere Kunst, das Richtige zu treffen. Fünf Fuß „drop" oder sechs Fuß „drop", das ist oft die Frage. Und während das Totenglöckchen vom Zuchthausturm bimmelt und ein paar hundert Menschen vor Kirkdale Gaol oder Strangeways Goal auf den Knien im Gebet verharren, schlägt ein Gefängniswärter die Bescheinigung der vollzogenen Hinrichtung ans Tor. In Wirklichkeit hängt aber der arme Sünder vorschriftsmäßig und der Sicherheit halber noch eine Stunde, und erst um weitere Stunden später wird der erfolgte Tod vom Arzt festgestellt und dokumentiert.

Der Schrecken vor der Henkerschlinge ist im englischen Volk tief verwurzelt, was nicht verwunderlich ist. Nie werde ich den Aufschrei des Publikums bei der Vorstellung eines harmlosen Stückes in einem londoner Vorstadttheater vergessen, als im Hintergrund der Bühne Galgen und Falltüre aufgebaut wurden und eine Exekution angedeutet wurde. Das Theater hatte für diese Szene einen weitbekannten, aber lange pensionierten „Hangman" engagiert, der für dieses Spektakel mehr Gage erhielt, als er jemals bei der ernsten Ausübung seiner „feinen Kunst" verdient hatte.

Sympathisieren von Herwarth Walden

Die Literaten sind die Kunstphotographen des Bürgertums. Die Herren, die, wenn auch sparsam, Brot oder Brötchen zu verdienen geben und hin und wieder sogar ein Glas Alkohol schmeißen, dürfen nicht angegriffen werden. Was die Literaten etwa gegen sie haben, verlegen sie in das Altertum oder in die Götterwelt. Wünsche hingegen in die Zukunft. Diese Verlegenheitsprodukte werden von Grossisten, den sogenannten Verlegern, mit dem üblichen Handelsgewinn an das leichtverlegene Publikum gebracht. Die Werbeangestellten nennt man Kritiker. Sie haben darüber zu schreiben, wie es schmekken soll. Sie selbst brauchen es nicht zu verzehren, damit sie sich die Objektivität für den gezahlten Preis erhalten können.

Die Literaten zerbrechen sich den Kopf. Den Kopf Napoleons, oder Wallensteins oder Bismarcks. Manche zerbrechen sich den Kopf der mindern Leute. Auch Arbeiter und Nutten sind literaturfähig. Die fortgeschrittenen bessern Leute interessieren sich neuerdings für die Seele ihrer Angestellten. Man möchte zu gern wissen, warum alle diese Leute so schrecklich dämlich sind und funktionieren. Es fällt mit der Zeit und durch die Zeit auf. Die Literaten haben die Probleme zu lösen. Etwa das Gefühl des Proletariers in einer Diele am Tisch holdgemachter Frauen. Früher interessierte man sich mehr für das weniger verwickelte Gefühl des Hausbesitzers zu den Portiertöchtern.

Ja, das ist die neue Zeit. Die Literaten „sympathisieren" nicht mehr mit den Königen, die gar nichts von ihnen wissen wollten. Die Literaten sympathisieren jetzt mit dem Volk, das gar nichts von ihnen wissen will. Und das Volk hat, wie immer, recht. Die Literaten bilden sich eine Sonderklasse ein. Wo sie hintreten, wird man für sie Mensch, ohne daß Menschen sein dürfen. Die Literaten reden sich Probleme ein, die längst gelöst sind. Die Probleme der Gesellschaftsunordnung haben ebensowenig auf die Literatur gewartet wie Napoleon, Wallenstein und Bismarck. Die Photographie setzt nämlich für ihre Betätigung immer einen Gegenstand voraus. Die Kunst nicht. Die Kunst setzt nichts voraus, sie setzt hin.

Man rühmt die stoffliche Phantasie der Literaten. Phantasie ist aber die Gestaltung des Stoffes. Die Form macht nämlich das Kleid. Selbst Vatermorde und Gaskriege sind Nachahmungen des Lebens, aber keine künstlerische Phantasie. Seltenheit ist keine Qualität. Die menschlichen Dinge sind so einfach wie die natürlichen. Die Regeln der Natur viel wunderbarer als die Ausnahmen.

Die Literaten geben nur hinterher ihren Senf dazu, den andre fabriziert haben.

Die Literaten sind ohne Klasse, weil sie klassenlos sind und klassenlos sein wollen. Sie möchten nur gern die Götter sein, die sie stürzen, nachdem sie schon längst gestürzt sind.

Im Leben und in der Kunst muß man die Sinne anwenden und nicht das Gedächtnis.

Ernst Glaesers erster Roman von C. v. O.

Ernst Glaesers Roman „Jahrgang 1902" ist in diesen Tagen bei Kiepenheuer in Potsdam herausgekommen. Die Leser der ‚Weltbühne haben im Laufe dieses Jahres zwei Kapitel daraus kennengelernt: „Pfeiffer" und „Das Schützenfest". Vielleicht bin ich nicht der rechte Mann, um das fertige Buch zu beurteilen, von dem mir vor Monaten schon Bruchstücke vorgelegen haben, Bruchstücke, in die ich mich hemmungslos verliebt habe, weil mir dieser Klang einzig schien in jener Generation, die heute gemütlich über die Schwelle der Literatur säuselt und den Eindruck erweckt, als lebten wir schon in einem neuen Biedermeier.

Jener Glaeser ist vor ein paar Jahren durch ein frühes Drama bekannt geworden, das die kasseler Richter in Bewegung setzte, aber die berufenen Kunstrichter ziemlich unbewegt ließ. Sturm und Drang; eine mit Explosivstoff bestrichene Visitenkarte, die bei der Berührung etwas knatterte, aber nicht sehr viel. Bald darauf traf man ihn im Feuilleton der ‚Frankfurter Zeitung' wieder und zweifelte zunächst ein wenig an der Identität. Denn nichts erinnerte hier mehr an die dramatische Insurrektion, die, wenn mich mein Gedächtnis nicht verläßt, dem Herrn Ankläger Gelegenheit gab, darin Gotteslästerung, grobe Unzucht oder ähnliche Leckerspeisen von der juristischen Frühstückskarte zu entdecken.

„Jahrgang 1902", das ist ein programmatischer Titel, denn es geht hier um diejenigen, welche zunächst dran gewesen wären, wenn der Krieg etwa noch weitergegangen wäre. Sie waren 1914 zwölf Jahre, ihr gehirnliches Erwachen, ihre Pubertät fällt in den Krieg. Als sie sich erstmalig umblickten, war Deutschland eine blockierte Festung, ihre Lebensfreude war auf Kohlrübenfutter standardisiert, und als sie in das Alter kamen, wo die Jungen sonst, des häuslichen Alltags und der Schule überdrüssig, planen, nach Amerika auszurücken, siehe, da trat Amerika in den Krieg ein. Von ihren Erschütterungen, ihren frühen Ernüchterungen, von dem kalten Paroxysmus des Hungers, der schließlich den heißen des Patriotismus abgelöst hatte, handelt Glaesers Roman.

Der Vergleich liegt nahe mit dem andern Kriegsroman, der vor Jahresfrist von ganz Deutschland als ein spätes Hochgericht über die „große Zeit" empfunden wurde: mit Arnold Zweigs „Grischa". Beide Bücher treffen sich im sittlichen Empfinden, in der Abneigung gegen den Krieg. Aber sonst sind sie grundverschieden. Bei dem Jüngern fällt der Verzicht auf die Arabeske in die Augen; er unterstreicht oder verwischt nicht, er egalisiert, es ist kein Verweilen, der Blick ist gradeaus aufs Ziel gerichtet. Aber der Wille, der diese Galoppade, dies unermüdliche Vorwärtssprengen aushält, ist großartig. Der Stil ist scharf und schnell. Es gibt kein Pathos, keine anklägerischen Tiraden, aber so wie die Erwachsenen, die diese Welt angerichtet hatten, in Großmäuligkeit und Kleinmut, in ihrer seelischen Zwitterhaftigkeit festgehalten werden, das ist viel schrecklicher als Karikatur oder gewollte Ver-

zerrung: das ist eben die Wahrheit, wie sie ein paar unbestechliche Knabenaugen sahen.

„Wir waren ganz unsern Augen ausgeliefert. Was wir sahen, haben wir behalten," schreibt Glaeser. Er beansprucht nicht, einen Roman geschrieben zu haben. Vielleicht hat er recht, und es ist nur ein Folge von Bildern und Charakteristiken. Aber ich glaube es ist mehr: nämlich eine Bestandsaufnahme der Figuren und Gesichter seiner Phantasie. Niedergeschrieben, um selber einmal klar zu sehen. Es ist schwer, solche Fragen zu beantworten und vor allem bei einem jungen Autor voll von Möglichkeiten, und wir wollen uns nicht bei Formproblemen aufhalten. Roman oder nicht, man müßte plumpe Sinne haben, wenn man hier nicht den Dichter ahnte. Dies Buch, manchmal abrupt, manchmal gehetzt, ist ein junges Meisterstück. Es holt nach, was die deutschen Romanschreiber bisher übersehen haben: wie die Heimat im Krieg war.

Mundartliches Gedicht von Theobald Tiger

Denn, so um'm September rum,
denn kriejn se wacklije Beene —
die Fliejen nämlich. Denn rummeln se so
un machen sich janz kleene.
Nee —
fliejn wolln se nich mehr.

Wenn se schon so ankomm, 'n bisken benaut ..
denn krabbeln se so anne Scheihm,
oda se summ noch 'n bisken laut,
aber merschtens lassn ses bleihm ...
Nee —
fliejn wolln se nich mehr.

Wenn se denn kriechen, falln se beinah um.
Un denn wern se nochmal heita,
denn rappeln se sich ooch nochmal hoch,
un denn jehts noch 'n Sticksken weita —
Aba fliejn ...
fliejn wolln se nich mehr.

Die andan von Somma sind nu ooch nich mehr da.
Na, nu wissen se — nu is zu Ende.
Manche, mit so jelbe Eia an Bauch,
die brumm een so über de Hände ...
fliejn wolln se nich mehr.
A richtich

Na, und denn finnste se morjens frieh,
da liejen se denn so hinta
de Fenstern rum. Denn sind se dot.
Und wir jehn denn ooch in'n Winta.
Wie alt bis du eijentlich?

— „Ick? Achtunnfürzich."
— „Kommst heut ahmt mit, nach unsan Lokal —?"

— „Allemal."

Traum und Erwachen von Harry Kahn

Sechs Tage soll der Mensch arbeiten, am siebenten soll er ruhen. Elf Monate soll der Rezensent, der, was manchmal bezweifelt wird, auch ein Mensch ist, Theater sehen; im zwölften soll er sich still und friedlich auf eine Düne an der Nordsee oder auf eine Wiese in Graubünden setzen. Wer wider göttliche Gesetze frevelt, Hybris nannten die greisen Griechen sowas, und das mit Recht, hat sich die Folgen selbst zuzuschreiben. Im vorliegenden Fall waren die Folgen fürchterlich. Als ich, bei tropischer Hitze, nach Heidelberg auch noch Salzburg absolviert hatte, wars um meine Nerven geschehn. Über der Schreibmaschine brach ich zusammen; auf meine Stirn zeichnete das Farbband ein violettes Kainsmal. Es wäre eine schöne Pose für einen schlichten Heldentod up to date gewesen. In den Sielen gestorben, hätte es gewiß in der Zeitung der Zeit geheißen, die damals allerdings noch kein Redaktionsstab aus dem Ullstein geschlagen hatte.

Wochenlang lag ich in Fieberdelirien. Albtraum jagte Albtraum. Einer kehrte, mit geringfügigen Varianten, immer wieder: Ich ging und ging. Ein laufendes Band rollte unter meinen Füßen weg; ich kam nicht von der Stelle. Ein Regen von Frei- und Steuerkarten flockte um mich. Soweit durch das Gestöber überhaupt was zu sehen war, war die Landschaft verbaut von Theatern. Immer neue tauchten am Rundhorizont auf: ein unsichtbarer Oscar Kauffmann war irgendwo an seinem teuflischen Werk. Schließlich stand ich still vor einem riesenhaften Gebäude höchst merkwürdigen, wenn auch ein bißchen unbestimmten Stils: es sah aus wie eine Kreuzung zwischen dem Petersdom und der Funkhalle. „Kempinski-Festspiele" kündeten gigantische Lichtlettern vom Giebel. Am Hauptportal, einem charakteristischen Dokument frühgotischen Spätbarocks, stand Hugo von Hofmannsthal in der von Strnad nach Michelangelo verfaßten Uniform eines Kapitäns der päpstlichen Schweizergarde und rief abwechselnd in den sieben Weltsprachen und nach den vier Himmelsrichtungen mit besonderer Berücksichtigung des wilden Westens: „Treten Sie ein, meine Herrschaften! Jedermann kommt auf seine Kosten! Für Jedermanns Geschmack ist gesorgt! Was gilt es heute und hier? Den Reichtum und die Lebendigkeit des höhern deutschen Theaterwesens vor uns und unsern Gästen darzulegen: siehe Prospekt. Patrizische Preise, gepflegte Weltanschauungen! Zu den frisch geharkten böhmischen Wäldern, gradeaus; anschließend das Bolschewiken-Trinkstübchen „zum gemütlichen Tairoff"! Ich mache ferner auf unser erstklassiges Refektorium mit authentischer Nonnenbedienung speziell aufmerksam! In der Krypta: Auftreten der weltberühmten Tirolertruppe „Exl homo" mit ihren zwölf Original-Nothelfer-Ziller-Girls! Folklore-Five o'clock mit Weißwurst zu jeder Tages- und Nachtzeit!!"

Ich konnte nicht widerstehen; ich trat durch das Drehkreuz. Hinter der Mauer gähnte es leer. Da merkte ich: es war alles nur Fassade gewesen. Das Ganze war ein Rabitz-

aufbau für eine Filmaufnahme. Ich war in einem riesigen Glashaus. Richtig: dort in der Ecke wurde ja auch gedreht. Am Kurbelkasten stand ein kleiner Mann. Er hatte wunderschöne blaue Augen und war glattrasiert. Trotzdem verstand ich, daß es der Liebe Gott war. Von Zeit zu Zeit flüsterte er einem neben ihm stehenden dunklen Erzengel etwas zu; das brüllte der dann durch ein goldnes Megaphon. An der Aussprache erkannte ich Joseph Chapiro. Es schien sich um einen Tonfilm zu handeln. Denn Bruno Walter in weißer Mozartperücke saß vor einem Spinett und begleitete einen Sänger, der die unverkennbaren Rassenmerkmale des italienischen Teils der frühern Monarchie trug und im süßesten Tempel-Belcanto seiner unverkennbaren Heimat schluchzte: „Als ich noch Prinz war von Inflatien . . ." Davon vertraglich bis in die letzten Winkel ihrer puritanischen Seele getroffen, warf sich ihm Lilian Gish mit dem Ausruf „Oh, mein Camillo!" an den zu diesem Zwecke frisch ausrasierten Hals und weinte bitterliche Tränen feinsten Glycerins von Chanel. Im Hintergrunde aber stand ein freundlicher dicker Mann mit Glatze und Gamslederhosen und kabelte still vor sich hin. Es war Rudolf Kommer (aus Czernowitz). Ich glaubte meinen Namen zu hören. Ja, immer dringender, immer drohender wurde er ausgesprochen. Lächelnd wollte ich grade abwehren: „Etsch, Otto Etsch! Ich bin ja gar nicht gemeint!" und mich auf die andre Seite wälzen, als ein donnerähnliches Geräusch erscholl und —

Ich erwachte. Vor meinem Bett stand, umwedelt von seinen Redaktionshaustieren Tiger und Panter, die aus ihren, von Walter Trier entworfenen Pupillen wütende Schielblicke auf mich schossen, der Herausgeber und sagte: „Soeben ist die erste Premierenlawine der Saison niedergegangen. Zwischen den Trümmern von Tolstoi, Shaw, Kaiser, Sternheim ist bereits die alljährlich fällige Hoffnung der deutschen Bühnenkunst erblüht. Die ganze Kritik steht Kopf, und Sie haben Ihren nicht einmal beieinander!" — „Einen Moment!", stammelte ich und langte nach meinen Unterhosen, „ich fahre sofort zum Nollendorfplatz." — „Was wollen Sie denn am Nollendorfplatz, Herr!?" hallte es verzweifelt von den Lippen des Herausgebers, „der letzte Billetthändler vom Hausvogteiplatz hat schon umgelernt, und Sie wissen noch nicht, wo der neue Gott wohnt! Am Schiffbauerdamm, Herr, am Schiffbauerdamm . . ."

*

Spornstreichs machte ich mich auf den Weg zum Schiffbauerdamm und sah mir die „Dreigroschen-Oper" an, ein Stück mit Musik in einem Vorspiel und acht Bildern nach dem Englischen des John Gay mit eingelegten Balladen von François Villon und Rudyard Kipling, übersetzt von Elisabeth Hauptmann, bearbeitet von Brecht, Musik von Kurt Weill, Regie von Erich Engel, Bühnenbild von Caspar Neher usw. usw. Vor lauter Gewissenhaftigkeit sah ich es mir sogar ein zweites Mal an. Denn daß es mich beim ersten Mal ziemlich kühl gelassen hatte, schrieb ich meinem leiblich und geistig noch recht

wackligen Zustand zu. Zwei Wochen darauf aber, an Hirn und Herz völlig genesen und vom besten Willen beseelt, mir beide warm machen zu lassen, hatte ich genau den gleichen Eindruck wie beim ersten Mal. Ich fand alles sehr nett und — langweilte mich doch erheblich. Diesmal beobachtete ich auch die Menschen um mich herum. Es schien ihnen genau so zu gehen wie mir. Ihr Zwerchfell wurde nur erschüttert von dem immer unwiderstehlichen Mundwerk Rosa Valettis sowie einigen spärlichen Regiescherzen; und an die Nieren griff ihnen außer der gespenstisch-großartigen Lumpenproletarier-Type des dresdner Schauspielers Erich Ponto lediglich der furios vertonte Song von den Soldaten, die auf den Kanonen wohnen und aus fremden Rassen, farbigen wie blassen, ihr Beefsteak tartare machen. Da verbreitete sich Stimmung im Parkett, Fridericus-Stimmung nämlich, Stimmung für frisch-fröhliche Wehrpflicht und Kolonien und Panzerkreuzer. Aber auch die flaute bald wieder ab.

„The Beggars Opera" war nicht bloß Parodie, sondern auch Satire. Ihr Stil verulkte die Händeloper; aber ihr Stoff wischte der londoner Polizei eins aus, die mit der damals wohlorganisierten Landstörzerei gemeinsame Sache machte. Die beiden Zielscheiben, gegen die John Gay zum Gelächter der Engländer von 1728 seine Geschosse richtete, sind für Deutsche von 1928 nicht vorhanden. Mit der Modernisierung der Kleider und Nennung von ein paar derzeitigen Institutionen ist da nichts geschafft. Noch so schmissige Bänkelsänge, noch so schnurrige Bühnenwitze sind nicht imstande, der zur albernen Moritat abgeblaßten Fabel vom feschen Straßenräuber, der die Tochter des Bettlerkönigs entführt und schließlich trotz seiner Busenfreundschaft mit dem Polizeigewaltigen doch baumeln muß, neuen Lebenssaft, geschweige aktuelle Stoßkraft zu verleihen. Wer heute im Theater die Leute so bitter auflachen machen will, wie es vor zweihundert Jahren die Absicht des Freundes von Swift und des Zeitgenossen von Hogarth war, der muß sich schon die Mühe nehmen und den Mut fassen, ins volle Menschenleben der eignen Epoche und Nation hineinzugreifen. Ich könnte mir eine recht pfeifende und schneidende Satire auf die Schwarze Reichswehr oder die Geschäfte des Herrn Lohmann in Form einer Wagner- oder Strauß-Travestie denken.

Aber was sich da jetzt als „Dreigroschen-Oper" präsentiert, ist nicht Fisch und nicht Fleisch; nicht historisch und nicht von heute; und da alles, was es an Allgemeingültig-Menschlichem enthält, nicht im Ablauf der Geschehnisse selbst liegt, sondern durch Einlagen erst hineingetragen wird, so hat es nicht einmal die Ausrede, überzeitlich und von immerdar zu sein. Es ist, alles in allem genommen, ein mit oft sehr hübschen, aber im Ganzen mit viel zu großartigen Mitteln aufgezogener Künstlerklamauk. Ein um gut die Hälfte zu lang geratener, sich selbst ungebührlich wichtig nehmender Schwabinger Atelierscherz. Wie das in solchen Fällen so geht, haben sich die Veranstalter selbst während der Proben sicher köstlich amüsiert. Viel besser jedenfalls als das Publikum, dem, wie zu Saisonbeginn nun schon üblich, die berufsmäßigen Entwicklungspropheten und Richtungsentdecker wieder einmal

ein Stil-Kuddelmuddel als das Chaos aufreden, aus dem der tanzende Stern der neuen Bühnenkunst aufsteigen werde, und das darum nicht herzhaft zu gähnen wagt.

Auf eine Stunde Spieldauer zusammengezogen und zur Eröffnung der Mendelsohn-Rotunde am Lehniner Platz aufgeführt, hätte das Viermänner- und Dreigroschen-Opus für den Mut der Herren Robitschek und Morgan sowie für deren Willen Zeugnis abgelegt, im neuen Haus neue Wege zu suchen und von dem seichten Revuekitsch loszukommen, mit dem sie bloß die Standardleistungen ihrer Hesterberg und ihres Moser kompromittieren. Die dreistündige Vorstellung im Theater am Schiffbauerdamm jedoch zeugt für weiter nichts als für die in äußerlicher Nachäffung der Russen einreißende Tendenz zur Verwässerung des Theaters ins Artistisch-Kabarettistische. Daß die jetzt mit den gleichen Hallelujahtönen begrüßt wird wie just vor einem Jahr die Verdickung ins Politisch-Propagandistische; daß, mit andern Worten, dem berliner Nuwohtee-Fimmel Moskau und München Jacke wie Hose ist, — das ist der Humor davon. Hoffentlich findet der bald einmal seinen Swift oder zumindest seinen Gay.

Sowjetpogrome von Morus

In einem berliner Theater kann man jetzt jeden Abend sehen, wie die Sowjetrussen einen Pogrom veranstalten und einen jüdischen roten General, der dagegen protestiert, in die Wüste schicken. Zum Schluß wird der Jude auch noch von den Weißen gekillt, doch das ist nur ein Konkurrenzmanöver gegen die Gruseligkeiten des Grand Guignol; mit der Sache hat es nichts zu tun.

Was an dem Stück dran ist, hat Carl v. Ossietzky bereits vor acht Tagen hier gesagt. Aber was ist an der Sache dran? Wie geht es den Juden und wie steht es mit dem Antisemitismus in Sowjetrußland? Was aus den Juden einmal werden soll, wenn es keinen Antisemitismus mehr gibt, weiß ich nicht. Es wäre genau so undenkbar, wie wenn Karl Kraus auf die ‚Neue Freie Presse' verzichten müßte und sich, den Rest seines Lebens, nur noch an Kerr vergreifen könnte. Doch soweit ist es auch in Rußland noch nicht. Europäisch eingruppiert: der Antisemitismus ist in der Sowjetunion größer als in England und kleiner als in den deutschen Großbanken, wo die Juden nur Volkskommissar und Mitglieder des Zentralexekutivkomitees — alias: Vorstandsmitglieder und Aufsichtsräte, aber nicht Schalterbeamte werden können. Er ist vielleicht so groß wie in Frankreich, obwohl die äußern Kennzeichen der Juden in Rußland sichtbarer sind. Die Sowjetleute haben es fertig gebracht, den Antisemitismus als selbständige Macht, wie ers im Zarenreich war, vollkommen zu beseitigen. Die Juden sind sozial eingereiht, wie die andern, und nach der Klasse, in der sie

rangieren, werden sie bewertet, geachtet oder verachtet, begünstigt oder bedrückt. Die Klasse, nicht die Nase entscheidet.

Deshalb aber geht es dem Gros der russischen Juden heute miserabel. Von den mehr als fünf Millionen Juden, die es im zaristischen Rußland gab, sind, durch die Abtretung Polens und Litauens und den Verlust Bessarabiens drei Millionen in der Sowjetunion übrig geblieben, davon sind, mitsamt allen Angehörigen, annähernd eine Million Arbeitnehmer. Im vorigen Jahr waren 120 000 jüdische Arbeiter und 180 000 jüdische Angestellte in den Berufsverbänden organisiert. Diesen abgestempelten Proleten darf im Sowjetstaat niemand ein Haar krümmen, auch wenn die früher anderweitig tätigen Juden wie alle Zugewanderten in den Staats- und Genossenschaftsbetrieben keinen leichten Stand haben.

Die zweite Million der Sowjetjuden stümpert sich als „selbständige" Handwerker durch. Es gibt von dieser Sorte viel zu viele, genau wie in Warschau oder in Wilna. Mit Recht sehen die Sowjetbehörden diese lebensunfähigen Schneider- und Schuster- und Glaserbetriebe, die eine Familie nicht ernähren können, als unproduktiv an. Da ihre Inhaber arm sind, hätten sie, nach dem Sowjetkodex, Anspruch auf Respekt. Da sie aber selbständig sind, also kleine Unternehmer, werden sie vom Staat ignoriert und von der Arbeiterbevölkerung verachtet.

Noch eine Stufe tiefer steht, in der Sowjetordnung, die dritte Million: die jüdischen Kleinhändler. Daß dieser zehnfach übersetzte Kleinhandel volkswirtschaftlich unnütz und parasitär ist und im wesentlichen von der Umgehung irgendwelcher Sowjetgesetze lebt, steht außer Zweifel. Dementsprechend wird er öffentlich eingeschätzt, getreten und schikaniert. In dieselbe Kategorie fallen, vom Staat gar gesehen, die Nep-Männer — nur daß sie nicht zu hungern brauchen, sondern vom Hunger der Andern leben. Man taxiert, daß die Juden an die dreihunderttausend dieser neuen Bourgeois stellen; genug, um dem Kampf gegen den Nep einen antisemitischen Anstrich zu geben.

Schwerer fällt ins Gewicht, daß die Juden Städter sind. Von der sowjetrussischen Bevölkerung wohnen neun Zehntel, von den Sowjetjuden wohnt ein Zehntel auf dem Lande, und das sind noch nicht einmal Landwirte. Der Bauer aber hält die Städter für Nichtstuer und Parasiten und die jüdischen Städter erst recht; womit er nicht so unrecht hat. Das ist die Hauptquelle dessen, was man in Sowjetrußland Antisemitismus nennen kann. Aus dem Gegensatz Stadt — Land erklärt sich auch, weshalb der Kampf Stalins gegen den Trotzkismus aussah, wie eine Judenhetze. Trotzki und Sinowjew und Radek und die meisten andern Juden der ersten und zweiten Garni-

tur gehören zu den Stadtintellektuellen, die sich nur dem städtischen Proletariat verständlich machen können und den Staat auf den Arbeiterbataillonen aufbauen wollen. Stalin meint, daß dies in einem Land mit fünfundachtzig Prozent Bauern unmöglich wäre. So wars im Anfang. Nachher war Trotzkismus nur noch das Gegenteil von dem, was grade Stalin wollte. Mit solch einer Opposition mußte natürlich aufgeräumt werden. Daß Juden dabei nach Sibirien wanderten, besagt noch nicht, daß die Aktion antisemitisch war. Sie war freilich im Kern antistädtisch und damit antijüdisch.

Um diese Wurzel des Antisemitismus in Rußland zu beseitigen, müßte man aus den Juden Bauern machen. Auch dabei gäbe es im Anfang gewiß Reibungen, wenn auch nicht so heftige wie in Palästina mit den ansässigen Arabern. Aber zum Siedeln gehört Geld, und daran fehlt es. Die Sowjetregierung ist, unter Führung des Staatspräsidenten Kalinin, ernsthaft bemüht, die Kolonisierung der Juden zu fördern. Sie hat in den letzten Jahren ein, zwei Millionen Rubel dafür hergegeben. Vom Ausland und aus Sammlungen der Sowjetjuden sind noch ein paar Millionen zusammengekommen. Aber es ist ein Tropfen auf den heißen Stein; denn zur bescheidensten Ansiedlung einer Familie gehören auch in Sowjetrußland fünfzehnhundert Rubel.

Bisher sind also die Juden für den Sowjetstaat nicht sehr bequeme Genossen. Trotzdem haben sie, als anerkannte nationale Minderheit, in Sowjetrußland mehr Rechte als in irgend einem andern Lande. Sie haben nicht nur, wie in Polen, jiddische Schulen, sondern auch eine jiddische Gerichtsbarkeit, es gibt jiddische Gemeindesowjets, und sobald sie in irgend einem größern Gebiet, zunächst wahrscheinlich in der südlichen Ukraine, eine geschlossene Majorität aufweisen würden, könnten sie eine jiddische Sowjetrepublik bilden und eine eigne Landesverwaltung etablieren. Das einzige, was ihnen verboten ist, ist die Pflege des Hebräischen — selbst die Habima wurde erst nach langem Hin und Her auf Eingreifen Gorkis genehmigt — und der Zionismus. Die Begründung, daß das Hebräische keine lebende Sprache und der Zionismus eine antikommunistische politische Sonderbündelei sei, ist wohl nur Fassade. Der tiefere Grund ist: man sieht, weltpolitisch, im Zionismus eine englische Kolonialbewegung mit amerikanischem Gelde, und dafür Propaganda zu machen oder zu dulden, haben die Sowjetleute keine Neigung.

So ungefähr steht es mit den Pogromen in der Sowjetunion; und der Autor des „Roten Generals" täte gut daran, sein nächstes zeitloses und allgemeingültiges Stück in die Sphären der tschechoslowakischen Diplomatie zu verlegen, über die er wahrscheinlich besser unterrichtet ist.

Bemerkungen

Sieg im Atlas

Daß eine Menge größerer Atlanten für die Schulen und für den Hausgebrauch die Geographie fälschen, ist bekannt. Sie erkennen den „sogenannten Friedensvertrag von Versailles" einfach nicht an, färben die verlorenen Kolonien, benennen sie falsch . . . aber sie werden darin großzügig unterstützt, und es ist System in diesem Unsinn.

> „Mit dem in diesem Monat erschienenen Verzeichnis der deutschen Ortsnamen in Elsaß-Lothringen und im übrigen Frankreich beginnt die Veröffentlichung eines Werkes, an dem die praktische Abteilung der Deutschen Akademie schon seit längerer Zeit arbeitet. Geplant ist ein umfangreicher Sammelband, der die Verzeichnisse der einzelnen Länder enthält, doch sollen von den größeren geschlossenen deutschen Siedlungsgebieten auch Sonderhefte erscheinen, damit weite Kreise in der Lage sind, sich die Verzeichnisse der Gebiete anzuschaffen, die für sie von besonderem Interesse sind, und so der bisher herrschenden Verwirrung auf dem Gebiet der Ortsnamen abgeholfen werden kann. Das Verzeichnis von Elsaß-Lothringen enthält die bisher vollständigste Sammlung deutscher Ortsnamen in Frankreich nebst ihren französischen Bezeichnungen."

Wenn das die „praktische Abteilung" bearbeitet, kann man sich ungefähr vorstellen, womit sich die theoretischen Abteilungen dieser Deutschen Akademie befassen mögen. Hier wird also systematisch zur Annexion und zur Revanche aufgehetzt; denn was andres soll das heißen als: „Elsaß-Lothringen ist immer deutsch gewesen, ist heute noch deutsch und muß wiederum deutsch werden". Es gibt auch gar keine Verwirrung auf diesem Gebiet, das lügt die Akademie. Die tschechischen Orte haben tschechische Namen, die italienischen italienische, und die französischen französische. Diese politische Regelung ist nicht in allen Fällen gerecht — fangt bei euch zu Hause an, Ungerechtigkeiten auszumerzen, und laßt die Nachbarn in Frieden! Der Selige hat ja im Kriege Nowo-Georgiewsk umgetauft, ich weiß nicht mehr, ob er es nach seinem urseligen Großvater oder nach einem schwachsinnigen Vorfahr benannt hat, und daß damals Nancy Nanzig hieß, was nicht mit dem gleichnamigen Dancy zu verwechseln ist, dürfte noch in aller Erinnerung sein.

Man weise Atlanten und Konversationslexika, die die völkische Unwahrheit sagen, zurück.

Ignaz Wrobel

Don Carlos

Wenn Philipp der Zweite vom königlichen Drang übermannt wird, mit der Faust auf den Tisch zu hauen, muß er an eine steinerne Mauer gehen, die ihm nebenbei auch, seinen Hut darauf zu legen, als Garderobe dient. So sind die Schauplätze.

Wenn Freund Roderich sichtbar erbleichen soll — „du erbleichst", stellt Carlos fest —, herrscht nächtliche Finsternis. Zwei Nummern früher hat der Chor den Morgen eingesungen. Aber wenn die Eboli, o tückisches Spiel der Mitternacht, von Carlos für Elisabeth gehalten wird, muß sie, als hätte sie Zahnschmerzen, singenden Mundes ihr Tuch vors Gesicht schlagen; von Scheinwerfern grell illuminiert, weiß die Onegin sich anders nicht zu helfen. So wird beleuchtet.

Dem Rededuell zwischen König und Infant, das hier, in der Oper, mit Vatermord zu enden droht, dient als Hintergrund, stimmungfördernd, eine kleine Ketzerverbrennung, die Szene ist so komponiert, man hat sich daran zu halten. Wie hat man sich daran gehalten? Während Vater und Sohn, laut aufeinander eindekla-

mierend, von Volk umringt werden, die Gestalten kaum unterscheidbar, eingekeilt in die Menge, die sich auf beengter Spielfläche schiebt und drängt, kommt das Auge des Zuschauers, ein geschlagenes Finale lang, von dem riesigen Pappgerüst des Scheiterhaufens nicht los, das inmitten der Beute aufgerichtet, und von dem Bündel Menschen, deren einzige Beschäftigung ist, unglücklich darin und daran zu hängen — Menschen, deren Anteil an der Handlung, zugleich mit jenem, den zu wecken ihnen zusteht, auf ihren letzten (und ersten) Gang beschränkt bleibt, dreifach unglücklich, im Angesicht des gräßlichsten Todes noch als Schaustück und szenisches Putzmittel ungeschickt mißbraucht zu werden. So ist inszeniert.

Walter Brügmann, Operndirektor zu Leipzig und Gastregisseur in Berlin, lebt in jenem prähistorischen Entwicklungsstadium der Opernregie, da das Wort Bühnenbild eine revolutionäre Parole war, plastisches Gemäuer auf dem Theater als Sehenswürdigkeit, sie zu zeigen, als Tat gepriesen wurde. Nebensächlichstes macht er zur Hauptsache, den Pudel zum Kern, man kommt um vor überflüssiger Architektur, und wo Landschaft, intime Gliederung, Schmiegsamkeit des Raums vonnöten wäre, stößt man sich blutig an dummem Gestein.

Verdi, trotzdem, setzt sich durch, reißt Sänger und Hörer mit, wo er groß und stark ist auch in diesem Werke, das nicht zu seinen stärksten zählt. Nach dem Bedürfnis der pariser Großen Oper geschrieben, Station auf dem Weg von „Maskenball" zu „Aida", an die der letzte Zwiegesang deutlich anklingt, jenem im ägyptischen Grabgewölbe stimmungs- und situationsverwandt, wenn auch schließlich, überraschenderweise, weitergelebt wird: sozusagen eine Sterbeszene mit vitalem Ausgang. Doch vor allem Philipps mit Recht berühmte Arie — Kipnis singt sie beinahe so schön wie Nazareno de Angelis auf Columbia und mit so schöner Stimme beinahe wie Zitek auf Parlophon — und daran sich schließend, Kern- und Glanzstück der Partitur, das Bassistenduo König und Großinquisitor, prachtvoll in der Einheit des finstern Seelen-, Stimmen- und Orchesterkolorits, und gleich danach ein Quartett der „Othello"-Klasse —: allein um dieses halben Aktes willen war „Don Carlos" wert, hervorgeholt zu werden, und würdig, als erste Novität die Saison in der Bismarckstraße zu inaugurieren.

Aber das Haus, das 1925 mit der innern Bestimmung und mit allen Bedingungen, die erste Oper im Reich zu werden, eröffnet wurde, ist nicht gut geführt. Man hat nun, neben und nächst Bruno Walter, als Dirigenten Fritz Stiedry, der an erstem Platz in der Staatsoper säße, wäre er nicht, fünf Jahre ist es her, so charaktervoll gewesen, sich hinausekeln zu lassen — und beschäftigt ihn nur, abendweise, im laufenden, das heißt, stehenden Repertoir. Man hat, laut plakatiertem Personalverzeichnis, für den Posa einen Belcantisten großen Formats, Herbert Janssen, den bald Amerika haben wird, wenn Berlin ihn nicht hält — und zwingt einen musikalischen, intelligenten, doch als Verdi-Bariton nicht brauchbaren Sänger, sich letzteres öffentlich attestieren zu lassen. Man hatte Karl Heinz Martin, ständig, schon das zweite Jahr, die befruchtende Wirkung seiner Arbeit war unbestreitbar, man hätte ihn, wenn man ernstlich wollte, auch jetzt wieder — und überantwortet Verdis Infantenoper der infantil zurückgebliebenen Fortschrittlichkeit eines Inszenateurs, der vielleicht dem Deutschen Opernhaus zur Zierde gereicht hätte, dem einstigen Stadttheater der einstigeren Provinzstadt Charlottenburg, auf deren Niveau er an diesem Abend die Städtische Oper zurückwirft.

Klaus Pringsheim

Was ist des Deutschen Vaterland?

Früher hieß es einmal Piccadilly. Daraus wurde am 3. August 1914, als der scharfe Wind der Weltgeschichte den fremdländischen Tand hinwegblies, das Café Vaterland. Heute aber heißt es mit leicht internationaler Betonung und entsprechenden Preisen: Haus Vaterland. Das Vaterland reicht von Barcelona bis Bingen, von Stambul bis Wien, und da geht es hoch her.

An der Garderobe schon liegt ein Treffbuch für die Gäste, vor denen ein Cutaway aufgeregt schreit: „Herr Blumenthal, Herr Blumenthal, bitte, nach Grinzing!"

In Grinzing riecht es stark nach Knoblauch, und ein Panorama zeigt, wie in der Ferne Wien, Wien in die sinkende Nacht eintaucht. Ein echtes Wiener Mondlicht „flutet durch die große Baumkrone eines Kastanienbaumes", behauptet das Programm. Es ist alles verteufelt echt, und die Kellner sagen, wenn sie sich beim Addieren etwas nach oben verrechnen: „Bitt' schen!"

Von Grinzing nach der Pußta ist es nur eine halbe Treppe: Zigeuner, Tokayer, Csardasmädeln — alles vorhanden. Die Bedienenden tragen grüne Husarenuniformen und treiben die Berliner in ihre Konzentrationslager. Zur Vertiefung der Illusion erwartet man hier am spätern Abend einen kleinen Pogrom.

Aber der Ausweg zur Wild-West-Bar steht offen, dort wird es ja wohl sicherer sein. Cowboys mit unwahrscheinlichen Schlapphüten und breiten Riemen um die Handgelenke stehen an der Theke und singen: „I'll go back to Dixi, hurray, hurray, Dixi!" Da stimmt irgend etwas mit der Geographie nicht recht, aber vom Gesundbrunnen aus ist ja sowieso alles eins. An den Tischen sitzen die Vollbärte, die das Lokal bevölkern, — seit Jahren sah man nicht so viele Oberförster auf einen Haufen —, mit einer gewissen Ängstlichkeit. Am Rhein, in Oberbayern, vielleicht sogar in Wien ist man ja gewesen. Aber, was weiß man, was einem hier aufgetischt werden kann?

Das gilt auch von der spanischen Bodega. Da trauen sich die Biedern gar nicht hinein. Außerdem ist es hundekalt. Kellner mit gelben Hemden und blauen Schärpen und dem Kempinski-Abzeichen gehen dick mit traurigen Glatzen von Tisch zu Tisch. Und sie warten offenbar auf den befreienden Moment, wo einer hier mal eine Weiße mit Schuß bestellen wird. Das Panorama zeigt einen spanischen Sternhimmel. Dazu tanzt eine Spanierin, die aus Pankow stammt. Valencia, sieben, achte, neune, zehne, Bube, Dame, König, As. Das zieht alles nicht so recht.

Außerdem klingt durch die offene Tür, die zum Löwenbräu führt, die Musik eines Tiroler Blasorchesters. Sie spielen — nun, was? „Oh Stolzenfels am Rhein." Der Obertrompeter steht auf seinen dünnen halbnackten Beinchen da und bläst das bebrillte Gesicht auf, daß es eine Freude ist. Ab und zu machen die dicken Kellnerinnen, die da deutschen Männern deutsches Bier vorsetzen, in der Mitte des Saales halt, stemmen die Hand an die Hüfte und jodeln ergreifend. Das ist die Sehnsucht nach der Heimat, nach Stolzenfels und nach Oberbayern, darauf kommt es nicht so genau an, denn es ist allemal „Heimat". Dann wird es dunkel im Saal, über das Eibseepanorama sinkt die bayrische Nacht und die Zugspitze macht unentwegt Alpenglühen.

Um schließlich gefaßt die Rheinterrasse betreten zu können, muß man sich erst im türkischen Café stärken. Hier ist es kolossal üppig. Ein Vollbart erklärt vor dem Panorama seiner Gattin: „Siehst du, dies ist Stambul. Von Stambul nach Pera führen zwei Brücken hinüber. Die eine, vierzig Meter breit . . ." „Ach ja", unterbricht die Gattin mit einem etwas zweifelhaften

Ton in der Stimme, „du bist ja dort gewesen." Darauf schweigt er. Die Türkei ist sinnlich, da ist nun einmal nichts daran zu ändern. Infolgedessen sitzen auf den Pfühlen junge Liebespaare und halten sich krampfhaft die Hände. Eine Tasse Kaffee kostet eine Mark fünfzig. Die Sinnlichkeit ist gratis.

Aber nun doch zum Rhein, zum deutschen Rhein. Schiffchen kreuzen den breiten Strom und verschwinden hinter den Kulissen. Und ein Gewitter zieht herauf. Wolken jagen über den Himmel, des Vaterlandes jagende Wolken sind die besten. Es blitzt und donnert wie bei den Bayreuther Festspielen. Aber dann bricht sieghaft die Sonne wieder durch. Ein Burschen-Quartett singt Studentenlieder. Diese Studenten sind das echteste im ganzen Haus: Feist, mit noch niedrigeren Stirnen, und echt vaterländisch. Papa erinnert bei dieser Gelegenheit daran, daß er auch einmal Bursche in Bonn war, was man ihm aber auch so glaubt. Gewitter und Sonnenschein wechseln im Laufe des Abends etwa zwanzig Mal, denn jede neue Garnitur Gäste verlangt das ihm programmäßig zugesicherte Unwetter.

Und dann kennt man das Vaterland und damit die Welt. Denn, was die andern Völker können und haben, das gibt es bei uns noch lange. In Ost und West, zu Haus ist's best.

Wolf Zucker

Wie trage ich meine Orden?

Zum Straßenanzug: Verkleinerte Bandzusammenstellung in verschiedenen Ausführungen.

Zum Cutaway: Rosette oder Schleife im Knopfloch.

Zum Smoking: Rosette oder Schleife im Knopfloch, 1. Kl.-Auszeichnungen in halber Größe.

Zum Gehrock: Schleife mit kleinen Orden oder bei Kriegervereinsfestlichkeiten wie beim Frack.

Zum Frack: Bei offiziellen Gelegenheiten Halsorden, große Ordensschnalle, Sterne und Original 1. Kl.-Auszeichnung.

Bei kleinen Gelegenheiten: An Stelle der Ordensschnalle die Ordenskette, Sterne und Original 1. Kl.-Auszeichnung.

*

Die Halsorden werden in der Art angelegt, daß bei der Uniform nur ein Orden um den Halskragen gebunden wird; weitere Halsorden werden an kurzen Bandstücken aus der Knopfreihe herausgeknöpft.

Beim Zivil wird nur ein Band um den Kragen gelegt; trägt man mehrere Orden, so werden diese an das oberste Band angeknöpft.

Die Trageweise der Offizier- und Ritterkreuze ist in den einzelnen Ländern verschieden.

Während in Deutschland eine krausgehaltene Garnierung üblich ist, werden in Oesterreich die Orden in Dreieckform angelegt.

Rußland legt die Orden in fünfeckiger Form an.

J. Godet, Hofjuweliere

Der Prophet

Daß sich Roxin auf den Zukunftsroman verlegt, ist nicht verwunderlich: seine fabelhafte Phantasie findet eben in Gegenwartsgeschehnissen nicht genügend Raum. Wie erinnerlich, hatte der Exkaiser im September 1927 dem Londoner Vertreter des Kopenhagener „Dagens Nyheder" gegenüber die Befürchtung ausgesprochen, wir würden bis 1937 einen neuen und furchtbaren Krieg erleben.

Aus dem Börsenblatt für den deutschen Buchhandel vom (24. Sept. 1928)

Liebe Weltbühne!

Ein Sohn August Strindbergs kam neulich zu Schwanneke und wurde dort von Tisch zu Tisch gereicht.

Der Sprechsteller Anton Kuh betrachtete ihn und sprach:

„Ganz die Mama!"

Antworten

Harry Graf Keßler. Wir hatten in Nr. 33 in der Antwort an Herrn Matthes auf Ihren Briefwechsel mit Poincaré über dessen Rheinlandpolitik in den Jahren der separatistischen Bewegung hingedeutet. Sie teilen uns heute mit, daß die Diskussion inzwischen weitergegangen ist und stellen uns die folgenden Dokumente zur Verfügung. (Die gesamte Auseinandersetzung wird in der zweiten Auflage Ihrer Rathenau-Biographie enthalten sein, die jetzt bei Walter Klemm erscheint.) Hier zwei neue Briefe. I. Ministerpräsidentschaft. Paris, den 30. Juli 1928. Mein Herr! Der Ministerpräsident hat Ihren Brief vom 24. Juli bezüglich der Übersetzung eines Briefes erhalten, der an Herrn Matthes in Sachen Ihrer Biographie von Walther Rathenau geschrieben worden sein soll. Herr Poincaré beauftragt mich, Ihnen bekanntzugeben, daß die französische Regierung, insoweit er in Betracht kommt, niemals eine separatistische Bewegung hat begünstigen wollen; im übrigen ist er der Ansicht gewesen, daß es ihm nicht zustand, die spontanen Kundgebungen eines Teils der Bevölkerung zu verbieten. Was den Bericht des Abgeordneten Dariac anbetrifft, so ist dieser nie etwas andres als eine Privatarbeit gewesen. Genehmigen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner Hochachtung. gez. Guignon. II. Berlin, den 30. August 1928. Herr Ministerpräsident! Graf Keßler, der auf Reisen ist, beauftragt mich, Ihnen zu danken für die Zuschrift Ihres Sekretärs vom 30. Juli d. J., die er leider durch Vermittlung Ihres Kuriers mit einer mehrwöchigen Verspätung erhalten hat. Er hat Kenntnis genommen von Ihrer Erklärung, daß die französische Regierung, soweit Ihre Person in Frage kommt, nie die separatistische Bewegung im Rheinlande begünstigt hat, sondern lediglich einer spontanen Erhebung der rheinischen Bevölkerung ihren Lauf lassen wollte. Ohne den — allerdings schwer getäuschten — guten Glauben der damaligen französischen Regierung an eine spontane Bewegung im Rheinland in Zweifel ziehen zu wollen, aber in der Überzeugung, daß eine dauernde freundschaftliche Zusammenarbeit des französischen und deutschen Volkes nur möglich ist, wenn beide Völker sich ohne Furcht vor Erschütterung ihres gegenseitigen Vertrauens zur historischen Wahrheit bekennen können, meint Graf Keßler, daß es nicht nötig ist, gewisse Umstände zu verschweigen, die bei der separatistischen Bewegung eine entscheidende Rolle gespielt haben, Ihrem Gedächtnisse aber möglicherweise entschwunden sind. Mit aller Ihnen gebührenden Achtung vor Ihrer hohen Autorität und Ihrem seitherigen Eintreten für eine Annäherung zwischen beiden Völkern unterbreitet er Ihnen daher unbedenklich einige Tatsachen, die nach französischen amtlichen Dokumenten feststehen oder von zahllosen Personen im Rheinlande bezeugt werden können: daß der französische Bezirksdelegierte in Wiesbaden, Marquis de Lillers, nach seinem Bericht an den französischen Oberkommissar, Herrn Tirard in Koblenz, vom 16. April 1923 (Aktenzeichen 42 L w/23) seit dem Mai 1921 amtlich mit der Wahrnehmung und Festigung der Beziehungen zum Oberhaupt der Separatisten, Herrn Dorten, beauftragt war; daß nach diesem selben Bericht „das Oberkommissariat bis an die äußersten Grenzen des Möglichen gegangen war, um Dorten seine Aufgabe zu erleichtern", und in diesem Bestreben Herrn Dorten mit erheblichen Geldsummen ausgestattet hatte, so daß der Herr Oberkommissar sich sogar für berechtigt hielt, Herrn Dorten Vorwürfe zu machen, weil er in seiner Führung der separatistischen Bewegung nicht genügend Energie entfaltet habe; daß ferner die französische Eisenbahnregie Separatisten zu Separatistenversammlungen auf Extrazügen beförderte; daß die französischen Besatzungsorgane das Waffentragen und sogar mili-

tärische Übungen von Separatisten gestatteten, während der loyalen Bevölkerung das Waffentragen und selbstverständlich auch militärische Übungen unter Androhung hoher Gefängnisstrafen verboten war; daß in den Hauptorten des Rheinlandes, wie Düsseldorf, Bonn, Trier, Mainz, Wiesbaden und sogar in Koblenz, der Residenz des französischen Oberkommissars, in dessen Anwesenheit und sozusagen unter seinen Augen, das Gelingen der Putsche, die die Ausrufung der rheinischen Republik bezweckten, sorgfältig von den französischen zivilen und militärischen Besatzungsorganen gesichert wurde durch Entwaffnung der deutschen Polizei jedesmal kurz vor dem geplanten Putsch; durch militärischen und polizeilichen Schutz der Separatisten während des Putsches, und durch die Preisgabe der sonst gegenüber neuen revolutionären Regierungen immer geübten Zurückhaltung, indem die neue, revolutionäre, sogenannte „Rheinische" Regierung von den französischen Regierungsorganen und Militärbehörden im Rheinlande nach dem Putsche unverzüglich anerkannt und an vielen Orten durch die Proklamierung des Belagerungszustandes gesichert wurde. Diese Tatsachen, die den Separatisten gegenüber den nicht-separatistischen Elementen der Bevölkerung die Durchführung ihrer Pläne in hohem Maße erleichterten, stehen fest, sind allgemein bekannt und können, wie gesagt, von zahllosen Personen im Rheinlande, die Augenzeugen waren, bezeugt werden. Graf Keßler ist gern bereit zuzugeben, daß die Besetzung von Teilen eines fremden Staates die Organe der Besetzungsmacht fast zwangsläufig, selbst gegen den Willen ihrer Regierung, zur Förderung separatistischer Bewegungen in den besetzten Gebieten verführt; aber da man nie von Sanktionen gegen die französischen Behörden im Rheinlande gehört hat, die in so flagranter Weise den Absichten und Weisungen der französischen Regierung und insbesondere ihres Oberhauptes zuwidergehandelt haben sollen, so meint Graf Keßler, daß die moralische und historische Verantwortung für die Haltung dieser Organe nur schwer der damaligen französischen Regierung abgenommen werden kann. Dagegen meint Graf Keßler, daß alle, die wie er von der ersten Stunde an für eine deutsch-französische Verständigung gewirkt haben, mit Genugtuung hören werden, daß, was auch immer in den Jahren 1922/24 die Ziele der französischen Politik gewesen sein mögen, heute Unternehmungen, wie die damaligen, die, wenn sie geglückt wären, ein unübersteigliches Hindernis für eine deutsch-französische Aussöhnung und eine ständige Bedrohung des Weltfriedens geschaffen hätten, bei der französischen Regierung, wie sie jetzt unter Ihrer Führung zusammengesetzt ist, keinen Rückhalt finden würden. Indem ich Sie, Herr Ministerpräsident, an den Ausdruck meiner besondern Hochachtung zu glauben bitte, verbleibe ich Ihr sehr ergebener gez. Fritz Guseck, Sekretär.

Hans Natonek. Sie sprechen, lieber Herr v. Ossietzky, in Ihrer Antwort (‚Weltbühne' Nr. 36) von dem verbogenen Gehörgang der ‚Leipziger Volkszeitung'. Sie dürfen in diesem Fall die seltsame Störung getrost als verlogenen Gehörgang diagnostizieren. Es ist ein Zustand, in welchem man, bewußt oder unbewußt, Unwahres hört, um dann gegen dieses polemische Objekt anrennen zu können. Es geht mir nicht um Polemik, sondern um Ehrlichkeit. Was ist der Sachverhalt? Ich habe in einer kleinen Glosse den Typus und die Haltung eines Arbeitervertreters in einer Aufsichtsratssitzung skizziert, der ein unsicherer Kantonist, ein kleiner Schubjack ist. Diesen Typus gibt es in sehr vielen Spielarten und in sehr vielen Betrieben. Nach der ‚Leipziger Volkszeitung' darf es keinen Fräser Gustav Schmidt geben; und wenn es einen gibt, darf man von ihm nicht reden. Die Parteidisziplin fordert die üble Taktik des Verschweigens. Der Genosse, der ein Amt hat, muß auch Würde und Verstand besitzen. Auch die Kirche wird ungern zugeben, daß einer der ihren ein Lump sei.

Dabei ist mein Gustav Schmidt gar keine originelle Figur. Weiß die Volkszeitung nichts von den Sternheimschen Renegaten des Proletariats, von dem bürgerlichen Sehnsuchtsträumen der Schippel und Kray? Hätte die ‚Leipziger Volkszeitung' gesagt: Es ist unzweckmäßig, die unwürdige Haltung eines gewissen Gustav Schmidt zu zeichnen, weil man damit den Feinden der Betriebsräte auf der kapitalistischen Seite billige Argumente in die Hand gibt, so wäre das ehrlich und anständig gewesen. Das ließe sich hören. Hätte sie gesagt: Daß dieser Fräser Gustav Schmidt im Aufsichtsrat verlegen an seiner Zigarre zieht und seine Minderwertigkeit empfindet — was ist es anders, als eben eine Folge der sozialen Verhältnisse, die wir ändern wollen, wenngleich unter Preisgabe der Gustav Schmidts. Hätte die ‚Leipziger Volkszeitung' so gesprochen, wäre ich nicht in der unangenehmen Lage, ein Organ der sozialdemokratischen Partei bloßstellen zu müssen. Denn es ist ein Streich, würdig eines Gustav Schmidt, mir zu unterstellen, ich hätte diese Figur aus sozialreaktionären, scharfmacherischen Tendenzen in den Aufsichtsrat gesetzt, um zu zeigen, daß vor 1918, ohne Betriebsräte, alles viel besser war.

Leser und Freunde der Weltbühne in Basel treffen sich Donnerstag, den 11. Oktober 1928, abends 8½ Uhr, zwecks weiterer Besprechung etwaiger regelmäßiger Zusammenkünfte im Restaurant Helm, Eisengasse.

Junge Weltbühnenleser in Frankfurt a. d. Oder, die sich an einer Republikanischen Arbeitsgemeinschaft beteiligen wollen, werden gebeten, ihre Adresse Herrn Dr. Gebhardt, Frankfurt a. d. Oder, Humboldstraße 4, mitzuteilen.

Fackelreiter-Verlag. Du teilst mit: Berufsoffiziere, zumal solche im hohen Rang eines Generals, haben es nicht leicht, umzulernen und sich frei zu machen von den Fesseln militärischer Tradition. Immerhin gibt es in Deutschland mindestens einige zehn bis zwanzig Offiziere im Generalsrang, die einsehen gelernt haben, daß der Krieg im Zeitalter der Ozeanflüge und Giftgase unmöglich geworden ist. Es sind dies in Deutschland vor allem die Generale v. Bresler, v. Deimling, v. St. Ange und — der Unerschrockensten einer — Dr. h. c. Freiherr von Schoenaich, Generalmajor a. D., der heute einer der am heftigsten und unanständigsten von der Reaktion bekämpften Publizisten und Redner ist. Gegen achtzig seiner besten Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften sind vereint in einem Buch, das unter dem Titel „Zehn Jahre Kampf für Frieden und Recht, 1918—1928" Ende Oktober im Fackelreiter-Verlag, Hamburg-Bergedorf, erscheinen soll. Das etwa 250 Seiten starke, erstklassig ausgestattete Buch wird 4 Mark kosten. Für die Leser aller Blätter, deren ständiger Mitarbeiter General von Schoenaich ist, so auch für die unsrigen, gilt ein Vorzugsangebot. Der Verlag veröffentlicht folgende Subskriptions-Einladung: Wer bis zum 20. Oktober vorausbestellt und gleichzeitig 3 Mark auf das Postscheckkonto Hamburg 9955 des Fackelreiter-Verlages, Hamburg-Bergedorf, überweist, bekommt das Buch für diesen Betrag gleich nach Erscheinen portofrei zugestellt. Nach dem 20. Oktober wird es jedoch zum Subskriptionspreise nicht mehr geliefert; es ist dann im Buchhandel zum Preise von 4 Mark zu haben.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Die neue Entente von Gerhard Donath

Das englisch-französische Flottenabkommen ist das wichtigste politische Dokument von Heute; es bedeutet nicht mehr und nicht weniger als das offene Zugeständnis der für das kapitalistische Europa repräsentativen Regierungen, daß man einem neuen Weltkrieg entgegengeht. Es ist selbstverständlich, daß die Regierungen Englands und Frankreichs nicht nur ein Flottenabkommen geschlossen, sondern daß sie weitgehende Vereinbarungen für den Fall des nächsten Weltkrieges getroffen haben. Das beginnt man auch in englischen Kreisen zu erkennen. So heißt es im ‚Daily Herald', dem Zentralorgan der englischen Arbeiterpartei: „Die gegenwärtige Lage werde nicht nur durch den Stillstand aller Verhandlungen in der Abrüstungsfrage gekennzeichnet, sondern durch die allgemeine Annahme, daß die französische und britische Regierung ihr altes Vorkriegsbündnis wiederhergestellt hätten. Die Beweise für eine diplomatische Zusammenarbeit seien nun seit einem Jahre bereits deutlich erkennbar ... Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß zwischen beiden Regierungen ein weitreichendes Übereinkommen abgeschlossen worden sei, daß sich sowohl auf ihre Außenpolitik als ihre Rüstungen erstrecke."

Manchem wird die Neubegründung der Entente etwas merkwürdig erscheinen. Wie oft hörte man nicht, daß die deutsch-französische Verständigung ständig an Raum gewinne, daß England Italien gegen Frankreich unterstütze. Ist dieses neue Bündnis von Dauer, oder wird es in absehbarer Zeit durch eine neue Kräftekonstellation abgelöst werden? Uns scheinen alle Anzeichen dafür zu sprechen, daß das englisch-französische Abkommen von Dauer sein wird, daß das Bündnis der stärksten See- und der stärksten Landmacht in Europa bis zum nächsten Krieg erhalten bleiben wird. Denn hinter diesem Bündnis stehen entscheidende ökonomische Kräfte. England und Frankreich sind alte imperialistische Staaten, das heißt Staaten, die zwar ausgedehnten Kolonialbesitz haben, die aber in ihrer ökonomischen Entwicklung hinter den jüngern hochkapitalistischen Staaten zurückgeblieben sind. England und Frankreich machen sich selbst nur wenig Konkurrenz. Der Schwerpunkt des englischen Außenhandels liegt in den außereuropäischen Ländern, nur ein Viertel des englischen Exportes geht nach Europa. Die englische Ausfuhr ist eine von Kohlen und Fertigfabrikaten, von Textil- und chemischen Produkten, Eisen, Stahl und Maschinen. Die französische Ausfuhr, die im Rahmen der französischen Produktion eine weit geringere Rolle spielt, geht hauptsächlich nach Europa. Frankreich ist noch heute Agrar- und Industriestaat. Seine agrarische Bevölkerung relativ drei Mal so stark wie die englische, seine Ausfuhr daher anders zusammengesetzt: im wesentlichen Agrar- und Luxusprodukte. Das Bündnis dieser beiden alten, imperialistischen Staaten ist daher bestimmt, ihren Besitzstand zu wahren und zu schützen. Und dieser ist

von allen Seiten her bedroht. Zu den alten imperialistischen Staaten Europas hat sich Italien gesellt; der italienische Imperialismus ist der jüngste und daher nicht der zufriedenste. Italien ist heute in einer Lage, die gewisse Ähnlichkeiten mit der Deutschlands vor 1914 hat. Es tritt in eine Phase seiner ökonomischen Entwicklung, in der die Industrie eine immer größere Rolle zu spielen beginnt, und es tritt in eine Epoche der Geschichte ein, wo die Welt bereits verteilt ist. Es fühlt sich nach der Beendigung des Krieges durch seine Bundesgenossen betrogen und beginnt, neue weitgehende Ansprüche anzumelden. Wo es aber expandieren könnte, spürt es überall den Widerstand Frankreichs, respektive der von Frankreich abhängigen kleinen Entente. Mag Italien an Albanien denken, oder an die Erweiterung seines afrikanischen Kolonialreiches, mag es seine Einflußsphäre in Syrien zu erweitern suchen, überall wird es durch die französische Außenpolitik gehemmt. Es ist daher kein Zufall, daß man in Rom das englisch-französische Flottenabkommen sogleich in seiner ganzen Tragweite begriff. Heißt es doch nichts andres, als daß Frankreich bei allen Widerständen, die es der italienischen Expansionspolitik entgegensetzt, auf die englische Unterstützung rechnen kann. Was das bedeutet angesichts der Tatsache, daß die englische Flotte im Mittelmeer natürlich entscheidend ist, daß auf der andern Seite der europäische Kapitalexport, wenn man von den kleinern Staaten absieht, in englischen, und in kurzer Zeit in englisch-französischen Händen liegt, braucht nicht näher auseinandergesetzt zu werden. Der europäische Kapitalexport liegt in englisch-französischen Händen. Aber er ist doch nur ein Bruchteil des Kapitalexportes der Welt; denn der Kapitalexport der Vereinigten Staaten ist heute größer als der aller übrigen Staaten. Und die nächste Folge des englisch-französischen Abkommens wird daher sein, daß die italienisch-amerikanischen Beziehungen in nächster Zeit wärmer werden. Denn auch dies braucht keiner weitern Bestätigung, daß das englisch-französische Bündnis gegen die Vereinigten Staaten gerichtet ist. Die Vereinigten Staaten sind später als die europäischen hochkapitalistischen Staaten in die imperialistische Phase eingetreten, aber natürlich unter ganz andern Voraussetzungen als Italien. Ihr Kapitalismus beginnt über die eignen Landesgrenzen zu expandieren in einem Zeitpunkt, in dem ihre Bevölkerung weit größer ist als die englische und französische zusammen, in dem ihre Industrie am stärksten rationalisiert ist, in dem sie die bedeutendste Kapitalmacht der Welt bilden. Die Vereinigten Staaten haben ihr eignes Land durchkapitalisiert, Mittelamerika ist nur noch dem Namen nach souverän, die Vereinigten Staaten haben Canada von sich finanziell abhängig gemacht, ihre Kapitaleinlagen sind dort bereits größer, als die britischen. In gesamt Südamerika sind sie die gefährlichsten Konkurrenten Englands und ebenso wächst ihr ökonomischer Einfluß in Asien ständig auf Kosten Großbritanniens. Sie treiben überall eine Politik, die der englischen entgegengesetzt ist. Wo die Engländer hinkommen, versuchen sie sich politische Vorzugspositionen zu schaffen, Kolonien, Mandate, Einflußsphären, denn sie sind ökonomisch

nicht mehr an der Spitze und müssen daher ihre ökonomische Zurückgebliebenheit durch politische Vorzugsstellungen auszugleichen suchen. Die Vereinigten Staaten haben das nicht nötig. Sie sind das ökonomisch fortgeschrittenste Land, dazu verstärkt sich ihr Kapitalexport ständig. Er betrug in der ersten Hälfte 1928 ungefähr eine Milliarde Dollar, war also zirka vier Mal so groß wie der englische. Daher sind sie überall gegen die Politik der Kolonien, Mandate, Einflußsphären, für das Prinzip der offenen Tür — bei dem sie die besten Geschäfte machen. In den Vereinigten Staaten wurde, wie in Italien, das englisch-französische Abkommen sogleich verstanden; es bedeutete das Begräbnis des Kelloggpaktes, die deutliche Sabotage jeder Abrüstungspolitik. Man zog die Konsequenzen. Herr Kellogg fand keine Zeit mehr nach England zu fahren, aber er fand Zeit, Aegypten als Staat anzuerkennen und den irischen Präsidenten zu besuchen. Die englischen Dominions sollen wissen, auf wen sie sich einmal stützen können.

* * *

Das englisch-französische Abkommen ist das Bündnis der saturierten imperialistischen Staaten. Das hat man nun allmählich auch in Deutschland gemerkt. In der Vorkriegszeit war in den hochkapitalistischen Staaten eine gewisse Parallelität zwischen ihrer kapitalistischen Entwicklung auf der einen, ihrer militärisch-technischen Ausrüstung auf der andern Seite festzustellen. Nur England, das keine allgemeine Wehrpflicht kannte, bildete eine gewisse Ausnahme. Aber der Krieg zeigte bereits, wie schnell ein industriell entwickeltes Land, das wie England auf den Landkrieg nicht gerüstet war, diese Rüstung nachholen kann. In einem kommenden Krieg wird die Zeit, die ein abgerüstetes Land zur vollen Rüstung braucht, aus mannigfachen Gründen noch kürzer sein, aber ein gewisser Zeitraum bleibt natürlich bestehen. Und insoweit ist die deutsche Abrüstung, die der Versailler Vertrag unter anderm der deutschen Artillerie und der deutschen Luftschiffwaffe auferlegt, eine große Verstärkung der militärischen Position der Entente. England und Frankreich sind, wenn man von Deutschland absieht, die industriell entwickelsten Staaten Europas; da der moderne Krieg vor allem Industriekrieg ist, sind sie, wenn man zunächst einmal von den innern Klassenkämpfen absieht, militärisch unbesiegbar. Daher haben sie die gesamte Abrüstungskonferenz in Genf als das behandelt, was sie in Wirklichkeit ist, als Komödie; als Komödie, deren wahren Charakter man unter Phrasen dem eignen Land gegenüber zu verbergen sucht. Deutschland hat im wesentlichen militärtechnisch abgerüstet. Gestützt auf den Versailler Vertrag verlangte Graf Bernstorff die Abrüstung der andern Vertragspartner, wie der Reichskanzler Müller, gestützt auf den Vertrag die Beschleunigung der Rheinlandräumung verlangte. Sie bekamen beide dieselbe Antwort: Es handle sich hier nicht um juristische Kategorien, sondern um politische. Sollte das Rheinland früher geräumt werden, so müsse Deutschland zahlen. Eine Abrüstung aber käme eben aus politischen Gründen gar nicht in Frage; denn eine Abrüstung der Entente bedeute ja, da Deutschland bereits abgerüstet habe, nichts andres als

eine Verstärkung der deutschen Position, für die Deutschland keinen Gegenwert leisten könne; bedeute gleichzeitig natürlich eine Verstärkung der Position der Staaten, die in ihrer industriellen Entwicklung noch nicht das Niveau Englands, Frankreichs erreicht haben, deren militärisch-technische Rüstungen daher zurückgeblieben sind. Man ist daher in Genf auseinandergegangen, ohne — zehn Jahre nach Beendigung des Krieges! — auch nur einen Termin für eine „vorbereitende" Abrüstungskonferenz zu bestimmen. Weltpolitisch ist dieses Ergebnis zu begrüßen; denn es entlarvt die Regierungen der imperialistischen Staaten mit aller Deutlichkeit. Es beweist, daß der Völkerbund im entscheidenden Punkte versagt: in der Sicherung des Friedens. Aber es beweist noch mehr. Nach der auffallend scharfen Rede Briands hat man häufig gesagt, sie sei eine Entgleisung gewesen, die bei dem temperamentvollen Redner, der ohne Manuskript spreche, möglich sei.

Welch lächerlicher Irrtum.

Die genfer Ereignisse haben sehr deutlich gezeigt, daß hinter der Rede Briands nicht ein privates Temperament steht, sondern die entscheidenden politischen Kräfte Frankreichs. Es hat sich weiter gezeigt, daß hinter Briand nicht nur das Kabinett Poincaré steht, sondern auch die französischen Sozialdemokraten. Die Antwort auf die deutschen Abrüstungsvorschläge gab Herr Paul-Boncour. Gewiß gibt es innerhalb der französischen Sozialdemokratie auch einen linken Flügel, aber er hat sich bisher nicht durchsetzen können, er hat nicht erreichen können, daß die sozialistische Parlamentsfraktion Herrn Paul-Boncour zurückzieht. Die französischen Sozialdemokraten identifizieren sich also weiter mit diesem „Sozialisten", der die neue imperialistische Politik Frankreichs mitmacht, ja ihr Wortführer ist. Es ist dies von großer historischer Bedeutung. Die gesamte internationale Sozialdemokratie hat bei Beginn des Weltkrieges total versagt. Im Krieg hat man den Massen gesagt, dies sei der letzte Krieg, nach seiner Beendigung werde es keinen mehr geben. Wie sieht die Situation heute aus? Zehn Jahre nach diesem Krieg wird die neue Entente zwischen England und Frankreich geschlossen.

Zehn Jahre nach diesem Krieg enthüllt sich der Völkerbund mit seiner Abrüstungskonferenz als Farce.

Zehn Jahre nach diesen Krieg gibt es wieder die alte Geheimdiplomatie und als ihr Wortführer erscheint ein Vertreter der Sozialdemokratie. Wer da glaubte, daß die stärkere Anteilnahme sozialistischer Parteien an der Regierung eine Verstärkung der Friedensaussichten sei, ist durch die letzten Ereignisse hoffentlich endlich belehrt worden. Kommt ein neuer 4. August, so wird ihn die sozialdemokratische Führerclique genau so mitmachen wie 1914.

* * *

Gegen Italien ist die neue Entente gerichtet, gegen die Vereinigten Staaten, gegen Deutschland und last not least gegen Sowjetrußland. Nach der Rede Briands konnte man in Genf häufig hören, man verstünde die deutsche Aufregung gar nicht, denn die Rede Briands sei nicht in erster Reihe gegen Deutschland gerichtet gewesen, sondern gegen Sowjet-

rußland. Das ist in gewissem Umfange richtig. Nach der Abberufung Rakowskis sind die russisch-französischen Beziehungen nicht wärmer geworden, und die Ereignisse der letzten Zeit haben sie noch weiter abgekühlt. Die genfer Verhandlungen fanden statt, nachdem wenige Wochen vorher die Zweite Internationale in Brüssel, die Dritte in Moskau getagt hatten. Bei beiden Kongressen stand die Kolonialfrage im Mittelpunkt. Die Sozialdemokraten der Ententeländer haben auch hier die imperialistische Politik gedeckt.

Im Gegensatz dazu hat die Dritte Internationale in Moskau detaillierte Kampflosungen ausgegeben. Es ist bekannt, daß für das Programm der kommunistischen Internationale Lenin die letzten Worte des kommunistischen Manifestes: Proletarier aller Länder vereinigt Euch, durch die Worte ergänzte: und unterdrückte Nationen. In Moskau hat man diese Leninschen Worte zum Koordinatensystem genommen, um in detailliertester Weise Kampflosungen für sämtliche Kolonien gegen den Imperialismus aufzustellen.

Für die Ententestaaten aber entsteht nun die Frage, ob sie in absehbarer Zeit den Krieg gegen Sowjetrußland organisieren werden, oder ob sie noch warten wollen. Warten sie, so werden voraussichtlich die Gegensätze der imperialistischen Staaten untereinander noch größer, eine gemeinsame Front wird immer schwerer möglich. Auf der andern Seite aber befürchten sie doch die revolutionäre Erschütterung, die sich im Gefolge eines Krieges gegen Sowjetrußland ergeben wird, ergeben muß.

So liegt die weltpolitische Situation. Sie wird nicht durch den Kelloggpakt charakterisiert, in dem sämtliche hochkapitalistischen Staaten und Rußland offiziell für die Ächtung des Krieges eintreten, sondern durch die neue Entente, die dazu bestimmt ist, das System der Vorkriegsbündnisse einzuleiten.

Die weltpolitische Situation sieht trübe genug aus.

Die Leninsche Alternative: imperialistischer Krieg oder Bürgerkrieg gewinnt immer mehr an Aktualität.

Es heißt auf der Hut sein — es heißt vorbereitet sein.

Separatismus in Ostpreußen von Berthold Jacob

Ostpreußen ist das Schmerzenskind der Republik. In dieser Provinz herrschen seit Jahren die Alldeutschen. Von dort ging anno 16 die Junius-Rebellion gegen den nicht genug kriegslustigen Bethmann-Hollweg aus, hier stand die Wiege der Vaterlandspartei. Nur die Universität Königsberg konnte den geschlagenen Feldherrn Ludendorff zum Ehrendoktor der Medizin machen, weil „dieser Meister der Feldherrnkunst durch sein überragendes Können die Gesundheit unzähliger deutscher Krieger vor den feindlichen Feuerschlünden gerettet" habe, dieser „Befreier, der mit eiserner Hand unsre ostpreußische Heimat reingefegt von den plündernden und sengenden russischen Horden, der Führer, dessen starker Arm den makellosen Ruhm der deutschen Waffen und den Glanz der deutschen Kultur getragen hat von den Gestaden des Atlantischen

Ozeans bis in die Wüsten Arabiens, der Held, der das von einer Welt beutelustiger Feinde umklammerte deutsche Volk mit den scharfen Schlägen seines unbesiegten Schwertes beschützt hat, bis es, falschem Wort trauend, seine ungebrochene Wehr und seinen starken Führer fallen ließ, den deutschen Mann, dessen Bild aus der Finsternis der Gegenwart hervorleuchtend, uns den Glauben gibt an einen dereinstigen Retter und Rächer unsres Volkes!"

Die Provinz Ostpreußen ist ein armes Land. Nach den Gebietsverlusten bei Kriegsschluß umspannte sie ein Areal von 38 467 Quadratkilometern, auf denen 2 228 421 Einwohner siedelten. Auf den Quadratkilometer kamen 658 Menschen. Die Anbaufläche für Brotgetreide betrug damals 426 000 Hektar. Wie oft hat man früher und heute die Behauptung aufstellen hören, die Provinz sei die Kornkammer des Reichs. Vanitatum vanitas. Richtig an dieser Behauptung ist nur, daß über Ostpreußen stets die große Masse des importierten russischen Korns im Transit geleitet wurde. Die Eigenproduktion des Landes hielt sich stets in geringen Grenzen. Ja, die königlich preußische Staatsbahnverwaltung hat zum Nutzen der agrarischen Produzenten die Frachttarife stets so erheblich gesenkt, daß allein dadurch die Rentabilität des ostpreußischen Getreides sichergestellt wurde. Der lehmige Boden des Landes gibt nicht besonders viel her, es würde Jahre dauern, bis über die Umstellung von der Acker- zur Viehwirtschaft das Land rentabel gemacht werden könnte. Die Unzufriedenheit mit den Verhältnissen ist bei allen Teilen der ostpreußischen Bevölkerung sehr groß. Der Staat tut zwar, was er kann. Alljährlich werden Summen in die Provinz investiert, die zwischen 60 und 70 Millionen Reichsmark differieren, um nur die Wirtschaft ertragfähig zu machen. Aber das ist verschwendetes Kapital. Siedlung, Parzellierung der Güter — so hört man — sei unmöglich. Die kleinen Siedler würden noch weniger aus dem schwierigen Boden herausziehen können als die großen Besitzer, die die Republik schmähen und die Kaiserherrlichkeit wieder herbeiwünschen. In einzelnen Kreisen ist die Verschuldung des agrarischen Besitzes so weit fortgeschritten, daß seit Monaten keine Steuern bezahlt werden. Die großen Herren der Provinz resistieren nun natürlich nicht nur aus wirtschaftlicher Schwäche. Die blindwütige Abneigung, die man den neuen politischen Verhältnissen entgegenbringt, trägt ihr gerüttelt Maß bei, dem Staat die Steuerleistung zu weigern. Wenn Zwangsvollstreckungen angeordnet werden, so bleiben sie ohne Ertrag. Selbst die Aussicht, ein Automobil für etwa 50 Reichsmark zu erwerben, verlockt niemanden, gegen den Stachel zu löcken und sich die Feindschaft und den Boykott der Gesellschaft zuzuziehen. Die Kreise verarmen, da ihnen Mittel aus dem Land kaum mehr zufließen. Es gibt Landräte, die sich bereits gezwungen sahen, die Reparaturarbeiten an den Chausseen einzustellen, die nun langsam dem Verfall entgegensehen.

Auf dieser Grundlage hat sich in den letzten beiden Jahren eine entscheidende Wandlung in der politischen Orientie-

rung der ostpreußischen Herrenschicht Bahn gebrochen. Nicht etwa, daß der Adel und die Beamtenklasse unter der Führung des frühern Oberpräsidenten der Provinz, Adolf Tortilowicz von Batocky-Friebe, ihre traditionelle monarchistische und reaktionäre Haltung aufgegeben hätten. Davon kann natürlich niemals die Rede sein.

Der Herr von Batocky, während der letzten Kriegsjahre bekanntlich Lebensmittel-Diktator im Reich, war stets Opportunist. Man darf sich erinnern, daß unter seiner Leitung, mit dem General Otto von Below als militärischem Führer und dem damals noch sozialistischen Oberpräsidenten und Reichskommissar August Winnig, jene Bestrebungen standen, die bereits im Juni 1919, mit dem Vorwand, daß der vaterlands liebende Osten nie und nimmer die Unterschrift unter die versailler „Schmachparagraphen" zu verantworten vermöge, die Separation vom Reich vorbereitet wurde. In Danzig sollte die autonome Ostrepublik proklamiert werden, die sich die baltischen Staaten hätte angliedern sollen, sie hätte natürlich — darüber waren sich die Herren klar — früher oder später Anlehnung bei den Polen suchen müssen. Im letzten Augenblick verlor Below die Nerven und machte nicht mit; das Unternehmen wurde abgedreht. Aber jetzt ging der frühere Generallandschaftsdirektor Doktor Kapp in Königsberg, der Vater der Vaterlandspartei, auf eigne Faust vor und machte im März 1920 seinen Putsch. Der war ganz ostpreußisches Gewächs. Nur, daß man sich nicht mehr auf den Osten beschränkte, sondern jetzt das ganze Reich erobern wollte. Als Kapp gescheitert war, wurden darum in Ostpreußen doch nicht die Vorbereitungen eingestellt. In allen Kreisen entstand der „Heimatschutz"; bei der Abstimmung im allensteiner Gebiet nahm der Abstimmungskommissar Freiherr von Gayl, einer der Helfer Batockys, die Gelegenheit der Schaffung einer Abstimmungspolizei wahr, ein Heer zu formieren, und als im August 1920 sowjetrussische Vorhuten auf der Verfolgung der Polen an den Grenzen erschienen, nahmen die Hoffnungen für einen Augenblick ganz andre Richtungen.

Jetzt aber fängt die Lage der Provinz an, unhaltbar zu werden. Die sozialistische Arbeiterschaft fällt nicht sehr ins Gewicht. Außerhalb Königsbergs und dem Halbdutzend größerer Städte der Provinz ist die Arbeiterpartei ohne den geringsten Einfluß. Fast überall herrschen deutschnationale oder volksparteiliche Landräte, und die letztern sind naturgemäß ausschließlich vom Kaliber Scholz. Der Adel der Provinz, die Lehndorff, Goltze, Eulenburg, Dohna, Berg, Knesebeck, Brühl, Groeben erinnern sich an ihre Vorfahren, die am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, den letzten Deutschordensmeister Albrecht von Hohenzollern an der Spitze, dem polnischen Könige Sigismund den Lehnseid leisteten.

Auch heute und morgen kann sich die Geschichte parodieren, wenn die Machthaber in Warschau nur wollen. Es soll nicht behauptet werden, daß von Seiten des Herrn von Batocky und seiner Getreuen solche Verhandlungen, mit dem hochverräterischen Ziel, Ostpreußen vom Reich zu separieren,

bereits gesponnen werden; aber die Stimmung ist da, und in vertraulichem Gespräch werden solche Möglichkeiten heute nicht mehr vorsichtig angedeutet, sondern offen ausgesprochen. Die Granden der Provinz allerdings könnten bei solchem Tausch der Herrschaft nur gewinnen. Sie würden beim Staate Polen jene minimalen Ansätze sozialer Gesetzgebung nicht vorfinden, die sie im Verbande des Reichs schwer bedrücken. Als polnischer Staatsangehöriger wäre dem Rittergutsbesitzer Ostpreußens seinem Ackerknecht gegenüber alles erlaubt. Das Land selbst würde im polnischen Staatsverband eine ganz andre Rolle spielen denn jetzt als preußische Provinz.

Aber die Polen wollen vorläufig den allzu großen Happen noch nicht recht schlucken. Sie sagen sich, daß die Blüte einer polnischen Woywodschaft Ostpreußen nur mit einer stagnierenden kongreßpolnischen Wirtschaft erkauft würde, und so scheint Polens mangelnde Neigung vorläufig das einzige Hemmnis für den Separatismus der ostpreußischen Junker.

Erna Anthony von Carl v. Ossietzky

Vor dem Schwurgericht in Moabit steht ein schmächtiges junges Mädchen unter der Anklage des Mordes. Es ist leichte Arbeit, denn die angeklagte Kontoristin Erna Anthony war schon bei der Vernehmung im Polizeipräsidium geständig, die Scheuerfrau Schüler ermordet zu haben. Der Fall weckte Sensation, ohne sensationell zu sein. Der Saal war überfüllt, die Zeitungen berichteten spaltenlang und gaben noch Bilder dazu. Die kleine Erna Anthony, eine kärglich bezahlte Angestellte, war verlobt, hatte daneben ein Verhältnis mit ihrem Chef, hatte Furcht, daß dessen Frau etwas davon erfuhr, erlaubte sich hin und wieder Ausgänge, die mit unbeträchtlichen Geschenken endeten, hatte all dieser Dinge wegen ein schlechtes Gewissen, und da ihr Einkommen nicht gestattete, sich bei einem Psychoanalytiker zu erleichtern, beichtete sie der im Kontor beschäftigten Scheuerfrau Schüler, die daraus gelegentlich Nutzen zog und wohl auch gelegentlich Bruch der Diskretion in Aussicht stellte. Man weiß nicht, ob ihre Andeutungen wirklich so erpresserisch gemeint waren, wie sie aufgefaßt worden sind, und bis zu diesem Punkt sehen wir durchaus nur Figuren und Szenarium jener unfreiwilligen Possen, wie sie sich tagtäglich vor den Beleidigungskammern abspielen. Aber Erna Anthony sah ihre ärmliche Welt, die sich auf Notlügen stützte, in Gefahr, sie fühlte einen Vampir, sah sich beim Bräutigam, bei der Frau des Chefs verklatscht, sah sich entlassen, arbeitslos, ihrer bescheidenen Vergnügen beraubt, aus ihrer bürgerlichen Reputation gestoßen, am Rande des sozialen Nichts, und schnitt eines Abends der Scheuerfrau Schüler den Hals durch. Die gerichtlichen Experten behaupten, noch niemals einen so schrecklichen Schnitt gesehen zu haben. Die irrsinnige Angst eines jungen Weibes hatte den magern Arm geführt.

Das Schwurgericht hat trotz alledem versucht, den Besonderheiten des Falles gerecht zu werden und das liebe Publi-

kum enttäuscht, das auf ein Todesurteil und eine haltlos zusammenbrechende, um Erbarmen wimmernde Sünderin wartete. Das Gericht hat keine verworfene Herzensverrohung darin gesehen, daß die Angeklagte am gleichen Abend noch mit ihren am Mordmesser verletzten Fingern Klavier spielte, es hat wegen Totschlages auf fünf Jahre Gefängnis erkannt, obgleich niemand über die Angeklagte viel Gutes ausgesagt hat, dagegen alle des Lobes voll waren über die Ermordete. Die eine Frage drängt sich beherrschend auf: — wie muß sich ein junges unbescholtenes Ding gepeinigt gefühlt haben, um zum Messer zu greifen? Nachher mag sie sich über die nächsten Tage keine Illusionen mehr gemacht haben. Als Erna Anthony an dem verhängnisvollen Abend nach Hause kam, war sie, wie ihre Angehörigen bekunden, noch nervöser und fahler als sonst; sie wollte nicht essen, sie setzte sich nachher ans Klavier — mit den zerschnittenen Händen. Der Vorsitzende fragte, warum sie sich nicht geweigert habe, und sie antwortet ganz apathisch: „Mir war ja alles so egal!" Etwas später legte sie sich hin, und wie sie weiter gefragt wird, was sie sich da für Gedanken gemacht habe, schweigt sie beharrlich. Ist es wichtig, was den zerstörten Kopf gemartert hat? Der Richter hört auf zu inquirieren, und das ist vernünftig, denn dies Schweigen erzählt mehr als ein Ausbruch. Nur zu selten begegnet man einem Richter, der das Schweigen eines Angeklagten ehrt. Nur zu oft begegnet man Richtern, die sich vor den Mördern blamieren. So entscheidet Gottseidank nicht die berühmte „ehrliche Reue", die man bald mit dem Richtbeil ins Museum stellen sollte, es entscheidet auch nicht der racheheischende Schatten des Opfers. Der Ermordeten wurden die besten Zeugnisse ausgestellt, und das ist gewiß keine Unwahrheit. Aber ebenso wahr ist sicherlich auch Erna Anthonys Aussage: „Frau Schüler hat nicht gesagt: ‚ich will Geld haben, dann sage ich nichts', aber wenn wir in Streit kamen, dann sprach sie immer von ‚der Sache mit dem Chef', und ich gab ihr daraufhin Geld. Auf diese Art fühlte ich mich erpreßt." Hier beginnt die schreckliche Tragikomödie der Irrungen. Denn so einer Frau Schüler begegnet jeder in jedem Lebenskreise einmal. Sie ist vertrauenerweckend und ihr wird anvertraut, und wenn sie diese geringen, dummen und doch für eine hilflose Existenz so wichtigen Geheimnisse erfahren hat, dann ändert sich das Wetter plötzlich, aus Wohlwollen wird unbestimmte Drohung, die Erpressung nicht ausgesprochen, aber sie liegt in der Luft; das offenherzige Gemüt sieht sich einer verkniffenen Starrheit gegenüber und glaubt vorbeugen zu müssen, um sich Schweigsamkeit zu sichern. Diese Tribute erschüttern den proletarischen Etat der Kontoristin Anthony, und die Drohung besteht weiter. Vielleicht war es der Frau gar nicht so ernst, und vielleicht wollte auch sie sich nur wichtig machen und sich an der Gewalt über eine jüngere, hübschere Schwester laben. Es sind schließlich nur läßliche Sünden gewesen, die sie angehört, und auch ihre eigne Schuld ist nur läßlich. Es wird viel geklatscht, viel gedankenlos gedroht, aber selten nur so teuer dafür bezahlt. Und das ist wohl das grausamste: daß diese beiden Frauen, beide unter dem gleichen Druck leidend, beide dem Begriff „Kontor" rückhaltlos versklavt, beide immer am

Rande des gräßlichen sozialen Nichts, sich blind ineinander verkrampfen; die Eine, weil sie sich durch das Wissen um ihre Geheimnisse ausgesogen und ins Leere gezerrt fühlt, die Andre durch das gleiche Wissen innerlich erhoben und äußerlich überlegen geworden, bis schließlich das Messer das gespenstische Duell zweier konkurrierender Geltungstriebe entscheidet.

Vor Gericht erscheint Erna Anthony laut und exaltiert, sie macht erregte Zwischenrufe, ihr Auftreten wirkt manchmal theatralisch und wie für die Öffentlichkeit pointiert. Der letzte Akt des Dramas ist da, und dieser Akt bringt nach dem Geständnis die Exhibition. Es sind viele neugierige Menschen da, der Pressetisch ist voll von Reportern und Zeichnern. Und sie fühlt, daß dieser Augenblick ihr gibt, was das Schicksal ihr immer vorenthalten hat: sie weiß sich als Mittelpunkt. Sie weiß, es geht nur um sie. Sie weiß auch, daß es um ihren Kopf geht, aber sie spielt um ihren Kopf, um des andern, des wichtigeren Spieles willen. Sie weiß plötzlich, daß sie diesen Gaffern rundum etwas schuldig ist, und sie erfüllt es. Sie erhebt sich zuckend und sinkt wieder zusammen, sie sucht fiebernd nach großen Gesten: „Die Frau des Chefs sollte nichts erfahren, sie tat mir leid ..." Der Staatsanwalt fragt, ob es wahr sei, daß die Angeklagte verschiedenen Leuten Unterstützung gegeben habe. Und sie fährt auf und schreit: „Keinen Namen nennen, keinen Namen nennen!" Jetzt, wo alles bald vorüber ist und sie das Ende ihrer Rolle ahnt, soll noch das erregende Aroma letzter Geheimnisse gewahrt bleiben.

Es werden sich wieder Moralisten finden, denen böse Worte wie „Faselei" oder „Lüge" leicht im Munde sitzen und die sich auch sonst noch eingehend verbreiten über die Verderbnis der Jugend und der weiblichen besonders. Aber diese unerbittlichen Puritaner vergessen, daß das heutige gesegnete Wirtschaftssystem die ganze Welt in eine Uniform zwängt und in eine ungeheure Fabrik oder in ein Fabrikkontor verwandelt und damit dem Einzelnen eine tragische Frage auferlegt, die jeder nach seiner Fasson beantworten muß. Die meisten werden dumpf und stumpf und sind zufrieden, wenn sie irgendwo für Augenblicke das Nummernschild abreißen dürfen, das ihr Gesicht verhüllt. Der Eine sucht einen irrsinnigen Rekord zu brechen und bricht den Hals dabei, der Andre nimmt gleich den Umweg über den Hals des Andern. Doch gemeinsam ist das leidenschaftliche Verlangen, herauszubrechen aus dem Einerlei, sich zu zeigen, sein Besonderes aufzuweisen, nicht so zu versacken in der namenlosen, gesichtslosen Menge, nicht wortlos unterzugehen in Fron und Pflichten. Die arme schmächtige Erna Anthony hat, aus dem Alltag springend, vor dem Gericht, das sie aburteilte, das erste und einzige Schaustück ihres Lebens geliefert. Morgen wird sich die Gefängnistür hinter ihr schließen und nach fünf Jahren zu hoffnungsloser Freiheit wieder öffnen. Die Leute, die sie eben anstarrten und furchtbar interessant fanden, verschlingen schon die Berichte aus Dresden, wo eine noch viel aufregendere Affäre begonnen hat, und was mitten im allgemeinen Vergessen übrig bleibt, ist in irgend einem kriminologischen Archiv ein verstaubter Aktenfaszikel mit der Etikette: Nr. ..., Fall Erna Anthony.

Verhetzte Kinder — ohnmächtige Republik

von Ignaz Wrobel

Vor mir liegt:

„Geographie für höhere Lehranstalten" von Dr. Michael Geistbeck und Dr. Alois Geistbeck. Achter Teil. Staatenkunde von Frankreich, Großbritannien und den außereuropäischen Staaten. München und Oldenburg 1925. Sechste Auflage.

„Die Erweiterung des Geographieunterrichts an den höhern Lehranstalten Bayerns", heißt es in der Einleitung, „und die Gestaltung desselben als geographische Staatenkunde, endlich die gewaltigen politisch-geographischen Veränderungen durch den Ausgang des Weltkrieges erheischten erhebliche Ergänzungen und Änderungen der Vorlage. Dieser Aufgabe hat sich Herr Professor Wührer unterzogen, der seine Kraft schon mit der Verabfassung der Heimatkunde des 1. Teiles in den Dienst des Lehrbuches gestellt hatte." Eine deutsche Übersetzung dieses bayerischen Satzes steht noch aus, aber was für eine Kraft der Herr Wührer ist, werden wir gleich einmal sehen:

Herr Wührer ist ein Fälscher und ein Lügner.

Dieses Buch enthält eine Fülle von tatsächlichen Unwahrheiten, von verhetzenden Tendenzlügen übelster Art, von Stammtischgeschwätz, das lediglich zu dem Zweck aufgenommen ist, die Wahrheiten der ‚Münchner Neusten Nachrichten' in wehrlose Kinder hineinzupressen. Beispiele:

> Eine hervorstechende Eigenschaft des Franzosen ist sein Fleiß und seine Sparsamkeit. Die Folge ist ein allgemeiner Wohlstand. Doch fehlt dem Franzosen der Tätigkeitsdrang und die Unternehmungslust des Deutschen; er strebt nach frühzeitigem Rentnertum. Kennzeichen des französischen Volkes sind aber auch glühender Ehrgeiz und Herrschsucht. Sie haben Frankreichs Schuldenlast vor der Revolution bis zum Staatsbankerott gesteigert, sie haben seine Volkskraft in der Zeit Napoleons erschöpft, sie haben zur Niederlage von Sedan geführt und haben es angetrieben, den Weltkrieg mit allen Mitteln vorzubereiten, aus dem es, aus den schwersten Wunden blutend, lediglich durch fremde Hilfe als „Sieger" hervorgegangen ist.

Mit diesem Gewäsch, von dem Wort für Wort falsch ist, fiele der Student Wührer vor jedem Kollegium durch, das der Wissenschaft und nicht den nationalen Interessen diente.

Es ist nachweislich falsch, daß dem Franzosen Tätigkeitsdrang und Unternehmungslust fehlen; daß ihm „der Tätigkeitsdrang des Deutschen" fehlt, ist ebenso richtig wie die Behauptung, daß der Deutsche nicht die jagdlichen Anlagen eines australischen Buschmanns besitze, sondern eben seine eignen. Wührer muß wissen, was die Franzosen aus ihren Kolonien gemacht haben, ein Faktum, das wir negativ bewerten, jener aber anerkennen müßte; wir dürfen uns aussuchen, ob er ein Ignorant oder ein Verleumder ist. Es ist nicht wahr, daß die Franzosen von „glühendem Ehrgeiz und Herrschsucht" besessen seien — nur ein Bayer, der nie aus seinem Kaff herausgekommen ist, kann dergleichen behaupten. Die schärfsten französischen Nationalisten haben keinerlei Expansivgelüste; es gibt

keinen aggressiven Imperialismus in Frankreich. Es ist nicht wahr, daß Frankreich den „Weltkrieg mit allen Mitteln vorbereitet hat" — es hat genau, genau so gerüstet, wie alle europäischen Staaten das getan haben, genau wie England, genau wie Deutschland, genau wie Rußland. Die Schuld am Ausbruch trifft — zum allermindesten — alle Staaten gleichmäßig; ich glaube, daß die deutsch-österreichische Konspiration der letzten vier Wochen vor dem 1. August ein Plus an Schuld trägt. Es ist eine Roheit, einem Lande, das für seine nationalen Interessen, die Wührer bei den Deutschen bejaht, so geblutet hat wie Frankreich — es ist eine Roheit, diesem Lande heute noch seine Verluste vorzuwerfen, und es ist eine hervorragend deutsche Albernheit, ein weltgeschichtliches Geschehnis dadurch aus der Welt schaffen zu wollen, daß man es in Anführungsstriche setzt. Frankreich ist nicht als „Sieger" aus diesem Kriege hervorgegangen, sondern als Sieger, und Deutschland hat diesen Krieg rechtens verloren.

Lüge folgt auf Lüge.

Vom französischen Kolonialreich:

> Der eigentliche Grund dieses Ausdehnungsstrebens war sowohl das Bedürfnis, die Einbuße an Ruhm und Ansehen, die der Krieg von 1870/71 herbeigeführt hatte, durch große überseeische Unternehmungen wieder wettzumachen...

Und so etwas ist Professor und darf an höhern Schulen unterrichten. Jacob Burkhard, im März 1873: „Das erste große Phänomen nach dem Kriege von 1870/71 ist die nochmalige, außerordentliche Steigerung des Erwerbssinnes, weit über das bloße Ausfüllen der Lücken und Verluste hinaus, die Nutzbarmachung und Erweckung unendlich vieler Werte, samt dem sich daran heftenden Schwindel (Gründertum)." Dies zunächst für Deutschland. Von Frankreich aber: „Das Staunen der ganzen Fachwelt erweckt die Zahlungsfähigkeit Frankreichs, das in seiner Niederlage einen Kredit genießt, wie kaum je ein Land im vollen Siege."

Wenn der Schulmann Frankreich einmal nicht beschimpft, macht er das so:

> Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die französische Kunst trotz mannigfacher Schwächen tonangebend in der Welt geblieben ist.

Cézanne erhält also auch in Kitzingen die Note im ganzen befriedigend und darf sich setzen. Aber:

> Es kann aber auch nicht in Abrede gestellt werden, daß Paris mehr als andre Millionenstädte ein Ausgangspunkt sittlicher Zersetzung ist.

„Mehr als andre Millionenstädte" — das ist Berlin, und für diese Unverschämtheit, deutschen Kindern so ein Zeug eintrichtern zu wollen, verdient der Mann pensioniert zu werden. Ich weiß nicht, was München zersetzt — die zahlreichen Eisenbahnschlampereien, die so vielen Menschen den Tod gekostet haben, werden es wohl nicht sein. Aber ich weiß, daß Herr Wührer von Paris so viel versteht wie sein Buch wert ist: nämlich einen Dreck. Möglicherweise „zersetzt" die Kenntnis französischer Kultur den Glauben an die Königlich Bayerische Republik und an die Größe solcher Funktionäre, wie es

die Vorgesetzten des Herrn Wührer sind — aber zu behaupten, daß der Einfluß der Stadt Paris bis nach Kitzingen reiche, scheint mir eine leichte Verschiebung der Perspektive zu sein. Wührer tröste sich: er ist noch nicht zersetzt, sondern hat sich seine bundesstaatliche Eigenart bewahrt.

Taktlosigkeit auf Taktlosigkeit, Verhetzung auf Verhetzung.

Seit 1688 hat kein Feind mehr britischen Boden betreten. Erst während des Weltkrieges griffen die deutschen Kriegsschiffe zu wiederholten Malen die englischen Küstenstädte an und fielen aus deutschen Kriegs-Luftschiffen Bomben auf englische Städte hernieder.

Was ein Verstoß gegen das Völkerrecht gewesen ist und ein überflüssiges Verbrechen dazu, das aus England den letzten Funken Energie herausgeholt hat. Das hat der verschlafen und ist er kein geeigneter Typus, Kinder zu erziehen.

Unwahrheit auf Unwahrheit. Der erhobene Zeigefinger des Steißpaukers lehrt von England:

Es fehlte...

Nun, wo fehlts denn bei denen?

Es fehlte den leitenden Männern der englischen Industrie vielfach eine gründliche technische und wissenschaftliche Durchbildung. Man begnügte sich zu einseitig mit der praktischen Erfahrung.

Wohin kämen wir auch damit —!

Die englische Industrie blieb hinter der deutschen hauptsächlich in den Zweigen zurück, die am meisten auf wissenschaftlicher Forschung aufgebaut sind, so in der Stahlbereitung, in der chemischen Industrie und der Präzisionsmechanik. Ein weiterer Vorteil der jungen deutschen Betriebe war die Verwendung der neusten Maschinen, während die alten englischen Betriebe vielfach noch mit unvollkommenen alten Maschinen arbeiteten.

Daß jedes Volk seine Spezialität hat, in der es besser arbeitet als andre, ist nicht neu. Die Welt ist kein Rennplatz, und England arbeitet nicht besser und nicht schlechter als Deutschland, sondern anders. Aber wozu erzählt der Kitzinger den Kindern das? Um eine Lüge, eine Lüge, eine Lüge anzubringen.

Als gefährlichster Nebenbuhler im Bereiche des Handels erschien neben den Vereinigten Staaten das Deutsche Reich. Es war auch tatsächlich im Absatz seiner Industrieerzeugnisse, in Schiffahrt, überseeischem Handel und überseeischer Betätigung England immer nähergerückt und hat ihm in mancher Hinsicht sogar den Rang abgelaufen. Hauptsächlich durch den deutschen und amerikanischen Wettbewerb sah die englische Volkswirtschaft sowohl in der Industrie wie im Handel ihre Vorzugsstellung bedroht,

und fing daher einen Krieg mit den Vereinigten Staaten an — nein —

Der Krieg schien eine geeignete Gelegenheit, die Kraft des einen Konkurrenten zu schwächen. Dies gelang zwar, aber gleichzeitig wuchs die Union England über den Kopf.

Nachweislich falsch. Die Arbeitsmethoden der englischen Industrie, die jüngst Morus so gut geschildert hat, unterscheiden sich allerdings von den deutschen, denen unser Schilderer mit Recht vorgeworfen hat, sie seien „überlackiert" und

auf Fassade gestellt. Daß die „Union England über den Kopf wächst", ist für jeden Kenner der Verhältnisse ein Nonsens. Dieser Unfug ist überhaupt nicht diskutierbar — man lese nach, was etwa Professor S. Saenger darüber schreibt, der England wirklich kennt, und man wird versucht sein, dem Kitzinger eine längere Strafarbeit aufzugeben.

Gebiete, die durch den Vertrag von Versailles den Deutschen verloren gingen, stehen nach wie vor unter „Deutsch-Südwest-Afrika", tragen also gefälschte Bezeichnungen; eine genaue Beschreibung dieser Gebiete findet sich in der „Geographie Deutschland", Kitzingen erkennt Versailles nicht an, und die Engländer werden sich schön ärgern.

Auch die Japaner kriegen einen aufs Dach. Hätten sie sich im Kriege nicht gegen Deutschland erklärt — wer weiß, vielleicht hätte sich Kitzingen für neutral erklärt, aber so...

Mit Japan ist eine neue Großmacht, mitbestimmend in der Weltgeschichte, eingetreten: eine nichtarische und nichtchristliche Macht.

Der Mikado soll ja nicht einmal auf die ‚Münchner Neusten Nachrichten' abonniert sein! eine Macht, die nicht beichten geht, die nicht so garantiert rasserein ist wie der Germane Wührer, hoihotoho mit Zugstiefeln, eine Macht, die zwar nicht direkt aus Juden besteht, aber immerhin... gelb sind diese Kerle... die Araber sind auch gelb... hepp, hepp! gsuffa!

*

Dieses Zeug steht in einem Lehrbuch der deutschen Republik. Die bayrischen Belange (sprich wie: Melange), die katholische Einflußsphäre, deren Auswirkungen sich jeder anständige und gebildete Katholik schämen sollte, die Hetze zu neuen Kriegen, zur Revanche sind deutlichst zu spüren. Was folgt daraus?

Daraus folgt, daß die hohlen Reden der Reichsminister noch nichts wert sind, solange sie nicht die Macht haben, auf die Länder einzuwirken. Das Reich hat auf Bayern so gut wie gar keinen Einfluß, man vergesse das nicht. Maßgebend ist nicht das zu nichts verpflichtende Gerede der „Spitzen der Behörden" auf der Pressa, nicht das einer solchen Null wie Herr Külz eine ist, selbst die Reden der bessern Leute nützen nichts, weil sie verfliegen.

Es folgt, zweitens, aus diesem Buch, daß die Befriedung, der Fortschritt und die Pflege eines neuen Geistes zu allererst in den kleinen Zellen zu erfolgen hätte, und grade da erfolgt sie nicht. Die Monstre-Bureaukratie Deutschlands kann uns viel erzählen — maßgeblich ist und bleibt nur, was im Konferenzzimmer der Schulen, in den Provinzialschul-Kollegien, in den Bürgermeistereien und in den Schreibstuben der Güter getrieben wird, und das sieht in der Gesinnung so aus wie dieses von Unwahrheiten wimmelnde Buch.

Das Buch steht in der sechsten Auflage. Sechste Auflage heißt nicht: sechstausend Stück, denn wahrscheinlich ist die Zahl der gedruckten Exemplare weitaus höher. Sechste Auflage heißt bei einem Schulbuch überhaupt nicht soundsoviel Stück.

Sondern sechste Auflage bedeutet:

Jahraus, jahrein wird aufnahmefähigen Kindergehirnen eine Verhetzung und eine Lüge eingetrommelt, die sie wahrscheinlich nie wieder vergessen werden und die auszuradieren nur Wenige Gelegenheit und Kraft haben. In diesem Alter prägt sich Gesagtes rasch und kräftig ein; um wie viel mehr erst, wenn es durch die Autorität der Schule gestützt und entssrechend feierlich ex cathedra vorgetragen wird. Dieser Aufsatz erscheint ein Mal. Jenes Lügenbuch steht in der sechsten Auflage. Wenn also, so dürfte unsere Rechenaufgabe lauten, haben wir den nächsten Krieg —?

Pazifistische Eltern, die das Unglück haben, ihre Kinder in so eine Verbildungsanstalt schicken zu müssen, dürfen sich dann an die sehr zweischneidige Aufgabe machen, Tag für Tag die Schule zu desavouieren. Hoffentlich tun sies.

Und beweisen einem kenntnislosen und größenwahnsinnigen Schulmeister, daß seine Fälschungen hundertmal von seiner vorgesetzten Behörde genehmigt sein können, ohne deshalb jemals Wahrheit zu werden.

So, genau so, ist der Weltkrieg geistig vorbereitet worden. Von Frankreich zu sagen:

> Der äußern Machtstellung entspricht nicht die innere Kraft. So kann der Sieg Frankreichs nur als ein vorübergehender Erfolg seiner Politik betrachtet werden ...

ist die klare Aufhetzung zur Revanche, um so mehr, wenn hinzugefügt wird, daß die Franzosen nur vierzig Millionen stark sind, die Deutschen aber achtzig Millionen stark seien — eine Zählung, die offenbar alle Deutschen, auch die in fremden Ländern, mitgezählt hat. Das ist Landfriedensbruch in Europa. Geschieht das entsetzliche Unglück von neuem, so ist leider anzunehmen, daß Wührer längst auf dem Kitzinger Friedhof ruht und nicht die wohlverdiente Strafe für seine hetzerische Tätigkeit in Form von Gasbomben erhält. Es trifft immer die falschen.

Über den großdeutsch-nationalen, klein-kitzingerschen Gedanken der absoluten Staatssouveränität aber siege der Gedanke der Vereinigten Staaten von Europa.

Sport als Lebensgefühl von Hermann Kasack

Das lebendige Verhältnis, das der Mensch, der jüngere Mensch der Nachkriegszeit, zur Vitalität des Körpers gewonnen hat, drückt sich beispielsweise in der Wandlung aus, die sich in moralischer und erotischer Hinsicht innerhalb der bürgerlichen Mentalität vollzogen hat und vollzieht. Drückt sich in der Mode, der Kleidung aus. Kommt in dem Fragenkomplex von Justiz und Gerechtigkeit darin zur Geltung, daß der Kampf gegen die Todesstrafe, gegen die Paragraphen 175 und 218 aus einem neuen vitalen Gefühl der Existenz resultiert, das sich mit den Worten umschreiben läßt: „Dein Körper gehört dir". Der Einzelne setzt sich heute weniger mit der Idee als vielmehr mit der Wirklichkeit auseinander; was den parallelen Ausdruck darin findet, daß der Welt des Geistes heute eine Welt des

Körpers als gleichberechtigt gegenübersteht. Im Sport findet die Erneuerung der Vitalität ihren allgemeinsten Ausdruck.

Dieser Erneuerungsprozeß des Lebensgefühls, das sich eben intensiver als Gemeinschaftsgefühl zu „leben“ ausdrückt, ist eine Reaktion auf überlebtes und klischiertes Bildungstum, eine Reaktion auf Verfall und Vergreisung des kulturellen und gesellschaftlichen Systems. Man hat dem Lebensempfinden, das auf ein leerlaufendes Geistesempfinden einsetzte, die wenig geglückte Bezeichnung „Amerikanismus“ gegeben. Diese Prägung ist schon deshalb irreführend, weil die Vorstellung erweckt werden könnte, als ob amerikanisches Wesen — nota bene: das, was wir als amerikanisches Wesen stilisieren — hierher verpflanzt, und Europa amerikanisiert werden sollte. Amerikanismus, wenn es nun schon dieses Wort aus der Deflation sein soll, ist indessen kein geographischer Raumbegriff, sondern ein kultureller Zeitbegriff. Der Amerikanismus Europas wurzelt in europäischen Bedürfnissen — a propos: Europa ist wohl nur in der Idee und in den Augen des Amerikaners eine „Einheit“ — Bedürfnisse, die im einzelnen weiter aus deutschen, französischen, russischen Eigenheiten aufsteigen, ebenso wie, um einmal dieses Wort zu prägen, der Amerikanismus Amerikas durch seine Staaten, Rassen, Landschaften, Städte im einzelnen bedingt ist. Beide haben so viel und so wenig mit einander zu tun, wie etwa die Kulturen des weströmischen und des oströmischen Reichs miteinander zu tun gehabt haben. Nur weil gewisse Äußerungsformen zuerst in Amerika sichtbar wurden, entlehnte man dem Lande den allgemeinen Zeitbegriff und dem Zeitbegriff das kulturelle Schlagwort.

Amerikanismus bedeutet heute etwa die Versachlichung der Vitalität. Dem entspricht die Entwicklung des Sports. Sport ist natürlich keine Mode; der ihm innewohnende Faktor wirklicher Gemeinschaftsbildung ist zu groß. Sportereignisse sind die einzigen in ihrer Regelmäßigkeit wiederkehrenden Ereignisse, bei denen sich Tausende, Hunderttausende von verschiedenartigsten Menschen gemeinschaftlich finden: in gleicher Teilnahme, Begeisterung, im gleichen Vergessen des Alltags, in einem Kollektivrausch von ungeahnter Qualität — ja, die Phantasie ist so weit trainiert, daß auch die abwesenden Millionen durch Rundfunkübertragung noch den gleichen Gemeinschaftsrausch teilen. Einen Wirklichkeitsrausch, in dem das einzelne Ich völlig versinkt, in dem, was heute noch mehr bedeutet, auch die politische Parteiung versinkt. Kein Theater, kein Kino, kein — Vereinsfest vermag in nur annähernder Weise, qualitativ und quantitativ, die Bedürfnisse nach Gemeinschaftsgefühl so auszulösen wie das große Sportsereignis. Das hängt zweifellos damit zusammen, daß im Sport, von allem Andern einmal abgesehen, etwas von dem Nerv der Zeit selber zu spüren ist; und zugleich etwas von dem eignen ungelebten Leben. Die Chance, die Möglichkeit des Lebens wird sichtbar, etwas Freiheitliches von Leben, das sonst entbehrt wird, teilt sich mit. Darum verkörpert sich auch heute im großen Sportsmann der volkstümliche Held. Der Mythos des Heroischen findet in ihm seine gegenwärtige Ausdrucksform.

Die Frage: also Sport statt Kunst? ist natürlich ein törichter Einwand. Sie ist falsch gestellt, ohne Blick und Verständnis für die Zusammenhänge von Kultur und Leben. Man kann an Griechenland erinnern: Der Körper war das Abbild der Seele. Die Schönheit griechischer Plastiken ist der künstlerische Ertrag einer lebendigen Körperkultur. Und Pindar, der größte Lyriker von zwei Jahrtausenden, den Hölderlin in deutscher Sprache neu erweckte, besingt in seinen hymnischen Oden die Sieger der olympischen Wettkämpfe: die Helden des Sports als die Helden der Wirklichkeit.

Sport: Das Leben wird wirklich aufs — Spiel gesetzt (und nicht vor die Mündung des Gewehrs). Es gibt zwei grundverschiedene Erscheinungsformen des Sports: die Gruppe der Wettkämpfe und die Gruppe der Turnier- und Kampfspiele. Etwa die Leichtathletik, also Kurz- und Langstreckenlauf, Hoch- und Weitsprung, Diskuswurf, die Schwimmer etcetera, der Wasser-, Segel-, Motorbootsport, Pferderennen, Rad- und Autorennen: sind Wettkämpfe. Ein Ziel ist gesetzt; Zeiterfolg und Höchstleistung entscheiden; es ist die Sportgruppe der Rekorde. Der Mensch als Maschine und die Maschine als Mensch. Dagegen Tennis, Fußball, Ringen, Fechten, Boxen und so weiter sind Kampf- und Turnierspiele. Hier stehen sich zwei Parteien oder zwei einzelne Gegner gegenüber. Hier gibt es keine Rekorde; hier entscheidet der Kampfcharakter von Mann gegen Mann oder Einheit gegen Einheit. Der Mensch als Körper, und der Körper als Mensch. Den Wettkämpfen um den Rekord entspricht die zunehmende Versachlichung, den Mann-gegen-Mann-Spielen die Vitalisierung des Sports. Die Zahl und die Begeisterung der ausübenden Teilnehmer steht beim Wettkampf im Vordergrund. Zahl und Begeisterung der zuschauenden Teilnehmer gehört der andern Sportsgruppe: Fußball und Boxkampf vor allem.

Bei der diesjährigen Olympiade in Amsterdam gab es auch einen Wettbewerb für Literatur. Dies ist wohl nun die Ironisierung des Sportsgeists selber. Welche Sportsart entscheidet eigentlich? Ein Punktsieg wie beim Boxen? Oder doch ein Wettlauf des Geistes, mit dem peinlichen handicap, daß das „Ziel" der Qualität im subjektiven Ermessen der Schiedsrichter liegt. Jedenfalls siegten: mit der Goldmedaille des ersten Preises die deutsche Übersetzung der Gedichte des Polen Kasimir Wiercynski, „Olympischer Lorbeer" (Horenverlag); mit der Silbermedaille des zweiten Preises der Roman „Boëtius von Orlamünde" von Ernst Weiß (S. Fischer Verlag) und als drittes lief die „Reitvorschrift für eine Geliebte" von Rudolf Binding ein (Rütten & Loening). Als Starter, der die Drei präsentierte und entließ, fungierte Doktor Redslob, der Reichskunstwart. Nun wäre es, wenn man überhaupt eine Beziehung von Sport und Literatur herstellen will, allerdings nur darauf angekommen, Dichtungen heranzuziehen, die aus eben dem Lebensgefühl schöpfen, für das der Sport ein symptomatischer Ausdruck ist. Und erst in zweiter Linie darauf, daß der Sport als Motiv und thematischer Stoff auftritt. Keine Rede davon. Ja, noch weniger als dies. Bindings sehr reizvolle, anmutige,

reichlich preziöse Betrachtungen und der psychologische Entwicklungroman von Ernst Weiß, in dem gewiß herrlich anschauliche Szenen von Pferdedressur gegeben werden, haben nichts mit der modernen Olympiade zu tun, nichts mit der Vitalität noch der Versachlichung, die im Sport liegen. Qualität in Ehren (der „Boëtius" von Ernst Weiß gehört sogar zu dem besten, was er geschrieben hat) — aber diese „Wettbewerbs"-Entscheidung ist vollkommen zufällig, weil sie nicht in der geringsten Weise zweckentsprechend ist. Treffender noch bei den Sportgedichten von Wiercynski, die wenigstens stofflich, wenn auch keineswegs im Lebensgefühl zureichen. Wobei nochmals das Faktum unterstrichen werden muß, daß sie nicht im polnischen Original, sondern in der deutschen Übertragung dem Renngericht vorgelegen haben. Wiercynski besingt Nurmi, Hoff, Paddock, Spalla, Zamorra, auch Amundsen, doch fehlt statt dessen Lindbergh; er hält das Statische, nicht das Dynamische der Bewegung fest, bringt Beobachtungen in Versen. Wenn er bei der Ekstase des Fußballmatches in die Worte ausbricht: „Sagt mir nun, wo die Häuser, die Theater sind, — wo noch sich eine Million Zuschauer so verzückt" — so ist das richtig beschrieben, aber ganz und gar nicht als Wirklichkeit gestaltet. Auf die Gestaltung des Lebensgefühls als Wirklichkeit aber kommt es hier, kommt es überall an.

Es ist von Theobald Tiger

Es ist so viel unverbrauchte Zärtlichkeit in Hotelzimmern,
wo sie allein liegen:
ein Mann, oder eine Frau, oder ein angebrochenes junges
Mädchen —
in leiser Lächerlichkeit liegen wir allein.

Es ist eine Einsamkeit, umflossen
von den Strömen des städtischen Gases,
des elektrischen Stromes, für alle gemacht,
einer Zentralheizung, eines Zentralessens, einer Zentral-
Zeitung ...
aber ein kleiner Fleck ist noch da,
auf dem sind wir allein.

Jeder liegt in seiner Schublade.
Die kleinen Härchen auf den Oberarmen schwanken suchend
im Luftzug,
wie die Greifer der Meerespflanzen im strömenden Wasser;
die Haut langweilt sich.

Wenn jetzt jemand käme und sagte: „Bitte sehr! ich liege Ihnen
zur Verfügung!"
wenn ich jetzt durch die Wand ginge zu meiner Nachbarin —
(„Man ist doch keine Hure! Ich werfe mein Leben nicht in
Hotels weg!" — Kusch.)

— wenn jetzt eine dicke Dame käme, mich im Bad zu massieren;
wenn sich jetzt der Jungen ein verständiger Mann gesellte, der
sie nur streichelte...
wie ungenützt ist die Nacht.

Dreivierteleins.
Es kocht in den Röhren des Badezimmers;
badet jemand noch so spät?

Neugierig sind wir auf fremde Körper.
Wie legen Sie abends das Hemd auf den Stuhl? Lieben Sie
Fruchtsalz?
Ziehen Sie Ihre Uhr morgens oder abends auf?
Und in der Liebe —?
Sind Sie gesund? Verzeihen Sie, ich habe solche Furcht vor
Krankheiten —
das ist ein Teil meiner Tugend.

I'm in love again —
nein, das eigentlich nicht:
es sollte nur jemand da sein, an dem ich mich spüren kann;
warum, 318 (mit Bad) liegen Sie so allein?

Denkbar wäre auch eine Hotelgeisha, die höflich liebt,
und die auf der Rechnung nur als kleiner, diskreter Kreis ver-
merkt ist —
aber schöner wäre ein Gast.

Warum kommt nie ein Einsamer zu einer Einsamen?

Stolz kriechen wir in unser zuständiges Gehäus,
hygienisch, unnahbar, vernünftig,
allein.

Knips das Licht an, sagt der Schlaflose zu sich selbst
(er duzt sich, weil er sich schon so lange kennt) —
und lies noch ein bißchen.
Du hast zu viel Pfirsich-Melba gegessen, daher solche Gedanken,
Luftblasen auf dem Meer der inneren Sekretion.
Du bist überhaupt gar nicht allein. Du hast ein Buch. Lies:

8. Fortsetzung *Nachdruck verboten*

Schliesslich raffte sie ein Spiel Karten auf, kauerte sich neben den Kamin und begann eifrig und hingegeben zu mischen.

„Ich kam in der Absicht," begann er mit einer nicht ganz festen Stimme „um Ihre Hand anzuhalten". Das schöne Mädchen

Pro Meyerhold von Henri Guilbeaux

Jetzt klagt man Meyerhold an, den größten Regisseur des Sowjettheaters, seine Bühne „im Stich gelassen" zu haben. Sein Theater, das Meyerholdtheater, ist vom Unterrichtskommissariat bis zur Rückkehr seines Leiters suspendiert worden. Meyerhold hat von Paris aus mitteilen lassen, daß er von Moskau nach Europa gegangen ist, weil sein Gesundheitszustand ihn dazu zwingt. So wenigstens lauten die Pressenachrichten der letzen Tage über den Fall Meyerhold. In Wirklichkeit aber wird Meyerhold schon seit Monaten von einem Teil der kommunistischen und sowjetistischen Presse einer scharfen Kritik unterstellt, und sein „Fall" datiert nicht erst seit gestern. Der Darstellung des Gogolschen „Revisor" folgte eine sehr lebhafte Kritik und Polemik, und der Tadel hat sich seit damals noch verschärft.

* * *

Was wird Meyerhold vorgeworfen?

Unglückliche Inszenierungen, sogar unwürdige, und, was noch schlimmer ist: (wie im Fall „Revisor") wahrhafte Entweihungen. Ästhetische Experimente, die dazu beitragen, die breiten Massen dem revolutionären Theater, das von ihm geschaffen wurde, zu entfremden. Meyerhold, so wird behauptet, hätte sich über die Dürftigkeit und das Ungenügende der zeitgenössischen Produktion geäußert und diese als Grund für den Rückzug von seinem Theater angegeben. Endlich haben gewisse Verleumder Meyerhold mit Schaljapin verglichen, der lieber im Ausland lebt und fürstliche Titel empfängt, als in Sowjetrußland zu singen.

Das sind die hauptsächlichsten Vorwürfe.

Wer ist Meyerhold? Was hat Meyerhold geleistet?

Er, der schon vor der Oktoberrevolution ein namhafter Regisseur war, bekannte sich sofort zum neuen Regime. Vom Geist der Revolution beseelt, gründete er ein revolutionäres Theater. Mangels eines andern Saales, richtete er sich in einem der häßlichsten Theater Moskaus ein, im „Neslobintheater", das sowohl in seiner architektonischen als auch technischen Form fürchterlich war, und aus dem es ihm gelang, in jahrelanger, unermüdlicher, verdienstvoller Arbeit das erste Revolutionstheater zu bilden.

Während zu gleicher Zeit in den geräumigsten und best ausgestatteten Theatern, die vom Sowjetstaat in der großzügigsten Weise subventioniert wurden, Vorstellungen bar jeder Größe und manchmal gradezu furchtbar schlecht herauskamen: altes Repertoire, altmodischer Stil, finster akademisch, brachte Meyerhold, der nichts oder fast nichts vom Staat erhielt, ein neues Repertoire, gründete eine neue Schauspielschule und erfand eine vollkommen neue Inszenierung und Dekorationsart. Als einziger unter allen Theaterleuten zeigte er etwas von jenem Kollektivgeist, der die wirklichen dauerhaften künstlerischen Leistungen auszeichnet, die im ersten Jahrzehnt der Sowjetära entstanden sind.

Zur Zeit der Verteidigung der Revolution, des Kampfes gegen die Konterrevolution, die in den Denikin, Koltschak und Wrangel verkörpert ist, die ihre finanzielle und materielle Unterstützung von den großen imperialistischen Staaten erhielten, zu einer Zeit, in der die Ernährung eines ungeheuren ausgehungerten Landes den größten Schwierigkeiten unterlag und in der Ackerfelder, Eisenbahnlinien und alles sonst Denkbare von den gegenrevolutionären Heeren zerstört worden waren, hatten die Führer der bolschewistischen Revolution keine Zeit, sich um Kunst und Theater zu bekümmern.

Der Kommissar für Volksbildung, Lunatscharski, ein sehr intelligenter und feinsinniger Kopf, ein leidenschaftlicher, farbieger Redner, im übrigen ein reizender Mensch, aber von konservativer Art, mit mystisch-religiösen Tendenzen und schwachem Charakter, bestellte zur Leitung der moskauer Theater Frau Malinowskaja, eine Frau, die sich vielleicht zur Führung einer Kurzwarenhandlung geeignet hätte, aber nichts von Kunst verstand und die den großen und kleinen Theatern die fürchterlichsten Dinge gestattete. Zwei Jahre lang konnte man in der moskauer Oper „Boris Godunow" unter Fortlassung der wichtigsten Massenszenen spielen, in einer Inszenierung und Regie, die den rückschrittlichsten Mitgliedern der Comédie Française Freude gemacht hätte, und zweimal wöchentlich gab es die altmodischsten Balletts, die das Entzücken Siebzigjähriger gewesen wären. Diese ehrenwerte Person kümmerte sich herzlich wenig um die Anstrengungen Meyerholds, den sie entweder verachtete oder gar nicht kannte.

Lunatscharski, der sich damit befaßte, Gedichte und ultraindividualistische Dramen zu schreiben, die sentimental nach Rezepten von 1900 hergestellt waren, Lunatscharski, der Majakowsky, die Futuristen, die Expressionisten bekämpfte, und der den Rest der alten Garde als die revolutionäre literarische Gruppe betrachtete, Lunatscharski, der in der russischen Presse die kreuzbrave Isadora Duncan als Kommunistin begrüßte, während sie doch nur die Vertreterin des verwirrtesten Konfusionismus war, eine Vermengung von griechischer Kunst, Kommunismus, Marxismus, Lenin, Tschaikowsky . . ., Lunatscharski, der ein großer Bewunderer von Carl Spitteler und Proust war, und der nach einem langen Vortrag über Skriabine gestehen mußte, daß er niemals etwas von diesem Musiker gehört hätte, dessen Metaphysik er in lyrischem Ton pries, Lunatscharski, der wenig geneigt war, Neuerer zu unterstützen, duldete die Intrigen, die schon damals gegen Meyerhold gesponnen wurden.

Denn alle konservativen, akademischen und kleinbürgerlichen Theaterkreise empfanden gegen Meyerhold einen wilden Haß. Um die Art Meyerholds zu charakterisieren, schuf man sogar ein eignes ironisches Wort: „Meyerholdowtschina", das man ungefähr mit gleichem Unterton aussprach wie Tscheka oder Tschekist. Die geringsten Fehler Meyerholds, die kleinsten Irrtümer, schlachtete man so schnell wie möglich aus, während man tiefstes Stillschweigen über alles Neue, Tatsächliche und Dauerhafte beobachtete.

Das haben auch öffentlich zahlreiche Sowjetredakteure in einem Sammelbrief an die ‚Prawda' bestätigt.

Unter den ersten Stücken, die Meyerhold inszenierte, war „Morgenröte" (Les Aubes) von Verhaeren. Mit unglaublicher Kühnheit änderte er einige Szenen Verhaerens ab und scheute sich nicht, Personen hinzuzudichten. Diese revolutionäre Art hat Meyerhold beibehalten, und das ist es, was die konservativen Elemente ihm besonders vorwerfen, indem sie von Entweihung und Schändung sprechen.

Um aber die größtmögliche Wirkung des Theaters durch einen Extrakt stärkern Lebens zu erzielen, und dadurch die breite Masse an seinem Theater zu interessieren, hat Meyerhold sich das Recht genommen, zu kürzen, hinzuzufügen und umzubilden. Wenn es sich um literarische Werke handelt, so hat man ja die Möglichkeit, sie im Originaltext nachzulesen.

Meyerhold hat das „Mysterium Buff" von Majakowsky, das erste revolutionäre Stück, aufgeführt. Später ist es seine Besonderheit geworden, neue Stücke zu bringen, in denen die Masse die Haupthandlung trägt; er nahm zu dem, was man früher mit einem richtigen, aber dummen Worte „Statisten", in Frankreich „Figuranten" nannte, Leute von der Straße: Matrosen, Soldaten, Feuerwehrleute, Arbeiter. Seine Schauspielertruppe war ein wirkliches „Kollektiv" und trug eine Art Uniform, ähnlich der blauen Arbeiterbluse und von dieser nur durch eine Kleinigkeit unterschieden. Diese Uniform ist in der Folge, besonders von dem Arbeiterkabarett „Die blauen Blusen" nachgeahmt worden.

Meyerhold war der erste, der daran gedacht hat, Schauspielern eine körperliche und geistige Ausbildung zu geben. Das ist später von Tairoff, dem Kamerny-Theater und dem jüdischen Theater Granowskys wieder aufgenommen worden. Bei Meyerhold muß der Schauspieler sprechen, singen, springen und tanzen können und die Akrobatenkünste kennen, die sonst nur Zirkusartisten geläufig sind. Die Schauspieler sind keine unbeweglichen und unveränderlichen Wesen, die eng vom Wort abhängig sind, sondern imstande, sich fortwährend wie im wirklichen Leben bewegen. Meyerhold hat nicht nur das revolutionäre Theater begründet, er hat es auch dynamisch gestaltet. Nach Meyerhold müssen die Zuschauer an der Handlung teilnehmen, und bei verschiedenen Stücken, die dieser geniale Regisseur herausgebracht hat, ergibt sich ein Eindruck, wie ihn ehemals die Zuschauermassen bei den Mysterienspielen gehabt haben müssen.

Im übrigen ist für Meyerhold das moderne Stück wirklich das, was das Mysterienspiel im Mittelalter gewesen ist: gleichzeitig Komödie, Schwank, Tragödie, Posse, Propagandaakt. Mischmasch, werden die Oberpriester und akademischen Kritiker sagen, und in der Tat, die Theaterkunst Meyerholds ist wie alle sowjetrussische Kunst, eine neue, kindliche Kunst, eine Kunst, die stammelt und die eine neue Epoche einleitet.

Dieses Durcheinander des Genres macht sich auch im Spielplan Meyerholds, der keine große Auswahl hatte, bemerkbar. Wenn man verlangt, daß nach nur zehnjährigem Systemwechsel schon eine fertige revolutionäre Kunst mit zahlreichen vollkommenen Werken da sein soll, so ist dies nicht allein kindlich, sondern durchaus nicht marxistisch und recht anti-

lenistisch. Darum hat auch Meyerhold Stücke wie „Morgenröte" von Verhaeren herausgebracht, ein Werk, das in der vorrevolutionären Zeit, in der es entstand, schon etwas von dem neuen Kollektivgeist hatte, ferner Crommelyncks „Prachtvollen Hahnrei" (Cocu Magnifique), einen amüsanten, wenn auch ganz individualistischen Schwank, das klassische Werk Gogols, den „Revisor", neben dem „Mysterium Buff", neben Stücken von neuen Dramatikern, wie zum Beispiel: „Gib her, Europa!" und „Brülle China!" (Ritschi Kitai), die wahrhafte Weltereignisse gewesen sind.

In jener heroischen Zeit, wo die Trambahnen in Moskau nicht verkehrten, wo Brot und Zucker und elektrisches Licht rationiert waren, hat Meyerhold gespielt. Die jungen Schauspieler, die er zusammengebracht hatte, widmeten sich ganz ihrer Kunst, die sie als Priesterdienst betrachteten, obwohl sie manchmal nicht sicher waren, ob sie nach tage- und nächtelangem Proben und Spielen eine Fischsuppe, einen faulen Hering oder das Stück klebrige Brot erhielten, das damals den mittlern Sowjetbeamten zugeteilt wurde.

Ich habe an verschiedenen Abenden Meyerhold gesehen, wie er, ohne eine Kopeke, Vorträge oder Diskussionen im „Poetencafé" (dem einzigen damals vom moskauer Sowjet erlaubten Café), arrangierte, um die wenigen Rubel zu verdienen, die er brauchte, um ein halbes Pfund Mehl oder Brot zu kaufen. Wie Tschitscherin trug er mehrere Westen übereinander und darüber eine abgenutzte Lederjacke; so ging er nachts um ein Uhr zu Fuß nach Hause über die lange Twerskaja bis zu seiner Wohnung, wo er oft in einem ungeheizten Zimmer übernachtete, während draußen eine Kälte von zwanzig bis dreißig Grad herrschte.

Und diesen Mann hat man gewagt, mit Schaljapin zu vergleichen — indem man gleichzeitig betonte, daß Meyerhold nicht Schaljapin sei! — Schaljapin, der, als man ihn aufforderte, bei einem Gewerkschaftsfest zu singen, als Bedingung eine ungeheure Naturalbezahlung verlangte: Kaviar, Fleisch, Mehl, Schinken, Zucker, Zigaretten und Wodka, außer einem beträchtlichen Paket russischer Rubel . . .!

*

Erwin Piscator ist zweifellos der einzige Regisseur in Deutschland, wenn nicht in Mitteleuropa, der versucht hat, Theater, Regie und Inszenierung zu erneuern, aber er kann nicht mit Meyerhold verglichen werden. Wenn er auch das eine oder andre Neue gebracht hat, so ist er doch von Meyerhold beeinflußt gewesen.

Obwohl das Meyerhold-Theater bis heute niemals, wie andre russische Theater, eine Tournee durch Europa gemacht hat, hat es doch einen bedeutenden Einfluß auf das zeitgenössische Theater ausgeübt. Auch in Rußland selbst hat Meyerhold Schule gemacht, und alle jungen Provinzregisseure haben mehr oder weniger von seiner Lehre angenommen. Sein Einfluß geht sogar über das Theater hinaus; er ist in die siebente Kunst eingedrungen. Ohne das Verdienst der russischen Filmregisseure verkleinern zu wollen, muß man doch sagen, daß sie in starkem Maße von Meyerhold beeinflußt sind; das Individuelle dem Kol-

lektiv unterzuordnen, den Schauspieler seine Rolle spielen zu lassen wie den Flötist oder den Oboist im Orchester, das stammt von Meyerhold.

Während Meyerhold alles erneuern wollte: Repertoire, Truppe, Inszenierung, während er ein wahrhaftes Schauspielerseminar geschaffen hat, in dem das Individuelle auf ein Minimum beschränkt bleibt, hat Piscator im Gegenteil viel zu oft dem bürgerlichen Individualismus geopfert. Piscator hat weder die unerschöpfliche und bewundernswerte Geduld, noch die täglichen Anstrengungen gezeigt wie Meyerhold. Er hat keine Schule geschaffen. Um des schnellen und sichern Erfolgs willen hat er sich nicht gescheut, Prominente zu beschäftigen: Tilla Durieux, Pallenberg, Wegener, die trotz der finanziellen Erfolge des Unternehmens den größten Teil der Einnahmen verschluckt haben.

Meyerhold ging langsam, sehr langsam vor und ließ seine Stücke hundertmal proben. Piscator hat sich eilig, oft fieberhaft eilig gezeigt. Meyerhold begnügte sich mit Unterstützung eines wahrhaften Kollektivs zehn Jahre lang mit einem einzigen Theater. Ein Theater genügte Piscator nicht, schon im ersten Jahre seiner Herrschaft brauchte er ein zweites und außerdem ein Studio. In seinen Programmen hat Piscator so oft vom Kollektivgeist gesprochen, aber grade der hat ihm gefehlt, und ebenso die Ausdauer.

Meyerhold hielt mit Recht die Inszenierung für sehr wichtig. Er hat die Bühne von der Kulisse befreit und sich die modernsten Künstler und Konstrukteure geholt. Piscator hat überhaupt nur die Inszenierung gesehen, und selbst auf diesem, seinem ureigensten Gebiet, hat er zahlreiche Konzessionen gemacht: er hat sich nie ganz von dem Realismus der Zeit vor fünfundzwanzig Jahren freimachen können.

Piscator hat nur das Wort gegeben, während Meyerhold den Geist gab. Anstatt Illusionen zu schaffen, hat Piscator es für revolutionär gehalten, in ein nichtrevolutionäres Stück rote Fahnen und die Internationale einzufügen, und anstatt ein revolutionärer Regisseur zu sein, war er der Regisseur irgend eines Proletkults. Im Theater wie in der Literatur ist die Terminologie, das Vokabularium nichts, wenn der revolutionäre Geist sie nicht belebt. Piscator, der ein revolutionärer Regisseur sein wollte, hat ein Stück wie „Rasputin" gewählt, dessen Verfasser der konservativste und akademischste aller russischen Schriftsteller ist, Alexei Tolstoi, der sich erst vor ziemlich kurzer Zeit dem Sowjetsystem angeschlossen hat und mit der revolutionären künstlerischen Bewegung nichts zu tun hat. Dieses Drama hätte höchstens den sensationslüsternen Lesern der Boulevardblätter und denen gefallen, die Wegener applaudieren, ganz gleich, welche Rolle er spielt, wenn er nicht für das Arbeiterpublikum zwei sogenannte revolutionäre Szenen hinzugefügt hätte, die doch nur eine äußerst plumpe Karikatur der Sowjets bildeten. Es genügt nicht, den ersten besten Schauspieler in die Maske Lenins oder Trotzkis zu stecken und „Es lebe die Revolution!" rufen zu lassen, um ein revolutionäres Werk zu schaffen.

Endlich hat Piscator ein Kapital zur Verfügung gehabt, das Meyerhold gefehlt hat, der alles aus eignem schaffen mußte. Kerjenzew, einer der modernsten und klarsten Geister, erinnert in einem sehr gemäßigten Artikel, der in der ‚Prawda' zur Verteidigung Meyerholds erschienen ist, daran, daß dieser in acht Jahren eine Unterstützung von 175 000 Rubel erhalten hat. Aber von diesen 175 000 Rubel sind 110 000 für die Instandsetzung des Theaters verbraucht worden. Den Schauspielern schuldet man noch 54 000 Rubel. Während die Einrichtung des Theaters, die Meyerhold dem Staat geschenkt hat, einen Wert von 90 000 Rubel darstellt. Wäre Piscator ein wirklicher Neuerer gewesen mit dem Willen, ein revolutionäres Werk zu vollbringen, er würde kein Kapital nötig gehabt haben; die Unterstützung der für wirklich revolutionäre Theater begeisterten Massen hätte genügt.

Wollte man, um Piscator zu verurteilen, eine illustrierte Zeitschrift zeigen, in der seine Wohnung und seine Einrichtung veröffentlicht wurden, so bewiese das nur einen engen Geist. Aber es muß gesagt werden, — obwohl Piscator der einzige Regisseur der Nachkriegszeit war, der außerhalb Rußlands etwas ganz neues versucht hat —, daß der Vergleich mit Meyerhold nötig war, um beide gerecht beurteilen zu können, wenn das Urteil für den erstern auch sehr streng ausfällt.

Es ist nötig, das zu sagen, weil grade diejenigen, die Piscator über alles loben, die ersten sind, Meyerhold rigoros zu beurteilen.

* * *

Es bleibt auf jeden Fall dabei, daß Meyerhold in der großen Zeit der Revolution, getragen von einem revolutionären Geist und einem stahlharten Willen, oft trotz der Feindschaft und des Mißtrauens gewisser offizieller Kreise, den erfolgreichen Versuch gemacht hat, ein revolutionäres Theater zu gründen, und daß er mehr als einmal die Haltung eines kühnen und tapfern Neuerers gezeigt hat.

Das soll nicht vergessen werden. Das mußte gesagt werden. Um mit Kerjenzew zu sprechen: „Das Meyerhold-Theater muß leben."

Übersetzung von Milly Zirker

Tragödie einer Familie? von Harry Kahn

Vor fünfundzwanzig Jahren, nach bereits mehrjähriger Ehe, sind Aron und Rebekka Berchansky aus Odessa nach New York ausgewandert. Die noch im russischen Ghetto zur Welt gekommenen Kinder sind gestorben. Von den in der Bowery geborenen sind die beiden ältesten verkrüppelt: Mascha körperlich, Isidor seelisch. (Einen kleinen Leibesschaden hat der Junge auch.) Die drei andern sind gesund. Esther hat von einem kreuzbraven Grünbaum ein reizendes Kind, das bereits Tilly heißt und einen für Eiscreme-Soda unbegrenzt auf-

nahmefähigen Magen besitzt. Josef ist ein tüchtiger, stiller Junge, der es schon zu was bringen wird in dem Kanaan zwischen Bronx-Park und Brooklyn-Bridge; man sieht förmlich den kleinen Ford, mit dem er eines schönen Tags an der Mietskaserne in Downtown vorfahren und Papa und Mama nach Coney Island kutschieren wird. Rae aber, die mit zwei wohlgeformten und freigebig gezeigten Beinen fest auf dem Boden der neuen Welt stehende und steppende Jüngste, verbringt dort schon eingestandenermaßen den Schabbes-Nachmittag, wohin sie, nicht eingestandenermaßen, gewiß in einem rassigen Buick-Roadster, gesteuert von einem strohblonden Archie oder Billy, den sie am Vormittag manikürt hat, gelangt. Wenn der sie heiraten will, wird sie sich den Teufel darum scheren, daß er ein Goj ist, vorausgesetzt: er verdient fünfhundert Dollars im Monat...

Ein in seiner fast allzu schematischen Klimax ausgezeichnetes Personenverzeichnis für ein Epos vom Auftrieb und Aufstieg einer Familie. Theodore Dreiser, der Yankee-Dichter deutscher Herkunft, der seinen bedeutendsten Roman „Eine amerikanische Tragödie" nannte, macht aus diesem Romanstoff ein Bühnenstück mit dem Untertitel „Tragödie einer Familie". Aber die Familie Berchansky erlebt gar keine Tragödie und darum auch wir nicht mit ihr. Die Familie Berchansky erlebt eine sehr, sehr unangenehme Sache, weil sie aus törichter Affenliebe zu einem ihrer Glieder und aus kleinbürgerlicher Angst vor dem Gerede der Leute, den angefressenen Ast des Stammbaums nicht rechtzeitig abhaut. Aber sie geht keineswegs daran zugrunde, daß der Psychopath Isidor, — in dessen verrenktem Hirn noch der Anpassungswille an die Welt außerhalb der Familie so wach ist, daß er seinen angestammten Vornamen in Irving umändert —, daß dieser Isidor-Irving einen Lustmord und, von der Polizei gehetzt, Selbstmord begeht. Nicht einmal die schwächliche Mutter bewahrt, wie die von Hebbels Maria Magdalena, ein freundlicher Schlaganfall vor dem Untersuchungsrichter; und der alte Vater wird, vielleicht in einer andern Stadt, wahrscheinlich nur in einem andern Stadtteil, weiter mit Bindfaden hausieren; der smarte Josef weiter ins Geschäft und zum Boxkampf gehen — bis er hinfahren wird —; die stramme Esther solange Kinder kriegen, bis ihr Mann genügend verdient, daß sie ihre Figur zu schonen beginnt; und Rae, der süße, beizeiten gekrümmte Nesthaken, nun, die wird auf dem Hapag-Dampfer nach Cherbourg und mit dem Orient-Expreß nach Odessa reisen, um, nach obligater Station bei Patou in Paris und „Jedermann" in Salzburg, auch vor der windschiefen Stammbaracke ihrer Familie eine Träne so kunstvoll im Augenwinkel zu zerdrücken, daß die Wimpernschminke nicht zerläuft. Für den Sohn Isidor aber wird der Vater in jedem der ihm noch verbleibenden Jahre einmal ein Kaddisch in der Synagoge sagen und einen kleinen Stein auf das unscheinbare Grabmal in Thoraform legen; der Bruder Isidor wird unter Sport und Business vergessen werden; und der Onkel Isidor, der sie einmal so „funny" angeglupscht hat, als sie noch den

ganzen Tag und nicht bloß beim Tennis, kurze Söckchen trug, wird Miß Tilly Greenboom höchstens hin und wieder in einem unruhigen Traum erscheinen...

*

Weil der „Ton in des Töpfers Hand" einmal so brüchig ausgefallen ist, daß ein armer Tropf von Topf Risse und Sprünge bekommt, sobald er dem Höllenfeuer dieser sinnenheißen Welt ausgesetzt wird, deshalb gehen die mit ihm auf dem gleichen Herd stehenden Gefäße eines normalen Lebenswillens und Lebensgenusses noch lange nicht kaputt. Das bleibt der Sonderfall Isidor Berchanskys, einer kranken Kreatur, deren Unschuld man sein Mitgefühl auch nicht versagen würde, wenn ihre Schicksale bloß die Spalten eines Sensationsblatts und nicht den Abend eines ernsthaften Theaters füllten. Über diesen Sonderfall hinaus aber gewinnt das Stück seine Bedeutung allein als Protest gegen die Familie als solche, die Familie als Begriff, Erscheinung, Einrichtung, deren immanente Tragik allerdings offenbar wird, wenn ihr sittliches Postulat des gegenseitigen Einstehens für einander sich so überschlägt, daß ein halbes Dutzend gesunder Leben um eines kranken willen aufs Spiel gesetzt werden. Da wird das Stück zum ungewollten und unausgesprochenen Manifest zugunsten eines Auflösungsprozesses, der, seit langem in allen Kulturnationen im Gang, auch das Judentum in seiner Gesamtheit keineswegs verschont hat. Das muß grade in diesem Zusammenhang betont werden, weil das Judenstück des katholischen Amerikaners vermutlich Wasser auf die Papiermühlen jenes denkfaulen Ludendorff-Gelichters leiten wird, das dauernd mit der Legende vom felsenfesten Familien- und Stammeszusammenhalt der Kinder Zion krebsen geht. Dieser Zusammenhalt nimmt mit der Entfernung vom Ghetto, wo er natürlichster biologischer Notwehr entsprang, immer mehr ab; und zwar in einer so rapiden Progression, daß er jetzt in Ländern, wo gar keine oder nur noch eine kaum merkliche staatsbürgerliche und gesellschaftliche Zurücksetzung der Juden herrscht, nicht nur nicht stärker ist als bei den übrigen Volksgenossen, sondern eher schwächer. Die Ziffer der Scheidungen von jüdischen Ehen liegt, in Gegenden ohne Ghettobevölkerung, wohl kaum unter der der nichtjüdischen, vermutlich sogar drüber. Und es ließe sich mit interessanten Beispielen aufwarten, wie heute von Juden geleitete Geschäftsbetriebe jeder Art, wenn sie die Wahl zwischen gleichwertigen Stellenbewerbern jüdischer Abstammung oder auch nur jüdisch klingenden Namens und ... einem Andern haben, den... nun, den Andern vorziehen. Was Morus jüngst hier erwähnte, ist nichts weniger als ein Witz, sondern nachweisbare Wahrheit: daß in den deutschen Großbanken Juden heute nur Vorstandsmitglieder und Aufsichtsräte, aber nicht Schalterbeamte werden können. Und nicht anders als in der Behrenstraße dürfte es damit in Wallstreet sein...

Den Weg dorthin läßt sich kein gesunder Berchansky schon der ersten in Amerika geborenen Generation mehr von Mauern irgendwelcher Blutverbindlichkeiten verbauen. So wenig wie ein Smith oder ein Bianchi. Es heißt deshalb in

sentimentale Verallgemeinerung verfallen und die Geschäfte eines Vulgär-Antisemitismus besorgen, dem jedes Mittel recht ist, wenn man dieses an sich so untragische Stück auch noch als spezifisch jüdische Tragödie ausgibt. Dazu ist schon der soziologische „Streuungskegel" seiner Voraussetzung viel zu eng. Es zeigt nichts als einen extremen Einzelfall, der für gelernte wie ungelernte Kriminalsexuologen um so interessanter sein mag, als ihnen hier von einem wirklichen Dichter die den Patienten bestimmende, aber nur ganz vorübergehend von ihm bestimmte Umwelt in greifbarster Plastik mitgeliefert wird. An diese Milieuschilderung, so vertraut sie uns von Hejermans bis Dymow ist, und an die Spannungsreize, mit denen jeder Akt für sich in geschicktester Weise ausgestaltet ist, kann sich halten, wen der klinische Kasus selbst zwar nicht grade lachen, aber auch nicht weinen macht. Und wen auch die nicht weiter aufregen, mag sich immerhin von einer Aufführung mitnehmen lassen, die nicht nur thematisch, sondern auch qualitativ an die „Krankheit der Jugend" des Renaissancetheaters anknüpft. Dessen raumarme Bühne bleibt zwar der Gerichtsszene Relief und Resonanz schuldig, derer sie bedarf, um sie halbwegs ihrer mittelalterlichen Hochnotpeinlichkeit zu entkleiden — kennt das amerikanische Recht nicht die Wohltat der Aussageverweigerung von Blutsverwandten ersten Grades gegeneinander? —, aber sie erleichtert dafür dem Regisseur die Schaffung der Atmosphäre für die Hauptszenen, jenen Mischpoge-Muff, der Keime, die in andrer Luft sofort absterben, erst zu so üppig wuchernder Blüte entwickelt. Die Menschen, die Hartung sich in diesem Heim bewegen läßt, erscheinen wahrhaft aus ihm gewachsen: der füllige, weiche Vater Hermann Vallentins, der selten so wie diesmal sich im Rahmen seiner darstellerischen Anlagen hält; die ängstliche, zerknitterte und doch, wenns um ihre Brut geht, zur Härte fähige Mutter Frieda Richards, deren Neigung zu larmoyanten Tönen kaum je so abgedämpft ist wie hier; die ganze vortrefflich ausgesuchte und abgestufte Geschwisterschaft der Sagan, Spira, Lennartz, Schiller, Kalser. Und vor allem Ernst Deutsch, der auf krampfig zuckenden Schultern, fahrig schlenkernden Armen die Last der Zentralrolle trägt. Er tut das mit einer morbiden Grazie, die die Hysterie mildert, einem rührenden Charme, der der psychologischen Erklärung des ganzen Falls insofern zu Hilfe kommt, als er wenigstens zum Teil die Fahrlässigkeit der Verantwortlichen entschuldigt, die den unheildrohenden Brunnen erst zudecken, wenn wieder ein Kind in seinen Abgrund gefallen ist. Ohne die Liebenswürdigkeit dieses Isidor ginge man wohl gar nicht erschüttert, sondern bloß erbittert darüber aus dem Theater, daß kein Mensch im ersten Akt den Mut zu einem telephonischen Anruf der nächsten Irrenanstalt aufgebracht hat. Das dies nicht geschieht, das macht aus dem Fall des Schizophrenen Isidor Berchansky keineswegs die Tragödie, sondern höchstens ein Schlamassel seiner Familie.

Und Schacht bleibt von Morus

Es war nicht zweifelhaft, daß Doktor Hjalmar Schacht dem deutschen Volk im allgemeinen und den Städten, den Arbeitern und, nicht zu vergessen, den Arbeitslosen, auf weitere vier Jahre als Reichsbankpräsident erhalten bleiben würde. Nach den merkwürdigen Vorschriften des Bankgesetzes brauchte er zu seiner Wiederwahl neun von den vierzehn Stimmen des Generalrates, der sich zur Hälfte aus Deutschen, darunter dem Reichsbankpräsidenten und zur Hälfte aus Ausländern zusammensetzt. Von den neun Wählern mußten wiederum sechs deutsche sein; zwei von den sieben deutschen Kurfürsten und, wenn Schacht selbst, wie es wohl der Anstand erfordert, sich der Stimme enthielt, sogar nur ein einziger, hätten genügt, um ihn zu Fall zu bringen.

Aber dazu lag ja wohl kein Anlaß vor. Die deutschen Wahlmänner des Reichsbankpräsidenten sind sämtlich Großbankiers oder Großbankdirektoren. Am Tage nach der Wahl sind sie von Schacht ebenso abhängig, wie Schacht vor der Wahl von ihnen ist, und alles in allem sind sie bei Hjalmar, dem Ersten, noch nicht so schlecht gefahren. Die kleinen Schmerzen des Schwarzen Freitags, der übrigens für manche Großbank gar nicht so schwarz gewesen ist, sind längst vergessen, und inzwischen hat Dr. Schacht sich als einer der ihren bewährt. Er hat, wie sie, gegen Staat und Gemeinden gewettert, er hat der öffentlichen Hand kräftige Handschellen angelegt, er hat sich ohne Vorbehalt zum kapitalistischen System bekannt und jegliche sozialistischen Regungen verhindert. Er hat den Hohenzollern wacker bei der Abfindung geholfen, er hat gegen die Proleten, die erwerbslos sind und trotzdem leben wollen, markige Worte gefunden, deren kein Kartätschenprinz sich zu schämen brauchte.

Auch bei den benachbarten Gruppen des Großkapitals ist er wohlgelitten. Die Schwerindustrie, die ihm anfangs nicht grün war, sieht in Schacht ihren Vertrauensmann. Der Reichsverband der Deutschen Industrie hat sich bereits vor etlichen Wochen für seine Wiederwahl ausgesprochen. Die Landwirtschaft sieht, auch wenn er sich nicht noch einmal auf dem Bankiertage in Empfehlung gebracht hätte, in ihm einen Gönner. Er hat also die Mächte, auf die es ankommt, hinter sich.

Dennoch hat seine Wahl ein wenig überrascht. Nicht weil sie kam, sondern weil sie so früh kam. In der Reichsbank hielt man den Wahltermin ängstlich geheim, auch die Regierung hatte keine Ahnung davon. Im Reichsfinanzministerium glaubte man noch am Tage vor der Wahl, der Generalrat würde erst nach Weihnachten Herrn Schacht aufs neue krönen. Auch das hätte genügt, denn Schachts Amtszeit läuft erst im April 1929 ab. Aber der kluge Mann baut einem Wahlkampf oder auch nur einer öffentlichen Erörterung dieses heiklen Themas vor. Dazu kann sich Schacht auf den von ihm selbst verfaßten Kommentar zum Bankgesetz berufen, in dem er wegen der Formalitäten der Ernennung „die Notwendigkeit rechtzeitiger Wahl" ausdrücklich betont, „dies um so mehr, als unter Umständen drei

Wahlgänge notwendig werden." Ein zweiter und womöglich ein dritter Wahlgang wird nämlich nötig, wenn der Reichspräsident den Kandidaten des Generalrates nicht bestätigt. Da aber die Unterschrift des Reichspräsidenten, wie stets, der Gegenzeichnung des Reichskanzlers bedarf, so hat faktisch die Reichsregierung das Bestätigungsrecht.

Doktor Schacht ist sehr stolz darauf, daß er bei den Vorverhandlungen um die Dawes-Gesetze — deren eines das Bankgesetz ist — der Reichsregierung wenigsten für den ersten und zweiten Wahlgang dieses Vetorecht erkämpft hat. „Die Bestellung des Reichsbankpräsidenten auf Lebenszeit", schreibt er in seinen Erläuterungen, „war zu rechtfertigen, solange er Beamter des Reichs und damit mehr oder weniger genötigt war, die Bankpolitik nicht lediglich nach volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten, sondern gegebenenfalls zugleich mit Unterordnung unter die allgemeine Reichspolitik zu betreiben. Nach der formalen und materiellen Loslösung der Bank vom Reiche mußte dem Reiche daran liegen, den ihm verbliebenen Einfluß bei der Wahl des Präsidenten dadurch möglichst wirksam zu gestalten, daß diese Wahl des öfteren eine Wiederholung erfuhr, das heißt, daß das Reich durch das Bestätigungsrecht des Reichspräsidenten in die Lage versetzt wurde, in kurz bemessenen Perioden Einfluß auf die Reichsbankpolitik zu nehmen."

Die Reichsregierung würde also nur im Sinne Schachts handeln, wenn sie sich den Erkorenen des Generalrats sehr genau ansieht, bevor sie ihr Jawort gibt. Hermann Müller brauchte nur in die Tiefen seines berühmten Zettelkastens hinabzusteigen, um aus den Artikeln des ‚Vorwärts' und aus den Äußerungen der sozialistischen Bürgermeister vom letzten Winter alles Nötige über den bisherigen Reichsbankpräsidenten zu erfahren. Der Reichsfinanzminister Hilferding hat es noch einfacher. Er läßt sich die Rede heraussuchen, die er am 3. Dezember 1927, also erst vor zehn Monaten im Reichstag gehalten hat, und wird dort Folgendes finden:

> Der Eingriff Schachts in das Gebiet der Auslandsanleihen ist um so unvernünftiger und unverantwortlicher, als er ausgerechnet in einem Zeitpunkt geschehen ist, an dem unser inländischer Kapitalmarkt gelähmt ist. Auch das ist kein natürlicher Zustand, vielmehr handelt es sich um eine unnatürliche Lähmung, um eine Lähmung, die durch eine falsche Politik des Herrn Reichsbankpräsidenten hervorgerufen ist...
>
> Der Herr Reichsbankpräsident hat seine Stellung auf Grund eines Statuts, das uns aufoktroyiert worden ist, das ja nicht durch unsern autonomen Willen so gestaltet worden ist. Wir haben aber sowohl bei der Eisenbahn wie bei der Reichsbank eine wichtige Sicherung erreicht, indem wir damals durchsetzen konnten, daß die verantwortliche Führung der Eisenbahngeschäfte wie der Reichsbankgeschäfte in deutscher Hand bleibt. Die Führung einer verantwortlichen Wirtschaftspolitik ist nicht möglich, wenn sie nicht von der Führung der Reichsbank unterstützt wird. Wir müssen von dem Deutschen, der an der Spitze der Reichsbank steht, verlangen und können es verlangen, daß er ebenfalls sich zu dieser Meinung bekennt, und ich habe Grund zu der Annahme, daß der Herr

> Reichsbankpräsident dieser Auffassung auch ist. Das heißt: wir müssen verlangen, daß der Deutsche, der an der Spitze der Reichsbank steht, seine Politik macht in vollem Einvernehmen mit den Organen der politischen Souveränität, mit dem Parlament und mit der dem Parlament verantwortlichen Regierung. Wir müssen von ihm verlangen, daß er auch unter Umständen persönliche Überzeugungen einzuordnen versteht in die Notwendigkeit der Führung einer Gesamtpolitik, die verantwortlich bei der Regierung liegen muß, und ich sage das, obwohl ich der Opposition angehöre, weil sonst eine Wirtschaftsführung in Deutschland überhaupt unmöglich würde. Infolgedessen richte ich an den Herrn Reichsbankpräsidenten die Mahnung, auch sein Handeln dieser Grundüberzeugung, die uns, wie ich annehme, mit ihm gemeinsam ist, einzurichten.
>
> Der Herr Reichsbankpräsident hat es nicht nötig zu reden. Wir möchten nicht, daß uns wieder impulsive Naturen wie Wilhelm II. in der Form des Reichsbankpräsidenten beschieden sind.

Die wilhelminische Natur Doktor Schachts hat sich in den letzten zehn Monaten nicht sonderlich geändert. Freilich hat er, weniger aus Rücksicht auf die Mahnung Hilferdings, als aus Rücksicht auf seine Wahl, das öffentliche Reden ein wenig eingedämmt. Aber was er seitdem in halböffentlichen Klubreden in Bremen und in Berlin von sich gegeben hat, genügt noch. Vor allem aber die unerhörte Rede Schachts im Juni dieses Jahres vor der Friedrich-List-Gesellschaft in Bad Pyrmont beweist, daß er derselbe geblieben ist, und daß er seit seinen vorjährigen Parforcejagden in keiner Beziehung umgelernt hat.

Trotzdem wird er wohl bald, mit den Sakramenten der sozialistischen Minister versehen, auf weitere vier Jahre in die Reichsbank eingehen. Denn in der Wilhelmstraße glaubt man anscheinend, ohne ihn keine Reparationsverhandlungen führen zu können. Zwar hat man in Paris noch keineswegs vergessen, daß Schacht in seinem Buch über „Die Stabilisierung der Mark" Beamte der Banque de France des Raubes, des Einbruchs und der Fälschung beschuldigt hat. Zwar denkt man in der Londoner City sehr kühl über ihn, und die englische Pressekampagne, die eben jetzt gegen die Goldpolitik der Reichsbank geführt wird, zeigt, daß auch dort seine Gloriole nicht sehr leuchtet. Schacht gilt an der Themse als der Bundesgenosse Amerikas und wird dementsprechend mit Distanz behandelt. Die wahre Stätte seines Ruhmes und seines Ansehens liegt siebentausend Kilometer von der Reichsbank entfernt, in Wallstreet. Aber da man in Berlin noch immer alle Karten auf Amerika setzt, ist und bleibt Schacht der Retter des Reichs in allen Lebenslagen.

Was er bei den kommenden Reparationsverhandlungen retten wird, steht noch aus. Aber eins wissen wir heute schon und wollen es nicht vergessen: daß auch in den nächsten vier Jahren ein Mann, der nach dem plutokratischsten Wahlrecht der Welt gewählt ist, die deutsche Wirtschaft beherrscht.

Bemerkungen

Nachwort zur Tolstoi-Feier

Der hundertjährige Geburtstag Tolstois ist zwar in ganz Europa gefeiert worden, doch waren die Kritiker der verschiedenen Länder etwas skeptisch gestimmt: der Ruhm des großen Russen ist in der Welt nicht mehr so unangefochten, wie er es zur Zeit unsrer Väter war. Das Jahr 1914, mit seinem Weltkrieg, und das Jahr 1917, mit seiner russischen Revolution, haben uns etwas irre gemacht an dem schönen evangelischen Ausspruch, auf den der Alte von Jasnaja Poljana sich festgelegt hatte: „Widerstehet nicht dem Bösen".

Selbst in Rußland hat man Tolstoi nur bedingungsweise gefeiert. Der Sowjet-Kultusminister Lunatscharski pries ihn sehr richtig als Feind der Kirche, der Reaktion, des Zarismus, der rückständigen Zivilisation. Aber Lunatscharski war anständig genug, zuzugeben, daß der Vertreter der Widerstandslosigkeit, des Backen-Hinhaltens und der Feindes-Vergebung nicht die russische Revolution gebilligt haben könnte. „Sein Ziel war dasselbe, sein Weg ein andrer, als der unsrige", meinte Lunatscharski.

Das Ziel: das ist das Reich des Glückes, des Heiles, der Freiheit für die Enterbten. Es ist das neue Jerusalem, das uns die Offenbarung Johannis (XXI,4) verspricht, in dem weder „Schmerzen, noch Leiden, noch Geschrei sein werden". Es ist das Reich Gottes, dessen Kommen Christus voraussagte und das in seiner modernen, diesseitigen, atheistischen Form auch Lunatscharski und seine Glaubensgenossen erstreben.

Der Weg aber, von dem Lunatscharski spricht, der Weg zu diesem Ziel, zum Paradies, zum Idealzustand der Welt ward stets mit abgeschlagenen Menschenköpfen und erschossenen Menschenleibern gepflastert. Lunatscharski, der den Weg ging, kennt und billigt ihn, indem er gleichzeitig die Theoretiker, die ihn verwerfen, tadelt. Und hierin hat er recht. Mögen die Theoretiker des Ideal-Zustandes sich als Pazifisten à la Tolstoi gebärden, die Praktiker werden stets Militaristen à la Lenin sein müssen. Wer den Zweck will, muß nämlich auch die Mittel wollen. Und Einer findet sich immer, der ausführt, was der Andre nur träumte: auch Rousseau fand einst seinen Robespierre, wie Tolstoi heute seinen Lenin.

Nur in einem Manne der Geschichte waren Rousseau und Robespierre, Tolstoi und Lenin, Theorie und Praxis, Gedanke und Ausführung vereinigt. Nur Einer allein hat den Mut gehabt, das Reich des Heiles, des Glückes, der Wohlfahrt zu verkündigen und gleichzeitig mit allen unliebenswürdigen Mitteln für dieses Liebesideal zu arbeiten. Nur Einer hat seine Anhänger von Anfang an gewarnt zu glauben, daß das Reich Gottes den sofortigen Frieden bringen würde, daß es keiner revolutionär-blutigen Arbeit bedürfe, um das große Ziel zu erreichen. „Ich bin gekommen, ein Feuer hineinzuwerfen in die Welt, und was wollte ich lieber, denn es brennte schon", so sprach dieser Eine. Und weiter: „Meint Ihr, daß ich hergekommen bin, Frieden zu bringen auf Erden? Ich sage nein, sondern Zwietracht... Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert."

Also sprach dieser Gewaltige: diese echte Kreuzung zwischen Tolstoi und Lenin, zwischen Rousseau und Robespierre, zwischen Gedanken und Tat, zwischen Blitz und Donner.

Aber es war ein Gott, der diese Gegensätze in sich vereinigen konnte: es war Jesus Christus selber.

Tolstoi aber war ein Mensch mit seinem Widerspruch. Dieser Widerspruch zeigte sich bei ihm besonders stark, und zum Beispiel darin, daß er, der Vegeta-

rianer, nachts heimlich in der Speisekammer Roastbeef aß; daß er, der Puritaner, ein Jahr nach Veröffentlichung seiner „Kreutzer-Sonate" (die die Keuschheit auch für Eheleute empfahl) noch ein Kind bekam; daß er, der Nachfolger Christi, alles Seine den Armen gab, aber erlaubte, daß seine Frau inzwischen Hab und Gut und Einkünfte aus Büchern „verwaltete". Welche Frau er nebenbei noch sehr schlecht behandelte. „Um des Ideals der Menschenliebe willens macht Leo Nikolajewitsch seine ganze Familie unglücklich", meinte sein eigner Schwager von ihm.

Nein: Tolstoi war kein Gott ... Und weil wir das Menschliche in Tolstoi heute so genau erkennen, darum ist seine Centenar-Hymne in Europa nur „con sordino" abgespielt worden.

Oscar Levy

Eckeners Luft-Odyssee

Nachdem der Zeppelinbau Friedrichshafen und die Luftfahrtabteilung des Reichsverkehrsministeriums sich gegenseitig in geharnischten Erklärungen angepöbelt hatten, ist nunmehr Frieden geschlossen worden. Nicht wie Heinrich in Canossa stand Deutschlands Luftfahrtschef, Ministerialdirigent Brandenburg, vor Herrn Eckener, sondern zwei Souveräne, deren Länder Krieg miteinander geführt hatten, besiegelten durch feierliche Zusammenkunft den Friedensschluß. Einen sonderbaren Friedensschluß. Denn die aufsichtführende Versuchsanstalt für Luftfahrt erteilt dem neuen Zeppelin eine befristete Zulassung bis zum 1. April 1929. Einen törichteren Beschluß hätte man sich kaum vorstellen können. Die Versuchsanstalt konnte ihren Sachverstand nicht unzulänglicher beweisen. Besteht nämlich bei Verwendung des neuen Betriebsgases wirklich eine Gefahr für Besatzung und Bevölkerung, so durfte die Freigabe unter keinen Umständen erfolgen, selbst wenn die öffentliche Meinung sich gegen die vom Reich als Kontrollinstanz eingesetzte Anstalt gewandt hätte. Ist aber keine Gefahr vorhanden, so ist wiederum die Befristung auf ein halbes Jahr ein Unsinn. Dieses Kompromiß soll offenbar nur die Souveränität der Versuchsanstalt wahren. In Wirklichkeit wird wohl niemand daran denken, im nächsten Jahre ernsthaft dem Zeppelinluftschiff, wenn es ausgedehnte Flüge über den Ozean, in die Arktis und in den Orient unternommen hat, weitere Fahrten zu verbieten. Nun aber ist alles in Butter und der von Friedrichshafen als sein schlimmster Widersacher im Reichsverkehrsministerium angesehene Major, pardon Ministerialrat Mühlig-Hofmann, nahm sogar an der Deutschlandfahrt teil.

Diese Fahrt erinnerte an den schönen Witz, wie ein polnischer Jude hoch zu Roß einem andern begegnet, der ihn fragt: Wohin reit'st de? und die Antwort erhält: Weiß ich, frags Pferd." So hätte Eckener auf die Frage, wohin er fliegen wolle, bestimmt antworten müssen: Fragen Sie bitte das Wetter. Diese Methode scheint für ein Verkehrsluftschiff, auch bei seinen Probefahrten, nicht die richtige zu sein. Es hätte zweifellos mehr imponiert, wenn er trotz schlechten Wetters eine vorher angegebene Route innegehalten hätte. Ob es taktisch richtig oder taktvoll war, mit dem Zeppelin die englische Küste aufzusuchen, die schwer unter den Bomben seiner Vorgänger gelitten hat, das sei dahingestellt.

In Friedrichshafen herrscht festliches Gewimmel. Sehen Sie dort den Herrn, der wie ein solider Textilagent aussieht? Er fällt nicht weiter auf, und dennoch lohnt es sich, seine Bekanntschaft zu machen. Es ist der englische Major Scott. Sie haben gewiß noch nichts von ihm gehört, obwohl er im Jahre 1919, also bereits vor beinahe zehn Jahren, einen der bedeutendsten Flüge ausgeführt hat.

Er startete mit dem englischen Luftschiff „R. 34" am 2. Juli 1919 in Edinburgh und erreichte in zwei Tagen das amerikanische Festland. Dort hielt er sich nicht lange auf, sondern trat kurz darauf die Rückfahrt an, die ihn in fünfundsiebzig Stunden an den Ausgangspunkt seines zweimaligen Transozeanfluges brachte. Eine erstaunliche Leistung zur damaligen Zeit!

A. E. Ronaut

Buster und Menjou

Auch Buster Keatons neuer Film ist, wie so mancher amerikanische, auf einem nützlichen Proverb oder vielmehr auf dessen Negation aufgerichtet. Was also ziemlich billig wäre. Nur liegt die Aufgabe, eine senile Spruchweisheit außer Kurs zu setzen, eben bei Buster selbst, und er vollführt wieder namenlose Dinge. Ein Cyklon ist nicht spaßhaft. Die Ufawoche vorher zeigt Verwüstungen aus Florida. Nachher bei Buster geht es nicht viel harmloser zu. Schiffe sinken, Häuser krachen zusammen oder fliegen durch die Luft. Was mag aus den armen Teufeln werden, die nicht ins Spiel einbezogen sind und die nicht, wie Buster, zu beweisen haben, daß Wasser doch Balken hat? Der Film ist nicht von der bewundernswerten Geschlossenheit seines Matrosenfilms, aber noch immer toll genug. Busters Reinkarnation hat ihm diesmal einen Vater beschert, der ihn um einen Meter überragt, eine mehrfach geteerte Schifferjacke trägt, schreckliche Knösel von Priem zwischen die Kiefern schiebt und zudem Proprietär eines uralten Missouridampfers ist, der wie das bizarre Skelett eines antediluvialen Ungetüms im Schilf liegt und zu tausend Ungeheuerlichkeiten Anlaß gibt. In einem Knäuel von Mühseligkeiten trägt Buster sein unverändert passives Gesicht, gleich hoffnungslos in Lust und Schmerz. Wenn die Liebste, ein entzückendes zierliches Ding an seinem Hals hängt, fragt man sich erschreckt, was sie an dem Kerl findet, und er selbst macht ein Gesicht, als ob er sich dasselbe sagt. Denn er weiß, daß die Kleine verrückt ist und bald mit Abscheu erkennen wird, daß sie einen Eselskopf gekost hat. Aber wenn ihre Verzauberung zu Ende, wird er auch nicht anders blicken, und am Ende bleibt der Aspekt in unendlich viele ähnliche Komödien. So wird Buster weiter durch die Welt gehen, eine Verkörperung der verdrossenen, aber elastischen Demut, die das Fatum regelmäßig prellt, weil es aus Mangel an Menschenkenntnis nicht mit so kleinen Größen rechnet.

Adolphe Menjous tiefste Wirkung liegt nicht darin, die Kleider unsrer Epoche so zu tragen, daß sie so grazil und farbig wirken wie die köstlichsten Ausschweifungen der Kostümgeschichte. Es ist das Auge, das fasziniert, dies sprühende, lächelnde, kokettierende, werbende Auge, dem man doch zutraut, daß es einmal Vernichtung schießen könnte. Ein schwarzsamtener Courtisan abgeschiedener Höfe, in einen modernen Frack gesteckt, für Lebensdauer zu drolliger Galanterie und harmloser Ladykillerei verurteilt; Figurine aus einem Modenjournal. Ach, wenn er einmal Cyrano spielen dürfte: „... . beim dritten Vers, da stech' ich!" Aber er darf nie stechen, und segelt, ergeben wie Buster zum glücklichen Ende in eine blauäugige Seligkeit. Dieser neue Film heißt „Der Gentleman von Paris", es ist ein glänzender, mit ausgezeichneten Spielern besetzter Gesellschaftsfilm.

Pasquino

Die Ungelernten

Weil sie ihn nicht in die Unterprima versetzen wollten, hat der Obersekundaner Bernhard Jansen Selbstmord verübt. Er sollte, laut Beschluß der Eltern, etwas „Besseres" werden. Um etwas Besseres zu werden, bedarf es bei uns zulande des Reifezeugnisses. In andern Staaten engagiert man jemand nach seinen Fähigkeiten, die er zu be-

weisen hat. In Deutschland geht es nach dem Zeugnis. Wir sind das Land mit den papiernen Beglaubigungen.

Ein junger Mann im Warenhaus, der dir drei Meter Stoff abschneidet, bedarf des Reifezeugnisses. Und hat er nicht die Obersekunda erreicht, so eignet er sich nicht für den Laden. Ohne Kenntnis von der Lehre des Pythagoras würde er den Meterstab nicht richtig anzulegen wissen. Auch der Lehrling, der bei Meyer & Levin den Staubwedel schwingt, hat ein Reifezeugnis zu haben. Im andern Falle kann ihn Meyer & Levin nicht brauchen. Er muß die Odyssee gelesen haben, will er sachkundig die Ware säubern. Überall ist das Reifezeugnis vonnöten. Und warum ist es vonnöten: weil in Deutschland zu viel in die höhere Schule gegangen wird. Die Schuld liegt bei den Eltern, deren Stolz es ist, wenn Karl eine bunte Mütze trägt. „Weil wir nur in die Gemeindeschule gegangen sind, soll wenigstens unser Junge aufs Gymnasium!" Würde bei uns nicht so viel Hochschulbildung verzapft, dann kämen die Unternehmer nicht darauf, Lehrlinge mit Reifezeugnis zu verlangen. Es gibt Obersekundaner wie Sand am Meer.

Ein wahrer Segen, daß es nachher, beim Vorwärtskommen, nicht ausschließlich auf Schulbildung ankommt. Auch Abiturienten bleiben im Leben öfter sitzen. Um Minister zu werden, bedarf es keines Reifezeugnisses. Der erste Reichspräsident der deutschen Republik war ein Gemeindeschüler. Ich möchte nicht wissen, wer von den Reichstagsabgeordneten keine Sekundareife hat. Die Herren der Rechten haben sie. Das merkt man.

Das Unwesen der Abstempelung menschlicher Fähigkeiten führt manchmal zu komischen Wirkungen. Gibt ein junger Medizinalstudent fünf Minuten vor dem Staatsexamen einem Kranken Verordnungen, und der Kranke stirbt, so hat der junge Mann ein Verfahren wegen Körperverletzung mit tödlichem Ausgang zu gewärtigen. Gibt er aber nach dem Staatsexamen die Verordnung, so bleibt er straffrei und darf den Hinterbliebenen seine Honorarrechnung vorlegen.

Der beste Witz auf das Patent der studierten Männer wurde in Wien gemacht:

> „Ein Hochstapler hat in einer kaum noch feststellbaren Zahl von Prozessen, die teilweise länger als ein Jahr zurückliegen, die Rolle eines Verteidigers gespielt. Darunter befindet sich eine Reihe größerer, seinerzeit aufsehenerregender Fälle."

Dazu studiert ein Anwalt soundsoviel Semester Jura, daß ein Ungelernter kommt und es genau so kann. Er hat es sogar besser gekonnt: Die Angeklagten, die er verteidigte, kamen stets mit sehr milden Strafen davon. Das ist ein scharfes Argument gegen den Unfug des Berechtigungswesens.

Sebaldus

Bildung

Die diesmal rückwärts orientierten Prinzipien der Intelligenz und die übliche Latenz der Masse haben den Tonfilm, der zudem als „Sprechender Film" falsch und unglücklich etikettiert wurde, bei uns bis dato nicht grade gehätschelt.

B. T. vom 23. Oktober 1928

Liebe Weltbühne!

Georges Sand und der jüngere Dumas wohnten einer Hochzeit bei. Die Braut war siebzehn Jahre und der Bräutigam sechzig Jahre alt. „Wer von den beiden begeht nun die größte Dummheit," fragte Georges Sand. Alexander Dumas flüsterte ihr ins Ohr: „Ach Gott, wenn ein alter Mann ein junges Mädchen heiratet, muß er auf alles gefaßt sein. Aber, wenn eine alte Frau einen Jüngling heiratet, braucht sie auf nichts gefaßt zu sein."

Antworten

Erich Mühsam. Sie schreiben: „In Nr. 39 finde ich eine von Josef Friedrich einem wiener Blatt erzählte Erinnrung an Klabund. Da ich für Josef Friedrich erst der durchaus lyrische münchner Räterepublikaner, nachher sogar der gute Erich bin, nehme ich an, daß er mich sehr nahe kennt. Dies beruht nicht auf Gegenseitigkeit; die Bekanntschaft mit dem sich erinnernden Josef Friedrich ist mir bis jetzt versagt geblieben. Mindestens ist mein Gedächtnis minder kräftig als das seine. Zum Beispiel erinnere ich mich auch nicht, jemals in Passau-Oberhaus, der bayrischen Militärstrafanstalt, in Schutz- oder andrer Haft gesessen zu haben. Somit wäre die nach Passau gerichtete namenlose Aufforderung an Klabund, sich dort um mich zu bekümmern, von ebenso zuverlässig unterrichteten Leuten abgesandt gewesen wie es heute der Erinnerungsplauderer ist. Wenn Josef Friedrich sich das nächste Mal erinnern will, wie er mit Intervention, Drängen und Drohen (was er sich damals erlauben konnte) in den Lauf der Geschichte eingriff und eben Verstorbenen, die nichts mehr dementieren können, das Schicksal Gustav Landauers ersparte, so möge er sich doch erst mit den noch Lebenden, die er als Komparserie für seine historische Reminiszenzen braucht, in Verbindung setzen. Josef Friedrichs Memoiren und die des guten Erich oder andrer durchaus lyrischer Räterepublikaner könnten sonst Widersprüche aufweisen, die die Geschichtsschreibung der Zukunft gänzlich in Verwirrung bringen müßten."

Photograph. Doch, das gibt es. Die Zeitschrift heißt: ‚Der Arbeiter-Photograph' und ist im Neuen Deutschen Verlag, Berlin W 8, erschienen. Das Blatt umfaßt die Mitglieder der „Vereinigung der Arbeiter-Photographen Deutschlands" und ist eine höchst lehrreiche Sache. Sie gibt Musterphotos, begutachtet die Einsendungen der Leser, ist nicht spießig, und jeder kann etwas aus ihr lernen. Verbreitet sie!

Darmstadt. Weltbühnenleser werden erinnert, daß Treffpunkt jeden zweiten Donnerstag im Monat, 20 Uhr, im Herrengarten-Café ist.

Berliner Weltbühnenleser. Jeden Mittwoch im Café Adler am Dönhoffplatz. Am 10. Oktober spricht Maximilian Metzi über Upton Sinclair.

Ernst Friedrich spricht politische und satirische Dichtungen von Kurt Tucholsky am Freitag, den 12. Oktober, abends 8 Uhr, im Antikriegs-Museum, Parochialstraße 29.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten: es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Heiterkeit auf allen Bänken von Carl v. Ossietzky

Nicht nur in Deutschland allein wird schlecht regiert. Auch in England, der Mutter der politischen Weisheit, fehlt es heute beträchtlich an Talenten und scheint die Hand der Herrschenden ungeschickt. Stanley Baldwin hat zwar für den Chef einer Partei von Land- und Industriejunkern ein unbezahlbar joviales Gesicht, aber er kann sich im Guten nicht durchsetzen und Schlimmes nicht verhüten. Sir Austen ist krank und auf Reisen. An seiner Stelle wirtschaftet der alte Cushendun, ein Lord Cidevant, der ins Towermuseum gehört und nicht in die Diplomatie. So ist es dem Foreign Office gelungen, den Marinevertrag mit Frankreich fertig zu bringen, das dümmste und gefährlichste Dokument seit langem. Einer jener englischen Publizisten, die kontinentale Blätter mit optimischen Bulletins über die englische Politik zu bepflastern pflegen, Herr George Glasgow, spricht in der ‚Prager Presse' noch immer „von einer gänzlich fiktiven anglo-französischen Entente" und schimpft auf die Leute, die die Sache ernster betrachten. Aber auch Herr Glasgow meint schließlich, daß taktisch nichts ärger sein konnte als der Versuch der englischen und französischen Regierung, ihren Plan vor der Niederschrift nicht in Washington zu unterbreiten, und er nennt das „eine der unwahrscheinlichsten Episoden der kontemporären Geschichte". In Paris verlor man zuerst die Nerven, angesichts der großen Erregung rundum empfand man das künstlich geschaffene Schweigen um das Mysterium drückend; man wollte lieber publizieren. Aber Lord Cushendun sagte Nein und zog sich ins amtliche Gemäuer von Downing-Street zurück, Interpellanten und Interviewer schroff ablehnend. Gerüchte über Sonderklauseln schossen üppig auf; das Geheimnis vergiftete die Luft. Bis endlich Herr Horan, Hearsts pariser Korrespondent, die Lösung brachte. Erst wurde dementiert, dann zugestanden, dann wieder dementiert. Jetzt hat die politische Polizei in Paris mit Glück versucht, die Sache auf ein andres Gleis zu schieben. Sie hat Herrn Horan mit einem Aufwand arretiert, der an Herrn Kußmanns Erstürmung von Schwanenwerder erinnerte, sie hat ihn zuerst ausgewiesen, dann mit Gefängnis bedroht, dann abermals ausgewiesen, dann nochmals in die Verhörzange genommen, sie hat ihn, kurzum, so behandelt, als wäre er der Veranlasser und Verfasser der fatalen Schriftstücke und nicht lediglich der Vermittler für Textkritik. Herr Horan beendigte die Situation, indem er bei Nacht und Nebel nach Brüssel ausrückte. Aber aus dem Fall Marinevertrag ist nunmehr der Fall Horan geworden. Es bleibt wohl kein Zweifel, der sehr gewandte Journalist hat sich die Dokumente auf jene Weise verschafft, die man früher in Wien halb ehrlich, halb fröhlich nannte. Wie erzählt wird, habe es sich dabei sogar um Herrn Berthelots höchsteignes Exemplar gehandelt, und Herr Randolph Hearst soll es bereits intus gehabt haben, als er neulich mit dem frühern Besitzer der Zwiesprache pflog. Marineverträge haben

schon immer einen etwas kriminellen Duft ausgeströmt; schon der gute alte Conan Doyle hat vor Jahren eine sehr spannende Geschichte von Diebstahl und Wiedererlangung eines solchen Papiers erzählt. Doch bringen dies kriminelle Aroma wohl nicht allein die Leute mit, die das Papier stehlen, als vielmehr, wie gesagt, die, die es verfaßt haben. Die Hearstpresse erhebt keinen Anspruch, als moralische Anstalt zu gelten. Aber wenn jemals, so hat Sensationsgier, hat Nachrichtenhunger eines großen Zeitungsunternehmens hier ein gutes Werk verrichtet. Ein gefährliches, verpestendes Geheimnis ist jäh offenbar geworden, und unter Umständen, die ein paar Kontinente zu schallender Heiterkeit hinreißen.

*

Wenn der Verstand der Verständigen eine Suppe zusammengerührt hat, die auch die vereinte Dummheit der Dummen nicht schlimmer hätte machen können, dann ist der Augenblick für einen großartigen Bluff, für einen Meisterwitz da. Deutschland hat zurzeit, wie man weiß, eine Regierung der Köpfe, eine Regierung der Persönlichkeiten. Man muß zugeben, daß sie besser aussieht als eine Reihe der vorangegangenen, daß es eine sehr stattliche demokratische und sozialistische Regierung ist. Aber es ist auch augenscheinlich, daß sie absolut nichts tut, sondern sich wie eine schöne Frau hält, die am vorteilhaftesten in der Ruhe wirkt, in Negligé und Spitzenhäubchen. Man verzeihe den Vergleich, die Regierung Hermann Müller ist eine solche Bettschönheit. Sie verliert an Reiz, wenn sie aufsteht, dann werden Unebenheiten der Figur bemerklich, aber am schlimmsten ist die Entzauberung, wenn sie den Mund auftut. Es ist eine Regierung zum Angucken. Alles stagniert in Deutschland, die Republik hat wieder einmal gesiegt und macht es sich darauf bequem. Es sind Monate voll von Unentschiedenheiten, aber auch voll von Ahnungen und wetterleuchtenden Unzufriedenheiten. Da platzt das wunderbar geschickt komponierte Kommunistenattentat auf den Rundfunk herein, das, wie jeder gute Witz von öffentlicher Wirkung, nicht nur den bureaukratischen Alltagstrott einer gut geölten Institution lustig ad absurdum führt, sondern vor allem aufzeigt, daß der Geist über dem Lande eine dicke wollene Schlafmütze trägt. Es klappt alles nur noch gewohnheitsmäßig, das Salz ist wieder dumm geworden. Niemand hat das besser begriffen als Herr Victor Schiff, indem er den seiner Sache widerfahrenen Spott wenigstens mit einem Fausthieb wettmachen wollte. Das ist die ohnmächtige Wut des Aufgestörten, es ist die hektische Energie, die ratlos und hilflos in ein paar Brillengläser schlägt, weil sie eine unbestimmte, ungreifbare, aber spornende und hetzende Macht an den Fersen spürt. Was Herrn Schulz und seinen Helfern gelungen ist, war ein Witz von brillanter Präzision, nicht geringer als der Streich der jungen Leute von der ‚Action Française', die seinerzeit ihren Léon Daudet aus dem Gefängnis holten. Einstweilen erstickt das allgemeine Gelächter die weiterführenden Betrachtungen. Heiterkeit auf allen Bänken, in die sogar der zweite Ephorus für die guten Sitten Berlins, der Herr stellvertretende Polizeipräsi-

dent Doktor Weiß in einem Zeitungsartikel einstimmt. Das heißt, Herr Doktor Weiß freut sich nur mit der durch sein Amt gebotenen Einschränkung. Er freut sich, sozusagen, nur „rein als Mensch", aber als Magistratsperson hebt er den sorgengefurchten Pädagogenfinger, was bedeutet, daß bei aller Lustigkeit er sowas doch nicht öfter hören möchte. Und das läßt sich durchaus mitfühlen, denn auch Herr Doktor Weiß ist damals zu Pfingsten an der Frankfurter Allee so etwas ähnlichem wie einer Köpenickiade zum Opfer gefallen, als er unter den Punktroller seiner eignen Leute geriet. Nein, es war doch keine richtige Köpenickiade, denn alle Mitspieler waren echt, und auch die Schläge waren es. Das Bild stimmt also nicht ganz, aber wir möchten die Gelegenheit doch wahrnehmen, Herrn Zörgiebel zu fragen, was die Untersuchung über die Mißhandlung seines Unterchefs eigentlich zu Tage gefördert hat. Es sind viele Monate seitdem vergangen, und man muß mindestens sagen, daß der Herr Polizeipräsident die Prügel, die seinem Stellvertreter verabfolgt wurden, mit großer Ruhe erträgt. Aber vielleicht ist bei solchen Geschichten der Mantel der Liebe oft ein besserer Abschluß als das Armesünderhemd, und da in Sachen Schulz der Rundfunk Rache schnaubt, der ‚Vorwärts' nicht minder, und da die Gefahr besteht, daß der Arm des Staates mobil gemacht wird, obgleich nichts zu Schaden gekommen ist als die gute Laune des Herrn Schwarz, so sei dem verehrten Polizeipräsidium hiermit der Wunsch submissest zu Gehör gebracht, diese lustigen Missetäter nicht eifriger zu suchen als die harten Schläger von der Frankfurter Allee. Eulenspiegel hat sein eignes Recht in dieser Welt der ordentlichen Leute, und es ist denen, die es verletzten, immer schlecht gegangen.

Um den Suezkanal von Joseph Friedfeld

Als im Jahre 1858 die vierhunderttausend Aktien, deren Nennwert je 500 Francs betrug, von der Suezkanalgesellschaft zur Zeichnung aufgelegt wurden, fand sich niemand in Großbritannien, der eine Aktie dieses Unternehmens erworben hätte. Erst beinahe zwanzig Jahre später sicherte Disraelis Weitblick für imperiale Lebensbedürfnisse der britischen Regierung einen entscheidenden Anteil an der Kanalgesellschaft, indem er durch das Bankhaus Rothschild einhundertsechsundsiebzigtausendsechshundertundzwei Aktien erwarb, die der ägyptische Khedive um wenig mehr als ihren Nominalwert anbot. Die Summe, die damals England gezahlt hat und die weniger als vier Millionen Pfund betragen hat, die hat England seither mehr als achtmal in Dividenden und Zinsen zurückerhalten. Im Jahre 1924 allein erhielt die britische Regierung als Dividende einen steuerfreien Betrag von einer Million einhundertsiebenundsechzigtausend Pfund. Sechzig Prozent der Tonnage, die den Kanal durchfährt, ist britisch. Viele Millionen Franken strömen als Dividende jährlich nach Frankreich und England. Einunddreißig europäische Direktoren, darunter zwanzig Fran-

zosen, beziehen hohe Einkommen. Die Konzession erlischt im Jahre 1968. Bereits vor dem Weltkrieg hat der ägyptische Staatsrat es abgelehnt, die Konzession zu erneuern. Der Suezkanal ist eine der größten Reichtumsquellen Ägyptens. Politisch aber ist er ein zweifelhafter Segen für das Land.

Der Suezkanal ist eine vorwiegend britische Wasserstraße. Erst in weiten Abständen folgen Holland, Deutschland, Frankreich und Italien. Die Zahl der ägyptischen Schiffe, die den Kanal befährt, ist ohne Bedeutung. Dennoch hängt Ägyptens Schicksal an diesem Kanal.

Ägypten lag immer an der Straße vom Okzident zum Orient. Durch seine Lage ist es als erstes orientalisches Land mit Europa in Berührung gekommen. Napoleons Armeen suchten hier den Weg nach Indien. England versperrte ihnen den Weg. Seither hatte es die Bedeutung Ägyptens als Außenposten zur Verteidigung des Weges nach Indien erkannt. Die Bedeutung wuchs durch die Eröffnung des Suezkanals. Wie die Vereinigten Staaten ein Protektorat über die Zone des Panama-Kanals errichtet haben, wurde Großbritannien aus seinen imperialen Bedürfnissen zu einem ähnlichen Protektorat über die Kanalzone geführt. In der für England charakteristischen Art hat dieses Protektorat bis zum Beginn des Weltkrieges durch zweiunddreißig Jahre in einer staatsrechtlich nicht näher definierten verschleierten Form bestanden. Während dieser Jahre ist eine tiefgreifende Veränderung mit Ägypten vor sich gegangen. Die europäischen Ideen des Nationalismus, die westlichen politischen und wirtschaftlichen Formen fanden ihren Eingang in das Niltal. Eine bürgerliche Intelligenz entstand, die vorerst das politische Schicksal des Landes selbst regeln und später auch seine wirtschaftliche Ausbeutung in die eigne Hand nehmen wollte. Erst im Weltkrieg gelang es ihr, die nationale Bewegung aus den Städten auf das Land übergreifen zu lassen und die breiten Bauernmassen dafür zu gewinnen. Aus dem Weltkrieg tauchte ein geeintes ägyptisches Volk hervor, dessen Zielsetzung klar und deutlich war und an dessen Spitze ein Mann stand, Saad Zaghlul Pascha, der wie kaum ein zweiter Staatsmann es verstand, die Bestrebungen seines Volkes in sich zu verkörpern und ihm das Symbol seiner nationalen Renaissance zu werden.

Dieses neue Volk, von dem es fünfzig Jahre vorher noch keine Spur gegeben hatte und das vor noch zwanzig Jahren kaum geglaubt wurde, kümmerte sich wenig um des britischen Reiches See- und Landstraßen, die über sein Gebiet liefen. Es stützte sich gegen Europas Ansprüche auf Europas Lehre und proklamierte sein angeborenes natürliches Recht auf nationale Selbstbestimmung, auf völlige Unabhängigkeit, ein Recht, das vor den Interessen imperialistischer Ausdehnung nicht zurücktreten könne. Großbritannien dagegen wies darauf hin, daß Ägyptens geographische Lage es für immer verpflichte, sein an sich berechtigtes Streben nach nationaler Unabhängigkeit den Bedürfnissen des Schutzes der britischen Reichskommunikationen anzupassen. Aus diesem Gegensatz der beiderseitigen Standpunkte ergibt sich die klare Unmög-

lichkeit, zu einem dauernden Ausgleich und einer Verständigung zwischen den beiden Ländern zu gelangen, so lange sie auf ihrem Standpunkte beharren. England hat, als Lord Allenby, der damalige britische Hochkommissär in Ägypten, im Winter 1922 einsah, daß es eine unmögliche Aufgabe sei, Ägypten mit Gewalt unter britischem Protektorate zu halten, begonnen, in der Form nachzugeben und Ägypten eine formelle Unabhängigkeit einzuräumen, dabei aber in dem entscheidenden Punkte in der Sache selbst auf seinem Einflusse zu bestehen. Von dem 28. Februar 1922 an, als England die sogenannte Unabhängigkeitserklärung Ägyptens erließ, auf Grund deren es sich bis zu einer spätern Regelung die Verfügung über den Sudan, den Schutz der Interessen der Ausländer in Ägypten und die fortdauernde Besetzung Ägyptens durch britische Truppen vorbehielt, bis zum März 1928, da die Verhandlungen zwischen dem damaligen ägyptischen Ministerpräsidenten Sarwat Pascha und England zum Zwecke des Abschlusses eines Bündnisvertrages an eben denselben Punkten scheiterten, die England sich auch weiterhin, wenn auch in verschleierter Form, vorbehielt, hat die Spannung zwischen Großbritannien und Ägypten nicht nachgelassen und muß sich immer wieder an den verschiedenen Problemen entzünden.

Ägypten ist zu einem Bündnis mit England bereit. Es weiß, daß es in dieser Welt nicht gut ist, allein zu stehen. Englische Zeitungen schrecken es gerne mit Italien. Ägypten weiß aber auch, daß selbst ohne Bündnisvertrag Großbritannien nie zulassen wird, daß eine andre Macht Ägypten besetze. Es wird Ägypten immer verteidigen, freilich nicht um der Ägypter willen. Dazu braucht es aber keine Besatzungsarmee in Ägypten. Eine Erklärung an die Mächte genügt. Im Notfalle könnten von Malta und andern Stützpunkten des britischen Reiches in kurzer Zeit Flotten und Luftstreitkräfte in genügender Anzahl zur Verteidigung des Suezkanals versammelt sein. Soll die britische Armee in Ägypten einen Sinn haben, kann er nach der Meinung der Ägypter nur darin liegen, ihre Autonomie zu beschränken und die stete Möglichkeit zu einem Eingreifen in die ägyptische Freiheit zu geben. Der Staatsstreich des reaktionären Königs im vergangenen Juli wäre ohne die englische Besatzung im Lande unmöglich gewesen. Ägyptens Volksführer Mustafa Nahas Pascha, Zaghluls Nachfolger, hat darauf hingewiesen, daß es keinen bessern Schutz für den Suezkanal und keine größere Sicherheit für England geben könne, als eine aufrichtige Freundschaft und Bündnisbereitschaft Ägyptens. Zu der ist das Land bereit.

Aber ein noch schwierigeres Problem stellt der Schutz der in Ägypten lebenden Ausländer und ihrer Interessen dar. Ägypten, obwohl das bestorganisierte und fortgeschrittenste Land des Orients, leidet heute noch unter der vollen Schwere der Kapitulationen wie kein andres orientalisches Land. Die in Ägypten lebenden Ausländer sind nicht nur der Gerichtshoheit des Staates entzogen, auf dessen Territorium sie leben und dessen Wirtschaft sie in hohem Maße beeinflussen, sondern auch seiner Steuerhoheit und seiner Gesetzgebung. Ausländer

in Ägypten zahlen überhaupt keine Steuern oder nur jene, denen sie zustimmen. Gesetze des ägyptischen Parlaments haben nur dann für die Ausländer Gültigkeit, wenn die ausländischen Mächte jedem einzelnen Gesetze zugestimmt haben. So genießt der Ausländer in Ägypten eine völlig einzigartige privilegierte Stellung, die nicht nur von den Ägyptern als eine nationale Demütigung empfunden wird, sondern die auch dem ganzen ägyptischen staatlichen Leben einen schweren Schaden zufügt. Die Interessen und das Leben der Ausländer sind in Ägypten in keiner größern Gefahr als in einem andern Lande. Sollte eine Gefahr entstehen, so entsteht sie wie in China grade auf Grund der Kapitulationen und der ausländischen Einmischung. Das Handels- und Finanzkapital in Ägypten ist in den Händen von Ausländern, und durch die Privilegien, die es genießt, macht es den Ägyptern die Konkurrenz und das Emporkommen schwer. Es ist begreiflich, daß die Ausländer in Ägypten auf ihre Vorrechte nicht verzichten wollen und daß sie vielfach kurzsichtiger sind als ihre Regierungen. Die ägyptische Regierung hat in der Thronrede, mit der das Parlament im November 1927 eröffnet wurde, darauf hingewiesen, daß es eine internationale Konferenz zur Abänderung und Beseitigung der Kapitulationen im Frühjahr 1928 einberufen werde. Diese Konferenz ist nicht zusammengetreten. Die Mächte haben wenig Geneigtheit dazu gezeigt. Doch wäre die Konferenz von großer Bedeutung gewesen. Sie hätte die Blicke des ganzen Orients auf sich gelenkt. Denn der Kampf um die Aufhebung der Kapitulationen geht heute im ganzen Orient vor sich, in der Türkei, in Persien, in China. In Afghanistan und im Hedschas fürchtet man nichts so sehr wie die Möglichkeit von Kapitulationen. Bisher haben die orientalischen Völker nur mit dem Schwerte in der Hand dem Westen die Aufhebung der Kapitulationen abzuzwingen vermocht, über deren Unzeitgemäßheit der Okzident sich oft offiziell ausgesprochen hat. Es entstand die Frage, ob es auch möglich sei, ohne Krieg und Gewalt die Europäer in einem orientalischen Land zur Aufgabe von veralteten Vorrechten zu bewegen. Das Beispiel Ägyptens und das Schicksal der geplanten Konferenz werden darauf eine Antwort geben.

Ägypten verhandelt seit Jahren um den Eintritt in den Völkerbund. Für den Völkerbund, der heute ein europäisch-südamerikanischer Bund ist, wäre der Eintritt Ägyptens wichtiger als für dieses Land. Ägypten wäre der erste mohammedanisch-sunnitische Staat im Völkerbund. Vielleicht würden dem ägyptischen Beispiel später die Türkei, Afghanistan, Mesopotamien und andre islamische Staaten folgen. Der Orient gewänne so eine seiner Zahl und Bedeutung entsprechende Vertretung. Der Suezkanal, heute ein europäisches Problem, würde dann zu einem Problem der europäisch-orientalischen Verbindung werden. Der Völkerbund, zu seiner wahren Aufgabe dann eher berechtigt, würde den Schutz und die Verwaltung dieser großen Weltstraße übernehmen und so die Interessen aller daran beteiligten Völker im Westen und im Osten wahrnehmen können.

Die Verhinderten von Heinz Pol

Stahlhelm-Alarm in Berlin und Stahlhelm-Volksbegehren, Gegenerklärung des Jungdeutschen Ordens, Reichsbannertagung in Hannover, der Fall Thälmann — es ist ein bißchen viel los mit unsern jungen Leuten in den Windjacken, die mit zwanzig Jahren revolutionär sind, mit fünfundzwanzig Resolutionen fassen und mit dreißig sogar im Parlament sitzen oder gern hinein möchten.

Kein Grund zur Erregung. Am wenigsten über den Stahlhelm. Dessen Führer scheinen zu glauben, man könne Revolutionen anordnen: „Heda, Müller, nehmen Sie stramme Haltung ein und stürzen Sie den Staat!"

Was der Stahlhelm wirklich will, ist klar. So lange seine Geldgeber, die Deutschnationalen, in der Regierung saßen, mußten sie zahmer sein, als es ihnen vielleicht erwünscht war. Jetzt aber ist man in der Opposition, und das muß man irgendwie der Bevölkerung zur Kenntnis geben. Dabei ist unverkennbar auch beim Stahlhelm grade augenblicklich jene Strömung deutlich sichtbar, die den nicht schlechtesten Teil einer sehr verwunderten deutschen Nachkriegsjugend, wenn auch nicht mitreißt, so doch umspielt: Der Abscheu vor dem Parlamentarismus.

Daß freilich Hugenberg und Claß die Drahtzieher des Stahlhelms diesen nur deshalb den Mund so weit gegen das Parlament aufreißen lassen, um ihre Macht im Parlamentarismus, dreifach getarnt, nur noch zu verstärken, merken die jungen Leute, die gegen den Staat wettern, natürlich nicht. Es ist deshalb so trüb um Deutschland bestellt, weil sich auch bei noch geringfügigeren Anlässen immer wieder herausstellt, daß die Vierzigjährigen klüger und deshalb mächtiger sind als die Zwanzigjährigen. Was im Wandelgang des Reichstages gewispert wird, findet immer noch einen tausendfach stärkern Widerhall in den Ministerien und Kontoren als die lautesten Flüche der Jungen, die draußen stehen.

*

Der Jungdeutsche Orden, der seine Sonderstellung innerhalb der Bünde und Verbände immer sichtbarer herauskristallisiert, polemisiert, wie nicht anders zu erwarten war, gegen Stahlhelm-Botschaft und Stahlhelm-Volksbegehren. Der Fall Jungdo ist symptomatisch für das heutige Deutschland, in dem viele Gutes wollen, aber fast alle nur das erreichen, was sie nicht wollten.

Arthur Mahraun, der Leiter des Jungdo, hat dieser Tage ein Buch erscheinen lassen, betitelt „Gegen getarnte Gewalten". Was drin steht, ist aufschlußreicher als viele hundert andre Broschüren, Bücher und Druckschriften der letzten Zeit. Mahraun ist ein Idealist, wie sie nur bei uns gedeihen. Nämlich Idealist mit demselben Bewußtsein, demselben Hochmut und denselben Ansprüchen wie ein krasser Materialist.

Und er weiß auch, was er will: nämlich nichts Bestimmtes. Das drückt er so aus: „In der alten Ideenwelt ist die Geschichte der Völker eine Angelegenheit rein ökonomischer Natur geworden. Der Sinn der neuen geistigen Erhebung be-

steht darin, die Geschichte wieder zu einer Herzensangelegenheit der Völker zu machen."

Vieles, was Mahraun gegen den Parlamentarismus und die immer unverhüllter zutage tretende Interessentenpolitik vorzubringen hat, ist richtig. Aber er begeht einen entscheidenden Fehler. Er übersieht nämlich die Wirtschaft. Wirtschaft und Politik sind heute nicht mehr zu trennen und werden nie mehr zu trennen sein. Über dem Ideal, sich als idealistischer Mensch zu fühlen und zu gerieren, steht die Sorge, ob auch die Arbeitskräfte des Landes arbeiten können und angemessen dafür entlohnt werden. Diese Sorge braucht durchaus nicht sozial zu sein, aber sie muß wenigstens auf ökonomische Weise behoben werden.

Doch Mahraun ist, schlicht gesagt, auch gegen das Automobil. Er ist für die Natur, für die Feld-, Wald- und Wiesen-Natur. Und Deutschlands ganzer Jammer packt einen an, wenn man die paar ersten Seiten seines Buches liest, in denen Mahraun von seiner Jugend erzählt. „Wider den Großstadtgeist" heißt gleich das erste Kapitel: „... und wenn ich mit meinen Freunden durch Wälder und Berge und Felder schweifte, dann beseelte uns eine Idee, das war die des Gegensatzes zwischen den modernen Großstädtern und dem Menschen, der Flur und Feld liebt und tausendmal mehr mit der Natur verbunden ist als mit den kitschigen Monumenten moderner Stadtbilder." Seine Jugend „war nicht frei, wie die Laffen der Großstadt es forderten. Sie war urwüchsig und treu, aber gegen Modernes und Oberflächliches".

Inzwischen hat sich das bei Mahraun etwas gegeben. Er ist so modern, gegen das Parlament zu sein, und schildert im Buche später treuherzig, wie er mit den Stahlhelmführern in einer Kaminecke des Hotel Bristol unter den Linden einen feierlichen Bund schloß. Und obgleich Berlin ein Sündenbabel ist und die Täler und Felder seiner Heimat ein Idyll sind, residiert er nun schon seit Jahren in der Friedrichstraße inmitten der Filmindustrie.

Nicht wahr, das geht nicht? Man kann nicht aus idealen Motiven gegen die Dinge sein, wenn man sie doch, und sei es auch nur als Mittel zum Zweck, so real zu gebrauchen versteht. Und das schlimmste ist, Mahraun würde von seinem Standpunkt aus jeden für einen Schuft halten, der ihm nachsagte, er sei auf eine zu kleinliche Weise inkonsequent.

Denn auch er hat ja keinen Horizont. Der reicht nur bis dahin, zu begreifen, daß Deutschland, wenn es wieder hochkommen wolle, mit Frankreich sich einigen müsse. Sehr gut. Daß Deutschland aber auch, grade Mahrauns Vorstellungen vom Wiederaufbau entsprechend, zu Rußland mindestens ein anständiges Verhältnis suchen müßte, sieht er nicht mehr ein. Rußland ist ihm immer noch ein Land voller Mörder. Und nun kommt eine wilde Rede auf die modernen Tschingiskhans und Tamerlans. Nein, der edle Mahraun wird weiterkämpfen für seine Berge und Täler und für die Eisen-, Stahl- und Chemiepakte zwischen Deutschland und Frankreich. Denn letzten Endes ist ihm Plutokratie noch immer lieber als Revolution. Er weiß bloß nicht, daß er es weiß.

Wenn unsre Mahrauns über ihre Schatten springen könnten, sie würden vielleicht das werden, was sie halb im Sinne haben: Diktatoren. Aber sie bleiben, nicht nur militärisch gesprochen, Unteroffiziere im Geiste. Über den Likörfabrikant Seldte, im Nebenberuf Stahlhelmführer, ist jetzt eine Biographie erschienen, betitelt „Unser Franz". Seine Erziehung, nach der Beschreibung, sah so aus: „Er (der Vater) ließ den Korridor der Wohnung zu einer Turnhalle ausbauen und engagierte für seine Söhne einen echten aktiven Unteroffizier, der den kaum den Windeln entwachsenen Rekruten nach altpreußischen Methoden die Knochen grade zog und sie nach allen Regeln des Reglements einexerzierte. Dieser Unteroffizier hat Franz das Kommandieren beigebracht." Dabei ist es dann geblieben, excepté das Talent, auch noch Geld zu machen. Aber das ist es: wir haben das beste Unteroffiziersmaterial der Welt. Man reißt bei uns die Knochen zusammen und den Geist, was noch viel leichter fällt: so kann man niemals in die Ferne schweifen. Nicht einmal dorthin, wo die Täler Mahrauns liegen. Man endigt im Bristol.

Der wichtigste Teil des Mahraunschen Buches ist seinem Spezialfeinde Hugenberg gewidmet, der tatsächlich große Anstrengungen gemacht hat und noch macht, den Jungdo zu zertrümmern.

Trotzdem wird, meiner Meinung nach, selbst Hugenberg von der Linken überschätzt. Gut, er hat viele Millionen und beinah so viel Zeitungen, aber er hat durchaus nicht das Format dazu. Seht ihn euch doch an, wenn er so in der Wandelhalle des Reichstages herumtuddelt, im Bratenrock, Aktentasche und mit etwas verrutschtem Schlips. Mit dem Air eines Kanzleiobersekretärs, na, eines Bürochefs. Er hat zur Wahlpropaganda für seine Partei so viel Geld ausgegeben, daß man davon sämtliche hungernden Kinder in Deutschland ein Jahr lang in Schlagsahne baden und mit Kapaunen mästen könnte. Was hat er erreicht? Man soll sich wirklich abgewöhnen, Hugenberg zu überschätzen, der, wenn man sein Treiben beobachtet, nun schon mit hunderterlei ganz verschiedenen Mitteln noch immer nicht entfernt das erreicht hat, wovon er träumt. Ehrgeiz ohne Persönlichkeit erringt höchstens gelegentliche Erfolge.

Alle diese Männer sind knapp imstande, die allgemeine Lage zu verschlechtern. Statt dessen bilden sie sich ein, sie könnten sie womöglich verbessern.

*

Auf der großen Jahresversammlung des Reichsbanners in Hannover siegte, wie es heißt, die „gemäßigte Richtung". Man versteht, was das heißt, wenn man erfährt, daß Hörsing mit einer Schärfe, die ihm sonst selten eignet, gegen die radikalen Pazifisten vorging. Es sei untragbar, daß beispielsweise General von Schönaich die Idee der Kriegsverweigerung propagiere. Das ist doch wirklich unerhört. Denn Schönaich müßte doch wissen, daß die hoffnungsträchtige Reichsbannerjugend aufs eifrigste dem Kleinkalibersport obliegt. Und er müßte doch auch die Stellungnahme des Reichsbanners zur Panzerkreuzer-

frage gelesen haben, die seinerzeit im offiziellen Organ bekannt gegeben wurde. Man begnügte sich in dieser soidisant Stellungnahme damit, Kommunisten und Pazifisten mitleidig zu belächeln, die weiter keine Sorgen hätten. Im übrigen mische man sich nicht in Parteiangelegenheiten.

Minister Severing dagegen betonte auf der Reichsbannerkonferenz, er sei wirklich für eine geistige Erziehung des Reichsbanners, jedoch nach den Erklärungen des Stahlhelms werde man zeigen, daß man auch ganz anders könne.

So reißt man gegenseitig den Mund auf. Aber ich bin ja wohl nicht mehr zuständig, die geistige Haltung des Reichsbanners zu beurteilen, nachdem man mir dessen geistige Idee in Form von münchner Kindln und nürnberger Trichtern erschlagend nachwies.

Im übrigen ists um den Stahlhelm auch schon wieder stiller geworden. Erstens trat nicht das ein, was man hätte eigentlich erwarten müssen, nämlich ein Verbot des Stahlhelms. Zweitens entwickelten sich die Dinge in Wien nicht so, wie man gehofft hatte. Drittens kam der berühmte Wink von oben. Denn es ist nun einmal so, daß alle Führer bei uns immer noch einen Vorgesetzten haben. Auch Mahraun hat seinen Rechberg.

*

Nicht zum letzten charakteristisch ist der Fall Thälmann. Es war zu erwarten, daß er zwar straucheln, aber nicht endgültig fallen würde. Was ihn straucheln ließ, darüber berichtete genaueres der ‚Volkswille', das Organ der linken deutschen Kommunisten: Er betrank sich, ging in Spielklubs und auf Pferderennen und war vielleicht auch ein wenig korrupt.

Es ist durchaus kein Verbrechen für einen Kommunisten, Karten zu spielen und auf Pferderennen zu gehen, aber es ist mehr als ein Verbrechen, nämlich eine Dummheit, wenn es einer wie Thälmann tut, der nur eine Puppe ist. Wären die deutschen Kommunisten das, was sie sein müßten, um etwas zu erreichen, nämlich frei im Handeln, so könnte Thälmann jeden Tag aufs Rennen gehen. Kein Kommunist in der ganzen Welt regt sich darüber auf, wenn etwa Genosse Tschitscherin in Baden-Baden im „Stephanie" wohnt. Er kann sichs leisten. Thälmann kann es eben nicht. Genau so wenig wie Mahraun im Bristol Revolutionen vorbereiten kann. Sie begreifens nur nicht.

Stalin hat ihm nur einen Verweis erteilt. Denn er hält ihn, weil er die Dummheit Thälmanns ausnutzen muß. Stalin braucht ihn in seinem Kampf gegen die linken deutschen Kommunisten, die Trotzki treu geblieben sind. Aber auf Pferderennen wird Thälmann auch nicht mehr gehen dürfen. Die Kontrolle über ihn ist verschärft, besondere russische Kommissare haben von jetzt ab seine Tätigkeit doppelt streng zu prüfen. Der Diktator mit der Gouvernante.

*

So wird es wohl für dieses Jahr nichts mehr werden mit unsern großen und kleinen Herren. Weil sie mit ihren Augen, deren Horizont kaum über den Kragenknopf reicht, zu Sternen emporgucken, die sie selbst am Firmament befestigt haben.

Und doch hüte die Wandelhalle des Reichstages sich vor den jungen Leuten außerhalb der Bünde und Verbände. Es sind die Jahrgänge 1902 bis 1905. Die sitzen weder in Tälern noch auf Bergen, und auch nicht im Bristol. Aber sie wissen wenigstens, daß diejenigen, die heute glauben, dran zu sein, nie dran kommen werden.

Jakubowski von Theobald Tiger

Für Rosa Valetti

Die Hand gekrampft um die Barriere,
so steht der graue Mann, geduckt.
In seinen Augen fragt die Leere —
man sieht, wie er den Speichel schluckt.
Ihm gegenüber, hoch erhoben,
ein kalter Stahl, der Staatsanwalt;
es dämmern dumpf die andern Roben,
Geschworne lauschen, Rede knallt:
„So haben wir den Mord bewiesen —
und jedes Mitleid wäre schlapp!
Ich fordere von Ihnen diesen!
Haun wir ihm den Kopf ab!
Haun wir ihm den Kopf ab!
Haun wir ihm den Kopf ab —!"

Grau-regnerisch wölbt sich der Himmel
fahl über rotem Backsteinbau;
vom nahen Türmchen ein Gebimmel —
die schmutzige Turmuhr zeigt genau
halb fünf. Es öffnet sich die Pforte,
heraus schwankt ein halbtotes Tier...
Der Mund sagt unhörbare Worte ...
— „Na, wird das! Sind wir alle hier?"
Der Staatsanwalt hält einen Bogen
und liest gefühllos, schnell und knapp...
„Und somit übergebe ich Sie dem Nachrichter!"
Geschleppt, gezogen —
Hier geschieht ein Mord!
Sie hauen ihm den Kopf ab!
Sie hauen ihm den Kopf ab!
Sie hauen ihm den Kopf ab —!

Der Körper liegt in fremder Erde.
Kein Kreuz — wie einen Hund verscharrt
Die schlafen gut. Ein Schrei: „Es werde
Gerechtigkeit!"
Ganz Deutschland ist zum Paragraph erstarrt.
Laßt ihr euch die Justiz gefallen?
Hält euch ein Korpsstudent zurück?
Steht denn Justitia über allen?
Wagt euch an dieses Hurenstück!
Soll dieser Jammer niemals enden?
Werft die Figur vom Postament herab!
Einen Tritt ins Gesäß!
Die Wage aus den Händen!
Hauen wir ihr den Kopf ab!
Hauen wir ihr den Kopf ab!
Hauen wir ihr den Kopf ab —!

Der 21. Oktober 1918 von Martin Chr. Sander

Was da los war? Damals wurde, zur Erfüllung der Vorbedingungen des Waffenstillstandes, von der Kaiserlich Deutschen Regierung der U-Bootkrieg auf der ganzen Front eingestellt. Die zehnjährige Wiederkehr des Tages, an dem der mit tausend Masten in den Ozean geschiffte Jüngling als ein jämmerlich geschlagener und verhöhnter Greis zurückkehrte, mag den Mitgliedern des Vereins „Zur See unbesiegt" Gelegenheit geben, zur Veranstaltung einer lamentablen Nänie für die amtlich zugestandenen fünfeinhalbtausend gebliebener deutscher Helden, uns gibt sie erwünschten Anlaß, einer Legende, einem Märchen zu Leibe zu gehen, das heute wie immer verbreitet wird von denen, die am Glauben Unkundiger höchstes persönliches Interesse haben. Gestützt und gestärkt durch die autoritative Wirkung breiter goldener Ärmelstreifen erzählen und „beweisen" sie mit einem gewissen spanischen Stolz, daß Deutschland niemals besiegt worden wäre, wenn es von Anfang des Krieges an eine große U-Bootflotte besessen und diese rücksichtslos angewandt hätte.

Als zu Beginn des Krieges Weddigen mit U 9 innerhalb einer Stunde drei englische Panzerkreuzer versenkte, hat man in Deutschland die Bedeutung des U-Bootes als Angriffswaffe stark überschätzt. Man übersah, daß dieser Erfolg, der sich in solchem Maße niemals wiederholte, in der Hauptsache der mangelnden Kenntnis geeigneter Abwehrmaßnahmen auf der Gegenseite zu danken war. Für die Engländer bedeutete der Verlust dreier überalterter Panzerkreuzer nicht allzuviel, der Verlust an Menschenleben für die englische Marine gar nichts. Wichtig aber und für den weitern Verlauf des Seekrieges von ungeheurer Bedeutung war, daß man eine Lehre erhalten hatte, die in Friedensmanövern niemals hätte gewonnen werden können, nämlich, daß nach einem U-Bootangriff auf ein Schiff alle in der Nähe befindlichen sogleich mit höchster Fahrt im Zickzackkurs verschwinden müssen ohne Rücksicht auf Hilfs- und Rettungsaktionen für den Angegriffenen, da dadurch nur neue Verluste eintreten. Solches Verhalten wurde in Form eines kategorischen Befehls von der englischen Admiralität am Tage nach der Katastrophe der drei Panzerkreuzer der gesamten Flotte strikt vorgeschrieben. Die Wirkung zeigte sich bald.

Als Hersing im Mai 1915 mit dem ersten Langstreckenboot U 51 vor den Dardanellen eintraf und dort, für die versammelte alliierte Flotte überraschend, zwei englische Linienschiffe versenkte, verließen alle anwesenden Schiffe sofort mit höchster Fahrt die Gegend, um erst nach Bereitstellung starker U-Bootsicherungen für jedes einzelne Fahrzeug zurückzukehren. Von da an sind die Erfolge deutscher U-Boote vor den Dardanellen, wo durch die Häufung feindlicher Schiffe auf engem Raum die Gelegenheit ungleich ungünstiger war als in der Nordsee, auf glückliche Zufallstreffer beschränkt geblieben.

Gegen Kriegsschiffe kommt nur ein Torpedoschuß in Frage. Da ein U-Boot dies nicht aus einem beweglichen Rohr

abfeuert, sondern mit dem Boot selbst unter Wasser die Schußrichtung auf das Ziel, ein schnell und mit wechselnden Kursen fahrendes Schiff, einsteuern muß, da ferner ein Torpedo, trotz aller Präzisionsmechanik niemals so genau läuft, wie die Flintenkugel eines Kunstschützen, so läßt sich leicht einsehen, daß ein Erfolg gegen Kriegsschiffe nur beim Zusammentreffen äußerst günstiger Umstände erreicht werden kann. Das haben auch die Engländer für ihre eignen U-Boote feststellen müssen. Als es ihnen gelungen war, U-Boote unbemerkt in die Ostsee durchzubringen, konnten sie mit der Versenkung einiger deutscher Kriegsschiffe Anfangserfolge verzeichnen. Nachdem aber die deutsche Admiralität mit der Anwesenheit feindlicher U-Boote modernster Konstruktion in der Ostsee rechnete und entsprechende Gegenmaßnahmen vornahm, war es bald mit den Erfolgen vorbei, wenn man nicht als Erfolg ansehen will, daß die Abwehr eine Anzahl kleinerer Fahrzeuge dauernd beschäftigte. Hier möge vermerkt werden, daß bei dieser deutschen Abwehr zum ersten Male sogenannte U-Bootsfallen verwendet wurden, zum Beispiel ein harmloser Schleppdampfer mit einem Leichter, der eine getarnte Kanone an Bord hatte und auf das feindliche U-Boot, dem für solche Beute ein Torpedo zu kostbar erschien, und das auftauchend den unter der Handelsflagge fahrenden Schleppzug zur Übergabe aufforderte, plötzlich ein von Marinemannschaften bedientes Schnellfeuer eröffnete. Beim ersten Schuß wurde natürlich die Kriegsflagge gesetzt. Als der böse Feind — Gott strafe ihn! — später ebenfalls sich solcher Fallen bediente, da schrien die deutschen Seestrategen „Mörder".

Am 18. Februar 1917 wurde unter dem Jubel der gesamten deutschen Bickbeerenschweiz, wie der Seemann die in Marinedingen lächerlich kenntnislose Binnenlandbevölkerung nennt, der unbeschränkte U-Bootkrieg erklärt. 127 U-Boote hatte man fertig, von denen, wie eine einfache Überlegung zeigt, stets höchstens ein Drittel an der wirklichen Front tätig sein konnte, ein Drittel auf der Reise hin oder zurück begriffen war, der Rest zur Wiederinstandsetzung in der Werft lag. Nun würde England, so versicherten die Fachleute des Reichsmarineamtes amtlich, in spätestens sechs Monaten um Frieden bitten müssen. Leider erfuhren diese Erwartungen vom ersten Tage an eine schmerzlich fühlbare, wenn auch tapfer verheimlichte Herabminderung, denn damals waren die Abwehrmaßnahmen auf der Gegenseite schon so stark und wirkungsvoll geworden, daß die englische Admiralität die stolzen Reden ihrer deutschen Kollegen mit dem Lächeln des Wissenden zur Kenntnis nehmen konnte. Und mit der Dauer des unbeschränkten U-Bootskrieges wuchs drüben nicht nur die Zahl, sondern man verbesserte auch ständig die Methoden der Abwehr. Im Frühjahr 1918 war die Situation schon so, daß, um auch nur ein einziges U-Boot zur Aktion gegen englische Häfen oder anderswo aus der deutschen Bucht herauszubringen, die Minensuchboote in tagelanger Arbeit eine Lücke in die dicht vor der deutschen Bucht liegenden, ständig kontrollierten und aufgefüllten englischen Minenfelder räumen muß-

ten; was meistens mit starken eignen Verlusten verbunden war; daß zum Schutze dieser Minensuchboote vor feindlicher Gegenwirkung eine große Zahl Torpedoboote, kleine und große Kreuzer, selbst Linienschiffe angesetzt werden mußten, wobei es oft genug Verluste und Beschädigungen gab, die nachher einen wochenlangen Ausfall der betreffenden Schiffe durch Werftreparaturen verursachten. Im Sommer 1918 bestand die Haupttätigkeit der deutschen Hochseeflotte im Herausbringen einzelner U-Boote, meist zwei zur Zeit, aus der deutschen Bucht. Das war ein nicht zu unterschätzender Erfolg der Defensivmaßnahmen des Gegners gegen die deutschen Ausgangshäfen, die durch ihre geographische Lage und Beschaffenheit solche Verblockung besonders begünstigten.

Aber auch im Kampf gegen einzelne U-Boote zeigte sich schon 1917, daß der Wettstreit zwischen U-Boot und U-Bootsabwehr, analog dem zwischen Granate und Panzerplatte, zugunsten der Abwehr entschieden war. Nach unwidersprochener Aussage eines englischen Seeoffiziers war die englische Admiralität überzeugt, nach Einbau eines raffiniert konstruierten Empfangsapparates auf allen Schiffen, der jedes kleinste Geräusch unter Wasser genau nach Richtung, Entfernung, Wassertiefe etcetera registriert, die Gefahr der deutschen U-Boote spätestens anfangs 1919 überwunden zu haben. Über die im Jahre 1918 gegen U-Boote verwendeten Kampfmittel, wie Netzsperren mit darin verflochtenen Minen, Wasserbomben, U-Bootsfallen und unzählige andre, die erst in der Praxis, die der rücksichtslose U-Bootskrieg bot, ausprobiert werden konnten, sollten die U-Bootsfahrer des letzten Kriegsjahres, zumal die der Flandernflottille, ein Lied singen können. Und während die Bickbeerenschweiz sich an den täglich gemeldeten fabelhaften Versenkungsziffern begeisterte, war es schon 1917 eine unbestreitbare, wenn auch über den Kreis der Eingeweihten hinaus nicht bekannte Tatsache, daß der Prozentsatz der nicht zurückkehrenden, also der Abwehr mit Mann und Maus zum Opfer gefallenen Boote zeitweise die Ersatzmöglichkeit, selbst bei Ausnutzung der Kapazität aller überhaupt in Frage kommenden Werften, erheblich überstieg.

Warum ist es unsern U-Booten nicht möglich gewesen, auch nur einen einzigen amerikanischen Truppentransportdampfer zu versenken, hinter denen sie doch besonders angestrengt her waren? Die im vorigen Jahre von der deutschen Presse verbreitete Erzählung des amerikanischen Admirals John Halligan jr. vom Verrat der Position der U-Boote an die feindlichen Radiopeilstationen durch leichtfertige Spielerei mit dem F.T.-Apparat ist nämlich, trotzdem oder grade weil diejenige deutsche Amtsstelle, die sonst mit Dementis immer sehr schnell bei der Hand zu sein pflegt, diese immerhin schwerwiegende Beschuldigung ehemaliger U-Bootskommandanten gänzlich unwidersprochen gelassen hat, ebenfalls ein Märchen, ein Schwindel. Die Existenz derartiger Radiostationen, durch die die genaue Stellung eines funkenden Fahrzeuges durch Richtungspeilung ermittelt werden kann, war dem deutschen Admiralstab seit langem bekannt. Es bestanden strikte Be-

fehle auf Stillegung der Radioanlage, sobald ein Schiff oder eine Gruppe der deutschen Hochseeflotte die engern Heimatgewässer zu einer Unternehmung verlassen hatte, und diese Bestimmung galt selbstverständlich auch für die U-Boote. Überdies konnten die Peilstationen vielleicht wirklich mitunter den Standort eines U-Bootes feststellen, unmöglich aber seine weitere Fahrt und seinen Standortwechsel. „Das Geheimnis der amerikanischen Truppentransporte", wie die deutschen Zeitungen diesen Bericht nannten, war viel einfacher.

Alle diese Dampfer mit Truppen, Munition und Material wurden von den alliierten Flottenstreitkräften so behütet und beschützt, daß es den deutschen U-Booten einfach nicht gelang, überhaupt heranzukommen. Auch die „Lusitania" hätte niemals erwischt werden können, wenn nicht ihr Kapitän Turner durch einen von der deutschen Funkenstation in Sayville im damals noch neutralen Amerika mit Benutzung des Geheimsignalbuches der englischen Admiralität gefunkten Kursbefehl falsch orientiert und dem auf ihn wartenden U-Boot direkt vors Rohr geleitet worden wäre. Hätte die „Lusitania" den ihr kurz danach von der englischen Flottenleitung zugefunkten Kurs abgenommen, was sie im Besitz des falschen nicht mehr tat, so wäre sie von so viel Zerstörern begleitet worden, daß sie nach menschlicher Voraussicht sicher den Hafen erreicht hätte.

Wir glauben, daß die heute noch von interessierter Seite aufrecht erhaltene Behauptung, mit einer großen Zahl von U-Booten könne man die stärkste Flotte lahmlegen, falsch ist; daß die Herrschaft der Meere nach wie vor bei der größten Hochseeflotte liegt. Damit ist nichts gegen das U-Boot als Kriegswaffe gesagt. Als anfangs der achtziger Jahre die ersten Torpedoboote aufkamen, da prophezeiten auch viele Fachleute, daß nun das Schicksal der dicken Panzerschiffe besiegelt wäre, was sich aber in den spätern Seekriegen als ein Irrtum herausstellte. Trotzdem ist das Torpedoboot eine scharfe Waffe. Einer rücksichtslos angesetzten Flottille von vielen Torpedobooten wird es, ebenso wie dem allein operierenden U-Boot, auch in einem künftigen Kriege immer einmal gelingen, eine wertvolle Einheit der feindlichen Flotte zu vernichten. Aber der strategische Sieg über einen Gegner, der, wie die Marineleitungen unsrer frühern Feinde, über die in der Abwehr unsres U-Bootskrieges gesammelten Erfahrungen verfügt, kann nur von Ignoranten oder von Lügnern für möglich erklärt werden.

Ein trauriges zehnjähriges Jubiläum für unsre Seestrategen. Sie glaubten, eine Karte in der Hand zu haben, die alle übrigen stechen würde. Nachdem das Spiel verloren ist, behaupten sie heute, die Kiebitze hätten sie zu lange abgehalten, dies angebliche Trumpfas auf den Tisch zu hauen. Aber grade durch das Ausspielen hat sich gezeigt, daß ihre Karte nicht einmal eine Trumpfkarte war. Und bei gerissenen Gegenspielern, und das sind die andern doch wohl, auch niemals eine werden wird.

„. . .„ das vor Mozart bestehen kann“

von Ernst Bloch

Wie, was, wo denn? Hundert Stunden in der Runde nichts zu sehen. Es ist doch etwas vorgefallen.

Irre und Zeitungsleser hören Stimmen. Das Pfarrhaus und die Orgel im Metropoltheater reflektieren in der Presse. „Damenwahl, schallts durch den Saal.“ „Niemals kennt man an Seele und Leib je das Weib, Weib, Weib, Weib.“ Auch das Heideröslein hat dieser Mann komponiert. Und wie? ja wie soll man das sagen? Die ‚B. Z.‘ sagt: so, daß Lehárs Komposition „vor Mozart bestehen kann“. (Da das Heideröslein meines Wissens nicht von Mozart, sondern von Schubert komponiert wurde, kann Lehár also auch vor Schubert bestehen.) Die berliner Presse schießt einen Salut von 101 Schuß.

Ganz voran die Mittelblätter. Zu Ehren der Rechtspresse: sie mischt wenigstens faule Äpfel in die Kanone. Respekt vor den „heiligsten Gütern“ verhindert das Schlimmste. Ist das auch ein Mißverständnis, daß Lehár mit Offenbach, obzwar nicht mit Mozart verwechselt, so traf es hier doch den Richtigen. Jedoch die Demokratenpresse trifft nicht, sondern empfängt ihn, den Richtigen. „Gern hab' ich die Frauen geküßt.“ Ja, das hat er gern gemacht, der Paganini. Und Lehárs Musik stand immer genau so hoch über den Texten wie diese über der Raffkesprache im Parkett. Jetzt singt er Goethelieder, während sie vom Tauber des Grammophons gedichtet werden. Die Mittelpresse ist Gottes voll.

„Die nötigen Verse sind von Fritz Löhner, der es ja leicht hat. Denn sein Held dichtet selbst, ist sein eigner Textdichter. Man hat seinem Helden nur auf den Mund zu schauen, die Einleitungen und Übergänge zu schaffen, und das Textbuch zu Friederike ist fertig... Von einem Orchester, das das leise Wogen des Waldwebens hat, heben sich Melodien ab, die hinreißend schön und schön erfunden sind. Lehár ist — was man nicht fassen kann — in dieser Partitur ganz deutsch. Tauber im ersten Akt etwas geniert, als wollte er sagen: „Pardon, mein Name ist Goethe.“ (Urban in der ‚B. Z. am Mittag‘. Wie ich höre, soll derselbe wenige Tage später, in der gleichen Zeitung, von Cimarosas „Heimliche Ehe“ enttäuscht gewesen sein.) Willy Haas wollte zwar fortlaufen, ist aber doch geblieben, denn (s. ‚B. Z.‘ oben): „Etwas wie der frische, bäurische, junge Mozart der Allemanden ist zu fühlen. Und das ist auch Lehárs eigenste Domäne.“ (‚Montag Morgen‘.) „Und von hier aus wehrt man sich sogar gegen Meister Lehár.“ (‚Vossische Zeitung‘. Sie jubelt ja nicht grade, wegen der heiligen Güter, aber gegen Klemperers Fidelio hatte man weniger Hemmungen, wehrte sich ungezwungener, konnte ohne Meister hämisch sein). Die ‚Germania‘ sieht überhaupt nur noch Goethen, oben den Tauber mit dem Tenorbauch und der Bombenstimme: „ein prächtiger, stattlicher und lebensprühender Goethe“; unten am Pult wieder unsern Meister, den ewigen Jüngling, wie ihn Hegel nannte, als er aus Weimar kam: „Glücklicher Lehár — glück-

liche Zeit, die einen solchen Jüngling im grauen Haar besitzt." Meister Lehárs „wohltuende Zurückhaltung" (‚Vossische Zeitung') geht manchen sogar zu weit; die ‚Börsenzeitung' (sie unterbricht auch sonst die Zurückhaltung der Rechtsblätter) rügt den Mangel an Humor im Pfarrhaus, auch gemahnt sie ein paar Mal, weil sich Lehár nicht gehen ließ, „die orchestrale Untermalung mehr an Tristan und Isoldes, als an Goethes Schicksal". Das eben kommt von der leidigen Reserve; nur Tristan statt Mozart, wenn der Teufelskerl nicht in seine eigenste Domäne geht. Auch dem ‚Lokalanzeiger' wächst sein Lehár erst an den höchsten Zwecken: „Quellend und ursprünglich fließt der Born (selbstverständlich) der musikalischen Einfälle, was besonders dann zum Ausdruck kommt, wenn es sich um die Vertonung Goethischer Gedichte handelt." Aber sonst wird die Dezenz verblüffend gerühmt, wohl der letzte Tribut Raffkes an die heiligen Güter oder als was man sie sich im Raffkeparkett vorstellt. Der junge Attaché Danilo in der lustigen Witwe brauchte nicht dezent zu sein, obwohl es Attachés doch zu sein pflegen; aber Sturm und Drang ist ein Pfarrgarten in Altheidelberg bei Krotoschin. Nur der junge Lenz, der auch vorkommt, vertritt die offene Komik, ganz undezent, ein Clown, so wie sich dieses Parkett einen Dichter vorstellt, zum Unterschied vom Klassiker, den man zur Aussteuer schenkt. — Ein Wort noch zur Ekstase des ‚Berliner Tageblatts', oder vielmehr sein eignes Wort: „Das Erstaunlichste an dem Werk ist die Musik Lehárs. Wir wußten von ihm, daß ein Musiker von Kultur, wie er, diesem höchst diffizilen Sujet gegenüber nicht versagen würde ... Es ist gleichsam der Drang des reifern Alters nach Wahrheit und seelischem Gehalt, der ihn zu diesem Stoff führte und ihn darin so in Liebe aufgehen ließ, daß die Musik ein zusammenfassender Ausdruck seiner Künstlerpsyche geworden ist." Wenn das doch nur einmal Arnold Schönberg im Tageblatt von sich hörte, aber da bleiben die Enthusiasten so unerbittlich wie der stygische Zeus. An derselben Stelle desselben Blattes hat ein Dramenbetrachter schon zahllose schön Strebende zur Strecke gebracht, mit Recht oder Unrecht, soweit hier einer überhaupt Unrecht haben kann. Doch beim lumpigsten Zeug, das ganz hinten seine Anzeige haben müßte, bei der Stimmungskanone Grawunder oder „Hier ist's richtig!" — liefert das ‚Berliner Tageblatt' vier Glanzspalten. „Dazu Nummern wie „O Mädchen, mein Mädchen", der langsame Walzer „O wie schön", das musikalisch tiefe Duett: „Blicke ich auf deine Hände", das drollige Lämmchenlied „Du bist so sanft", das flotte Chorlied „Die Mädels sind zum Küssen da" usw. Alles das in einer Noblesse der Haltung und in einer Feinheit der musikalischen Behandlung, die Anerkennung, ja Bewunderung verdient." Still und diskret grunzen dazu, im Pfarrgarten, die ungarischen Glücksschweine. Ja, der Mann hält in Bann, gab Natur ihm Figur. Die Presse der Reichen hat keine Töne mehr; der neue Mozart wird nicht auf dem Armenfriedhof verscharrt.

Nun sage man doch nicht, alle Leser könnten Lob von Lob unterscheiden. Schon früher war das schwer, als noch die

Rubriken zwischen Lehár und Mozart getrennt waren, der Schund beim Fettpuder, die große Kunst bei den Feuilletonisten stand. Jetzt gelten für beide die gleichen Maße; die Kritik beschwört Mozart, die Operettenbranche Goethe und sie wird nicht bankerott, an diesen ungeheuren Maßen, bei Gott nicht. Von hundert Musikfreunden, die in Klemperers Fidelio wollten, wurden achtzig durch die frechen Kritikpfaffen abgehalten. Aber zu den tausend Schiebern, die allabendlich ins Metropol gehn, treiben die ‚B. Z.'- und ‚Tageblatt'-Schlepper tausend weniger Ausgekochte hinzu. Für das reinste Wollen, die strengste Kunstübung hatten die Krittler nichts als subjektivistische Unverschämtheit; für den Mozart Lehár zeigen sie Wohlwollen. Wir zählen nicht zu den Gebildeten, die nicht alle werden; gewiß sind die Oberlehrer in der Rechtspresse keine Bundesgenossen. Gewiß könnte auch eine Goethe-Operette offenbachisch sein und folglich ein Stück Entzauberung des Untertanenblicks, auch fetten Mythos, der sich um die „Klassiker" angesammelt hat. Aber außer Offenbach, und manchmal Johann Strauß, ist die Operette doch grade der Schutzpark des falschen Pathos, der Herzigkeit, Sentimentalität und ausgelassenen Margarine. Lehárs „Edeloperette" mit Volkston („die fast schon zur Oper tendiert"; welch ein Mißverständnis von Operette!) ist immer wieder ein Stück weiter auf dem Lügenweg. Die Dorsch, dieselbe, die „sonst auch" das Gretchen verkörpert, singt in Lehárs Werk, zwischen Goetheversen: „Ich war kein Weib, ich war ein Kind — warum hast du mich wachgeküßt?"; ja, warum? und „reichliche Tränen flossen im Parkett", für dreißig Mark Eintritt. Von diesen Tränen haben die heiligsten Güter nichts zu fürchten, sie sind ahnungslose Gemeinheit und ahnungsvoller Schmalz; der Bourgeois mit seinen Tenorklassikern in reizender Familienaufnahme. Aus Mozart Lehár, aus Goethe Karlheinz — das ist keine Entzauberung, sondern das Werk der Boulevard-Presse noch einmal.

Ein Vorschlag zuletzt, in großer Güte. Nicht immer tadeln, auch besser machen oder, kann man das nicht, besser raten. Denn wann kommt endlich das echte Dreimäderlhaus? Weshalb läßt die wirklich entzaubernde Operette, die leichte, bittere, lustige, aufrichtige, so lange auf sich warten? Es gab einmal einen Spaß dieser Art, der hieß „Winnetou", wurde am Gärtnerplatztheater in München aufgeführt. Aber von der belanglosen Musik zu schweigen und der mangelnden „Stoffkenntnis", auch das Sujet war falsch: Winnetou ist ein Märchen, sozusagen, kein Mythos, und Märchen lassen sich nicht operettieren, weil sie keinen Fett- und Gewaltzauber haben. Doch welch ein Operettenstoff läge zwischen König Ludwig und dem Wagner des Nibelungenrings verborgen, nicht einmal verborgen. In Schloß Berg geht der Mond auf, wenn man an einem Schnürchen zieht; Betrieb Kempinski im vollsten Falschton des neunzehnten Jahrhunderts. Und welches Witzgold ließe sich aus der zusammengelegten Ringmonumentalität gewinnen, wenn man sie brennte; aus den gebrannten Wässern, Feuern, Stoffen des Rings. Das erhabene Bier der Blechmotive, die keifende Fricka, der wallende Portierengestus, Vater Wotan aus Leipzig, die

unablässige Sächsischkeit, an der sich ein Genie so gewaltig und mit dem gewaltigsten Irrtum, der je begangen wurde, vergriff. „Herrliche Wohnung, wonniger Hausrat sollten dich binden zu säumender Rast", singt Fricka zu Wotan, der nie zur rechten Zeit nach Hause kommt: das ist bereits Offenbachs „Schöne Helena", nochmals parodiert, so daß der Ernstfall herauszukommen scheint. Leicht könnte der innere Offenbach zurückrevidiert werden, vom innern Karl May zu schweigen, der ja nicht operettiert zu werden braucht. Und keine Unverschämtheit hat darin Platz, sondern ein Bewußtsein Richard Wagners auch noch im Ring, des Grauens und der Größe des neunzehnten Jahrhunderts. Der Trompeter von Säckingen läßt sich nicht zum Moussieren bringen, Anton von Werner auch nicht. Aber am Ring ist allerdings, zum dicksten Teil, die Operette die Wahrheit. Der Pfarrgarten von Hohenschwangau, Hornrufe zum cherubinischen Männerskat, Hoihotoho mit Plüsch, schimmernde Wehr, brünstige Brünne, Ritter vom feurigen Kreuz und Nachthemd — der Offenbach des deutschen zweiten Kaiserreichs ist fällig. Dieses Dreimäderlhaus möchte man, in der Tat, gern sehn. Nicht mit Tauber als Siegfried.

Fahrt ins Glück von Peter Panter

Ich ziehe meinen Rolls-Suiza aus dem Bootsschuppen, prüfe die Propeller und reite ab. Der Landweg führt durchs Holsteinische, vorbei an dem Dörfchen Lütjenburg, wo im Jahre 1601 Jakob Wasa mit Georg dem Heizbaren die berühmte Schlacht bei Lütjenburg schlug, in der ihm sechs Pferde unter dem Leib ... vorüber; Baumwipfel und kleine Kuppen grüßen — und da liegt Mütterchen Ostsee. Die Straße führt durch Hafkrug, Scharbeutz, Timmendorfer Strand ...

Wir sind im Herbst, und Villen, Hotels und Kurhäuser stehen leer; nur hier und da ragt noch ein Strandkorb mit Wimpeln und einer Fahne; die Manikür-Fräulein sitzen gelangweilt vor den Frisiersalons in der Sonne und putzen sich selber die Nägel, um nicht aus der Übung zu kommen; Hunde lungern herum und schnüffeln in alten Zeitungen, lesen und heben ein Bein ... die Ostsee ist eigentlich schon zugedeckt. Und je weiter ich komme, desto mehr blähe ich mich auf; ich nehme zusehends zu, vor Schadenfreude bekomme ich fast einen kleinen Bauch ... Was tat der Marquis de Sade? Er röstete kleine Mädchen und bestreute sie mit gestoßenem jungem Mann? Das ist gar nichts. Ich — ich genieße eine Sommerfrische, die ich nicht zu genießen brauche ...

Meine wollüstige Phantasie bevölkert diese leeren Straßen und Häuser; es ist heiß, eng und staubig, alles ist besetzt, und die Wirte sind frech wie die Aasgeier, die nur noch aus Übermut fressen. „Ein einzelnes Zimmer geben wir nur an achtköpfige Familien ab —!" Die Ostsee liegt faul da, wie ein alter Tümpel; sie stinkt widerwillig vor sich hin, das gefangne Raubtier, und die Leute sagen: „Nein, wie erfrischend es hier aber ist —!" Eine Wolke von fataler Ausdünstung lagert über Scharbeutz, Timmendorfer Strand und Hafkrug; Teller rasseln,

Hunde bellen, Kinder quäken, und ein Brei des Geredes ergießt sich über den Strand:

— „Geh doch ma rrüber, bei Rrröper — sach man, es wehr für uns —!" — „Nu sehn Sie sich bloß mal Frau Lahmers an, wie sie heut wieder aussieht! Wie macht die Frau das bloß?" — „Kuck mal, 'ne Judsche!" — „Einen Umchain haben diese Goiten!" — „Wer mir an meinen Strandkorb rankommt und will die schwarz-weiß-rote Flagge runterholen, den hau ich — na, das wär gelacht! Wir sind doch hier zur Erholung hier!" — „Hab ich nötig, Schwarz-Rot-Gold aufzuziehen? wir sind doch zur Erholung hier . . .!" — „Hat er dich für heute abend hinbestellt? Würd ich nicht gehen — Elli, das kannst du nicht tun! Oder du nimmst mich mit!" — „Das kommt ganz auf die Umstände an, gnäjjes Frollein!" — „Auf welche Umstände, Herr Assessor?" — „Nero! Nero! Komm mal her! Komm mal hierher! Komm mal hier mal her! Nero! Pfuit! Pfuiiiit! Kannst du nicht hören! Nero!" — „Mama, Lilly schmeißt mit Popeln!" — „Frau Doktor! Frau Doktoor! Sie haben Ihren Büstenhalter vergessen!" — „Schrei doch nicht so!" — „Na, meinste, man sieht das nicht, daß sie ein' hat . . .!" — „Mir ist die ganze Reise verleidet!" — „Meines Erachtens nach beruht die Rettung Deutschlands wesentlich auf den Kolonien. Also, meine Herren, England . . ." — „Ein kleiner Kaffee zwei vierzig, ein Teelöffel achtzig, ein Glas Wasser fünfzig, eine Tasse dreißig, Kuchen haben Sie nicht gehabt, macht vierzig, zusammen . . ." — „Donnerwetter, hat die Frau Formen —" Und ich bin nicht dabei.

„Mir ist die ganze Reise verleidet —!" Mütter tosen, bei denen man sich aussuchen kann, ob sie zu wenig geliebt oder zu wenig geprügelt worden sind; die Zuckungen in Unordnung geratener Gebärmütter vergiften ganze Existenzen, Kinder heulen, Väter fluchen, die Hunde kneifen den Schwanz ein, und die Grundlage des Staates ist, woran kein Zweifel, die Familie.

Jetzt bin ich aufgepumpt wie ein Ballon — das Gas der Gemeinheit erfüllt meine kleinsten Poren — ah, nicht dabei sein zu müssen, wenn sich diese Menschheit zwecks Erholung zu scheußlichem Klumpen zusammenballt wie vereinbaren Sie das Herr Panter mit Ihrer sozialen Gesinnung da erholen sich diese armen Leute so gut sie das können und Sie halt die Schnauze es gibt Flammri, der zittert vor Ekel über sich selbst auf dem Teller, alles ersauft in derselben Sauce, abends knallt eine dolle Nummer von Sekt an den Tischen der Réühniong und fließt derselbe in Strömen aus Schmerz über den Schmachfrieden von Versailles . . . weil sie sich am Morgen in die wehrlose Ostsee stippen, waschen sie sich nun überhaupt nicht mehr, wieso, wo wir doch morgens baden, Emmy, du bist ein Ferkel, es ist heiß, es ist staubig, es riecht nach Milch und kleinen Kindern und Pipi, es ist überhaupt so schön, wie es nur die Natur und der Bürger vereint zustande bringen — und ich bin nicht dabei.

Hochkragige Fememörder mit Holzfressen, in deren kalten Augen eine stets parate Grausamkeit glitzert; sich erholende

Buchhalterinnen für sechs Mark fünfzig den Tag zuzüglich Getränke; sie tragen eine Liebenswürdigkeit im Herzen, die nur für einen ausreicht — dem Rest gegenüber sind sie sauer und so unfreundlich, wie man eben in Deutschland ist . . .

Manchmal ist es schön, allein zu sein. Manchmal ist es schön, keinem Verein anzugehören. Manchmal ist es schön, vorbeizufahren.

Der Herbsttag ist blau, die hohen Bäume rauschen, und violett vor Schadenfreude passiere ich die sommerlichen Stätten der Lust, die nicht so groß sein kann wie meine, an ihr nicht teilnehmen zu müssen. Falscher Nietzsche; der Kollektivismus; der typische bürgerliche Intellektuelle; eine Frechheit; im Namen der Arbeitsgemeinschaft der Reichsverbände Deutscher Ostseebäder-Vereine; der Pariser Jude Peter Panter; eine Geschmakkklosigkeit, antisemitische Äußerungen zu bringen; wo erholen Sie sich denn, Herr? wir lebhaft bedauern müssen, diesem Artikel in unserem Blatt die Aufnahme zu verweigern, das Nähere siehe unter Inserate; Sie haben eben keine Kinder; wo liegt eigentlich Scharbeutz? wir waren dieses Jahr in Zinnowitz, Gottseidank judenrein; wir waren dieses Jahr in Westerland, also wirklich ein sehr elegantes Publikum — versteh ich einfach nicht, was er hat —

— der Herbsttag ist blau, die hohen Bäume rauschen, die Ostsee sächselt, und ich fahre selig durch die holsteinischen Wälder des Herbstes, hindurch, vorbei, vorüber.

Sätze und Gegensätze von Hans Natonek

Zucker und Galle

Der ganze Unterschied besteht im Grunde darin, ob einer zuviel Galle oder zuviel Zucker hat. Das komplizierte Charakterproblem ist auf eine chemische Formel zu bringen. Ich kenne vollblütige, pralle Diabetiker, die trotz aller Leiden die vergnügtesten Menschen sind. Sie schwitzen förmlich Zucker, den sie mit allen Poren aus dem Leben saugen. Sie sind krank, weil es ihnen zu gut geht; und weil es ihnen zu gut geht, achten sie ihres Krankseins nicht. Sie sind krank aus einer strotzenden Fülle an Gesundheit. Das sind die Zuckrigen; der Typus diabeticus.

Sein Widerspiel, kerngesund, hat es nur mit der Galle zu tun, die das Gesunde krank scheinen läßt. Das bißchen Farbstoff, zu reichlich abgesondert, verfärbt das Leben bis in die Faser.

Die innere Sekretion steht in einer geheimen Wechselwirkung mit all dem Bittern, das diesen Galligen widerfährt. Man weiß nicht recht, erleben sie Schlimmes, weil sie verbittert und ungenießbar sind — Gallenerguß in die Blutbahn — oder sind sie verbittert, weil sie Schlimmes erleben. An ihnen ist der sekrete Zusammenhang zwischen Physis und Psyche gut zu studieren.

Dieser Typus ist gesund, wiewohl es ihm organisch wie seelisch immer schlecht geht. Er hat ein System von Leiden, in das eingesponnen er hundert Jahre alt werden kann. Gegerbt

von Gebrest aller Art, ist er gegen die Gefahr des Gesundseins gefeit, und das macht ihn zäh. Das Bittere konserviert besser als das Zuckrige. Zucker fördert Gärung und Fäulnis.

Es kommt darauf an, Zucker und Galle in der gehörigen Proportion zu besitzen; gut ausgewogen von einem göttlichen Chemiker. Es ist aber nur eine Frage der Zeit, und man wird den konstitutionellen Charakter von der Physiologie her korrigieren. Zucker anregen oder Galle abbinden, oder umgekehrt. Man wird chronischen Pessimismus und unheilbare Melancholie operativ abbauen; man wird Stiernackigkeits-Weltanschauung verfeinern. Seelische Wandlung und Erziehung im Instrumentarium der Chirurgie. Denn am Anfang war die Drüse, und die Drüse war beim Geist, und der Geist war in der Drüse, und alle Dinge sind durch dieselbige gemacht, und ohne dieselbige ist nichts gemacht, was gemacht ist.

Frauenarzt und Rechtsanwalt

Man kann in manchen Ehen, die durch die schuldlose Schuld der Frau zerrüttet sind, zweifeln, ob man den Frauenarzt oder den Rechtsanwalt zu Rate ziehen soll. Was jener Frauenleiden nennt, nennt dieser Böswilligkeit. Merkwürdig, daß hier die kompetenten Fakultäten ihre Rollen vertauscht haben. Der Frauenarzt spricht gut zu, und der Rechtsanwalt schneidet. Jener kann die Frau nicht, dieser aber wenigstens den Mann gesund machen, indem er den chirurgischen Schnitt des bösartigen Ehegewächses befürwortet. Die tragische Diagnose: „An der unheilbaren Patientin ging der gesunde Patient zugrunde" ließe sich vermeiden.

Granate und Kruzifix

Ich war in der Wohnung eines Militärgeistlichen. Da stand ein Hausaltar, und darüber hing ein elfenbeinernes Kruzifix. An den Wänden frischfröhliche Schlachtenbilder. Auf dem Schreibtisch ein aufgeschlagenes Neues Testament und darüber ein mächtiger Stahlhelm. Auf dem Betpult ein offenes Brevier und daneben eine Granathülse. Neben einem Rosenkranz Granatsplitter. Neben gestickten Bibelversen die Sprüche der eisernen Zeit. Es war das seltsamste Hausmuseum, das ich je sah. Alles, aber auch Alles hatte darin Raum. Es war in dem kleinen Zimmer ebensoviel Raum, wie im engen Innern dieses Militärgeistlichen, der gleichzeitig die Sterbenden trösten und zum Töten ermuntern, das sechste Gebot verkünden und seinen Bruch rechtfertigen, das Friedensgewand des Priesters und das Kriegskleid des Soldaten tragen muß. Bewundernswerter, weiträumiger Priester: die Granate in der einen, das Kruzifix in der andern Hand.

Wieviel Barmherzigkeit hatten die Sterbenden für diese ihre Seelsorger, daß sie geduldig weghörten, anstatt in der Helle ihres letzten Augenblicks den geistlichen Rechtfertigern des Mordens an die Kehle zu springen.

Ironie und Pathos

Die Symphonie des Lebens ist auf diesen beiden Sätzen instrumentiert: wenn das Pathos in mächtigen Akkorden zu

tönen anhebt, gehört es sich, daß die Ironie mit einer heitern Dissonanz kontrapunktisch einsetze.

*

Ein kleiner Tritt auf die Schleppe des Pathos und sie kracht in allen Nähten. Ein tiefer Blick in das klopfende Herz der kleinen Kreatur — und die Weltgeschichte kann sich daneben nicht halten. Das Gewicht des Nichtigen und Wichtigen wird listig vertauscht. Man erspähe die Schwäche der Starken, nicht um sie zu töten, sondern nur, um sie zu ärgern — — und man hat eine höhere Stufe der Ironie erklommen.

*

Es war ein Schulfall der Schicksalsironie, daß just Kriemhild die verwundbare Rückenstelle Siegfrieds durch ein paar Kreuzstiche weiblicher Handarbeit kenntlich machte, aber es war das Pathos der Tat, als Hagen den Speer nach diesem so gekennzeichneten Ziele warf.

Der tönende Film von Rudolf Arnheim

Zunächst: ob die Begleitmusik zu einem Film von einem leibhaftigen Orchester oder von einem mechanischen Apparat ausgeführt wird, kann den Leuten im Parkett gleichgültig sein. Insofern ist der Tonfilm Privat- und Kalkulationssache der Produzenten. Immerhin wird es sparsame Naturen befriedigen, daß die Musik nicht mehr jeden Abend neu angefertigt werden muß, und in den Dörfern wird man künftig Mittwochs und Sonnabends nicht mehr die Gattin des Friseurs an das drahthaarige Klavier im Festsaal des Goldenen Löwen nötigen müssen, sondern die Musik wird gleich vom Verleih mitgeliefert werden. Wobei jedoch zu befürchten ist, daß die flimmernden Regenstreifen, die bisher nur dem Auge wehtaten, nun in ungleich schmerzhafteren Striemen auch über die Begleitmusik schürfen werden; — und: bei Harry Piel macht es nichts aus, wenn er in Luckenwalde ein paar Hindernisse überspringt, die er in Berlin noch vor aller Augen genommen hat, aber wie wird es der Musik bekommen, wenn sie mehrfach auseinandergerissen und von rauher Vorführerhand wieder zusammengeklebt wird? Doch nehmen wir an, die Sache klappt und der Tri-Ergon-Apparat speit gleichzeitig eine musterhafte Riesengebirgslandschaft und einen untadligen Männerchor aus, so ist das doch noch weiter nichts Neues, sondern nur eine betrübende Konkurrenz für die Gebrauchsmusiker.

Der Tonfilm ist aber da, wenn der Schauspieler Paul Grätz riesengroß auf der Leinwand erscheint, ein bißchen verlegen, denn er ist wohl nicht gewöhnt, sein Gesicht mit nichts als etwas Zivilmimik bekleidet so groß vor den Leuten zu zeigen, und wenn er nun zu uns redet. Das S klingt noch, als habe Paule sein Gebiß einzuhaken vergessen, und noch schütten sich verwischende Echos über die Stimme, so als ständen die vier Wände einer leeren Kathedrale drumherum, aber sonst ist schon alles sehr schön: wenn der photographierte Paule mit einer Selbstverständlichkeit, die einen bei so einem zweidimensionalen Gebilde vorläufig noch wundert, die Lippen

zum Sprechen öffnet, gibt es keine Blamage, sondern die Stimme sitzt ihm am rechten Fleck und gehorcht dem leisesten Zucken seiner Mundwinkel. Da steht er nun und redet, und vor diesem Wunder wird man naiv wie ein Kind: der Geiger Weißgerber tritt, nachdem er vor Auge und Ohr ein Virtuosenstück aufgeführt hat, mit einer Verbeugung zurück, und da klatscht man ihm spontan Beifall und meint zu sehen, wie er sich drüber freut, und schielt dann ängstlich und beschämt zum Nachbarn, aber der hat auch geklatscht. Der Eindruck, daß da nicht ein Abbild, sondern ein leibhaftiges Wesen agiert, ist völlig zwingend. Aber in dem Augenblick, wo dies geschieht, tritt die Filmkunst ihren mühselig eroberten Platz wieder an den guten, alten Guckkasten ab.

Daß der tönende Film Einem viel eindringlicher auf den Leib rückt als der stumme, versteht sich. Ein mit allen Geräuschen aufgenommener Boxkampf ist ebenso aufregend wie ein wirklicher, und ein laut bellender Hund ist eindrucksvoller als einer, der immer bloß schweigend das Maul aufreißt und mit dem Kopf in die Luft hackt. Welch schmerzhafte Vorbildung für die innere Politik ist es, weißglühendes Eisen zischen zu hören, wenn es von zwei halbnackten Männern in die Walzmaschine geschoben wird, und wie Vieles wird Einem gleich klar, wenn man Stresemann in vollem Betrieb, in übernatürlicher Größe und mit einer lauten Nadel vorgeführt bekommt.

Aber was der Film durch den Ton für Instruktions- und Reportagezwecke gewinnt, das schadet ihm auf künstlerischem Gebiet. Wir wollen den Fall ein bißchen punktieren:

Erstens: Wenn aus der Geige des gefilmten Virtuosen wirkliche Töne dringen, wird das optische Bild plötzlich plastisch und dinghaft. Das Akustische vervollkommnet die Illusion so, daß sie komplett wird. Und sogleich ist auch der Bildrand kein Rahmen mehr, sondern die Begrenzung eines Loches, eines Theaterraums: — der Ton macht die Filmwand zur räumlichen Bühne! Nun liegt aber ein Haupt- und Sonderreiz des Films darin, daß eine Filmszene immer ein Wettstreit: Bildaufteilung und Bewegung in der Fläche contra plastischer Körper und Bewegung im Raum ist. Der Tonfilm hebt dies ästhetisch wichtige Doppelspiel fast restlos auf. Man nehme das Bild einer Sängerin mit ihrem Begleiter; ganz vorn sitzt groß der Begleiter, und hinter dem Flügel sieht man klein den Oberkörper der Sängerin. Nun beruht der Reiz einer solchen Bildeinstellung darauf, daß die perspektivischen Größenverhältnisse zu dem Inhalt der Begebenheit paradox laufen, denn die Sängerin ist ja eigentlich Hauptperson. Sieht man dieselbe Szene im Tonfilm und tönt aus dem Munde der Frau Gesang, so wirkt der Begleiter als eine zufällig vorn placierte Figur, die das Zentrum der Begebenheit störend zudeckt. Statt eines hübschen Bildes haben wir einen schief erzählten Vorgang. Denn durch den Ton ist die „Handlung" dominierend geworden. — Ähnlich bei der Aufnahme einer Reichswehrkapelle, die von weit hinten her ins Bild marschiert. Rein optisch gibt es ein wunderschönes Gegenspiel, wenn nun ganz vorn die riesige Figur eines Offiziers erscheint, hinter dessen

breitem Leib allmählich die marschierende Kapelle verschwindet. Höre ich aber dazu die Militärmusik spielen und bleibt dadurch mein Interesse länger bei der Kapelle, als dies bei bloßer Bilddarbietung der Fall wäre, so wird, kaum daß die ersten Trompeter hinter dem Rücken des Offiziers verschwinden, dieser zu einem Störenfried, dem ich zurufen muß: „Herr, gehen Sie mir aus der Musik!"

Zweitens: Aber nicht nur, daß der Ton es fast unmöglich macht, Flächenbilder aufzufassen, — der Hersteller kann auch für die Schönheit des Bildes nicht mehr ausreichend Sorge tragen, weil ja nun nicht mehr nur das Optische, sondern auch das Akustische zur Komposition gehört. Da hält also Stresemann eine Rede, und wenn man sich nun zwingt, trotz des Tons filmmäßig zu sehen, was bietet sich? — ein langweilig hin- und herpendelnder nackter Schädel, eine monotone Mimik, minutenlang dasselbe Bild. Das ist zum Sterben! Oder: mache ich eine Tonfilmaufnahme von einem Geiger und seinem Begleiter und zeige ich, sobald das Klavier ein Solozwischenspiel hat, im Bild eine Großaufnahme des Begleiters, so reißt diese hübsche Abwechslung im Optischen den Ablauf des Musikstücks im Akustischen unweigerlich mit einem Ruck auseinander. Das heißt, die Rücksicht auf die Einheit der Klangszene erfordert hier, daß ich auch die Bildszene unverändert — und das ist ziemlich identisch mit langweilig — halte. Und sieht man ganz vom Bildeindruck ab und nimmt die Szene als dinglichen Vorgang, so ist das nicht Film und nicht Tonfilm, sondern gewöhnliches Theater. Und das kennen wir ja schon.

Drittens: Der Film treibt, indem er inhaltlich disparate Szenen ineinanderschwimmen läßt, kontrastierende Vorgänge blitzartig gegeneinandersetzt, Einstellungen und Objektgrößen überraschend wechselt, ein souveränes Spiel mit Realitäten. Darin liegen seine wichtigsten „musikalischen" Möglichkeiten. Der Ton greift hier hemmend ein. Er gibt jeder Szene soviel Schwere, belastet sie mit soviel Naturechtheit, daß sie bei dem über alles Inhaltliche hinwegeilenden Formentanz nicht mehr mithalten kann. Man sieht in die einzelnen Bilder hinein wie in die Kästen eines Paternosterfahrstuhls. Was vorher durch die gemeinsame Eigenschaft der Bildmäßigkeit trotz aller inhaltlichen Diskrepanz auf derselben Basis gehalten wurde und mühelos zusammenfloß, steht jetzt abgehackt nebeneinander.

Das sieht nicht sehr hoffnungsvoll aus, und es scheint recht fraglich, ob es begabten Leuten möglich sein wird, solche elementaren Mängel abzustellen und sich in dem Tonfilmprinzip ein neues Kunstmittel zu schaffen. Walter Ruttmanns und Edmund Meisels Bilderrevue „Tönende Welle" verwendet hauptsächlich Begleitmusik und ist im Ganzen noch nicht sehr herzhaft im Experimentieren. Sicher aber ist, daß auf den durchschnittlichen Spielfilm der Tonzusatz ungefähr ebenso veredelnd wirken wird, wie es einen auf einer Ansichtskarte naturgetreu gemalten Dackel verschönt, wenn man ihm noch einen Spiralschwanz anmontiert: er wird kokett mit seiner dritten Dimension wedeln und dadurch das Vergnügen des

großen Publikums und den Schrecken der Wenigen, auf die es ankommt, kräftig vermehren.

Aber der Tonfilm kann das Theater ersetzen. Man denke sich das Filmbild bunt und in seiner Raumwirkung, etwa durch eine stereoskopische Anordnung, noch verstärkt, die klangliche Übertragung noch verbessert, und es ist nicht einzusehen, warum wir weiterhin die Kräfte unsrer großen Schauspieler an ein nerventötendes Serienspiel verschwenden sollen, warum das Theaterpublikum, soweit es mehr als zehn Meter von der Bühne entfernt sitzt, nach wie vor die Aufführung nur vom Hörensagen kennenlernen und warum den Leuten in Luckenwalde, New York und Singapur vorenthalten werden soll, was es an großer Schauspielkunst in der Welt gibt!

Der Tonfilm als verbessertes Opernglas und als Konservenbüchse — herrlich! Der Tonfilm als eine eigne Kunstform...?

Herr Lamberthier von Harry Kahn

Bei dem erfreulich hohen Niveau der heutigen berliner Schauspielkunst noch bleibt diese Aufführung hervorhebenswert. Um ihretwillen muß man sich etwas eingehender mit einem Stück beschäftigen, dem, zumal im Premierenwust dieser Wochen, mit der lobenden Erwähnung seiner, auch für sein Herkunftsland ungewöhnlichen, technischen Qualitäten genügend Reserve erwiesen wäre. Mit zwei Personen eine spannende Handlung aufzubauen und drei Akte lang abzuwickeln, einen ganzen Theaterabend mit den Dialogen des selben Menschenpaares zu füllen, ohne den eignen Atem und das Ohr des Hörers zu verlieren, — das ist eine Leistung, von der sich mancher deutsche Dramatiker, der, je nach der ihm ans Herz gewachsenen Landschaft, einen Sang oder einen Song einlegt, sobald es mit der Handlung nicht mehr flecken will, eine Scheibe abschneiden könnte. Immerhin muß selbst ein Verneuil zu diesem Ende ausgiebigen Gebrauch machen von den neuen Golems der Nachrichtenübermittlung: Telephon und Rotationspresse ersetzen ihm die untere Hälfte des Theaterzettels. Wer Sinn für Symbolik hat, mag hier die Verstricktheit des modernen Menschen in ein unausweichlich gesellschaftliches Schicksal, dargestellt durch ein dichtmaschiges Netz aus Kupferdrähten und Treibriemen, erkennen.

Mittels des Telephons meldet sich, kurz nachdem der Vorhang über den von ihrem Hochzeitsdiner kommenden Maurice und Germaine aufgegangen ist, ein „Herr Lamberthier", der, als der Motor der ganzen auf seinen Anruf folgenden Vorgänge, trotz seiner Unsichtbarkeit und seines baldigen gänzlichen Verschwindens mit Recht die Ehre des Titelhelden genießt. Schon im zweiten Akt telephoniert nur noch sein Diener: denn der Herr ist im Zwischenakt unter den würgenden Händen des jungen Ehemanns verröchelt, der, zwar reichlich später als der Zuschauer, aber immerhin verhängnisvoll bald nach der Hochzeitsnacht, sich zu der Gewißheit durchgerungen hat, daß Herr

Lamberthier alles andre ist als der harmlose Taufpate, für den ihn die junge Frau ausgegeben hat. Nämlich der Geldgeber ihres Geschäfts, der, so rücksichts- und verzugslos wie nur je vor ihrer Ehe, von Germaine die Naturalzinsen neuerlicher Zuschüsse eintreibt. Das in der Kriminalliteratur aller Länder traditionelle Zusammentreffen zweier von ganz getrennten Ausgangspunkten herkommenden, nur in der Zielperson sich kreuzenden Geschehnisabläufe lenkt zunächst den Verdacht auf einen Unschuldigen, der sein Alibi für die kritische Stunde nicht nachweisen kann. Weil er es, aus einem wiederum in der französischen Ehebruchsdramatik traditionellen Motiv, nicht nachweisen will. Aber die traditionelle Dame der besten Gesellschaft, die nicht kompromittiert werden sollte, opfert, noch rechtzeitig für die Abendausgabe, ihre Ehre, um die des Kavaliers samt dessen Kopf zu retten. An diesem Heroismus nimmt sich Maurice, obschon die Gefahr einer Entdeckung des wirklichen Mörders kaum besteht, ein Beispiel und schleicht sich hinter dem Rücken seiner Frau zur nächsten Polizeiwache.

Im Lessingtheater tut er das auf den immer noch elastisch wippenden, jedes Alter buchstäblich überspringenden Sohlen des einundsechzigjährigen Albert Bassermann. Der hat vorher anderthalb Akte lang die Gewissensnöte eines mondänen Raskolnikow und anderthalb Akte lang die Herzensängste eines modernen Othello ausgestanden: mit jener in ihren Mitteln schier unerschöpflichen Umsetzungsfähigkeit seelischer Vorgänge in körperlichen Ausdruck, über die in diesem Grade von allen lebenden Darstellern Deutschlands doch nur er verfügt. Allein die kaleidoskopisch wechselnden Phasen dieser in des Wortes sinnlichstem Sinn großzügigen Physiognomie zu beobachten, aufzunehmen, sich davon mitnehmen zu lassen, ist immer wieder ein Genuß. Wie kann dieses Gesicht wirklich „übers ganze Gesicht" lachen und wie kann es sich in Zorn oder Wahnsinn zur Tierfratze verzerren! Und wie atmet, wie federt, wie zittert dieser ganze Körper, dieser kultivierteste Manneskörper der deutschen Bühne, mit: die Hände, der Hals, die Schultern, die Hüften, die Kniekehlen! All das „spielt", in des Begriffs vielfacher Bedeutung. Dieser Körper flitzt und blitzt von rein räumlichen Einfällen: er muß immer wieder den ganzen Guckkasten umgreifen, auf die Dinge in ihm übergreifen; ihn nach allen Dimensionen durchmessen, ihn nach Vertikale und Horizontale ausnutzen. Ein Kissen wird in die Soffitte geworfen, ein Diwan über die halbe Bühne gerutscht. Bassermann ist sozusagen sein eigner Tairoff und Granowsky. Was die mit einem exerzierten Ensemble, einem „Kollektiv", zuwege bringen, das gelingt dem Individuum Bassermann mühelos aus dem Reichtum einer über die Ränder strömenden Gestaltenphantasie. Von ihr wird solch kleiner Boulevard-Maurice natürlich fast bis zur Unkenntlichkeit monumentalisiert. Es ist keine Schande, kein Dostojewskij oder Shakespeare zu sein. Nur ein Schelm gibt mehr als er hat, und für den Autor des „Karrussels" ist dieses, an manchen Stellen einen Durchblick in Maupassantsche Dichtungsgefilde gestattende Stück allerhand. Aber Bassermann ist auch nicht

der Geizkragen, der weniger gibt, als er hat; er spielt einfach über den Autor hinweg, wenn sich dessen Grenzen zu früh für die weitausladende Peripherie dieser Darstellungskunst bemerkbar machen; einer Darstellungskunst, deren Genialität sich, gewiß nicht selten zum Schaden des Verfassers, aber immer zu Nutz und Freude des Zuschauers, dadurch auslebt, daß sie aus allen ihren Gestalten Genies macht, Genies der Tat, der Kunst, der Leidenschaft. Dem Maler, den Bassermann da hinstellt, glaubt man die Palette eines van Gogh, während Verneuil ihm doch wohl bloß den Pinsel eines mittlern Manet-Nachfahren oder modischen van Dongen-Nebenbuhlers verleiht.

Lucie Mannheim aber ist ganz und rund die von ihrem Autor gemeinte frühere Midinette, für die der eigne Modesalon, der ihr die Unabhängigkeit sogar von dem geliebten Mann garantiert, ein so triebhaft ersehntes Endziel ist, daß sie dafür die Abhängigkeit von einem ungeliebten riskiert. Was ihr an Parisertum abgeht, ersetzt die Mannheim durch eine unverkennbarst vom Hausvogteiplatz zum Kurfürstendamm vorgestoßene Bodenständigkeit, die ihre Echtheit durch die Übereinstimmung von äußerer und innerer Haltung legitimiert. Wenn sie über ihre Vergangenheit lügt, so tut sie das nicht wie ein ertapptes Boudoirkätzchen, sondern mit der körperlich gelassenen, kaum mit der Wimper zuckenden Sachlichkeit eines Menschen, der Not und Laster kennt, aus dieser Kenntnis aller seiner Gegebenheiten heraus das gute Gewissen seines Klassenaufstiegs hat und die erkämpfte Position mit allen Mitteln verteidigt. Im ersten Akt ist so die Sparsamkeit ihrer Mimik und Gestik, die Sprödigkeit ihrer Sprache streckenweise ergreifender als Bassermanns hier noch vielfach sich bändigende Expansivität. Daß auch in den andern beiden Aufzügen ihre klug sich konzentrierende, mit dünnen, aber scharfen Konturstrichen arbeitende Art dem breiten Alfresco ihres Partners meist Paroli zu bieten vermag, ist der Gradmesser für eine schauspielerische Leistung, die bewunderungswürdig bleibt, wenn sie auch auf den Gipfelpunkten der Scènes à faire die Wurzeln verliert. Denn dieses Versagen kommt aus einem Lebensgefühl heraus, das jeder Zurschaustellung des eignen Wesens auf das tiefste abhold ist; dem jedes „Theater", kaum geboren, schon wieder schamvoll nach innen zurückschlägt. Lucie Mannheim gehört, wenn man den Ausdruck in diesem Fall überhaupt gebrauchen darf, zur Schule des größten Gegenspielers in Fach und Stil, den Bassermann zu Otto Brahms grade am Ort dieser Aufführung unvergeßlichen Zeiten gehabt hat: Oscar Sauers. Daß man sich hier bei aller Bitterkeit über den mesquinen literarischen Anlaß in jene Zeiten zurückversetzt fühlt, kann nicht zuletzt auch Jürgen Fehling auf sein Konto buchen, der diese Kriminalsonate mit der Sordine inszeniert und die beiden so verschiedenen kostbaren Menscheninstrumente, ohne den ihnen eingeborenen Klang zu verwischen, auf das Schönste zusammengestimmt hat.

Gemischte Chöre von Morus

Das Sperrjahr des Reichsverbandes

Der deutschen Wirtschaft dräut schwere Gefahr. Sie kommt nicht von den Sozialisten und nicht von den Steuererhebern und nicht einmal von Poincaré, sondern von der Obersten Heeresleitung des deutschen Großkapitals. Der Reichsverband der Deutschen Industrie, Haupt und Schutzdach in allen Kämpfen und Nöten dieser schweren Zeit, hat einen fürchterlichen Beschluß gefaßt. Er will seinen Mitgliedern, aber auch denen, die noch draußen sind, die härteste Kasteiung auferlegen, die es für einen Deutschen gibt: ein Jahr lang sol len keine neuen Organisationen mehr gegründet werden.

„Die Wirtschaft," heißt es in dem Ukas, „hat sich niemals irgendwelchen moralischen Verpflichtungen zur Förderung allgemein wirtschaftlicher, kultureller und caritativer Angelegenheiten entzogen. Sie muß aber darauf hinweisen, daß die letzten Jahre mit ihren fortwährenden Gründungen neuer Organisationen auf allen möglichen Gebieten und den damit zusammenhängenden Folgeerscheinungen schwere Störungen der eigentlichen Arbeit mit sich gebracht haben. Sie fordert daher, daß für die nächste Zeit von neuen Organisationsgründungen abgesehen wird, zumal wohl auf sämtlichen Gebieten bereits zuverlässig arbeitende Organisationen vorhanden sind, die in vielen Fällen noch eine stärkere Vereinheitlichung und Zusammenlegung vertragen könnten. Auch alle Persönlichkeiten der Wirtschaft sollten sich bemühen, diesen Anregungen nachzukommen, und sie nicht durch Eintritt in Vorstände oder Komitees, durch Unterzeichnung von Aufrufen, Ausstellung von Empfehlungsschreiben usw. durchkreuzen."

Von wannen kommt die Weisheit? Vater Duisberg, der Reichsverbandspräside, den man jetzt eben wieder auf die Weltreise geschickt hat, fand vor wenigen Jahren nicht genug rühmende Worte „von der weitverzweigten, umfassenden und doch straffen Organisation dieses Verbandes". Hei, was gab es da für prächtige Zahlenreihen: ein Präsidium aus 34 Köpfen, ein Vorstand aus 105 Mitgliedern, ein Hauptausschuß mit 305 Mitgliedern, eine Geschäftsführung mit einem Präsidialmitglied, einem Geschäftsführer und 28 akademisch gebildeten Beamten; 29 Fachgruppen, 884 Fachverbände, darunter den Eisen- und Stahlwarenindustriebund mit 185 Unterverbänden, die Textilindustrie mit 78, die Chemie mit 30 Verbänden; daneben noch 21 landschaftliche Verbände, unter ihnen der Bayrische Industriellenverband mit 23 Ortsgruppen, der Verband Sächsischer und Verband Württembergischer Industrieller. Aber auch der Verein der Industriellen in der Grafschaft Glatz und der Industrieverband Oberhausen trugen dabei bei, die Macht und das Ansehen des Oberbefehlshabers und seines Stabes zu mehren.

Noch imposanter waren die Ziffern der Vereinigung Deutscher Arbeitgeberverbände, die sich gegenüber der Vorkriegszeit mehr als verdreifacht haben. 200 Hauptverbände mit weit über 2000 Unterverbänden — und jeder dieser Verbände hat

seinen Syndikus und seine Schreiber und, in den teuersten Wohngegenden, seine Büros und seine Propagandafonds. Zwar geben, im Gegensatz zu den Gewerkschaften, die Unternehmer- und Arbeitgeberorganisationen der Öffentlichkeit nicht bekannt, was der Spaß kostet, doch man kann es sich an den fünf Fingern abzählen, daß die Organisationsspesen in die Hunderte von Millionen gehen. Die Verbandsvorsitzenden aber sind dieselben Herren, die unaufhörlich dem Staat und der öffentlichen Wirtschaft Vorwürfe darüber machen, daß sie überorganisiert sei.

Trotzdem hätten die Unkosten allein den Reichsverband der Deutschen Industrie gewiß noch nicht zu seinem heroischen Aufruf veranlaßt. Denn wenn auch von den Organisationen Millionen und aber Millionen völlig nutzlos verpulvert werden, so muß man doch zugestehen: das Geld, das für die Verbände ausgegeben wird, hat sich rentiert. Ohne dies hätte namentlich der Reichsverband sich niemals die Macht verschafft, die er heute ausübt. Doch der Notschrei nach einem „organisatorischen Sperrjahr" kommt aus der Tiefe des Gemütes. Die Oberorganisatoren der Wirtschaft, die auf keinem Festbankett fehlen dürfen, sind natürlich nicht so faul wie die Arbeiter. Sie schuften gut und gern am Tag ihre vierundzwanzig Stunden, aber auch sie haben einmal Sehnsucht nach einem schlichten Weekend, und diesem begreiflichen Wunsch soll, nach dem Vorbild des Reichsverbandes, die Einführung „sitzungsfreier Tage" dienen. Fünf Tage soll der Mensch organisieren, aber am sechsten und siebenten Tage soll er ruhen oder seinen Geschäften nachgehen und sich für neue organisatorische Taten stärken. So will es der neue Codex.

Und nach einem Jahr wollen wir im Vereinsregister nachsehen, ob er geholfen hat.

*

Finanzausgleich auf dem Sängerkongreß

Ein einziges Mal habe ich im Ausland erlebt, daß Menschen der verschiedensten Nationen einhellig über Deutschland lachten. Das war in dem Zimmer der ausländischen Presse auf dem pariser Haupttelegraphenamt in der Börse. Ein Journalist, der etwas deutsch verstand, entdeckte in einer deutschen Zeitung, die dort herumlag, die Notiz, daß sich ein „Reichsverband der gemischten Chöre" gebildet habe. Er verdolmetschte den andern Zeitungsleuten die frohe Botschaft, so gut es ging, und nun brach ein Gelächter aus, daß die Wände zitterten. Von Portugal über England und Schweden bis Japan: zehn Nationen schüttelten sich vor Vergnügen und konnten sich gar nicht darüber beruhigen, daß so etwas möglich sei, daß man das gemeinsame Liedersingen bei uns genau so organisiert wie die Bandeisenindustrie und den Handel mit Pfefferminztabletten. Reichsverband der gemischten Chöre: das ging über ihre Vorstellungskraft.

Aber nun wissen wir, daß aus dieser abendlichen Kehlkopfgemeinschaft ein richtiger, mächtiger, fast möchte man sagen, ein lebenswichtiger Reichsverband geworden ist. Mit einem aktiven Staatssekretär an der Spitze. Die Sänger und

Sängerinnen singen nicht nur, sondern sie halten, wie es sich für einen Reichsverband gehört, einen Kongreß ab, und zu dem Kongreß finden sich ein Reichsminister und ein preußischer Minister in aller Form als Vertreter der Reichsregierung und der Staatsregierung ein. Auf der Tagung aber wird nicht etwa nur darüber verhandelt, wie und was man am besten singt, sondern man klagt, genau wie auf der Hauptversammlung der Stabeisenindustrie, über unzureichende Subventionen. Der Präsident, wie gesagt, ein lebendiger und einflußreicher Staatssekretär, der in seinen Dienststunden die Schupo kommandiert, erklärt öffentlich: „Die mißliche Finanzlage von Staat und Reich darf kein Hinderungsgrund für die Unterstützung des Chorgesangwesens sein; je größer allgemeine Not und Sorgen sind, desto mehr muß von den öffentlichen Körperschaften getan werden, um in den kulturellen Gütern die Wurzeln der Kraft zu erhalten und auf diese Weise dem deutschen Volk Mut und Kraft zum Durchhalten in dieser schwersten Zeit seiner Geschichte zu geben.

Worauf der Reichsminister Severing die Versicherung abgibt, er beabsichtige, die einzelnen Instanzen der Reichsregierung für kräftige Förderung des Chorgesangwesens zu interessieren. Der preußische Kultusminister Doktor Becker erweist sich als der vorsichtigere Finanzmann. „Die Hilfe des Staates," erklärt er, „kann nur einer großen einheitlichen Bewegung mit klaren Zielen und ausreichend begründeten wirtschaftlichen Forderungen gewährt werden." Der Oberbürgermeister von Essen wehrt sich gegen die Erleichterung der Lustbarkeitssteuer für die Aufführungen der gemischten Chöre, denn bei aller Anerkennung der guten Absicht würde diese Maßnahme auf Kosten der Gemeinden gehen. So gibt es bei den gemischten Chorsängern eine solenne Debatte über den Finanzausgleich zwischen Reich, Ländern und Kommunen, und es versteht sich, daß ein so schwieriges Problem nicht auf einer einzigen Tagung gelöst werden kann.

Noch tobt der Kampf. Aber selbst wenn er zugunsten der gemischten Chöre entschieden werden soll: es erscheint zweifelhaft, ob die Republik dem deutschen Chorgesang geben kann, was des deutschen Chorgesangs ist. Denn schließlich fehlt Er. Die ältern Sänger werden sich gewiß noch jener herrlichen Wettstreite erinnern, bei denen der Kaiser als oberster Richter vor sie hintrat, eine regelrechte Manöverkritik abhielt und sie andonnerte:

> „Es wird vielleicht den Herren interessant sein, daß fast zwei Drittel aller Vereine zu hoch eingesetzt und zum Teil einen halben, einen dreiviertel, sogar um einen fünfviertel Ton zu hoch geschlossen haben. Deshalb haben Ihnen die gewählten Aufgaben zum Teil selber geschadet. Es war eine Freude, wenn einmal ein Verein so tief einsetzte, daß man das Gefühl hatte, er hat noch Reserve übrig."

Die ideelle Wurzel, der Unteroffizier im deutschen Chorgesang, läßt sich durch Ermäßigung der Lustbarkeitssteuer nicht abspeisen.

Bemerkungen

Rechnung für Niederschönenfeld

Ernst Toller stellt uns eben folgenden Brief zur Verfügung.

Berlin-Grunewald,
den 10. Oktober 1928

An das
Finanzamt München-Justizpalast
München
Neues Justizgebäude
an der Prielmayerstraße Nr. 5/I

Nr. 9351
Kassenzeichen: V. B. Nr. 180

Ihre Aufforderung, den Rest meiner „Verpflegskosten" an die Gefangenenanstalt in Niederschönenfeld zu zahlen, ist unberechtigt. Nach der Reichsamnestie vom 14. Juli 1928 sind alle rückständigen Kosten getilgt. Ein Blick in den Text des Gesetzes vor Absendung des Briefes hätte Sie belehren können.

Der letzte Satz Ihres Schreibens lautet: „Außerdem wollen Sie Ihre Vermögens- und Erwerbsverhältnisse eingehend darlegen." Meine Vermögens- und Erwerbsverhältnisse gehen den bayrischen Staat, der unter Verletzung der Reichsverfassung mich als Reichsdeutschen aus Bayern ausgewiesen hat, einen Pfifferling an. Ich frage den bayrischen Staat auch nicht danach, wie seine Vermögens- und Erwerbsverhältnisse liegen. Steuern zahle ich an meinem Wohnort.

Ich ersuche Sie, mich mit ähnlichen Fragen nicht mehr zu belästigen.

gez. Ernst Toller

Umgang mit Untergebenen

Ballgespräch

1. deutscher Zeitungsverleger: „Mir hat die Sache nicht gefallen; gar kein Schmiß drin."

2. deutscher Zeitungsverleger: „Ja, aber das lag nicht am Stück; das lag nur am Vorsitzenden."

(Nach der Aufführung der „Ägyptischen Helena" unter Leo Blech.)

„Aus Anlaß der Hauptversammlung des Vereins Deutscher Zeitungsverleger gibt die Vereinigung Großstädtischer Zeitungsverleger am Freitag, dem 5. Oktober 1928, 7 Uhr abends eine Festvorstellung in der Staatsoper Unter den Linden mit anschließendem Abendessen und Ball in den Räumen der Oper. Aufgeführt wird zum ersten Male in Berlin die neue Oper von Richard Strauß ‚Die Ägyptische Helena' in Anwesenheit des Komponisten. Die Vereinigung Großstädtischer Zeitungsverleger gibt sich die Ehre . . . zu dieser Veranstaltung ergebenst einzuladen." Offsetdruck von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Als „Festvorstellung" fungierte die Generalprobe. (Man hat das Haus entsprechend billig bekommen.) Generalprobe — also mußten auch die Herren Musikkritiker gebeten werden. Aber: „Wie uns die Generalintendanz der Staatstheater mitgeteilt hat, sind Ihnen bisher für die Generalprobe üblicherweise zwei Karten zur Verfügung gestellt worden. Mit Rücksicht auf die zahlreichen Zusagen der Mitglieder des Vereins Deutscher Zeitungsverleger zu der Festvorstellung ist es uns leider nur möglich, Ihnen eine Karte zur Verfügung zu stellen."

Nichts dawider zu sagen. (Nur: daß es gegen die mit der Generalintendanz vorher getroffene Vereinbarung verstieß.) Ich bat telephonisch um Zusendung der angebotenen Theaterkarte; hingegen sei ich zu meinem Bedauern nicht in der Lage, mich ohne Frau zu Abendessen und Ball einladen zu lassen.

Das war nicht fein, auf solche Art die fehlende Einladung zu erpressen? Keine Sorge. Unsre Absicht, antwortete der Geschäftsführer Doktor Hertel, ist offenbar mißverstanden worden. Wir müssen der Musikkritik den Besuch der Generalprobe ermöglichen; um aber die Herren nicht zu zwingen, sofort nach der Vorstellung das Haus, in dem inzwischen schon die Tische gedeckt sein werden, zu verlassen, stellen wir jedem für seine Person frei,

an der gesellschaftlichen Veranstaltung teilzunehmen. Mit andern Worten: wenn man schon da ist, und das Essen steht schon da, dann kann, wer Lust und Hunger hat, gleich mitessen.

Schade; es wäre gewiß interessant gewesen, nachher die Kavaliere und Kavalierinnen der deutschen Zeitungsverlegerwelt über das Parkett der Staatsoper gleiten zu sehen.

Ich war übrigens nicht der einzige Rebell; das peinliche Thema der nicht invitierten Kritikerdamen wurde zum Gegenstand einer ad hoc veranstalteten Besprechung, auf neuhochdeutsch Konferenz, gemacht. — Aber, meine Herren, beendete der prächtige Doktor Hertel die Debatte, in der der Pressechef der Staatsoper, Doktor Kapp, die Opposition vertrat, — Sie nehmen diese Empfindlichkeiten viel zu ernst. Sie werden sehen, meine Herren, von den Kritikern wird keiner mucksen; es sind ja unsre Angestellten.

Was tun heutzutage Angestellte, wenn sie von der Brotherrschaft pöbelhaft behandelt werden? Sie ergreifen die Flucht in die republikanische Presse, deren Spalten ihren sozialen Nöten, solange die Heilung kein Geld kostet, bekanntlich immer offen stehen. Von den Angestellten der Zeitungsindustrie sind solche Unbotmäßigkeiten nicht zu befürchten.

Klaus Pringsheim

Ein Hoelzdrama

In einem vergessenen Essay, einem der tiefsten, revolutionärsten und schönsten der Weltliteratur: „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben" (1874), heißt es: „Daß der Tätige mitten unter den schwächlichen und hoffnungslosen Müßiggängern, mitten unter den scheinbar tätigen, in Wahrheit nur aufgeregten und zappelnden Genossen nicht verzage und Ekel empfinde, blickt er hinter sich und unterbricht den Lauf zu seinem Ziele, um einmal aufzuatmen. Sein Ziel aber ist irgend ein Glück, vielleicht nicht sein eignes, oft das eines Volkes oder das der Menschheit insgesamt; er flieht vor der Resignation zurück und gebraucht die Geschichte als Mittel gegen die Resignation." (Auch das Glück einer Klasse oder eines Typus Mensch kann es natürlich sein.) Aus diesem Gedanken leitet dann der Verfasser die „Forderung einer monumentalischen Historie" ab.

Ich entsann mich dieser Nietzschestelle und schlug sie nach, als ich „Aufruhr im Mansfelder Land", ein „Massendrama in 26 Szenen" von Rudolf Fuchs, gelesen hatte, welches der Neue Deutsche Verlag eben erscheinen ließ. Das Drama sucht aus der deutschen Revolutions- und Gegenrevolutionsgeschichte die Max Hoelz-Episode zu gestalten, und ich glaube, der Versuch gelang. Die Historie, die in dieser realistischen, dabei gedankenhaften Tragödie getrieben wird, ist monumentalisch; dadurch, daß sie Trägheit und kühnen Empordrang, Sinn und Widerstand gegen den Sinn, Gemeinheit und Größe einfach und stark (nicht etwa: schlicht und knorrig!) darstellt, wird sie — so resignativ der Zusammenbruch, den sie immerhin schildert, schließlich wirken könnte — dennoch zum „Mittel gegen die Resignation". Es mag immer noch Bürger geben, die Max Hoelz für einen Räuberhauptmann halten. Die geistige, gütige, dabei mutig und ohne Weichheit verwirklichungsmächtige Gestalt dieses einzigen unter allen zeitgenössischen Männern der Tat, den ich mit Vielen als Führer empfinde (meist ist der „Mann der Tat" ja nur ein erfolgreicher Knote; den führenden Theoreten wiederum fehlt die Faust)... die Prachtgestalt Hoelz' tritt aus den Szenen in klassischer Kontur hervor und wird zur Beispielgestalt. Ein schöneres Denkmal hat dem Manne, den das Volk mit Recht liebt, nicht gesetzt werden können.

Wie wahrheitsnah die Darstellung ist, bezeugt Hoelz selbst in

einem Vorwort. Dem Führer in seiner Bescheidenheit, besser: in seiner Ehrfurcht vor den getöteten Genossen, ist das Drama ein Denkmal, nicht ihm, sondern „den proletarischen Opfern jener Kämpfe errichtet". Die barbarische Art, in der man sie abstach und zertrat, in der losgelassener Sipo-Sadismus wehrlose Gefangene haufenweis niederknallte, wird hier allerdings erschütternd gezeichnet.

Auf der Anklagebank des Dramatikers sitzt nicht nur die Bourgeoisie. Sondern auch, sozusagen, der Historische Materialismus — vertreten durch den „Vertreter der Zentrale". Die Zentrale versagt; sie bleibt feuerlos, passivisch. Ich setze ein Mosaiksteinchen des Dialogs her:

Der Vertreter der Zentrale: Die Zentrale hat den Kampf nicht entfesselt. Die Partei hatte keine Möglichkeit, sich zu mobilisieren. Jetzt aber geschieht es.

Ströhlin: Die Möglichkeit findet man nicht. Die Möglichkeit wird geschaffen. Richt' es aus in Berlin, Genosse!

Der Wahrheit die Ehre zu geben: Dieser Voluntarist Ströhlin brennt nachher, in der kritischsten Phase des Kampfs, mit der Revolutionskasse durch. Er macht sich aus dem Staube und läßt Alle im Stich. Es sind demnach nicht immer die wertvollsten Charaktere, die recht haben. Aber wer recht hat, hat recht; einerlei was er taugt!

Und nun möcht' ich noch die Stelle hersetzen, die mich tiefer ergriffen hat als alle Erschießungen:

Gardist (spricht von dem Führenden in Leuna): ... Er läßt um Weisung bitten.

Hoelz: Weisung? Von mir? Bereitschaft! Er muß es aus sich selber haben. Wenn ihm das abgeht, zu wissen, was er in jedem Augenblick mit sich und seinen Leuten soll, dann gehört ein andrer hin. Dazu ist Leuna zu wichtig. Was fragt er mich?

In diesen paar Sätzen ist von der Tragödie des Führers mehr eingefangen als in sämtlichen das Thema behandelnden soziologischen und metaphysischen Essays.

Kurt Hiller

Non olet

An dem Tage, als die Zeitungen über die Ergreifung des Mörders Hop und die nähern Begleitumstände berichteten, führte mich ein Zufall in eine kleine Konditorei in der Nähe von Mainz. Die Besitzerin saß, gemütlich Kaffee trinkend, mit einer Freundin am Nebentisch. Plötzlich hörte ich die im Tone gerechtester Entrüstung sagen: „Das Schwein, hätte es nicht in meinen Laden kommen können!" Und als ihr Gegenüber nicht sofort begriff, fügte sie etwas indigniert über soviel Unverständnis hinzu: „Nun dann hätte ich doch die 5000 Mark bekommen!"

Es ist bestimmt nicht zu kühn, von einer Kaffeehausbesitzerin auf die andre und so fort auf die Gesinnung ungezählter wohlanständiger, kuchenkauender Mitbürger zu schließen. Die Forderung, daß die Bevölkerung der Polizei bei der Aufklärung von Delikten behilflich sein soll, ist durchaus nicht bedenkenlos zu bejahen. Zumal wenn nicht einmal die primitive nackte Angst um das geliebte Eigentum und um die persönliche Sicherheit als genügend angesehen werden, um die Bevölkerung an der Unterstützung der Polizei zu interessieren, sondern der Staat, wie es täglich geschieht, auf die Ergreifung eines Menschen hohe Belohnungen, Kopfprämien, aussetzt.

Das ist eine Taktik, die aller Moral ins Gesicht schlägt. Man kann nicht sozial erzieherisch und aufbauend wirken, indem man plump auf unsoziale Instinkte spekuliert. Es müßte einmal ernstlich erwogen werden, was der Allgemeinheit schädlicher ist: ein paar Verbrecher mehr, die unbestraft herumlaufen, oder eine systematische Er-

ziehung der Staatsbürger zu Pharisäertum, Sensationslust und Geldgier.

E. Buchhoff

Übler Bursche

Bin ein übler, übler Bursche,
 Jeder hat mich auf dem Strich,
Bin ein Bursche, übel, übel,
Jeder schimpft auf mich.
Nur der Schnaps und die Schlechtigkeit
Sind bei mir allezeit.

Hau mein Weib durch
Und das kleine Mädel,
Schlag hin, schlag drauf,
Mädel, Frau, Frau, Mädel,
Sonst hab ich den Dreh im Schädel.

Bin ein schlechter Tropf,
Will nichts anders sein!
Bin ein übler Bursche,
Will kein braver Kerl sein!
Dem Teufel die Hand!
Freu mich auf seine Kohlen,
Möcht nicht in den Himmel hinein,
Auch wenn sie mich holen!

Hermann Kesser
nach einem Blues von Langston Hughes

München

Auf der Theatinerstraße, hundert Schritte von der Ecke, an der Kurt Eisner ermordet worden ist, stellt der Zigarrenhändler Hans Sollfrank eine eigene Spezialmarke zur Schau, genannt „Arco-Eck".

Er bringt es an den Tag

Das Oktoberfest des ‚Kunstblatts' bringt drei Detailphotographien eines Klaviers: die erste zeigt die Tastatur, die zweite den saitenbespannten Resonanzboden, die dritte Resonanzboden und Tastatur übereinanderphotographiert. Über diese drei Photos schreibt ebenda Franz Roh:

„Wie drei Musiksätze selber stehen sie (wenn wohl auch ungewollt): Zuerst ein monumentales, nahezu maestoso in blockhafter Einfachheit. Dann ein vielsträhniger, zartgliedriger Satz, der wie in letzte Formen wegzuführen scheint. Schließlich ein dritter Satz, der die beiden ersten ineinanderarbeitet: die kubische Wucht des ersten mit der tausendspältigen Entfernung des zweiten verschränkt."

Bewunderer der Antike

Nach dem Krieg bewohnte Anatole France ein hübsches Landhaus in der Umgegend von Tours. Eines Tages hielt ein Automobil vor der Tür, dem vier Südamerikaner entstiegen, zwei Herren und zwei Damen. Einer der Ankömmlinge sagte in seinem spanischen Französisch zu dem Meister: „Wir haben gehört, daß Sie ein großer Bewunderer der Antike sind und daß Sie über nackte Hetären verfügen. Wir möchten sie gerne sehen und sind bereit, dafür zu zahlen." Anatole France blieb ernst und antwortete, daß die Südamerikaner recht unterrichtet wären, seine Hetären wären aber zur Zeit in seinem Haus in Tours. Er forderte seine Gäste auf, sogleich dorthin zu gehen und er gab ihnen die Adresse eines Freudenhauses. Dort fanden sie freundliche Aufnahme.

Ein Sonntagskind

Reizend ist die Schilderung, wie der Major seine Kinder vor dem Weihnachtstisch militärisch stillstehen läßt und sich glückstrahlend eine Weile an ihren verlangenden Blicken weidet, ehe das erlösende Kommando: Rührt euch! ertönt, und wie er in kindlicher Freude Ompteda die Nachttöpfchen eines Puppenschlafzimmers zeigt, in die er zum Jubel der Kleinen einige Tropfen Weißwein gegossen.

Kölnische Zeitung vom 7. Oktober über G. v. Omptedas Autobiographie: Sonntagskind

Liebe Weltbühne!

Symphoniekonzert im Opernhaus, Bachs letztes Werk „Kunst der Fuge".

Ich höre nachher in der Garderobe die Unterhaltung zweier Abonnenten.

„Warum wurde denn heute nicht geklatscht?"

„Das ist bei Bach immer so."

Antworten

Kinobesucher. Nein, die Wochenschau braucht weder langweilig zu sein noch muß sie ihr Repertoire auf schäumende Hochseeflottillen, das Wiegenfest des Reichspräsidenten und die Affen im Zoo beschränken. Aber wahrscheinlich wird der Zensor den „Shanghai"-Film der Prometheus-Gesellschaft, den der Volksfilmverband dieser Tage einem kleinen Kreise vorführte, mindestens in dieser Form niemals zu dir dringen lassen. Dieser ausgezeichnete Reportagefilm, aus Hunderten von kleinen, meist nicht gestellten Alltagsszenen zusammengesetzt, ist dramatischer als drei Viertel von dem, was man dir als dramatisch vorsetzt. Aber der Zensor und die Direktoren deiner Kinotheater sehen es nicht gern aus der Nähe, wenn revolutionäre Arbeiter erschossen werden, wenn sechsjährige Chinesenkinder mit gespenstischer Behendigkeit an den Maschinen der Seidenspinnereien arbeiten, wenn gehetzte Rikschaläufer todmüde neben ihren Wagen schlafen.

Philipp Reclam. Die deutschen Buchhandlungen verkaufen noch jetzt die Nummern 5997—5999 der Universal-Bibliothek: Adolf Bartels Weltliteratur. I. Teil, Deutsche Dichtung. Der sehr ansehnliche Band geht bis ins Jahr 1916 und ist noch auf schlechtem Kriegspapier gedruckt. Sein Inhalt ist ebenso veraltet, wie seine Form. Über subjektive Wertungen, wie zum Beispiel auf Seite 188 die über Heinrich Heine, läßt sich nicht streiten. Es sind aber Fehler darin. Herbert Eulenberg ist aber beispielsweise nicht an der Ruhr, sondern am Rhein geboren und so weiter. „Die deutsche Dichtung um 1900" bis zum Buchende ist für die heutige Generation glücklicherweise fast ganz tot. So wünsche ich dir und uns, lieber Philipp Reclam, eine alsbaldige stark verbesserte Neuauflage deiner ‚Weltliteratur'!

Berliner Weltbühnenleser. Jeden Mittwoch im Café Adler am Dönhoffplatz. Am 17. Oktober spricht Albert Hotopp über „Literatur und Buchgemeinschaft".

Von 21 früheren deutschen Fürsten träumen heute nur noch 2 von der Wiederkehr. . . Wie sie vor 10 Jahren abgesetzt wurden, wie sie sich damals und später verhielten, das hat Fritz Wecker in einem reich dokumentierten und mit vielen Illustrationen noch anschaulicher gemachten Buch geschildert, das unter dem Titel „Unsere Landesväter — Wie sie gingen — Wo sie blieben" soeben bei Gersbach und Sohn erschienen ist. Wir empfehlen den beiliegenden Prospekt der Aufmerksamkeit unserer Leser.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Eckener oder Der Triumph der Betriebsamkeit

von Carl v. Ossietzky

Zu Lebzeiten des alten Grafen Zeppelin schon wurden gegen die praktische Verwertung seines Werkes jene Einwände erhoben, die seitdem die Erfahrung bestätigt hat und die nur in den letzten vierzehn Tagen in Vergessenheit geraten sind: Kosten und Aufwand stehen in keinem Verhältnis zum Nutzen. Das leicht manövrierbare und billigere Flugzeug hat auf der ganzen Linie gesiegt; in allen Ländern bilden die Lenkballons heute nur eine Dependance der Kriegsmarine. Diese Feststellung besagt nichts gegen die Sehnsucht des Grafen Zeppelin, einen Lieblingstraum der Menschheit endlich zu erfüllen. Der Krieg brachte seine zu Bombenflügen mißbrauchte Schöpfung in schlechten Kredit. Viele der Luftschiffe endeten unter Projektilen oder in Sturm und Feuer. Einem gelang der Bravourflug von Konstantinopel ins innere Afrika; über den Quellen des Nils erreichte ihn durch Funkspruch neue Order, und er kehrte wohlbehalten zurück. Nach dem Kriege hatte man andre Sorgen. Dazu kam der große Erfolg neuer Flugzeugtypen. Um das Interesse an den Zeppelinen von neuem zu entfachen, dazu mußte jemand gehören, dem es gelang, der Öffentlichkeit zu suggerieren, daß sie kommerziell und politisch ungeheures bedeuteten, daß sie Luftbeherrschung der Zukunft, ständigen Flugverkehr von Gog zu Magog ermöglichten. Herr Doktor Hugo Eckener hat das nie mit so grober Deutlichkeit gesagt, aber niemals auch viel weniger. Mit ungewöhnlicher propagandistischer Geschicklichkeit hat er eine Vision entstehen lassen, die heute von gut dreiviertel aller Deutschen für bare Münze genommen wird. Herr Doktor Eckener ist in diesen Wochen wieder der populärste Mann Deutschlands infolge des häufig vorkommenden Irrtums, daß man den sehr talentierten Reklamechef für das gestaltende Genie hält.

Herr Eckener ist vornehmlich als Typus beachtlich, und wir würden uns trotzdem jetzt nicht mit ihm befassen, wenn nicht sein neuestes Unternehmen von einigen Nebengeräuschen begleitet gewesen wäre, die auch nach der newyorker Festmusik noch in den Ohren summen. Es kann auch nicht verschwiegen werden, daß die Welt in der letzten Amerikafahrt eine Niete erblickt. Denn grade dieser Ozeanflug sollte die Probe für den regulären transozeanischen Personenverkehr werden, und grade das scheint, mit allem Respekt gesagt, nicht völlig gelungen zu sein. Diese Fahrt litt vom Anfang bis zum eben noch glücklichen Ende unter Herrn Eckeners Prestigewillen. Man startet bei ungünstiger Witterung, so gebietet es das Prestige, und muß deswegen einen gewaltigen Umweg machen. Man gerät in Sturm, und havariert beinahe. Zwist zwischen Eckener und Commander Rosendahl, ob ein Hilferuf opportun. Steuerlos für Stunden über dem Ozean, während ein paar Tapfere unter gefährlichsten Umständen die Reparatur aus-

führen. Aus einer Rekordfahrt wird eine von über hundert Stunden. War die Konstruktion für das stürmische Wetter wie für die Verlängerung der Route doch nicht stabil genug? Das Prestige verlangte ein Wagnis. Summa summarum: ein widriger Wind am letzten Tag hätte eine Katastrophe herbeigeführt. Das Prestige mußte gewahrt bleiben. Nach den Maßlosigkeiten der Propaganda galt es biegen oder brechen. Man hatte Heroismus inszeniert und sich dadurch verpflichtet.

Man brauchte diese Unfreundlichkeiten nicht zu sagen, wäre das Unternehmen nicht so pampig aufgemacht gewesen. Aus dem privaten Unternehmen einer Firma, die seit zwanzig Jahren solche Luftschiffe baut, wurde wieder eine nationale Sache. Die deutsche Technik triumphierte wieder mal, in Ermangelung von Franzosen oder Polen, über Weltmeere. Das schlimmste: sie triumphierte im voraus. Cyklone zogen sich verschüchtert in ihre Schlupfwinkel zurück, denn der deutsche Gedanke erhob sich auf Adlerfittichen in sein ureigenstes Gebiet, nämlich in den blauen Dunst, tief unter sich die Pygmäenvölker Europas, die, zur Entschädigung für ihre Minderwertigkeit, dafür auf Erden besser Bescheid wissen. Reklame hatte seit Wochen vorgearbeitet. Ein Rundflug mit prominenten Gästen, die sich in der Luxuskabine wie im Bristol fühlten, und der Öffentlichkeit diese Meinung nicht vorenthielten, sorgte für Stimmung. Aus einer Höhe von tausend Metern funkte Kathinka von Kardorff, daß es Schmorbraten mit Nudeln gab, der Zeitungsleser atmet erleichtert auf und weiß jetzt, zu welchem Ende der alte Zeppelin dreißig Jahre lang fanatisch gekämpft hat. Bei der Ankunft in Lakehurst wurden dann andre Stimmen laut, namentlich von Leuten, die bezahlt hatten. Ein Amerikaner jammerte über fehlende Ventilation, es wäre rein zum Ersticken gewesen. Trinkwasser war nicht genug mitgenommen worden, dafür Alkohol in schließlich ekelerregender Abundanz. Das alles war aber neben dem, was sie nach der Landung erwartet, noch ein Prolog im Himmel. Zu Tausenden durchbrechen die Sensationsgierigen die Sperre, harte Matrosenfäuste beschwichtigen auf ihre primitive Art die Nervosität. Die Zollbehörde waltete ihres Amtes mit der seit der Einführung der Prohibition üblichen Ungemütlichkeit. Minister Grzesinski verbittet sich diese Methoden und droht, allen öffentlichen Empfängen fern zu bleiben. Wahrscheinlich haben die braven Zöllner in den Herrschaften, die sich als Löwen des Tages fühlten und Ehrenpforten erwarteten, nicht viel mehr als des Alkoholschmuggels verdächtige Individuen gesehen, und vielleicht wird man sie deswegen nicht allzu hart verurteilen dürfen, wenn man sich vorzustellen versucht, in welcher Verfassung die Passagiere wohl angekommen sein mögen: — übernächtig, halbtot nach Luftkrankheit, Strapazen und Schrecken, ungelüftet, ungewaschen, dafür mit Cognac und Rotspon durchtränkt; jeder eine Zone komplexer Gerüche, unter denen Hennessy in siegreichem Vorrang den Prohibitionsbeamten in die professionell geschärften Nasen zog. Doch nicht erst mit der Landung setzte die Konfliktstimmung ein. Eckener verweigerte unterwegs selbst Positionsmeldungen nach Lakehurst zu geben, weil sich ein paar Zeitungs-

konzerne das Nachrichtenmonopol gesichert hatten. Gesetzt, es wäre schlimmer gekommen, so hätten Mannschaften und Passagiere in dem heroischen Bewußtsein versinken können, daß sie nicht nur der Etikette des Prestiges genügten, sondern auch den Abmachungen mit den Konzernen, die einen etwa von der Konkurrenz aufgefangenen Hilferuf als schimpflichste Felonie betrachtet hätten; diskretes Verschwinden im Ozean wäre daneben das kleinere Übel gewesen.

Die Tagespresse hat sich über das Nachrichtenmonopol genugsam beschwert und mit Fug hervorgehoben, daß die Mittel für den Bau dieses Luftschiffs das Ergebnis einer öffentlichen Sammlung seien. Bekanntlich war zuerst ein Flug nach dem Nordpol vorgesehen. Dafür kam nicht genug Geld zusammen, außerdem hat auch Herr Nobile diese Aufgabe inzwischen vorweggenommen. Aber viel ärger als alle Geschäftlhubereien und Taktfehler ist die grausame Tatsache, daß für die Mannschaft nicht hinreichend gesorgt, nicht einmal genug Trinkwasser vorhanden war. Denn diese Leute sind nicht aus Vergnügen oder Sensationskitzel mitgefahren, bei ihnen lag die Verantwortung, lag die Arbeit. Auch in Wolkenhöhe über dem Meere behalten die ehernen Gesetze das Klassenstaates ihre Geltung. Keine äußerste Gefahr kann sie mildern. Die Leitung hatte den Fahrgästen ein fliegendes Hotel vorgegaukelt, das mußte sie halten. Dafür spielte sie Vabanque, handelte sie unmenschlich gegen ihre unermüdlichen, todesmutigen Helfer, über deren Löhne man übrigens gern etwas erfahren möchte.

Herrn Eckeners Ruhm aber wird durch solche Kleinigkeiten nicht erschüttert, man liebt hier Vabanque, und wenn er zurückkehrt, wird er, falls er nur wünscht, ein Denkmal bekommen oder Präsident werden oder was man sonst so mit beliebten Leuten macht. Rechtsradikale Blätter haben es zuerst gesagt: Eckener ist nur die repräsentative Person des Unternehmens, nicht Konstruktor, nicht Schöpfer. Wer kennt die Namen der beiden Kommandanten, denen die Navigation anvertraut war? Der Erbauer war Chefingenieur Dürr, der dies Mal kaum genannt wurde. Vor vier Jahren, bei der ersten Amerikafahrt, wurde Herr Dürr zwar in den Vordergrund gebracht, aber auf Kosten des genialen Arnstein, der ein Jude aus Prag ist, und dessen Anteil deswegen sorgfältig geschmälert worden ist. Vanity fair. Der Manager triumphiert über den Schöpfer, die Betriebsamkeit über den Geist, der sich nicht zu inszenieren versteht. Die Überschätzung des Organisators ist überhaupt das schärfste Merkmal der deutschen Gegenwart. Wenn man irgendwo auf schwere Mißgriffe, auf Taktfehler, auf Unmenschlichkeiten stößt, und das alles eingewickelt in ein Gerede über sachliche Notwendigkeiten, so weiß man, ohne lange zu fragen: hier hat einer organisiert. Organisieren heißt: zunächst die große Schnauze haben und andern einen Arbeitsmodus aufnötigen, von dem vorausgesetzt wird, daß der Erfinder ihn selbst befolgt. Die größenwahnsinnig gewordenen Reklameagenten sind die wahren Erben der Generalstäbler von einst. Der Propagandaoffizier ist unter die Händler gegangen, seine Ruhmredigkeit, sein Pathos haben eine friedliche Menschensorte

zur Nachahmung gereizt. Immer den Blick nach oben: Wir werdens schon schaffen! Deshalb wohl die Verehrung, die dieser Typ genießt, und die Widerspruchslosigkeit, mit der sein Dazwischenkommandieren überall aufgenommen wird.

Aber Deutschland freut sich, daß es so großartige Kerle hat, und wenn es etwas noch mehr anbetet, so ist es die Technik. Wenn der Zeppelin in vierzehn Tagen zurückkommt, wird es einen unsäglichen Begeisterungstaumel geben, und Hunderttausende werden sich so betragen, als hätten wir einen Krieg gewonnen. Man ist leicht bereit, aus tausenderlei fernliegenden Anlässen nationale Erbauung zu holen, und so bösartig entwickelt der Chauvinismus anderswo auch sein mag, das Land muß man lange suchen, wo eine patriotische Simultanfeier veranstaltet wird, weil eine Maschine gut funktioniert hat. Ein so radikal technisiertes Land wie die Vereinigten Staaten käme dann überhaupt nicht mehr aus dem Feiern heraus. Wenn russische Muschiks mit ehrfürchtigem Glotzen vor einer Maschine stehen, ist das begreiflich, denn sie kennen so etwas nicht, sie fürchten den schnaubenden und stampfenden Dämon, und ihre Sowjets verübeln ihnen die Heiligenbilder. Aber die Technik ist uns nicht fremd, und wir leben auch nicht in einem so heiter zurückgebliebenen Land wie Andalusien, wo jede Vicinalbahn nur unter großem Trompetengeschmetter aus dem Bahnhof schaukelt. Wir kennen das Bild der Technik, denn es ist nur ein Stück gewöhnlichen Alltags. Und doch werden bald wieder Hunderttausende stundenlang harren, arme Menschen mit schlechter Wohnung und schlechter Nahrung, und in hemmungslosen Jubel ausbrechen, wenn sich endlich hoch oben in der Luft das seltsame silbergraue Ding zeigt. Seitlich betrachtet, wirkt es in seiner linearen Starrheit wie ein Kontrast zu den natürlichen Wellen des Horizonts, wie nachträglich und ohne Sinn für Proportion in das Bild hineingezeichnet. Doch wenn es plötzlich in eleganter Kurve wendet, langgestreckten Leibes vorüberzieht, dann bleibt der Eindruck eines gutartigen Riesentieres der Fabelzeit, von einer krausen Laune Gottes aus Jahrtausendschlaf geweckt und in den Äther gehoben. In seinen massigen Formaten symbolisiert es den Triumph der Technik ganz anders als das bescheidene, alltäglich gewordene Flugzeug. Patriotische Legende klebt daran, glorreiche Erinnerung und halb bewußte Hoffnung, und die nicht minder gefährliche Legende von der allmächtigen Schaffenskraft des Kapitalismus. Hier schuf er eine Gottheit fürs Volk; es vergißt darüber gern, daß die Macht, die dies Wunder bewegt, auch die Grenzen seines eignen armen Lebens bestimmt. Welch eine Gigantenfaust, die dies ausrichtet, dies bewegt! sagt der kühne, ruhige Flug, Sinnbild gebändigter Kräfte. Nur in den Wolken einer dünnen Idolatrie für des kleinen Mannes Haus ist der Zeppelin ein Wunder. In der Welt der sozialen Wirklichkeit wird er eine Attrappe, ein glitzernder Irrwisch, ein fliegendes Potemkinsches Dorf.

Zwischen U.S.A. und U.S.S.R. von Gerhard Donath

Der Text des englisch-französischen Abkommens ist allmählich bekanntgeworden, aber nur der offizielle Text. Und die Widerstände, die bei beiden Regierungen gegenüber der Publikation bestanden, machen es fast zur Gewißheit, daß man noch einiges zurückgehalten hat; wahrscheinlich Begleitschreiben, die die Neubegründung der Entente ganz offen dokumentieren. Für die deutsche Politik ist es an der Zeit, die Konsequenzen zu ziehen. Die deutsche Politik hat seit den Locarno-Verträgen bis zur letzten Völkerbundstagung zu lavieren gesucht; dabei ist jedoch ihre Westorientierung immer stärker geworden. Man erinnere sich an die Vorgänge der letzten Zeit: Als man aus Locarno kam, erklärte man ausdrücklich, daß Deutschland bei einem Kriege zwischen den Westmächten und Rußland niemals den Durchmarsch fremder Truppen durch sein Gebiet gestatten würde. Die russische Presse hatte damals von dieser Erklärung Notiz genommen, aber gleichzeitig mit Recht betont, daß sich die weitere Entwicklung zwangsläufig ergeben müsse und Deutschland zu einer Verstärkung seiner westlichen Orientierung gedrängt werden würde. Die Russen haben damit Recht behalten. Es folgte die Liquidierung der russisch-französischen Schuldenverhandlungen durch die erzwungene Abberufung Rakowskis unter den nichtigsten Vorwänden. Und während man in der offiziösen französischen Presse erklärt hatte, nach der Abberufung Rakowskis werde der persönliche Widerstand verschwinden, der die sachlichen Verhandlungen gestört hatte, ergab sich das genaue Gegenteil: die französisch-russischen Beziehungen kühlten sich weiter ab; die Neubegründung der Entente machte sich schon damals bemerkbar.

Im Anfang dieses Jahres begannen die deutsch-russischen Kreditverhandlungen; und schon in den ersten Tagen war es sehr deutlich zu bemerken, daß die auswärtige Politik Deutschlands keine einheitliche war, daß zwar gewisse Stellen, die die ökonomische Bedeutung Rußlands für den deutschen Außenhandel erkannt hatten, die Verhandlungen förderten, daß aber auf der andern Seite das Auswärtige Amt in keiner Weise bei den Westmächten Anstoß erregen wollte. Es kam der Donez-Prozeß, er gab den äußern Anlaß, die Verhandlungen abzubrechen. An manchen deutschen Stellen war man damals der Ansicht, daß es möglich sein würde, gemeinsam mit den Franzosen, die unterdessen den Franc stabilisiert hatten, in Rußland vorzugehen und zu einer größern Kreditaktion zu kommen. Man hoffte damit gleichzeitig, den kontinentaleuropäischen Block zu stärken. Alle diese Hoffnungen haben sich als trügerisch herausgestellt. Die Entente ist neubegründet; das englisch-französische Bündnis ist wieder da, und solange es besteht, ist es selbstverständlich ausgeschlossen, das Frankreich größere Beträge in Rußland investiert. Es hat zudem rein ökonomisch in Rußland wenig zu gewinnen, da sein Russenhandel nur minimal ist. So liegt die Situation jetzt, wo die deutsch-russischen Wirtschaftsverhandlungen wieder auf-

genommen werden sollen. Es ist einer der seltenen Fälle, bei dem ökonomisch beide Teile zu gewinnen haben. Für Sowjetrußland ist die Lage so: Der Bauer ißt heute mehr als in der Zarenzeit, wo er durch maßlose Steuern zum Hungerexport gezwungen war. Weiter wächst die Bevölkerung dauernd, während sich der Anteil der städtischen Bevölkerung erhöht. Infolgedessen beträgt der russische Getreideexport nur einen bescheidenen Bruchteil der Friedenszahl; dies kann nur anders werden durch eine außerordentliche Erhöhung der landwirtschaftlichen Produktivität. Es braucht nicht auseinandergesetzt zu werden, wie langwierig ein solcher Prozeß ist. In der Zwischenzeit aber müßten die Russen, wenn ihr Export durch die Verringerung des Getreideexports geringer wird, auch ihren Import drosseln und damit ihr gesamtes Industrialisierungsprogramm, wenn sie nicht langdauernde Kredite erhalten. Der Rückgang des Getreideexports in diesem Jahr hat sich in einer starken Passivität des russischen Außenhandels ausgewirkt und zu bedeutenden russischen Goldexporten geführt. Aber das ist natürlich kein Dauerzustand. Wenn die Russen ihr großzügiges Industrieprogramm durchführen wollen, so sind beträchtliche ausländische Kapitalimporte notwendig. Im zaristischen Rußland gab es auch große Ernteschwankungen und infolgedessen größere Schwankungen in der Höhe des Exportes agrarischer Produkte. Aber damals flossen jedes Jahr ein- bis anderthalb Goldmilliarden Mark vom Ausland in das russische Reich, so daß die Ernteschwankungen zu keiner Krise in der Produktion zu führen brauchten. Sowjetrußland hat bisher Kapital als Daueranlage in größerm Umfange nicht erhalten, das konzessionierte Auslandskapital ist bisher sehr gering. Der deutsche Dreihundert-Millionen-Kredit war die erste größere Kreditaktion. Er hat sich in einer starken Steigerung des deutschen Außenhandels mit Rußland ausgewirkt. Und hier liegt das starke ökonomische Interesse, das man von deutscher Seite an einem weitern Ausbau dieser Kreditbeziehungen hat. Da nach dem Abbruch der englisch-russischen Beziehungen die englischen Exporte nach Rußland stark heruntergegangen sind, hat Deutschland als das industriell entwickeltste Land Europas in den Produkten der Maschinen- und Schwerindustrie eine außerordentlich günstige Position in Rußland. Hier ist ihm Gelegenheit geboten, seine Ausfuhr erheblich zu steigern. Aber woher soll es Geld für weitere Kredite nehmen? Auch diese Frage ist bereits durch die bisherige Geschichte beantwortet. Deutschland war vor dem Kriege ein kapitalexportierendes Land, ein Gläubigerstaat. Es ist zum Schuldnerstaat geworden. Sein hauptsächlichster Gläubiger sind die Vereinigten Staaten. Ohne die großen amerikanischen Kredite wäre es Deutschland absolut unmöglich gewesen, auch nur den Dreihundert-Millionen-Kredit seinerzeit für Rußland aufzubringen. Deutschland ist heute in derselben Situation, in der die Vereinigten Staaten der Vorkriegszeit waren. Diese waren damals noch ein Schuldnerland. Sie hatten von den europäischen Staaten, vor allem von England, fast zwanzig Milliarden geborgt; aber diese Beträge hatten sie nur zu drei

Fünfteln im eignen Lande investiert; etwa acht Milliarden hatten sie in Mittel- und Südamerika vor allem angelegt, um dort ihre Handelspositionen zu stärken. In derselben Situation ist heute Deutschland. Ein eigner, echter Kapitalexport ist ihm nicht möglich. Es treibt Kapitalexport auf Borg. Als seinerzeit der Kredit mit Rußland abgeschlossen wurde, hat man nichts davon gehört, daß sich in den Vereinigten Staaten ein Protest bemerkbar gemacht hätte; im Gegenteil: die amerikanische Industrie war damit zufrieden, daß der deutsche Export stärker nach einem Gebiet gelenkt wurde, das für Amerika selbst nicht sehr in Frage kam. Die Methode dieser indirekten Finanzierung ist den Vereinigten Staaten heute nicht unbekannt. Ebensowenig wie man in Rußland direkt größere Kapitalien angelegt hat, ebensowenig hat man es in China getan. Man gab größere Kredite an Japan und wußte dabei genau, daß die Japaner einen großen Bruchteil dieser Gelder in China anlegten. Ebenso war es seinerzeit bei den deutsch-russischen Kreditverhandlungen. Und heute liegt die Situation noch weit günstiger. Gewiß: Die Sowjetregierung ist noch nicht anerkannt, und beim Wort Bolschewismus bekreuzigt sich der amerikanische Spießbürger. Aber die russisch-amerikanischen Handelsbeziehungen sind in letzter Zeit stärker geworden; was die Engländer seitdem verloren, haben neben Deutschland die Vereinigten Staaten gewonnen. Und, wie seinerzeit der Ölkonflikt bewiesen hat, denken sie gar nicht daran, sich aus irgend welchen sentimentalen Gründen in die englische Antisowjet-Front hineinmanöverieren zu lassen. Dazu kommt, daß ihr Export nach Rußland zum größten Teil Produkte betrifft, bei denen sie nicht auf die deutsche Konkurrenz treffen, vor allem Rohstoffe der Textilindustrie, und daß daher ein gemeinsames deutsch-amerikanisches Vorgehen in Sowjetrußland kaum schwerer wiegende ökonomische Widerstände zu überwinden haben wird. Zu direkten größern amerikanischen Krediten in Rußland wird es voraussichtlich vor der Präsidentenwahl nicht kommen, da davon die politische Anerkennung Sowjetrußlands kaum zu trennen wäre, und eine derartig wichtige politische Entscheidung wird man wohl dem nächsten Präsidenten überlassen. In der Zwischenzeit aber wird die weitere Verdichtung der ökonomischen Beziehungen in dieser Richtung wirken.

Die deutsche Politik steht an einem Wendepunkt; ökonomisch ist der Ausbau der deutsch-russischen Beziehungen für beide Teile von Vorteil. Finanziell sind die Möglichkeiten gegeben, da die amerikanischen Kredite auch weiter strömen werden. So sind es nur politische Gründe, die sich hier hemmend in den Weg stellen können. Daß die neue Entente gegen Sowjetrußland gerichtet ist, hat Briand deutlich genug ausgesprochen. Daß so eine Verstärkung der russischen Schwierigkeiten im Sinne der Ententepolitik liegt, eine Verringerung seiner Schwierigkeiten die Ententepolitik durchkreuzt, ist klar. Die deutsche Politik hat lange, vielleicht allzu lange laviert, sie wird sich entscheiden müssen.

Das Unrecht an Kain von Carl Mertens

Auf Seite 54 und 55 der ‚Femelüge', Verfasser Felgen und Genossen (Lehmanns Verlag, München), liest man: „Der erste Träger und Verbreiter der Femehetze war ein gekaufter Landesverräter, ein moralisch verkommener Geselle, der heute wegen Landesverrat gesucht wird, sich aber nach einem Aufenthalt in Genf jetzt in Paris befindet und von dort sein Vaterland weiter verrät und bespitzelt. Dieses ekelerregende Subjekt, einer der widerlichsten Gesellen, die die Revolution in Deutschland an die Oberfläche gespieen hat, heißt Karl Mertens ... Trotz dieser fehlenden Sachkenntnis fühlte er sich berufen, seit 1925 zahlreiche anonyme Berichte in der ‚Weltbühne' und in andern Zeitungen der deutschen Linken, die der schwarzen Propaganda des Auslandes bewußt oder unbewußt zur Verfügung standen, über angebliche ‚Fememordfälle' zu veröffentlichen ... Auf die Gründe, die diesen Mann zu seiner Handlungsweise veranlaßten, kann man daraus schließen, daß der Kriminaloberwachtmeister Günther in Stuttgart, dem Mertens seine sensationellen Angaben machte, an den Untersuchungsrichter folgendes berichtete: ‚Der vorerst nicht genannt sein wollende Gewährsmann (Mertens!) macht Anspruch auf die Belohnung, die er zu einem besondern Zweck verwenden will.'"

Nicht einmal verübeln kann ich ihnen, diesen Rassearischen, die nach jahrelangem Zögern endlich heute sich auf ihre treudeutschen kameradschaftlichen Pflichten den Fememördern gegenüber besinnen und, hier ein bißchen verdreht, da ein bißchen gelogen, eine Rechtfertigungskampagne für den braven Soldaten Klapproth, den sie den Gutmütigen, Schulz, den sie den Edlen und Genossen „Femerichter" nennen, begonnen haben. Ich habe auch keine Lust mich zu rechtfertigen, zu verteidigen mit erstens und zweitens, mit Zeugen und Nachweisen. Nicht einmal von meinem „Anspruch auf Belohnung", die ich vielleicht dem französischen Staatsschatz zur Verfügung stellen wollte, ein Wort. Da können, wenns not tut, Andre reden. Selbstverständlich habe ich für meine persönlichen Bedürfnisse, da ich per Vollmacht über die Staatsgelder aller nichtdeutschen Mächte verfüge, mehr als ich bei dem wüstesten Leben durchzubringen vermöchte. Man denke nur — Paris! Zwar war ich in meinem ganzen Leben noch keine, leider, leider, vierzehn Tage in diesem Sündenbabel, wo die Rassearischen Scheidungsgründe suchen, aber, es ist wahr, ich liebe Paris. Nicht grade um seine Ministerien oder Freudenhäuser. Doch was tut denn das. Ich bin hinreichend verdächtig. Wetzt die Messer!

Gesindel. In allen Ehren sonst.

*

Diese saubern und moralisch hochstehenden Männer, die sich ihre das andre Leben leicht riskierende Tapferkeit aus dem ruhmreichen Kriege bewahrt haben, um ihre germanischen Urbedürfnisse in der Feme, bei mit tränenden Augen und zartesten Messern begangenen vaterländischen Verbrechen

nach recht soldatischer Herzenslust auszutoben, werden verteidigt. Sie, ihre Rechtfertiger, die nationalen Friedhofsschänder Hitlers und die wasserstoffgeblondeten Bundesschwestern, die, wässrige Augen rollend, hysterisch ihr „Blut bleibt Blut!" kreischen, umgeben von der so heillos stumpfen Masse der sogenannten vaterländischen Jugend. Oedön Horvath hat sie in einem Schauspiel „Sladek oder Die schwarze Armee" auf die Bühne gestellt und ist der Wahrheit näher als die drei Broschüren, die der Rasseverlag Lehmanns herausgibt.

Jedem Buche liegen Zettel der Vaterländischen Gefangenenhilfe bei, die diesen Satz enthalten: „Wer soll für unser Vaterland sich noch einsetzen (das heißt morden), wenn wir diese Leute im Stiche lassen!" Eine Broschüre bezieht sich immer auf die andre. Man nennt das geballte Ladung. Sie mag krepieren. Es dient der Feme. Nicht etwa, was man bei vorwiegend landwirtschaftlichen Interessenten annehmen könnte, der Schweinemast im Walde, die ja auch Feme heißt, sondern den Femegerichten der nationalen Verbände. Auf Seite 24 der ‚Femelüge' gleich eine fette: „Es waren (in der schwarzen Reichswehr!) zum großen Teil organisierte Sozialdemokraten, zum Teil auch Handwerker, Studenten, ältere Gymnasiasten und Bauernjungen." Wo die Herren vom Femestuhl viele Opfer fanden, müssen natürlich viele Sozialisten gewesen sein. Auf Seite 45 der gleichen Schwarte einmal lautere Wahrheit: „Ziel ist hier (für die Femehetze) die Zerstörung nationaler Bindungen, die Zusammenfassung der Völker zu einem überstaatlichen Gebilde, sagen wir zunächst ‚Paneuropa', in dem eine kleine ‚erlesene' Schar geschickter jüdischer Finanzleute die Führung hat." Ludendorff ist also — wie Beispiel zeigt — kein Einzelfall, fast Nationalepidemie. Die Gegner der Feme? Seite 47: „Frankreich, Amerika, Juda und das internationale Kapital." Als Unikum sei noch vermerkt, daß man Oskar Wildes „Zuchthaus-Ballade" für das Schicksal der Fememörder werben läßt.

In „Wahrheit und Recht für Feme", Verfasser Luetgebrune, werden für die Taten verantwortlich gemacht: Noske als Schöpfer der Freikorps, die Reichsregierung als Dulder des Selbstschutzes, die Reichswehr als Schöpfer der Schwarzen. Das „Rechtsgutachten", Verfasser Grimm, setzt sich wacker, aber mit schwachen Argumenten für eine Aufhebung des Urteils gegen Schulz ein, dem eine ganze Armee von Offizieren in bestellten Schreibebriefen Gutes nachsagen. Das Motto ist für alle Broschüren gemeinsam: „Gebt uns Barrabas frei!" — „Der Ermordete, nicht der Mörder ist schuldig!" — „Das an Kain begangene Unrecht, nicht das Blut Abels schreit zum Himmel." Ihre Auffassung von der Umwertung aller Werte.

Ein Zug wahrhafter Liebe zum Metier geht durch die Seiten. Mit viel Freude schildern sie die Heldentaten, an denen von Brutalität keine Spur zu entdecken sei: Stich mit Dolch ins Gehirn, Schlag mit Axt auf die Schädeldecke, Zertrümmerung des Schädels mit Hammerschlägen, Schuß in den Hinterkopf, vorherige Verprügelung des Opfers, die ausgeplünderten Leichen vergraben, mit Ketten beschwert Halbtote ins

Wasser geworfen, einfach liegen gelassen, je nachdem, ob man besoffen oder nüchtern war. Von Brutalität keine Spur. Im Gegenteil.

Wenn sich nach solcher Lektüre die Leser nicht mit Entsetzen abwenden, dann sollte sich schon jetzt die Polizei auf eine neue Femeserie vorbereiten. Die Fünfzehnjährigen, die das Zeug lesen, werden älter, robuster. Die Sportlehrer kommen bald aus den Gefängnissen. Sie werden von sich reden machen.

Gesindel. In allen Ehren sonst.

*

Doch keine Sache ist so schlecht, daß nicht Gutes an ihr wäre. Auch diese drei blutigen Schinken machen keine Ausnahme.

Der Nachweis, daß die Schwarze Reichswehr eine militärische Geheimeinrichtung, als solche von den zuständigen Regierungsstellen gebilligt und für die Femeverbrechen nur bedingt, nie allein verantwortlich war, darf als gelungen betrachtet werden. Das aber entschuldigt die Feme nicht, klagt Reichswehr und Justiz obendrein an.

Die werden sich nicht rechtfertigen, mit klugem Schweigen darüber hinwegsehen und sich darauf verlassen, daß sie letzten Endes doch die ganze Sympathie ihrer Ankläger haben. Man hat den Femeskandal nicht ganz aufzudecken versucht oder auch nur gewünscht. Man baut das Wenige, was zu Recht erkannt wurde, im Eiltempo ab. Von dreizehn Todesstrafen und dreiunddreißig Jahren Zuchthaus, die vor wenig mehr als einem Jahre gefällt wurden, bleiben fünfundfünfzig Jahre Strafrest. In spätestens fünf Jahren sind alle Verurteilten ihrer segensreichen Tätigkeit wiedergeschenkt.

Wenn alle Schuld sich auf Erden rächt, auch Deine, Femeling, Leutnant, Richter, tust Du mir leid in Deinem Jammer.

Arme Kerle. In allen Ehren sonst.

Die Beamtenpest von Ignaz Wrobel

I.

> Allein vom Staate wurde die Kultur doch in hohem Grade positiv und negativ bestimmt und beherrscht, indem er von jedem einzelnen vor allem verlangte, daß er Bürger sei.
>
> Jeder einzelne hatte das Gefühl, daß die Polis in ihm lebe. Diese Allmacht der Polis aber ist wesentlich verschieden von der modernen Staatsallmacht. Diese will nur, daß ihr niemand materiell entwische, jene wollte, daß jeder ihr positiv diene, und mischte sich deshalb in vieles, was jetzt dem Individuum überlassen bleibt.
>
> *Jacob Burckhardt: Weltgeschichtliche Betrachtungen*

Der versailler Friedensvertrag hat die Kleinstaaterei in Europa stabilisiert. Die europäische Landkarte sieht aus wie ein mit Flicken besetztes Kleid; wo ein Riß ist, sitzt ein Fähnchen. Clemenceau und seine Leute haben zwar begriffen, daß die Unterdrückung von Minoritäten aufhören müsse — aber sie haben niemals begriffen, daß das Jahr 1918 dafür andre

Lösungen vorschreibt, als ihnen nach den Idealen ihrer Jugend vorschwebten. Denn es handelt sich nicht darum, die kleinen Staaten aufzubauen, sondern die großen, in dieser Form, abzuschaffen.

*

In den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen", diesem großen Weltbild eines der letzten liberalen Europäer, zeichnet Jacob Burckhardt die griechische Polis mit liebevollen Strichen. Der Vergleich mit den schweizerischen Städten fällt sofort auf: dort der große, mechanistische Staat, der nur materialistische Interessen vertrete; hier das feine, geistige, oligarchische und fast aristokratische Staatsgefüge, das eben vermöge seiner Kleinheit andern Gesetzen unterliege als die Kolosse ... es ist wie ein Klageruf um Vergangenes und Vergehendes.

Burckhardt könnte heute zufrieden sein, wie —? Da ist nun ein Europa, in dem es von kleinen und kleinsten Staaten wimmelt; jede kleine Gruppe ist zu einem Staatswesen geronnen, überall flattern neue Fahnen im Wind ...

Essig.

Der Grundfehler dieser neuen Staatsgründungen liegt darin, daß sie allesamt von ihrer Kleinheit und von dem Vorzug ihrer militärischen Machtlosigkeit überhaupt keinen Gebrauch machen. Sie ahmen vielmehr den großen Staaten in deren bösesten Unarten nach, ohne ihren eignen Wert, der auf ganz andern Gebieten liegen könnte, zu steigern. Das zeigt sich an mancherlei Symptomen.

Man kann bei dieser Staatenbildung en gros einmal recht deutlich sehen, wie das Individuum den Staat wirklich beurteilt, und was der in Wahrheit ist. Nehmen wir ihm einmal die Fahne etwas hoch, und was sehen wir da?

Le pavillon couvre la marchandise. Aber was sehen wir noch?

Wir sehen die Menschen sich wie die Raben auf eine fette Beute stürzen. Hier gibt es: Pension; völlige Verantwortungslosigkeit im Handeln; Autorität; Befriedigung von dumpfen Gelüsten, als da sind: Kollektivrausch minderwertiger Individuen, Sadismus, auszulassen am Nebenmenschen ... und noch mancherlei. Da sind sie alle da.

In Ungarn ist jeder fünfte Mensch ein Beamter. Das heißt: Ein Fünftel Ungarn lebt von den vier andern Fünfteln, sich mühselig eine Arbeit schaffend, die ursprünglich gar nicht vorhanden gewesen ist. Man hat den immensen Fehler begangen, die Stadt Danzig, eine mittlere Hafenstadt wie hundert andre auch, zu neutralisieren: die Honoratioreneitelkeit schlug hohe Bogen, und dieses Nest, das hundertundfünfzigtausend Einwohner gehabt hat und nun durch Eingemeindungen zweihunderttausend dazu bekommen hat, spielt Staat, wie ein Kind, das Kaufmann spielt. Die Folge ist eine niemals abreißende Krise: die Steuerzahler können diesen Haufen von geschäftigen Nichtstuern nicht mehr ernähren.

Der Staat hat überall die Religion ersetzt, wo die zu schwach ist, die metaphysischen Bedürfnisse von Kinobesuchern zu befriedigen. Es scheint ja, als übten die Worte „Staat,

staatlich und Staats..." eine gradezu dämonische Wirkung auf die Träger aus, und wer einmal mit angesehen hat, wie ein Beamter auf eine Beamtenbeleidigung wartet, in sich, dem Herrn Lehmann, plötzlich die große Kollektivität spürend, der wird wissen, wie sich die Eitelkeit des Privatmannes hinter die Wand des Staates verkriechen kann. Daß die wahre Macht der Staaten im Verhältnis zu ihrer sich ständig mehrenden Aktivitätsausdehnung ebenso ständig durch die Internationale der Kapitalisten gemindert wird, braucht jene nicht zu stören. Wer sich in seiner Straße nicht durchsetzen kann, weil er einen Buckel hat, der zieht sich eine Uniform oder einen Titel an —: Alle sehen nur noch die Uniform, niemand sieht den Buckel.

Die meisten dieser kleinen Staaten sind von Bolschewistenfurcht geschüttelt, die ja fast überall ein Zeichen schlechten sozialen Gewissens ist. Es ist Deutschland das Zeugnis auszustellen, daß es zu Rußland, auch da, wo es die russischen Methoden ablehnt, aus zum Teil dunkeln Gründen immer noch eine viel bessere Haltung einnimmt als etwa die Randstaaten, was verständlich ist, oder die Weststaaten, was weniger verständlich ist.

Man sollte nun annehmen, daß die kleinern Staaten so denken:

So groß wie Rußland sind wir nicht; so volkreich wie Deutschland sind wir nicht; so mächtig wie England sind wir nicht — also treten wir auf einem Gebiet an, auf dem uns niemand schlagen kann: nämlich auf dem des friedlichen Wettbewerbs der Kultur. Aber davon ist keine Rede.

Das starrt von Waffen; das starrt von Imperialismus, von dummen und nichtigen Minoritätsfragen, deshalb dumm und nichtig, weil die aufgewendete Energie meist in gar keinem Verhältnis zur Bedeutung dieser Minderheiten steht, es sind oft weniger Prätentionen von Völkern als solche ehrgeiziger Sekretäre; das erlaubt sich Rechtsbrüche genau wie die großen; das stabilisiert die Macht der legalen Polizei-Illegalitäten genau wie die großen; das rast gegen Fremde genau wie die großen — kurz: die ganze Klasse mauschelt schon.

Da gibt es Abstufungen: in Estland ists sicherlich nicht so schlimm wie in Ungarn; Jugoslawien benimmt sich anständiger als Bulgarien — aber im großen Ganzen toben sich doch in diesen kleinen Staaten Unvernunft, privater Geltungswahn und übelster Kapitalismus aus, der um so schädlicher und gefährlicher ist, weil er sich intensiver bemerkbar macht. In Deutschland rutscht schon einmal jemand durch — in Lettland ist das schwerer. Und keiner sieht, daß Größenunterschiede Qualitätsdifferenzen zur Folge haben, und daß es gar nicht die Aufgabe der kleinen Staaten ist, in Kleidern herumzulaufen, die ihnen acht Nummern zu groß sind.

Sie äffen die Großen, und wenn die sich lausen, lausen sie sich auch. Sie haben ihre „Geschichte", und wenn sie sie erst konstruieren mußten, so haben sie sie konstruiert; sie haben ihre „Traditionen", und wenn die erst zehn Jahre alt sind, so

riechen sie doch schon, als hätten sie ein Alter von hundert; sie haben ihren Staatsdünkel, ihre Selbstgefälligkeit, ihren Gruppenwahnsinn und ihre eigenstaatlichen „Belange" wie die großen. Sie haben überhaupt alles. Nur eins haben sie nicht.

Es fehlt ihnen völlig die Existenzberechtigung. Man weiß gar nicht, wozu das da ist. Der Föderalismus ist nicht abzulehnen — diese Staaten-Spielerei ist abzulehnen.

Sie schnüren mit lächerlichen und albernen Paß- und Zollschikanen den Handel ab und ihre murksige Industrie ein; dann sind sie gezwungen, Arbeitslosenunterstützungen in Form von Beamtengehältern auszuzahlen, und die also Unterstützten revanchieren sich, indem sie der „nichtbeamteten Bevölkerung" Schwierigkeiten machen, die ebenso groß wie überflüssig sind. Sie komplizieren die Weltwirtschaft und die Geldwirtschaft, und Kompliziertheit ist, wie Wieland Herzfelde einmal ausgeführt hat, das Ideal des Bürgers, denn im Dunkeln ist gut munkeln. Sie verstehen ihre Zeit nicht, ihren Kontinent nicht, ihre Lage nicht.

Was das zaristische Rußland mit den Minoritäten getrieben hat, ist eine Schande gewesen. Was die Deutschen mit den Polen unter dem Kaiser getrieben haben, und wovon die Republik nie, niemals abgerückt ist, ist eine Schande gewesen. Aber heißt das nun, daß man den ehemals Unterdrückten die Möglichkeit geben soll, es ihrerseits gradeso zu machen? Und sie machen es fast überall genau so, genau so wie ihre Unterdrücker.

Wer schon den großen Staaten das Recht abspricht, so zu tun, als sei jeder von ihnen allein auf der Welt —: was hat der erst zu diesen Staatsgebilden zu sagen, die oft nicht mehr als zwei, drei mittlere Städte und ein paar hundert Bauernhöfe umfassen! Sie sind uneuropäisch, wenn man an die zu postulierende Zukunft denkt; sie sind im tiefsten und schlechtesten Sinne europäisch, wenn man an dieses Europa denkt.

Ihre Tragikomödie sehen sie nicht. Sie wollen nicht sehen, daß ihr Kapital fortwährend über die Grenzen fluktuiert; daß ganze Wirtschaftsgebiete ihnen nicht nur nicht gehören, sondern daß sie machtlos zusehen müssen, wie damit in und an andern Börsenplätzen gehandelt wird, man sagt es ihnen nicht einmal, und sie merkens erst an den Folgen. In Sachen Petroleum, Jute, Gerste, Leder haben sie nicht viel zu melden — denn ihre Zölle können zwar viel hindern, aber wenig bewirken. Dies Manko gleichen sie aus. Welcher Stolz in ihren Proklamationen! welch großes Maul dem Armen gegenüber! welche Pfauengrandezza vor den Fremden, die nicht zurückschlagen können! Es sind Helden — nur da nicht, wo es etwas kostet.

Das haben sie von den Großen gelernt, die es ebenso machen, von Berlin über Paris nach London.

Was aber hält sie so? Was füllt immer wieder die Reihen ihrer Beamtenschaft? Was veranlaßt die Menschen, sich solchem Treiben hinzugeben, hörig, gierig, nimmer ermüdend?

Wilhelms Schwiegervater von Hans v. Zwehl

Wenn ein Kollege Wilhelms des Zweiten, ein regierender deutscher Bundesfürst, bei der Militärvorlage 1886 in sein Notizbuch schreibt: „Ich sehe in der Vermehrung des Heeres ein Nationalunglück", so ist das immerhin eine etwas ungewöhnliche Erscheinung im neukaiserlichen Facettensaal. Derselbe Souverän urteilt, am 10. Juni 1890, über die Auswirkungen des Septennats: „Die Militärpläne, wie sie der preußische Kriegsminister und seine Organe im Bundesrath und Kommissionen entfaltet haben, involvieren meines Erachtens den Ruin des Vaterlandes." Mit derselben Schärfe sprach er sich 1892 gegen die Landrüstungen, 1899 gegen die Flottenvorlage, 1900 gegen die China-Expedition nach der Hunnen-Rede des Imperators aus.

Was hier steht, sind Daten aus den fürstlich reußischen Akten zu Greiz. Sie sind nur zufällig in die Tasche gesteckt; sicherlich wäre es sehr leicht möglich, noch sehr viel interessantere Flaschenzüge zu fördern. Aber auch das ist ja einer der großen Versager der Republik, daß sie die höfischen Archive geruhsam den Geheimräten beläßt. Und selbst das brandenburgisch-preußische Hausarchiv, das man nach dem Abfindungsvertrage obendrein zwischen der Krone und der Republik geteilt hat, zu Zwecken gemeinsamer Verwaltung, ist unbehelligt geblieben. Einige Anfänge, die Belege zu veröffentlichen, über die Art, wie der Kronprinz und andre höfische Herrschaften sich im Kriege die Zeit vertrieben haben, hat die Ordnungs-Liebhaberei unter Wolfgang Heine alsbald zunichte gemacht.

Der Urheber der greizer Handakten ist der letzte regierende Fürst von Reuß, Heinrich XXII., der im Jahre 1902 starb, übrigens ohne daß der Bundesrat des Ablebens dieses Abtrünnigen gedachte, während im Reichstag der Präsident Graf Ballestrem immerhin einige korrekte Worte des Bedauerns fand. Der Fürst Reuß war der Kern des Widerstandes gegen die Übertragung der Reichseinheit von Oesterreich nach Berlin, er hat sozusagen zeitlebens Krieg gegen die Erfolge Bismarcks geführt. Dabei ergaben sich, vom heutigen Standpunkte aus, ganz phantastische Eigenheiten. Glaubhaft verbürgt ist seine Äußerung über den Allergroßmächtigsten, aus Anlaß einer mißlichen Plazierung bei einer Schloßtafel: „Wenn ich dumme Gesichter sehen will, brauche ich nicht nach Berlin zu fahren." Noch schöner beinahe ist seine, übrigens in den Denkwürdigkeiten von Wilhelm Blos erwähnte indirekte Empfehlung der Wahl eines Kandidaten der damals wirklich noch vaterlandslosen Partei. Bei der Reichstagswahl 1877 hielt Seine Hoheit eine Ansprache an die Dienerschaft und erklärte, der konservative Kandidat sei ihm natürlich der liebste, da er auch die Spezialinteressen des Landes vertrete, auf keinen Fall solle man den National-Liberalen wählen, und dann: „Da ist auch noch ein Sozialdemokrat, ich wünsche dessen Wahl natürlich nicht. Aber wenn ihn jemand wählen will, so werde ich es ihm nicht nachtragen."

Doch es kam noch schöner. 1877 erlebte Reuß seinen ersten großen Sieg über das Instrument des Höchsten. Der alte deutsche Bundesrat zählte bekanntlich achtundfünfzig Stimmen, und Heinrich unterließ es nicht, mit seiner einen Stimme, die er, häufig ganz allein, unentwegt gegen Preußen abgab, so ziemlich sämtliche Reichsgesetze zu unterhöhlen, die seiner Auffassung von der Legitimität im Wege waren. Auf diesem Wege erreichte er die Verlegung des Reichsgerichts, der höchsten Justizbehörde, an die Pleiße statt an die Spree, und als er diesen Beschluß mit dreißig gegen achtundzwanzig Stimmen (bei andrer Haltung von Reuß wäre das Ergebnis neunundzwanzig zu neunundzwanzig gewesen) durchgedrückt hatte, trug er hinter das Telegramm seines berliner Vertreters das Triumphwort ein „Victoria". 1878, nach dem Hödelschen Attentat, stimmte Reuß ältere Linie als einziger Bundesstaat gegen das Sozialistengesetz, obwohl Bismarck kurz vorher die Mitglieder des Bundesrats versammelt und, als sich keine Stimme gegen die Vorlage erhob, im Reichstag erklärt hatte, das Gesetz werde einstimmig vom Bundesrat angenommen werden. Trotz Mahnungen des sächsischen und hessischen Gesandten, daß der Altkanzler kompromittiert werde und das Kaiserhaus verstimmt, erhob sich Heinrichs Abgesandter gegen das Gesetz. Darauf hat Preußen die diplomatischen Beziehungen mit dem Widerspenstigen von Gottes Gnaden abgebrochen; der in Reuß akkreditierte Gesandte reichte sein Abberufungsschreiben ein, lehnte eine Einladung zur Tafel kurz ab, und am fürstlichen Hof wurde, im Gegensatz zu den benachbarten thüringischen Residenzen, kein neuer Bismarckscher Experte beglaubigt. Heinrich regierte also von da an ohne den brandenburgischen Segen, stimmte das nächste Mal im Bundesrat gar gegen den Reichsschutz nützlicher Vögel und fuhr fort, obstinate Pastoren und Juristen aus Hessen und Hannover in sein Land zu ziehen. Seine Landesfarben waren übrigens schwarz-rot-gold.

Da Preußen nun für die ihm widerfahrene schlechte Behandlung nach Kräften quittierte, kann man sich vorstellen, welche Zustände in der Kaiserzeit in diesem Duodezfürstentum herrschten. Die Bismarckpartei setzte sich mit den Fabrikanten in Greiz, der Seele des nationalliberalen Widerstandes, in Verbindung, und diese bauten in der Stadt an der weißen Elster, die mit ihrem voralpinen Steinbett unter zwei überragenden Schlössern eins der schönsten deutschen Städtebilder abgibt, das erste deutsche Denkmal Wilhelms I. — einen Konditoraufsatz schlagsahnigster Stillosigkeit, den Heinrich übrigens artig mit einem eignen Hoch eingeweiht hat. Das später angefertigte Bismarckdenkmal hat er jedoch nie angesehen.

Übrigens war Heinrich auch preußischer General, obwohl er nie Soldat war und er den beim Friedensvertrag von 1866 in Aussicht gestellten Eintritt in die preußische Armee, den die Bismarcks gewünscht hatten, ständig hinauszog. Zur Kompensation erhielt Greiz noch nicht einmal eine Garnison, seine Jägerkompagnie wurde verlegt, und von dem in Rudolstadt,

Gera und Altenburg stationierten 96. Infanterieregiment bekam Heinrich grade ein Wachtkommando von fünfundvierzig Mann. Dies war die Heldengarde, an der die Prinzessin Hermine, die spätere zweite Gemahlin Wilhelms von Doorn, ihre Wache-heraus-Übungen vor dem abgeleiteten Rokoko des Untern Schlosses betrieb. Hermine war nämlich neben einem stummen und regierungsunfähigen Erbprinzen und vier andern Töchtern ein Kind aus der Ehe dieses großen Preußenfeindes mit einer Bückeburgerin.

Die Geschichte Deutschlands ist ja leider so gut wie unbekannt. Man müßte sonst einmal nachlesen, wie die Sachverwalter der Hohenzollern, die nach 1918 das Land prellten, sich selbst im Jahre 1866 gegen ihresgleichen benommen haben. Dem König von Hannover wurde bekanntlich der Welfenschatz im Betrage von 42 Millionen Mark gesperrt und dieses Geld in übelsten Reptilienfonds ausgelegt, in Frankfurt am Main nahm sich der Bürgermeister Fellner aus Gram über die der Stadt aufgezwungene hohe Kriegssumme das Leben, und dem kleinen Lande Reuß legte der Bevollmächtigte von Savigny eine Entschädigung von 100 000 Talern auf, und zwar mit dem ausdrücklichen Hintergedanken, damit das Privatvermögen der in Berlin verpönten Regentin des Landes, einer gebornen Homburgerin, zu treffen.

Aber schon in jahrhundertelanger Geschichte vorher ist das Land der reußischen Heinriche, die sich alle Jahrhunderte neu numerierten und den Reußentitel wegen russischer Einheirat führten, ein klassischer Beweis für die Willkür der deutschen Staatenbildung. Die Reuße waren ursprünglich kaiserliche Vögte, und ihr Gebiet, das Vogtland, wurde Generationen lang als Lehen der Krone Böhmen zwischen den Wettinern und den Pragern zerrissen, bis es Plauen wegen Schulden an Sachsen verpfändete und Hof an die Hohenzollern in Nürnberg abtrat. 1815 mußte der Pfarrer von Mühldorf zwei Huldigungspredigten halten, weil das ehedem sächsische Dorf erst an Preußen, dann an Reuß kam. 1866 wollte Preußen den ganzen Komplex verschlingen, beziehungsweise das Fürstentum Greiz an die jüngere Linie in Gera verkaufen und sich dafür geraer Dörfer abtreten lassen. Dazu ist es dann infolge der vielen Verwandtschaften der Reußen und der Verwendung des berühmten Gesandten Reuß-Köstritz nicht gekommen, offenbar in Abweichung von einem sonst sehr bezeichnenden Worte, das 1806 ein Reuß zu Napoleon sagte: „Les grands seigneurs n'ont point de parents".

Selbst nach seinem Tode hat Heinrich der Zweiundzwanzigste der Welt noch ein Rätsel aufgegeben und der Republik noch eine seltsame Erbschaft vermacht. Bei der Aufräumung des Untern Schlosses fand man im Jahre 1920 große Kunstwerke, achthundert Stiche nach Reynolds, über viertausend Porträts nach andern englischen Meistern. Es war die zweitgrößte Kupferstichsammlung der Welt. Sie ist im Rokokopalais des greizer Schloßparks ausgestellt, als letzte bizarre Laune des weltabgewandten Fürsten einer schönen steinernen Landschaft, der durch noch seltsamere Laune des Schicksals posthumer Schwiegervater des letzten, geflüchteten deutschen Kaisers wurde.

Kunst und böse Lust von Franz Blei

Die Künstler, zumal die Musiker und Dichter, sind die verspäteten Repräsentanten einer primitiven Menschheit, bei der sich die Sensibilität noch nicht von der Intelligenz dissoziiert hat. Aber grade dadurch, daß sie ihre Gefühlsstände notiert und fixiert haben und daß sie ihrer bewußt wurden, fingen sie sich ein bißchen Wirklichkeit ein. Es ist eine Etappe der Erkenntnis. Die primitiven Geschöpfe nehmen die Wirklichkeit nicht wahr; sie projizieren ihre innern Spiegelungen; ihr Hirn funktioniert noch nicht scharf, und was sie sehen, ist traumverschleiert. Ganz noch Gruppenmensch, haben sie nur ein Kollektivbewußtsein; sie sind intellektuell blind, tasten nach Anhalten, suchen nach Merkzeichen und versuchen ihre unsichern Empfindungen zu ordnen. Daher das Tabu, der Totem, die Idole, die Götter, Gott. Man hat das vitale Lügen genannt, die aus der Irrealität eine Bedingung des Lebens machen. Aber es ist nur zu konstatieren, daß diese „Lügen" mit der Jugend der Rassen zusammenfallen, und daß diese Rassen den Geschmack am Leben mit oder zu gleicher Zeit mit der Kenntnis der Wirklichkeit verlieren. Zumeist auch ihre Lebensfähigkeit überhaupt. Gewisse Pflanzen, die durch sukzessive Mutationen zu einer ganz außerordentlichen Blütenbildung gekommen sind, verlieren die Fähigkeit sich fortzupflanzen.

Der von seiner Gruppe noch nicht dissoziierte, der entwicklungsmäßig zurückgebliebene, kaum individualisierte Mensch lebt immer noch zahlreich unter uns, und nicht nur in den niedern Klassen, sondern auch in den kultiviertesten Milieus der Gesellschaft. Sie haben nur den Sinn für ihre Rasse und glauben sich wie diese ewig, das heißt unendlich fortgesetzt. Daher diese Verneinung des Todes, Basis aller Religionen und Metaphysiken. Die Primitiven glauben nie an den Tod. Untrennbar ist für sie die Idee der Ewigkeit von der Idee des Lebens selber. Die Christen fanden sogar in der Verneinung des Lebens eine Behauptung des Lebens, was nur eine Variante der Unfähigkeit ist, die Wirklichkeit wahrzunehmen. Die Moral, die sich aus dieser Konzeption ableitet, ist unvereinbar mit der Kunst, welche der Erwecker der Wirklichkeit ist und Befreier des Menschen, — Befreier fast im buddhistischen Sinne, denn diese Befreiung führt zum Tode oder zum Nichts.

Man kann von einer biologischen Funktion der Moral sprechen. Sie stellt sich als ein Zwang dar, als eine Einschränkung, welche sich Individuen und Gesellschaften auferlegen, um ihre höchste Entwicklung zu retardieren, weil eben dieses Ziel der vollkommenen Identifikation von Objekt und Subjekt reine Kontemplation bedeutete, unbeweglichen Narzissismus, ein Nirwana, das Nichts, den Tod. Dieser instinktive Zwang ist eine Art Schrecken vor der Wirklichkeit: der Schleier der Isis darf nicht gelüftet werden. Da das Licht von Psyches Lampe auf Amor fällt, verflüchtet sich Amor wie ein Traum und das Leben erlischt. Der Mythus sagt, daß die Erkenntnis das Gift des Lebens sei. Die Moral ist die gute Wächterin an der Tür des schlafenden Amor, abwehrend die

mit der Lampe eindringende Neugierige. Mit soliden Nadeln festigt sie das Kleid der Isis, damit das Mysterium seinen Wert als vitales Reizmittel behalte. Die Moral ist ein Reizmittel des Lebens und die Erkenntnis eine enervierende Schlaflosigkeit, gegen welche von den Religionen Musik und Tanz aufgeboten werden, um einen dionysischen Rauschzustand zu schaffen, in dessen Kollektivität sich das Individuum stürzt und rettet.

Die Kunst ist der erste Versuch eines Sich-selbst-Erkennens innerhalb der menschlichen Relativität; ist der erste Versuch jener Individuen, die dem Rausch des religiösen Tanzes nicht mehr erliegen, aber eine allzu große Helligkeit der Erkenntnis als lebensfeindlich vermeiden. Die Kunst entdeckt und fixiert die wirklichen Formen der Gottheit und ist deshalb unvereinbar mit der Moral, welche die Gottheit bekleidet und eifersüchtig die Geheimnisse ihres Mysteriums bewacht. Der Kunst wird die Wirklichkeit der äußern und innern Welt bewußt, sie fixiert sie in ihren Formen, Linien, Farben, in ihren Rhythmen, ihren Mechanismen und Gefühlen. So ist die Kunst eine Zerstörerin der Moral, denn die Erkenntnis der Dinge tötet deren Moralität.

Die unbewußte Rolle der Moral im Leben ist, die geschlechtlichen Werte zu erhalten und deren Banalisierung zu verhindern, indem sie die sexuellen Äußerungen kanalisiert. Für die Priesterschaft der Primitiven sind Schönheit und Geschlecht identisch. Die Primitiven, ob sie nun der gebildeten oder der ungebildeten Gesellschaft angehören, sehen in der nackten Frau nichts als die Magie des Geschlechts. Der Mythos von Adam und Eva symbolisiert diesen Glückszustand im göttlichen Unwissen, in das die Sünde des Wissens tritt, das Schlangengift für das Leben.

Der religiöse Befehl, das Nackte nicht zu dulden, ist die Kodifikation eines Instinktes. Nicht die importierten europäischen Kleider retten und erhalten die Scham der Südseeinsulaner, sondern daß sie die Realität ihrer Körper nicht perzipieren. Diese Perzeption wäre bereits ein Schritt zu einer Erkenntnis, die dem Leben nicht günstig ist, weshalb die instinktive Moral sich bemüht, die Individuen im Stande eines magischen Traumes zu erhalten. Die Nacktheit wird Tabu, wird geheiligte Sache, die nicht geweckt werden darf. So gibt es Frauen, die sich nur in der Dunkelheit hingeben, andre, die sich nie nackt gesehen haben.

Wahrscheinlich hatte sich die vitale Suggestionskraft der antiken Moral erschöpft, und der stoische Regenerationsversuch konnte als eine rein rationale Leistung für die Masse der Menschen nichts bedeuten. Möglich aber auch, daß die Barbaren, als sie in das Museum der griechischen Wirklichkeiten traten, nichts sahen und auf die ihrer Mentalität nicht wahrnehmbare Zivilisation die Halluzination ihres religiösen Zauberbildes und ihrer instinktiven Moral warfen. Auf langem Wege erworbene Wahrheiten wurden für diese von der Wirklichkeit undurchdringlichen Hirne zu Lügen. Diese Undurchdringlichkeit wird durch die funktionelle Ehrlichkeit der

Gläubigen bewiesen, denen keine sichtbare oder benutzbare Probe, kein Denken den Glauben zu erschüttern vermochte. Sie zogen es, um des Lebens willen, vor, das Absurde zu glauben, statt das Wirkliche zu wissen. Alle Religionen sind unbewußter Versuch, die sexuellen Akte zu reglementieren, um dem Leben die Illusion zu erhalten, ohne die es nicht Leben ist oder gemindertes Leben. Man mißtraut dem Zuschauer des Lebens. Man tut alles, ihn in Mißkredit zu setzen. Denn er ist der Feind des Lebens; der Mensch ohne Moral ist der Mensch einer zerstörerischen Freiheit. Der Priester aber ist der Exponent jener Menschen, welche nichts als leben wollen. Er ist darum der Ministrant der Liebe.

*

Das Hirn kommandiert die Sexualität. Das entwickeltste Hirn wird auch das sinnlichste sein, weil es seiner Lust bewußt diese Lust in der Liebe und in den Bildern der Liebe sucht. Diese Bewußtheit ist Analyse, ist Ästhetisierung, ist unmoralische Kunst. Die Primitiven, deren Antennen noch nach innen gebogen sind, haben keine sexuellen Bilder und keine wollüstigen Begehrungen außerhalb ihrer fast wie bei den Tieren periodischen Brunst. Sie erreichen nur mit Schwierigkeit die Tumescenz, die so gelehrig unserm Befehl gehorcht. Für die Primitiven ist die Idee der Lust noch nicht von jener der Fortpflanzung dissoziiert. Diesen Zustand wollen die Moralisten festhalten, da sie instinktiv begreifen, daß die von der Fortpflanzung befreite Lust ein Ausbruch aus dem Leben ist.

Es kann aber die Liebe eine Neugierde, eine Art Selbst-Analyse werden, also ein intellektuelles Erkenntnismittel, angewandt auf die Empfindungen, Gefühle, Reize, — man treibt die Liebe, wie man die Statue der Geliebten im Lehm knetet. Es können solche intellektuellen Passionen bis zum ästhetischen Desinteressement führen. Vielleicht sind die sexuellen Inversionen eine Folge solchen intellektuellen Sensualismus. Man konstatiert sie ja zumeist bei sehr hoch entwickelten Individuen mit ästhetischen Tendenzen. Vielleicht bezeichnet man mit dem Worte Decadence einer Rasse — oder vielmehr einer Gruppe von Individuen in einer Rasse, denn es gibt keine homogene Rasse —, daß sie einen Grad des sinnlichen Intellektualismus erreicht hat, der mit dem letzten Stadium ihrer physiologischen Entwicklung zusammenfällt: Sie steht an der Schwelle der Befreiung und des Todes.

Die Idee der reinen Schönheit verneint das Leben. Die Religionen wie die Moralen charakterisiert ein organisches Unvermögen, die Idee der Schönheit zu konzipieren. Das Christentum setzt die Schönheit gradezu außerhalb des Lebens; denn ihm ist das Leben der Tod, der Tod das Leben. Der Erlöser ist ohne Sünde von einer Jungfrau empfangen, das heißt ohne den zerrissenen Schleier des Weibes, ohne Lustgefühl, ohne physisches Beben, ohne lebendige Fermentation. Durch die einfache Tatsache, daß sie das Leben empfangen haben, sind die Christen zu einem ewigen Tode verurteilt, vor dem sie nur eine magische Operation, die Taufe, retten kann.

Das Leben, das ist die Wirklichkeit, die verbotene, geleugnete Schönheit. Die Kunstfeindlichkeit des alten Tolstoi entspricht dem reinen christlich-moralischen Ideal, das er vertritt. Alle wahren Christen waren und sind Ikonoklasten.

*

Den christlichen Sündegedanken beherrscht und formiert das Weib. Es ist die Sünde schlechthin; ist das nicht zu berührende Tabu, denn berührt es der Mann, so erhebt es sich und zittert. Das Fleisch des Weibes ist Sinnlichkeit, und alle seine Gedanken haben den Geruch des Lebens, das heißt, christlich gedacht, der Verdammnis und des Todes. Selbst das Bildnis des Weibes muß im Geiste verschleiert sein, denn schon seine bloße Vision erregt die verbotene Begierde. Die Jesuiten, die hier Konzessionen machten, haben nie die biologische Funktion der Moral begriffen; ihr Immoralismus fälschte die christliche Idee und gab dem bastardierten Christentum, das allein wir heute besitzen, Dauer. Der Protestantismus, der bessere Repräsentant der rein christlichen Moral, lebte und nährte sich aus den vitalen Reserven ethnisch jüngerer, weniger zivilisierter Rassen des Nordens. Dieser Moralismus mag unsrer Intelligenz und unsrer Sensibilität abstoßend erscheinen, aber es wäre zu fragen, ob er zur Erhaltung einer Rasse nicht notwendig ist, zumal wir ihn immer assoziiert treffen mit Perioden der Kraftentfaltung und Expansion. Wo immer das Leben sich von den Ketten der Moral zu befreien anschickt, um frei und nackt einherzulaufen, da gibt es sich sofort wieder eine nur noch engere, härtere Moral.

*

Die Kunst dringt in die Tempel als ein Verräter ein. Sie zerstört die Religion, indem sie dem religiösen Traumgebilde die Realität ihrer menschlichen Vision substituiert. Die künstlerische Darstellung der Gottheit ist deren Vermenschlichung. Es gibt keine religiöse Kunst, denn jede Kunst ist realistisch; sie kann den menschlichen Ausdruck zum höchsten steigern, aber ihn nicht entmenschlichen. Die mystische Ekstase einer heiligen Therese drückt Bernini durch eine schmerzhafte Freude aus. Der agonische Liebesausdruck ist für alle Darstellungen der Heiligen charakteristisch, in der mittelalterlichen Skulptur nicht weniger als bei Greco. Er ist nur befreit von sinnlicher Suggestibilität. Aber das ist auch von der Venus des Praxiteles zu sagen. Die Sinnlichkeit des Künstlers, die er vor der Frau, die er bildet, empfindet, tritt in das Werk nur als ein Ferment ein. Ist nichts als bewunderndes Staunen oder Gebet im Künstler, so wird auch sein Werk von allem sinnlichen Ferment frei sein, und das ist die Immoralität solcher Werke, denn sie negieren das Leben, haben das höchste Desinteressement erreicht. Die Moralisten wissen das; sie ziehen die sinnlichen Werke vor, das halb Enthüllte, das Suggestive. Sie verstehen nicht, wenn man von der Unmoral des Schundromans spricht, aber sie verfolgen die Madame Bovary als unsittlich. Die Duldung des antiken Nackten ist nur ein unlogisches Vorurteil. Die Entschuldigung dafür wäre in dem Faktum enthalten, daß das antike Nackte in

seinem entmutigenden Realismus nicht verstanden wird, und daß diese von aller Sinnlichkeit befreiten Werke wieder sexuell suggestiv für Simpel werden, die darin nur die lebende Nacktheit sehen. Auf diese Weise wird die griechische Plastik wieder moralisch.

Vom moralischen Schundroman bis zu jenen zahllos vielen künstlerischen Gebilden in Gedicht, Prosa und Theater ist zu konstatieren, daß ihre Hersteller durch das Mittel der Kunst sich von Brunstgefühlen zu befreien suchen, indem sie sie hinausstellen. Sie werfen sich auf die Formen und besitzen sie und erreichen dadurch eine der sexuellen Kopulation ähnliche Befreiung. Der Apollinismus einer reinen Kunst, in welcher die Schönheit vom Verlangen völlig dissoziiert ist, ist seinem Sinn nach der Menge unzugänglich, deren Gehirne ja nur eine Ressource haben: sich aus Gefühl und Vernunft neue Götter aus dem logischen Granit zu schneiden. Die reine Kunst befriedigt keinerlei Bedürfnis dieser Menge, die leben, lieben, anbeten will, sei es Gott oder das Radium. Die Unmoralität der reinen Kunst zerstört das Leben, vor dem die Moral als Schützerin und Bewahrerin steht. Die Göttin muß verschleiert bleiben. Das Geschlecht nackt darzustellen, ist nur der religiösen Symbolik erlaubt, die es tabu macht und damit wieder in das Moralische zieht. Das unbefriedigte latente Begehren darf sich nicht in sterile Bewunderung verwandeln. Das Nackte muß göttliche Halluzination und gefürchtet, die organische Unfähigkeit, die Wirklichkeit wahrzu nehmen, muß erhalten bleiben. Jede andre als eine symbolische Darstellung des Nackten oder des Geschlechts erscheint allen, welche die ästhetische Realität nicht perzipieren können, als eine Profanation magischer Dinge. Der negative Wert der Keuschheit ist intellektuell nicht feststellbar.

Die große Verschiedenheit der Anschauungen über die geschlechtliche Moral ist nicht damit erklärt, daß man die eine Meinung heuchlerisch, die andre ehrlich nennt. Denn alle Anschauungen sind ehrlich und aufrichtig. Jede Zivilisation enthält in jedem Augenblick ihrer Gegenwart alle Stadien der menschlichen physiologischen Entwicklung und die ihnen entsprechenden moralischen oder immoralischen Ideen. Die letzte Stufe dieser Leiter geht immer ins Leere; welche Rasse oder Zivilisation sie erreicht, stürzt in die Nacht, nach einer letzten, aber zwecklosen Vision einer Erkenntnis der Wirklichkeit. Denn das Leben hat außer sich selber kein Ziel, und die Wirklichkeit können wir nur in dem konstanten Relativismus unsrer Wahrnehmungen suchen; was die jeweilige Entfaltung eines Idealismus nicht hindert, der die numenale Wirklichkeit zu finden hofft.

Die von der moralischen Halluzination geistig befreite Frau will freiwillig fruchtbar oder unfruchtbar sein. Sie weiß, daß die sexuelle Moral sie zum Nachteil des Individuums an die Rasse, an die Fortpflanzung binden will. Und sie will nicht Frucht bringen, sondern Blüte sein um ihrer persönlichen Lust willen.

Dieser Haltung, der an der Menschheit nichts liegt, sondern an der eignen Person, diesem Stadium einer Erkenntnis, welche aussagt, daß die Lust eine Tugend und der Egoismus die schönste und schwierigste Weisheit ist, dieser Aristokratie, die sterben will, steht eine Demokratie gegenüber, die leben will. Die Moral dieser Demokratie stigmatisiert die Lust als eine infame Ausschweifung, als eine Sünde und nennt sie die „böse Lust", die Erbsünde.

Der altneue Strauß von Joachim Beck

Der Fall Richard Strauß, ein außerordentlicher, einzigartiger Fall in der Musikgeschichte, wird anläßlich der „Ägyptischen Helena" wieder akut. Nach vielen Jahren wieder einmal! Stücke wie Schlagobers, Josephslegende und Intermezzo, offensichtlich Zwischenwerke, scheiden für eine Generalbeurteilung von vornherein aus; man muß auf die „Frau ohne Schatten" (1919) und auf die „Ariadne" (1912) zurückgehen, um Maßstäbe zu gewinnen. „Frau ohne Schatten", als Türmung der Elektra- auf die Ariadnewelt gedacht, war ein Fehlschlag, und als solchen hat ihn wohl auch der Komponist erkannt. Wie steht es nun um diese Ägyptische Helena? Leere Hülse? Euphorions bloßes Kleid? Oder Straußscher Vollwert? Ich glaube: die Lobredner haben ihr Ja, die Gegner ihr Nein allzu heftig gesprochen.

Die Handlung, als Zauberstück aufgeplustert und Große Oper, bebildert mit Umzügen, Verwandlungen, Visionen, göttlichen Eingriffen und Naturwundern, hat den Nachteil, daß nicht der szenische Gang sie deutlich macht. Sie erscheint vielmehr zumeist in der Erzählung, im Dialog. Ein Nachteil, der aufgewogen wird durch den Tiefsinn der Fabel: Die schönste, geliebteste Frau reißt uns in Unglück und Wahnsinn! nein, nein, unser Traum nur, die Einbildung — und doch, o Gott, schrecklichste Wahrheit, erbitternde, halbsüße, zuletzt nursüße Wahrheit! Anders vermöchten wir nicht zu lieben.

Der Grieche Stesichoros schon hat diese Sage geformt, er und Euripides. Der vielgescholtene Hugo von Hofmannsthal, der ein Libretto daraus machte, hat nicht eigentlich seinen Auftraggeber versetzt. Und der Tonmeister? Dieser Sechziger ist ein Überschauer, ein Schaffender großen Stils — er hat einstmals der Musik mit dem Impetus seiner Natur neue Ausdrucksgebiete erobert. Dies Finden und Formen von innen heraus wurde, ganz selbstverständlich, sein „Stil", der echte, unverwechselbare Straußstil.

Mit den Jahren der Reife vermochte er ihn abzuwandeln, auszugestalten und zu erhöhen. In der Grundlage blieb dieser Stil bestehen, und er wirkt noch heute in dem Komponisten. Es hieße Unbilliges verlangen, wollte man von Strauß, dem Altkünstler, der bewußt sich selbst zu zitieren pflegt, eine gänzlich veränderte Kunstschau verlangen. Er gestaltet durchaus natürlich aus den Beständen seiner Natur und seiner

Technik. Als ein Gutbekannter grüßt er zu uns hinüber, ruhiger und selbstsicherer heute, doch auch schwungloser und konventioneller.

In der „Ariadne" war bereits das infernalische Salome-Glühen sehr seltsam verwandelt, veredelt, ins Gegenteil verkehrt. Nobelste Haltung, Verklärung und Versachlichung der Persönlichkeit, Spiegel eines Hellas, wie es ein Musiker von heute sehen und hören mag. Ähnliches hat er offenbar in der „Ägyptischen Helena" angestrebt: griechisch zu sein, klar, rein und licht. Wo er es kann, wo ihm das Libretto Gefühlsruhepunkte und eine weibliche Lyrik liefert, da ist es ihm auch gelungen. Aber der Text beschwert ihn zugleich mit einem Schwall der Rede, mit Gegenstandsgedröhn und buntem Flitterwerk — er erliegt dem Detail und malt ein Zufallswort oder ein Zufallsbild mit breitestem Pinsel aus, gesangsdeklamatorisch wie orchestral.

Daraus entsteht bei ihm, ich will nicht sagen: ein Stilbruch, wohl aber eine gewisse Zwiespältigkeit im künstlerischen Duktus, ein Zerspleißen des Tonablaufs. Weil das Ganze nicht durcherlebt, nicht durchstilisiert ist, ermangelt es eines Weitenschwunges, der über die einzelnen Satz- und Szenenstufen hinwegtrüge.

Der tiefere Grund dafür liegt beim Komponisten selbst, der nur eben komponiert, einen Stoff vertont, ohne ganz identisch damit zu sein. Dies ist der Mangel aller Romantik. Sie wird bestenfalls von der Sehnsucht eingegeben, und wo die Sehnsucht nicht stark genug ist, da bröckelt der Ausdruck ab. Darum strebt heute eine andre Generation, deren Vertreter Richard Strauß nicht mehr sein kann, andern Zielen zu. Aber wertbeständiger als ein von Tagesanspielungen lebendes Zeittheater ist die Straußsche Romantik noch allemal; weil sie nach der Seele als dem Ewiggültigen forscht. Daher das Faszinierende, Verführerische, wie es stellenweise auch noch in dieser „Ägyptischen Helena" wirksam wird.

Ebensowenig ergibt die mehr noch als früher gesicherte Tonalität einen Einwand gegen ihn; sie entspringt ja seiner ästhetischen Grundabsicht, mehr schön als wahr zu sein, klingend das Diesseits zu überwinden, zurückzuführen zur Lyrik als dem Besten der Musik. Ein Programm, mit dem man zufrieden sein darf. Denn wenn es gilt, die Wirklichkeit zu vergessen, nach innen, nach oben und unten zu lauschen, welche Kunst sollte da hertreten als die Musik, die nicht nachbildet, sondern selbständig strömt, eine Kraft von eignen Gnaden?

Und das Riesenorchester voll schwirrender, verdeckter, unmaterieller Stimmen, das man dem Komponisten ungünstig vermerken könnte, ist nur darum am Ende seiner Möglichkeiten, weil es diese voll ausschöpft. Auch dies kein ernsthafter Einwand! Auf die Klangwunder von gestern mußte freilich ein harter, offener Contrapunctus folgen, der Stil des Heute.

Hat man Strauß erst einmal das Recht seiner subjektiven und zeitbedingten Kunstästhetik eingeräumt, so wird man auch

die Form im einzelnen loben müssen. Ich sprach von seiner Lyrik, von seiner Gefühlsseligkeit, die sich in der Ägyptischen Helena die breitesten Bogen baut. Das Bayreuth-Orchester gebietet nicht mehr völlig bei ihm — die Singstimmen überstrahlen es häufig in Melodiezügen, die freilich nicht reine „Bewegungskraft des linearen Ausdrucks" sind, sondern dem Durchschnittshörer durch ihre Überschaubarkeit und Symmetrie und vornehmlich durch den harmonischen Unterboden gefallen. Melodieschönheit im alten Sinne, die sich auf Tonika und Dominante, zum beruhigenden Einklang zurückführen läßt.

Da, wo die Arie aufrauscht, wird auch das Redewort vernehmlich; die Instrumente legen sich sanft zu Füßen des singenden Menschen. Gehaltene Noten geben dem Ton, was des Tones ist. Dann wieder überwuchert allerdings der Augenblickseinfall in polternder Deklamation und oft lautem, leerem Orchesterfurioso: die Zersplissenheit, von der ich sprach. In solchen Partien läuft Richard Strauß soweit leer, daß er wagnert, ohne Wagners einzigartige Symbolgewalt.

In den besten Werkpartien jedoch entzündet er sich zu der feierlichen Nervenglut, die bezeichnend für ihn ist und von früher her wohlbekannt. Da strebt er über den Wohlklang hinaus zu einer fast schmerzlichen Liebessüße und dann wieder zu einer breitmenschlichen, volkstümlichen Innigkeit, die ich für wertvoll halte, grade weil sie so wohlig und wohnlich, so unpathetisch ist. Der zweite Akt hält nicht die hymnische Höhe des ersten; die Handlung breitet sich schnell wechselnd, beinahe maskeradenhaft aus, das Musiktemperament will sie raffen, straffen, überfliegen.

Meister Strauß macht Inventur und richtet sich altgriechisch ein, so wie er muß und kann; kindlich, phantastisch, ein Musikant von heute-gestern, unbekümmert um das klassische Hellasprofil, wie wir es uns erdacht haben. Bombastisch noch immer der Klangkörper, jedoch in Gang gesetzt von jener schwierigkeitlosen Allegrotechnik, die alle Linien schmeidigt und heraushebt.

Es ist echtester Strauß, was wir da hören: der Streicherglanz, die flimmernde Farbengebung, die weiten Intervallsprünge, die Rand-, Mittel- und Stützstimmen, die motivischen Verquickungen und enharmonischen Verwechslungen, diese Melodiezüge, sequenzierend gesteigert und über dissonantes Gestrüpp zurückgeführt zu blinkender Diatonie. Am Schluß dann das Ganze aufgegipfelt und hochgerissen — wenn die Führ-Stimmen losstürmen, machtvoll in Terzen und Oktaven, wenn die Orchestertriolen nachdrängen und nun alle Effektminen springen bis zum jubellösenden Schlußakkord.

Jubellösend? In Berlin blieben die Leute merkwürdig stumm. Obschon die besten Sänger mobil gemacht sind und Blech die Aufführung leitet. Der Maler Aravantinos wahrt sehr hübsch die Muschelform im Szenenrahmen. Die Regie altertümelt ganz gefährlich, zaubert und zaubert mit den Maschinen. Keine klärende, sinnbedeutende Geste, sondern ein nacktes, kleinrealistisches Ruderspiel der Arme.

Deutsche Dichterakademie von Balder Baldrian

I.

Ponten

Als wir uns träge sonnten
In einer kleinen Stadt,
Da trafen wir den Ponten,
Der dort 'nen Vortrag hat.

In Orten unter tausend
Tritt er den ältsten Quark,
Den ärmsten Mann bemausend
Um seine letzte Mark.

Er liest „aus seinen Schriften"
Und ist meist sehr verblüfft,
Wenn er auf seinen Triften
Ein andres Rindvieh trifft.

Doch schließlich: Geist bleibt Geist ja,
Auch wenn das Feld gemaiht,
Im nächsten Dorfe, heißa,
Da lesen sie zu zweit.

II.

Von Molo

Molo erschien des Nachts im Traum
Ein Engelchen, man glaubt es kaum,
Und sprach: Ein Molo ohne Stoff?
Mach mit dem alten Fritzen Zoff!

Von seiner Wiege bis zur Bahre
Gibts fünfzigtausend Exemplare,
Und muß er endlich glauben dran,
Kommt Königin Luise dran.

(Lowise, wisch Dir ab 's Gesicht,
Ein jeder Molo trifft ja nicht.
Denn träfe Molo gar zu sehr,
Wo kämen dann die Dichter her?)

Der Molo lauschte voller Pli,
Denn er war ein Talentgenie.
Er setzt' sich an zwei Schreibmaschinen,
Um zween Herrn zugleich zu dienen.

(Mit unsrer guten Königin
Ging er selbst zur Toilette hin,
Um sie von irdischen Gewalten
Und rohem Volkstum abzuhalten.)

Von manchen wurde er getadelt,
Jedoch vom lieben Gott geadelt.
Wer innen trägt den Gloriaschein,
Der muß auch außen adlig sein.

Gloria Victoria!

III.

Von Scholz

Eröffnet ward der Sechserladen,
Man brauchte einen, der ihn lenkt.
So wurde uns durch Beckers Gnaden
Ein Scholz von echtem Schrot geschenkt.

Der Präsident sitzt an der Spitze,
Kommt er mit einem Goetheband,
Erheben alle sich vom Sitze,
Und wer mal rausmuß, hebt die Hand.

Er prüft auf Ethik, Stil und Nieren,
Auch Adjektiv und Genetiv.
Die armen Schüler stehn und stieren,
Und Frank schreibt einen Liebesbrief.

Der eitle Streber Kolbenheyer
Bohrt in Spinoza und im Ohr.
Max Halbe putzt die rostige Leier
Und kommt sich fast von heute vor.

Zuweilen bockt's in einem Bocke.
Doch alle Wogen glättet Scholz.
Er läutet mit der Herdenglocke,
Zufrieden, stier, und stumpf, und stolz.

Egmont von Harry Kahn

Jeßner schaltet ohne Bedenken mit den Worten Goethes; dafür hält er sich wörtlich, allzuwörtlich an Schiller. „Ganz nur ein flämischer Held, ein Held des sechzehnten Jahrhunderts." Das ist Egmont für den Geschichtsschreiber des „Abfalls der Niederlande" und Mitarbeiter der ‚Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung'. Auf ihn beruft sich vermutlich Jeßner, wenn er außer der Umwelt des Helden auch dessen Person selbst in örtlich und zeitlich engste Konturen einspannt. Dem historischen Egmond rückt er damit wohl näher als bisher noch jeder Regisseur auf den von fettem Essen und flottem Trinken strotzenden Leib; jenem trotz breitestem Leben und Lebenlassen bürgerlich braven Hausvater der Historie, der aus Sorge um seine Güter und seine aus einem Halbdutzend Köpfen bestehende Familie, sich für ein Verbleiben in Albas Reichweite entschied. Aber diesen Egmond mit Goethes Egmont irgendwie, auch nur rein äußerlich, in Deckung bringen zu wollen, muß ein unfruchtbares Unter-

fangen bleiben, weil damit weder der geschichtlichen noch der dichterischen Wahrheit gedient ist. Jener kann die Figur durch noch so handfeste Streichungen, Verstümmelungen, Umbiegungen des Textes ja doch nur bis zu einer ganz bestimmten, vom gegebenen Ablauf der Handlung begrenzten Distanz angenähert werden; und von dieser entfernt sie sich in dem Maße wie durch ihre Umhäufung mit zeit- und lokalkoloristischen Details der innerste und edelste Kern der Dichtung, die eigentliche Tragik der Goetheschen Gestalt, verschüttet wird.

Denn diese Tragik hat mit Flandern und dem sinkenden sechzehnten Jahrhundert nichts gemein; sie hat nichts zu tun mit dem Klassenegoismus eines Kleinfürsten- und Landjunkertums, das, durch die Zentralisierungstendenzen der spanischen Krone in seiner Macht und seinen Pfründen bedroht, sich mit dem „gemeinen Mann" solidarisch erklärte, sobald und solange es die Besorgnis um dessen „Privilegien" als Sturmbock und Schutzschild für die eignen Interessen benutzen konnte; jene „alten Rechte", die Goethe selbst, durch den Mund des Nichts-als-Politikers Alba, als die „Schlupfwinkel" entlarvt, „in welchen der Kluge, der Mächtige zum Schaden des Volks, zum Schaden des Ganzen, sich verbergen oder durchschleichen kann." Hier, an dieser einen Stelle, wird für einen Augenblick vom Dichter die geschichtliche Dialektik des Stoffes gelüftet. Mit vollem Bewußtsein wohl; denn durch die Antwort, oder genauer: Nichtantwort Egmonts wird deutlich, wie die dichterische Dialektik des Stückes auf einem ganz andern Gebiet, auf einer ganz andern Ebene liegt, als auf der der Realpolitik. Nämlich auf der der „Humanität", des Rein-Menschlichen. Zurückgehend auf die frühere Frage „Was ist bleibend auf dieser Welt? Und sollte eine Staatseinrichtung bleiben können?", mit der Alba die bis zur Paradoxie ihrer selbst gehende Skrupellosigkeit der Autokratie enthüllt, stellt Egmont die Gegenfrage, ob es sich hier nicht um die „Vorboten" dafür handle, „daß Einer tun will, was Tausende nicht tun sollen?" Sie fragen aneinander vorbei. Weil sie Träger ganz verschiedener Ideen sind: der Eine der Staatsidee des sechzehnten, der Andre der Menschheitsidee des achtzehnten Jahrhunderts.

Es ist kein Zufall, daß der „Egmont" im letzten Jahre vor dem Beginn der Entscheidungsphase im Kampf um diese Idee erschien; und das Werk gehört, als, wenn nicht wirksamstes, so doch tiefstes revolutionäres Drama unsrer Literatur, zu den wichtigsten Beiträgen, die das geistige Deutschland zu jenem Kampf geliefert hat. Dem Kampf um die Persönlichkeit, die höchstes Glück und ältestes Recht aller Erdenkinder ist, nicht bloß Glück und Recht eines Einzelnen, einiger Weniger bleiben darf. Die Souveränität dieser Persönlichkeit wird, durch Rede und Tat, stabiliert gegenüber dem „hohlen Wort des Herrschers", dessen Souveränität keine andre neben sich duldet. Keinen als den eignen Willen über sich, auch nicht den eines „guten und weisen Königs"; von keinem „Gedanken andrer Menschen" beeinflußt, sei es selbst der des klügsten und nächsten Freundes; kein „fremder Tropfen im Blut", den nicht „die

gute Natur" sofort wieder „herauswerfen" soll! Nicht lebemännischer Leichtsinn, nicht politische Torheit läßt Goethes Egmont den Rat Oraniens in den Wind schlagen, sondern der zu Hochmut und Tollkühnheit sich emporsteigernde Drang zur Persönlichkeit, der hybride Wille zur Wahrung der freien, nur den Antrieben des unausweichlich schicksalhaften Charakters gehorchenden Persönlichkeit. Denn nur so kann Egmont seine Aufgabe erfüllen: Beispiel zu sein für eine unpersönliche, von äußerlichen Interessen abhängige, von außen kommenden Impulsen hörige Masse; Beispiel, das, wenn es sein muß, das Opfer nicht scheut, frei ihm entgegenschreitend und freudig fallend, um sein Liebstes, sein Innerstes zu erretten; in den Tod gehend, um das Gesetz seines Lebens zu erfüllen, das das Lebensgesetz einer im Traum — einem Traum, den auch der sterbende Faust träumt — gesehenen Menschheit sein soll. Seine Beispielhaftigkeit ist seine Tragik. Er verlöscht als das verfrühte Fanal einer freiern Menschheit.

Egmont ist so nichts weniger als ein Exponent seines Volkes wie Tell. Trotz Schiller muß daher ein Regisseur am eigentlichen Sinn und Gehalt von Goethes Trauerspiel vorbeiinszenieren, der dessen Helden allzusehr auf das ethische und zeitliche Milieu festlegt. Ein Egmont, den statt der Aura des Europäertums der Voltaire und Rousseau, Lessing und Herder der Bierdunst Brueghelscher Kermessen und Teniersscher Kneipen umwittert, ein Egmont, der, ein tumber, teutscher Parsifal, blind- und blauäugig in die spanische Falle tappt, weil er nicht an die Gemeinheit der Welt und die Tücke der Welschen glauben mag, — das ist ein Egmont, wie ihn vielleicht Fritz Lienhard zu Wege und Papier gebracht hätte. Und zu dem ganz natürlich eine „belle flamande" von Klärchen paßt, die, „freudvoll", ein kichernder, gackernder, girrender Bettschatz, „leidvoll" aber viel zu drall befangen in ihrer Stuben- und Tulpenwelt ist, um den rebellischen Furor aufzubringen, der die Liebe eines Egmont und die Erhebung auf die höchste, verklärende Höhe seines Menschheitstraums legitimiert. Geist von Goethes Geist sind die Beiden bei Jeßner nicht, sondern nur Fleisch von Rubens' Fleisch. Wo zur Verkörperung (in des Wortes wuchtigster Bedeutung) solcher „Auffassung" eine darstellerische Naturkraft wie Klöpfer zur Verfügung steht, da ist immerhin dafür gesorgt, daß man sich für Augenblicke an dem Schauspieler freut, ohne daran zu denken, was für eine Rolle er eigentlich spielt. Daß bei solchem Gegenspiel ein Alba, der, trotz seiner finster bebrillten Grecomaske, mehr Grazie als Grandezza, mehr Schwung als Schwere, mehr die Biegsamkeit als die Härte der Toledaner Klinge, mehr spielerisch fazettierte Freude am Gedankenduell als pfäffisch starren Fanatismus hat, nicht zur vollen Höhe geistiger Wirkungsgewalt aufwachsen kann, ist nicht Forster zur Last zu legen, den nur ein Egmont von höchster geistiger Bedeutung ins Unrecht zu setzen vermöchte. Für Vansens Aufwieglertum bringt Granach die stechenden Augen und die schneidende Stimme mit; auch das Bäuchlein, das in dem wohllebigen Brüssel am Gendarmenmarkt noch die Ver-

treter anderwärts notorisch spindeldürrer Berufe, Schneider und Schreiber, haben. Denn wie der Herr so's Gescherr; und wie der Fürst so Gevatter Schuster und Handschuhmacher. Diese Einheit der Atmosphäre zu schaffen, ist, mit Hilfe Nehers, erstaunlich gelungen. Nur schade, daß die grade für Goethes „Egmont" nicht das A und O ist, das es für Jeßners „Egmont" bedeutet.

Hermes und das polnische Schwein von Morus

Die Herbstkampagne des Herrn Hermes hat diesmal fünf Wochen gedauert. Am 10. September traf der muntere Rheinländer am Wiener Bahnhof in Warschau ein, nachdem er vorher noch in dem nationalistischsten Blatt Polens, dem „Kurjer Poznanski", seiner Verständigungsbereitschaft und seinem Optimismus beredten Ausdruck gegeben hatte. Am 16. Oktober kehrte er ebenso munter, ebenso verständigungsbereit und ebenso optimistisch heim. Nur, daß die Handelsvertragsverhandlungen zwischen Deutschland und Polen bis auf weiteres abgebrochen sind.

Seitdem wird das übliche Theater aufgeführt. Die deutsche und die polnische Regierung bearbeiten die Presse ihres Landes, und die meisten Blätter schwenken — Krieg ist Krieg — ein, wie die Unteroffiziere. Die Deutschen erklären unisono daß sie von den polnischen Schweinen, den zweibeinigen und den vierbeinigen, nichts wissen wollen; die Polen versichern, daß man mit den deutschen Schuften nicht verhandeln kann. Mit oder ohne Haby: es ist erreicht.

Immerhin haben die Polen den Abgesang ihren Gegnern etwas schwer gemacht. Sie schlagen vor, die Verhandlungsakten, die Angebote und die Gegenangebote, bekanntzugeben, damit die Öffentlichkeit sich ein Urteil bilden kann. Aber auf diese polnische Heimtücke fallen wir natürlich nicht herein. Denn erstens widerspricht die Publikation den guten Sitten der Geheimdiplomatie, und zweitens werden, falls es doch zu einer Publikation käme, wahrscheinlich die entscheidenden Angebote mündlich gemacht worden sein. Das Streitobjekt, um dessentwillen im vierten Jahr des Zollkrieges die Friedensverhandlungen abermals gescheitert sind, bleibt im Dunkel, und die aufgeputschte Bevölkerung beider Länder wird in dem Glauben belassen, daß es in der Schlacht bei Warschau um Riesenhaftes ging. Mindestens wollten die Deutschen den Korridor und die Polen Ostpreußen haben, und nur die Wachsamkeit der Staatsmänner hat das verhindert.

Demgegenüber ist es vielleicht nützlich, sich ins Gedächtnis zu rufen, worum der Streit nun schon seit Jahren geht. Die Polen haben eine Reihe Einfuhrverbote, und ihre Zölle sind auch nicht von Pappe. Aber auf diesem Gebiet können wir mit. Und wenn es nicht gelingt, niedrige Verhandlungszölle auszutauschen, so sind die höhern auch noch immer besser als der jetzige Zustand. Die Industrien beider Länder haben

sich damit im wesentlichen abgefunden. Auch die Frage der Kohleneinfuhr aus Polnisch-Oberschlesien macht keine großen Schwierigkeiten mehr. Offiziell werden 200 000 Tonnen monatlich hereingelassen, tatsächlich kommen, mit Wissen der deutschen Regierung, schon jetzt 250- bis 300 000 Tonnen herein, und um einige Zehntausende Tonnen mehr brauchte es keinen großen Handel mehr zu geben — das Reich hat so nebenher eben erst für den niederschlesischen Bergbau eine Summe ausgeworfen, für die man über eine Million Tonnen Kohle kaufen kann.

Was man auch sonst immer an Vorwänden herausfinden mag: der Haken, an dem die Verhandlungen immer wieder hängen bleiben, ist die Schweinefrage. Dieses welterschütternde Problem besteht darin, daß die Deutschen in einem Vorvertrage die Einfuhr von 200 000 Doppelzentnern Schweinefleisch zugestanden haben, daß man auch damit rechnet, 200 000 polnische Schweine oder das Gegengewicht an Schweinefleisch hereinzulassen, daß die polnischen Exporteure aber darauf drängen, 500 000 auf dem deutschen Markt abzusetzen. Die maximale Differenz, um die der ganze Kampf tobt, wären also 300 000 Vierfüßler im Jahr. Da es in Deutschland rund zwanzig Millionen Schweine gibt, droht uns mithin die Gefahr, daß wir nicht nur ein Prozent, sondern noch weitere anderthalb Prozent des deutschen Schweinebestandes bei uns gastlich aufnehmen und verzehren müssen.

Um dieses schwere Schicksal von uns abzuwenden, haben wir zunächst zwei besonders willensstarke Veterinäre ins Treffen geführt. Ein Geheimrat aus dem Reichsinnenministerium und ein ebensolcher aus dem preußischen Innenministerium haben den Polen stets von neuem bewiesen, daß es nur eine Veterinärpolizei auf der Welt gibt, und das ist unsre. Lebenbejahend, wie wir sind, denken wir nicht daran, uns aus Polen Tod und Verderben hereintragen zu lassen. Wenn man diese Argumentation zu Ende führt, muß man sich eigentlich wundern, daß in Polen überhaupt noch Schweine zum Export übriggeblieben und daß nicht schon alle an innerer Fäulnis zugrunde gegangen sind. Aber diese Eigenart teilen die polnischen Schweine offenbar mit dem polnischen Staat. Die deutsche Veterinärtheorie — angestammtes Erbgut aus der Vorkriegszeit — hat aber in letzter Zeit noch einen andern Defekt erlitten. Die Schweinepestbazillen haben nämlich in der schamlosesten Weise die preußischen Veterinärvorschriften verletzt, nur um den deutschen Unterhändlern in Warschau das Konzept zu verderben: auch in Ostdeutschland sind, trotz strengster Grenzsperre, etliche Fälle von Schweinepest vorgekommen. Dieses bewährte Argument ist mithin ein ganz klein wenig fadenscheinig geworden.

Aber für eine so gute Sache gibt es viele gute Gründe. Als im vorigen Jahr die Schweinepreise fielen, hätte man ja noch mit sich reden lassen können. Jetzt dagegen, bei steigenden Schweinepreisen, besteht eine doppelte Gefahr. Einmal wäre nun für den Handel ein Anreiz zu höherer Einfuhr pol-

nischen Schweinefleisches gegeben, und dann würden die Polen selbst höhere Preise verlangen können und von den steigenden Preisen in Deutschland profitieren. Die Folgen, die sich daraus für die deutsche Handelsbilanz und im weitern Verlauf für die deutsche Währung ergeben, liegen auf der Hand.

Schließlich wird von den bekannten Landesverrätern, zu denen in diesem Fall auch die deutsche Großindustrie gehört, der schüchterne Einwand erhoben, man könnte doch die polnische Schweinearmee nahe der Grenze abfangen, nach einem verständigen Organisationsplan verteilen und verhindern, daß die polnische Einfuhr den deutschen Markt zerrüttet. Um dieses Kunstwerk zustande zu bringen, sind bereits in dem Schieleschen Notprogramm dreißig Millionen Mark ausgesetzt worden. Wofür sie verwandt worden sind, bleibt einstweilen dem niedern Volke verborgen.

Die Frage ist nur, ob die polnischen Schweine sich eines bessern besinnen und weniger Schaden anrichten würden, wenn an der Spitze der deutschen Handelsvertragsdelegation nicht zufällig der Präsident der Vereinigung der Deutschen Bauernvereine, Andreas Hermes, stände. Das Kabinett Hermann Müller hat, wie so vieles andre, versäumt, die Probe aufs Exempel zu machen und hat Hermes wiederum nach Warschau geschickt. Bei allen, die ihn dort aus der Nähe beobachten konnten, Deutschen und Polen, gibt es nur ein Urteil.

Aber Hermes hat, trotz seiner eklatanten Mißerfolge, inzwischen verstanden, sich in Berlin hohe Gönner zu verschaffen, und namentlich die Industrie scheint von der Vortrefflichkeit dieses Unterhändlers überzeugt zu sein. Dabei darf man nicht vergessen, daß Hermes in Warschau die günstigste Konstellation vorgefunden hat, die auf polnischer Seite zurzeit überhaupt möglich ist. Pilsudski, aus Haß gegen Rußland beinah ein Deutschenfreund, wünscht den Handelsvertrag, auch wenn er sich um die Einzelheiten der Wirtschaft nicht kümmert. Der Ministerpräsident und der Handelsminister: keine Riesen, keine Deutschenfresser. Der Leiter der polnischen Handelsdelegation, Twardowski, ein sehr verbindlicher, auch in der Sache gewiß nicht halsstarriger k. u. k. Beamter angenehmster Observanz; schwieriger sein Generalsekretär Adamkiewicz, der polnische Serruys, ein Formaljurist, der sein großes Wissen gern zur Geltung bringt, aber ohne Ressentiment gegen Deutschland.

Die Polen haben allerdings einen schweren psychologischen Fehler gemacht: sie haben sich eingebildet, daß es in Deutschland nach den Neuwahlen einen neuen politischen Kurs geben würde, und ihr Außenminister, Zaleski, hat sogar die Unvorsichtigkeit begangen, das offen auszusprechen. Indessen, in Deutschland hat sich nur eins verändert: die Regierung des Herrn Schiele hat den Polenvertrag nicht zustandegebracht, weil er gegen die Wirtschaftsinteressen der deutschnationalen Agrarier verstößt; die Regierung Hermann Müller bringt den Handelsvertrag nicht zustande, weil sie befürchtet, man könnte sie für weniger deutschnational halten als Herrn Schiele.

Bemerkungen

Berlin im Licht

> Ich weiß: Paris, London und New-York sind uns noch über. Bald müssen und werden wir sie eingeholt haben!
>
> Oberbürgermeister Böss.

Wenn Mutter Besuch bekommt, steckt sie drei Flammen mehr an; Berlin steckte drei Flammen mehr an, damit es Besuch bekomme. Es schmückte sich nicht um seiner selbst willen, für wen da auch, sondern für die legendären reichen Onkels aus Amerika, von denen die Oberbürgermeister in stillen Stunden träumen. Auch bei den gütigen Spendern herrschte kein interesseloses Wohlgefallen am Licht; in den redaktionellen Teil ragten allenthalben zwanglos die Inserate: Der gewaltige Lichtturm mitten im Tiergarten war von seinem Schöpfer, der Osramgesellschaft, mit demonstrativen Buchstaben signiert, und auch das Kaufhaus des Westens hat wohl nicht aus purer Freude am Kostümieren mitgetan. Kuppeln und Türme leuchteten, wie eines demokratischen Staates würdig, ohne Unterschied der Qualität; selbst den Goldengel auf der Siegessäule, dessen Nachtruhe man uns gönnen sollte, überraschte im Nachthemd ein unverdientes Licht. In der Tauentzienstraße, sonst dem promenierenden Nichtstun gewidmet, hatte ein Gigantengeschlecht potenter Firmen auf nüchternen Holzgestellen bedruckte Riesenwäsche zum Trocknen aufgehängt. Die Verkehrsmittel taten heiter geschmückt ihre Arbeit, Straßenbahnwagen glitten als phantastische Lichtlauben durch dunkle Straßen, und es gab Leute, die sich wunderten, daß die Mädchen zwischen achtzehn und dreiundzwanzig Jahren nicht Glühbirnenkränze um die Hutkrempen trugen. Der gestirnte Himmel machte sich ärmlicher denn je in diesen Tagen. Sie waren ein harmloser Sieg des Lokalrauschs über größere Gesichtspunkte.

Jörg Junker

Berlin im Licht

Unfälle waren glücklicherweise kaum zu verzeichnen. Am Oranienburgertor kam ein Ehepaar unter die Straßenbahn, die Frau konnte aber nach Anlegung eines Notverbandes wieder nach Hause entlassen werden. In Niederschöneweide stürzte ein Motorradfahrer so unglücklich, daß er ins Krankenhaus eingeliefert werden mußte. Berlin im Licht war also ein Erfolg.

12 Uhr Mittagsblatt

Geschenkbuch

Einer Dame? Dies:

„Paul Scheurich, Porzellane" von Franz von Volto (erschienen im Rembrandt-Verlag zu Berlin-Zehlendorf). Ein Buch mit Bildern und Text; der Text ist da, wo keins der prachtvollen Bilder steht.

Für das, was Kunsthistoriker schreiben, bin ich nicht zuständig — ich verstehe das nicht. Dabei geht es hier noch ohne die großen Vokabeln dieser Gilde ab, übrigens ist dies kein Buch zum Lesen.

Sondern zum Anschaun. Zum Streicheln. Eines, in das man sich verliebt.

Es beginnt mit den Porzellanen. Ich habe in der Dresdner Porzellanmanufaktur gesehen, was von Paul Scheurich nur zu sehen war. Schwer, davon wieder wegzugehen — die Saugfäden der Seele schlingen sich um diese kühlen, glatten Leiber, um die Putten und um die kleinen Damen, die noch ausgezogen angezogen aussehen, und so etwas wie die „Dame mit Mohr" fällt offenbar vom Himmel und kommt nie wieder. (Natürlich ist es, wie alles, was dieser große Meister gemacht hat, nicht vom Himmel gefallen, sondern mit der schärfsten Mühe erarbeitet.) Ich fragte, wie es ihm ginge — sie schüttelten mit dem Kopf. Er lebt, aber er lebt nicht mehr. Ich habe ihn gekannt, und ich muß oft an ihn denken.

Und in Dresden stand die „Uhr", die Uhr mit den zwei damenhaften Putten, die runde Zeitscheibe sieht gar nicht aus wie ein „tickender nüchterner Blechmechanismus", so sagts nur der Herr Kunsthistoriker; sondern die Uhr ist auf das bezauberndste in die kleine Gruppe eingeordnet, und der Pendel hat unten einen gezackten Gardestern und tickt zwischen den Beiden hin und her... Die Uhr ist absolut nicht teuer — nur relativ.

Blättern Sie weiter, so finden Sie Reproduktionen nach Scheurichs Radierungen, eine immer bezaubernder als die andre. Welche haarfeinen Effekte! welche hauchigen Landschaften! manchmal sieht es aus, als seien Fliegen, mit Verlaub zu sagen, übers Papier gelaufen, der kleine schwarze Mohrenpage aus dem „Rosenkavalier" ist auch da, und alle zusammen hat er genau um so viel zu süßlich gemacht, um diese gezierten in die Luft gestreckten Rokokofinger um den entscheidenden Grad ironisch wirken zu lassen. Und wie hat der zeichnen können! Sieht man die Bleistiftskizzen, so überkommt einen augenblicks die Erinnerung an Menzel, aber an den jungen, bei dem der Preuße noch beseelt war... Das Geschick hat Scheurich aus dem Leben gerissen — grade als er anfing, sich selbst zu überholen. Nun ist das Buch von seinem Schicksal überschattet, das auf der Strecke zwischen Leben und Tod Halt gemacht hat...

Wenn Sie ihr keine Porzellane kaufen, dann schenken Sie ihr dieses Buch.

Peter Panter

Sonderbare Filme

Die grosse Abenteurerin

Man ist gewöhnt, daß im Film nicht nur die Liebe, sondern auch das Geschäftsleben, die Heilkunde und die Politik aus ihrer realen Nüchternheit in eine mehr malerische und unheimliche Sphäre gehoben werden, so daß etwa ein geschäftlicher Abschluß auf hundert Autos so aussieht wie der feierliche Bruderkuß zweier frisch versöhnter Siouxhäuptlinge, und also staunt man nicht, wenn zu Beginn dieses Films der Chef einer Londoner Flugzeugfabrik in steinerner Unbeweglichkeit minutenlang vor sich hinstiert, statt die Post durchzusehen. Wenn aber das Büro der Konkurrenz in Paris aussieht wie ein Parfümerieladen und wenn den Chef dieses Hauses der nette Georg Alexander spielt, von dem man schon weiß, daß er in melancholischen Situationen die bezwingend komische Miene einer magenkranken Bulldogge aufsetzt und also nicht geeignet ist, einen soliden Aktiensturz solide darzustellen, dann stutzt der Zuschauer doch und fühlt das Bedürfnis, Referenzen über die beiden Firmen einzuholen. Glücklicherweise handelt der Film in der Folge nicht mehr vom Geschäft, sondern das Konkurrenzmanöver erweist sich als eine getarnte Liebesgeschichte. Das Personal und die Verwandtschaft des englischen Unternehmers, abenteuerlich vermummt, bemühen sich, den armen Alexander fortgesetzt in die melancholische Stimmung zu bringen, die sich, wie gesagt, für diesen Schauspieler eignet. Lily Damita entwickelt als vermeintliche Perlenräuberin in den ersten neun Zehnteln des Films eine überdurchschnittliche Durchtriebenheit und Verworfenheit, sie rollt ihre schwarzen Pupillen in die verrufensten Augenwinkel und wiegt sich in den Hüften, wie das im Verbrecherviertel der Filmwelt üblich ist. Es muß daher wundernehmen, daß der Geprellte, als sie ihm zuletzt plötzlich in keuscher, mädchenhafter Verwirrung zwecks Einheirat entgegentritt, fragt: „Also bist du gar keine Diebin?" statt zunächst einmal: „Also bist du gar nicht raffiniert?" So bleibt das Problem, ob es möglich ist, trotz angeborner Naivität etwas Raffiniertes zu liefern, ungelöst, wenn man nicht den Schöpfer des Manuskripts (Ferdinand Ujheli) als

einen lebendigen Beweis für das Gegenteil ansprechen will. Der Regisseur Robert Wiene bringt einige schöne Bilder und zeigt im übrigen die Eigentümlichkeit, einen Menschen, der etwa drei Treppen hinunterzugehen hat, auch wirklich drei Treppen hinuntergehen zu lassen. Das stört auf die Dauer. Stadtmenschen verschwenden sowieso schon soviel Zeit auf solche Dinge.

*

Die Heilige und ihr Narr

Mich hats nicht gedrängt, den Grundtext aufzuschlagen. Der Film darf einem genügen. Wilhelm Dieterle, im Doppelberuf eines Grafen und Malers Weltmit Seelenadel vereinend, spielt zum Überfluß den Regisseur. Der Film ist wie ein aus lauter dünnen und kurzen Enden geflochtener, endloser Strick: — eine glühende Brennschere fällt einem Mädchen ins Hemd, ein Kind hat Visionen von Kreuzen auf dem Schlachtfelde, zwei junge Eheleute müssen ein Jahr enthaltsam bleiben, die Schloßherrin hat einen Bruder, und das alles wird ohne Sinn verschwenderisch aufgetischt wie von Mutter Natur selbst. Inwiefern dagegen der Narr ein Narr und die Heilige eine Heilige ist, wird nicht gezeigt. Die überirdische Blässe der Heldin wirkt vielmehr wie Schwindsucht, und nur mit Besorgnis entläßt man sie zum Schluß in die Ehe. Als einziges Filmgesicht in einer Schar professioneller Dilettanten erfreut Gina Manès. Sie besitzt grüne Krokodilsaugen und an Darstellungsmitteln eine so eindrucksvolle wie abgenutzte Art, den Zigarettenrauch häßlich durch die Mundwinkel zu blasen. Sie ist so dämonisch, daß kein rauchender Teekessel neben ihr stehen kann, ohne daß alle Zuschauer fürchten, sie werde das siedende Getränk über einen Unschuldigen schütten, und es ist blamabel für die Hersteller, daß nun wirklich sogleich geschieht, was alle Zuschauer fürchten. Der Regisseur kokettiert ab und zu mit Großaufnahmen von Requisiten: Wenn einem kranken Mädchen ein Zweiglein aus der Hand sinkt, verfolgt die Kamera des Zweigleins Bahn bis zum Boden, ohne daß das Bild des Bettvorlegers dem Zuschauer irgend ein Interesse abnötigen könnte. Russisch ist eine schwere Sprache.

*

Revolutionshochzeit

Anno 1793 kam es in Frankreich auf den einzelnen Menschen nicht an. In sofern ist es eine anachronistische Raumverteilung, wenn sich in diesem Film die revolutionäre Masse als Statisterie und Hintergrund um vier Personen schart. Die Kamera zeichnet den historischen Vorgang in verzerrter Perspektive; aber so etwas ist in der Kunst erlaubt, und so kann man es sich zur Not auch in einem Spielfilm, der zwischen Kunstwerk und Tatsachenbericht die Mitte hält, gefallen lassen. Leider ist außerdem die moralische Lage so kompliziert, daß man gar nicht damit zu Rande kommt, sondern die Spezialentscheidung eines obersten Gerichts herbeisehnt. Denn wenn der Revolutionsoffizier, durch den weichen Kindermund des Schauspielers Gösta Ekman zu menschlichen Regungen prädestiniert, dem feindlichen Emigranten, dessen Gattin zuliebe, zur Flucht verhilft, so wird die Untadligkeit dieser tadelnswerten Tat wiederum dadurch verdunkelt, daß sie andrer Leute Ehefrau wegen geschieht. Und wenn die umstrittene Marquise dem Retter die gestörte Hochzeitsnacht ihres Gatten gewährt, so ist das für einen Mann, der am nächsten Morgen ihretwegen füsiliert werden soll, nur eine gerechte Belohnung, andrerseits aber ein Ehebruch gegenüber dem, um dessentwillen die Belohnung notwendig wird. Beide Möglichkeiten einer happy end-Kombination verbieten sich: die eine wegen des Bigamieparagraphen, die andre angesichts der angebrochenen Gattin. Der flüchtige Emigrant entzieht sich allen Weiterungen durch eine Kugel, die ihn von hinten ereilt. Die

Marquise bleibt unpaarig zurück. Ein wenig elegantes Endspiel. Ein Stück, in dem die Personen am Schluß mangels einer sinnvolleren Auflösung vom Verfasser weggeknallt werden, ist wegen dieses traurigen Ausgangs noch kein Drama. Im Gegenteil. Leicht verwirrt verläßt der Zuschauer das Lokal, verfolgt vom Bilde Fritz Kortners, der meisterlich einen düstern Verdauungstyp spielt.

*

„Der Film ist die Apperzeption des sinnlichen optischen Eindrucks durch ein Nacheinander und Nebeneinander im flächigen Sinn. So bedeutet der Film ein Paradoxon der Technik und Maschine unter realem Gesichtspunkt; in idealer Hinsicht ist der Film das eindringlichste Mittel, die Produktion der Phantasie anzuregen." (Guido Bagier in seinem auch sonst eigentümlichen Buch: „Der kommende Film".)

Rudolf Arnheim

Der Ursprung des deutschen Trauerspiels

Streng wissenschaftliche Werke stehen bei uns — ganz im Gegensatz etwa zu Frankreich und England — nicht eben hoch im Kurs. Noch immer wirkt hier der von Erwin Rohde so schneidig sekundierte Angriff Nietzsches gegen Wilamowitz nach; die philiströse Spezialisierung der Fachleute tut das ihrige, um dem wissenschaftlichen Betrieb seine vermeintliche Exklusivität zu wahren; die Pseudopopularwissenschaft, die sich von den naturwissenschaftlichen Disziplinen her allerorts breit macht, erweitert die Kluft, die sich durch das geistige Leben Deutschlands zieht, nur noch mehr. So mag der Erfolg von Büchern, die geflissentlich den Rahmen ihrer Disziplin sprengen, ohne es an wissenschaftlicher nicht nur, sondern selbst an methodischer Gediegenheit mit denen der alten Schule aufnehmen zu können — wie etwa die Arbeiten Gundolfs oder Worringers — zu erklären sein. Der Geist der Universitäten muß sich demnach, wie in seiner großen Zeit vor hundert Jahren, zu den Außenseitern flüchten. In ihren Händen ist die Tradition unsrer Besten sicherer bewahrt, als in denen der offiziellen Schatzhalter.

Der Geist, aus dem F. A. Wolf oder, in ganz anderer Weise, Creuzer die geistige Welt erforschten und ordneten, ist es, der in dem letzten Buche Walter Benjamins „Der Ursprung des deutschen Trauerspiels" (Ernst Rowohlt Verlag) weiter wirkt. Nicht allein die Bewältigung dieses fast noch nie in seiner ganzen Mächtigkeit behandelten Stoffes macht die Bedeutung dieses Buches, das selber aus dem härtesten und dauerhaftesten Material gemacht ist, aus: es ist die intransigente Entschlossenheit des Traktats, die hier mit unzweideutiger Strenge, wie sie seit Lachmann ganz aus dem akademischen Schrifttum geschwunden ist, das geistige Werk in die Welt der Ordnungen einfügt. Nur in solcher Weise, scheint uns, kann die Totenstarre der Wissenschaft gelöst werden. Auf Verständlichkeit im Sinne der Popularwissenschaft kann ein solches Werk verzichten, es wird viel eher bestrebt sein, dem Leser Schwierigkeiten zu machen, als ihm gefällige Eselsbrücken zu bauen. Mit sieben Siegeln verschließt eine „Erkenntniskritische Vorrede" den Eingang dieses Buches: nur wer sie gelöst hat, wird in die neugeordnete Welt der Zeit und Vorzeit zugelassen. Aus der allein aber, wenn das hier im engsten Kreise Getane Gemeingut aller geworden ist, sich die Zusammenhänge ergeben, die die Bezogenheit dieses Bezirks auf das „große Ganze", von dem heute nur geschwätzt wird, erweisen. Es ist die Verantwortlichkeit, die das Leben eines Menschen mit dem Geiste seines Volkes und seiner Zeit verbindet. In solchem höheren Sinne wird auch die wissenschaftliche Arbeit, wo immer sie unternommen wird, zur politischen Tat.

I. M. Lange

Sozialistische Ziele

Auf dem Kongreß für Chorgesang in Essen erklärte, wie die Blätter berichten, Minister Severing, daß er persönlich ein warmer Freund der Gesangvereine sei und früher auch aktiv in ihnen mitgewirkt habe. Der Reichsinnenminister habe die amtliche Verpflichtung, den Bestrebungen des Chorgesangs seine besondre Aufmerksamkeit zu schenken, er sei gewissermaßen ein Reichskultusminister mit beschränkter Haftung. Wir müssen dazu kommen, daß Arbeitergesangvereine religiöse Lieder singen und die bürgerlichen Männergesangvereine sich künstlerisch für das Wolgalied interessieren.

Chor der Fräuleins

18. September 1928.

An die Schriftleitung
der N.N. in X.

Wir bitten, Ihre Expedition anzuweisen, die weitere Bestellung Ihres Blattes an die Ortsgruppe X des Verbandes der weiblichen Handels- und Büroangestellten E. V. einzustellen.

In Nr. 239 befindet sich ein „Gedicht" von einem gewissen Erich Kästner, überschrieben „Chor der Fräuleins", das so unverschämt gehalten ist, daß man sich wundern muß, wie dieser Herr seine persönlichen Erfahrungen auf einen ganzen Berufsstand überträgt. Bevor wir weitere Schritte gegen dieses Schmähgedicht unternehmen, fordern wir durch Sie den Verfasser auf, eine Erklärung in Ihrem Blatte abzugeben, daß er mit dem Gedicht den Stand der Stenotypistinnen und sonstigen weiblichen Angestellten nicht kennzeichnen wollte. Ferner ersuchen wir den Verfasser, von weiteren Veröffentlichungen Abstand zu nehmen. — Nach unserer Meinung kann es sich in diesem Gedicht nur um einen Personenkreis handeln, in dessen Gesellschaft der Verfasser sich bewegt.

Die Erklärung muß sofort abgegeben werden und darf keine Spitze gegen eine moralische Auffassung und Berufsanschauung enthalten, die dem Verfasser fremd zu sein scheint.

Hochachtungsvoll

Verband
der weiblichen Handels-
und Büroangestellten E.V.
Geschäftsstelle X.

gez. M. H.

*

Gegenstand des Anstoßes ist das hübsche kleine Versbuch von Erich Kästner „Herz auf Taille" (Weller & Co., Leipzig), in dem auch einiges drinsteht, was früher hier erschienen war.

Bagatellen

Vorsitzender: Haben die drei Leute auf der Straße Krach gemacht?

Zeuge: Nein, sie sprachen von der Reichsverfassung, der freien Meinungsäußerung und andern nebensächlichen Dingen.

Aus dem Hussmann-Prozess
(*Zeitungsbericht*)

Liebe Weltbühne

Hindenburg ist in Breslau. Empfang durch fünfzehntausend Schulkinder. Der organisierende Oberstudienrat schließt die Rede, die er kurz vor dem Empfang den Kindern hält, mit den Worten: „Und am Schluß des letzten Liedes, da werdet ihr dem Herrn Reichspräsidenten ein hoffentlich recht schmetterndes ‚Wach auf!' zurufen!"

Antworten

Berjac. Sie schreiben: „Morus hat kürzlich festgestellt, daß bei den deutschen Großbanken — die Juden nur Direktions- oder Aufsichtsrats-Mitglieder, niemals aber einfache Bankangestellte werden können. Dies Faktum scheint sein Pendant in einer Erscheinung zu haben, die in den Reihen der deutschen Reichswehr beobachtet worden ist. Nach einer amtlichen Publikation zählt unser braves Heer (Gesamtstärke: 100 000 Mann) insgesamt vierzehn (14) Angehörige des jüdischen Bekenntnisses. Da kaum angenommen werden kann, daß diese Vierzehn Nothelfer unter der Masse des Menschenmaterials, des Kanonenfutters schlechthin, gefunden werden können, liegt die Idee nahe, sie im Bestande der Generalität oder mindestens doch des Stabsoffizierkorps zu suchen. Es wäre eine Aufgabe, für deren Lösung wir dem Personalchef des Reichswehrministeriums dankbar sein würden, wenn er uns nämlich mitteilte, welche Persönlichkeiten innerhalb der Generalität des Reichsheers sich zum mosaischen Glauben bekennen. Der frühere Chef der Heeresleitung, der vor längerer Zeit von seinen völkischen Gegnern fälschlich für einen Juden gehalten wurde, der General von Seeckt, gehört der katholischen Religion an; dagegen ist seine Frau eine gebürtige Jüdin. Vielleicht aber wird unter den in der Rangliste aufgeführten Generalen und Stabsoffizieren, unsrer Vermutung zum Tort, überhaupt kein Jude entdeckt werden; für diesen Fall würde man vielleicht berechtigt sein zu der Annahme, daß diese Herren jüdischer Abkunft sich zu dem Cadre zählen, das einstmals unter dem Namen „Schwarze Reichswehr" so berühmt geworden ist."

Rechtsanwalt Gronemann. Sie schreiben an Peter Panter, daß der Courtelinesche Roman „Le Train de 8 h 47" vor etwa dreißig Jahren ins Deutsche übersetzt und von Theodor Herzl in der ‚Neuen Freien Presse' veröffentlicht worden ist; Herzl hat sich damals für Courteline stark eingesetzt. Dank. Die Aufgabe Herzls hat dann Siegfried Trebitsch fortgesetzt, der bei Georg Müller das szenische Werk Courtelines herausgegeben hat — seine guten Übersetzungen, „Boubouroche" betitelt, liegen noch in einem Bande vor.

F. Küster, Hagen. Sie schreiben: „Durch den Artikel ‚Volksentscheid und Pazifisten' in Nummer 40 der ‚Weltbühne' wird der Eindruck erweckt, daß ich im Friedenskartell am 20. September gegen dessen Beteiligung am Volksbegehren gewirkt habe. Das genaue Gegenteil ist der Fall. Dem Friedenskartell lagen vier Anträge vor, die sich alle für Beteiligung aussprachen. Ich hatte mich nun in der vorhergehenden Sitzung der Friedensgesellschaft für eine Aufforderung der Mitglieder zur Beteiligung am Volksbegehren eingesetzt, hatte aber für diese Fassung keine Mehrheit gefunden. Eine solche hoffte ich im Kartell zu finden, weshalb ich diese Entschließung dort einbrachte, gleichzeitig, um zu verhüten, daß von der Friedensgesellschaft und dem Friedenskartell zwei voneinander abweichende Entschließungen gefaßt würden. Aus dem Grunde habe ich mich dafür eingesetzt, daß über diese Entschließung, obwohl sie nicht die weitestgehende sei, zuerst abgestimmt würde. Im Falle der Annahme bestand die Gewißheit, daß auch die Friedensgesellschaft sich dann entschließen würde. Da diesem Vorschlag nicht stattgegeben wurde, stimmte ich gegen den zuerst zur Abstimmung gelangten Antrag, der in der ‚Weltbühne' erwähnt ist, obwohl ich sonst sachlich damit übereinstimme." Hierzu sagt Kurt Hiller: „Also ergibt sich, daß F. Küster (im Friedenskartell) für die Beteiligung am Volksbegehren gewirkt hat, indem er gegen die Beteiligung am Volksbegehren

stimmte; und daß er den Antrag der Gruppe Revolutionärer Pazifisten, alle Friedenskämpfer zur Einzeichnung in die Listen aufzufordern, ablehnte, weil er sachlich mit ihm übereingestimmt hat. Mein schlichter Verstand begreift die verwickelte Verzwicktheit einer so vertrackten Komplikation nur schwer. Was er leichter begreift, ist: daß das Bekenntnis zur Teilnahme an einer von der KPD eingeleiteten Aktion für diesen professionellen Bolschewistenhasser akzeptabel höchstens dann war, wenn es, anhangsweise, gegen die KPD Gift spritzte. Seine Resolution tat das (wenn auch vorbeitreffend), unsre unterließ es; folglich stimmte er, seiner sachlichen Überzeugung entgegen, gegen unsre Resolution — während Quidde, H. v. Gerlach und selbst der im Kartell ganz rechts stehende Vertreter des ‚Friedensbunds Deutscher Katholiken' sachlich genug waren, sich der Stimme zu enthalten. Der Vorfall mag als Bagatelle erscheinen; mir als Symbol. Der Klarheit und Gradlinigkeit, die Führern gewisser Pazifistenkreise erlaubt ist."

Josef Friedrich. Sie schreiben an Erich Mühsam: „Sie haben recht mit Ihrer Berichtigung in Nr. 41 der ‚Weltbühne', Sie haben in Wirklichkeit nicht auf Passau-Oberhaus gesessen, doch haben Ihre münchner Freunde das angenommen und infolgedessen ein Telegramm an Klabund in Passau gesandt, er möge Ihnen nach Möglichkeit beistehen. Dieses leider nicht unterzeichnete Telegramm hat zur Verhaftung von Klabund geführt, und meine „Passauer Erinnerungen" an jene Rätezeit sind im übrigen bis aufs i-Tüpfelchen genau. Entschuldigen Sie, daß ich mich Ihnen nicht vorstellen konnte, ich habe eine persönliche Bekanntschaft mit Ihnen, guter Erich, nie behauptet, aber ich kenne Sie als Dichter (und Ihre ja nebensächliche lyrische münchner Räteepisode) sehr genau, und es tut mir leid, daß ich Ihnen noch nie so viel Freude machen konnte, wie Sie Ihren vielen bekannten und unbekannten Freunden."

Reichsjustizminister. Sie haben sich gegen die Todesstrafe erklärt; das verpflichtet. Lassen Sie sich auf keine Kompromisse ein, auch wenn der Vollbart des alten Kahl dräuend rauscht . . .

Republikanischer Abgeordneter. Für Sie gilt dasselbe.

Berliner Weltbühnenleser. Jeden Mittwoch im Café Adler am Dönhoffplatz. Am 24. Oktober spricht Gerhart Pohl über „Bürgerliche und revolutionäre Publizistik", und am 31. Oktober F. C. Weiskopf über „Gegenwärtige Strömungen in der tschechischen Literatur".

Abonnenten und Freunde der ‚Weltbühne' in Wien, die sich an einer überparteilichen demokratisch-republikanischen Arbeitsgemeinschaft beteiligen wollen, werden gebeten, ihre Adresse Herrn Doktor Max, Wien, Postamt 36, Fach 20, zu geben.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten: es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

König Hugenberg von Carl v. Ossietzky

Jockey of Norfolk, be not too bold,
for Dickon thy master is bought and sold
Richard III.

Wir sollen wieder mal gerettet werden. Es ist sehr merkwürdig, wie viel Trara jemand daraus macht, daß er Parteivorsitzender geworden ist. Gewiß, es geht den Deutschnationalen nicht sehr gut heuer, und es läßt sich begreifen, daß die Erneuerung der Spitze besonders wirkungsvoll beleuchtet werden soll. Mit welcher Ruhe wird in England die Umetikettierung einer Partei vorgenommen! Auch dort kommen Parteien untern Schlitten, und müssen hervorgeholt und wieder aufgebessert werden. So hat vor sechs Jahren Bonar Law die Unionisten reorganisiert, so arbeiten jetzt die Liberalen unter Lloyd George und Herbert Samuel in aller Stille, und wie solide sie arbeiten, zeigt ihr großes Wirtschaftsprogramm, das in seiner Art turmhoch über allen irgendwo von Parteizentralen ausgebrüteten Willenskundgebungen rangiert. Aber keinem dieser Männer würde es einfallen, sich deswegen als Retter zu präsentieren, gleichsam als Athlet der guten Sache, von höhern Mächten erkoren und gespornt, und aus innerer Not und Gewissenspflicht getrieben. Diese Pose ist sehr deutsch und vor allem möglich durch den gründlichen Mangel an Humor in politischen Dingen. Ein einziger ausgelachter Retter, und die ganze Konjunktur ist verpatzt.

Übrigens wird Herrn Hugenbergs deutsche Sendung mindestens von der Hälfte der eignen Parteigenossen angefochten, und die Schilderhebung ist schließlich nur durch eine Art von Putsch gelungen, eine Spezialität, die dem Häuptling und den Intimen seines Kreises ohnehin eng vertraut ist. So kommt es, daß nur Hugenberg selbst für die Hochstimmung der Situation die passenden Worte findet, während in den nicht seinem Konzern eignen deutschnationalen Blättern das Jubelgeschrei nicht über ein gedämpftes „Rhabarber, Rhabarber" hinauskommt. Nur in der ‚Deutschen Zeitung', dem schon klassischen Podium für teutonische Bouffonerien, schlägt Herr Bang, des Königs Hofnarr, seine allersächischsten Kapriolen, während selbst im ‚Lokalanzeiger' des Königs Herold, Herr Hussong, der sonst, um eine kleine republikanische Bonzendummheit zu verspotten, mehr Worte gebraucht als Juvenal, um alle Perversitäten des imperialen Rom zu perhorreszieren, mit einem ungewohnten stockernsten Gratulantengesicht antritt, den neuen Alexander zu feiern. Man kann dem vorzüglichen Publizisten den schweren Ernst der Verpflichtung durchaus nachfühlen, das richtige Ceremoniell zu finden, wenn der Chef

vons Janze, die halbe Anonymität seines bisherigen Seins aufgibt und plötzlich öffentlich in Geist exzediert. In der Partei aber weiß man, daß Herr Hugenberg bei der letzten Wahl nicht gut abgeschnitten hat, daß, wo er öffentlich hervortrat, sein nervöser Patriotismus chokierte, und daß die Deutschnationalen, auf seine gewiß große Geldmacht gestützt, nun vornehmlich eine Zeitungspartei werden. Wie wenig das ein Unterpfand des Sieges und eine reale Machtstellung bedeutet, das hat grade die Rechte als Erklärung des unaufhaltsamen Niedergangs der Demopartei oft gesagt. Jene Deutschnationalen, die keine industriellen Interessenvertreter sind, wissen das und glauben deshalb nicht an die suggestive Gewalt des Hauses Hugenberg. Und das ist richtig, denn der Einfluß der deutschen Presse ist vornehmlich negativ. Es läßt sich mit Hilfe bedruckten Papiers viel eher ein ehrlicher Mann in die Grube hetzen als ein einziges Reichstagsmandat erobern.

So bedeutet das Regime Hugenberg zunächst Zunahme äußerster Radikalisierung auf der Rechten, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß sich viele der bisherigen kompromißfreudigen Wortführer in der Hoffnung auf bessere Zeiten und baldiges Lahmlaufen der Intransigenz neutral halten werden. Allerdings kann es noch ärger werden, wenn Hugenberg wirklich Ernst machen sollte, in der Partei selbst als Tempelreiniger zu wirken. Das würde Krach und Spaltung mit sich bringen. Da der große Mann bisher mit seinen literarischen und rhetorischen Emanationen ziemlich sparsam umgegangen ist, so muß man sich, um seine Absichten zu ergründen, schon an seine Blätter halten. Und dann ergibt sich, daß sein Programm nicht nur Revision der Friedensverträge, Zerreißung des Dawespaktes und Austritt aus dem Völkerbund enthält, sondern auch Wiederaufrichtung der Monarchie, Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, Erziehung des Volkes zu Arbeitsamkeit und Anspruchslosigkeit; soziale Reaktion also nach der politischen. Das ist ein überreicher Plan für einen Mann, und besonders beachtenswert ist daran, daß die Führung der großen Rechtspartei nach ein paar Jahren unter alten Konservativen wie Hergt und Westarp, die schlecht und recht Anschluß an die veränderte Zeit gesucht haben, nunmehr zum ersten Mal seit Helfferichs Tod wieder an ein ausschließlich schwerkapitalistisch orientiertes Demagogentum zurückfällt. Der Industriekapitalismus löst die Landjunker ab. Seine Mittel und Methoden sind in keiner Weise zu unterschätzen, und seine Parolen wären bei aller ihrer fast sich selbst travestierenden Überlautheit gar nicht so ungefährlich, wenn nicht das beruhigende Moment Herr Hugenberg selbst wäre.

Gewiß ist dieser Mann eine Industriemacht, eine Zeitungsmacht, eine Filmmacht. Über alles, was zur Massenagitation nötig, verfügt er im Überfluß. Aber der Mensch entspricht

hier weder dem Geld noch dem Apparat. Zeitungskönige gibt es überall, rücksichtslose Arrivisten, die Geschäfte oder Ämter raffen, ihre Blätter dazu verwenden, um Minister zu machen oder zu kippen. Rothermere oder Bunau-Varilla — auf die Herrschaft kommt es ihnen an, und auf ihrer Macht thronend, blicken sie immer über Menschen und Dinge. Aber Hugenberg ist damit nicht zu vergleichen, denn er ist um keinen Deut klüger als die Leser seiner Blätter, für die doch die ungeheure Benebelungsmaschine in Betrieb gesetzt wird. Wo Herr Hugenberg selbst als Redner oder Publizist das Wort nimmt, überrascht er durch die Primitivität, um nicht zu sagen: Einfältigkeit seiner Gedankengänge. Dieser Industriedespot entwickelt außerhalb seiner erlernten Branche eine dünnflüssige nationale Sechserideologie, politische Belehrungen eines provinziellen Margarinefabrikanten für den Filius, ohne Niveau und Horizont, letzter Aufguß alter alldeutscher Phrasen, von so ausgefallenen Figuren wie Bang und Claß besorgt. Hugenberg als führender Geist, das ist die letzte Entlarvung des deutschen Industriekapitalismus, der so großspurig auftritt, so pompöse moderne Fassaden errichtet, der immer den Taktstock der Zeit führt und mit ihrem Intellekt auf Du steht. Hugenberg, das ist nach allen großen Worten der losgelassene Genius des Geldschranks selbst, spärlich und philiströs. Auch dieser große Herr Hugenberg ist nur ein erprobter Spezialist und Fachmann, und in andern Bereichen ein Banause.

Die republikanischen Blätter haben diese trotz allen Vorspielen doch ziemlich unverhoffte Inthronisation sehr verschieden aufgenommen. Die Einen schlugen Alarm, die Andern meinten ruhig, es wäre ganz nützlich, daß der unsichtbare Mann, der bisher nur den Geldgeber gespielt, einmal persönlich ein Amt und damit auch dessen Verantwortung übernehme. Ausgezeichnet. Nur daß für die Herrschaften von der andern Seite der Barrikade das Wörtchen Verantwortung nicht die gleiche mystische Bedeutung hat. Auf der Linken geht man „nur aus Verantwortungsgefühl" in die Regierung, nicht der Macht und des Genusses der Macht wegen, o nein — geht man aus dem gleichen edlen Impuls in widernatürliche Allianzen, verzichtet man aus der gleichen noblen Wallung, den andern einmal seinen Willen aufzunötigen, gewährt man Panzerkreuzer etcetera. Gewiß verschmäht auch Herr Hugenberg die populäre Rettergeste nicht, und man kann auch ohne weiteres annehmen, daß er felsenfest von sich überzeugt ist und ganz durchdrungen davon, daß unter allen nationalen Matadoren er allein imstande ist, den Laden zu schmeißen. Aber von einer Sorge ist er frei, und das unterscheidet ihn von den taubenherzigen Ethikern der Linken: von der Sorge um die Verantwortung. Denn über etwas sehr Wichtiges ist er sich ganz im klaren: wenn auch alles schiefgehen und er nur Trümmer

hinterlassen sollte, den Schaden bezahlt er nicht. Diese frohe Gewißheit ist das Geheimnis seiner Stärke.

Das republikanische Deutschland hat bisher jede von der andern Seite hinterlassene Sintflut ausgetrocknet und bezahlt, und sich dessen nachher mit Stolz gerühmt. Auch heute trifft man schon wieder Anstalten, Herrn Hugenberg und seinen Freunden einmal ein möglichst gut gefegtes Haus zu hinterlassen. Die neue Schwenkung der Rechten zu unerbittlicher Intransigenz hätte von der Linken als willkommener Anlaß genommen werden müssen, um ihrerseits den trockenen Ton aufzugeben und in ähnlicher Eindeutigkeit aufzumarschieren. Statt dessen wird eifriger noch um die Große Koalition gehandelt, das heißt: man rückt nach der Mitte, also weiter nach rechts, also näher an Hugenberg heran, statt nach einer schroffen linken Schwenkung ihm die Front zu bieten. Ob er große Energien einsetzen wird, um den verheißenen Kaisergedanken zu stabilisieren, bleibe dahingestellt, aber daß er alles aufbieten wird, um jede bessere soziale Entwicklung zu hemmen, das ist gewiß. Hier aber, nur hier ist das Feld, wo er geschlagen werden kann. Sein Monarchismus und seine stürmischen außenpolitischen Bravaden kommen aus Wolkenkuckucksheim, aber seine Geldsäcke sind von dieser Welt. Nicht mit Reichsbannerversammlungen, sondern mit bessern und stärkern sozialpolitischen Gesetzen, mit großen volksfreundlichen Steuervorlagen ist Hugenberg zu treffen. Die sogenannte wirtschaftsfriedliche Arbeiterbewegung der Rechten und der Mitte empfindet seine neue Führerrolle als Faustschlag und Herausforderung. Sie weiß, was er als Großkhan der Schwerindustrie bedeutet. Bei diesen geduldigen Trabanten der Rechten herrscht Aufruhrstimmung. Es ist eine einzigartige Gelegenheit für die Linke, für die Sozialdemokratie ...

Aber freilich, Reichskanzler ist Herr Hermann Müller, oberster Steuerwart der kouragierte alte Klassenkämpfer Hilferding. Und so wird gegen Hugenberg niemand mobilisiert werden als der Genosse Severing, Minister für die schönen Künste republikanischer Rhetorik.

Krisis im Reichsbanner von Paul v. Schoenaich

Die Krisis mußte kommen, denn sie ist nur die Summe der in den drei Reichsbannerparteien seit langem bestehenden Krisen, das heißt der unausgetragenen Meinungsverschiedenheiten zwischen Pazifisten und Nationalisten, Wehrfreunden und Abrüstungsfreunden. Mit Herumreden und Totschweigen hat man die Krisis seit Jahren zu verheimlichen versucht, der Panzerkreuzer hat sie offenkundig gemacht.

Im Reichsbanner begann sie schon vor drei Jahren auf der Generalversammlung in Magdeburg. Verschiedene Orts-

vereine hatten damals eine Klärung der Pazifistenfrage gefordert. Vergebens bemühte sich der Bundesvorstand, die ihm sehr unbequeme Frage abzudrosseln. Schließlich wurde ein Vermittlungsantrag Gerlach angenommen, daß der Pazifismus nicht zum Aufgabenkreise des Reichsbanners gehöre, daß Pazifisten als Mitglieder aber willkommen seien.

Dieses ziemlich verwaschene Kompromiß übersetzte der Bundesvorstand eigenmächtig in dem Organisationshandbuch in ein Verbot, die Pazifistenfrage in unsern Versammlungen überhaupt zu behandeln. Dadurch wurde die Krisis noch verschärft, denn so kam zu der sachlichen Meinungsverschiedenheit über den Pazifismus noch die weitere Meinungsverschiedenheit, ob wir eigentlich ein auf demokratischer Grundlage stehender Verein freier Männer seien oder eine Rekrutenabteilung, die den Mund zu halten hat, wenn der Vorgesetzte es befiehlt.

Tatsächlich war es seit Magdeburg gelungen, auf Grund der Gerlachschen Formel weiter zu wursteln. Seit die Friedensgesellschaft sich in aller Form zur Kriegsdienstverweigerung bekannt hatte, grollte im Bundesvorstand der Donner. Zunächst ganz leise, denn auch der Reichstagspräsident, Kamerad Paul Löbe, hatte seinen Namen für die Ponsonby-Aktion in Zwickau hergegeben. Erst ziemlich spät erkannte die sozialdemokratische Parteileitung, daß sich hier Gedanken kristallisierten, die nicht im Parteiprogramm standen. Kamerad Löbe und die Parteiorgane zogen sich allmählich von der den Führern zu selbständig gewordenen Friedensgesellschaft zurück.

Das erste Wetterleuchten innerhalb des Reichsbanners wurde ausgelöst durch meinen Krach mit den ganz vergeßlerten württembergischen Demokraten. Kurze Zeit darauf lief durch die Presse ein angeblich einstimmig angenommener Protest des Ortsvereins Weimar des Reichsbanners gegen meine Vorträge über Kriegsdienstverweigerung. Das merkwürdigste war, daß ich innerhalb des letzten Jahres, unter größtem Beifall und mehrfach auf ausdrücklichen Wunsch der Reichsbannerkameraden, in sechzig verschiedenen Städten über Kriegsdienstverweigerung gesprochen hatte, aber nicht in Weimar. Über das, was sich damals zwischen Magdeburg und Weimar abgespielt hat, liegt noch ein gewisses Dunkel. Sicher ist nur, daß sich zu dem Protest keiner der sechzig Ortsvereine bereitgefunden hatte, wo ich gesprochen hatte.

Ich habe damals täglich darauf gewartet, daß der Bundesvorstand sich mit mir, der ich immerhin Mitglied des Reichsausschusses war, über die offenkundigen Meinungsverschiedenheiten zwanglos aussprechen würde. Es rächt sich jetzt die Gerlachsche Formel. Man hatte sich einmal auf den schlüpferigen Weg des Herumdrückens begeben und fand nun nicht mehr den graden und festen Weg der freien Aussprache.

Der Panzerkreuzer hat dann blitzartig gezeigt, welch tiefgehende Meinungsverschiedenheit über Wehrfragen innerhalb der SPD., und damit auch innerhalb des Reichsbanners bestehen. Durch rücksichtslose Anspannung des Parteiapparates hat man die Krisis innerhalb der SPD. noch einmal vertagt,

für wie lange, wird die Zukunft zeigen. Im Reichsbanner sollte der Fall dazu benutzt werden, durch einen großen Schlag die Pazifisten auszuräuchern, besonders weil auch so entgegenkommende Politiker wie Gerlach und Quidde sich für das Volksbegehren ausgesprochen hatten. Sie sind auch die ersten gewesen, denen in München in aller Form der Saalschutz durch das Reichsbanner versagt wurde.

Der Hauptstoß des Bundesvorsitzenden, Kamerad Hörsing, auf der Generalversammlung in Hannover, richtete sich aber gegen mich, nicht nur, weil ich regelmäßiger Mitarbeiter pazifistischer Zeitungen, und weil ich agitatorisch in allen Teilen Deutschlands tätg bin, sondern weil ich, ein Rußlandfreund, als halber Kommunist gelte. Das ist natürlich barer Unsinn. Ich habe in Wort und Schrift niemals ein Hehl daraus gemacht, daß meine politischen Anschauungen zwischen Demokraten und Sozialisten stehen, und daß ich als unbedingter Anhänger der Demokratie ein scharfer Gegner jeder Diktatur (also auch der Bonzokraten) bin. Diese Gegnerschaft zeigt sich grade bei meinem Eintreten für die Kriegsdienstverweigerung, die die Kommunisten bekanntlich scharf bekämpfen.

Nur eines mache ich nicht mit: das grundsätzliche Lügen über die Zustände in Rußland. Manche sozialdemokratischen Führer scheinen zu glauben, es ließe sich in alle Ewigkeit verschweigen, daß es in Rußland vorwärts geht. Sie treiben aus lauter Furcht, ein anerkennendes Wort über Rußland könne den Kommunisten Wähler zutreiben, eine sehr kurzsichtige Politik. So rosig ist die Lage bei uns wirklich nicht, daß wir überheblich alles in Grund und Boden verdammen könnten, was in Rußland geschieht.

Daß nicht alle maßgebenden SPD.-Führer auf diesem törichten Standpunkt stehen, geht daraus hervor, daß der von mir besonders hochgeschätzte Paul Löbe als Mitglied der Gesellschaft der Freunde des neuen Rußland den Vorsitz geführt hat, als der Volkskommissar Lunatscharski in Berlin sprach. Der Zorn des Kameraden Hörsing über meine Sowjetfreundschaft ist also mindestens am unrichtigen Platze.

Und so kam in Hannover was kommen mußte, der große Krach zwischen Bundesvorstand und Pazifisten. Wenn auch Hörsing dort viel Beifall fand, diese Generalversammlung ist nicht das richtige Spiegelbild. Es ist dasselbe wie auf allen Parteitagen. Wer den Apparat in der Hand hat, kann darauf jede Melodie spielen, die ihm gefällt.

Wenn man, wie ich, in hunderten von öffentlichen Versammlungen in allen Teilen Deutschlands über alle Fragen des Pazifismus gesprochen, und dabei und vorher und nachher zwanglos Gedanken getauscht hat mit Freunden und Gegnern, dann kennt man die Stimmung der Massen besser als die, die die Dinge nur vom hohen Thron des Vorstandes aus betrachten. Warum hat weder die Sozialdemokratie noch das Reichsbanner mir jemals einen Redner entgegen geschickt, der mir offen geantwortet hätte, daß meine Vorträge diesen beiden Organisationen abträglich seien? Im Gegenteil, mir ist bei meiner Werbung für die Friedensgesellschaft sehr oft von Sozialdemokra-

ten gesagt worden, ihre Leute brauchten dort nicht beizutreten, denn die Partei als solche sei ja schon pazifistisch. Warum denn also heute der Zorn? Die Antwort ist sehr einfach: weil die Herren oben selbst instinktiv fühlen, daß die Massen auf unsrer Seite stehen.

Was aber soll nun werden? Krisen sind keine Dauerzustände, sie können nur zur Gesundung oder zum Tode führen. Gesundung ist, was Klarheit schafft, selbst wenn es zum Bruch und zur Scheidung der Geister führt. Tod wäre das langsame Siechtum durch Vertuschung von Gegensätzen. Daß ich das nicht wünsche, weiß jeder, der mich einmal für das Reichsbanner hat sprechen hören.

Ich fordere eindeutige Beantwortung der Frage: Ist das Reichsbanner ein schwarz-rot-goldner Wehrverein oder ist es ein pazifistisch-antimilitaristischer Bund, der nicht nur den offenen schwarz-weiß-roten, sondern auch den heimlichen schwarz-rot-goldenen Wehrträumen schärfsten Kampf ansagt? Ein Mittelding gibt es nicht.

Doch es gibt ein Mittelding, aber das taugt nichts. Dies Mittelding ist die Politik, die Hermann Müller in Genf versucht hat, und zu der sich lebhafte Anklänge auch in der hannoverschen Rede Hörsings fanden. Dies Mittelding heißt: Ja, wir möchten wohl sehr gerne abrüsten, aber solange die andern in Waffen starren etcetera. Ich sehe von dem diplomatischen Ungeschick ab, solche Reden zu halten, noch nach all den weltbekannten Fällen Lohmann, schwarze Reichswehr und andern. Ich will die Frage nüchtern betrachten.

Wer in aller Welt bedroht uns mit Waffengewalt? Uns bedroht nur etwas, nämlich die Wirtschaft der Länder, in die wir exportieren müssen, um leben zu können. Für uns ist die wirtschaftliche Wehrhaftigkeit tausendmal wichtiger als die militärische. Liegt die Abrüstung der andern, die erst Graf Bernstorff und dann Hermann Müller unter eisigem Schweigen in Genf gefordert haben, wirklich in unserm wohlverstandenen Interesse? Müssen wir durchaus alle Fehler, die die andern begehen, mitmachen? Jeder Pfennig, der für sinnlose militärische Rüstungen ausgegeben wird, belastet in Form von Steuern die Wirtschaft. Derjenige, der sich von dieser Last freimacht, kann preiswertere Waren auf den Markt werfen als die Schwerbewaffneten.

Das Ziel unsres pazifistischen Kampfes innerhalb des Reichsbanners und der Linksparteien ist, für die Schaffung eines solchen neuen bessern Wehrgeistes zu werben.

Herr Hörsing hat uns Pazifisten in einem Tone abgekanzelt, den er im Munde eines preußischen Feldwebels früher scharf mißbilligt hätte. Wir werden freiwillig nicht weichen, sondern für unsre Ideen im Reichsbanner weiter werben. Es sei denn, die Generalversammlung ändert die Satzungen und beschließt, daß das Reichsbanner ein republikanischer Wehrverein sein soll. Dann erst ist unsres Bleibens nicht mehr länger. Ich glaube aber, selbst wenn alle Funktionäre „Stillgestanden, Maulhalten!" kommandieren sollten, daß wir Pazifisten dann nicht allein gehen würden.

Die Beamtenpest von Ignaz Wrobel

II.

Um zu verstehen, wie der Beamtenapparat in großen und kleinen Staaten arbeitet, muß man sich vergegenwärtigen, wie der Einzelne dazu kommt, Beamter zu werden.

Er wird es natürlich nicht, weil er den Staat bejaht, oder weil er es gar nicht ertragen kann, wenn er seine Kraft nicht dem öffentlichen Wohl zur Verfügung stellt — oder was man so sagt. Er wird Beamter, um versorgt zu sein — um so unabhängig und verantwortungslos wie möglich zu arbeiten, und um regelmäßig ein sicheres Gehalt zu beziehen. So meditieren Eltern in Wahrheit, wenn sie überlegen, „was der Junge einmal werden soll" — so denken auch sehr viele Studenten, wenn sie sich zu entscheiden haben, ob sie in die Industrie gehen oder die Beamtenkarriere einschlagen sollen. Der Rest sind Ausnahmen oder Lügen.

Der Eintretende nun wird von dem vorhandenen Beamtenkörper aufgesogen und kann ihn kaum ändern; wenn er erst die Möglichkeit hat, zu reformieren, ist er zu alt, und sind diese Reformen dann so stark, daß sie an die Grundelemente des Turms rühren, so wird er automatisch von der Gruppe ausgestoßen. Er verschwindet, denn er hat sich zu assimilieren, nicht sie.

Es ist nun an den jungen Leuten, die in eine staatliche Verwaltung eintreten, deutlich zu beobachten, wie sich das Individuum verändert, wenn es in eine Gruppe eintritt. Das beginnt damit, daß der neu Eintretende der Gruppe zunächst noch mit Zurückhaltung gegenübersteht, er gehört ihr noch nicht ganz an, noch verrät er sie hier und da an Außenstehende, er belächelt ihre Maßnahmen, aber schon beginnt sich zwischen ihm und der nicht zur Gruppe gehörigen Welt leise eine dünne Scheidewand zu erheben ... er sagt schon „wir" — „wir machen das so ...", er verbessert vorsichtig den „Laien", wenn der sich in der Fachterminologie irrt ... er fängt an, mit der Gruppe zusammenzuwachsen. Eines Tages hat sie ihn.

Nun ist sein Weltbild verschoben: Er sieht alles, was geschieht, von der andern Seite, nämlich von innen und für innen, er ist der Bahnhofsvorsteher, der die Züge fahren läßt, damit sie fahren, nicht damit Menschen ankommen, so wie in einem deutschen Schlafwagen ja nicht nur die Schaffner Dienst tun, sondern auch die Fahrgäste. Nun wird seine Vorstellung von der Gruppe überwertig, er verachtet ganz offen die andern, die ihr nicht angehören, und konstruiert sich, um die Gruppe zu erhöhen, die Gruppenehre, ein Vokabularium, Abzeichen und andre Mittel, die Gruppe in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu legen. Ein Hauptmittel ist die Art seiner Arbeit.

Wenn die Ämter Organe des Staatsorganismus sind, so ist dieser Organismus ein Monstrum mit schwerer Elephantiasis. Insular bilden sich die einzelnen Zweige fort, sie wuchern, niemand fragt danach, ob das noch nötig und nützlich für das Ganze ist. Die grauenhafte, sklavische Arbeitsunrast des

Deutschen arbeitet, um zu arbeiten — nicht für einen Zweck. Der ist Sache der „Leitung".

Was in den Ämtern aller Staaten getrieben wird, ist beispiellos, weil es unentwirrbar und mit der Zeit sinnlos geworden ist. Ein Stempelsteuergesetz mit 884 Paragraphen ist auf alle Fälle schlecht, weil die Verfasser nicht wissen, daß die ganze Stempelsteuer das nicht wert ist; es ist eine Deformation des Lebens, eine „Stempelsteuer-Wissenschaft" zu konstruieren, die es nicht gibt, sondern die man erfunden hat, um geschäftigen Nichtstuern zu Brot zu verhelfen, das sie verdienen, ohne es zu verdienen. Was hier am Werk ist, ist der Tätigkeitsdrang von Subalternen, die zufällig auf eine Universität geraten sind — mit universitas hat grade diese Tätigkeit auch nicht das Geringste zu tun, sie ist genau ihr Gegenteil.

Und womit sich diese alle befassen! Man sehe sich etwa an, was die „Zentrale für Heimatdienst" treibt, was die „Technische Nothilfe" anstellt, um ihre tödliche Leere auszufüllen, ihre Unnützlichkeit, ihre gänzliche Überflüssigkeit! Alles das hat nun langsam politische Zwecke bekommen, treibt wirtschaftliche Transaktionen, befaßt sich mit Dingen, an die niemand gedacht hat, als die Einrichtungen ins Leben gerufen worden sind, und an die niemand der Herren Bewilliger denkt, wobei denn die Frage zu tun wäre, was sich ein Sozialdemokrat überhaupt denkt, wenn er den Etat der „Technischen Nothilfe" bewilligt. Aber freilich, sie bewilligen ja noch ganz andere Dinge... ein Gulden oder ein Kreuzer — das gilt ihnen gleich. Sie laufen also über die Ränder, die Gschaftlhuber, und es ist lustig, zu sehen, wie das „Verbandsleben" anstelle des Lebens überhaupt rückt; wie die Konditoren Kriegsschiffe besichtigen und die Sargtischler für den Monismus eintreten, und nächstens werden noch die Richter durch ein Gefängnis gehen... nun, wir wollen nicht übertreiben.

Man sehe sich einmal einen Etat an... aber das Volk weiß ja nicht, was mit ihm gemacht wird, und der Abgeordnete ist zu faul, zu beschäftigt, zu müde, um alles aufmerksam prüfen zu können. Wie da über jeder nötigen, unnötigen, dem Staat aufgedrängten, vom Staat angemaßten Tätigkeit ein Wasserkopf von „Verwaltung" sitzt, der unnützlich und überflüssig ist, dafür gibt es ganz nahebei ein schönes Beispiel: das ist die Verwaltung der drei Staatstheater in Berlin, ein Ressort, das an einer Privatbühne schneller, besser und glatter von je zwei flinken Sekretärinnen und ein paar Daktylos ausgefüllt wird. Das besorgt bei jenen ein ganzer Stall von Krippensetzern. Aber freilich: So herrliche Intrigen wie die Herren Winter, Selig è tutti quanti bekommt die Privatindustrie nicht zusammen. Die Herren werden ja wohl wissen, was Talleyrand geantwortet hat, als ihn ein armer Schächer auf die Notwendigkeit verwies, er müsse doch leben...

Und so auf allen Gebieten. Herr Abegg hat einmal den Versuch gemacht, die zahllosen Polizeiverordnungen, die auf dem Wege der Parthenogenesis entstanden sind, aufzuheben; ihre Zahl ist grotesk, sie beträgt eine Viertelmillion, und aufgehoben hat er sie nicht, weil alle die kleinen Wichtigmacher in Stadt

und Land das Netz ihrer Kompetenzen so festhielten, daß kein Aal entschlüpfte. Sie sind alle mit einer Arbeit beschäftigt, die in Wahrheit, wenn man sie recht täte, etwa hundertmal so klein wäre — sie haben sie sich erst gemacht, um sich eine Bedeutung zu geben, und hier sind wir denn auf das innerste Blatt der Zwiebel gekommen.

Es ist der Geltungsdrang als sozialer Faktor, der hier arbeitet, die persönliche Eitelkeit, die ins Sachliche umgeschlagen ist — jeder macht sich ja eine Welt, die so beschaffen ist, daß er, mit seinen Anlagen und Möglichkeiten, die von ihm erst aufgestellten Postulate genau erfüllt und also ihr Mittelpunkt ist. Die höhern Subalternen in allen Verwaltungen nun haben einen Drang, einen einzigen, der sie neben dem legitimen Wunsch, möglichst viel Rente gleich Gehalt aus ihrer Tätigkeit zu schlagen, beherrscht: sie haben den Geltungsdrang für ihre Tätigkeit, für ihre Gruppe, für ihr Amt. Wer einmal erlebt hat, was ein preußischer Major im Kriege anstellte, wenn man ihm eine Kompagnie Landsturm fortnehmen wollte, wie da der harte Kriegersmann den Tränen nahe war, weil er völlig richtig fühlte, wie seine soziologische Wirksamkeit nun um zweihundert Mann kleiner wurde — der weiß, wie schauerlich expansiv dieser Drang arbeitet. Das Ideal sieht so aus: „Wir haben jetzt so viel zu tun, daß wir noch ein Haus als Verwaltungsgebäude dazu kaufen müssen!" Sich ausdehnen; geschäftig sein; dahinter steckt: nötig sein, wichtig sein, etwas gelten!

Das sitzt in jedem Menschen — aber erstens ist es im Deutschen besonders ausgebildet, und zweitens fehlt in Deutschland das Korrektiv des gesunden Menschenverstandes. Anderswo versuchen das die Beamten auch, stellenweise gelingt es ihnen — aber die ratio ihrer Nation ist sehr oft so stark, daß sie, ist einmal ein bestimmter Grad erreicht, „Halt —!" ruft, und weiter gehts dann eben nicht. In Deutschland geht es weiter, bis zur Groteske — man sehe sich etwa die Diskussionen über die „Verreichlichung" der Länderbureaukratien an, und man hat genau das, was ich meine: ein Tohuwabohu von wildgewordenen Kleinbürgern, die ein völlig imaginäres Gebiet beackern, die etwas tun, was es gar nicht gibt, etwas, das sie erst erfunden haben: um ihre Söhne unterzubringen; um einen Titel zu haben; um in der Kleinstadt etwas zu gelten; um vor sich selbst etwas zu sein, was sie sonst nicht wären; um eine besondere Kaste zu bilden; um des Gehalts willen, ja, richtig: um der Sache willen.

Aber die kommt in letzter Linie.

Denn wenn in Deutschland etwas amtlich organisiert wird, was die Herren mit einem dem Kasino entlehnten, scheußlichen Ausdruck „aufziehen" nennen, dann denkt niemand an das Objekt dieser Organisation, nämlich an den, für den doch eigentlich der ganze Betrieb da ist. Und der ihn bezahlt. So wird das nicht gemacht: Sie sehen in erster Linie die überwertig aufgeblasene Gruppe; in zweiter deren Interessen, den Innendienst, die kleinen Bequemlichkeiten für die Beamten, damit die sich auch ja nicht eine Plombe bei der Arbeit abbrechen. Noch nie ist von diesen Organisatoren jemand auf den Gedan-

ken gekommen, zum Schluß folgende Frage zu stellen: „Und nun wollen wir doch einmal sehen, was denn das Publikum zu tun hat, wenn es alle diese Vorschriften befolgt." Das interessiert dortseits überhaupt nicht; daher dann die irrsinnigsten Anomalien, Vorschriften, die man denen, die sie gemacht haben, um die Ohren schlagen sollte, unerfüllbare Forderungen, Dummheiten, Nachlässigkeiten: Die benötigten Formulare gibt es nicht an der Amtsstelle, sondern anderswo, der Steuerzahler läuft; es müssen vier Bogen ausgefüllt werden, der Steuerzahler schreibt, tut also die Arbeit des Beamten; und so tausend Narrheiten und Albernheiten, die selbst aufzuzählen zu langweilig wären. Aus unerfindlichen Gründen scheint sich bei der Gewährung von Paß-Visen die Beamtentollheit selbst zu überschlagen; was da von allen Ländern getrieben wird, ist so albern wie ihre Staatsraison und so schmutzig wie die, wo das Visum eine Einnahmequelle darstellt, die fast immer den Tatbestand der Erpressung streift.

Diese Mühle mahlt immer weiter, immer weiter. Ab und zu stößt ein Ehrlicher in der Gruppe einen Stoßseufzer aus: es gibt in der Finanzverwaltung vernünftige Beamte, die zugeben: Alles, was wir hier tun, ist Hokuspokus. Der Bauer zahlt keine Steuer, die Industrie legt uns herrliche Bilanzen vor, von denen wir wissen, daß in allen zusammen keine wahre Zahl steht — was wir hier treiben, ist die Vortäuschung einer Idee: als sei es nämlich möglich, Steuern „gerecht" einzutreiben. Was unter diesen Umständen eben nicht möglich ist. In einem preußischen Etatsjahr hat zum Beispiel eine Nachprüfung der industriellen Veranlagungen eine Nebeneinnahme hereingebracht, die so groß war wie alle Steuererträgnisse der preußischen Bauern zusammen. Die Analogie mit einem Tollhaus ist vollkommen: Es gibt ja bekanntlich eine Menge Irrer, die rational denken, und nichts als dies — aber vom Standpunkt eines gesunden Menschen ist ihr Tun eben wahnsinnig.

Die Beamten verlieren sehr bald, meist schon kurze Zeit nach ihrem Eintritt in den Staatsdienst, das Blickfeld für das Ganze — sie ersaufen in ihrem Kleinkram, der zu neun Zehnteln sinnlos, erfunden, überflüssig, unanwendbar und unbrauchbar ist. Das der Gruppe immanente Gesetz aber, sich ständig zu vergrößern und die eigne Geltung möglichst herauszustreichen, zwingt sie dazu, sich nicht nur mausig zu machen, diese unsinnigen Etats zu vertreten und das Rad immer fort und fort zu drehen. Die Folge ist nicht nur eine sinnlose Verschwendung der Steuergelder, bei denen niemand kontrolliert, ob sich denn der Aufwand überhaupt noch lohne, der da getrieben wird — die weitere Folge ist eine Verdunklung der Tatbestände, aus denen sich zum Schluß keiner mehr herausfindet. Es gibt ganze Gebiete der Landesgesetzgebungen, auf denen man schon „Fachleute" zu Rate ziehen muß, um sich überhaupt über die einfachsten Grundlagen klar zu werden. Das liegt nicht an den Materien, sondern lediglich am Geltungsdrang der Beamten, die erst jene Verwicklungen konstruiert haben.

Daher die Unmöglichkeit, wirklich „Verantwortliche" zu finden — in Wahrheit sind Strafrecht und Gewohnheitsrecht,

Volksanschauung und Beamtengesetzgebung Opfer der Wahnideen von den Kollektivitäten: eine echte Verantwortung trägt keine. Sie treten zwar mit dem Anspruch auf Verantwortung auf — aber die Individuen verkriechen sich hinter der Gruppenvorstellung, und zum Schluß ist es keiner gewesen. Aus diesen Verwicklungen heraus entstehen Justizmorde, die nicht immer so einfach liegen wie der an Jakubowski, wo sich ein ganzer Korb Richter und ein Staatsanwalt die bösesten Vorwürfe machen lassen, ohne zu mucken — niemand tut ihnen etwas. Aus der künstlich geschaffenen Kompliziertheit resultiert gewöhnlich die Unmöglichkeit, den einzelnen zu belangen, sowie jene, klar zu sehen und durchzudringen — es folgt endlich die Unmöglichkeit, zu reformieren. Denn sie decken sich untereinander, sie hängen zusammen wie die Kletten, sich mit stechenden Nadeln aneinander festhaltend —, aneinandergeklebt durch jenen seltsamen Leim des Zusammengehörigkeitsgefühls, einer Gemeinsamkeit, die sich erst Feinde schafft, um überhaupt zu sein. In Wirklichkeit hängt alles, was in einem Beamtenkörper geschieht, an der Routine und den sehr dünnen Fäden der Personalpolitik. Daher die ungeheure Wichtigkeit der „Personalreferenten" — daher auch der erste und grundlegende Fehler Fritz Eberts, der die Gefahr nicht sah, die von jenen drohte —, was seltsam ist; man sollte meinen, daß sich gleichnamige Pole abstoßen. Hier machte die Natur eine Ausnahme: sie zogen ihn an und er sie.

Solche aufgeblähten Beamtenkörper abzuschaffen, die überflüssig sind, unfruchtbar, unproduktiv und fast immer reaktionär, ist auf dem Wege der Evolution unmöglich. Jeder Reformversuch muß ja von einem von ihnen gemacht werden; jeder Reformversuch endet gewöhnlich damit, daß der Dreck, statt herausgekehrt zu werden, von einer Ecke in die andre umgelegt wird; jeder Reformversuch beläßt, wenn man es richtig ansieht, alles beim alten. Eine wirkliche Änderung? Dazu hat der liebe Gott die Revolutionen erfunden. Luftreinigungen, die von Zeit zu Zeit erfolgen müssen, wenn nicht alles ersticken will. Dann gehts wieder für eine Weile. Daß sich auch in Sowjet-Rußland eine neue Bureaukratie herausbildet, brauchen wir den Russen nicht zu erzählen, die es besser wissen als wir und die sich wenigstens bemühen, sie zu bekämpfen — aber man kann eine Bureaukratie immer nur von außen bekämpfen, voraussetzungslos, ohne auf das dumme Geschwätz von den „fachlichen Belangen", von den „historischen Interessen der Länder", von den „geschichtlichen Gewordenheiten", von der „Staatsraison" und wie dieses Zeugs sonst noch heißt, überhaupt zu hören.

Der auf uns lastende Beamtenturm verdient einen Tritt, daß er kracht. Die Parteien wagen nicht, das zu sagen — denn sie brauchen die Stimmen dieser Beamten, und die sind gut organisiert und schießen mit Boykott, Klage, Lärm und Mandatsschmälerung, wenn ihnen jemand an die Position will, die sie sich so mühsam gemacht haben. Wer soziologisch sehen kann, sieht weiter. Die wohlerworbenen Rechte der deutschen Beamten sind ein schweres Unrecht am Volk, und wenn sie schlecht bezahlt werden, was der Fall ist, so möge man sich

sagen, daß sie für das, was sie wirklich Nutzbringendes leisten, in den allermeisten Fällen noch überzahlt werden. Auf der Leiter der Nützlichkeit steht obenan die Feuerwehr, unten stehen die Richter, und dazwischen gibt es alle Nuancen. Die Reichswehr sitzt im Keller.

„Sie wollen alle Innendienst machen", hat Linke Poot das einmal formuliert. Und sie machen ihn. Dabei haben sie sich sachte modernisiert. Sie fangen schon an, nach „wirtschaftlichen Grundsätzen" zu arbeiten, was der liebe Gott verhüten möge, denn was da durch die Lappen geht, beläuft sich auf Millionen. Der lächerliche Stolz, daß der „Laden" soundsoviel im Jahr umsetzt; diese kindische Freude am Betrieb ... und alles auf Kosten der Allgemeinheit, die dann, als Refrain, über den versailler Vertrag stöhnt. Der Reparationsagent hat es richtig erkannt: sie hat ihn im eignen Hause.

Das ist Japan von Richard Huelsenbeck

Dieses Stück stammt aus Richard Huelsenbecks neuem Buch „Der Sprung nach Osten". Wir hatten vor einem halben Jahr Gelegenheit, auf des Verfassers erstes Reisebuch „Afrika in Sicht" zu verweisen. Hier schildert der Schiffsarzt Doktor Richard Huelsenbeck eine Reise auf einem Frachtdampfer, die nach Ostasien führt. Eine Fahrt ohne allen Komfort, eine Fahrt mit Büchsenfleisch, Taifunen, Kesseldefekten und einer höchst merkwürdigen Besatzung, die ihre Unterhaltungen, ihre Verbrüderungen und Fehden in einer gleichfalls sehr merkwürdigen Sprache führt. Es ist ein Frachtdampfer dritten Ranges, ein „Frachtschlorren", der den liebenswürdigen Namen der „Coyote" führt, vom Kapitän bis zum Trimmer besetzt von Defekten, von Schiffbrüchigen des Lebens. In der Schilderung dieses nicht sehr ruhmreichen Marinepanoptikums entwickelt Huelsenbeck beträchtlichen gestaltenden Humor. Uns fehlen solche Schriftsteller, die nicht aus der Reflexion, sondern aus einer erlebten Wirklichkeit schöpfen. Bereitet sich hier ein deutscher Epiker der Meerfahrt, ein deutscher Joseph Conrad vor? (Das Buch ist, wie das frühere, bei Wolfgang Jeß in Dresden erschienen.)

Es rauscht und es rauscht; die Wände sind weiß gekachelt, und das Wasser läuft in Tropfen an ihnen herab. Im Bad ist mein Körper verzerrt, platt gedrückt, ich denke, so platt wie eine Bretzel. Wenn ich den Blick über den Rand der Wanne hebe, sehe ich nur Dampf und Kacheln und eine Fußmatte aus Gummi.

„Emmenthal ...!"

Ein verschlafenes „Hallo!"

„Ring the bell!"

„Why ...?"

„Möchte Kaffee haben ..."

„Nur nicht diesen japanischen Tee, der wie Spülwasser schmeckt ..."

„Ne, Café nero oder so was ..."

„Einen Moment, ich ringe den Bell .. so das macht Krach ..."

Wir warten, kein Mensch erscheint. Wir warten eine halbe Stunde, es kommt niemand. Neues Schellen, niemand kommt.

„Sehen Sie, das ist der Unterschied zwischen einem Imperialhotel in Europa und einem in Tokio ... es kommt hier einfach niemand ... wahrscheinlich meinen Sie, wir müßten zu ihnen kommen ..."

In der Halle ist ein offner Kamin, in dem einige Scheite glimmen. Ein sehr langer, rothaariger Amerikaner streckt seine Fußsohlen gegen die Glut und spuckt hin und wieder über die Spitze der Fußsohlen in das Flammende; er spuckt die Welt an, ich lese es aus seinem Gesicht.

Ladies beschäftigen sich damit, den Rock herunterzuziehen.

WASHINGTONS BIRTHDAY

„Was bedeutet das?"

„Die amerikanische Kolonie feiert was. Hinten im Saal richten die Kellner die Tafel. Ich höre Geschirr klirren ..."

„Die nette Geisha da ... gucken Se mal ..."

„'n Bedienfräulein aus der obern Etage, Japan garantiert echt für Amerika zurecht gemacht. Fabrikmarke Imperialhotel ..."

„Was sollen die armen Teufel machen ..."

Von einem Bücherstand hebe ich ein Heft auf, „Denke an das Land der Kirschenblüte, wenn du zu Hause bist ..."

Man sieht, daß der Verkäufer sich seinen Kimono nur angezogen hat, weil er hofft, mit fremdartiger Romantik bei den Amerikanern Geld zu machen.

„Eine Treppe höher, Doktor ..."

„Private Tearoom ..."

„Wenn ich Manager wäre, würde ich sagen: Hier, Ladies and Gentlemen, haben Sie die echt japanische Atmosphäre, hervorgerufen durch das Getagetrappel der jungen Damen. Hier ist japanische Stimmung. Kosten Sie nur unsern Tee, drei Shilling die Portion, alles inbegriffen ..."

„Es gibt aber doch noch irgendwo ein echtes Japan ..."

„Sicherlich ... Doktor ..."

Mittags im Lunch-Raum sitzt Smoking bei Smoking; Perlenketten, echte und falsche, glitzern. Zwischen Tomato-Ketschup und Sellerie-Salt blitzt die Goldplombe; die Gespräche sickern und zwitschern, hin und wieder schwillt der Lärm an, ein Teller klirrt, ein Stuhl raschelt. Verbeugungen.

„O Mistress Sherwood ... glad to see you ..."

„O Mistress Hariman ... glad to see you ..."

„Very nice country ..."

„Beautiful, Mistress Sherwood ..."

„Glad to see you indeed ..."

Über den Köpfen der Essenden sehe ich plötzlich ein merkwürdiges Gebilde schweben; weiter unten ist etwas Menschliches, ein hagerer Körper, eine Art Soutane.

„Das ist'n Ausländer ..."

„Vielleicht 'n Japaner ..."

„Ober, was ist das für ein Herr ... der da in dem härenen Gewande ...?"

„Monsieur! I d'ont understand ... arigato ... arigato ..."

„Verstehen Se das, Doktor?"

„Was das für ein Mann ist ... welche Nationalität ...?"

„Koreaner ..."

„Richtig, Doktor ... das, was Sie schweben sahen, ist ein Drahtzylinder ... Heimatsrecht der Koreaner ... die Kutte wird wohl auch dazu gehören ..."

Die Smokings schnalzen über den Tellern. Eine dicke, rötliche Dame, mir schräg gegenüber, wickelt sich ihre Perlenkette um den Zeigefinger der rechten Hand und verharrt in einer photographischen Pose.

Wir schaukeln in Rikschas zum Imperialtheater, einem modernen großen Baum mit Bühne, eisernem Vorhang, Parkettreihen und Billetschaltern, hinter denen die Verkäufer sitzen.

„Na, da bin ich gespannt ... sehen Sie mal da oben ... den Stuck ... genau wie bei uns ... Jugendstil ... häßliche Nachahmung Europas ..."

„Hier ist etwas echt Japanisches ... Strohmatten als Orchesterfauteuils ... da sitzen schon ein paar Leutchen ... haben sich sogar ihr Teeservice mitgebracht ..."

„Das machen wir auch, müssen unbedingt einmal mit übergeschlagnen Beinen wie die Türken im Theater gesessen haben."

Auf der Bühne erhebt sich vor grell gestrichenen Kulissen ein altpatriotisches Schauerdrama. Väter halten lange Reden, Kinder liegen auf den Knien, Mütter werden nur mühsam an den Haaren aufgehalten, sich in tödliche Abgründe zu stürzen.

„Kitsch ... ist also nicht von uns erfunden ..."

„Gehen wir ... knurrt der Magen ...", sagt Emmenthal.

Eine Straße moderner Zementhäuser wird immer wieder von freien Plätzen unterbrochen, als ob dort dem Willen zur Neuzeit der Atem ausgegangen wäre. Dann lange Reihen der kleinen Holzhäuschen, aus denen Frauen mit weißgepuderten Gesichtern sehen. Mit einem neugierigen, aber ernsten Blick.

Abends binden die Rikschakulis sich Papierlaternen an die Deichsel ihrer Wagen. Wie sie traben! Ein Droschkenpferd ist faul dagegen. Ich habe mir die Füße dieser menschlichen Gäule angesehen: eine weiß angelaufene dicke Kruste ... wie Aussatz.

Ich höre immer „Arigato!" Dankeschön. Vielleicht ist bei den Kulis ein Rest der alten japanischen Höflichkeit übriggeblieben. Ich meine nicht die Höflichkeit, die sich im Imperialhotel auf die Rechnungen setzt: das ist geleckter Amerikanismus.

Früher lernten die Japanerinnen Blumen binden und tanzen. Getanzt wird jetzt auch, zur Jazzband und dem Megaphon. Blumen bezieht man fertig aus dem Geschäft.

In der Ginza-Street grüßt uns ein Kinematograph. Der Titel des Stückes lautet „A woman of Paris".

Ein einfacher grauer Raum mit hölzernen Bänken und der Ausdünstung der dichtgedrängten Menschen. Auf den ersten Bänken sitzen mehrere Frauen in Kimonos, tragen auf dem Rücken ihre Kleinen.

Der Film wird den Orient zivilisieren, alles andre spielt dagegen nur eine geringe Rolle.

„Was sagen Sie, Emmenthal ...?"

„Weiß gar nicht, was ich dazu sagen soll ..."

Ganze Stadtteile sind von Papierfahnen überweht, auf denen wie riesige Tausendfüßler die Buchstaben sitzen.

In den Auslagen hängen über messingenen Stöcken seidne Kimonos, Obis, Unterkleider; Damenartikel machen sich breit, das heißt die Zivilisation zieht ein.

Aus der Mauer des kaiserlichen Palastes hat das Erdbeben einige Blöcke schwerer Steine gerissen; sie liegen verstreut über Graben und Weg. Asphaltierte Straßen und Verkehrstürmchen der Polizei. Rikschagewimmel. Dann wieder Autos, Autos ... amerikanische und deutsche Wagen, die sich durch aufgeweichte Lehmwege prusten. Japanische Städte sind bewußt in die Landschaft gesetzt, sie fügen sich ein, geben sich den Wellen des Geländes hin. Noch ist nirgendwo etwas Vertikales, fest gegen den Grund Gerichtetes. Selbst das Imperialhotel, die Karawanserei der Angelsachsen, ist tief und niedrig gebaut, als schmiegte es sich in eine kleine Mulde.

Die Frauen sind süß, duftig, trippelig; die Schleifen des Obi auf ihrem Rücken sind wie Schmetterlingsflügel. Es sieht aus, als

würden sie nun lächeln und davonfliegen. Aber sie lächeln nicht, selbst in der Zeit der Kirschblüte lächeln sie nicht. Lächeln ist eine europäische Angelegenheit; noch ist die asiatische Starrheit zu groß und hält ihre unschuldigen Mienen gefangen. Daß sie sich befreien möchten, diese zierlichen Frauen, und ihren Ehemännern, die mit ihnen wie mit einer Sache umgehen, auf die Finger klopften! Daß sie diese dunkeln, selbstbewußten Brüder ein wenig auf den Arm nehmen möchten, wie sie selbst jahrhundertelang auf den Arm genommen worden sind!

Im sechsten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung hörten die Japaner, in China sei eine neue Religion ausgebrochen. Sie beschlossen, eine Kommission von Gelehrten hinüberzuschicken, die Sache zu studieren — sie sind sehr neuerungssüchtig. Die Professoren machten sich auf den Weg — damals keine kleine Sache — und entdeckten auch in China die neue Religion (den uralten Buddhismus). Sie sahen sich die Sache genau an, wie es gewissenhaften Professoren zukommt — induktiv und deduktiv... ontologisch und psychologisch, — kehrten nach Japan zurück und baten bei dem herrschenden Mikado um eine Audienz. Der Kronrat, eine Gerusie einflußreicher Männer, trat daraufhin zusammen und beschloß kurzerhand, die gefundne Religion in Japan einzuführen. Was gut sei, müsse man einführen. Basta.

Der Buddhismus ist eingeführt worden, hat sich, wie man sagt, in jeder Beziehung bewährt und eine Unmenge wertvoller Kunstdenkmäler hinterlassen.

„Verstehen Sie das, Emmenthal. . hier können Sie den Charakter des Volkes lernen..."

„Die Japaner sind Experimentatoren... in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts haben sie erkannt, daß das Christentum augenblicklich die Konjunktur für sich hat... sie werden es einführen... praktische Menschen." „Der Schintoismus? Mikado, Sohn der Sonne und so...?" „Die Sache ist natürlich keine einfache Rechenaufgabe ... aber daß sie modern werden wollen, ist klar... es dauert noch eine Generation, dann sehen sie alle aus wie bei uns ... man muß sich beeilen, wenn man noch was sehen will..."

„Doktor... ich habe Hunger..."

Straßen, die das Erdbeben durcheinandergeschüttelt hat. Ein Blick in den Hof einer Kaserne: Fünfhundert erhobene Arme, Kommandos, fünfhundert gebeugte Knie.

„ Das ist preußischer Drill..."

„Hm ... mein Vater ist darin Fachmann..."

Ein sozialistischer Umzug. Eine rote Fahne wird vorangetragen, verelendete, entschlossene Gesichter. Jemand steigt auf einen Stuhl: „Genossen... hier wie in Europa... toute la même chose... nieder mit dem Kapitalismus..." Begeisterte Zurufe, die Internationale.

Ich merke, wie es mir in den Augen warm wird, und sage zu Emmenthal: „Meinetwegen können sie mir die ganze Romantik der Cherry trees, der Götzen und Heiligtümer wegnehmen... es gibt hier wie dort ausgebeutete Menschen, arme Menschen, empörte Menschen... die Soldaten dort und hier die Arbeiter... Sie haben die Wahl, ob sie ein Snob oder ein anständiger Mensch sein wollen..."

Ein Park mit einem zierlichen See. Von den Zweigen malerischer Nadelhölzer überschattet. In das Wasser läuft ein Fußsteg aus schmalem Holz, der, sich am Ende verbreiternd, ein Teehaus trägt.

„Das ist wie auf einem japanischen Bild, mit einem Hauch aufs Papier gesetzt..."

„Bei uns hängt so was überm Vertiko..."

Die Leute drängen sich, hüpfen mit ihren Sandalen und Getas über die Schmutzrinnen und ziehen sich ihre Umhänge fest um die Schultern. Die Kälte schleicht einem in die Knochen, und hin und wieder werden ganze Reihen von Passanten durch einen Nießer erschüttert. Die Männer, fast alle in europäischer Tracht, schlagen sich die Hosen um und schauen mißtrauisch unter ihren Huträndern hervor. Eine besondre Einrichtung zum Schutz gegen Grippe fällt mir auf: eine Art Nasenklemme, die desinfizierte Wattebäusche hält.

Weicher Hut ist Trumpf, Havelock und weit flatternder Mantel. Darunter sieht man manchmal ohne weitern Übergang eine angeschmuddelte Makkounterhose mit Strumpfbändern, die fest über die Waden gezogen sind. Frauen keuchen unter der Last der Kinder, die puppig, rosig, mit glatt gescheiteltem schwarzem Haar aus den Rückensäcken wie aus der Bauchfalte eines Känguruhs blinzeln. Ein Engländer mit Gamaschen, Bridges und braunem Tropenhelm (ein Dampfer hat ihn für einen Nachmittag an Land gesetzt) sieht hier aus wie ein Tierbändiger.

Japan fabriziert Streichhölzer; in zierlichen Kästchen werden sie angeboten als wären es Bijoux. Wir sind im Lande der Niedlichkeiten. Emmenthal hat sich im Theater ein Rasierzeug in einem Papierbeutel gekauft. Wie für Grasmücken oder Wurzelmänner gemacht.

Die Tempel stehen in der halben Dunkelheit der Kiefern und Fichten, als wären sie aus Marzipan gebaut. Wulst setzt sich auf Wulst; gedrehte Pilaster sind von seltsamen Häuschen überdacht; Vorhöfe schieben sich ineinander.

Ein Buddhapriester in gelber Toga erhebt sich von einem Teppich, wo er mit altmodischer Feder in ein Buch kritzelte.

Er macht eine feierliche Verbeugung, weist mit der Hand auf den Eingang zum Allerheiligsten und sagt: „Morning gentlemen ... you want to see ... allright two yen each ..."

„Der versteht sein Geschäft, Doktor ..."

Neben dem Tempel steht eine große moderne Seifenfabrik, der Rauch ihrer Schornsteine schwebt über den heiligen Hain bis in unsre Nasen. Im Allerheiligsten glänzt Lackkasten bei Lackkasten, mit bronzierten Löwen- und Drachenköpfen besetzt, und irgendwoher aus einer schummrigen Ecke ergießt sich ein dunkelrotes Licht, das die Andächtigen auf die Knie zwingt.

Die elektrische Schnellbahn zwischen Tokio und Yokohama hat lange Waggons mit seitlichen Sitzen, auf denen sich die Geschäftsleute Tokios Zeitung lesend und hüstelnd herumdrücken. Reklamen an den Wänden. Reklamen auf der Strecke. Überall hat hier das Erdbeben getrommelt, man sieht zusammengefallene Häuser, Lehmgruben, Wellblechbaracken.

„Das war vor einigen Jahren, aber sie haben fast noch nichts aufgebaut ..."

„Angst vor neuem Erdbeben ... Fatalismus ..."

„Paßt schlecht zu ihrer Modernisierungswut und dem westlichen Tätigkeitsfieber ..."

„Sie bleiben doch im Grund die Orientalen, die sie sind." Ein Signal. Shiragawa-Station.

„Hier müssen wir, glaube ich, aussteigen ..."

„Wenn man tagelang sich mit den Resten der Schogune befaßt hat, könnte man eigentlich mal wieder 'n europäisches Diner zu sich nehmen ..."

„Es gibt in Yokohama ein Tent-Hotel ... Hotel unter Zelten von der Erdbebenzeit her ..."

Wir lassen uns in eine Rikscha plumpsen, der Kuli zieht an. Hopsa ein Stein. Hopsa ein Loch in der Straße; der Dreck spritzt uns ins Gesicht.

Verbrecherjagd als Kriegsersatz

von Ingeborg Seidler

Da nun, nach harter Arbeit, die Räuber Heinrich und Johann Heidger „gefangen" worden sind, der eine tot, der andre halbtot, die mobilisierten Schupotruppen sich friedlich wieder in ihre Garnisonen zurückziehen und die Erregung aller Seelen sich langsam legt, sei eine simple Frage gestattet: In welchem Verhältnis steht dieser köstliche Fang zum Verlust zweier Menschenleben und zur schweren gesundheitlichen Schädigung weiterer sechs, die er gekostet hat? Wie sieht der Dienst aus, der da dem Staat und der Öffentlichkeit geleistet wurde? Oder präziser: Zahlt es sich aus, um den Preis der sofortigen Unschädlichmachung zweier minderwertiger Individuen acht wertvollere zu ruinieren? Und: wieviel Einbrüche hätten die Heidgers, denen die Tötung von Menschen zur Last gelegt, jedoch nicht endgültig nachgewiesen war, noch verüben können, um den ungeheuren Sachschaden anzurichten, den die Polizei bei der Verfolgung bedenkenlos verursacht hat?

Nach den bisherigen Erfahrungen ist mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß selbst ein Dutzend weiterer Einbrüche nicht solche Menschenverluste gefordert hätte wie die polizeitechnische Aktion in Köln.

Welch ein Trara um die Ausbildung unsrer Schupo! Man kann kein illustriertes Blatt mehr aufschlagen, ohne diesen olympischen Gestalten zu begegnen. Sie haben Körper, daß einem das Wasser im Mund zusammenläuft, gestählt zum Beruf. Sie laufen, springen, hüpfen, klettern, boxen, ringen, schwimmen, tauchen, singen — alles mit gleicher Vollkommenheit. Und sie schießen.

Bestehen die Früchte der modernen Schupoerziehung darin, daß im praktischen Ernstfall zu den furchtbarsten Kampfmitteln gegriffen werden muß? Ist das also das bewußte Fingerspitzengefühl der Kriminalbeamten, daß blindlings dreingeschossen wird mit der Wütigkeit gereizter Tiere? Wenn es so ist, dann bedarf es nicht der kostspieligen Erziehung, das macht der Laie besser, wie es auch die Brüder Heidger besser gemacht haben als dreihundert gelernte Schupoleute. Was ist das für eine Betätigung souveräner Gewalt, die ebenso oder noch barbarischer arbeitet als ein ungebildeter, verkommener Verbrecher? Was ist das für ein Schutz der Öffentlichkeit, der ihr durch seine Ausübung größte Gefahren bringt? Mit derselben Bedenkenlosigkeit, mit der in einem Krieg ein Dorf niedergebrannt wird, mit derselben, noch unmotiviertern Gewalttätigkeit schlägt diese Schutzmannschaft das Privateigentum der Bürger kurz und klein. Sollte es wirklich keine andern Mittel, einem gefährlichen Burschen beizukommen, geben als Kugeln und Granaten? Auch wenn er sich bereits in einem bewachten Zimmer befindet? Es sollte nichts andres geben als blindlings herumzuschießen, die eignen Leute in den Tod zu jagen, das Haus eines Dritten zum Schutthaufen zu

machen, wenn man sogar genau den Winkel des Zimmers kennt, in dem der Verfolgte kauert?

Wie solche Methoden aber auf den Verfolgten wirken, hat der Fall Hein gezeigt. Ein junger Arbeiter, dem man Kinderliebe und Tierfreundlichkeit nachsagt und der nachgewiesenermaßen bis zu seiner polizeilichen Verfolgung keinen Menschen ernstlich gefährdet hat, verwandelte sich unter der primitiven Hetzjagd, die man auf ihn machte, zu einem Ungeheuer. Die Mordtaten Heins wären vielleicht unterblieben, wenn die Polizei fähig gewesen wäre, ihn auf eine ihrer modernen Schulung entsprechende Weise zu stellen.

Die Brüder Heidger sind gefangen. Gefangen? In den Metzeleien mittelalterlicher Kriege ging es schneller. Sie sind unschädlich gemacht. Gewiß. Zwei Räuber, acht Verfolger bleiben auf der Strecke. Was tuts — der Sieg ist unser!

Glück im Unglück von Theobald Tiger

Ich bin kein Mann, nach dem man in die Kissen schluchzt —
ich weiß es wohl;
da nützt kein Oedipus-Komplex, kein Fluchtsversuch in das Symbol.
Seit Jahren sagen alle Frauen,
wenn sie mir in die Augen schauen,
sie sagen, seit ich majorenn:
„Schön bist du nicht — klug bist du nicht —
reich bist du nicht — lieb bist du nicht —
was bist du denn?"

Das kränkte auf die Dauer jeden Mann
des Occidents.
Was folgt daraus? Ich zieh schon lange an
der Konsequenz.
Man muß nur sehn, mit wem ichs treibe:
an Geist vermiekert, Fett am Leibe —
ich frage mich verdüstert, wenn . . .:
„Schön sind sie nicht — reich sind sie nicht —
klug sind sie nicht — lieb sind sie nicht —
was sind sie denn?"

Man hat mich dünn wie Maccaroni,
den man in Mailand zieht.
Ich bin ja schließlich kein Adoni —
wie heb ich meinen Sexualkredit?
Ich seh mir die an, wo uns so regieren.
Da darf man wohl die Frage formulieren,
betrachtet man die Gentlemen:
„Schön sind sie nicht — klug sind sie nicht —
lieb sind sie nicht — 'tellijent sind sie nicht —
was sind sie denn —?
Ja, was sind sie denn —?"

Schlau. Im Skatverein. Und immer vorhanden.
Das befähigt zur Führung in deutschen Landen.

Der liebe Gott im Wartezimmer

von Rudolf Arnheim

Mitten in einem der Brennpunkte des berliner Lebens steht breitspurig, gewichtig dekoriert, turmbewehrt ein großes Haus und stört den Verkehr. Die Autos, Omnibusse und Straßenbahnen müssen im Bogen herumfahren, und ein berühmter Architekt hat neulich empfohlen, das Ding abzutragen und in einen stillen Park zu verpflanzen. Wenig Menschen treten hier ein, und die Schlüssel hat vermutlich der Kastellan. Das Haus ist, nach Morgensterns Idee, aus Zwischenraum erbaut; der Strom des Lebens wird durch die Richtungspfeile der Verkehrspolizei drum herum geleitet. Wem dient es? Wenn sein Name nicht trügt, nach wie vor dem Gedächtnis Kaiser Wilhelms; aber ist das heutzutage eine Beschäftigung? Des abends, wenn die Stadt erwacht, würde der große Bau, vereinsamt mitten auf dem Fahrdamm, in tiefe Finsternis versinken, wenn nicht die wilden Lichtreklamen eines gegenüberliegenden Großkinos, dessen Besucherzahl die des Trabanten weit in den Schatten stellt, den Turm mit einer feierlichen, dunkelroten Glut bewürfen. Dies scheintote, gespenstische Gebäu ward erbaut als ein Sinnbild Gottes in dieser Zeit. Und das ist es in der Tat.

Die Religion gehört zu den Dingen, von denen man unbesehen anzunehmen pflegt, sie spielten eine große Rolle in unserm Leben. Man hört von ihr reden, wo abseits von der Heerstraße allgemeine Gesichtspunkte durchgeplaudert werden. Sieht man sich aber draußen um, leuchtet man mit der Laterne über den Marktplatz — wo steckt sie?

Wir brauchen nicht einmal an das aufgeklärte Bürgertum zu denken, — nehmen wir einen großstädtischen Proletarier. Als Kind hört er in der Schule die heiligen Geschichten, in denen der liebe Gott die aufregende Rolle eines wunderwirkenden Bellachini spielt, aber das Kind hält sie nicht für wahr, geschweige daß es sie als symbolische Legenden begriffe. Es lernt Gebete und Gebote hersagen, aber aus diesen Gedächtnisübungen fließt kein frommes Gefühl. Und der Erwachsene? Stiehlt und mordet er deswegen nicht, weil Gott dagegen ist? Respektiert er die Regierung, weil sie von Gottes Gnaden stammt? Nein, sein Eingang und sein Ausgang sind gleichermaßen gottlos. Er denkt weltlich, ohne das kirchliche Imprimatur. Das Vorhandensein von Speis und Trank dankt er nicht Gottes, sondern seinem eignen Wirken; denn von den Lilien auf dem Felde unterscheidet er sich, wie er wohl weiß, gründlich dadurch, daß er säen und ernten muß, um leben zu können. Er durchschaut den Staat und die Gesetze als Institutionen der Menschen. Ihn interessiert Leibnizens Theodizee von der besten aller möglichen Welten nicht und auch nicht die Meinung der Scholastiker, diese Welt sei gut, weil Gott sie so gewollt habe. Er weiß besser, wer sie so gewollt hat.

Dies scheint noch nicht allgemein bekannt. Selbst in Sigmund Freuds neuem Buch: „Die Zukunft einer Illusion" (Internationaler psychoanalytischer Verlag), das uns hier beschäftigen soll

und in dem eine schneidige Attacke gegen die Religion geritten wird, steht als unangefochtene Tatsache, daß „die religiösen Vorstellungen als der kostbarste Besitz der Kultur eingeschätzt würden", daß „die Menschen meinen, das Leben nicht ertragen zu können, wenn sie diesen Vorstellungen nicht den Wert beilegen, der für sie beansprucht wird." Es bedeute Lebensgefahr für die Kultur, wenn die „Ungebildeten, Unterdrückten, die allen Grund haben, Feinde der Kultur zu sein", nicht mehr an Gott glaubten und erführen, daß die Raub- und Mordverbote nicht von ihm stammen. In welcher Zeit lebt er? Von was für Menschen spricht er da? Mir scheint, das Gegenteil hat sich gezeigt. Auch die Ungebildeten leben heute längst ohne Religion, und weder sie noch der Staat, wie wir ihn uns wünschen, bedarf ihrer. Die katholische Kleinstadt- und Landbevölkerung, die unter dem dauernden Druck einer eifrigen, geschickten Priesterkaste lebt, liefert natürlich keinen Einwand hiergegen. Die Möglichkeit von solchen Massensuggestionen wird ja nicht bezweifelt. Nur die Notwendigkeit. Unsre atheistische Proletariergeneration hat die Kulturvorschriften nur soweit ins Wanken gebracht, als sowieso wünschenswert ist: Mord und Totschlag bleiben nach wie vor geächtet; die kapitalistische Wirtschaftsordnung allerdings bekommt, sowie sie die göttliche Glorie verliert, einen verdächtigen Geruch. Aber Freud selbst meint: „Es braucht nicht gesagt zu werden, daß eine Kultur, welche eine so große Zahl von Teilnehmern unbefriedigt läßt und zur Auflehnung treibt, weder Aussicht hat, sich dauernd zu erhalten, noch es verdient." Wenn also die Leute „allen Grund haben, Feinde der Kultur zu sein", warum soll man diesen Kampf nicht wünschen?

Nein, die Religion ist keine notwendige Stütze vernünftiger Gesetze und Staatsinstitutionen; sondern die Machtmittel der staatlichen Exekutive und die unentwegt vorgetragenen Erziehungsvorschriften, die sich in der Entwicklung des Einzelmenschen zu einer Art von moralischem „Instinkt" eindicken, genügen als Gegengewicht gegen die Tatsache, daß die Menschen, wie Freud schonend sagt, „nicht spontan arbeitslustig sind und daß Argumente nichts gegen ihre Leidenschaften vermögen".

Aber nicht nur der Staat, auch der einzelne Mensch scheint des geistlichen Zuspruchs weitgehend entraten zu können. Das Experiment ist gemacht. Die Religion ist dort, wo ihre berufsmäßigen Agenten nicht mehr unablässig für sie werben, unauffällig eingegangen. Was der Mensch braucht, muß er haben, und wenn ers nicht hat, vermißt ers. Der liebe Gott ist bis jetzt nicht als vermißt gemeldet worden, obwohl er große Landstrecken weit nicht mehr zu finden ist und dort, wo er noch herrscht, in Formen verehrt wird, die uns mittelalterlich anmuten; Therese Neumanns Aramäisch ist uns eine tote, unverständliche Sprache.

Der Durchschnittsmensch ist in seinem Tages- und Lebenslauf durch die äußere Situation um ihn herum so festgelegt, daß er kaum mehr zu tun hat, als ganz automatisch

zu reagieren. Vom Frühstück, das man ihm auf den Tisch stellt, bis zur Abendzeitung, die man ihm durch den Türschlitz vor die Füße wirft, von der Geburts- bis zur Todesstunde, die beide man ihm beschert, ohne ihn um seine Zustimmung zu fragen, werden seine Handlungen von außen bestimmt. Bernard Shaw sagt in seinem neuen Intelligent Woman's Guide To Socialism And Capitalism (London: Constable & Co.): „Für eine beschäftigte Frau gibt es keine offenen Fragen: Alles ist bereits vorbestimmt, das Wetter ausgenommen; und selbst darüber weiß sie genügend im voraus, um sich die richtigen Kleider für Sommer und Winter anschaffen zu können." Für eine beschäftigte Frau gibt es auch keine Religion. Fährt einmal das Schicksal in die Tagesordnung, stirbt ein lieber Mensch, fiebert ein Kind, brennt ein Betrüger mit dem Vermögen durch, so gibt es wohl Augenblicke der Verzweiflung, wo Gott um Schutz und Aufklärung angerufen wird, aber wir wissen, daß der Affekt eines solchen Hilfesuchenden sich in eine ziemlich unbestimmte Richtung entlädt, daß es keine sehr wohldefinierte Macht ist, die hier angerufen wird, nicht der Gott, der die Juden durch die Wüste geführt und seinen Sohn geopfert hat — so genau will man das gar nicht wissen. Man ruft mit der nächstliegenden Vokabel nach Schutz, in der unbestimmten, trostspendenden Vorstellung, bei einem so starken Schlag müsse irgendwo eine Stütze bereitstehen. In einem solchen abnormen Augenblick braucht der Mensch allerdings Religion; fragt sich nur, ob es der liebe Gott sein muß.

Daß die Kirchenreligion abgeschafft werden sollte, weil sie nicht nur nicht notwendig, sondern schädlich ist, darüber brauchen wir nicht zu sprechen. Sie führt den kritiklos Gläubigen zu Intoleranz, Muckertum, Aberglaube, Naturfeindlichkeit und zu politischer Hörigkeit. Ihre Lehren sitzen als unerträgliche Fremdkörper in dem Weltbild, wie es sich dem Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts bietet. Mit der Kirchenreligion geht es nicht mehr, und nur die verständliche Gleichgültigkeit der Massen gegen solche Fragen ist der Grund, warum die Austrittsbewegung heute noch ziemlich gering ist. Und bei jenen unbestimmten Formen des Gottsuchens, wie wir sie bei Gebildeten und Ungebildeten in den Augenblicken der Hilflosigkeit finden, liegt nicht viel daran, wie sich das vollzieht. Der Wahrheit alle Ehre, aber so anspruchsvoll sind nicht Viele, daß ihnen zum Trösten ein Märchen nicht ebenso gut wäre wie die Wahrheit! Wer Licht und Wärme benötigt, den braucht es deshalb noch nicht zu kümmern, ob die Undulations- oder die Korpuskulartheorie des Lichts recht hat. Denn das sind Probleme für Außenseiter.

Die Religion ist, biologisch gesehen, eine Erfindung von Außenseitern. Das Leben eines Tieres läuft normalerweise wie auf einer schnurgraden Rutschbahn ab. Sobald aber die Reflexion in die Welt kommt, beginnt sie eigenmächtig, Kurven in diese Bahn zu biegen, und nun kann es geschehen, daß in so einer Kurve der Schwung nicht reicht und der Wagen stehen bleibt. An diesen toten Punkten tankt der Mensch, um den fehlenden Betriebsstoff zu ersetzen, Religion. Es scheint mir

irreführend, wenn — wie es wohl allgemein geschieht — auch schon den Naturvölkern Religion zugesprochen wird. Wenn der Naturmensch, bevor er auf die Jagd geht, einen Zaubertanz aufführt, so tut er nichts Andres als wir, wenn wir eine Blinddarmreizung mit kalten Umschlägen behandeln, — er trifft Vorkehrungen, die ihm zweckdienlich scheinen; ob sie es sind, steht nicht zur Diskussion. Wenn er jede Krankheit auf den Zorn einer geheimen Macht zurückführt, ist das so, wie wenn unsre Zeitgenossen die merkwürdigen Witterungsverhältnisse der letzten Jahre mit der Erfindung des Radios in eine kausale Verbindung bringen. Die sogenannte Religion der Naturvölker ist in Wirklichkeit primitive Naturwissenschaft; hierher gehören auch alle mythischen Kosmogonien, denn die Frage nach der Erschaffung der Welt ist gar keine religiöse.

Der Schluß dieses Aufsatzes folgt in der nächsten Nummer

Deutsche Dichterakademie von Balder Baldrian

IV.

Unruh

Wer wird nicht einen Unruh lesen,
Doch wird ihn einer loben? Nein.
Er rennt mit demokrat'schen Thesen
Die allerdicksten Wände ein.

Einst schrieb er Drama über Drama
So Stücker sechs von März bis Mai.
Es war ein Faust, so geht die Fama,
Und auch ein Hamlet war dabei.

„Mein Jott, wie uns der Fritze einseeft!
Napolium, nimm deinen Lauf!"
Wer heute im Theater einschläft,
Der wacht erst morgen wieder auf.

Doch Diebold, seines Banners Träger,
Der ihm den Lorbeer drückt ins Haar,
Des Kaisers Leib- und Kammerjäger:
Der schläft schon manches liebe Jahr.

V.

Mombert

Wer wird den Mythos schmälen?
Ein Hoch dem heiligen Hain!
Denn wo Begriffe fehlen,
Da stellt sich Mombert ein.

Als Aeon der Symbol'sche
Hebt er den Buchkonsum.
Er ist für das Kathol'sche
Und auch fürs Judentum.

Die Erde wird vergehen,
Der Mond verliert sein Licht.
Doch Mombert wird bestehen,
Auch wenn das Herz ihm bricht.

Bei Gottes nächster Erde
Rührt er den feuchten Lehm.
Es gibt dreibeinige Pferde,
Die stehn in keinem Brehm.

Auch wird nach seinem Bilde
Das Mombert hergestellt
(In Serienpackung). Milde
Entschwebt es in die Welt.

Es schleicht mit weichem Lordschritt
In Rudeln durch die Flur.
Denn also will's der Fordschritt,
Der Fortschritt der Natur.

Um Reinhardt von Harry Kahn

Max Reinhardt verfügt jetzt in Berlin über vier Bühnenhäuser. Er ist Eigentümer des Deutschen Theaters und der Kammerspiele, Pächter der Komödie; das Berliner Theater gehört seinem Bruder Edmund. Deutsches Theater und Kammerspiele sind nach Hängen und Würgen endlich im letzten Jahr für gemeinnützig erklärt worden. Ohne Frage: wenn überhaupt berliner Privattheater so waren die Zwillingsbühnen in der Schumannstraße solcher Auszeichnung und Ausnahmestellung würdig (deren wirtschaftliche Vor- oder Nachteile hier nicht zur Diskussion stehen). Ein, wenn nicht das Hauptmotiv für die Instanzen, die dieses, als Präzedenzfall nicht ungefährliche Privileg vergaben, war zweifellos die Absicht, Reinhardt an Berlin zu fesseln. Er scheint das nicht zu wissen. Jedenfalls tut er, als schere es ihn nicht. Daß er heute wieder nach Wien und morgen wahrscheinlich nach Hollywood fährt, wäre zu verschmerzen. Zwei gute Inszenierungen würden bei den heutigen Verhältnissen ein paar Monate vorhalten. Aber von recht wenig Rücksichtnahme auf die seinen Stammtheatern eingeräumte Sonderstellung zeugt der merkwürdige Schlüssel, nach dem er seine kostbare Kraft und die Aufgaben, die er ihr stellt, auf seine Bühnen verteilt. In seinem eignen gemeinnützigen Theater inszeniert er einen zum Abendfüllsel gedehnten amerikanischen Variétésketch; die Gedenkfeier für einen der größten Dichter Europas und seine erste berliner Klassiker-Einstudierung seit Jahren veranstaltet er im nicht gemeinnützigen Theater seines Bruders. Der mildeste Ausdruck, der dafür möglich ist, lautet: Unlogik.

Diese Unlogik mußte sich rächen. Die menschlich falsche Disposition mußte zu künstlerisch falschen Dispositionen füh-

ren. Schon „Der lebende Leichnam" hätte in die Schumannstraße gehört, in eins der Häuser, das intimere Wirkungen gestattete als die Riesenscheune in der Charlottenstraße, die, auch noch ohne Drehbühne, zu szenischen Künstlichkeiten zwang. Nun, es war die Eröffnungsvorstellung des neu in Betrieb genommenen Hauses; die Hand des Meisters sollte ihr Weihe, sein Name ihr Werbungskraft verleihen. Außerdem ließ sich vermutlich die Aufführung in dieser Form so leicht und rasch nach dem New-Yorker Schema adaptieren, daß Zeit für eine baldige weitere Regiearbeit Reinhardts vor seiner Wiederabreise in die Dollargefilde blieb. Das macht den Fall, wenn auch nicht ganz verzeihlich, so doch halbwegs verständlich. Völlig unverständlich aber erscheint, wenn man den Gerüchten von Unstimmigkeiten und Verstimmungen zwischen den leitenden Faktoren der Reinhardtbühnen keinen Glauben schenken mag, die Verlegung von „Romeo und Julie" ins Berliner Theater. Denn daß die dort erforderliche Einheits-Dekoration bei noch so differenzierter Ausgestaltung und noch so virtuoser Ausnützung die zarten Schönheiten des unsterblichen Liebesgedichts erdrücken und daß die akustische Unzulänglichkeit dieses Bühnen- und Zuschauerraums die Stimme einer Julia aufschlucken werde, deren ergreifendste Kraft grade in ihrer verhauchenden Kraftlosigkeit liegt, — das sich zu sagen, brauchte man nicht eines der größten Theatergenies aller Zeiten zu sein. Die ganze Sache wird noch unerklärlicher, wenn man bedenkt, daß zur gleichen Zeit im Deutschen Theater ein Stück herauskam, für dessen ursprünglich vom Dichter vorgeschriebenes, die Drehscheibe nicht erforderndes Szenenbild die Bühne in der Charlottenstraße grade die richtigen Dimensionen geboten hätte, während es auf der viel kleineren in der Schumannstraße so gedrückt und eingeengt werden mußte, daß es an Sinnfälligkeit und Sinnbildlichkeit fast ebenso viel verlor wie an Höhe und Breite.

*

„Die Verbrecher", nach denen Ferdinand Bruckners zweites dramatisches Werk heißt, wohnen in einer dreistöckigen Mietskaserne zusammen, von der, vor uns aufgerissen, sieben Räume umschichtig erhellt werden, um ein Dutzend Menschenschicksale, sich ineinander verschlingend oder nur einander überschneidend, sichtbar zu machen. Not und Prasserei, Leichtsinn und Gram, Opfermut und Eigennutz, zynische Wollust und lyrische Zartheit hausen neben-, über-, durcheinander in diesem Großstadt-Steinkasten, auf den der Titel eines ausgezeichneten Romans Walters von Hollander „Das fiebernde Haus" so genau paßt, daß man, unter Zuhilfenahme auch anderer stofflicher und stilistischer Verwandtschaft, geneigt sein könnte, hier die Lösung des so viel umstrittenen Rätsels von der Identität Ferdinand Bruckners zu suchen. Das Fieber, das

die Bewohner dieses Hauses schüttelt, wird nicht geheilt in jenem andern Gebäude, das der zweite Akt mit ebenfalls sieben verschiedenen Räumlichkeiten vor uns hinstellt: im Kriminalgericht. Das ist nichts weniger als ein Sanatorium selbst für sittlich Heilbare, sondern ein noch höllenheißerer Fieberherd, auf dem das entzündete Blut zur Verzweiflung gekocht wird. Die ganze Quacksalberei einer in Paragraphenkalk verknöcherten, dem Leben entfremdeten Justiz wird da mit ein paar rasch auf- und abgeblendeten Bildern vorgeführt. Alibimangel und Indizienüberfluß bringen einen Unschuldigen aufs Schafott; Moraltrompeterei und Prinzipienreiterei eine vor Hunger halbkrepierte Selbstmörderin von illegitimer Mutter auf acht Jahre ins Zuchthaus; der Erpresser wird freigesprochen, aber der Erpreßte wegen Meineids und „widernatürlicher Unzucht" für sein Leben ruiniert, weil er schon achtzehneinviertel ist. Kurz: die Wagschalen der beiden Häuser hängen gleich schwer von Untaten der Herzensroheit und Heimtücke, der Bosheit und Dummheit, des Jähzorns und Hochmuts. Kein Unterschied ist auf Erden zwischen Richtern und Gerichteten. Verbrecher sind wir alle. „Mord und Verbrechen sind der Dung, aus dem wir sprießen." Aber „solang nicht das eigne Ich nein sagen kann, bleibt das drohende Nein des Staates wirkungslos und wird jene Handlungen niemals verhindern, die wir vorläufig Verbrechen nennen. Aber zu dem Nein des eignen Ichs sind wir zu schwach, weil wir Menschen sind, anlehnungsbedürftig und entschlußlos, und wir haben die strafende Obrigkeit gegründet, daß sie uns das Gewissen abnehme und unsre Seele einschläfre in der Angst vor sich selbst. Hier, in dieser Flucht vor uns selbst, liegt die unzerstörbare Macht der behördlichen Gerechtigkeit. Wir können ihr nicht entrinnen, denn ihre Fesseln sind in uns. Aber wir können sie Schritt für Schritt bekämpfen, in einem Lohnkampf der Seele."

Nur hier, am Ausklang des Stückes, wird Bruckner, zum rhetorischen Ankläger. (Aber noch hier hört er sich geistiger und damit aufrührerischer an, als alle „song"esfreudigen Kabarettpetroleure.) Vorher, die drei Akte hindurch, ist er nichts als dichterischer Gestalter. Und was für einer! Einer von gleich eminentem Konzeptions- wie Formungsvermögen menschlicher Schicksale. Seine hier nicht in den kleinen Generations- und Gesellschaftsumkreis von „Krankheit der Jugend" gebannte, sondern viele Alter und Stände umfassende Figurenwelt lebt in jeder Faser und in jedem Nerv. Jeder Satz, den er sprechen läßt, kommt tief aus Charakter und Situation des Sprechenden und führt tiefer in sie hinein. Dabei sind die Sätze auf das knappste Maß der Worte, die Szenen auf das knappste Maß der Repliken beschränkt. Wie in einem ausgezeichnet geschnittenen Film reiht sich — besonders in den beiden ersten Akten; der dritte ist etwas lockerer gefügt —

Bild an Bild: ohne gesuchte Übergänge, aber auch ohne sachliche Lücke jede der vielen Handlungen weiterkettend. Daß Bruckner von der Kinotechnik, von der Kreislerbühne, von Kaisers „Nebeneinander" profitiert hat, vermag sein Könnertum nicht zu verkleinern. Denn die Synthese dieser Mittel ist nicht eklektisch zusammengeworfen, sondern als neues und eignes Stilprinzip aus dem, was er zu sagen und zu bilden hat, erwachsen. Wenn irgendwer, so ist Bruckner ein ebenso modernes wie originelles Bühnentalent hohen Ranges; und wenn irgendwo, ist hier der Ansatz zu jenem „epischen Drama", von dem die Schlagworterfinder und Richtungsgründer bei jeder unpassenden Gelegenheit orakeln.

Heinz Hilpert hat, aus den erwähnten Gründen, das Stück nur „zu ebener Erde und im ersten Stock" spielen können, wie es der Dichter selbst „für kleine Bühnen" vorgeschlagen hat. Kein Ruhmesblatt für Berlin, sich von der Provinz den technischen Rang ablaufen zu lassen. Dabei ist die Aufführung trotzdem ein Ruhmesblatt für Berlin, nämlich für seine Spielleitungs- und Schauspielkunst. Daß ein Regisseur, der bisher zum guten Durchschnitt zählte, nicht drunter, aber auch nicht drüber, bei diesem schwierigen Stück alle Akzente so sicher zu verteilen, alle Komponenten so reibungslos zu verzahnen vermag, beweist wieder einmal den ungewöhnlichen Pegelstand des Regiekönnens in dieser Stadt und dieser Zeit. Dabei ist in dieser rollenreichen Vorstellung kaum ein ausgesprochener schauspielerischer Versager, höchstens die eine oder andre Schwäche. Die aber werden aufgewogen durch bedeutende Leistungen bisher zu wenig beachteter oder beschäftigter Leute: etwa des geistreich pointierenden Gustaf Gründgens oder des handfest konturierenden Werner Schott. Weit über diese hinaus aber erweist sich auf einmal Hans Albers, wenn auch noch nicht ganz frei von manch dickem Farbenauftrag, als fabelhafter Charakteristiker und macht Matthias Wiemann seinem Ruf als erschütterndster Darsteller scham- und leidgepeinigter Mannesjugend neue Ehre. Aber kein grünes Ruhmesblatt bloß, sondern ein wagenradgroßer goldner Lorbeerkranz gebührt Lucie Höflich, die ein erst von Liebesangst und Bemutterungstrieb erfülltes, dann von Eifersucht und Rachgier besessenes spätes Mädchen, das zur Mörderin an Nebenbuhlerin und Geliebtem wird, auf den Gipfel menschlicher Tragik hinaufspielt. Hinter der aus unendlicher Reife und Fülle des Herzens schöpfenden, strömenden Gestaltungskraft dieser Frau bleibt selbst die wahrlich nicht geringe des jungen Dichters zurück, dessen verdienter Erfolg ohne Lucie Höflich wohl kaum diese stürmischen Dimensionen angenommen hätte.

*

Von dem herben Loos, das dagegen Reinhardts Julien und ihrem Romeo beschieden war, wird in der nächsten Nummer zu berichten sein.

Dawes Nr. 2 von Morus

Die großen Sehnsüchte nach der endgültigen Festsetzung der Reparationen sollen also nun gestillt werden. Der Dawes-Kommission Nummer 1 folgt, wahrscheinlich ohne Herrn Dawes, die Dawes-Kommission Nummer 2, aber wir sind mit bei der Partie und sitzen gleichberechtigt im Rate der Weisen. Das braucht nicht unbedingt eine Verbesserung zu sein, es ändert jedenfalls die Situation.

Das erste Dawes-Komitee konnte, da die Zustimmung der alliierten Regierungen von vornherein ziemlich sicher war, dekretieren, aber es war ein Dekretieren mit sehr starken Hemmungen. Die Einsetzung des Komitees war als Beginn einer Sanierungsaktion gedacht. Man wollte Reparationen herausbekommen und die Stabilität der Währung sicherstellen. Bevor die Amerikaner nach Europa gingen, hielt ihnen der Staatssekretär Hughes eine Abschiedsrede: Die Wiederherstellung der deutschen Wirtschaft sei eine Notwendigkeit für die ganze Welt. Und zwar liege das offen vor aller Augen, daß alle Nationen sogleich sich aufs ernsteste bemühen müßten, eine Regelung zustande zu bringen.

Rufus C. Dawes, der als Experte der amerikanischen Delegation und als Adlatus seines Bruders, des Proviantierungsgenerals Dawes, die Verhandlungen mitmachte, hat mit vielen Elogen für sämtliche Komissionsmitglieder, aber sonst mit naiver Aufrichtigkeit, hinterher beschrieben, wie die Sache vor sich ging: wie schon auf der Überfahrt Owen D. Young die Sache in Schwung bringt, während Mr. Dawes, der designierte Vorsitzende, im Kinderzimmer des Dampfers, genannt die „Hundehütte", seine Eröffnungsrede memoriert. Man liest eifrig Zeitungen, erst, um sich über die Reparationsfrage und die wirtschaftliche Lage Deutschlands zu informieren, später, um zu sehen, wie die Rezensionen über das Dawes-Komitee ausfallen.

Dann erscheint im Astoria-Hotel in Paris, wo das Komitee tagt, Herr Schacht und entwickelt den Plan einer neuen Notenbank. Es gelingt ihm, das Komitee unter einen gewissen Druck zu nehmen. Er schildert die Lage Deutschlands sehr düster, wie sies ja auch zu Anfang des Jahres 1924 ist. Aber noch wichtiger für den Gang der Verhandlungen ist wohl, daß er den Ehrgeiz der Kommissionsmitglieder aufstachelt. Sie fürchten nämlich, Schacht könnte mit seinem Notenbank-Plan früher als sie durchs Ziel gehen und ihnen, wenn auch nur auf einem Teilgebiet, den Rang ablaufen. Vorübergehend glaubt man, Schacht gehe zu eigenmächtig vor und der „Exdiktator" Stresemann sei gegen ihn. Als sich das als Irrtum herausstellt, kommt das Komitee mit Schacht in der Bankfrage zu einem Kompromiß. Wenn der Sanierungsplan auch von den Ausländern gemacht ist und im wesentlichen von Owen D. Young herrührt, so hat doch Schacht während der Dawes-Verhandlungen zweifellos für Deutschland Wichtiges geleistet.

Diesmal sieht die Sache anders aus. Das neue Reparationskomitee wird nicht zur Sanierung zusammenberufen, son-

dern es soll feststellen, wieviel man dem sanierten Deutschland abknöpfen kann. Da die Deutschen selbst im Komitee sitzen, wird es praktisch auf ein Verhandeln zwischen den Gläubigern und den Schuldnern hinauslaufen. Deshalb ist von größter Bedeutung, wer die Unterhändler sind. Das Ausland wird möglichst dieselben Leute entsenden wie zum ersten Dawes-Komitee, nur daß der General Dawes, der inzwischen zum Vertreter Coolidges avanciert ist, nicht mehr mitkommt. Frankreich wird anscheinend den vielgerühmten Gouverneur der Banque de France, Moreau, delegieren, im Übrigen sind es wieder die Männer aus dem Kreis der Internationalen Handelskammer. Vor allem kommt Owen D. Young, der Generalissimus der General Electric und des amerikanischen Radio-Syndikats, wieder herüber, von dem Rufus C. Dawes sagt, neben vielen andern Qualitäten befähigen ihn „seine ungewöhnliche Geduld, sein Fleiß und sein Instinkt für die richtige Methode bei jeder derartigen Diskussion, in welcher Gesellschaft er sich auch immer befinden mag, die Führung zu übernehmen."

Unter den deutschen Kandidaten steht an erster Stelle Schacht, als zweiter und dritter Vertrauensmann werden Warburg und Voegler genannt. Die Vertreter des Großkapitals sind also unter sich, was wohl nur dem Geiste des Ganzen entspricht. Den Proles wird es zwar später vorbehalten bleiben, die Reparationszahlungen aufzubringen, aber da es um Geld geht, regiert das Geld. Alles, fast alles, so gut wie alles für das Volk (mit besonderer Berücksichtigung der öffentlichen Lasten), nichts durch das Volk. An diesem Grundsatz des aufgeklärten Wirtschaftsabsolutismus soll auch eine sozialdemokratische Regierung nicht rütteln.

Unter den vielen, die ferner liefen, ist Max Warburg wohl in Front gekommen, weil sein Name durch seine Brüder Felix und Paul in Amerika einen Klang hat. Deutschland hat diesem Ruf nicht viel hinzuzufügen. Max Warburg hat mit seinem hundert Jahre alten Bankhause in Hamburg gute, wenn auch nicht eminente Geschäfte gemacht, er hat auf dem Bankiertag 1920 ungewöhnlich falsche Währungstheorien verfochten und gilt sonst als ein verständigungsbereiter nationalliberaler Bankier. Daß man Albert Voegler, den Generaldirektor der Vereinigten Stahlwerke, hinzuzieht, hat seinen naheliegenden Grund: die Regierung Hermann Müller will die Schwerindustrie dabei haben. Was natürlich nichts daran ändern wird, daß die schwerindustrielle Presse, soviel oder sowenig wir auch zahlen werden, die Schuld an den Reparationszahlungen in jedem Fall der Sozialdemokratie zuschieben wird.

Daß Hjalmar Schacht zum Führer der deutschen Delegation auserkoren ist, überrascht nicht. Seine voreilige Wiederwahl zum Reichsbankpräsidenten — die Wahl war vorher nicht einmal auf die Tagesordnung der Generalratssitzung gestellt — und die ebenso geschwinde Bestätigung durch das Kabinett erfolgten ja schon, damit Doktor Schacht sich im Winter, frei von allen heimischen Sorgen, ganz der Reparationspolitik widmen könne. Als neuer Kopernikus — stabilisator solis, motor terrae — als weltberühmter Notenbankpräsi-

dent und gewandter Unterhändler wäre er natürlich für diese Aufgabe wie geschaffen — wenn er nicht ein ganz kleines Manko mitbrächte. Der Staatsmann Schacht gehört nämlich zu denjenigen Deutschen, die eine Reparationsverpflichtung innerlich nicht anerkennen. Im Gegensatz zu vielen seiner Gesinnungsgenossen hat er in den letzten Jahren aus dieser Überzeugung kein Hehl gemacht. Und wenn noch irgendwelche Zweifel daran bestanden, so hat Doktor Schacht sie im letzten Sommer gründlich zerstreut. Wir haben bereits vor einigen Wochen hier auf die unerhörte Rede aufmerksam gemacht, die Schacht am 5. Juni dieses Jahres in Bad Pyrmont in der Friedrich-List-Gesellschaft gehalten hat. Was schon aus seinen frühern öffentlichen und halböffentlichen Reden für jeden einigermaßen Kundigen hervorging, hat er in Pyrmont hinter geschlossenen Türen mit aller Deutlichkeit erklärt: Wir müssen unsre Wirtschafts-, Finanz- und Anleihepolitik so einrichten, daß wir nicht zahlen können, denn wir wollen nicht zahlen.

Daß die pyrmonter Rede in einer geschlossenen Versammlung stattfand, ändert nichts an der Tatsache. Dutzende von Wirtschaftern, Professoren, Parlamentariern, Beamten haben sie gehört und sollten sie hören. Und falls die Minister, die jetzt Herrn Schacht mit den Reparationsverhandlungen betrauen, etwa versäumt haben, nach Pyrmont zu fahren, so können sie sich bei ihren Ministerialbeamten bequem danach erkundigen. Der Staatssekretär Popitz, beispielsweise, wird bei seinem ausgezeichneten Gedächtnis gewiß darüber die beste Auskunft geben können. Aber auch die Protokolle über die pyrmonter Rede sind keineswegs verschollen.

Ein Mann von den reparationspolitischen Anschauungen Schachts ist schon als Reichsbankpräsident eine Gefahr. Als offizieller Unterhändler für die Reparationen kann er zur Katastrophe werden. Die Delegierten der andern Länder, auch die Amerikaner, gehen samt und sonders von der Voraussetzung aus, daß Deutschland zahlen muß, nicht nur, weil es durch Machtmittel dazu gezwungen werden kann, sondern weil es nach Recht und Fug dazu verpflichtet ist. Möglich, daß Schacht, wie bei frühern Gelegenheiten, sich im Ausland der Atmosphäre geschickt anpaßt und seine wahre Meinung zu verbergen versteht. Aber bei dem kleinsten Zwischenfall, der aus ganz andern Gründen eintreten kann, läuft Deutschland ein gewaltiges Risiko: daß es wieder in der ganzen Welt als unehrlich verschrien wird. Niemand erwartet, daß ein Volk mit besonderer Begeisterung Milliardenverpflichtungen auf sich nimmt, gleichviel, ob sich die Zahlungen, wie die Reparationen, aus dem Verlust des Krieges oder, wie die interalliierten Schulden, aus der Waffenbrüderschaft im Kriege herleiten. Jedermann weiß, daß bei allen derartigen Verhandlungen der Schuldner weniger bietet, als der Gläubiger fordert. Aber wenn man Unterhändler vorschickt, die grundsätzlich nicht zahlen wollen, so bedeutet das einen Rückfall in die erste und schlimmste Zeit der Reparationspolitik und man darf sich nicht wundern, wenn dann auch die Gegenseite wieder von vorn anfängt.

Bemerkungen

Von Combes bis Herriot

Am Sonntag, dem 28. Oktober, wird der Unterrichtsminister der französischen Republik, Herr Edouard Herriot, falls die Schwellung seines linken Beins diesen Ausflug gestattet, in Pons, nahe dem kleinen Hafenort La Rochelle die Weihe eines Denkmals für Emile Combes vornehmen, den Mann der Laiengesetze von 1905.

Während in Pons die Hüllen des Denkmals für Emile Combes fallen, fällt in Paris der Inhalt seines Werkes — unter den grünen Tisch.

Die Laiengesetze sollen jetzt nach siebenundzwanzigjähriger Dauer außer Kurs gesetzt werden. In dem neuen Etats-Gesetzentwurf für 1929, den das Kabinett Poincaré eben der Kammer zugehen ließ, fanden sich ziemlich versteckt zwei Artikel, Numero 70 und Numero 71, in denen die Mittel für die Restitution der Kongregationen angefordert werden. Zunächst bemerkte das kein Mensch, auch nicht die radikalen Minister Herriot und Painlevé, die doch besonders auf Laizismus eingeschworen sind. Bis die Blätter der Linken Lärm schlugen. Zunächst wurde behauptet, Poincaré und Briand wüßten ebenfalls von nichts, doch wird diese Version kaum mehr aufrechterhalten werden können, seit Herr Poincaré die Geschichte der beiden Artikel recht ausführlich publik gemacht hat. Im Ministerrat erklärten die radikalen Minister übrigens, Herriot voran, sie würden niemals für die beiden Artikel stimmen. Aber Herr Herriot ist auf der französischen Linken für seine Umfälle mindestens ebenso berühmt wie bei uns Herr Koch-Weser, und so wird sich schon alles, alles finden. Poincaré hat am Schluß dieses Ministerrats allerdings erklärt, er wolle „gelten lassen, daß die beiden Artikel in dem Geist der Gesetze von 1901 und von 1905 abgeändert (modifiés) würden", doch das ist ein sehr magerer Trost, da es sich vor allem und ausschließlich um das Combessche Gesetz von 1903 handelt.

Der ‚Temps' führt in einem sehr interessanten Artikel an, daß Combes selbst die ursprüngliche Gesetzesbasis Waldeck-Rousseaus verlassen habe. Wie war es?

Nach der Verabschiedung der Gesetze über die Kongregationen im Jahre 1901 trat Waldeck-Rousseau zurück und überließ seinem Freunde Combes die Durchführung. Im Artikel 13 des Gesetzes vom 1. Juli 1901 hieß es: „Keine religiöse Kongregation darf ins Leben treten, ohne daß sie zuvor durch ein Gesetz zugelassen worden wäre, das die Bedingungen ihrer Arbeit begrenzen soll ..."

Als im Januar 1903 die Senatskommission die Zulassung von vier Kongregationen, darunter die der Weißen Brüder der afrikanischen Mission in Lyon beschloß, stemmte sich Combes mit Händen und Füßen gegen diesen Beschluß und forderte von der Kammer das strikte Verbot der Zulassung von Kongregationen. „Das war die trockene Guillotine", sagen heute die Anhänger des Klerus, Waldeck-Rousseau protestierte am 29. Januar 1903 gegen die Auslegung seines Kongregationengesetzes durch den Nachfolger. Am 18. März 1903 entschied die Kammer im Sinn des Ministerpräsidenten: Zulassungen für Kongregationen werden überhaupt nicht erteilt.

Von diesem Gesetz von 1903 spricht Poincarés Auslassung vorsichtigerweise nicht. Man weiß also, woran man ist. Das Gesetz von 1901 sollte, nach der Absicht seines Autors Waldeck-Rousseau, die Bildung von Kongregationen in Frankreich und die Ausübung ihrer Arbeiten erschweren, nicht sie unmöglich machen. Combes hat die radikale Formel zum Siege geführt. Dafür wird er durch ein Monument geehrt, und Herriot ver-

brennt ihm Weihrauch wegen seiner Prinzipientreue.

Aber die Regierung der französischen Republik ehrt das Andenken des großen Mannes durch die Ausschaltung des Gesetzes vom 18. März 1903.

Nun wird eingewendet, die geistlichen Gesellschaften hätten schon seit vielen Jahren wieder in Frankreich Fuß gefaßt. In dem Brief des Generalsekretärs des Quai d'Orsay, Philippe Berthelot, an den Finanzminister, mit dem er um die Aufnahme der beiden Artikel in den Etats-Entwurf bittet, heißt es: „ . . . seit mehr als fünf Jahren haben sich diese Gesellschaften in Übereinstimmung mit dem Gesetz wieder konstituiert, nichts steht dem mehr entgegen, daß die ausschließlich Kultzwecken dienenden Vermögen und Grundstücke, die noch verfügbar sind (sie sollten seinerzeit sequestriert werden) diesen Gesellschaften wieder zugeteilt werden."

Von Briand und Berthelot also ging die Initiative aus. Die gleiche Initiative, die jetzt die preußische Staatsregierung zum Abschluß eines Konkordats mit der Kurie treibt. Die kirchlichen Missionen im nahen Orient, besonders in Syrien, aber auch in Aegypten, die den französischen Interessen außerordentlich genützt haben, soweit man etwa der Meinung sein kann, daß das Mandat über Syrien im wohlverstandenen französischen Interesse liegt oder überhaupt nur liegen könnte, erfreuten sich in letzter Zeit nicht mehr derjenigen Förderung durch den Vatikan, der sie ihre einstige Blüte verdankt haben. Im Interesse der französischen Außenpolitik, der auch geistliche Mittel dienen müssen, hat der alte Atheist Briand stets auf gute Beziehungen zu Rom gesehen. Wer erinnert sich nicht noch jener bedeutsamen und bedeutenden Rede, die der Außenminister im zweiten Kabinett Painlevé im Spätsommer 1925 hielt? Sie galt der Wiederbesetzung des Postens eines Botschafters der Republik am heiligen Stuhl, eines Postens, den der Ministerpräsident Herriot brüsk aus dem Etat gestrichen hatte. Diese Rede, in die einer der Führer der Klerikalen hineinrief: „Drehen Sie sich um, Sie stehen bei uns!" — diese Rede Briands muß als die Quelle seiner heutigen Politik betrachtet werden.

Berthold Jacob

Nachtrag zur Rechnung von Niederschönenfeld

Einige Leser der ‚Weltbühne', darunter Juristen, haben mich gefragt, was unter dem „Verpflegsgeld" zu verstehen sei, das die Gefangenenanstalt Niederschönenfeld von mir fordert. Ob es sich hier um eine Rechnung für besonders bestellte Speisen handle.

Es scheint nicht bekannt zu sein, daß der Staat nicht nur Bürger einsperrt, sondern daß er von ihnen auch die Bezahlung ihrer Verpflegung verlangt.

Gewiß bestand für Festungsgefangene die allgemeine Bestimmung, daß sie sich auf eigne Kosten verpflegen dürften, aber der bayrische Justizminister Müller-Meiningen hatte dieses Recht wie so viele andre für die sozialistischen Gefangenen außer Kraft gesetzt. (Nur der Mörder Eisners, Graf Arco, für den ja eine eigne Anstalt bestimmt war, durfte von diesem Recht profitieren, oder er konnte bei seinen täglichen Spaziergängen in irgend welchen Privathäusern essen.)

Damit also kein Mißverständnis bestehen bleibe: Die Rechnung gilt für die paar tausend Portionen Rübenkaffee, Sauerkohl, Bohnen, Erbsen, Heringe, Suppenfleisch und jene undefinierbare Wurst, die vom Gefängnisarzt, einem typischen Ebenbild des Potemkin-Arztes, zwar stets als einwandfrei und schmackhaft bezeichnet wurde, die aber manches Mal ans Gitter des Zellenganges zurückgetragen wurde, wo ihr Duft den Wärtern nicht angenehm in die Nasen stieg.

Ernst Toller

Noch nicht genug gemordet

Zu Ernst Tollers Brief an das münchner Finanzamt schreibt der ‚Völkische Beobachter':

„Daß der bayrische Staat dem Ehrenhäftling von Niederschönenfeld seine Vermögensverhältnisse auseinandersetzen wird, ist nicht notwendig. Man weiß ohnedies, daß er pleite ist ... Hätte dieser Staat vor zehn Jahren schon den Mut gehabt, das ganze schwabinger Untermenschentum trotz seines geistigen Hochmuts an die Wand zu stellen, dann würde er heute bestimmt keine solchen Briefe erhalten."

Kleiböhmers Garten

Ein interessantes Merkmal im essener Mordprozeß scheint mir der Garten Kleiböhmers zu sein. Der Vorsitzende hat gesagt, die Wege müßten geharkt werden, und der Invalide, der diese Arbeit verrichtet, antwortete: Es geht nicht alles auf einmal. Äußerst solide Leute; sentimentale Eichen, wie Heine gesagt hat. Harken ist notwendig, die Söhne müssen studieren, Ordnung regiert die Welt, und Kriege müssen sein. Gott mag wissen, wie das in den Geruch der Unanständigkeit gekommen ist.

Die Stimmung von Gladbeck ist die der Schülerkneipe aus dem „Traumulus". Vorwedekindsche Rektorenfrauen, die den Bubikopf und den Lippenstift als fleischliche Lust empfinden, peinlich korrekte und spießbürgerliche Christen mit Vertiko - Geschmack. Eine bei großer Wäsche und Papas Zigarren anerzogene Langeweile, an der nichts besonders Bemerkenswertes ist. Daß bei Wingolfiten, in Bibelkränzchen und bei ähnlichen Tugendveranstaltungen mutuelle Abendunterhaltungen üblich sind, wissen wir, auch ohne einen Aufmarsch von Pubertäts-Zeugen.

Neue Jugend? Nun, die ist eine Erfindung der Gerichtsvorsitzenden und der Sachverständigen und allenfalls noch, wie wir bei Heinrich Manns „Bibi" gelernt haben, der Kabaretts. Diese neue Jugend tritt immer nur in Prozessen auf und wird dann infolge von Sensationstricks zu einer willkommenen Abreagierung der erotischen Wünschträume der Ältern. Jede Generation hält nämlich die nachfolgende für unsittlich und schlechter als sich selbst; denn mit vierzig oder fünfzig Jahren bleiben die Menschen stehen, unterdrücken ihre eignen Jugenderinnerungen und verstehen die nachfolgende Welt nicht mehr. Beim guten Bürgertum ist der ganze Unterschied gegen früher, daß die Thekla-Dialoge und die Clärchen-Erinnerungen aufgehört haben und an deren Stelle der Boxer, das Training und die Romantik der Valentinos getreten ist.

Am besten ist es, die Menschheit physiologisch zu erklären. Die Vorkriegsjugend ist eine Generation von Fleischfressern, die mit Saft und Beefsteaks ernährt wurde, aber das nachfolgende Geschlecht wurde in einer zehnjährigen Blutzeit der Not mit Sauerampfer großgezogen. Feuerbach hat einmal gesagt, daß er frische Abendluft einatme und daraufhin fertige lyrische Gedichte von sich gebe. Wie soll, wenn das richtig ist, aus dem Sauerampfer eine besondre Sinnenfreude hervorgehen? Durch Schuld der Erwachsenen haben die Liebschaften dieser Jugend etwas Leichenhaftes, etwas von Leichen, die noch nicht gestorben sind. Es ist die Erotik der Spinnen, sehr spitzfindig, sehr langfingerig, mit Verrenkungen und bizarren Sprüngen, aber vollkommen blutleer. Die Gewalttaten dieser Armen sind die der Ohnmacht, nicht die des Überschusses.

Und doch steht schon alles wieder in Kraft und Werden in der Welt, und die nächstfolgende Generation wird durch Sport und Bildung wahrscheinlich gesünder werden als wir alle, auch wenn es dem Reklame-Bedürfnis der Presse und ihrer Leser noch so unangenehm ist.

Hans v. Zwehl

Tiere sehen Dich an

Das ist ein schöner Titel — und ein schönes Buch. Paul Eipper hat immer neben seinem Beruf die Zeit gefunden, sich mit Tieren aller Art zu beschäftigen, und zwar ganz unbefangen zu beschäftigen. Nun ist ein Teil seiner Erfahrungen, Kenntnisse, Studien und Eindrücke zu einem Buch vereinigt: „Tiere sehen Dich an" (bei Dietrich Reimer, Berlin). Mit vielen, ganz unglaublich schönen Bildtafeln von Tierköpfen nach Originalaufnahmen von Hedda Walther. Jeder meiner Bekannten, der das Buch bei mir liegen sieht, will es gleich mitnehmen, leihender oder stehlender Weise. Aber ich wache wie ein Cerberus darüber. Denn jeder, der überhaupt eine Beziehung zur Natur und zum Wesen von Tieren hat, wird das Buch kaufen, andern oder sich zum Geschenk machen.

Tiere sehen uns an — nicht nur in den Bildern, für die kein Wort des Rühmens hoch genug ist: sondern auch in den Texten, Kapiteln und Kapitelchen, in denen Eipper Situationen und Momentbilder des Tierlebens einfängt. Eines Tierlebens, das nicht aus der Ferne importiert wird, sondern in den zoologischen Gärten, den Tierparks, den Menagerien eines Zirkus, bei den Tierhändlern existiert. Eipper begegnet dem Einwand, den wir gleich auf den Lippen haben: „Es ist ein Unrecht, den zoologischen Garten als ein ‚Zuchthaus der Tiere' zu bezeichnen; der ‚stöhnende Tierfreund' vergißt, daß die meisten Lebewesen in der Freiheit ein viel härteres Dasein haben. Man muß sich davor hüten, menschliche Gefühlsbegriffe auf das Tier zu übertragen und seine Seele mit sentimentalen Empfindungen zu belasten." Ausgezeichnet! Der letzte Satz gibt die richtige Stellung, die der Titel des Buches verspricht: Nicht wir sehen uns die Tiere an, sondern umgekehrt, und was Eipper auf Grund seiner Beobachtungen schreibt, läßt wirklich aus Blick, Geste und Bewegung die Tiere zu uns sprechen. Deshalb wird ihm auch der zoologische Garten: „ein Richtweg zur Natur". Freilich, zwei Forderungen betont er mit aller Energie: „Die erste Bedingung heißt Platz!" Und die zweite: „Von jeder Art ein Paar! Denn nichts ist qualvoller für tierische Lebewesen als die Einsamkeit; nichts untergräbt die Gesundheit eines Tieres mehr als die geschlechtliche Not." Die Beispiele, die er dafür gibt, sind erstaunlich und schön. Besonders schön in den Erlebnissen mit dem Jaguar, seinem „Heimweh" im Winter 24, wie sich dann das Heimweh bannt (Sommer 25) und Weihnachten 25: „Mutter Jaguar", bis zum Wiederbegegnen zu Ostern 1928. Dies ist immer bei Eipper nicht hintereinander aufgereiht erzählt, sondern über das ganze Buch verteilt. Tiere, die wir, als Leser, am Anfang kennen lernen, lernen uns im Verlauf des Buches allmählich kennen, oder wenigstens den Menschen, der ihren Umgang mit ihm erzählt: Raubtiere und Affen — erschütternd die Zuneigung eines sibirischen Wolfs im berliner Zoo, herrlich die Spiele mit den Tierkindern.

Wohltuend ist die Sachlichkeit der Reportage. Je weiter man in dem Buch liest, um so weniger sieht man sich die Tiere als interessante Objekte an. Um so mehr sehen sie uns, die Menschen an, und vor ihrem Tier-

blick zerfällt das moderne Kleid, Ärger, Ekel an der Zeit und die bis zum Überdruß gebrachte Alltagspsychologie. Vor diesem Tierblick erwacht, was des Menschen urältester, vielleicht sein bester Teil ist: die reine Kreatur. Tiere sehen uns an — nicht Staatsanwälte, Kontrollbeamte, Bureauharpyien, Gasmasken, sondern Tiere, deren Ahnen sich noch heute in ihrem Blick spiegeln. Denn, wie es in dem schönen Wort von Johannes V. Jensen ausgedrückt ist, das dem Buch vorangestellt ist: „Zu den Tieren gehen heißt sich heimbegeben."

Hermann Kasack

Erziehung zur Völkerversöhnung

In einer Obersekunda der berliner Viktoria-Luisen-Schule kommt die Rede auf den Kelloggpakt. Der Studienrat: „Der Kelloggpakt ächtet alle Kriege bis auf den Verteidigungskrieg, und Sie wissen, die beste Verteidigung ist der Angriff!"

„Der Schulkampf"

Liebe Weltbühne

Max Bernstein, Anwalt des Rechts und der Musen, kam zu einem Winteraufenthalt nach Berlin und stieg bei seinem Dichterkollegen Felix Philippi ab. Bernstein machte eine Besuchstour, auf der ihn sein Gastfreund begleitete, allerdings unter der Bedingung, daß er nicht zu Josef Kainz mit hinauf zu kommen brauche. Der war mit ihm seit Jahren böse und sah ihn als nicht mehr existent an. Die beiden fuhren zu Kainz in die Alsenstraße; es war ein besonders kalter Wintervormittag und Philippi fror jämmerlich in der offenen Droschke, die unten wartete. Nach einiger Zeit erscheint Kainz in sehr fragwürdiger Gestalt, Schlafrock, hängende Strümpfe in Pantoffeln, auf dem Haupte dagegen einen Zylinder. Während Philippi die Erscheinung anstarrt, springt Kainz in die Droschke, breitet die Arme aus und schmettert: „Gib mir 'nen Kuß und leck mich am . . ."

Antworten

General Ludendorff. Sie protestieren gegen das Kriegerdenkmal des düsseldorfer Füsilierregiments, das Ihren Namen trägt. Diesmal ist es nicht der kubische Sockel, der Sie ja leicht an die jüdische Weltherrschaft hätte erinnern können, sondern oben auf dem Postament liegen zwei leibhaftige Sphinxen, denen man Frontkriegerköpfe aufokuliert hat. Ob sie auch geschwänzt sind, läßt sich auf der Photographie nicht feststellen. Und da bleibt Ihnen die Luft weg. Nun ist sicher, daß die vier jüdischen Herren, der städtische Kunstsachverständige, der Museumsdirektor, der Geheimrat und der Bildhauer, denen die ‚Deutsche Zeitung' die Vaterschaft an diesem raren Kunststück in die Schuhe schiebt, keineswegs die Absicht hatten, mit heimtückischen Meißelstößen den Frontgeist von hinten zu erdolchen. Aber sie haben krampfhaft nach einem neuartigen Motiv gesucht, weil es ihnen versagt war, eine neue Form zu finden. Nicht am Vaterlandsgefühl, sondern am Geschmack haperte es — wie das auch bei Kriegerdenkmälern, die nicht von Juden abstammen, vorkommt. Vielleicht revanchieren Sie sich, indem Sie der Düsseldorfer Kunstdeputation aus dem Erlös Ihrer Schriften zum Gedächtnis einen Pavian, der ja bekanntlich den alten Ägyptern nicht weniger heilig war, mit einem Zylinder auf dem Kopf in Erz gießen lassen. Mit einem runden Sockel darunter, selbstverständlich.

Rote Tribüne. Du beabsichtigst, junge proletarische Schriftsteller zu Worte kommen zu lassen, und veranstaltest, wie wir gern melden, am Freitag, dem 2. November, 20 Uhr, in den Hohenstaufen-Sälen, Kottbuser Damm 76, eine Vorlesung, an der Hans Lorbeer, Berta Lask, Bruno Vogel und Karl Grünberg mitwirken werden.

Studierende und Altakademiker, die an der Erziehung der Hochschuljugend im Sinne des Weltfriedens und der Völkerverständigung mitarbeiten wollen, werden gebeten, Drucksachen einzufordern und ihre Anschrift der Zentralgeschäftsstelle des Deutschen Pazifistischen Studentenbundes, Frankfurt a. M., Fellnerstr. 10, mitzuteilen.

Hamburger Weltbühnenleser werden gebeten, um regelmäßiges Treffen vorzubereiten, ihre Adressen an Ludwig Ollendorf, Loogestieg 19, aufzugeben.

Harry Kahn. Sie haben Recht: der Druckfehlerteufel behandelt Sie nicht freundlich. Bei „Herrn Lamberthier", in Nummer 42, verwandelte er Ihre stark eingeschränkte „Reverenz" in „Reserve", und Jeßners „Egmont", von Ihnen in Nummer 43 behandelt, dem Sie eine allzu starke Festlegung auf das „örtliche und zeitliche Milieu" nachsagten, dichtet er ein „ethisches" Milieu an.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Deutschland ist . . . von Carl v. Ossietzky

Deutschland ist jetzt zehn Jahre Republik, und diese neue Staatsform hat das Land aus seiner größten Katastrophe gerettet und vor Zertrümmerung bewahrt. Ein von der Dynastie unterzeichneter Friede hätte wahrscheinlich dazu geführt, daß sich die süddeutschen Potentaten, ihre Unschuld am Kriege sanft beteuernd, nach irgendwo hin verfügt hätten, so wie es Bayern auch als angeblicher Volksstaat versucht hatte. Der Verband des Reiches wäre auf alle Fälle gesprengt worden. Die Republik hat den denkbar günstigsten unter allen möglichen Frieden geschlossen.

*

Deutschland ist unter allen Ländern des Krieges das einzige, das mit Fug sagen kann, der Friedensvertrag habe ihm Nutzen gebracht. Es hat zwar Gebiete verloren, es muß schwere Reparationen leisten, und noch ist ein Stück Rheinufer besetzt. Dafür aber ist es aus der Sphäre des Imperialismus heraus, und es hat kein Deutschland Übersee zu verteidigen. Es kann ruhig schlafen, wenn in China oder Marokko die Gewehre losgehn. Es ist von der Qual der Wehrpflicht befreit, gemessen an den militärpolitischen Sorgen der andern sind die seinen für die Katz. Die Sieger werden ihrer Eroberungen nicht froh, ihr Budget kommt durch Rüstungsaufwendungen aus der Balance, und in den jungen Staaten balgen sich die Nationalitäten. Deutschland ist wieder angesehen und thront im Rat der Großen, ohne deren Beängstigungen zu teilen.

*

Deutschland ist undankbar. Es hat sich sehr schnell erholt und wäre ohne das Ruhrverbrechen des Herrn Cuno schon vor einigen Jahren so weit gewesen. Die Ketten von Versailles waren immer nur papierne. Zugegeben, daß Clemenceau keine charitativen Absichten dabei gehabt hat, jedenfalls ist er Deutschland ebenso wenig zum Verderben geworden wie Napoleon, der den König von Preußen bis nach Tilsit gejagt und ein Bündel vermotteter Staaten so rücksichtslos durchgelüftet hat, wie das deutsche Pietät niemals zuwege gebracht hätte. Was wäre eigentlich, wenn wir gesiegt hätten, wenn die Vaterlandspartei der Ludendorffe ihre großen Eroberungsabsichten verwirklicht hätte? Dann wäre bis heute noch kein Frieden in der Welt gewesen, jeder erwachsene Deutsche einerlei welchen Geschlechts, würde draußen in der Welt günstigenfalls Etappendienst machen und aufpassen, ob die von den Alldeutschen geschmiedeten Ketten auch richtig sitzen; alle Deutschen wären nach zehn Jahren noch immer

unterwegs, und im Land wäre nichts als — die Zentrale für Heimatdienst. Zur Abwickelung.

*

Deutschland ist das einzige Land, das nicht imstande ist, eine Verbesserung zu begreifen. In Frankreich hoben sich mit der Stabilisierung offensichtlich die Lebensgeister, und auch in England ist man wieder heiterer, weil die Auseinandersetzung mit Moskau einstweilen vertagt ist. In Deutschland dagegen hat sich seit 1920 die Sprache seiner Politiker kaum verändert. Noch immer das alte Elendslied, die Verwünschung des Gewaltfriedens. Kein Politiker irgend einer Partei verschmäht, von der Verarmung und Verelendung zu sprechen, und zwar nicht von der durch die eignen Kapitalisten bewirkte, sondern von der Pauperisierung durch Versailles und Dawes, und niemand spricht mehr von der Inflation, diesem gigantischen Raubzug der Schwerindustrie durch die Ersparnisse der kleinen Leute. Es gibt kein Bankett mit Kapaun und Rotspon, wo nicht irgend ein Schmerbauch feierlich versichert, daß wir nunmehr ein armes Volk sind. In diesem Punkte wird es zwischen Rechts und Links, zwischen Hörsing und Seldte, kaum eine Unstimmigkeit geben, von dieser kümmerlichen Phrase leben alle. Herr Duesterberg hat neulich phantasiert: „Nicht Auswanderung, Geburtenbeschränkung und Internationalisierung können uns retten, sondern nur Änderung des deutschen Gesamtschicksals, vor allem Sprengung der Grenzen, die uns einengen. Das deutsche Schicksal ist eine Raumfrage." Das deutsche Schicksal ist keine Raumfrage. Aus der Philosophie von Herrn Hans Grimm in die Politik überführt, gewinnt das Wörtchen Raum überhaupt eine höchst fatale Wolkigkeit. Wenn wir heute das Land um Vogesen oder Weichsel wiederbekämen, so bedeutete das für den Einzelnen keineswegs mehr „Raum". Es kommt nicht darauf an, wie viel Platz ein Volk unter der Sonne einnimmt, sondern wie die Güter darauf verteilt sind. Wenn die herrschende Klasse über die Niederlage lamentiert und sich nicht beruhigen kann, weil es ihr versagt ist, Siegesmale zu errichten, so muß ihr gröblich klar gemacht werden, daß ihre schönen Häuser, ihre Vergnügungsstätten, die glanzvollen Fassaden ihrer Industriepaläste die Monumente eines viel beweiskräftigeren Sieges sind: des Sieges über das eigne Volk.

*

Deutschland ist das einzige Land, wo Mangel an politischer Befähigung den Weg zu den höchsten Ehrenämtern sichert. So wie gewisse Naturvölker Schwachsinnigen göttliche Ehren entgegenbringen, so verehren die Deutschen den politischen Schwachsinn und holen sich von dorther ihre Führer. Darin überbieten sie ohne Zweifel die wilden Völker, die sich auf die Adoration beschränken und die scheue Bewun-

derung, aber sonst mit ihren Dorfkretins weder in den Krieg ziehen noch in den Frieden.

*

Deutschland ist infolgedessen auch das einzige Land, das ohne Erhebung an seine Revolution zurückdenkt. Im Grunde weiß man durchschnittlich von ihr nicht mehr, als daß sie unsern gloriosen Heerführern freventlich in den zum letzten Schlag erhobenen Arm gefallen ist. In keiner Schule wird gelehrt, daß sie lange veraltete Einrichtungen beseitigt, viel Schutt und Moder fortgefegt hat. Die Leute, die sie emporgetragen hat, heißen die Novemberverbrecher, und daran sind sie selbst schuld, denn sie zitterten vor der Macht, die ihnen plötzlich zufiel. Sie waren stolz darauf, möglichst viel unversehrt gelassen zu haben. So lebt die Revolution kaum mehr als Erinnerung, und einzelne Episoden daraus wirken heute schon unglaubwürdig und wie aus einer Fabelwelt. Wo sind die Bemühungen, den 9. November zu feiern? Verlautet irgend etwas von einer Kundgebung der Regierung? Dieses gegenwärtige Kabinett ist hervorgegangen aus den Parteien, denen der Umsturz den Weg zur Herrschaft frei gemacht, den sie aus eigner Kraft niemals gefunden hätten. Vielleicht würde es doch große Revolutionsfeiern geben, wenn die Sozialdemokratie nicht in der Regierung wäre, sondern noch in der Opposition stünde. Aber heute als Regierung ... pst, pst ... Der 9. November ist der schwarze Tag, der Tag, von dem man nicht spricht. Unbekannte Matrosen haben der wackelnden Despotie den letzten Tritt gegeben; den Dank der Republik hat der Leutnant Marloh in einem Hof in der Französischen Straße abgestattet.

*

Deutschland ist jetzt zehn Jahre Republik, und es hat mindestens fünf davon gedauert, ehe sich Republikaner in größerer Anzahl meldeten. Den Wendepunkt bildete der Hitlerputsch von 1923, bei dem sich zeigte, wie wenig zum gewaltsamen Umsturz bereite Gegner die Republik hatte und was für Narren dabei die Oberhand hatten. Daß die bürgerliche Republik durchgehalten hat, verdankt sie viel weniger der Entschlossenheit ihrer Führer als vielmehr der Deroute auf der andern Seite und bestimmten außenpolitischen Rücksichtnahmen. Im allgemeinen hat man erkannt, daß auch in der neuen Form der Geist der Kaiserei weiterexistieren kann. Deutsche Revolution — — ein kurzes pathetisches Emporrecken, und dann ein Niedersinken in die Alltäglichkeit. Massengräber in Berlin. Massengräber in München, an der Saale, am Rhein, an der Ruhr. Ein tiefes Vergessen liegt über diesen Gräbern, ein trauriges Umsonst. Ein verlorener Krieg kann schnell verwunden werden. Eine verspielte Revolution, das wissen wir, ist die Niederlage eines Jahrhunderts. So brechen wir auf ins zweite nachrevolutionäre Jahrzehnt.

Die Tragödie der alten Marine von Lothar Persius

Bald nach Beendigung des Weltkrieges wurden die Ursachen für den Zusammenbruch unsrer Flotte in der ‚Weltbühne' in zehn Aufsätzen unter der Überschrift „Der Seekrieg" besprochen. Als leitender Faden zog sich durch die Untersuchung das Bemühen, zu beweisen, daß nicht „der Dolchstoß von hinten", sondern die Unfähigkeit und Pflichtvergessenheit des Seeoffizierskorps die Schuld trugen. Aufgezeigt wurde, daß Tirpitz vielfach minderwertige Waffen und Schiffe bereitgestellt, daß die Führung der Flotten, Geschwader und Schiffe zuweilen in erschreckender Form versagt hatte, und daß auch der einfache Matrose und Heizer über dies Manko unterrichtet war. Zu dieser Erkenntnis gesellte sich die Unzufriedenheit über das üppige, nur auf ihr leibliches Wohlergehen bedachte Treiben vieler Offiziere auf Kosten der Mannschaften, und die gar zu hart gehandhabte Disziplin. Das Resultat zeigte sich bereits 1917 in einigen kleinen Meutereien, kam aber vollends zum Durchbruch, als ein alldeutsch übersprudelndes Offizierskorps, dem wahres Ehrgefühl längst abhanden gekommen war, im Oktober 1918 „die Ehre der Flotte" durch Opferung in offener Seeschlacht retten wollte. Gegen diesen sinnlosen Plan lehnten sich die Schiffsbesatzungen auf.

All Das, was damals in der ‚Weltbühne' behauptet war, wurde dann durch die „Erinnerungen" hoher und höchster Seeoffiziere, wie Tirpitz, Pohl, Müller und andre bestätigt. Sie, jeder Einzelne in dem Bemühen, die Schuld von sich ab und auf den Kameraden zu wälzen, lieferten das wirkungsvollste Material für die Tatsache: das Seeoffizierskorps ganz allein ist für den Zusammenbruch der Flotte verantwortlich. Unter Noskes fürsorglichem Walten und Geßlers milden Auge ist nun im Geschwindtempo aus dem Embryo Flottchen eine an Quantität des Offizierskorps und des Schiffsparks ganz ansehnliche Marine entstanden, und ihre Offiziere unterscheiden sich in nichts von den „Kaiserlichen" im Kriege. Wie diese aussahen, vorgeführt in ihrer ganzen schmutzigen Nacktheit, erfährt man aus dem soeben erschienen Buch Alboldts, betitelt „Die Tragödie der alten deutschen Marine". (Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin.) Wer das Buch gelesen hat und dann noch nicht von seiner Marineanbetung geheilt ist, sollte sich vormerken lassen für die nächste Vakanz im lunatic asylum. Die Schrift stellt das amtliche Gutachten, erstattet vom Verfasser, vor dem Untersuchungsausschuß des Reichstags dar. Professor Walther Schücking schreibt in der Einführung: „Alboldts Buch ist eine historische Quelle ersten Ranges. Ihr Inhalt hat mich als Vorsitzenden des parlamentarischen Untersuchungsausschusses gradezu erschüttert, nicht zum wenigsten deshalb, weil ich von dem Gutachter (Alboldt) den Eindruck absoluter Wahrhaftigkeit gehabt habe".

Das, was einst hier geschrieben wurde, verblaßt im Vergleich mit Alboldts Material, erscheint viel zu liebenswürdig und schonungsvoll gegen das Seeoffizierskorps. Mit Grausen nimmt man Kenntnis von dem oft sadistischen Treiben der Vor-

gesetzten, von ihren Schlemmereien und Völlereien, bei denen sie sich ungeniert von den Matrosen aufspielen und bedienen ließen. Bestritten wurden beispielsweise Orgien wie die unästhetische auf der „Nürnberg". Alboldt belegt jede Anklage protokollarisch. „Der erste Offizier war am Heiligen Abend 1917 so betrunken, daß er sich in Gegenwart der Messekellner (Matrosen) das nackte Gesäß mit Senf beschmieren und dies dann von Leutnants zu einem Schiffsfenster herausstecken ließ, wobei diese erklärten, das ist unser neuester Scheinwerfer'. Das Schiff lag dabei in sofortiger Gefechtsbereitschaft bei den holländischen Inseln!" Aus dem Beschwerdeschreiben des Oberpräsidenten der Provinz Schleswig-Holstein vom 16. August 1917: „Der Kreuzer „Regensburg" ankerte im Juni 1918 im Kieler Hafen. Jeden Abend fanden Zechgelage in der Offiziersmesse statt. Nach Mitternacht ließ sich dann oft eine größere Gruppe von Offizieren unter Führung eines ältern verheirateten Kapitänleutnants mit einem Ruderboot des Schiffes an Land setzen, und zwar in möglichste Nähe der Straße ‚Hinter der Mauer', der öffentlichen Bordellstraße Kiels, um dort weiter zu feiern, wie sie vor der Bootsmannschaft offen unter sich erzählten. Nach einigen solcher Fahrten erklärten die Offiziere, daß ihnen so wie bisher die Sache zu teuer käme, sie wollten deshalb in Zukunft Wein und Rauchwaren von Bord mit zum Bordell nehmen. Das geschah. Ein solches Mitnehmen war durch unzählige Flottenbefehle allerstrengstens verboten, weil es sich dabei um unverzollte Sachen handelte, die nur außerhalb des Hafens verbraucht werden durften. Es war die Zeit, wo schon seit langem in den Kieler Lazaretten für die Kranken und Verwundeten kein Wein mehr vorhanden war. Einmal kehrten die Offiziere aus der Bordellstraße nicht zurück. Matrosen mußten sie suchen, fanden sie nach längerm Bemühen in den Nummern 64 und 69, trommelten sie heraus, und fuhren sie an Bord zurück, wo sie von der ganzen Mannschaft, die Kopf an Kopf an der Reeling stand, begrüßt wurden."

Alle Beschwerden nützten nichts. Stets wurden die Offiziere von der Flottenleitung gedeckt, wurden für Engel, die Mannschaften für gewissenlose Anpetzer erklärt. Nach wie vor teilten unkontrolliert Hunderte von Offizieren ihre Landbuden mit Frauenzimmern, die von jeder Belästigung frei, zweifellos als Spione im Dienst der Feinde standen, während Matrosen häufig der bescheidenste Urlaub versagt wurde. Der politisch rechts stehende Hochschulprofessor Birk, als Feldarzt schwer verwundet, in Kiel tätig, schrieb in einem Aufsatz über den Ausbruch der Revolution, in dem er den Seeoffizieren ihre Sünden vorwarf: „Wer gesehen hat, wie manche Offiziere in geradezu schamloser Weise den Staat und ihre Mannschaften bestahlen . . ." Die Offiziere haben diese Anschuldigungen ruhig eingesteckt. Gar zu viel Beweismaterial lag vor. Noch aus einem andern Schreiben: „Ich klage einen großen Teil des Offizierkorps an als Tagediebe und Spitzbuben an Reichseigentum. Beweise kann ich Ihnen in Hunderten von Fällen erbringen. Und eine solche Sippe redet von Ehre und spielt mit dem guten Recht der Untergebenen Schindluder."

Vor dem Untersuchungsausschuß haben die Admirale v. Trotha, Brüninghaus und andre sich entrüstet in die Brust geworfen, haben gesagt „unsre Führung war stets glänzend, unser Schiffs- und Waffenmaterial erstklassig, war dem britischen überlegen". Einer der wenigen wirklich befähigten Admirale, Hopmann, schrieb: „Der deutsche Mißerfolg wird der schlechten Führung zugeschoben. Das trifft den Nagel auf den Kopf." Admiral v. Levetzow, Chef des Stabes der Seekriegsleitung, äußerte: „Auf deutscher Seite trug die Schuld an dem Mißerfolg das Flottenkommando. Es hatte unterlassen..." Und bei andrer Gelegenheit: „So hatte innerhalb weniger Wochen zum zweiten Male der Chef der Hochseeflotte wiederum eine einzigartige Gelegenheit verstreichen lassen, große britische Flottenteile mit Übermacht zu vernichten." Bezüglich der schlechten Armierung unsrer Schiffe ist erwähnenswert, daß sogar die russischen Kriegsschiffe weiter schossen, als die neuesten, im Kriege erst fertig gebauten deutschen. Admiral Hopmann berichtete: „Die russischen Linienschiffe erzielten (Gefecht im Moonsund bei Ösel am 17. Oktober 1917) mehrere deckende Salven, während ‚König' und ‚Kronprinz' nur Kurzschüsse beobachteten", das heißt zu kurz liegende Schüsse, die also dem Feind keinen Schaden tun konnten.

Genug der Einzelheiten. Für den Schlußakt paßt die Bezeichnung „Tragödie". Das Seeoffizierskorps wurde in seinen Jugendjahren unter Wilhelm I. vom Ehrgefühl beherrscht, und so gedieh das Flottchen, niemand zu Leide, erfüllte seinen Zweck, indem es half dem deutschen Namen im Ausland Freunde zu erwecken. Das änderte sich unter Wilhelm II. Unter seiner Ägide wurden Überheblichkeit, Pflichtvergessenheit und überspannter Materialismus ins Offizierskorps getragen. Die Nemesis brach im Kriege auf, und am Ende stand die Tragödie des Dolchstoßes der Seeoffiziere. Die junge Marine der Republik bemüht sich wieder um dramatische Betätigung, aber bei Lohmann, Kolbe und andern Schauspielern langt es nur zu einer Tragikomödie.

Wo sie blieben von Emil Rabold

Der Satz, daß eine Revolution ihre eignen Kinder verschlinge, hat für die deutsche Novemberrevolution keine Gültigkeit. Die deutsche Revolution ist bei näherer Betrachtung nicht einmal im Blut erstickt worden. Denn so grausam die einzelnen Feldzüge der von Noske aufgebotenen Garden auch verliefen — die härtesten Streiche gegen die Revolution wurden nicht in offener Schlacht geschlagen, sondern aus dem Hinterhalt geführt. So verlor die revolutionäre Bewegung bald ihre begabtesten Führer. Da es ihr obendrein an einer durch Tatsachen gehärteten Schulung mangelte und eine willensstarke und zielsichere Partei in den historisch entscheidenden Augenblicken so wenig vorhanden war wie ein die Massen beflügelndes, weit über die Nöte des Alltags hinausreichendes Gesamtziel, mußte sich die Erhebung notgedrungen in Einzelaktionen verzetteln, in einem an sich notwendigen,

im Endergebnis aber unfruchtbaren Streit der Richtungen, der die besten Kräfte lahmlegte oder zersplitterte und sie zu einem leichten Spielball gegnerischer Mächte machte. „Nein, eure Revolution ist nicht im Blut, sie ist im Dreck erstickt worden", sagte mir im vorigen Herbst bei einem Besuche der Sowjetunion ein russischer Historiker. Man wird ihm kaum widersprechen können.

*

Der Anfang war verheißend. Eine bisher dunkle, jetzt aber von einer brennenden Idee besessene Masse setzte sich in Bewegung. Voran die tapfern Matrosen, die in den Kriegshäfen als erste die Fahne des Aufruhrs gehißt hatten gegen eine weitere sinnlose Schlächterei. Man begrüßte sie bis weit hinein in die Reihen des sonst stumpfen Bürgertums als die Befreier. Es war eine Einheitsstimmung da, mitten im trübsten November, ähnlich der in den klaren Augusttagen 1914, nur mit umgekehrten Vorzeichen. Es war wieder eine Lust zu leben. Das hielt grade bis über den Sonntag hinaus an. Dann kam der Katzenjammer, dessen vergiftendes Gebräu mit viel Geschick jene anrührten, die den politischen Vorteil wollten, ohne sich in die Aufregung eines Kampfes zu stürzen, Die Fürsten waren weg und hatten freigewordene Plätze hinterlassen. Mehr brauchte man nicht.

Aber einige waren da, die wollten weiter. Aus dem berliner Vollzugsrat, der gewählten Spitzenkörperschaft der Arbeiter- und Soldatenräte, kamen neue, bisher noch nie gehörte Töne. Es war nicht immer alles reif, was dort geredet, geschrieben, gesprochen wurde. Doch alles, was dumpf und ahnungsvoll aus der Tiefe einer sehnsüchtig gewordenen Massenseele erklang, war belebt und beseelt von dem einen Willen, die Trümmer des Kaiserreichs wegzuräumen und einen Bau zu zimmern, der das zweitausendjährige Streben einer denkenden Menschheit war: — den sozialistischen Staat.

Der Vollzugsrat hatte, ebenso wie die Versammlung der Arbeiter- und Soldatenräte für all sein Tun, sei es positiv, sei es negativ gewesen, das Ohr der Öffentlichkeit mehr gefunden als vorher oder nachher irgendein deutsches Parlament. Der berliner Vollzugsrat war das Sprachrohr der Zeit geworden. Bis Noske kam und dem Spuk, um seine Sprache zu gebrauchen, ein jähes Ende machte. Denn der Vollzugsrat hatte hinter sich die Massen und redete. Und Noske hatte die Macht . . .

*

Es waren nicht nur neue Töne, die aus dem Vollzugsrat kamen, es waren auch neue Männer, die sich, teils berufen, teils unberufen, zu Sprechern der Massensehnsucht machten. Verwurzelte und Entwurzelte, Erhobene und Geschobene. Die Entwurzelten verließen schon nach wenigen Tagen den Schauplatz der Handlung; sie hatten sich auf ein fremdes Terrain verirrt, auf dem sie sich nicht zu bewegen verstanden.

Wo ist heute Hauptmann Walz, der sich mit den Revolutionären verschworen hatte, in Schutzhaft kam und am 9. November befreit wurde? Wo steckt der Kriminalbeamte

Gehrhardt, der ein paar Wochen später als Doktor Gärtner, Abteilung Generalstab, Verhaftungen vornahm, für die die Regierung Ebert-Scheidemann die Verantwortung ablehnte, vor allem dann, wenn der Häftling statt ins Gefängnis in eine Mordgrube geriet? Colin Roß, Schriftsteller, Kriegsberichterstatter, macht für Ullstein heute beneidenswerte Reisen. Der Lehrer Flügel hat einen bürgerlichen Beamtenbund organisiert. Der Sozialdemokrat Brolat, Friedrich Stampfers Musterarbeiter aus den Revolutionstagen, „ruhig, besonnen, von größter Verantwortlichkeit getragen", ist über die berliner Brennstoffgesellschaft zum Direktor eines Automobilkonzerns avanciert, Cohen-Reuß, der durch eine gute Heirat vermögend und politisch berühmt gewordene Abgeordnete des Kaiserparlaments, ist als Syndikus eines rheinischen Seidenkonzerns noch immer nicht gut auf den Dawes-Pakt und den Achtstundentag zu sprechen. Brutus Molkenbuhr, der kleine Sohn eines etwas größern Vaters, hat sich zusammen mit Gustav Bauer in Häusersachen versucht und ist seitdem spurlos verschwunden. Der Apotheker Spiro, der als Kommandeur der Franzer schon am 6. Dezember 1918 den Vollzugsrat mit Maschinengewehren auseinandertreiben und Ebert die Präsidentenwürde verleihen wollte, wofür dieser zu Tränen gerührt war, geht in Charlottenburg wieder seinem alten Metier nach. Und Hermann Müller, in jenen Tagen mehr Schieber als Geschobener, wärmt sich als Kanzler an der genfer Sonne Gustav Stresemanns.

Die im Hintergrund Operierenden erwiesen sich als die Stärkeren. Die von der Masse Emporgetragenen versanken zurück ins politische Nichts.

*

Abseits von dem Gestrüpp des Unkrauts, das aus der Revolution emporwucherte und teils verdarb, teils zu kräftigen Stämmen heranwuchs, steht die reine Gestalt des Hauptmanns Hans Georg von Beerfelde. „Ich habs gewagt!" Sein Licht leuchtete uns allen einmal in der Finsternis trübster Kriegstage (Lichnowsky-Broschüre). Er ißt heute als Lehrer der Gymnastik sein karges Brot. Der Schneider Rasch, klein, bucklig, besessen, ein vergeistigter Autodidakt, der zwei Dutzend deutscher Professoren leicht in seine linke Westentasche steckte, wo sitzt er, wo näht er, wo fault er? Von beauftragten Söldlingen im Bade ermordet, doch als Wollender für uns noch lebend, Hans Paasche ...

*

Von denen, die politisch das Letzte wollten, erhebt sich in Steglitz als lebendiges Mahnmal die Charaktersäule Georg Ledebours. Ebenfalls in Steglitz, dem radikalen Brutnest intellektueller Schwärmer, wie es vor dem Kriege einmal der immer besonnene Reichstagspräsident Paul Löbe nannte, starb als treu ergebener Diener einer großen Idee Ernst Däumig, von dem Paul Levi bekundete, daß er nicht einem organischen Leiden erlegen, sondern an Sozialismus gestorben sei.

Als politisch verschollen gelten neben den vielen Schülern und Weggefährten ihres Meisters die Dreher Heinrich Malzahn und Paul Neumann, zwei begabte Köpfe, die es später bis zu einem Parlamentsmandat brachten und heute wieder in der Masse untergegangen sind, die sie vor zehn Jahren als ihre Auserkorenen emportrug. Der Rheinländer Paul Wegmann trägt nicht nur äußerlich das Gesicht eines klugen Mannes. Er bemüht sich nach harten wissenschaftlichen Lehrjahren im Bezirk Weißensee fleißig um eine glücklichere Jugend. Paul Scholze betreut die Internationale Arbeiterhilfe. Oskar Rusch, erprobter Funktionär der Metallarbeiter, fristet als Stadtreisender sein Brot. Während Richard Müller, der mit großen Worten nicht immer sparsam genug umzugehen wußte, den Weg über seine Leiche zu einer Wohnungsgesellschaft fand. Doch auch Philipp Scheidemann ist die Hand nicht verdorrt.

Und wo ist Emil Barth, der blonde Alemannenschädel, ewig im Feuer, immer seine eigne Perspektive ziehend, eigenwillig und trotzig? Er hat den Satz, daß die Revolution nicht zu einer Lohnbewegung degradiert werden dürfe, zur Richtschnur seines fernern Handelns gemacht und läßt sich als Redner des Reichsbanners in jene Gefilde entsenden, die kein Otto Hörsing je zu betreten wagt.

*

Sein und Schein. Ideal und Wirklichkeit. November 1918. Der Sportpalast. Überfüllt bis zum Rande. Matt flackert das Licht dürftiger Kriegskerzen. Hungernde Arbeiter, bleiche Soldatengesichter, erhitzte Diskussionen. Der Vollzugsrat hat gerufen. Emil Barth, inzwischen Volksbeauftragter geworden, soll sich verantworten wegen seines Wortes, daß die Revolution in Gefahr sei, eine Lohnbewegung zu werden. Er verteidigt sich. Das tägliche Brot und die Idee. Man muß dafür einen sinnfälligen Satz prägen. Emil Barth, sonst demagogisch, redebegabt, bisweilen sogar faszinierend, stammelt Entschuldigungen, er erläutert, ringt mit den Worten, und das Toben und Schreien der Massen schwillt an zu einem Orkan. Bis sich aus dem Hintergrund hervorschiebend und auf die Bühne zustrebend die knochige Gestalt des Drehers Paul Neumann, im Schein der matten Lichter mehr gespenstisch als wirklichkeitsnah, vor dem Redner aufbaut und mit einem zum Schraubenbohrer verwandelten Arm auf Emil Barth zeigend die Worte in den Saal wirft:

„Emil, ick vasteh dir nich mehr! Vor der Revolution haste anners jeredt!"

— — der Kausalzusammenhang zwischen Brot und Idee. Nur Lenin hat für Rußland den simplen Satz gefunden, der ein Volk von hundertfünfzig Millionen in Bewegung setzte und die Entscheidung erzwang. Wir aber, unsre Revolution — war es nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander lagen, indessen das vergossene Lebensblut im Sande zerrann?

Zu Tode gesiegt von Jonathan Swift

Die Rolle, die wir unsern ausländischen Bundesgenossen gegenüber und in bezug auf eine im Lande herrschende Partei in der Führung dieses ganzen Krieges gespielt haben, will ich jetzt des genauern untersuchen. Und ich denke, es wird sich da vermöge klarer Tatsachen zeigen, daß keine Nation jemals so lange und so empörend von der Narrheit, der Verwegenheit, der Verderbtheit und dem Ehrgeiz ihrer innern Feinde getäuscht und von ihren fremden Freunden mit soviel Unverschämtheit, Ungerechtigkeit und Undank behandelt worden ist.

Das wird sich ergeben, wenn wir die drei folgenden Punkte beweisen.

Zunächst haben wir uns gegen jede Klugheit und jede gewöhnliche Vernunft als Hauptbeteiligte in diesen Krieg eingelassen, während wir nur als Hilfskräfte hätten handeln sollen.

Zweitens haben wir unsre Kraft damit erschöpft, den Teil des Krieges zu verfolgen, der dem Ziel, das wir uns bei seinem Beginn steckten, am wenigsten entsprechen konnte; und wir haben da überhaupt keine Anstrengungen gemacht, wo wir den gemeinsamen Feind am meisten hätten schwächen und zugleich uns selbst hätten bereichern können.

Drittens haben wir einem jeden unsrer Verbündeten erlaubt, jeden Artikel der Verträge und Vereinbarungen, durch die sie gebunden waren, zu brechen und uns die Last aufzuerlegen.

Und wie wir auf diese verschwenderische Art unsre Kraft und unser Lebensmark vergeudeten, so haben wir sie auch noch schmählich zu Zwecken vertan, die mindestens von denen sehr verschieden waren, zu denen wir den Krieg zuerst unternahmen, und oft bewirkten wir mit ihnen etwas, was wir vielleicht nach einem Friedensschluß aufrichtig bereuen werden.

Wir haben jetzt seit zehn Jahren die ganze Gewalt und den ganzen Aufwand des Krieges dahin geworfen, wo der Feind am besten imstande war, uns die Wage zu halten; wo wir keinerlei Vorteil für uns ausnutzen konnten; wo es in hohem Grade unpolitisch war, unsre Eroberungen zu erweitern. Und wir haben die Kriegsart völlig vernachlässigt, die uns viele Millionen erspart und eingebracht hätte, die uns die ewigen Grundsätze unsrer Regierung zu verfolgen lehren, die den Feind am schnellsten geschwächt hätte, und die entweder einen schnellen Friedensschluß herbeigeführt oder uns instand gesetzt haben würde, den Krieg fortzuführen.

Jene, die den Krieg fortführen möchten, schreien unsern beständigen Erfolg in erstaunlicher Weise aus, und sie halten ihn für unendlich viel größer, als wir aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach Grund hatten, zu hoffen. Zehn glorreiche Feldzüge sind vorbei, und jetzt endlich geben wir wie der Kranke unter allerlei günstigen Symptomen den Geist auf.

Aus Conduct of the allies (1712).

Holländische Grenze, 10. November 1918 von Testis

Im Laufe des Sonntags überstürzten sich die Extrablätter. Der Kaiser sei in Begleitung eines Offiziers (Graf Plessen) im Auto um fünf Uhr früh über die Maasbrücke nach Eysden gekommen, sei dort am Bahnhof abgestiegen und warte auf den Kronprinzen, er gehe auf dem Bahnsteig auf und ab. Die Regierung machte bekannt: Der deutsche Bürger, Wilhelm von Hohenzollern, betrat heute morgen um fünf Uhr bei Eysden unser Land. Da er keine Waffen bei sich führt, wird er von Staats wegen nicht interniert.

Die Aufregung wuchs von Stunde zu Stunde. Was wird die Entente tun, wie muß sich Holland verhalten, werden wir doch noch in den Krieg verwickelt? Holland war wirklich in Not. Vom Westen und Süden überstürzten sich Schauermären: Die deutsche Armee meutere und hisse überall rote Fahnen, der Kronprinz sei von seiner Truppe ermordet, in Berlin die Republik ausgerufen, alle Fürsten flüchteten außer Landes, ebenso die Heerführer.

Man zitterte, daß die Bewegung auf Holland übergreifen könne, verschloß schleunigst die Landesgrenzen und schob die nach vielen Tausenden zählenden deutschen Deserteure und internierten Soldaten unverzüglich ab.

Die Regierung im Haag ließ sich lange Zeit, dem Kaiser Asyl zu gewähren, wahrscheinlich verhandelte sie mit London; erst gegen Abend wurde bekanntgegeben, daß Wilhelm von Hohenzollern gestattet worden sei, einer Einladung des Grafen von Bentingk Folge zu leisten und auf dessen Schloß zu Amerongen im Busch von Doorn Aufenthalt zu nehmen.

Der Kaiser promenierte indessen den ganzen Vormittag auf dem ländlichen Bahnsteig der Station Eysden auf und ab. Gegen Mittag wurde sein Hofzug von Belgien über die Maasbrücke herübergeschoben, aus dessen Fenstern eine große Anzahl Offiziere schauten, sämtlich ohne Waffen. Der Kaiser begab sich in seinen Privatwagen und ließ sich nicht mehr blicken, der Zug wurde auf ein Nebengleis rangiert und unter Bewachung holländischen Militärs gestellt.

So stand er bis zum nächsten Morgen.

Spät in der Nacht wurde bekannt, daß der Hofzug am folgenden Morgen über Arnheim zur Station Maarn fahre, wo Graf Bentingk seinen Gast in Empfang nehme.

Es regnete die ganze Nacht. Auch der Montag vormittag war naß und neblig. In Arnheim war Maschinenwechsel. Einige hundert Menschen pfiffen und hasteten am Bahndamm. „Mordenaer! Massenmordenaer!" ertönte es aus der Menge.

Das holländische Bürgertum verhielt sich passiv; erfreut war niemand über den Besuch, man befürchtete noch Unheil für Holland, auch merkte man, daß frühere Reden des Kaisers noch unvergessen.

Auf der Station Maarn sah es trostlos aus. Es war keine eigentliche Station, nur eine Haltestelle am Kreuzpunkt der Landstraße nach Utrecht mit dem Bahnkörper. Eine kleine Bretterbude für wartende Reisende, das war alles. Die Zugfolge verbot ein längeres Halten des Zuges, das Gefolge und Gepäck mußte daher im Zuge bleiben und bis Utrecht durchfahren, nur dem Kaiser war das Aussteigen gestattet.

Mittag. Es regnete in Strömen. Im nahen Wirtshaus an der Landstraße saßen einige Herren in schwarzen Anzügen, hinter einer Tasse Kaffee. Reporter, Konsulatsbeamte. Sonst war niemand zu sehn. Zwei holländische Gendarmen waren im Hausflur des Wirtshauses postiert.

Ein Uhr. Der lange weiße Zug läuft langsam ein.

Es regnet entsetzlich. Einige zwanzig Offiziere blicken stumm zu den Fenstern heraus, niemand steigt aus.

Da, am fünften Wagen öffnet sich eine Tür, ein hellgrauer Mantel wird sichtbar, vorsichtig klettert jemand zum tiefen Bahnsteig hinab — — es ist der Kaiser!

Ein älterer baumlanger Offizier folgt; beide, den breiten roten Kragen hoch aufgeschlagen, schreiten den schmalen Pfad am Zug entlang zur Landstraße. Der Kaiser stützt sich leicht auf einen Stock und erwidert den Gruß Bentingks durch stummen Händedruck, kein Wort fällt.

Die Herren vor der Bretterbude lüften den Hut, der Kaiser dankt im Vorbeigehen.

An der Bahnschranke stehen ein Dutzend Männer. Arbeiter, Bauern. Der Regen trieft ihnen wie aus Dachrinnen von den Hutkrempen, sie behalten die Hände in den Hosentaschen.

Der Kaiser muß dicht an ihnen vorbei, er hebt die Hand zum Gruß. Da, ein Pfeifen und Johlen. „Mordenaer!" ruft man, „Mordenaer!"

Die Hand des Kaisers sinkt aus halber Höhe herab, er eilt zum Wagen und versinkt tief im Sitz.

Ludendorff oder Der Verfolgungswahn

von Theobald Tiger

Hast du Angst, Erich? Bist du bange, Erich?
Klopft dein Herz, Erich? Läufst du weg?
Wolln die Maurer, Erich — und die Jesuiten, Erich,
dich erdolchen, Erich — welch ein Schreck!
Diese Juden werden immer rüder.
Alles Unheil ist das Werk der ∴ ∴ Brüder.

Denn die Jesuiten, Erich — und die Maurer, Erich —
und die Radfahrer — die sind schuld
an der Marne, Erich — und am Dolchstoß, Erich —
ohne die gäbs keinen Welttumult.
Jeden Freitag abend spielt ein Kapuziner
mit dem Papste Skat — dazu ein Feldrabbiner;
auf dem Tische liegt ein Grand mit Vieren —
dabei tun sie gegen Deutschland konspirieren . . .
Hindenburg wird älter und auch müder . . .
Alles Unheil ist das Werk der ∴ ∴ Brüder.

Fährst du aus dem Schlaf? Die blaue Brille
liegt auf deinem Nachttisch wohl bereit?
Hörst du Stimmen?
Das ist Gottes Wille,
Ludendorff, und weißt du, wer da schreit —?
Hunderttausende, die jung und edel
sterben mußten, weil dein dicker Schädel
sie von Grabenstück zu Grabenstück gehetzt
bis zuletzt.
Ackerkrume sind, die Deutschlands Kraft gewesen.
Pack die Koffer! Geh zu den Chinesen!
Führ auch die bei ihren Kriegen!
Ohne Juden wirst du gleichfalls unterliegen.
Geh nach China! Und komm nie mehr wieder —!
Alles Unheil ist das Werk der Heeresbrüder.

Lenin antwortet von Tarassow-Rodionow

Der Roman „Februar" von Tarassow-Rodionow ist in Rußland schnell populär geworden. Er ist der Roman des großen Revolutionsjahres 1917. Ein erlebter, ein dokumentarischer Roman mit vielen autobiographischen Zügen. Eines der stärksten Revolutionsbilder. Die deutsche Ausgabe erscheint demnächst bei Gustav Kiepenheuer, Potsdam.

Ein quälendes Gefühl, daß ich etwas Schlechtes, Unrichtiges und Schändliches begangen habe, bedrückt mich furchtbar. Im Korridor lese ich noch einmal die Anweisung für das Hotel, lege sie sorgfältig zusammen und stecke sie in mein Portefeuille. Doch das beruhigt mich nicht. Der Streit im zweiundvierzigsten Zimmer und die frechen Angriffe der Offiziere hatten mich bis aufs tiefste erschüttert. Sie beklagten sich dort, daß „Lenin der Demokratie den Bürgerkrieg erklärt habe!..." „Demokratie", „Freiheit", geht es mir ironisch durch den Kopf, als ich an sie denke. So schaut ihre Demokratie, so schaut ihre Freiheit aus! Sie sind die Vertreter jener sozialistischen Parteien, denen das „werktätige Volk glauben muß". Ich denke voller Ekel an Ljubarskijs Broschüren. Wie gerne möchte ich jetzt weggehen, weglaufen von dieser mißtrauisch kleinlichen Vormundschaft, von diesen Intrigen, von diesen zwischenparteilichen Zwistigkeiten. Ich setze mich in quälender Unentschlossenheit auf ein Fensterbrett. Wohin soll ich nun gehen? Zu Lenin? Ich erinnerte mich an diesen ruhigen, selbstsichern, den Feind schlau beobachtenden, klein gewachsenen Mann mit dem großen Kopf. „Keine Unterstützung der Regierung!... Nieder mit der Illusion, daß sie nicht imperialistisch wäre!... Räterepublik!... Kommunistische Partei!... Internationale!..." Wie weit ist das alles von der Wirklichkeit! Nein, so schroff kann man nicht vorgehen. Kamenjew hat recht. Oder hätte am Ende Petrow recht, wenn er sagt, daß ich auf einer Messerspitze balanciere und das Gleichgewicht verlieren werde? Wenn aber nicht zu Lenin — wohin dann? Wenn ich Petrow folge, so ist der Weg klar. Bei ihm ist alles durchdacht und erwogen. Also: entweder Miljukow oder Lenin. Einen Mittelweg gibt es nicht. Der Traum von einem taktischen Mittelweg ist eine Illusion, ein provisorischer Selbstbetrug, ein geifernder kleinbürgerlicher Wunsch, die grausame Wirklichkeit der revolutionären Entschlüsse aufzuschieben. Wie kann man aber mit Lenin einverstanden sein? Was soll mit dem verfluchten Krieg geschehen?!... Das ist doch jetzt der wichtigste Punkt. Wenn Lenin recht hat und nicht die geringsten Konzessionen der revolutionären Vaterlandsverteidigung zulässig sind, dann bedeutet es revolutionären Defaitismus. Das bedeutet, wie mein Bruder Boris mir neulich sagte: die Kanonen abmontieren und bewußt den Kriegsniederlagen entgegengehen. Das heißt, der Niederlage helfen und sowohl die Front wie auch das Hinterland ausliefern. Das ist doch ein Albdruck!...

Wie soll der Krieg beendet werden, das ist eine verdammt schwere Frage! Wie soll dieser verfluchte Krieg sofort, ohne Siege, aber auch ohne Zertrümmerung des eignen Landes beendigt werden?! Ich gehe durch die Couloirs, dorthin, wo breite Treppen zu den Galerien des Dumasaales führen. Ich gehe in den düstern, schattigen Saal mit dem Plafond aus mattem Glas. Dort erheben sich die Pulte der Abgeordneten. Und dort, in der Mitte, ist die geschnitzte Eichenestrade, auf der ich einst, in längst vergangenen Tagen, während der ersten Duma, Aladjin gehört hatte und auf der der Hauptmann Gutschin unlängst erst die Soldaten zum Krieg anfeuerte. Auf dieser Estrade versuchte auch ich mit kindlichen, naiven, kleinbürgerlichen Worten zum Frieden aufzurufen...

In der Mitte des Saales steht ein Häuflein Menschen. Es sind Zivilisten, die halb wie Arbeiter, halb wie Intellektuelle aussehen. Unter ihnen zwei nicht mehr ganz junge Frauen: eine mager, mit einem Zwicker auf der Nase. Die andere still, bescheiden, mit einem nachdenklichen, freundlichen, ruhigen Gesicht. Sie sieht mit sachlicher Bereitwilligkeit einen eifrig sprechenden breitschultrigen Mann mit einer Sealmütze auf dem Kopf und einem Tuchmantel an. Ach, das ist ja Lenin! In irgendeinen starken Gedanken vertieft, gleitet er mit seinen Blicken ohne jemand zu sehen über die ihm aufmerksam zuhörende Gruppe. Sein Kopf ist etwas nach vorn gebeugt. Die eine Hand spielt nervös auf dem Bein, den Daumen in die Hosentasche gesteckt. In der rechten Hand hält er einen Zettel, den er bald kräftig, bald leicht hin und her bewegt. Er erklärt etwas voller Überzeugung. Es hat den Anschein, als schämten sich jetzt die Menschen, die ihn umgeben, daß sie nicht schon früher das verstanden haben, was er ihnen jetzt geduldig und überzeugend erklärt, da auf ihren Gesichtern ein grünlicher Schatten verlegener Nachdenklichkeit schwimmt. Es ist aber auch möglich, daß sie noch selber nicht wissen, ob sie mit allem einverstanden sind oder noch abwarten und überlegen wollen. Aus diesem Grunde wahrscheinlich drücken ihm die ganz nah neben ihm Stehenden mit unterstrichener, verlegener Liebenswürdigkeit heftig die Hand, sie bemühen sich, zusammen mit den andern, die hinter ihnen stehen und die versuchen, ein aufrichtig ironisches Lächeln oder einem mutwilligen Zweifel von ihren Gesichtern zu jagen, das Zimmer zu verlassen. Als sie sich alle entfernt haben, zieht Lenin eine Zeitung aus der Tasche, findet rasch die ihn interessierende Stelle und liest eilig, den Kopf auf die Seite geneigt, mit einem Auge Zeile um Zeile. Die stille, bescheidene Frau mit dem runden Gesicht schaut ihn einen Augenblick mit ihren grauen, etwas hervorstehenden Augen an, sagt ihm irgend etwas ruhig und geht ebenso ruhig aus dem Saal in die Couloirs. Er ist allein.

„Verzeihen Sie, Genosse, wenn ich Sie störe!" Ich nähere mich ihm schüchtern. „Ich bin Mitglied unsrer Partei, bin in der Kriegsorganisation, Bolschewik und Offizier. Ich stoße in meiner täglichen Arbeit ununterbrochen auf die jetzt unlösbar scheinenden Kriegsfragen."

„Aha," sagt Lenin, ohne von der Zeitung aufzuschauen. Dann wirft er einen flüchtigen Blick auf mich und schiebt die Zeitung für einen Augenblick von sich weg. „Was ist Ihnen unklar? Ich habe in den letzten Tagen sehr viel darüber gesprochen und geschrieben."

„Ja, ich habe Ihre Thesen gelesen. Sie sind sehr richtig gradlinig und schroff."

„Ist das schlecht?" er schaut mich an.

„Nein", sage ich verlegen, „das ist gut. Die Thesen geben aber keine grade Antwort darauf, wie der Krieg zu beenden sei."

„Wieso geben sie keine Antwort?" fragt Lenin. „Es gibt nur eine Antwort: die Sowjets der Arbeiter und armen Bauern müssen die Macht in ihre Hände nehmen."

„Das habe ich schon gelesen, das wissen wir und sind damit einverstanden. Wie ist aber der Krieg jetzt, sofort zu beenden? Was sollen wir, Mitglieder der Armee, jetzt während des Krieges beginnen, solange die Macht noch nicht in den Händen der Sowjets ist?"

„Aber Genosse," sagt Lenin, „warum wenden Sie sich an mich? Das ist eine rein militärische, professionelle Frage. Grade in dieser Sache brauchte man euren Rat. Den Rat unsrer Genossen-Bolschewiken, die in der Armee sind. Selbstverständlich nicht in der Linie der Losung: Steckt die Bajonette in die Erde, sondern in der Linie der Organisierung der Verbrüderung, der sofortigen Aufnahme der

Verbindung mit den wirklich revolutionären Strömungen der deutschen Frontarmee. Das ist der Kernpunkt der Frage, Das würde die Sache des Friedensschlusses einfacher und rascher näher bringen."

„Das ist alles sehr richtig," sage ich, bin aber noch immer unbefriedigt durch diese Antwort „Was ist aber jetzt gleich zu tun, wenn das alles noch nicht existiert? Insofern man die Bajonette nicht in die Erde stecken soll, wie Sie es sagen, bedeutet es also Vaterlandsverteidigung?! Logischerweise gehen daraus Kamenjews Schlußfolgerungen hervor, mit denen ich einverstanden war."

„Unsinn!" Lenin macht eine ungeduldige Bewegung und bohrt seine Blicke in mich. „Man muß in der Armee alles tun, damit die kriegerische Betätigung objektiv unmöglich werde und die Soldaten den Übergang der Macht in die Hände der Sowjets und den Sturz der Provisorischen Regierung unterstützen."

„Sie sind also dafür, daß wir sofort die Macht in unsre Hände nehmen?"

„Wer ist das: wir?" sagt Lenin spöttisch, „Sie oder ich? Die Macht werden die Sowjets selbst in die Hand nehmen, wenn es uns gelingen wird, Soldaten und Arbeiter in der Mehrheit in sie hineinzubringen. Ist denn das nicht ganz klar?"

Er erhob während des Sprechens seine rechte Hand und schwenkte erregt die Zeitung in der Luft ... In diesem Augenblick traten zuerst die Dame und dann andre Zivilisten zu ihm. Sie glitten alle mit mißtrauischen Blicken über mich und führten Lenin mit irgendeiner Frage von seinem Platze. Augenscheinlich glaubten sie, ein Offizier, der ihm feindlich gesinnt sei, habe ihn belästigt.

„Ich danke Ihnen, Genosse," sagte ich schüchtern und verneigte mich.

„Also," wandte sich Lenin wieder zu mir, „werden Sie sich in all den Sachen klar, überlegen Sie alles genau und arbeiten Sie nur mutig weiter!" er drückte mir heftig die Hand und legte die Zeitung auf das Pult.

Ich bin ein Mörder von Ignaz Wrobel

„Ich liebe es, den Schaffner auf dem Omnibus zu betrügen, dann fahre ich umsonst. Ich bin jähzornig: ich habe schon zweimal meinen Bademantel zerrissen, um ihn zu strafen; Kravatten zerschnitten; ein Glas auf den Boden hingefeuert. Ich kann kein Blut sehen. Doch: ich kann Blut sehen, von Tieren. Ein merkwürdiges Gefühl — nicht angenehm; eigentlich doch angenehm, ich traue mich nicht, das zu sagen, doch angenehm. Ich habe häufig zwei Frauen geliebt, sie wußten nichts voneinander, aber ich wußte. Einmal habe ich nachts um ein Uhr eine merkwürdige Anwandlung gehabt: ich lag neben Conrad auf dem Sofa, wir sprachen von Frauen, da begann ich zu zittern, ich wollte ihn anrühren. Ich habe es nicht getan — ich hatte Angst vor der Lächerlichkeit, vor nichts anderm. Ich träume mitunter blutige Begebenheiten. Ich esse unregelmäßig — manchmal tagelang nichts, dann unmäßig. Ich bin unsolide — ich habe Angst vor Krankheiten, sonst spräche ich mindestens alle paar Tage ein Mädchen auf der Straße an. Ich bin feige und tückisch: ich habe meinem Vetter Tinte in seinen neuen Hut gegossen, der Mutter ein Spitzentaschentuch zerrissen — nachher, mit dem harmlosesten Gesicht: „Keine Ahnung. Donnerwetter — ganz zerrissen! Das ist hin!" — Ich höre gern zu, wenn sich Menschen lieben. Auch, wenn sie sich

schlagen. Ich lüge um der Lüge willen, mit Herzklopfen, ob es herauskommt. Meist kommt es nicht heraus. Ich kann ganz gut lügen. Ich hasse meinen Vater. Ich habe als Junge mit meinem Bruder zu tun gehabt und ihn hinterher furchtbar prügeln wollen, aber er war stärker. Ich lebe unregel... das sagte ich schon. Was ist das alles?"

„Nichts Besondres. Sehen Sie um sich —: solchen kleinen oder großen Packen trägt jeder, jede, jeder mit sich herum — alle tragen ihn. Heimlich. Sie haben einen seelischen Buckel, dessen sie sich schämen. So nackt sich auch einer auszieht —: den zeigt er Ihnen nicht. Meist nicht einmal sich. Es ist nichts Besondres."

„Es ist nichts Besondres —? Ich habe nichts zu fürchten —?"

„Es ist nichts Besondres. Sie haben nichts zu fürchten. Wenn Sie nicht —"

„—?"

„Wenn Sie nicht vor Gericht stehen. Wenn nicht irgend ein schwerer Verdacht auf Sie fällt, wegen einer Tat, die Sie bestreiten. Dann —"

„Dann?"

„Nun... dann wandeln sich diese Tatsachen, die Sie mir eben erzählt haben, in etwas Andres. Dann sind es nicht mehr die Anomalien, die jeder Richter, jeder Staatsanwalt, jeder Geschworne, jeder Schöffe, im Keim, minim oder ausgewachsen bei sich fühlen kann, wenn er nur ehrlich sein wollte. Dann, Bauer, ist auf einmal alles ganz anders."

„Was... was ist dann —? Wenn es aber alle haben?"

„Im Salon des Gerichts gibt es dergleichen nicht. Da spielen sich alle ein Leben vor, das sie nicht leben — eine Moral, die sie nicht besitzen — eine Reinheit, deren kein Mensch fähig ist. Kinder in Sonntagsanzügen begreifen auf einmal nicht, wie es Schmutzflecke auf der Welt geben kann. Da sind diese kleinen Züge plötzlich etwas Neues —"

„Und was —?"

„Indizien, Herr Wrobel."

Rheinische Rebellen

Grade wir im Rheinland und Westfalen fragen uns, was uns denn eigentlich noch nach all den Enttäuschungen der letzten Zeit an das berliner Preußentum fesselt. Die Antwort ist mit einem Wort gegeben: „Nichts." Und nicht anders denkt man in dieser Beziehung in Süddeutschland. Vor dem Kriege das berliner Knotentum in Glacé-Handschuhen und jetzt mit schwieligen Händen — der gleiche Faden, nur eine andre Nummer, so stellt sich dem objektiven Beobachter die innerpolitische Lage dar. Und die wirtschaftspolitische? Diese ist noch trostloser. In vollkommener Verkennung dessen, was auf diesem Gebiete nottut, reitet man graue sozialistische Theorien zu Tode und schleift ein ganzes Volk in hoffnungsloses Elend. Der Ruf „Los von Berlin" wird nach alledem immer lauter und eindringlicher erschallen und hoffentlich bald alle Kreise des rheinisch-westfälischen Bürgertums . . . zu gemeinsamem, energischem Handeln zusammenführen.

„Kölnische Volkszeitung" vom 24. Dezember 1918.

Der Untergang der deutschen Malerei

von Wilhelm Uhde

Soeben erscheint im Verlag der ‚Quatre Chemins', Paris, von Wilhelm Uhde ein mit 48 Reproduktionen versehenes Buch „Picasso et la tradition française, Notes sur la peinture actuelle". Wir bringen daraus schon jetzt den folgenden Abschnitt, der uns sehr bemerkenswert scheint.

Es gibt vereinzelte Fälle, in denen im Sinne einer europäischen Malerei starke Persönlichkeiten selbständig aufstehen. Was sonst in den einzelnen Ländern an Malerei unabhängig produziert wird, ist, den schönsten Titeln zum Trotz, die man diesen Dingen geben mag, ohne europäisches Interesse, ist nationale Provinz, schlägt keine Wellen über die Landesgrenze hinweg, wird wichtig genommen nur vom Eifer lokal beschränkter Interessengruppen.

In Deutschland ist diese Tatsache leicht kontrollierbar. Was dort aus blitzblanken Tuben an kessen Farben, planlos oder in dummen, zackigen Konturen gehalten, über die Leinwand fließt (Expressionismus), was man an belanglosen Zufälligkeiten — dämonisch genannt, weil ohne Anstand, Geschmack und Scham — farbig zusammenphotographiert (Neue Sachlichkeit), ist trotz allem Gelehrtengeschwätz ebenso wenig interessant wie die faustisch-metaphysische Grimasse verstiegener Gernegroße oder der letzte Aufguß französischer Vorbilder. Diese ganze Malerei der toten Herzen und krampfigen Hirne, die ohne Sonne und Sinnlichkeit im Schatten von Ideen, Programmen und Rezepten wächst, ist eine „Heimatkunst", die allen guten Europäern fremd bleibt.

Der Patriotismus kleiner Leute, der kritiklos alles als Ruhm empfindet, was innerhalb der Landesgrenzen Erfolg hat, wird durch diese Worte gekränkt sein. Aber wer ein vornehmes und anspruchsvolles Ideal in bezug auf seine Rasse hat, wer mit Liebe auf die Verwirklichungen der Vergangenheit blickt, wird den Entartungen der Gegenwart keine Kränze flechten. Wer die große schöpferische Qualität der Sehnsucht kennt, wird die künstlerischen Produkte einer Generation ablehnen, die diese Qualität aus ihrem Leben verbannt hat. Er wird dem Ideal seiner Rasse treu bleiben und resigniert einsehen, daß die amerikanisierte Interessengemeinschaft Deutschland, die tüchtig und schlau ist, aber geistige und sittliche Momente, Imponderabiles und Irrationales gering einschätzt, eine geistig hochstehende Kunst nicht schaffen konnte.

Die Gründe für diese Entwicklung liegen zum großen Teil weiter zurück, als man im allgemeinen glaubt. Die Tragik des deutschen Geisteslebens besteht darin, daß die drei größten Formate, die die Rasse hervorbrachte, Luther, Goethe und Bismarck, diese Rasse entgegen ihrem eigentlichen Sinn orientiert haben. Luther zerstörte die ausgleichenden europäischen Möglichkeiten des Katholizismus, erklärte das Kriegs- und Schwertamt für göttlich und legte in einem Lande, das für Mystik, Philosophie und Musik begabt ist, den Akzent auf das Staatliche, Sichtbare und Materielle.

Die zweite Ursache der Dekadenz des deutschen Geisteslebens ist die Übertreibung des Goethe-Kultus. Es kann kein Zweifel sein, daß die Substanz des Goetheschen Geistes lateinisch und nur die Färbung germanisch war. Er war der große Schauende, das große Auge; über alle Welten ausgebreitet war er der große Erkennende. Gesellig mit allen Dingen ohne Unterschied, offen allem Gelegentlichen — impressionistisch mit andern Worten; ein Freund ordnungsgemäßer Entwicklung webte er den breit gelagerten Teppich seines Lebenswerks. Er hatte Liebes- und Erkenntnistrieb, aber keine Sehnsucht. Er hatte geniale Resultate des Geistes, aber kein Bekenntnis des Herzens, er war ein Licht, aber keine Flamme. Die Griechen verstand er falsch, und die Gotik lehnte er im maßgeblichen Alter der Reife ab. Er war ein Vogelschauer, aber kein Seher. „Um wieviel vollkommener und ehrwürdiger die Kunst des Sehers als die des Vogelschauers ist, um so edler ist auch der Wahnsinn als die Besonnenheit, denn die Besonnenheit ist stets nur im Menschen, der Wahnsinn aber kommt von den Göttern." Diese Sätze Platons sind edelstes griechisches Gefühl; sie sind auch höchster Sinn germanischen Geistes: sie rechtfertigen Gotik und Barock. Sie sind antilateinisch, antigoethisch.

Während man den Kult dieses großen, horizontal gerichteten Geistes übertrieb, genossen die Vertreter des wahren deutschen Geistes, Jean Paul, Hölderlin und Nietzsche, nicht das Ansehen, das ihnen zukam. Auf sie lassen sich die Worte Claudels in „L'annonce faite à Marie" anwenden: „Ich lebe nicht auf gleichem Fuß mit den andern Menschen, immer entweder unter der Erde bei den Fundamenten oder im Himmel auf dem Glockenturm." Das heimatliche Gefühl von Gotik und Barock, das in ihnen lebte, wurde von ihrem Volke nicht mehr verstanden. Und es konnte geschehen, daß selbst einer der edelsten Geister des heutigen Deutschland, Stefan George, fragte: „Ich weiß nicht, ob ich diese Wesen je werde verstehen lernen, die aus ihrem Wohnsitz sich eine Hölle bauen und darüber sich Paradiese erfinden." Diese beiden Reiche, die auch der Grieche kannte und die seine Seele nicht vereinigen konnte und nicht vereinigen wollte: das Reich der Ideen und der Vollkommenheit auf der einen, das Reich der banalen Wirklichkeit und des Unvollkommenen auf der andern Seite hatte das horizontale Genie Goethes zu einem komfortabeln geistigen terre-à-terre zusammengeschlossen.

Dort aber, wo auch deutscher Sinn die Horizontale verlangte, in der politischen Gestaltung nämlich, hat Bismarck das Reich vertikal aufgebaut. Statt staatlicher Ordnungen, die auf gleicher Ebene neben einander bestehen, hat er solche geschaffen, die von einer Spitzenleistung beherrscht, über einander gelagert sind.

Wo, frage ich, soll als Quelle großer Kunst ein germanisches Gefühl herkommen in einem Lande, das den gotischen vertikalen Sinn seines Seelenlebens in den impressionistischen horizontalen verkehrt hat; den weltbürgerlichen horizontalen Sinn seines politischen Lebens aber zu einem nationalen und vertikalen gemacht hat?

Es kann heute nicht anders sein, als daß in diesem Lande, das nicht durch ein Volksideal, sondern durch Interessen zusammengehalten wird, nur eine Kunst des Verstandes, des Auges, der Hand gedeiht, daß die beiden eingewanderten Künstler, in denen Gotik und Barock lebendig sind, Klee und Kokoschka, umstrittene Größen sind.

Es ist denkbar, daß aus der Interessengemeinschaft Deutschland, so wie sie heute besteht, nach völliger Amerikanisierung dennoch plötzlich in alten Kratern das Feuer wieder lebendig wird. Wenn aber heute die Kunstwelt nicht ausschließlich im Zeichen des Sonnenscheins, der Harmonie und Ökonomie lateinisch-französischen Geistes steht, sondern in gleicher Weise in dem des Gewitters, des Gewaltsamen und der Verschwendung, so kam ihr diese Möglichkeit nicht aus Deutschland, sondern aus Spanien.

Die französische Tradition und Pablo Picasso sind die beiden entgegengesetzten, sich ergänzenden Quellen, aus denen die in Paris beginnende europäische Malerei sich speist.

Gewiß, die französische Tradition ist heute nicht auf ihrer Höhe. Aber auch so besteht sie als eine Tatsache. Man kann sie durch Doktrinen und Manifeste so wenig umwerfen wie eine Bronzestatue durch Papierpfeile.

Ebenso unzerstörbar sind die Möglichkeiten des gotischen Geistes. Und immer werden diese beiden Pole zur Vereinigung drängen. Aber wenn heute unberufene kleine Profiteure einer politischen Konstellation durch hastig gegründete Zeitschriften und überflüssige Ausstellungen unter der Flagge der „Verständigung" Beliebigem zur Geltung verhelfen wollen, so ist das ein kleines und häßliches Geschäft, das weder einem der beiden Länder noch der europäischen Idee von Nutzen ist und der Entfremdung mehr dient als dem Verstehen.

Der liebe Gott im Wartezimmer

von Rudolf Arnheim

II

Von Religion kann man, um sie von dem Begriff Naturwissenschaft zu sondern, vernünftigerweise erst dann sprechen, wenn die Menschen nicht mehr die Zustände dieser Welt als gegeben hinnehmen und sie zu erforschen und sich möglichst praktisch mit ihnen abzufinden suchen, sondern wenn sie sich zu wundern anfangen, nach dem Sinn ihrer Existenz fragen und im Ablauf der Schicksale eine Gerechtigkeit zu finden suchen. In diesem Augenblick ist das Verbot, mit dem Wagenführer zu sprechen, übertreten, der Apfel der Erkenntnis ist angebissen, und die Natur, die — wie andre Autoritäten auch — kein Warum verträgt, schließt beleidigt die Pforten des Paradieses. Und kaum ist die Frage gestellt, so wird das, was man dringend wünscht, auch schon als existent hypostasiert: Es gibt einen Sinn und eine Gerechtigkeit im Leben, es gibt eine Instanz, die den Schutzbedürftigen beschirmt. Sobald Elemente in das Weltbild eintreten, die nicht aus Naturbeob-

achtungen — richtig oder fälschlich — gefolgert sind, sondern sich aus Wünschen herleiten, haben wir Religion.

Solche Frage nach dem Warum aber und das Bedürfnis nach Schutz und Bestätigung durch eine höhere Macht ist allemal die Reaktion auf einen Betriebsunfall. Sie tritt beim „normalen" Menschen nur in einzelnen Momenten des Unglücks auf, und wo sie einen wesentlichen Bestandteil eines ganzen Lebens bildet, da ist mit dem Betreffenden irgend etwas „nicht in Ordnung". Wir wissen von Kunst und Wissenschaft, daß sie stets nur bei Wenigen gewesen sind. Interesse für das Leben auf dem Mars oder für die Lichtreflexe auf einem Frauenleib findet sich normalerweise nur da, wo man dem Gedankenapparat durch einen Wechsel des Themas eine stimulierende Massage angedeihen lassen will — als Ablenkung in den Freistunden. Die Leute, die von Berufs wegen frei haben, die Stigmatisierten des Geistes, — mag man diese Spezies nun als den höchsten Gipfel tierischer Entwicklung verehren oder sie als eine Entartung bedauern — sind stets Ausnahmen. Niemals auch ist ein weltumspannender Verein gegründet worden, der die Macht gehabt hätte, die Menschheit zwangsmäßig über die Philosophie Platons oder über die Atomzertrümmerung zu unterrichten. Bei der Religion liegt das anders, und wir wollen hier nicht fragen weshalb, aber der Verdacht liegt nahe, daß auch die Religion nur durch Zwang zu einer Angelegenheit der Vielen gemacht worden ist. Freud sagt einmal, man bekomme den Eindruck, „daß die Kultur etwas ist, was einer widerstrebenden Mehrheit von einer Minderheit auferlegt wurde, die es verstanden hat, sich in den Besitz von Macht- und Zwangsmitteln zu setzen." Er meint, es würde sehr lange dauern, bis ein nicht beeinflußtes Kind anfinge, sich Gedanken über Gott und die Dinge jenseits dieser Welt zu machen. Denn, das sagt der grundgescheite Mann so nebenher, „Verzögerung der sexuellen Entwicklung und Verfrühung des religiösen Einflusses, das sind doch die beiden Hauptpunkte im Programm der heutigen Pädagogik, nicht wahr?"

Kurz, daß die Religion bei Jedermann Kind im Hause sei, ist ein frommer Betrug. Ihre Häuser stehen verloren an den Straßenecken, wie alter Familienschmuck, den Keiner mehr trägt, und ihre Glocken klingen weit weniger vernehmlich als die der Milchwagen. Der liebe Gott wird selbst da, wo ihn alle im Munde führen, oft eben nur noch im Munde geführt (nach der Melodie des alten Simplizissimuswitzes: „Sage mir, mein lieber Anton, werden wir denn heuer eine gute Kirschenernte haben?" — „Wie der liebe Gott will, Herr Pastor — geblieht han se nich.") Er ist zur ewigen Ruhe in den toten Sprachgebrauch eingegangen. Requiescat in Pacelli.

Aber sprechen wir nicht mehr von der Religion als Dogma

und Institution. Wir haben die Gottsucher genug geschmäht, haben gesagt, es sei bei so Einem immer etwas nicht in Ordnung. Schlagen wir uns nun zu den Unordentlichen! Welche Befriedigung gewährt die Religion dem aufrichtig Suchenden?

Die Psychologie ist der Religion ein gefährlicherer Feind als alle andern Wissenschaften. Die Physiker und die Ärzte konnten gegen Wundertaten und Phantasiegestalten immer nur einwenden, daß auf natürliche Weise so etwas nicht zustande kommen könne, aber gegen Wunder kann man eben ex definitione mit den Naturgesetzen der Außenwelt nicht argumentieren. Wohl aber mit denen der Innenwelt, mit den Gesetzen des Seelenlebens! Die Psychoanalyse hat die religiösen Vorstellungen zu den Tagträumen geworfen, und das ist eine fatale Nachbarschaft, denn in Tagträumen realisiert sich, ohne alle Rücksicht auf die Wirklichkeit, was man gern verwirklicht sehen möchte: Im Tagtraum wirft die begeisterte Mitwelt dem Träumer Kränze auf die Bühne, im Tagtraum kriecht die spröde Geliebte zu Kreuz, im Tagtraum werden alle Ungerechtigkeiten ausgeglichen und Gebete erhört. Die Psychologie erklärt die religiösen Vorstellungen aus den Gesetzen des Seelenlebens als subjektive Projektionen von Innen nach Außen, als typische Wahnvorstellungen, und damit ist ihnen in der Welt draußen aller Boden entzogen.

Freud faßt (in seinem Buch „Die Zukunft einer Illusion", Internationaler psychoanalytischer Verlag) die Religion als eine Kindheitsneurose in der Entwicklung der Menschheit auf. So wie das Kind, um sich in den Rahmen der Kultur einzupassen, davon absehen müsse, den Vater zu erwürgen und der Mutter beizuwohnen, so sei auch die Religion eine Art von Wahnsystem, mit dessen Hilfe die junge Menschheit es sich erspare, die schreckliche Sinnlosigkeit und Ungerechtigkeit des Wirklichen erkennen zu müssen. Und so wie der Psychoanalytiker durch schonungslose Wahrheit und Vernünftigkeit den weltfremden Neurotiker aus seinen Träumen reiße und „zur Realität erziehe", so sei auch die Menschheit jetzt in einem Stadium des Wachstums angelangt, wo sie aller schädlichen Illusionen beraubt und mit rauher Hand ins Leben gestoßen werden müsse. Es sei an der Zeit, den lieben Gott mit dem kräftigen Heilsmittel der Analyse, mit der Vernunftwahrheit, zu exorzieren. Man braucht diese Analogie nicht so orthodox psychoanalytisch zu fassen und kann sie trotzdem annehmen. Aber gibt es wirklich „keine Instanz über der Vernunft", wie Freud meint? Es meldet sich hier doch sofort der alte Satz, daß rationale Lehrsätze nicht geeignet seien, Gefühlsbedürfnisse zu befriedigen. Dieser Satz klingt gut und hat seine feste Kundschaft, ist aber dennoch falsch! Denn auch die trostspendenden Sätze der Religion sind nüchterne Tatsachenbehauptungen für den Verstand: Nach

dem Tode kommt die Seele in den Himmel, Gott ist allmächtig und allwissend, jede gute Tat wird belohnt — das sieht im Prinzip nicht anders aus als eine Theorie der Molekulargewichte, nur — und das ist der Unterschied — diese Sätze kommen den Wünschen der Menschen entgegen. Sie befriedigen Gefühlsbedürfnisse. Aber warum eigentlich sollte dies nur mit religiösen Sätzen gelingen? Hier nur ein Einzelbeispiel dafür, daß es auch anders geht:

Der Gläubige findet Trost in der Vorstellung, daß Gott oder sein Exekutivbeamter, der Schutzengel, alle Wege seines Schäfleins als Stecken und Stab geleite, daß er es vor Gefahren behüte und zu den richtigen Entschlüssen führe. Läßt sich dies Gefühl der Sicherheit nicht ebenso durch die Kenntnis bestimmter wissenschaftlicher Tatsachen ersetzen? Wir wissen heute, daß Glück und Unglück lange nicht so oft ein von außen an den Menschen herantretendes Schicksal sind, wie das zunächst scheint. Die ererbte Charakteranlage eines Menschen, sein Kindheitsmilieu und seine Erziehung tragen Entscheidendes dazu bei, ob er Glück im Leben hat, ob er den richtigen Beruf und die richtigen Freunde findet, ob er vorwärtskommt. Es gibt genug Menschen, denen die Erkenntnis, daß ihr Leben unter günstigen Vorbedingungen begonnen und von vornherein in eine richtige Bahn geleitet worden ist, ein solches Gefühl der Sicherheit gewährt, wie es keine überirdische Unfallversicherung besser kann. Und sie haben dabei den Vorteil, daß die trostspendende Vorstellung ganz in unser modernes Weltbild paßt und daß sie sich durch Beweise erhärten läßt. Ein solcher Mensch wird, wenn ihm etwas schief geht, nicht müßiggängerisch Vorwürfe an eine unbestimmte Adresse senden, sondern es wird ihm viel näher liegen, nachzudenken, wie der Unfall zustande gekommen ist, um ihn beim nächsten Mal zu vermeiden. Und andre Menschen wieder werden erkennen, daß sie zwar „schlecht abgekommen" sind, wie man beim Sport sagt, daß aber ein vernünftig geleiteter Wille auf die Dauer die Mängel eines verunglückten Starts und einer unzweckmäßigen Konstitution besser ausgleicht als das allerdings bequemere Selbstentmündigungsverfahren; sie werden ein tiefwurzelndes Gefühl für die Kraft ihres Willens bekommen, und das wird ihnen helfen.

Es geht also. Und warum sollte das Wissen um die unendliche Größe der Welt und um die Weisheit, mit der jedes Stückchen Natur konstruiert ist, dem Gemüt nicht ebenso viel Nahrung liefern wie das Wunder der unbefleckten Empfängnis oder die Hochzeit zu Kana? Und warum sollte die beglückende Gewißheit, daß der Mensch im kleinsten Körperteilchen und in der unscheinbarsten Willensregung bestimmt ist von dem eisernen Gesetz, das den Lauf des Elektrons und der Milchstraße regiert, nicht mehr leisten als der Glaube an den alten Mann über den Wolken?

Arthur Holitscher von Else Lasker-Schüler

Der große Abenteurer vom Jahre: 2000,
Der chinesische Maharadscha.

Am Zweig der Klugheit blüht
Der Aberglaube bis zum Duft.

Seinen Namen hat er versenkt
Ins Meer.

Seine Geburtsstadt liegt am Abhang
— wo im Traum.

Unheimlich spielt Meergrün mit Pupille
Im verhangenen Aug.

Sein Herz ist auch Juchten,
Ein Necessaire reisebereit.

Immer sitzt er auf Deck
Die Welle steigt: Champagner über seinen Kopf

Aber Dämmerung umhüllt seine Schulter
Monde spalten seinen Talar.

Undurchsichtig ist seine Stirn,
Anbetend das Licht Ghandis.

Die Wände seines Hauses, unbegrenzt,
Der Lloyd sein Monogramm.

Er landet jäh! Oft weltenüberdrüssig;
Den treusten Freund trifft dann sein Speer.

Immer aber voll Bewunderung
Raunen Menschen wie Wälder um ihn.

Die Frauen liebt er rätselhaft:
Ein artiger Pagodengötze.

Sein Freiheitskampf aber färbt
Die Erdkugel sprießend.

Hängt seine Seele auch an träumender Stunde
Blutsverwandtem Abendrot —

Majestätischer Genosse dem Genossen
Sein Wort birgt eine Volksdemonstration.

Ein Dichter, der dem mühselig Beladenen
Den reichen Inhalt seines Lebens reicht.

Um Reinhardt II von Harry Kahn

„Romeo und Julia" begibt sich für Reinhardt nicht mehr in Verona. Er verlegt es ein paar Wegstunden weiter östlich, gen Venedig hin, nach Vicenza. Nur der Meister von San Giorgio Maggiore und des Teatro Olimpico, kein Anderer als Andrea Palladio kann den luxuriösen Palazzo entworfen haben, dessen von zweigeschossigen Arkaden umwuchteter Cortile im Berliner Theater den Einheitsschauplatz bildet. Nicht bloß der Streit der Diener und die Fehde der Herren werden dort ausgetragen; von herabgelassenen Lüstern erhellt, ist er Festraum, durch ein Gitter abgeschlossen Klosterzelle und Grabkammer; Durchblick auf Topfgewächs und Suppengrün verwandelt ihn in ein Lust- oder Würzgärtlein; und stellt man darin ein paar mit rotem Damast bespannte Rahmen um ein Baldachinbett, so kann sich kein Zuschauer weigern, in ihm ein Schlaf-, ja wenns nötig ist, ein Brautgemach zu erkennen. Kann er wirklich nicht? Er kann. Auch die Phantasie des aufnahmewilligsten Zuschauers hat ihre Grenzen. Zumal wenn sie drei Stunden lang immer wieder auf die gleiche starrlinige, stumpffarbige Steinmasse, sich an ihr müd und wund stößt. Illusion? Bitte, in jeder vom Regisseur verlangten Quantität, wenn er unsre Phantasie nicht einengt und ablenkt, wenn er ihr Spielraum gewährt, wenn er unser Blickfeld nicht verstellt, wenn er es auch nur durch ein paar Andeutungen belebt, ja selbst, wenn er es ganz kulissenlos läßt. Ein aus der Soffitte baumelnder Zettel, ein Satz des Prologus genügt uns, uns auszumalen, wo und wie wir uns die Szene zu denken haben. Das gar nicht Vorhandene ist der Phantasie zuträglicher als das Halb-und-Halbe; das leere Nichts wirksamer als das ungefähre Etwas.

Lächerlich, anzunehmen, man erzähle einem Max Reinhardt damit etwas Neues. Um so schlimmer, daß er Einen in die Lage versetzt, ihm diese Anfangsgründe vorzudozieren. Mit seiner illusionsmordenden Einheitsszene hat er hier von vornherein seiner eigenen Arbeit ein schweres Handikap auferlegt und die Darsteller mit einer von den wenigsten tragbaren Hypothek belastet. Auf weite, wichtige Strecken der Vorstellung spielen sie nicht in, sondern trotz ihrer Unwelt; in allzuviel Auftritten müssen sie erst eine dicke Schicht inadaequater Atmosphäre durchstoßen, ehe der menschliche Gehalt ihrer Worte und Handlungen wirksam werden kann. Das heißt: sie müßten. Aber den meisten von ihnen gelingt das nicht. Die Absicht Reinhardts scheint klar. Dem Publikum einer Epoche, das den Krankheiten der Jugend, den Freuden und Leiden der Halbwüchsigen mehr Interesse entgegenbringt als irgendeines vor ihm, sollte die klassische Tragödie junger Menschen geboten werden. Jugend inmitten Jugend; das Eine Paar von Alters- und Artgenossen nur unterschieden, vor ihnen ausgezeichnet nur durch sein Schicksal. Um eine Julia, der man, mehr als jeder bisherigen seit Menschengedenken, die vom Dichter ihr verliehene Vierzehnjährigkeit glaubt, und einen Romeo, dessen Auge und Kehle noch die Frische und dessen

Gelenken noch die Unfreiheit des Flegelalters anhaftet, gruppiert Reinhardt einen fast schmächtigen Tybalt, einen ephebenhaften Benvolio, einen schüchternen Paris und einen Mercutio, dessen Wuchs zwar der eines Hünen, dessen Gebahren jedoch eher das eines jungen Bären als eines reifen Mannes ist. Aber Jugend heißt ja leider nicht auch eo ipso Begabung, sondern sehr viel öfter Anfängertum. Außer bei Rehmann, dessen Mercutio erfreulich lebt und ergreifend stirbt, bedeutet für die Gefährten Romeos ihr der Intention Reinhardts entsprechender bürgerlicher Geburtsschein nicht viel mehr, als daß ihnen die Routine abgeht, mit der sie zumindest die ärgsten Lücken ihrer Talente auffüllen könnten. Tybalt tobt hohl daher, Benvolio ist ein zuckriger Zierbengel und der edle Graf Paris gar eine völlig taube Hülse. Mit ebensowenig Gelingen unterwirft Reinhardt den Mönch Lorenzo einer an sich recht überflüssigen Steinachkur. Pagays Erbteil läßt er jetzt von dem jovial-robusten Hart so plump und platt daherpoltern, daß diese Rolle mit ihrer gütig lächelnden Weisheit ihre tragische Ironie verliert. Auch die Mütter des minorennen Liebespaares sind zu zwei schlanken femmes de trente ans geworden, wogegen nichts einzuwenden wäre, wenn sie auf ihren wohlgestalteten Körpern ein Gesicht trügen. Von den Vätern gibt das wenigstens Winterstein dem Haupt der Capulets bis zu dem Grade, daß die Blutsverwandtschaft dieses aufbrausenden, starrsinnigen Cholerikers mit dem unbeherrschten Neffen Tybalt und der an ihrer ersten Liebe verbrennenden Tochter Julia erkennbar wird. Deren Amme ist Ida Wüst, und das würde ein gerüttelt Maß Humor bedeuten, wenn der Regisseur ihr nicht erlaubte oder gar vorschriebe, ihre Saftigkeit durch selbstgefälliges Tempo bis zur Fadheit zu verwässern.

Romeo ist Franz Lederer, den Reinhardt unter so viel Klamauk und Reklame dem auf seinem Schein bestehenden Herrn Saltenburg entrissen hat. Trop de bruit...? Nun, diese Omelette ist eine leidlich nahrhafte Speise: das Material ist reinlich, wenn auch nicht sehr reich. Aus eitel Manna ist sie eben nicht gemacht; ganz ohne bittern Nachgeschmack zergeht das nicht auf der Zunge. Es mag einstweilen Unfertigkeit heißen, was bei häufigerem Genuß sich als Mangel an Eigenart herausstellen kann. Vorläufig ist Lederer noch mehr ein Allerwelts-Coeurbube als ein Liebhaber mit gutdotiertem Herzensfonds und unverwechselbarer Physiognomie. Was an Gefühl aus ihm quillt, scheint echt; stark und voll ist es nicht. Zärtlichkeit liegt ihm mehr als Leidenschaft; der Übermut seines Alters mehr als dessen Überschwang. Das ist vermutlich kein individuelles Manko; den Zwanzigjährigen dieser Zeit ist die grande passion nicht gegeben. Aber ohne sie ist Romeo nicht Romeo. Ebensowenig wie Julia ohne sie Julia ist. Auch Elisabeth Bergner ist keine Appassionnata. Den Verstand überrennende Leidenschaft ist nicht ihre faculté maîtresse. Schon deshalb nicht, weil ihre Intelligenz so groß, so wach, so dauernd gespannt ist, daß sie immer ihrer Sinne Meisterin bleibt. Wenn das Herz der Bergner voll ist, dann läuft ihr Mund nicht über. Im Gegenteil: die Kehle scheint zu versagen, die Stimmbänder

werden starr und rauh. Ihr erstes Zusammentreffen mit Romeo ist kein sich steigerndes, sich bis zur Selbstvergessenheit aufgipfelndes Liebesspiel; sondern ein bewußt erlittener Schicksalsschlag, der Lippen und Glieder lähmt. Es ist gewiß schmerzlich, die unsterblich schönen Strophen zu missen von den Lippen, die zwei fromme Pilger sind und doch recht nach der Kunst küssen; es beweist jedoch ein untrügliches Wissen um die Grenzen der eigenen Kunst und um die Mittel, Schwächen nicht nur zu verdecken, sondern gradezu in Kräfte umzusetzen, wenn die Bergner bei dieser Szene nur die notwendigsten Repliken stehen läßt und sie durch das Spiel der Blicke ersetzt. Expansivität der Sinne ist Elisabeth Bergner nicht gegeben, nur Expansivität der Nerven. „Hinab, Du flammenhufiges Gespann" wird aus einem strömenden Erguß erregter, sich an sich selbst immer mehr erregender Sehnsucht bei ihr zu einem rhythmusarmen, ruckweisen, zerrissenen Ausbruch fast unwirscher Ungeduld. Dagegen ist ihr Verweilen auf dem einen Wort „Verbannt" von einfach unüberbietbarer, schlechtweg umwerfender Gewalt. Dieser Wendepunkt der Tragödie ist auch der Höhepunkt ihrer Julia. Von ihm aus gibt es nur noch Abstieg. Der sich bis in klinischen Wahnsinn einwühlende Visionsmonolog des vierten Aktes vermittelt noch starke Erschütterung, aber die Todesworte des fünften gehen fast eindruckslos vorüber, und von der Strickleiterszene zu sprechen ist schon darum Verlegenheit, weil sie vom Regisseur in das Tonnengewölbe eines Hoftors verlegt ist, in das die Hälfte des Theaters kein Auge zu werfen, geschweige, daß es die in ihm verhallenden Worte zu hören vermag.

*

Die Regie ausschließlich trifft die Schuld an diesem Echec. Reinhardt arbeitete nicht zum ersten Mal mit der Bergner. Er mußte wissen, was ihr zur idealen Julia fehlt. Entweder hätte er also, wollte er unbedingt eine Vorstellung mit ihr herausbringen, dazu ein anderes Stück wählen oder das nun einmal gewählte so gestalten müssen, daß der Hauptakzent auf seinen Kammerspielwirkungen lag. Statt dessen macht er großes Festspieltheater mit Gesang und Tanz, mit virtuos gegliederten und gesteigerten Massentumulten. Da allein scheint er wirklich bei der Sache. Alles Andre ist ohne Lust und Liebe danebengesetzt. Was macht seine Hand so lässig, seinen Blick so unscharf? Alter oder ... Amerika? Es ist ein Jammer, daß außerhalb dieser Alternative sich nur noch Motive vermuten ließen, die seinem künstlerischen Gewissen zu allzu wenig Ehre gereichen würden, und daß man sich daher um seiner selbst willen zu der Annahme entschließen muß, diese Premiere sei nichts anders gewesen als eine Generalprobe für New York. Unter diesen Umständen kann er sich kaum wundern, wenn er immer mehr von dem Boden einbüßt, der der Mutterboden seiner Kunst und seines Ruhmes gewesen ist, den Boden Berlins.

Aussperrung von Morus

Der Kapitalismus steht in der Periode des schlechten Gewissens. Er traut sich nicht mehr recht, zu sagen, was er will und wozu er da ist. Individuelles Profitinteresse ist verpönt, im Herzen sind sie alle Kollektivsten, nur auf ihre Art. Es ist auch nicht mehr so, wie in der Zeit des Liberalismus, wo man sich und den andern einredete, hohe Unternehmergewinne würden mit Gottes Hilfe schon zum Besten der Allgemeinheit ausschlagen. So leichtfertig sind unsre Generaldirektoren nicht. Sie verlassen sich nicht auf den lieben Gott Calvins und der englischen Liberalen. Sie tun ausschließlich und absichtlich nur das, was für die Allgemeinheit das Beste ist. Ganz zufällig ist das für ihre Privatinteressen auch grade das Vorteilhafteste. Aber bitte daraus keine falschen Rückschlüsse zu ziehen: es ist, wie gesagt, ein zufälliges und beinah peinliches Zusammentreffen. Der Egoismus ist ein überwundener Standpunkt. Solche sittliche Minderwertigkeit kommt höchstens noch bei den Bolschewisten und dem jeweiligen Erbfeind vor. Wir denken profitfrei. Wir arbeiten alle für alle. Wir haben nur ein Interesse: das Wohl der Gesamtheit.

Diese freundlichen Gedankengänge sind seit dem Kriege so häufig von bezahlten und unbezahlten Wanderrednern vorgetragen worden, daß sie eine große, gläubige Gemeinde gefunden haben. Auch Leute mit klaren Köpfen und scharfen Augen haben sich einlullen lassen und sind zu der Meinung gelangt, daß der Kapitalismus sich nicht nur in seinen Organisationsformen, sondern auch in seiner Gesinnung von Grund auf gewandelt habe. Man hat einen Propagandatrick für bare Münze genommen und sich eingebildet, der Kapitalismus sei allenfalls noch ein rudimentärer Spätkapitalismus, aber eigentlich sei er gar nicht mehr da.

Und nun ist das Erstaunen groß, der Selige steigt aus dem Grabe, in das ihn die Sombartianer sanft eingebettet hatten, stampft dreimal mit dem Fuß auf und schlägt laut gegen die Tür. Dabei unterliegt es keinem Zweifel, daß die Aussperrung der Viertelmillion nicht unmittelbar gegen die Arbeiter gerichtet ist, sondern gegen den sozialdemokratischen Arbeitsminister Wissell und gegen die Regierung Hermann Müller. Der Feind steht links, auch wenn er Rechtspolitik treibt; denn auch dazu braucht ihn die Rechte nicht, das kann sie nämlich allein.

Der juristische Vorwand, unter dem die Schwerindustrie den offenen Kampf einleitet, ist so naiv, daß der Syndikus, der ihn sich ausgedacht hat, verdiente, entlassen zu werden. Der Schlichter, dessen Stimme in jedem Fall den Ausschlag gibt, soll vergessen haben, bei dem Schiedsspruch die Beisitzer zu befragen. Die Beisitzer der Schwerindustrie haben ihn nicht etwa darauf aufmerksam gemacht, sondern sie haben, wie Anwälte in einem Strafprozeß, schnell ins Notizbuch geschrieben: Revisionsgrund. Das Reichsarbeitsministerium, das die Ausführung zur Schlichtungsverordnung erlassen

hat und es doch eigentlich wissen muß, erklärt, daß alles in Ordnung ist, daß der Schlichter gar nicht die Beisitzer zu befragen braucht, und daß es seit Jahren so gehandhabt wird. Aber selbst wenn ein Formfehler vorliegen würde, hätte er nichts mit der Aussperrung zu tun. Denn über die Rechtsfrage entscheidet das Arbeitsgericht und nicht der leere Magen der Arbeiter.

Nicht plausibler ist die wirtschaftliche Begründung für die Aussperrung. Aus der vier bis fünfprozentigen Lohnerhöhung, die die ‚Deutsche Bergwerkszeitung' anfangs konstatierte, sind bei näherm Zusehen drei bis vier Prozent geworden. Das bedeutet noch nicht anderthalb Prozent höhere Selbstkosten. In unzähligen andern Fällen haben die Arbeitgeber empfindlichere Lohnsteigerungen hingenommen und haben sich dem Schiedsspruch gefügt, wenn der Arbeitsminister Brauns ihn für verbindlich erklärte. Aber Heinrich Brauns ist ein rechter Zentrumsmann, ein Parteigänger Klöckners; mit dem konnte man sich wohl nicht gut verkrachen. Bei Wissell ist es etwas andres. Vorsichtshalber ist er zwar mit Verbindlichkeitserklärungen viel sparsamer gewesen als sein Vorgänger, aber es half nichts. Die andern warteten darauf und haben die erste Gelegenheit wahrgenommen, um loszuschlagen.

Es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß es sich um eine isolierte Aktion der Schwerindustrie oder womöglich nur um den Vorstoß einiger Scharfmacher vom Deutschen Comité des Forges handelt. Auch wenn die Clique um Reusch, dem Generaldirektor der Guten Hoffnungs-Hütte, am energischsten getrieben hat; die andern haben sich gern treiben lassen und haben mitgemacht. Es ist auch nicht so, daß nur die Industrie gegen die Regierung zu Felde zieht. Das ganze Großkapital ist mit Leib und Seele dabei. Die berliner Großbankdirektoren erzählen ungeniert, daß sie den Kampf gegen die Regierung unterstützen, denn es muß einmal abgerechnet werden. Die Schwerindustrie hat bei ihnen Rückendeckung, obwohl das finanzielle Risiko durchaus nicht so groß ist, daß die Eisen- und Stahlindustriellen es allein nicht tragen könnten. Zweihundertzwanzigtausend Arbeiter verdienen bei den fürstlichen Löhnen, die man ihnen nicht bewilligen will, knapp anderthalb Millionen den Tag. Wenn also die Schwerindustrie selbst die Löhne während der Aussperrung auszahlen müßte, wären dafür, daß eine Dreiviertelmillion Menschen hungert, für die Woche neun Millionen Mark aufzubringen — soviel, wie eine Gesellschaft in einer Ecke ihrer Bilanz versteckt.

Soviel ist die Sache in jedem Fall wert. Denn schon jetzt erscheint es einigermaßen sicher, daß die Industrie ihr nächstes wirtschaftspolitisches Ziel erreichen wird: die Revision des jetzigen Schlichtungsvertrages. Daß die Schlichtungsverordnung im Herbst 1923, nach dem Sturz der ersten Großen Koalition zugunsten der Arbeitgeber und gegen die Arbeiter erlassen wurde, stört nicht weiter. Die Schlichtungsverordnung hat ihre Schuldigkeit getan, sie hat in der Zeit der niedrigsten Löhne die Arbeiter verhindert, sich zu wehren.

Sobald irgendwo die Arbeiterschaft aufmuckte, wurde schnell ein Schiedsspruch gefällt und für verbindlich erklärt, und wer dann etwa noch wagte, nicht pünktlich zur Arbeit zu erscheinen, machte sich des „wilden Streiks" schuldig. Die Gewerkschaften, die solch einen Streik befürworteten, wurden schadensersatzpflichtig. Ein einziges Mal, wo sie es, in Thüringen, gewagt haben, mußten sie nach kürzester Zeit kapitulieren und dazu noch etliche hunderttausend Mark an die Industrie zahlen.

Aber, was noch stärker ins Gewicht fällt: auch die Regierung hat, wenigstens aus der Schlichtungsverordnung allein, keine Möglichkeit, auf die Durchführung ihres Schiedsspruchs zu dringen und sie kann auch nicht ohne weiteres die angegriffene und gefährdete Partei unterstützen. Die ganze Konstruktion des Schlichtungsverfahrens ist eben schief. Erst tritt der Staat mit mächtigem Apparat in Aktion, fährt das schwere Geschütz des öffentlichen Rechts auf, unterhält amtliche Schlichter mit dem nötigen Zubehör, bringt den Streit in zweiter Instanz vors Ministerium, läßt den Minister selbst als obersten Schiedsrichter sprechen; und wenn das geschehen ist, dann verabschiedet sich der Staat mit dem Ausdruck des Bedauerns und überläßt alles weitere den Parteien und den Zivilgerichten.

Was die Regreßklage bei diesem, doch schon vor den höchsten staatlichen Instanzen ausgepaukten Streitfällen soll, ist völlig unerfindlich. Das Mindeste wäre doch wohl, daß die Verbindlichkeitserklärung des Schiedsspruchs durch den Reichsarbeitsminister dieselbe Wirkung hat wie ein rechtskräftiges Urteil des Amtsrichters Schulze: daß daraufhin die eine Partei sofort mit dem Gerichtsvollzieher gegen die andre vorgehen kann. Aber auch dann noch wäre es widersinnig, so zu tun, als ob es sich um wirtschaftlich gleich starke Gegner handelte. Gleiches Recht für alle bedeutet: Berücksichtigung der wirtschaftlichen Kraft des Einzelnen. Daß die nachträgliche oder selbst die sofortige Lohnzahlung während einer Aussperrung den Arbeitgebern nichts ausmacht, beweisen die Ziffern, die bei der jetzigen Massenaussperrung in Frage kommen. Wenn man überhaupt die ernste Absicht hat, die Arbeitgeber zur Einhaltung verbindlicher Schiedssprüche zu zwingen, muß für sie, gleich bei der Verbindlichkeitserklärung, eine Konventinalstrafe festgesetzt werden, die sie spüren.

Darüber hinaus muß sich der Staat die Exekutive seines Schiedsspruchs durch öffentlich-rechtliche Maßnahmen sichern. Auch hierbei sind Arbeitgeber und Arbeitnehmer nicht formal gleich zu behandeln. Denn streikende Arbeiter bringt immer noch der Hunger zur Räson. Gegen den Widerstand obstruierender Unternehmer gibt es aber nur ein Mittel: die Übernahme der Betriebe durch den Staat. Die widerrechtliche Aussperrung ist der nicht genehmigten Stillegung gleichzusetzen, bei der dem Staat ebenfalls ein Enteignungsrecht zusteht. Das sind die Minimalforderungen, die die Linke zur Revision des Schlichtungswesens zu stellen hat.

Bemerkungen

Der Schädelberg

Wir stehen heute wieder wie in den Jahren vor 1914 im Aufstieg der kapitalistischen Wirtschaft, die den Fortschritt und den Frieden zu verbürgen wagt. Dumpf und nur wenigen Wissenden deutlich zeigt sich der kommende Krieg.

Da ist es wohl angebracht, sich ganz nüchtern vorzustellen, was der Krieg wirklich war. Diese schrecklichen Zahlen sind nie genau zusammengestellt worden. Die herrschende Klasse, die auch die Statistik beherrscht, hat hierfür kein Interesse.

Am Ende des Krieges standen sich etwa dreißig Millionen Männer in Waffen gegenüber. Während des Krieges waren etwa sechzig Millionen mobilisiert.

Vier Jahre, drei Monate und zehn Tage, 1560 Tage, hat der Krieg gedauert. Zehn Millionen blieben auf dem „Feld der Ehre" — inutilis clades, nutzlose Schlächterei, nannte es ein Papst. An jedem Tag fielen im Durchschnitt 6400, in jeder Minute vier Männer.

Zu den Gefallenen müssen diejenigen aus der Zivilbevölkerung hinzugerechnet werden, welche infolge des Krieges mehr gestorben sind als zu erwarten war; klar und deutlich ausgesprochen: die Verhungerten. Es wurde damals bewiesen, daß die Kohlrübe als ausschließliches Nahrungsmittel der Gesundheit nur förderlich sei. Eine Denkschrift des Reichsgesundheitsamtes von 1918 zeigte aber die enorme Zunahme der Todesfälle und Krankheiten unter der deutschen Zivilbevölkerung. Proportional der Abnahme der dem Einzelnen zur Verfügung stehenden Kalorienzahl stieg die Tuberkulose. Insgesamt sind in Deutschland 800 000 Zivilisten mehr gestorben, als nach der Friedenssterblichzu erwarten war. Für alle kriegführenden Staaten wird die Zahl der mehr gestorbenen Zivilisten auf sieben Millionen geschätzt.

Zwanzig Millionen Soldaten aller kriegführenden Staaten sind verwundet worden, wie viele davon mehrfach, ist unbekannt. Wieviele andre schwere Schäden erlitten, wird niemand erzählen können. Vielleicht zehn Millionen Verwundete sind als Invaliden zurückgeblieben.

Dazu die materiellen Schäden, die statistisch schwer zu fassen sind. Der wirtschaftliche Verlust, den der Tod von zehn Millionen, die Verwundung von zwanzig Millionen Menschen, die mittelbare Zunahme der Sterblichkeit bedeutet, entzieht sich jeder Berechnung. Das Leben und alle Gefühlswerte sind nicht in Geld ausdrückbar. Nur die materiellen Aufwendungen sind meßbar. Aber dieselben Kosten figurieren an verschiedenen Stellen, sie sind in den Etats mit andern Posten zusammengeworfen, andre Ausgaben erscheinen zu Unrecht als Kriegskosten. Den materiellen Wert des im Kriege zerstörten militärischen Apparats, wie etwa die neuntausend abgeschossenen Flugzeuge, wollen wir überhaupt nicht rechnen. Nach den zuverlässigen Berechnungen und Schätzungen Woytinskys, die wir im folgenden zugrunde legen, wurden von den Handelsschiffen dreizehn Millionen Registertonnen versenkt. Rechnet man, nur um einen Begriff zu bekommen, auf das Schiff etwa 4000 Tonnen, so hat die Handelsflotte der Welt um etwa 3250 Schiffe abgenommen. Ihr Wert wird auf achtzehn Milliarden Mark geschätzt. Der Wert der zerstörten Gebäude, Industriebetriebe, öffentlichen Anlagen wird auf etwa fünfzig Milliarden Goldmark angesetzt.

Mit Berücksichtigung aller Kautelen wird man die direkten Kriegskosten aller Länder auf etwa 700 Milliarden Goldmark der heutigen Währung schätzen. Mehr als das gesamte deutsche Volksvermögen des Jahres 1913, etwa zehn Prozent des gesamten

auf der Erde vorhandenen Vermögens, sind während des Krieges im wörtlichen Sinne verpulvert worden.

Aber mit diesen gigantischen Summen sind die wirklichen Kriegskosten nicht entfernt erfaßt. Denn hierin ist noch nicht enthalten, daß sechzig Millionen Menschen jahrelang der produktiven Arbeit entzogen wurden und ein großer Teil der übrigen Bevölkerung nur die unproduktive Arbeit leistete, möglichst gut zerplatzende Metallhülsen herzustellen.

Die laufende Produktion hat heute wohl überall das Vorkriegsniveau annähernd erreicht. Das bedeutet aber keineswegs, daß die Kriegsschäden bereits eingeholt sind. Da die laufende Produktion jedes Jahr wächst, ist vielmehr das erwartungsgemäße Wachstum von etwa dreizehn Jahren verloren gegangen. Da aber das Wachstum niemals konstant ist, weder im additiven noch im multiplikativen Sinn, da zudem weder der Wert der frühern noch der der jetzigen Produktion exakt feststeht, endlich der Krieg ungeheure wirtschaftliche Umstellungen, Inflation und Revolution, im Gefolge hatte, bietet die Feststellung dieses Verlustes große Schwierigkeiten. Sicher beträgt er mehrere Hundert Milliarden Mark.

Nach jeder Richtung war dieser Krieg der größte unter allen. Der kommende wird durch die Vergasung ganzer Städte den Unterschied von Front und Hinterland aufheben und den vergangenen noch weit übertreffen.

E. J. Gumbel

Gladbeck

„So, Karlchen, jetzt wird gesühnt! Helmuths Blut schreit nach Rache!"
Ein Kriminalkommissar.

Gladbeck ist ein kleiner Bezirk in jener riesenhaften Aneinanderreihung von Fabrikorten, die von Dortmund und Hagen über die Provinzgrenze hinweg bis nach Crefeld und Düsseldorf reicht. Mit der elektrischen Straßenbahn kann man das ganze Gebiet durchqueren, aber doch ist es keine Großstadt. Vor sechzig, siebzig Jahren wurden aus kleinen westfälischen und rheinischen Bauerndörfern plötzlich Industriestädte. Fremdes Proletariat wanderte in Massen zu, und die Städte wuchsen zusammen. Eine Einheit sind sie nicht geworden, es sind Kleinstädte in Mammutformat. Kleinstädtisch aber blieben auch die geistigen und kulturellen Bedürfnisse. Die Zahl der in künstlerischen, wissenschaftlichen, buchhändlerischen Betrieben beschäftigten Personen im ganzen Industriegebiet liegt weit unter dem für Deutschland berechneten prozentualen Durchschnitt. Eine Großstadt kann man nicht mechanisch schaffen; die einzelnen Orte im Industriegebiet haben doch stets ihr eignes Geschäfts- und Industriezentrum behalten, um das sich dann Wohnbezirke gliedern.

Und in solch einer Kleinstadt passierte der Mord am Primaner Daube. Der ganze Lokalklatsch der Kleinstadt, alle latenten und offnen Feindschaften zwischen den Kleinbürgern, religiöse und politische Spannungen, kristallisierten sich plötzlich um diesen Mord. Jeder einzelne war Ankläger und Verteidiger, nicht des angeklagten Rektorensohnes, sondern seiner selbst. Und der ganze private und öffentliche Muff und Stunk wurde vor Gericht ausgepackt, nicht weil er für die Urteilsfindung wichtig war, sondern weil es ihn eben gab, und weil er nur auf ein Ereignis wie diesen Mord wartete, um einmal offen ans Licht zu kommen. Die als Zeugen vernommenen Primaner enthüllten gegenseitig ihre unappetitlichen Intimitäten, und einer, den man nach seinem Verhalten unbedingt für den Primus zu halten geneigt ist, wirft gar seinen Mitschülern Meineide vor. Drohbriefe und Gerüchte kreuzen sich in der Stadt. Herr Doktor Luther, der als Hausarzt des Angeklagten Vernehmungen auf eigne Faust arrangiert und dem Angeklagten überhaupt nicht sehr grün zu sein

scheint, wird einige Patienten verlieren, was man diesen allerdings nicht verdenken kann.

Anstatt in diesem Mief die Fenster aufzumachen, verschließt das Gericht hermetisch die Türen vor der Öffentlichkeit, wenn die Sachverständigen zu sicherlich sehr lichtvollen Gutachten über Homosexualität, Sexualverbrechen und das Innenleben des Angeklagten den Mund öffnen. Nur ein paar Schulräte werden für abgebrüht oder würdig genug gehalten, zuzuhören. Die Sachverständigen schlossen aus den besondern Verstümmelungen des Ermordeten, daß ein Sexualverbrechen vorliege. Aber waren denn alle die „Scherze", die im Kriege etwa an den vor den deutschen Linien gefallenen Hochländern verübt wurden, Sexualverbrechen?

Die Kriminalpolizei dachte unter Assistenz eines wohlwollenden Hausarztes scharf nach und kam zu dem Ergebnis, daß der Freund des Ermordeten der Täter sein müsse. Ambivalenz der Gefühle und so. So, Karlchen, jetzt wird gesühnt! Hußmann brach bei den mit kriminalistischer Deutlichkeit geführten Vernehmungen leider nicht zusammen; er blieb kalt und höflich, als hätte er seine juristische Ausbildung schon hinter sich. Das nannten die Kommissare nachher „ungehöriges Benehmen". Die Höflichkeit scheint es in Gladbeck überhaupt nicht leicht zu haben. Herr Studienrat Boeller, ein Jugenderzieher, meinte, an dem Angeklagten als besonders feminin seine „übertriebene Höflichkeit" hervorheben zu müssen.

Die direkten Methoden der Kriminalpolizei, den Angeklagten „zusammenbrechen" zu lassen, versagten. So mußten also Indizien her. Man langte sich den Krafft-Ebing vom Bücherbrett, und da fand man ja alles schön beschrieben. Wenn man herausbekommen hätte, daß der Angeklagte Exhibitionist, Koprophage oder auch nur leise impotent sei, so wären das alles belastende Momente gewesen. Solchen Schweinen ist eben alles zuzutrauen. So stritt man in der Hauptverhandlung lange darum, ob der Angeklagte feminin sei. Wieso grade ein femininer Mann zu einem solchen Morde fähig sein soll, wissen wohl nur die Sachverständigen und die Herren Schulräte.

Hußmanns Täterschaft war von vornherein unwahrscheinlich. Die Freundschaft zu dem nach allen Aussagen nicht übermäßig sympathischen Daube hatte durchaus nicht genug Substanz, Tiefe und Vergangenheit, um bei einem gelegentlichen Konflikt gleich bis zum Mord zu gehen. Aber man wollte in Essen durchaus Sühne. Und so wurde aus lächerlichen, herangeholten Indizien ein „Fall" konstruiert. Der Hausarzt entdeckte Blut am Schuh, so wie der Prinz an den Schuhen von Aschenbrödels Schwestern. Und obwohl bei jener Kneipe in der Mordnacht und auf dem Heimweg und schließlich vor Daubes Haus dem Karl Hußmann zufällig allenthalben Blut entgegengespritzt ist, steht es für den praktischen Arzt fest, daß das Blut am Schuh nur von Daube herrühren kann.

Die Zeugen werden entsprechend vernommen: Hußmann ist der Täter, was wissen Sie Belastendes zu erzählen? Weit über den Fall Hußmann hinaus ist diese Methode unsrer Kriminalpolizisten wichtig. Wird daran etwas durch den Fehlschlag im Prozeß geändert werden? Nichts. Denn der Untersuchungsrichter wartet auf recht schönes Material, und der Staatsanwalt hat Karriere zu machen.

Mit dem Freispruch hatte man seit der Hauptverhandlung wohl gerechnet. Der Freispruch aus Mangel an Beweisen war dann die Konzession an den eifrigen Ankläger. Unangenehm sind die Folgen für die Zeugen, denn diese harmlosen Primaner, die da ihre Bibelkränzchen und ihre Affären mit den Dienstmädchen von Gladbeck hatten, sind nun der Gegenstand des Kleinstadtklatsches. Einer oder der andre kann, wenn der Staatsanwalt

will, sogar noch ein Meineidsverfahren an den Hals bekommen, weil der eine Mitschüler mit der Entlastung Hußmanns nicht so recht einverstanden war. Aber diese eventuellen neuen Verfahren werden genau so lächerlich überflüssig und widerlich sein wie der ganze Prozeß Hußmann.

Wolf Zucker

Fortschrittliche Reaktion

Bernhard Diebold hat eine kleine Schrift „Der Fall Wagner" geschrieben, die besser „Der Fall Nietzsche" hieße; und effektiv ein Fall Diebold ist.

Der Untertitel: „Eine Revision". Was wird revidiert? Der schwarz-weiß-rote Kranz auf Wagners Grab; das — nach Diebold — mit Schwarz-Rot-Gold geschmückt sein müßte: wegen 48; wegen der „Meistersinger". Diebold kränkt es, „daß man den Wagner mit dem Chamberlain ausschüttet." Er wirft der Republik vor, daß sie das internationale Wertobjekt Wagner ihren Feinden überläßt: Was könnte Stresemann in Genf nicht alles mit Wagner machen!

Diebold überschreibt Nietzsches Wagner-Kritik: „Nietzsche contra Nietzsche". Ist mit dieser längst klargestellten Herkunft des berühmten „Fall Wagner" irgend etwas gesagt gegen die Berechtigung dieser Wagner-Kritik? Im Gegenteil: für die Tiefe dieser Kritik. Die seelisch-geistige Intimität des Décadent Wagner und des Décadent Nietzsche bürgt für die Wichtigkeit der Angriffe des Anti-Romantikers Nietzsche. Wo will Diebold hinaus, zur Ehrenrettung Wagners nach Erledigung von Chamberlain — und Nietzsche? „Nietzsche ist im Zentrum kritischer Philosoph und an der Peripherie der Künstler. Und Wagner ist nur im Äußern der Denker seiner Zeit, aber im Zentrum Künstler." Polizeipersonalien werden einander gegenübergestellt, statt repräsentative Existenzen: statt der pathetische Flüchtling, der seine Flucht vernebelt, gegen den skeptischen Tragiker, der Nebel zerteilt. Immer dünner und grotesker werden die Argumente gegen Nietzsche und für Wagner: „Ohne den festen Körper des Wagnerischen Werkes hätte der Geist Nietzsche nicht atmen — nicht hassen können." Wohl die merkwürdigste Rechtfertigung, die je ein Wagnerianer dem Meister angedeihen ließ. Nietzsche hätte wohl geantwortet, Sokrates, Christus, Schopenhauer, das Deutsche Reich hätten ihm schlimmstenfalls als Objekt des Hasses genügt. Natürlich wird Nietzsche getadelt (Blick: Wie sich die kleine alte Schwester Elisabeth den großen Friedrich vorstellt): exklusiver Aristokrat; blutiger Reaktionär in der Ästhetik (während der fortschrittliche Theaterkritiker Diebold im Bühnenvolksbund spricht; Piscators Schwejk-Inszenierung als „hetzerisch" ablehnt — aber erst nach Piscators Sturz; und in Hofmannsthals „Großem Welttheater" und Klabunds „Kreidekreis" seine zentralen Theatererlebnisse hat).

Selbstverständlich benutzt Diebold auch diese Gelegenheit, um die Geistfeindlichkeit unsrer Zeit zu markieren: „Wagner ist mit den Klassikern für einige Zeit verbraucht. Die Aversion gegen das Geistige erlaubt keine Lust an der Form und am Symbol." (Beispiel für Diebolds These: sein Kampf gegen die „Oede" Barlachs.) So kommt es heraus: Nicht Chamberlain, nicht Nietzsche trägt die Hauptschuld an der Wagner-Dämmerung, sondern unsre „Aversion gegen das Geistige." Wo will Diebold hinaus? Auf eine Ehrenrettung Wagners? So mutig spricht ers nicht aus. So klar weiß er nicht, was er will. Er will den großen Ahnherrn: Er will die schwarz-rot-goldne — Reaktion.

Ludwig Marcuse

Uhland meldet sich

Jeder Wilmersdorfer, der viel telephoniert, — und welcher Wilmersdorfer täte das nicht! — hat die Erfahrung gemacht, daß „Uhland" sich zumeist nicht zu melden pflegt, sondern der Bescheid lautet: Alle Leitungen nach

Uhland besetzt! Dieser Tage jedoch, am Kaiserplatz, im Heim des Dichters Alfred Richard Meyer, hat sich Uhland dennoch gemeldet.

Der Sänger Munkepunke ist ein tiefer Lyriker in U-Dur, und auch seine am Grill verrichteten Werke sind beachtenswert. Um so seltsamer aber ist, was bei Privatandachten in seiner Wohnung geschieht. Da hat, wie berichtet wird, ein Fräulein J. Arnheim in Nordsüdrichtung vor Alfred Richard Mayer gesessen, der Tisch hob sich, es roch nach Spätzle und Literatur, und dann ist der Geist Ludwig Uhlands mit Büttenpapier erschienen, um einen druckreifen Beitrag über die Liebe zu überreichen. Noch dazu ohne mit seinem Geisterfinger auf Honorar und Copyright zu pochen. Das geht entschieden zu weit.

Was hat der Geist Ludwig Uhlands in der Gegend der Gedächtniskirche zu tun und was sucht er in den Kochrezepten? Gab es unter den Toten keinen moderneren Mann? Muß man nicht von tiefstem Mißtrauen gegen die Gasterea erfüllt werden? Muß man nicht über die beiden Vokale U stolpern, die Munkepunke wie Ludwig Uhland, statt Chateaubriands zu essen, in ihrem Namen führen? Und ist deswegen Egon Friedell auf die Barrikade gestiegen und hat nachgewiesen, daß unsre verhaßtesten Klassiker gar nicht gelebt haben, damit noch jahrzehntelang nach Ablauf der Schutzfrist einer vom Bopser daherkommt und uns schwäbische Balladen auf die Schüsseln streut? Auf zum Protest, junge Dichtergeneration!

Hans von Zwehl

Ein ganz unpolitisches Unternehmen natürlich

Zur Errichtung eines Nationaldenkmals für Schlageter hat sich ein Ausschuß gebildet, der im Wege des Broschürenvertriebs eine Sammlung betreibt. Dem Ausschuß gehören unter anderm an: Reichskanzler a. D. Doktor Cuno, Bankier Louis Hagen, Doktor Eckener, Doktor Jarres, Lambach, Rudolph Herzog, Alfred Haniel, Freiherr v. Gayl, Oberforstrat Escherich, Doktor Scholz, Doktor Luther, A. Mahraun.

Zeitungsnotiz

Liebe Weltbühne!

Ein berliner Kunstsachverständiger vom Fach äußerte angesichts einer verführerisch gemalten Rahmenarbeit: „Das ist so hübsch — wenn man nicht wüßte, daß es Kunst ist, würde man denken, es ist Kitsch!"

Wir möchten heute die Leser, insbesondere soweit sie geistige Arbeiter sind, auf ein im Erscheinen begriffenes Werk mit allem Nachdruck hinweisen, das verspricht, nach seiner Fertigstellung ein geradezu unentbehrlicher Behelf für jene zu werden, die noch an eine Geistesgeschichte überhaupt glauben, und denen die blanken Realitäten dieser Geistesgeschichte wichtiger sind als seichte Feuilletons und phantastische Hypothesen darüber: auf das „Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte", herausgegeben von Paul Merker und Wolfgang Stammler*). Die Masse des gesammelten und klug disponierten Materials ist schon jetzt imponierend. So schreibt Willy Haas in der „Literarischen Welt".

*) Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10, Genthiner Straße 38. (I. Band, geh. 32,— M., in Halbleder geb. 41.— M. II. Band, geh. 40,— M., in Halbleder geb. 49.— M. III. (Schluß-) Band erscheint zur Zeit in Lieferungen.

Antworten

Dr. Walther von Hollander. Sie schreiben: „Sehr geehrte Herren! In Nr. 44 der ,Weltbühne' spricht Harry Kahn die Vermutung aus, ich sei vielleicht Ferdinand Bruckner. Und zwar kommt er dazu auf Grund einer auch mich sehr verblüffenden Milieugleichheit zwischen meinem Roman ,Das fiebernde Haus' und Bruckners ,Verbrechern'. Hier wie dort ist der technische Witz, daß der Querschnitt durch ein Haus einen Querschnitt durch die Welt ergibt, der entscheidende. Da ich nun aber kein Freund von Prioritätsrechten und ein Feind von Plagiatsgeschrei bin, habe ich mich bisher nicht dazu geäußert. Harry Kahns Vermutung hat mir jedoch soviel Gratulationen eingebracht, daß ich Sie bitten möchte, sie durch diese Mitteilung in der ,Weltbühne' ablehnen zu dürfen." Schade, schade, nun wird der Autor der „Verbrecher" weiter in contumaciam beglückwünscht werden müssen.

Prometheus-Filmgesellschaft. Kürzlich, als der Film „Der Brand in Kasan" herauskam, prangten an den Säulen und vor dem Kino Plakate des Inhalts, der Titel „Brand an der Wolga" sei verboten worden und der Film heiße statt dessen nun „Brand in Kasan". Ohne Erklärung. Jeder Uneingeweihte mußte, zumal es sich um einen Russenfilm handelte, annehmen, hier habe die Zensur aus irgendwelchen politischen Gründen eingegriffen, und auf diese der Zugkraft des Films nicht unzuträgliche Lesart wurde offenbar spekuliert. Ging man hinein, so sah man einen Film, vor dessen Langatmigkeit man trotz vieler Schönheiten auf dem Stuhl hin- und herrückte und der zur Aufregung mindestens wenig Anlaß bot. Das Verbot des Namens ist nun aber, was keineswegs auf den Plakatsäulen stand, nicht aus politischen Gründen erfolgt, sondern weil eine andre Firma auf unlautern Wettbewerb geklagt hatte. Sind das feine Sitten? Für den besagten Russenfilm hattest du, verehrte Prometheus, zunächst den Titel „Der Weg des Verräters" ausgeheckt, als aber die Orplid- und Meßtro-Gesellschaft mit einer Mammutreklame für ihren Stenka-Rasin-Film „Wolga ... Wolga" einsetzte, fandest du plötzlich „Brand an der Wolga" hübscher und mußtest durch zwei gerichtliche Entscheidungen davon abgehalten werden, deine Tatarentrupps den Weg reiten zu lassen, den Stenka Rasin für sich gerodet hatte. Wir fragen, ob eine Gesellschaft, die uns den Potemkin und vieles andre Schöne beschert hat, es nötig hat, sich so schofler Methoden zu bedienen.

Strafvollzugsbeamter. Wundern Sie sich nicht über Kritik — sie stimmt. Das bestätigt Ihnen zum Beispiel der Doktor Ernst Joel in der Nummer 4 der ,Deutschen Zeitschrift für Wohlfahrtspflege' (im Verlag Carl Heymann, Berlin W. 8, Mauerstraße 44) — wenn Sie da noch einmal lesen, wie einer, ders wissen muß, Ihren Laden beurteilt, dann gehen Sie schleunigst in sich und arbeiten mit denen zusammen, die es mit Gefangenen gut meinen. Vorläufig kommen alle Reformvorschläge von außen.

Rundfunkhörer. Dein ,Arbeiter-Rundfunk' beschwert sich in seiner Nummer 34 über einen „Zensur-Skandal". Es ist trostlos, wie er das anfängt. Kein Wort davon, daß diese völlig unrechtmäßige Zensur fortzufallen hat — nein: sie ist „eine leidige Angelegenheit, die dringend der Regelung bedarf." Warum? „In politischer Beziehung sei man auch liberal." Die SPD. ist es. Und hat ähnliche Erfolge aufzuweisen wie eine Vertreterschaft von Arbeitern, die die Interessen ihrer Klasse dadurch wahrzunehmen glaubt, daß sie „Duldung und Weitherzigkeit für die Ideale des neuen Volksstaates" verlangt. Asinus, der Esel; asini des Esels ... sie können schon ganz schön konjugieren.

Prof. Dr. Wilhelm His, Rektor der Universität Berlin. Lassen Sie das Artikelschreiben; es ist nicht sehr schön.

Alter Esel. Sie fragen, was die berliner Theater am 9. November spielen? Warum nicht „Dantons Tod", nicht „Madame Legros", nicht Tollers „Wandlung" oder „Hinkemann"? Fragen Sie die Herren Direktoren.

Neugieriger. Bücher die von der deutschen Revolution handeln? Die Auswahl ist nicht sehr reich, unsre Historiker gehn lieber zu den Karolingern oder dem Münzrecht oder Otto III. als zum Sturz der Hohenzollern, lieber als zum deutschen Spartacus zum römischen, der ja nicht mehr beißt. Jetzt ist ein sehr umfassendes, gediegenes Werk erschienen, das ich gern empfehle: Die Entstehung der deutschen Republik von Arthur Rosenberg, dem frühern kommunistischen Abgeordneten, sonst Privatdozent für alte Geschichte an der Universität Berlin. Das erste Standardwerk zum Thema, mit dem wir uns hier auch noch auseinandersetzen wollen, Stalin hat den Verfasser aus der Politik hinausgeworfen, aber einer modernen Geschichtsschreibung damit den größten Dienst geleistet. Als ausgezeichnetes Quellenwerk zur Rätezeit nenne ich Richard Müllers „Vom Kaiserreich zur Republik"; schließlich das umfangreiche Protokoll über den Ledebour-Prozeß, erstrangig.

Die Deutsche Friedensgesellschaft, Ortsgruppe Berlin, veranstaltet am Freitag, dem 9. November 1928, im Feurichsaal, Berlin W., Lützowstraße 76, eine Revolutionsfeier. Ihre Mitwirkung haben zugesagt: Gertrud Eysoldt und Paul Bildt, die Konzertsängerin Frau Ella Liebling, die Violinistin Frau Tinette Pasch, die Pianistin Frau Gisela Kohorn. Ansprache Dr. E. Schönebeck. Nachher geselliges Zusammensein. Eintrittskarten für Mitglieder 1,— Mark, für Nichtmitglieder 2,— Mark, in der Geschäftsstelle der D. F. G., Zimmerstraße 87, bei Bote & Bock, Wertheim und an der Abendkasse.

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Verlages S. Fischer bei, den wir der freundlichen Beachtung unserer Leser empfehlen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Der Mann von der Grenze von Carl v. Ossietzky

Es ist wieder ganz anders gekommen als die deutschen Blätter dachten. Der Kongreß von Angers war doch kein Scheingefecht, dessen Pulverdampf nur ein neues Kompromiß decken sollte. Die Radikalen unter Daladier und Montigny sind nicht gewichen, und ihre Minister haben parieren müssen. Einige unsrer republikanischen Blätter spotten. Nun, ich möchte die sozialistischen Minister erleben, wenn auf einem Parteitag die Gruppe Paul Levis unverhofft siegen sollte.

Die Radikalen haben diesen letzten Poincaré-Block nur mitgemacht, weil ihnen nach dem Mißlingen der Frankenstabilisierung nichts andres übrig blieb. Poincaré hat wenig Freude gehabt an diesen Alliierten, aus deren Reihen ihn die feindseligen Gesichter von Caillaux und Malvy ansahen. Es gab da alte Rechnungen zu begleichen. Aber die Mehrzahl der Radikalen war weniger gegen Poincaré gestimmt als vielmehr gegen das Bündnis mit der Gruppe Marin. So sehr der Ministerpräsident die Eigenheiten der Linken respektierte, so deutlich unterstrich er doch den Koalitionsgedanken. Denn die union sacrée ist ja seine Generalidee. Er ist der bedeutendste und auch der erfolgreichste Koalitionspolitiker, den es überhaupt gegeben hat. Fast immer sind solche Gebilde Pfuscherei und die Versuche, eine Politik der Mitte zu machen, Selbstbetrug. Poincaré hat nicht nur experimentiert, seine Allianzen sind immer Meisterstücke gewesen.

Er wurde im Winter 1912 zum ersten Mal Premierminister und begann sogleich mit überrumpelnder Wucht. Caillaux, der nach dem Intermezzo von Agadir den Marokkovertrag mit Deutschland unter Dach gebracht hatte, war einer der wilden Attacken Clemenceaus erlegen. Noch war die bürgerliche Linke im Vordringen, sie hatte die Laiengesetze durchgekämpft, die Steuerreform, sie war stark pazifistisch durchsetzt. Das Großkapital betrachtete sie mit Argwohn, der Generalstab plante ein neues Militärgesetz. Konservative Kräfte regten sich, um den Strom, der schließlich in das Meer Jaurès hätte münden müssen, zu regulieren und mit Schleusen zu versehen. Der Mann des retardierenden Programms war Raymond Poincaré. Diese entscheidungsvolle Zeit ist neuerdings in einer im besten Sinne gründlichen Studie geschildert worden: Max Clauß, „Das politische Frankreich vor dem Kriege" (G. Braun, Karlsruhe), eine Arbeit, die viel zum Verständnis des schwer übersichtlichen französischen Parteiwesens beiträgt und deshalb grade heute sehr aktuell ist. Man braucht sich dabei nicht alle Werturteile zu eigen machen. Es ist wohl übertrieben, wenn der Verfasser, auf Fabre-Luce gestützt, den Poincaré von 1912 einfach mit der Offensiv-Doktrin der jüngern Generalstäbler identifiziert, dem Glauben an die Schicksalsmäßigkeit des Krieges zur Rückeroberung der verlorenen Provinzen. Seiner vorsichtigen Art entsprechend war sich Poincaré gewiß immer der schrecklichen Verantwortung

eines Krieges bewußt. Er hat Frankreichs Friedensliebe oft beteuert, und unter seinen vielen damaligen Reden befindet sich keine einzige unbedachte. Wenn Caillaux leidenschaftlich den Frieden verteidigte, weil er ein seiner Zeit vorauseilender Wirtschaftspolitiker war, und den Krieg für ein elendes Geschäft hielt, so war auch Poincaré, der solide Jurist, sicherlich von der Zweifelhaftigkeit des Waffenspiels überzeugt, und schon von Berufs wegen dem Turnier am Verhandlungstisch eher zugeneigt. Um den Krieg zu entfesseln, dazu gehörten nicht nur die Häupter der Triple Entente, dazu gehörte auch die katastrophale Unzulänglichkeit der deutschen Außenpolitik und das verbrecherische Geschrei unsrer Imperialisten nach einem größern Deutschland. Aber man kann sagen, daß Poincaré in einer ganz andern Weise unheilvoll geworden ist, indem er nämlich das Koalitionsprinzip der Innenpolitik mit gleicher Intensität in die auswärtigen Angelegenheiten übertrug. Sein an Pedanterie grenzender Ordnungssinn hat die Entente, eine Improvisation bis dahin, erst richtig einexerziert. Dieses wildgewachsene Ding wurde von ihm erst hübsch gepflegt und in das exakte Linearsystem klassizistischer Gärten gebracht. Leider fehlte es in Berlin an einem ähnlichen Talent, das sich einmal die deutsche Bündnispolitik gehörig angesehen und der Zeit entsprechend zugestutzt hätte.

Es ist sehr schwer, diesem Manne gerecht zu werden. Die Architektonik des Begriffs Poincaré ist nüchtern und von rechteckiger Präzision, aber ohne Plaudernischen; das „rein Menschliche" fehlt ganz. Auch seine Memoiren, die jetzt deutsch erscheinen (Paul Aretz, Dresden), zeigen nur die Werkstatt eines Staatsmanns, wenig von der Person, die darin wohnt. Und dennoch sollte dieser dickleibige, ein besonderes Studium erfordernde Band in alle Volksbibliotheken eingehen, denn er zeigt erschütternd, wie die große Politik vor dem Kriege beschaffen war. Und es könnte auch gar nichts schaden, wenn in unsern höhern Schulen an Stelle des vergilbten „Charles XII." oder der verschwollenen „Histoire des girondins" ein paar Kapitel daraus gelesen würden, nicht einiger besonders anregender Konjunktive wegen, sondern weil ungeheure Summen von Beobachtungen und Erfahrungen darin enthalten sind; auch der Pauker würde daran nicht sterben, ebensowenig wie am Julius Cäsar, der ja auch für die teutonisch Bewußten keine sehr aufheiternde Lektüre bedeutet. Poincaré ist kein redseliger Memoirenschreiber, sondern ein Fanatiker der Sachlichkeit. Aber so wenig man den Überbeelzebub der deutschen Legenden findet, so wenig lassen sich doch die Grenzen seiner Politik verkennen. Sicherlich hat er niemals etwas bewußt gegen den Frieden unternommen, aber was hat er dafür getan? „Das republikanische Frankreich ist aufrichtig friedliebend," sagte er in seiner Kammerrede vom 6. Februar 1912, „aber es sieht die beste Gewähr des Friedens in der eifersüchtigen Bewahrung seiner Militär-, Flotten- und Finanzmacht, in der Aufrechterhaltung unsrer großen nationalen Überlieferungen, in einer aufmerksamen und zähen Verteidigung unsrer Rechte und Interessen." Und in einer Rede von

Ende 1912: „Wir müssen in uns die ganze Geduld, die ganze Energie, den ganzen Stolz eines Volkes wachhalten, das den Krieg nicht will und ihn dennoch nicht fürchtet." Diese Sprache ist gewiß frei von der Großmäuligkeit deutscher Politiker jener Zeit, die so brünstig und so abgründig dumm nach dem Platz an der Sonne verlangten, aber mit welcher Kälte wird hier der Eventualität Krieg ins Auge geblickt. Dieser prinzipielle Jurist wird von keinem Gorgohaupt erschüttert. Er bleibt immer der Lothringer, immer der Mann von der Grenze, wachsam, mißtrauisch, in nationalen Dingen mehr als sensibel. Clauß zitiert nach Albert Thibaudet aus einer Rede von 1913: „Seit meinen Anfängen im politischen Leben bin ich überall von einem Gefolge lothringischer Ideen beschützt gewesen." Ein Grenzwächter, ein Roland.

Heute gehört Poincaré-la-guerre der Vergangenheit an. Von den Staatsmännern der alten Entente hat er als der Letzte abgerüstet, erst in jener Mairede von Carcassonne fand er den Weg von Lothringen nach Europa, aber man kann sicher sein, daß der unbeugsame Tatsachensinn, der ihn lange den Mitteln des Friedens mißtrauen ließ, ihn auch zu dessen härtestem Defensor machen wird, wenn er den guten Willen, und besonders in Deutschland, als eine Macht, also als eine Realität achten lernt. In seinen Erinnerungen widmet er wichtige Partien seinem jungen Gegner Alfred Fabre-Luce, dem Verfasser von „La victoire" und „Locarno sans rêves". Nur hier wird er polemisch, nur hier gelegentlich erregt. Nicht, weil ihm der Andre schreckliche Blessuren beifügt. Man darf ohne weiteres glauben: wenn Fabre-Luce Dokumente zitiert und Poincaré widerspricht, so hat Poincaré recht. So leicht ist der Mann nicht zu schlagen, das sollten auch die Verfertiger unsrer Unschuldsliteratur endlich begreifen, diese sanften Margueriten mit dem Küchenmesser in der Rockfalte. Aber Fabre-Luce spricht für die Dreißigjährigen, die die Situation von 1910 überhaupt nicht mehr verstehen, nicht mehr das geheime Getue, das die Beziehungen zwischen den Staatsmännern so konspiratorisch gemacht hat. Es ist sehr seltsam, daß Poincaré, der die Gleichaltrigen nicht schont, für diesen zähen, scharfen Gegner manchmal freundliche, fast väterliche Worte findet, als ahnte er hier die Kommenden, die Bürger einer Zeit, die das Mißtrauen zwischen den Völkern nur noch als ein legendäres Gespenst betrachten werden.

Sind die Radikalen, die ihn jetzt zu Fall gebracht haben, schon diese Ablösung? Gewiß, sie handeln charaktervoll, wenn sie sich nicht weiter als Karyatiden einer zweifelhaften nationalen Einigkeit gebrauchen lassen wollen, und wenn sie die Laiengesetze, ihr Palladium, nicht durchlöchern lassen. Aber sie sind nur Verteidiger, nur Konservatoren des Combismus, und es fehlt die neue Generalidee. Es steht nirgends mehr gut um die bürgerliche Demokratie. Vielleicht wird Poincaré in ein paar Tagen wieder da sein, vielleicht in einem halben Jahr. Es ist sehr schwer, sich Frankreich ohne ihn vorzustellen.

Der ausgewiesene Korrespondent von K. L. Reiner

Die Ausweisung des Ullstein-Korrespondenten Bruno Heilig aus Ungarn erhellt blitzartig das Dunkel über diesem Lande. Von Zeit zu Zeit entladet sich die gewitterschwüle Atmosphäre durch solche Ausbrüche: die überraschte Welt erfährt von der — ungesühnten — Ermordung sozialistischer Redakteure, von einer ungeheuerlichen Fälscheraktion, an der die höchsten Funktionäre des Staates beteiligt waren, von antisemitischen Ausschreitungen verhetzter Studenten. Und die Welt blickt einen Augenblick überrascht hin auf das sonderbare Paradies der Reaktion an der Donau und hat im nächsten Augenblick wieder vergessen.

Und in dieses Wespennest bomben- und reitpeitschebewaffneter Helden hat Heilig versucht, tastend seine Hand hineinzustecken. Seine Schilderungen ungarischer Verhältnisse zeichneten sich bei aller Kritik, die bei einem demokratischen Menschen selbstverständlich war, keineswegs etwa durch Gehässigkeit aus. Er sah die Dinge, beschrieb, was er sah. Wenn das Gesicht, das einem aus dem Spiegel entgegenstarrt, dem Besitzer nicht gefällt: ist der Spiegel daran schuld?

Die ungarischen Behörden werfen Heilig vor, bei den letzten antisemitischen Studentenunruhen einige Kleinigkeiten, wie das Einwerfen von Fenstern und so weiter, unrichtig wiedergegeben zu haben. Mag sein, daß sie — ausnahmsweise — recht haben, daß Heilig wirklich Einzelheiten nicht so wiedergab, wie sie sich zugetragen haben mögen. Doch das Entscheidende ist: hier kommt es ja gar nicht auf Einzelheiten an. Ob in der sozialdemokratischen ‚Népszava', diesmal tatsächlich die Fenster eingeschlagen wurden oder nur einem Juden der Schädel, das entscheidet ja nicht. Maßgebend bleibt, daß die Exzesse überhaupt stattfinden konnten, daß das Regime in Ungarn eine latente Haßstimmung gegen die Juden aufrechterhält. Durch den Numerus Clausus, durch hundert andre kleine Bestimmungen. Die verhetzte Universitätsjugend ist nur das mißbrauchte Exekutivorgan. Sie zwitschert nur, wie die Alten sungen.

Man fragt oft, wie sich das gegenwärtige feudale Regime Ungarns inmitten eines wirtschaftlich und politisch andersgearteten Zentraleuropas erhält. Hier hat man die Antwort: durch Ablenkung der Massennot nach innen gegen die Juden, nach außen gegen die Nachbarstaaten. So gelingt es einigen hundert Großgrundbesitzerfamilien, trotz allem ihre Herrschaft über das Land aufrechtzuerhalten.

Nur wird das immer schwerer. Die Wirtschaftslage wird immer kritischer. Die Massen sind am Rande des Existenzminimums. Der innere Druck muß gesteigert werden. Wenn schon kein Brot, dann wenigstens Pogrome. Dazu braucht man aber keine kritischen Beobachter. Deshalb mußte Bruno Heilig fort. Und nicht, weil er die Zahl der eingeschlagenen Fensterscheiben falsch angegeben hatte.

Sachsenbergs Denkschrift von Solneman

Die Ila, die gezeigt hat, daß die Luftfahrt, abgesehen von der komfortablen Inneneinrichtung der Flugzeuge, seit Jahren stagniert, hatte eine schier unendliche Reihe von Festen mit sich gebracht. In diese Hochstimmung aber platzte eine Bombe. In der großen Ausstellungshalle, wo die deutsche Flugzeugindustrie repräsentierte, stand ein Verkäufer und schrie mit voller Lungenkraft in den Saal: „Hier ist zu haben das Jahrbuch der deutschen Luftfahrt mit der Sachsenbergschen Denkschrift!" Die Herren vom Verkehrsministerium suchten schnell vorbei zu kommen, denn es klang ihnen recht unangenehm in die Ohren.

Was ist es nun mit dieser Denkschrift, die an Parlamentarier und Presse in ausgiebigstem Maße verschickt worden ist? Gotthard Sachsenberg, Direktor bei Junkers, ist ein Mann von außergewöhnlichen Fähigkeiten, dem es gelungen ist, beim ersten Anlauf als Mitglied der Wirtschaftspartei in den Reichstag gewählt zu werden. An diesem Tage hatte das Verkehrsministerium, ohne daß es sich dessen bewußt war, eine Schlacht verloren. Sachsenberg hat es in der kurzen Zeit verstanden, die Parteien aufhorchen zu lassen. Die Linken verstand er für sich einzunehmen, indem er in Zeitungsaufsätzen nachwies, daß das Flugzeug als furchtbarste Waffe zwangsläufig den Frieden mit sich bringt. Für die Rechte arbeitete er, der alte, mit dem Pour-le-mérite ausgezeichnete Marineflieger, mit andern Mitteln. In trüber Erinnerung ist noch das russische Junkersunternehmen, das unter dem Namen seiner Frau, einer geborenen Siegsfeld, im Einverständnis mit der Heeresabteilung des Kriegsministeriums ins Leben gerufen wurde. Als dieser Abstecher, der das Reich unendliche Millionen gekostet hat, mit einem Fiasko endete, nutzte er in geschickter Weise den schon seit Kriegszeiten bestehenden Gegensatz zwischen Heeres- und Marinefliegerei innerhalb des Ministeriums aus. In die darauffolgende Zeit fallen die Lohmannschen Fluguntemehmungen der Seetransportabteilung, so die Gründung der „Severa", an deren Spitze der zur berühmten „Crew Sachsenberg" gehörende Kapitän Cranz steht.

Die Denkschrift nennt sich „Entwicklungs- und Wirtschaftsprobleme der deutschen Luftfahrt, ein Beitrag zur deutschen Luftpolitik". Sie bedeutet auf eine kurze Formel gebracht: Der Luftverkehr muß von der Luftfahrtindustrie betrieben werden, ein Grundsatz, den Junkers bisher stets befolgt hat. Obwohl der Name der dessauer Firma in der Denkschrift überhaupt nicht vorkommt, muß man doch mit dem Berliner sagen: „Nachtigall, ick hör' dir trapsen." Denn Sachsenberg schlägt zur Hebung der Industrie eine Exportprämie von etwa dreißig Prozent für die Ausfuhr eines Flugzeuges vor. Nun muß man aber wissen, daß eigentlich nur Junkers Apparate exportiert, und so würde Dessau den Rahm abschöpfen, zumal Sachsenberg die im Etat ausgeworfene Summe für Exportprämien auf zehn Jahre festgelegt haben will und die Notwendigkeit hervorhebt, die nicht verbrauchten Gelder eines Jahres auf das nächste zu übertragen. Er macht zwar die Einschränkung, daß keine Firma mehr als ein Sechstel der Gesamtsumme schlucken dürfe, aber diese Summe würde für Junkers durchaus genügen. Die übrige Industrie müßte ja erst mit dem Aufbau ihrer Exportorganisation beginnen. Auch das Ausland würde sich ein solches Dumping nicht gefallen lassen. So ist der Luftfahrtindustrie jedenfalls nicht zu helfen. Man muß aber mit ihm übereinstimmen, daß eine Änderung des augenblicklichen Bestellsystems unbedingt erforderlich ist. Seit Jahren wird es nämlich von dem zuständigen Referenten im Verkehrsministerium, dem gefürchteten Ministerialrat Mühlig-Hoffmann,

so gehandhabt, daß diejenige Fabrik eine Bestellung erhält, die am ausdauerndsten zu antichambrieren versteht. Niemand wagt wider den Stachel zu löcken aus Angst, keine Aufträge zu erhalten. Die Fachpresse schweigt zu allem, auch hier muß man Sachsenberg Recht geben, weil sie durchweg Subventionen vom Verkehrsministerium erhält und sich so in völliger Abhängigkeit befindet.

Der zweite Teil der Denkschrift handelt vom Luftverkehr, und da stellt ihr Verfasser gradezu groteske Forderungen. Er sagt nämlich: Der Luftverkehr wird in Deutschland von der Einheitsgesellschaft, der Lufthansa, die vollständig aus Mitteln der öffentlichen Hand unterhalten wird, betrieben. Sie soll auch weiterhin die europäischen Hauptstädte anfliegen. Diese Linien werden sich nun kaum jemals rentabel gestalten, im Gegensatz zum transkontinentalen und transozeanischen Luftverkehr, den er als energischer Verfechter einer seiner Ansicht nach nur möglichen Durchwirtschaft für die Industrie, respektive für die Schiffahrt reserviert haben möchte. Der Steuerzahler wird nicht sehr beglückt sein von diesem Vorschlag, daß man ihm den unrentablen Teil des Luftfahrtprogramms überläßt, abgesehen davon hat das Beispiel Frankreichs, wo bis zum Absturz des Ministers Bokanowski der Luftverkehr in den Händen der Industrie lag, in erschreckender Weise gezeigt, wohin das System führt. Die Todesziffern, die durch Benutzung veralteter Apparate eine bedenkliche Höhe erreicht hatten, beweisen, daß es so nicht geht. Sachsenberg wirft nun der Lufthansa vor, daß sie nicht wirtschaftlich arbeite. Er vergißt aber, oder verschweigt, daß die Hansa nicht dort einkaufen kann, wo sie es für zweckmäßig hält, sondern das Verkehrsministerium kauft nach dem vorhin erwähnten System sicherlich weder preiswert ein, noch beschränkt es sich auf das für die Hansa unbedingt notwendige Flugzeugmaterial. Damit soll aber nicht gesagt werden, daß es an der Führung der Lufthansa nichts Verbesserungswürdiges gäbe.

Inzwischen wird im Ministerium der neue Luftfahrtetat vorbereitet. Bis vor zwei Jahren wurden die Mittel kritiklos vom Reichstag bewilligt. Darin hat sich manches geändert. Jetzt berät man bereits in den Fraktionen lebhaft, und man wird dem Ministerium nicht nur von links her mächtig auf den Leib rücken. Dabei wird Gotthard Sachsenberg eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen, denn zum ersten Mal wird auch in den Ausschüssen, in denen sonst die Vertreter des Verkehrsministeriums meist widerspruchslos ihre Ansichten vortragen konnten, jemand zu Worte kommen, der zu opponieren wagt. Die leitenden Stellen der Luftfahrt bildeten bis jetzt eine Domäne der Rechten.

Paragraphen, die ich vermisse von Kurt Hiller

Der neue Reichstagsausschuß für das Strafrecht hat zu tagen begonnen; gemäß den Maiwahlen ist er um eine Schattierung weniger konservativ als der alte; aber es wäre voreilig, zu hoffen: nun tagts. Kahl bleibt Kahl, fürcht' ich; und der neue Justizminister, Erich Koch-Weser, ein geschätzter Kommunal-, kein Kriminalpolitiker (mit Kriminalistik hat er sich seit seinem Assessorexamen recht wenig befaßt), denkt oder denkfühlt über manche Strafrechtsfrage zwar sicherlich moderner, liberaler, linker als seine Vorgänger und vermag den tollen Entwurf, den er zu vertreten hat, in breiten Teilen gewiß nicht zu vertreten; aber was nützt das, wenn er ihn vor den Parlamentariern durch einen der Hauptschuldigen,

durch den Verfasser oder Mitverfasser des Entwurfs, den Ministerialdirektor Bumke, vertreten läßt? Bumke ist ein Symbolgespenst der verflossenen schwarzblauen Koalition, Bumke ist ihr fleischgewordener Geist, Bumke ist ihr Musik gewordener Atem; statt daß dieser Bumke abtritt, vertritt er. In der Presse der Partei, deren Chef Reichskanzler Müller ist, war Bumke samt seinem Entwurf fast so scharf angegriffen worden, wie ers verdient: nun repräsentiert er das Müllerkabinett vor den Volksvertretern. Was wollen Sie; das ist Demokratie! So sieht sie aus.

Presse und Publikum folgen den Verhandlungen des Strafrechtsausschusses nicht mit hinreichender Aufmerksamkeit. Man vergißt, daß ein Strafgesetzbuch die Tatze ist, mit welcher der Staat direkt ins Fleisch der Bürger schlägt. Man vergißt auch, daß die vollkommensten Strafprozeßordnungen und Strafvollzugsgesetze (hätten wir nur erst welche!) die katastrophalen Folgen eines unvollkommenen materiellen Strafrechts wohl abschwächen, nicht beseitigen können.

Wie hypnotisiert starrt man auf das Problema der Todesstrafe. Man überschätzt es. Wir hier sind ohne jede Klausel für Abschaffung des legalen, vom Staat verübten Mords. Aber das lebenslange Zuchthaus ist mindestens ebenso abschaffenswert, weil es mindestens ebenso grausam ist; und im übrigen trifft das Todesurteil doch nur in verschwindend geringen Fällen Unschuldige oder Solche, die schuldig, aber ehrenwert und schutzwürdig sind. Diese seltenen Fälle sind Grunds genug, die Todesstrafe abzuschaffen; doch ungleich schwerer wiegen die unzähligen Fälle, in denen, nach geltendem und gar erst nach dem projektierten Recht, Menschen zu langen entehrenden Freiheitsstrafen verurteilt werden für Verbrechen, die vor der Vernunft keine sind; für Verhaltungsweisen, deren soziale Schädlichkeit oder Gefährlichkeit nur von trottelhaften Nachplapperern ältesten Gemuckers behauptet werden kann.

Ich habe in Nummer 40 des vorigen Jahrgangs der ‚Weltbühne' die Paragraphen aufgezählt, die dieser Entwurf zuviel enthält; die man streichen muß oder deren Tatbestand man erheblich verengern muß. Es sind ein Posten Sexualparagraphen, ferner Paragraphen über Abtreibung, Paragraphen über Bettelei und Landstreicherei, Paragraphen über Gotteslästerung und über Landesverrat. Schärfste Kritik bleibt da am Platze. Ich will diese Dinge nicht wiederholen, obwohl sie einstweilen zu denen gehören, die man nicht oft genug wiederholen kann: schon weil sie immer wieder vergessen werden. Man schlage jenen Aufsatz nach oder schaue in meine Broschüre ‚Der Strafgesetzskandal'.

Aber dieser rühmliche Entwurf zeichnet sich nicht nur dadurch aus, daß er eine Fülle von Strafdrohungen enthält, die gestrichen werden müssen, sondern auch dadurch, daß eine Reihe unentbehrlicher Strafdrohungen in ihm fehlen.

Schon früher legte ich dar, daß der soziale Sexualschutz dieses Entwurfs nicht ausreicht. Ein Prinzipal, der eine Angestellte durch Drohung mit Entlassung zum Beischlaf nötigt, wird bestraft; nötigt er sie zu geschlechtlichen Handlungen

oder zur Duldung geschlechtlicher Handlungen, die zwar nicht „Beischlaf", aber ihr noch viel widerlicher sind, als der Beischlaf (mit dem Prinzipal) es wäre, so geht der Edle straffrei aus.

Auch ein Paragraph gegen Ausbeutung der Arbeitskraft abhängiger werktätiger Menschen fehlt. Ich gebe zu, daß er sich schwer formulieren läßt.

Um so leichter lassen sich Paragraphen formulieren, durch die, mittels des Strafgesetzes, Kellogg unterstützt wird. Die völkerrechtlichen Bindungen des pariser Pakts ziehen staatsrechtliche Pflichten nach sich. Wir brauchen schwerste Strafdrohungen gegen Kriegshetzerei. Sie ist, seit dem Pakt, Verstoß gegen das Völkerrecht; sie ist Aufreizung zum Massenmord. Wir brauchen Strafdrohungen gegen verleumderische Beschimpfungen fremder Völker; gegen vorsätzlich geschwindelte Nachrichten zu Zwecken nationalistischer Hetze. Wir brauchen auch strafgesetzliche Vorkehrungen gegen die Tendenz, die barbarischste aller Knechtschaften wieder über unser Volk zu verhängen: die „allgemeine Wehrpflicht", den Kriegsdienstzwang. Menschen in ein legales Heer zu pressen, oder auch in illegale und krypto-legale militärische Formationen, muß bei Strafe verboten sein.

Der Entwurf enthält einen § 95, mit der Überschrift „Herbeiführung einer Kriegsgefahr. Waffenhilfe. Begünstigung des Feindes"; danach wird, beispielsweise, mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren bestraft, „wer in der Absicht, einen Krieg oder Zwangsmaßregeln gegen das Reich herbeizuführen, mit einer ausländischen Regierung in Beziehungen tritt". Diese Strafdrohung ist in Ordnung. Aber ebenso strafwürdig wie, wer einen Krieg gegen das Reich, ist, wer einen Krieg des Reichs herbeizuführen beabsichtigt. Ich schlage darum vor, diesem § 95 einen § 94a („Kriegshetzerei") vorauszuschicken, dessen zwei Ziffern lauten:

> 1. Wer öffentlich zum Kriege gegen einen ausländischen Staat oder Staatenbund hetzt, wird mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren bestraft.
>
> 2. Wer in der Absicht, Haß gegen einen ausländischen Staat oder Staatenbund oder dessen Bevölkerung zu erzeugen oder zu vermehren, Tatsachen öffentlich behauptet, von denen er weiß oder den Umständen nach wissen muß, daß sie unwahr sind, wird mit Gefängnis nicht unter einem Jahre bestraft.

Mitleid mit internationalen Brunnenvergiftern erscheint mir unangebracht.

Der Entwurf enthält ferner einen § 120, der die Anwerbung eines Deutschen zum ausländischen Heeresdienst unter Strafe stellt; die Strafe beträgt: Gefängnis nicht unter drei Monaten, in besonders schweren Fällen Zuchthaus bis zu fünf Jahren. In der Tat muß der Deutsche vor dem freiwilligen Eintritt in die französische oder die spanische Fremdenlegion geschützt werden; vor dem Zwangs-Eintritt in deutsche Legionen erst recht. Als Strafmaß scheinen mir die doppelten Fristen gerecht. Ich schlage deshalb vor, diesem § 120 einen § 120a („Kriegsdienstzwang") folgen zu lassen, dessen zwei Ziffern lauten:

1. Wer einen Deutschen mit Gewalt oder durch Drohung mit Gewalt oder mit gesellschaftlichen oder wirtschaftlichen Nachteilen zum Dienst in einer militärischen Organisation oder Formation nötigt, wird mit Gefängnis nicht unter einem Jahre bestraft.

Der Versuch ist strafbar.

In besonders schweren Fällen ist die Strafe Zuchthaus bis zu zehn Jahren.

2. Wer öffentlich zum Kriegsdienstzwang auffordert, wird mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft.

Das ist milde. Wer nämlich öffentlich dazu auffordert, „einer steuerlichen Verpflichtung nicht zu genügen" (§ 170 des Entwurfs), oder wer öffentlich „zu einer strafbaren Handlung, insbesondere zu Gewalttaten gegen Menschen oder Sachen" auffordert (§ 171), wird mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft. Die Aufforderung zum Kriegsdienstzwang, also zum Zwang, zu töten und sich töten zu lassen, nötigenfalls für gemißbilligte Ideen, für gleichgültige oder der eignen Klasse feindliche Interessen, erscheint mir nicht halb, sondern doppelt so strafwürdig wie die Aufforderung zur Gewalttat gegen eine Sache.

Wahrscheinlich empfiehlt sichs, diese Paragraphen nicht einzeln einzuschieben, sondern sie zu einem besondern Abschnitt zusammenzufassen: ‚Störung des Völkerfriedens'. Aus dem 5. Abschnitt des Entwurfs könnten die Bestimmungen gegen ‚Beleidigung eines ausländischen Staatsoberhauptes oder Gesandten' hinein und die gegen ‚Verletzung ausländischer Hoheitszeichen'. Eröffnet werden müßte der Abschnitt mit der seit dem Kelloggpakt selbstverständlichen Strafnorm:

Ein Deutscher, der einem ausländischen Staate oder Staatenbund den Krieg erklärt oder im Widerspruch zum Völkerrecht kriegerische Handlungen gegen ihn anordnet oder eröffnet, wird mit dreißig Jahren Zuchthaus bestraft.

Wer an völkerrechtswidrigen kriegerischen Handlungen als Offizier, Unteroffizier oder Freiwilliger teilnimmt, wird mit Zuchthaus bestraft.

(Der Entwurf setzt für weit weniger menschenfeindliche Betätigungen lebenslanges Zuchthaus an. Die Strafmaße, die hier vorgeschlagen werden, sind sämtlich einstweilen relativiert zu denen des Entwurfs. Nur als Gegner einer lebenslangen Freiheitsstrafe wich ich in diesem Falle ab. Dreißig Jahre sollten die Höchststrafe des Gesetzes sein!)

Hineingehören in den Abschnitt würde ferner ein dem § 94 (‚Landesverräterische Fälschung') analoger Paragraph gegen friedensverräterische Fälschung — man denke an den Sinowjewbrief. Und zwar so:

Wer durch Fälschung oder Verfälschung Schriften, Zeichnungen und andre Gegenstände in der Absicht herstellt, sie in einer den Völkerfrieden gefährdenden Weise zu verwenden, wird mit Zuchthaus bestraft.

Das alles fehlt. Aber ich vermisse auch: den strafrechtlichen Schutz eines wichtigen schriftstellerischen Interesses; welches ohne Zweifel zugleich ein objektives Interesse der Kulturpolitik ist. Eine der perfidesten Arten publizistischen Vorgehens gegen einen Publizisten besteht darin: Zitate

von ihm zu fälschen, um ihn öffentlich zu diskreditieren. Ich schlage deshalb vor, hinter den § 319 („Verleumdung") einen § 319 a („Zitatenfälschung") zu stellen, der so lauten müßte:

> Wer einen Schriftsteller, in der Absicht, dessen Ansehen zu schädigen, öffentlich falsch zitiert, wird mit Gefängnis nicht unter einem Monat bestraft.

Multiplizieren wir die Lücken des Entwurfs mit seinen positiven Barbareien, so ergibt sich eine fette Null.

Rundfunk heute und morgen

von Frank Warschauer

I.

Achtung! Achtung! Wir feiern den Geburtstag unsres lieben deutschen Rundfunks. Achtung! Herr Molkereibesitzer Bräsig spricht über „Kuhfütterung im Frühjahr"; jetzt spielt das Quartett W. X. Y. Z.; wir schalten jetzt um auf Schenectady in Amerika; der Reichspräsident hat soeben den Saal betreten, wir bringen seine Eröffnungsrede; Teemusik aus dem Hotel Adlon; Schuberts gesammelte Werke; die Klassiker mit verteilten Rollen gesprochen; Regie: Kuno Meyer, unser beliebter Rundfunkregisseur, früher erster Liebhaber in Kyritz an der Knatter; moderne Dichtung, ja, das schon gewiß auch, Politik nicht, nein, das ist streng verboten, es sei denn, sie sei richtig herum orientiert; jetzt spricht Herr Wolfgang Schwarz, aber er spricht gar nicht, es ist vielmehr sein Spezialfeind, der Kommuniste; Frauen und Kinderpflege im Herbst; Liebe und Ehe im zwanzigsten Jahrhundert: und so fort und so fort, ad infinitum —.

Und all das wird ins Haus geliefert, gegen geringes Entgelt, wie Wasser und Elektrizität; nur daß es sich hier um Geistes-Quell-Trinkwasser und Geistes-Elektrizität handelt, mit der wir unsre Stuben je nachdem zwar erhellen, eventuell aber auch verdunkeln können — und die ganze Sache hat einen harmlosen Namen bekommen, einen, der sogar technisch verkehrt ist, der jedenfalls nichts oder nicht das Richtige besagt. Die passende Bezeichnung müßte noch dafür erfunden werden, für diese Zentrale des Wissens oder der Borniertheit, der Bildung oder des halbschiefen Feuilletonismus, des Musizierens, Theater-Sprechens, der Nachrichtenvermittlung, für dieses Institut, das in einem ist: Zeitung, Ohr in die Welt hinaus, Volkshochschule, Oper, Theater, Tribüne der Zeit, Podium ohne Grenzen; Mittler zu so ziemlich allen Werten und Unwerten, die es gibt.

Dabei ist das heute, Verbreitung von Musik und Sprache, doch nur der allererste Anfang. Jetzt kommt der zweite Schritt, noch verblüffender als der erste. Von allen Erfindungen dieser Zeit ist die des drahtlosen Fernsehens nicht nur die vielleicht zauberhafteste, sondern auch die folgenreichste. In London sah ich die Apparate, mit denen zum ersten Male Menschen über den Ozean geblickt haben, von London nach New York; das sind keine Einzelexperimente mehr, sondern die Apparate sind bereits im Radiohandel, kosten zwischen

vierhundert und dreitausend Mark. An sechs amerikanischen Stationen werden schon Fernsehversuche gemacht, eine holländische wird demnächst dazukommen. Man hört dabei wie im Rundfunk, sieht gleichzeitig die betreffenden Personen und Gegenstände, nicht als Einzelbilder, sondern in ihrer Bewegung wie im Film, als seien sie im gleichen Raum, während sie beliebig viel Kilometer weit entfernt sind.

Diese Erfindung des Fernsehens wird Folgendes bewirken. Man wird, jeder in seinem Zimmer, nicht nur wie bisher alles hören können, was auf der Erde an irgend einer Stelle erklingt, sondern auch gleichzeitig sehen, was dort vorgeht, wo der Sendeapparat aufgestellt ist. Der wird beweglich sein, wie schon jetzt beim Rundfunk die Aufnahmemikrophone, transportabel, wohin man will. Wohin die Sendegesellschaft will. Wird man ihn auf einem Auto anbringen, das durch Indien fährt, so werden hier die Rundfunkzuschauer die ganze Reise verfolgen können, auf einer Mattscheibe vor ihrem wahrscheinlich dann auch sehr billigen Empfänger. Übrigens werden diese Fernbilder sowohl farbig als auch plastisch sein; auch diese Erfindungen sind schon fertig. Wie jetzt Konzerte und Worte vieler Art, soweit es die allmächtigen Herren der Sendegesellschaften eben erlauben (o herrlicher und natürlich absolut notwendiger Kommunistenwitz, durch diese Sperre einmal durchzudringen), so wird dann die ganze Welt in Auswahl ins Haus geliefert; natürlich auch Theater, Oper und, was technisch noch am einfachsten ist, Film. Natürlich auch: der Empfang des berühmten Boxers Dovkopp in New Orleans, oder Szenen aus der chinesischen Revolution, die sich im gleichen Augenblick abspielen; je nachdem, wer die Sendeorganisationen beherrscht; was wiederum davon abhängt, wie viele und wie aktive Leute kapieren, was da die Technik dem Menschen eigentlich für eine Gabe überreicht.

Weiter: Wie man jetzt Senderäume zur Klangverbreitung benutzt, werden sich die Rundfunkgesellschaften bald solche zur Sendung des lebenden Fernbildes bauen, in der Art von Theatern, Opernhäusern und Ähnlichem. Es wird also zum Beispiel eines, wahrscheinlich sehr nahen Tages, die berliner Funkstunde ein Theater haben, aus dem erstens die Vorstellungen gesandt, dessen Aufführungen zweitens dem Publikum unmittelbar zugänglich sein werden. Ein solches Theater wird nicht nur einen größern, ja, den vertausendfachten Wirkungsgrad haben als jedes andre, sondern auch eine finanzielle Basis, wie sie, solange die Erde sich dreht, kaum erträumt werden konnte. Ein solches Theater wird nämlich von vornherein gesicherte Rieseneinnahmen haben, von der durch das Sendemonopol faktisch erzwungenen Publikumsorganisation, die ja so etwas ist wie die Volksbühne in gigantischem Maßstabe, nur daß die Mitglieder nicht austreten können, wenn sie nicht auf Rundfunk und Fernsehen überhaupt verzichten wollen.

Gegenwärtig, im ersten Stadium der Entwicklung, hat, das mag noch dazu bemerkt werden, der deutsche Rundfunk zirka 2,3 Millionen je zwei Mark im Monat zahlender Hörer, da-

von erhält die Post zwei Fünftel, bleibt ein Rest für die Sendegesellschaften für die Programme von zirka 2,6 Millionen Mark im Monat, die ihnen, wie die Dinge jetzt liegen, zu ziemlich unbeschränkter und praktisch kaum kontrollierter Verwendung zufließen. Wie ist das möglich?

II.

Das ist dadurch möglich, daß die Hörer in ihrer Masse, die guten deutschen Staatsbürger aller Parteirichtungen samt ihren Volksvertretern einige Zeit hindurch geschlafen haben, während einige schlaue Leute wach blieben und die Gelegenheit benutzten, um ganz erstaunliche Verträge zu denkbar günstigen Bedingungen und auf astronomische Zeiträume abzuschließen.

Als am Ende der Inflationszeit der Rundfunk in Deutschland eingeführt werden sollte, war staatliches Kapital nicht da und privates überaus schwer aufzutreiben. Erstens deshalb, weil die Finanzleute, mit bewährtem Weitblick und Scheuklappen gegen die entsprechende Entwicklung in England und Amerika, die Rentabilität der Sache bezweifelten, zweitens, weil sich der Staat von vornherein immerhin einige Rechte vorbehalten wollte. Schließlich fanden sich Geldgeber bei der Vox-Grammophongesellschaft, sie stellten neben dem Kapital auch das Vox-Haus, Berlin, Potsdamer Platz zur Verfügung, erhofften sich Reklame davon. Ihr Pressechef wurde Leiter der neuen Rundfunkgesellschaft, das ist der jetzige allmächtige Direktor Knöpfke der berliner Funkstunde. Ihr Syndikus ist jetzt Direktor der Reichsrundfunkgesellschaft, in der die einzelnen Sendegesellschaften Deutschlands zusammengefaßt sind. Noch viele andre Leute rutschten damals, als sich kein Mensch um die Sache kümmerte, herein, sitzen heute fest darin. Die neuen Sendegesellschaften erhielten ein Monopol, und zwar eines mit einem kleinen staatlichen Pferdefuß sozusagen, der allerdings die Tendenz zu wesentlichem Wachstum zeigt. Da die Sache als Funktelephonie unter das Nachrichtenmonopol der Reichspost fällt — oder jedenfalls mit einiger Geschicklichkeit dorthin praktiziert werden kann — bekam die Reichspost durch den Besitz von einundfünfzig Prozent der Aktien das Bestimmungsrecht darüber; auch das Reichsministerium des Innern ist indirekt, durch die Nachrichtenorganisation der „Dradag" beteiligt. Außerdem gibt es seit einigen Jahren zwei Kontrollorgane: die „politischen Überwachungsausschüsse" und die „Kulturbeiräte", die von den Kultusministerien der Länder ernannt werden. Sie haben keine Rechte außer dem der „Programmberatung", was freilich sehr wichtig ist, hingegen keinerlei Einfluß auf den Abschluß von Verträgen, und dafür erhalten ihre Mitglieder auch kein Geld, sie müssen ihre Tätigkeit honoris causa ausüben, und dies für eine Organisation, die über derartige Einnahmen verfügt.

Praktisch spielt sich nun die Sache so ab: Die Reichspost ist vertreten durch den Rundfunkkommissar Doktor Bredow, langjährigen Direktor von Telefunken, der die ganze Organisation aufgebaut hat, also kein Interesse daran haben kann,

sie zu verändern. Und wenn es sich nun etwa ereignet, daß die Berliner Funkstunde zur Leitung ihrer Konzertabteilung einen in jeder Hinsicht bis dato unbekannten Zahnarzt verpflichtet (ich lüge nicht!), nach ihm einen jungen Mann, der als Kaufmann erfolgreich gearbeitet haben soll, oder einen sehr mittelmäßigen Schauspieler als ewigen Leiter ihrer „literarischen" Abteilung, dann hat ihr keiner hereinzureden, außer etwa die Reichspost, die sich darum so viel kümmert wie das Landwirtschaftsministerium um das Opernwesen. Das geht sonst niemanden an, nur den Aufsichtsrat und seinen Vorsitzenden, dem doch der geschäftliche Leiter verantwortlich ist.

Und dieser Zustand ärgert nun seit Jahren einige böse Leute, die sehen, was hier vorgeht und vorgehen wird; die der Ansicht sind, daß man sich die Personen, welche diese geistige und materielle Macht in ihre Hand bekommen, nun besonders genau ansehen müßte, daß für solche Positionen die Fähigsten grade gut genug seien, und auch das nur, wenn das ganze System bis ins Einzelne sinnvoll aufgebaut ist.

So geschah es, daß grade um den 29. Oktober, als der Rundfunk sein fünfjähriges Jubiläum feierte, ganz besonders heftige Angriffe gegen die berliner Sendegesellschaft und gegen das ganze System überhaupt erhoben wurden. In erster Linie dies Mal gegen die geschäftliche Seite der Sache. Wenn etwa der geschäftliche Direktor der Berliner Funkstunde jährlich zweihunderttausend Mark verdient, teils direkt, teils durch Nebeneinnahmen, die sich durch die Monopolstellung der Gesellschaft ergeben, so ist das doch ziemlich happig, besonders, wenn man bedenkt, daß dies alles doch nun die staatlich vergewaltigten Hörer zahlen müssen, und wenn man außerdem die Frage aufwirft, ob seine Tätigkeit denn so segensreich, oder nicht im Gegenteil sogar schädlich sei, dann nämlich, wenn sie, was regelmäßig geschieht, auf die Programmgestaltung übergreift. Und wenn der Kammersänger, der etwa die Opernabteilung leitet, sich so und so häufig im Monat als Sänger, ebenso oft als Regisseur engagiert — natürlich gegen entsprechende Bezahlung —, so muß das, ganz abgesehen von allen künstlerischen Bedenken, ebenfalls beträchtlichen Widerspruch erregen.

Und nun ereignete sich etwas ganz Fabelhaftes. Nämlich mit diesen Angriffen beschäftigte man sich im Verwaltungsrat der Reichspost. Und es kam ein Communiqué heraus, in dem unter anderm Folgendes stand (dies in einem immerhin demokratischen Staat): „Mängel grundsätzlicher Art in der Organisation oder Wirtschaftsführung sind nicht festgestellt worden... Die von einigen Seiten erhobenen Beschuldigungen gegen einzelne Persönlichkeiten sind zufriedenstellend geklärt worden." Schluß. Punktum. Keinerlei Details. Auf deutsch: Das geht Euch alles gar nichts an. Ihr braucht nur zu bezahlen, das genügt.

Was ist in diesem Augenblick zu fordern, dringendst, sofort?

III.

Zu fordern ist, kurz gesagt: völlige Neuorganisation des Funkwesens. Sie wird im übrigen auch durch die Rechtslage erzwungen. Denn das Fernsehen ist nun doch durch keine noch so geschickte Interpretation in das Nachrichtenmonopol der Reichspost einzubeziehen.

Wünschenswert wäre an sich natürlich völlige Sendefreiheit. Man müßte sich nach Wahl auf Sender, vielleicht verschiedener Parteirichtungen abonnieren können wie auf Zeitungen oder Zeitschriften. Aber es bestehen dafür in Europa heute beträchtliche technische Schwierigkeiten, morgen kann es allerdings anders sein. Und dann zeigt das Beispiel Amerikas, wo eine ähnliche Regelung durchgeführt worden ist, daß der Rundfunk damit einfach den Industrien und den sonst kapitalkräftigen Gruppen ausgeliefert ist.

Als das relativ Günstigste für unser Land erscheint mir gegenwärtig eine wirkliche Verstaatlichung, das heißt die Aufhebung des jetzt bestehenden gemischtwirtschaftlichen Systems.
Vorher muß man sich darüber klar werden, welchen Charakter eigentlich der Beitrag des Rundfunkhörers hat. Er ist in Wirklichkeit eine Steuer. Und zwar eine, die gegenwärtig absurderweise an Privatgesellschaften gezahlt wird.

Wohingegen in England zum Beispiel, das ein sehr gut organisiertes Rundfunkwesen hat, und wo übrigens die Gebühr für das Hören weniger als halb so hoch ist wie hier, die Beiträge an den Staat gezahlt werden, der seinerseits daraus die Rundfunkgesellschaft finanziert. Dort kann man auch lernen, wie der Rundfunk verstaatlicht werden kann, ohne dabei bürokratisiert zu werden. An der Spitze des Funkwesens steht dort ein von der Regierung ernanntes Direktorium von fünf Personen, unter denen sich übrigens Mrs. Snowden befindet. Und die Geschäftsführung hat einen reinen Verwaltungscharakter. Riesige Gewinne von Privatleuten sind ausgeschlossen.

Eine ähnliche Regelung müßte in Deutschland erfolgen. Dann würde von selbst der jetzt bestehende widersinnige Zustand beseitigt werden, daß die Reichspost sich um Dinge der Kunst, der Volksbildung kümmert oder vielmehr nicht kümmert. Selbstverständlich gehören diese Dinge in den Aufgabenkreis der Kultusministerien oder des Reichsinnenministeriums. Dann würden auch die Techniker, Geschäftsleute, Rechtsanwälte aus der Leitung verschwinden. An die Spitze des Rundfunks gehört eine Art von speziell zu diesem Zweck zusammengesetztem Kultusministerium.

Die rechtliche Grundlage für diese Neuregelung müßte gebildet werden durch ein sofort zu schaffendes Reichsrundfunkgesetz. Dieses müßte auch die Sendefreiheit, wenigstens für gewisse Wellenlängen, bringen.

Wie sagen doch die Hakenkreuzler so schön? „Deutschland erwache!" Ihr Sprüchlein wäre hier in dieser ganzen Rundfunkangelegenheit, freilich mit einigermaßen verändertem Sinne, am Platze.

Deutsche Dichterakademie von Balder Baldrian

VI.

Hesse

Von Getue und Gehabe
Fern, schwärmt Hesse in der Schweiz,
Immer noch ein kleiner Knabe,
Und ein großer Greis bereits.

Mit des Misogynen Grolle
Hegt er zärtlich, was er k ....
Alles wird mit weicher Wolle
Zugedeckt und eingepackt.

Jedes Jahr, in jedem Falle:
Auf dem Weihnachtsbüchermarkt,
Werden Gift und Groll und Galle
Freundlich wieder ausgesargt.

Publikus ist ganz begeistert,
Wenn sich Klingsor sacht entpellt.
Nein, wie er die Sprache meistert,
Das versöhnt doch mit der Welt.

Und wie er sich analytisch
Mit dem kleinsten Dreck befaßt,
Sowas wirkt doch wahrhaft mythisch,
Freud-voll, Jung und klassisch fast.

VII.

Schönherr

Friß und sauf! Dem Bauern frommt es!
Drei Mal kau's und dann verdau's!
Prompt als teutsches Volksstück kommt es
In drei Stunden unten raus.

Stößt Du auf, so ist's ein Jodler
Aus tiroler Männerbrust.
Mensch, du bist ja fast ein Hodler,
Und du hast's nur nicht gewußt.

Hei! Der Kampf am Berge Jsel!
Oesterreich-Deutschland stammverwandt!
(Ach, durchs Land kommt jeder Stiesel
Mit dem Blute in der Hand.)

VIII.

Schmidtbonn

Mein Sohn, mein Sohn, zieh nicht an den Rhein,
Wenn du gen England schiffst.
Es könnte, Gott behüte, sein,
Daß du auf Schmidt (Bonn) triffst.

Er malt dich von hinten, er malt dich von vorn,
Heroisch und pastos.
Er schöpft aus des Knaben Wunderhorn,
Doch bleibts beim Schöpfen bloß.

Bist du bei ihm erst zu Besuch,
Wenn auch nicht grade gern,
Kommst du bestimmt ins nächste Buch,
Und zwar mit einem Stern.

Er liebt die ganze Literatur,
Die er persönlich kennt.
Er liebt den Moissi im Menschen nur.
(Und vom Ladenpreis 15 Prozent.)

Die noble Passion von Grete Wels

Seit ich in Hinter- respektive Ostpommern zu übersommern pflege, bin ich den Wurzeln deutschen Volkstums wieder nahe gekommen. Hier bin ich Mensch, hier darf ichs sein!

Den knorrigen Eichbaum in der Rechten, das Schwert an meiner Linken, in das treue Auge meines Hundes blickend, stampfe ich hurtig übers Feld, ergriffen dem Röhren des Rebhuhns lauschend. Wie üppig steht die „verbesserte Königin Luise", die hochbewertete Riesenerdbeere, und wie dick sind hier die Kartoffeln! Wie schmuck kleidet mich mein grüner Hut, „Marke Hermann Löns, gesetzlich geschützt, garantiert wetterfest". Wie schlägt mein Herz unterm „Hindenburg-Jagdhemd mit Umfallkragen. Der Name bürgt für Qualität." Doch läßt sich nichts dem Hochgefühl vergleichen, das mich überkömmt, trage ich erst den „Kaiserhut mit Bart".

Wohlgemut und für meine Jahre noch recht rüstig schreite ich aus, denn ich habe „Fridericus, die Krone aller Vollrindstiefel" an.

Schon nach wenigen Schritten empfängt mich mein trautes Jägerheim. Und während mein braves Weib den Habermus bereitet und die Kleinen jauchzend in meinem Bart auf- und abklettern, lese ich all die schönen markigen Zeitschriften vom ‚Fachblatt für Schweinezucht' bis zur ‚Deutschen Jäger-Zeitung'. Was für eine Fülle edelster geistiger Nahrung und Erbauung findet der deutsche Mann in denselben!

*

Den Schalk im Nacken, berichtet da ein bodenstämmiger Friese von einer Treibjagd auf Hasen, zu der auch der Pfarrer erscheint, im schwarzen Amtsrock, mit Regenschirm; hinter ihm ein Junge, mit Gewehr und Patronentasche. Bei Beginn der Jagd nimmt der Pfarrer das Gewehr und übergibt den Schirm dem Jungen, der sich dicht hinter ihm halten muß. Dann geht es vor sich. Zum Schluß stellt sich heraus, daß der Pastor Jagdkönig geworden ist, worüber sich die Gesellschaft nicht genug wundern kann, da man annahm, daß das schwarze Pastorenhabit alle Hasen verscheuchen würde. Lächelnd klärt der Seelenhirte sie auf: vor der Jagd gehe er

täglich in seinem schwarzen Rock, mit Schirm in den Feldern spazieren, bis er in diesem Aufzuge den Hasen eine so bekannte Erscheinung geworden sei, daß sie sich ihm zutraulich näherten. Und damit ist der richtige Moment für eine Jagd gekommen. Hochehrwürden begibt sich im gewohnten Gewande zum fröhlichen Jagen. Die Hasen laufen voller Vertrauen auf die bekannte Gestalt zu, die sodann „lächelnd" zur Büchse greift. „Nun haben sie sich eben mal geirrt, denn ich vertauschte den Regenschirm mit der Flinte."

So wie dieser passionierte Seelenhirte ist natürlich auch die Herde. Wie weit der Abschuß von Wild überhaupt notwendig ist, kann hier nicht erörtert werden. Wohl aber soll hier dafür plädiert werden, daß der Abschuß nur durch Berufsjäger erfolgen darf. Damit wäre der kulturwidrigen Barbarei der Jagd als Sport ein Ende gemacht. Denn was da als „edelster Sport" gepflegt wird, ist allerprimitivster Mordinstinkt, der sich — eine Stufe weiter — auch „Kriegsbegeisterung" nennt. Die Jägersprache, der seltsamste Berufsjargon, besteht darin, daß man um keinen Preis ein Ding bei seinem richtigen Namen nennen darf. Ein Schwanz heißt „Blume", die Schweinsborsten „Federn", der Rehpopo „Spiegel", der hemmungslose Trieb, wehrlose Tiere über den Haufen zu schießen, „Passion" und das ganze Geschäft „die noble Passion". Diese Nomenklatur und das erlauchte Beispiel Derer von Gottes Gnaden haben der Schießerei eine so feudale Aura gegeben, daß der geistige Kleinbürger mit dem Erwerb einer eignen Jagd zum Ehrenmitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden glaubt. Der Jagdschein ist das Adelspatent des kleinen Mannes.

Jedes Fachblatt dieser Schießer ist eine Summe von dumpfer Roheit, engster Beschränktheit, elendem Deutsch und widerlicher Sentimentalität. Neuerdings trägt man auch hier eine billige Konfektions-Bildung. Ein Aufsatz heißt: „Die Rolle des Unterbewußtseins beim Schießen" ... „Der im Unterbewußtsein schießende Jäger ist der Typus des hitzigen Schützen, der blind darauflos schießt." Was — frage ich mich — stellt sich ein solches Hirn vor, wenn es da vom Unterbewußtsein redet? „Gewiß ist zugegeben, der menschliche Verstand kommt manchmal beim Schusse zu spät, die Leitung ist zu lang." Welch wahres Wort!

Den größten Raum in diesen Zeitschriften und Köpfen nimmt der Hund ein. So ein Köter hat nichts zu lachen. Der wird eingetragen und dressiert und geschliffen und in vielen „Fächern" geprüft und prämiiert, und die Eitelkeit der Hundebesitzer kennt keine Grenzen. Die zahllosen Vereine — vom „Deutschen Teckel-Klub" bis zum „Verein Deutsch Drahthaar" — schleppen ihre vielgeprüften Tölen von einer Prüfung zur andern und berichten dann seitenlang:

> Blücher v. d. Böckenhorst ist ein schneidiger Würger ... Die Hasenspur hält er gut und ist spurlaut. Nach anfänglichem Stochern entwickelte er schließlich eine gute Suche. Benno v. Hirschfeld wird sicher noch ein guter Würger, leider konnte er den ziemlich starken Kater nicht bewältigen.

Der Name kam mir gleich verdächtig vor! Hunde Deutschlands, wahrt Eure heiligsten Güter!

Von der entschlossenen Tatkraft und dem Opfermut der Hundezüchter hat der Laie allerdings keine Ahnung. Voll Bewunderung lese ich:

> Die rauhhaarige Dachshündin „Sports-Kiki", im Besitz der schwedischen Züchterin Frau Rittmeister Veronica Sandstroem ... wurde am 11. März von dem bekannten „Klausners-Mentor" 515 Y, D. Gebr. T. St. B. 486, gedeckt. Nur wenn man die Verhältnisse kennt, wird man diesen züchterischen Entschluß zu würdigen verstehen. Nach Schweden dürfen Hunde aus Deutschland wegen der Tollwutgefahr nur nach sechsmonatiger Quarantäne eingeführt werden. Es ist also auch nicht möglich, eine Hündin aus Schweden nach Deutschland zu einem Zuchtrüden zu schicken, da sie auf dem Rückwege der gleichen Vorschrift entsprechen müßte. Die Züchterin kam daher auf den Gedanken, von ihrer Regierung die Genehmigung zu erwirken, daß sie mit der Hündin nach Saßnitz Hafen reisen dürfe, und daß dort auf der Fähre Saßnitz-Trelleborg die Verbindung vollzogen würde, ohne daß sie selbst mit der Hündin deutschen Boden betrat. Die Genehmigung wurde kürzlich erteilt, Frau Sandstroem unternahm dann persönlich die weite Reise mit der Hündin, während Mentor nach Saßnitz Hafen unter persönlicher Begleitung gebracht wurde und dort 3 Uhr morgens bei eisiger Kälte und dem heftigsten Frühjahrssturm seine Pflicht erfüllte. Wir wünschen der entschlossenen Züchterin, daß ihr voller Erfolg beschieden sei. Die Verbindung ist außerordentlich interessant, da die Hündin vielfache Siegerin und wohl als die beste Schwedens anzusprechen ist.

Eure Sorgen und Rothschilds Geld! Auch die „Nasenarbeit an eingekammertem Federwild" ist schön zu lesen. Und daß „das Problem der Doppelleistung im Totverbellen und Totverweisen durch die Bringselmethode restlos gelöst" ist, beruhigt außerordentlich. Dagegen finde ich das Bild des „fährtenreinsten hannoverschen Schweißhundes des 19. Jahrhunderts" nichts als scheußlich. Kurzbeinig und plump steht er da und ist so häßlich wie sein Name. Wenn man in der Jägersprache von Schweiß redet, so meint man selbstredend nicht Schweiß, sondern Blut.

Das Kapitel Schweißhunde ist wohl eines der finstersten in der noblen Jagdpassion. Daran kann auch der Artikel „Über den volkswirtschaftlichen Wert der Arbeit des hannoverischen Schweißhundes" nichts ändern. Das ist eine kümmerliche Statistik, ein fadenscheiniger Rehabilitierungsversuch. Man erinnert sich vielleicht noch jener berühmten Schweißhund-Prüfung in der Schorfheide, die vor einiger Zeit stattfand. Da waren lauter abgetakelte Potentaten und Militärs geladen. Um diesen hohen Herrschaften nun vorführen zu können, wie so ein Schweißhund „arbeitet", wurden soundsoviele „Stücke" Wild nicht etwa tot-, sondern mit Bedacht krankgeschossen, und auf diese schwerverwundeten Tiere ließ man dann die Hunde los.

Als die ‚Vossische Zeitung' gegen diese Roheit protestierte, kam man zuerst mit der jeder Logik baren Erklärung, daß die Zucht, Dressur und Prüfung von Schweißhunden Postulat wäre, grade um krankgeschossenem Wild unnütze Lei-

den zu ersparen, da sich das kranke Tier ins Dickicht flüchtet, um dort langsam zu verenden. „Verludern" nennt der Jäger das.

Dann versuchte man es „vom volkswirtschaftlichen Standpunkt" aus zu rechtfertigen: dem Staat würden jährlich Tausende verloren gehen ohne die „Arbeit" der Schweißhunde, die das angeschossene Wild für die Staatskasse retten.

In einem Aufsatz „Interessante Gebrauchshundarbeit" bekommt man eine Vorstellung, wie dem Staat diese Tausende gerettet werden. Ein Herr Hasenclever, den man auf das herzlichste dazu beglückwünschen muß, daß er im Kampfe mit der deutschen Sprache Sieger geblieben ist, schreibt:

> Zeige mir Deinen Hund, dann sage ich Dir, was Du für ein Jäger bist! heißt ein altes Sprichwort, das seine Bedeutung auch heute noch nicht verloren hat... Es wird darum auch die Mehrzahl der Weidmänner vielleicht ebenso lieb den Erzählungen folgen, welche über Nachsuchen handeln, wo der Jäger mit seinem treuen Hund einsam der Wundfährte am Schweißriemen nachgeht. ... In diesem Sinne möchte ich den Leser bitten, mir zu folgen in das Reich der stillen Arbeit des Jägers abseits vom Treiberlärm und lauter Gesellschaftsjagd.

Es ist durchaus typisch, daß diese Leute bei ihren Berichten, die sachlich von unbeschreiblicher Roheit sind, alle Register falscher Gefühle und unausstehlicher Sentimentalität ziehen.

Also, zur „stillen Arbeit des Jägers": Ein Herr B. schießt in der Morgendämmerung einen Rehbock krank und hetzt erst einmal vergeblich seinen „Kurzhaarrüden" hinterher. „Das Hoffnungsbarometer des Schützen stand ob dieser Fehlsuche auf Sturm und Regen, und er fürchtete, den Bock zu verlieren, der ihm Dutzende Pürschgänge gekostet hatte und dessen Trophäe er heiß begehrte." Er holt sich Herrn Hasenclever herbei, der mit zwei Hunden anrückt. Und nun hetzen sie mit vereinten Kräften das kranke Tier „über Gräben und durch das halb ausgetrocknete Flußbett der Wupper", über Stock und Stein, über Berg und Tal. Abermals muß das verwundete Reh die Wupper durchschwimmen, um am andern Ufer Schutz zu suchen. Man alarmiert den benachbarten Waldhüter, der das erschöpfte Tier wieder aufstöbert und auf zwei Meter Entfernung vorbeischießt. Der kranke Bock wird gezwungen, den Fluß ein drittes Mal zu durchkreuzen. Wieder schießt man auf ihn. Es ist mittlerweile Nachmittag geworden. Eine ganze Korona von Hunden tobt jetzt hinter dem armseligen Tier her. Da endlich am Abend holen sie es ein und fallen mitten auf einem Bahndamm drüber her. Ein Streckenwärter nimmt den Kötern das leblose Reh ab und packt einen Haufen Reisig darauf, damit die Hunde nicht mehr herankönnen. Jetzt langen auch die beiden tapfern Jäger an. Man kriegt den geschundenen Bock zu fassen und schleift ihn an den Läufen den Damm herunter. „Aber da wurde er wieder mobil." Die arme Kreatur lebte immer noch! Mit dem Genickfänger (sprich: Messer) gelingt es den Helden dann endlich, das Tier wirklich zu töten. Man untersucht die Schußwunde.

Von dieser Verletzung hätte sich der Bock tatsächlich ausgeheilt, denn die Wunde war... durchaus harmloser Art. Die unermüdliche Hatz der Hunde hatte den Bock zur völligen Erschöpfung gebracht.

Herr v. B. war hocherfreut über das sauer erkämpfte kapitale Gehörn ... Ich ließ meinen jungen Hund nun noch eine Weile den Bock verbellen, um ihm, der noch in der Lehre stand, klar zu machen, daß das Totverbellen nach beendeter erfolgreicher Hatz nicht nur bitter-wahre Notwendigkeit, sondern auch die Krone der Dressur und des Weidwerks höchster Gipfel der Genüsse ist.

Als dann des Hundes letzte Rufe im Dunkel des Kiefernwaldes verklungen waren, nahmen wir einen kräftigen Schluck aus der Flasche, setzten unsre Pfeifen in Brand und wandelten wohlgemut durch die laue Sommernacht heimwärts.

Warum nun diese bestialische Hetze? Um dem verwundeten Bock unnütze Leiden zu ersparen? Es wird ausdrücklich festgestellt, daß die ursprüngliche Schußverletzung „harmlos" und glatt ausheilbar gewesen sei. Und was ist dem Staat damit gerettet worden? Da es sich um eine Privatjagd handelt: nichts! Also warum nun wirklich diese elende Tierquälerei?

Damit sich solche Schießer ihre Wände mit „Trophäen" behängen können wie die Wilden. Wodurch unterscheidet sich eigentlich ein solcher Jäger von einem jagenden Kaffern? Beide behängen sich mit Bestandteilen des Tierkadavers als Trophäen. Nur trägt der Kaffer die Hirsch-, Fuchs- und Schweinszähne um den Hals und der Schießer vorm Bauch, im Schlips und am Finger. Auch lieben es beide, ihre Wohnstätten mit Tierhäuten, Schädeln und Geweihen zu „schmükken". So eine Wand bedeckt sich mit Geweihen wie mit gigantischen Schimmelpilzen.

Was aber dem Primitiven das Totem ist, das ist unserm Jäger die Nation. Da handelt es sich um den selben blinden Fetischismus der selben kulturfernen soziologischen Schicht.

Deshalb heißt es, wenn ein kleiner Jagdverein einen zweitägigen Ausflug nach Ostpreußen macht:

> Man wird in diesem Besuch deutscher Jäger in Ostpreußen in erster Linie eine Stärkung des Deutschtums unsrer vom Mutterlande abgeschnürten Provinz zu erblicken haben.

Es gibt überhaupt nichts, woran abgeschnürte Provinzen so zu erstarken pflegen wie am Besuch von Jagdvereinen. Darum:

> Guter jägerischer Nachwuchs tut uns bitter not. Wir brauchen ihn für Wald und Wild. Denn
>
> Solang noch deutsche Hirsche schrein,
> Wird auch das Deutsche Reich gedeihn!

Überschrift: Der Kausalnexus.

*

Die Blümelein, sie schlafen schon längst im Mondenschein, da ist der Wald so kirchenstill, und drüben am Waldesrand stehen friedlich ein paar Rehe. Ergriffen nehme ich meine Büchse, um — in erster Linie zur Stärkung des Deutschtums — ein paar „Stücke" abzuschießen.

Baker-Revue von Alfred Polgar

Den verbindenden Text sagt der liebenswerte Willy Schäffers. Er steht mit einem Fuß in, mit dem andern über der Situation; und hält doch das Gleichgewicht. Indem er Worte, Schlagworte des Tages, wie sie der Berliner in der Zeitung und auf der Litfaßsäule liest, in seine Rede einflicht, amüsiert er schon die Zuhörer. Warum bringt es uns zum Lachen, wenn einer auf der Bühne laut ausspricht, was wir nur stumm zu lesen gewohnt sind? Weil wir uns wie erwischt vorkommen bei einem lächerlichen Geheimnis, das wir miteinander hatten, weil die Anspielung, die alle verstehen, blitzartig ein Gemeinschaftsgefühl entzündet, das Behagen schafft und zur guten Laune disponiert. Ähnlich dürfte es zu erklären sein, daß die Berliner im Theater über ihren eigenen Jargon lachen; als über ein Etwas, das sie bindet und von anderer Welt unterscheidet. In Wien lacht kein Mensch über Wienerisch, das auf der Szene gesprochen wird, außer es ist ein komisch übersteigertes Wienerisch oder eine sprachliche Neubildung aus dem Geist des Idioms. In Berlin wird Theaterpublikum schon hörbar vergnügt, wenn oben jemand „türmen" sagt. Oder gar „knorke".

Willy Schäffers ist knorke. Er greift die Scherze à la Theremin aus der Luft, und versagt sich ihm der Einfall, so fällt ihm auf die netteste Art nichts ein. Der Text, den ihm die Revue auferlegt, schmerzt ihn wie uns. Deshalb gibt seine Miene einen zweiten, stummen Text dazu, der durch den gesprochenen hintergründig, als Wasserzeichen, durchschimmert. Etwa so: „Regt euch nicht auf, ich tu' es auch nicht, alles geht vorüber. Das Leben, meine lieben Freunde, ist nicht immer heitres Spiel, sondern manchmal auch Revue. Hier steh' ich, ich könnte auch anders, aber vor den Beruf haben die Götter den Erwerb gesetzt, und alles ist eitel, natürlich mit Ausnahme der Kritik."

Josefine Baker, leider, ist nicht mehr, die sie war, da sie, Erste unter Gleichen, ihres dunklen Stammes holder lichterer Sproß, tanzte, übersprudelnd von Bewegung und närrischer Freude an der Bewegung, als müsse sie so tanzen, mit der Anmut ihres entfesselten Gliederspiels übertraf und verhöhnte, was in unseren Klimaten Tanz-Anmut heißt, ein schönes Geschöpf aus heißerer Zone, das da sein Naturwesen trieb, der würdigen Welt ein Gesicht schneidend, das wie eine sehr populäre Aufforderung erschien. (Welche Aufforderung im Antlitz durch lebhafte Mimik der Gegenpartie unterstützt wurde.) Seitdem ist Josefine Baker ihrer Art sehr bewußt, zielbewußt geworden. Sie spielt jetzt die Ungebundenheit, die sie früher hatte. Sie malt ihrem Wesen die heitern Farben auf, in denen es früher blühte. Sie beehrt sich darzubieten, daß sie vor Temperament aus der braunen Haut fahren möchte. Sie verrenkt so graziös, geschmeidig, grotesk den schönen Leib wie dazumal... aber es wirkt jetzt, als wenn einer seinen eigenen Naturlaut imitiere.

Oder sind wir hinter Afrikas übertünchte Wildheit gekommen?

Trost im Unglück der Revue bietet Hal Sherman. Er gehört zur ziemlich verbreiteten Gruppe der Tänzer, denen Gott und Übung einen Unterkörper aus Teig gaben, und die imstande sind, sich mit einem Fuß auf denselben zu treten. Sherman kann noch mehr. Er läuft sich davon und holt sich nicht ein, er kann die Beine ringen wie ein andrer kaum die Hände, und in der Kniekehle wohnt ihm Lied, das, wie anzunehmen und zu hoffen, reichlich lohnet. Am lustigsten (in der Revue läßt er das aus) ist sein Spiel mit der Lichtscheibe, die der Scheinwerfer auf die Bühne zirkelt. Er behandelt sie wie eine materielle Scheibe, immer in Furcht, über ihren Rand zu kommen, und es ist zu schön, wie er sich mit Mühe auf dem Lichtrund im Gleichgewicht hält, wenn es ihm unter den Füßen wegwandert. Man müßte einmal solchen teigbeinigen Tänzer im Trikot sehen oder mit nackten Beinen. Ob er dann — das heißt ohne die überlange und -weite Faltenhose, die der Schlenker-Bewegung erst das Latschige, Weiche gibt, — auch noch so komisch wäre? Die Antwort — Leben und Revue stellen vor weit wichtigere Probleme — könnte nur lauten: Haben Sie keine andern Sorgen? Ich habe welche. Aber fragen wird man doch noch dürfen.

Staatsanwalt rettet Christus

In diesen Tagen hat ein Vertreter der Staatsanwaltschaft die Geschäftsräume des Verlegers Kiepenheuer in Potsdam besucht, um nähere Auskunft über Werner Hegemann und sein neues Buch „Der gerettete Christus" einzuholen. Werner Hegemann ist der hochgeachtete Verfasser des „Fridericus", der schonungslose Zerstörer einer preußischen Legende. Da Majestätsbeleidigung infolge Eintretens widriger Umstände nicht in Frage kommt, so bietet das neue Christusbuch willkommenen Anlaß, sich den Mann mal näher anzusehen. Es droht also wieder die Kulturblamage der Konfiskation eines bitter ernsten Buches und ein Gotteslästerungsprozeß zudem, weil irgend ein Mucker Anstoß genommen hat. Hegemanns Buch, das hier noch eingehend gewürdigt werden soll, ist ein Dokument jener gut deutschen Religiosität, die stets ketzerisch, zweiflerisch und fragelustig war und sich zur offiziellen Theologie immer verhalten hat wie Schopenhauer zu den Philosophastern der Universitäten. Was es an blitzendem Spott enthält, ist nicht ein Tausendstel so schlimm wie die blasphemischen Späße des Philosophen von Sanssouci, der bekanntlich einer Verwandten, die den Schleier nahm, zu ihrem „himmlischen Schwiegervater" gratuliert hat. Aber es dreht sich hier nicht um das Für und Wider eines Buches, sondern um die Verteidigung des Bißchen Geistesfreiheit, das uns noch geblieben ist. Die überirdischen Instanzen haben sich zu dem, was irdische Gewalten zu ihrer Verteidigung unternommen haben, stets auffallend kühl verhalten. Und der Gründer des Christentums besonders hat wiederholt dem Staat gegenüber Gefühlen mißtrauischer Neutralität Ausdruck gegeben. Was der römisch-jüdische Instanzenzug an ihm verbrochen hat, das vermag heute kein preußischer Staatsanwalt wieder gutzumachen, und man kann sehr im Zweifel sein, was ihn mehr schmerzt: die Mißhandlung durch die Kriegsknechte oder die Drangsalierung eines Menschen, der redlich um den Sinn seiner Lehre ringt.

Wir möchten aber keinen Prozeß erleben, bei dem es sich weniger um die Verteidigung des lieben Gottes als vielmehr um die des Halbgottes der preußischen Geschichtsfälscher handelt.

Zweifelhafter Shakespeare und echter Rehfisch

von Harry Kahn

Ob „Der Londoner verlorene Sohn" wirklich von William Shakespeare ist — wie der Zettel des Schillertheaters kühnlich behauptet —: wer möchte das entscheiden? Philologische Akribie, die vielen Für und Wider gegeneinander abwägend, kommt zuletzt wohl zu einem Non liquet. Poetische Phantasie, von Unwägbarkeiten bestimmt, vom Strahlenschein des Mythos magisch angezogen, wirft ihr Wort gern ohne viel Einerseits-Andererseits in die Wagschale zugunsten des Genius. Lessing und Tieck haben damit nicht gefackelt; und die Resultate der nach ihnen um das Rätsel bemühten Wissenschaft schiebt Ernst Kamnitzer, der jetzige Bearbeiter, mit gelenker, wenn auch nicht bündiger Argumentation, beiseite. Eines muß man ihm jedenfalls zugestehen: diese Formung des vor, neben, nach Shakespeare oft gestalteten Stoffes ist der von verbürgten Werken des großen William würdig und verwandt genug, daß zumindest ein Entwurf von seiner Hand als zugrundeliegend angenommen werden darf. Der weltläufigweise Patrizier, der seinen wilden Sohn in der Maske eines Dieners zu prüfen unternimmt, hat unverkennbare Züge gemein mit jenem Herzog von Wien, der das Gewand seines Rangs abtut, um dem verbrecherischen Bruder „Maß für Maß" angedeihen zu lassen. Die Tochter des armen Landjunkers, die, über Scham und Schande hinweg zum angetrauten Gatten haltend, ihn durch die Kraft ihrer Liebe zu sich und zu seinem bessern Selbst bekehrt, ist eine Schwester jener am Herzogshof aufgewachsenen Arztwaise, die sich nicht scheut, ihre Mädchenehre dranzugeben, um ihren widerspenstigen Ritter zu gewinnen und damit die Altersweisheit des größten Lebenskenners aller Zeiten zu erhärten, daß, wenn nur das „Ende gut, alles gut" ist. Vielerlei Fäden laufen auch zu „Cymbeline", zu „Wintermärchen" und „Sturm", also gerade zu den Werken aus den letzten Schaffensjahren des Dichters. Das feststehende Erscheinungsdatum des ‚London Prodigal', 1605, gestattet überdies, das Stück auch zeitlich zwischen diese drei und jene zwei unanzweifelbaren einzufügen. Möglicherweise hat Shakespeare, eben um diese Zeit mit Stoffen so gewaltigen Ausmaßes wie Coriolan, Lear, Macbeth ringend, die leichtere Arbeit in einem flüchtigen oder unfertigen Anfangsstadium liegen gelassen; in einem Rohzustand, der seinen Freunden und Kollegen, die sieben Jahre nach seinem Tode die erste „Folioausgabe" des Gesamtwerks herausbrachten, dem der sechsunddreißig darin enthaltenen Meisterwerke zu unangemessen erschien. Mehr kann man Kamnitzer, der auf der Echtheit des Stücks besteht, kaum konzedieren. Da er im Übrigen nicht wenig, wenn auch durchwegs mit Geschick und Geschmack, ergänzt hat, wäre es in jeder Hinsicht richtiger gewesen, wenn er vor den Namen Shakespeares statt des Wörtchens „von" das nicht längere „nach" hätte drucken lassen. Aber „von" oder „nach" oder „trotz" Shakespeare: es ist ein mit Genuß lesbares Buch und ein mit Erfolg aufführbares Bühnenwerk draus geworden. Man

könnte es sich in einer Inszenierung denken, die sich mehr um die Ausgewogenheit von Ernst und Scherz, von Substanz und Arabeske bemüht, als das Erich Engels leider immer mehr zum Spielerischen neigende, diesmal von Neppach mit Kulissen- und Kostümwitzen noch übereifrig bediente Art ist; man könnte sich auch einen noblern, innerlich größern, zur luziferischen Bedeutung eines bestraften Mozartwüstlings aufwachsenden Fils prodigue denken als den grob schwadronierenden und randalierenden Gamin Veit Harlan; aber man kann sich kaum einen liebenswerteren, liebeerfüllteren Vater vorstellen als Albert Steinrück und keine lustigere Type als den in Fett und Wut erstickenden, konsonantenspritzenden und vokalerasselnden Tuchhändler Aribert Wäscher.

*

Wer wäre nicht gegen den Paragraph 218, dieses Petrefakt aus einer noch gar nicht so fernen Steinzeit, da Thron und Altar gleich eifersüchtig über die ungeborene Proles wachten, um sich der geborenen gleich rücksichtslos für ihre Zwecke zu bedienen? Jeder einsichtige und anständige Mensch wünscht heute, die Strafandrohung gegen die aktive und passive Fruchtabtreibung, die niemandem nützt als dem Erpressertum, aus unserm Strafgesetzbuch beseitigt zu wissen. Hans José Rehfisch ist ein einsichtiger und anständiger Mensch. Sich gegen die barbarische Grausamkeit jenes Paragraphen aufzulehnen, wäre sein gutes Recht, auch wenn er nicht dessen an Amts- und Landgericht zugelassener Anwalt wäre. Da er das ist, vermag er einen juristisch interessant gelagerten und kasuistisch einwandfreien Fall zu konstruieren, der die Angelegenheit unter allerhand aufklärende Lichtgarben setzt. Da er aber als Dramatiker mehr Drauf- als Tiefgänger, dem Suder- näher als dem Hauptmann ist, nimmt er es mit der Psychologie seiner Menschen so wenig genau, daß der Fall wieder schief, unscharf und damit beweisunkräftig für seine These wird. Und da er diese nicht restlos in Dichtung umzusetzen vermag, läßt er sie als Spruchband aus dem Mund seiner Hauptfigur flattern und wird dabei breit und platt wie ein Leitartikel. Wenn sein „Frauenarzt" Doktor Fechner im Königgrätzer Theater als eine annähernd lebensfähige Figur herauskommt, so ist das Rudolf Forster zu danken, dessen darstellerische Phantasie und menschliche Souveränität kaum je so viel für die Konzentration einer diffusen Rolle getan haben wie hier. Wo Rehfisch in seinem Element eines dazu zweifellos hochbegabten berliner Volksstückeschreibers ist, gelingen ihm immer runde Typen und handliche Rollen. Paul Graetz brauchte seinem kleinen Auftriebsfritzen gar nicht so bewußt einzuheizen, um ihm Lebenswärme zu verleihen; es wäre besser, er gäbe Käthe Haack etwas von seinem Brennstoff ab. Und Fräulein von Mendelssohn sollte in die gute Gesellschaft zurückkehren, deren freilich von Rehfisch bereits recht anämisch gehaltene Vertreterin sie, auf der Bühne wenigstens, nur dilettantisch zu agieren vermag. Es gibt sehr viel brotlose junge Schauspielerinnen in Berlin, die vielleicht die Kleider der Frau von Carlow nicht mit der gleichen selbstverständlichen Tenue, da-

für aber deren Liebeskummer mit ungleich echterer Empfindung tragen würden. Die kleine Eleonora braucht bloß an ihre große Taufpatin und deren jammervollen Tod zu denken, um zu ermessen, was Mimenelend bedeutet, und davor zurückzuschrecken, es an ihrem bescheidenen Teil zu vermehren.

Don't gish me —! von Theobald Tiger

„Sieh mich nicht so an — ich kann es nicht ertragen!
Sieh mich nicht so an — mit so viel Schmalz und Schmerz!
Sieh mich nicht so an — sonst muß ich sagen:
Schmeißt ihn raus — er zerreißt mirs Herz —!"

*

Wenn die Amerikanerin an einen Mann gerät,
an einen richtigen Mann;
wenn er für sie nicht jede Kiste dreht,
weil er nicht will, weil er nicht kann...
dann schlägt sie wie die Gish die Augen auf,
feucht, in der Großaufnahme —
und protzt erfreut
mit ihrem Bauch aus Zelluloid
und ist ein Drittel Kind, ein Drittel Luder und ein Drittel Dame...
„Sieh mich nicht so an — ich kann es nicht ertragen!
Plüsch ist in deinem Aug' — und so viel Gish und Schmerz!
Trifft mich dein krummbeiniger Blick — so muß ich sagen:
Schmeißt sie raus — sie zerreißt mirs Herz —!"

Hat der Germane die Partie verloren
in Fußball oder Politik —:
dann übermannt ihn das Gefühl bis über beide Ohren,
dann ist er fromm und philosophisch (mit Musik).
Gehts gut, schlägt er des Gegners Augen auf;
gehts schief, dann wird gesungen
ein doitsches Lied,
weil das ja immer zieht —
er ist ein Drittel Held, ein Drittel Kellner und ein Drittel Nibelungen . .
„Sieh mich nicht so an — ich kann es nicht ertragen!
so mit dem treuen Blick von unten rauf — und mit dem Wackelsterz!
Ich kenn dich noch aus alten, bösen Tagen —
die Hand in der Bilanz — das Auge himmelwärts!
Und ist das Ausland klug, so wird es sagen:
Schmeißt ihn raus — er bricht mirs Herz —!"

Nur ungern nimmt der Handelsmann
statt baren Geldes Breitscheid an.

Russenauktion von Morus

Als im vorigen Jahr Sir Henry Deterding, der Leiter der Royal Dutch Shell, alle gutgesinnten Bürger davor warnte, russisches Naphtha, „gestohlenes Öl", zu kaufen, gab es in der ganzen Welt, und am lautesten in Deutschland, ein einziges Gelächter. Nein, auf diesen Geschäftstrick fielen wir nicht herein. Der Beherrscher des englischen Öltrusts wollte offenbar nur verhindern, daß die amerikanische Standard Oil mit den Sowjetrussen ein paar günstige Abschlüsse machte.

Im Übrigen kauften wir selbst seit Jahren gestohlenes Öl, gestohlene Eier, wenns welche gab, auch gestohlenes Getreide. Die ehrenwertesten deutschen Firmen, Krupp an der Spitze, waren nach Rußland gegangen und bewirtschafteten dort gestohlenen Boden; deutsche Fabriken bemühten sich, an die russischen Diebe ihre Maschinen zu verkaufen und leisteten ihnen auf jegliche Weise Vorschub, das Diebesgut besser auszunutzen. Als die Sowjetrussen einmal daran zweifelten, daß diese Hehlerdienste auch ehrlich gemeint seien, wies die deutsche Industrie solche Unterstellung mit Entrüstung zurück. Zum Protest wurden die deutsch-russischen Wirtschaftsverhandlungen abgebrochen, und ein paar Monate war man mit Moskau böse.

Inzwischen hat sich das bürgerliche Rechtsgefühl in Deutschland außerordentlich verfeinert. Wir kaufen zwar noch immer gestohlenes Öl und andre gestohlene Waren, deutsche Fabrikanten sind nach wie vor bereit, gegen gestohlenes Geld nach Rußland zu exportieren, und die deutsche Regierung sendet grade einen Ministerialdirektor nach Moskau, um für den Handel mit den sowjetrussischen Dieben bessere Bedingungen zu schaffen. Aber um solche Kleinigkeiten brauchen sich preußische Richter nicht zu scheren. Da der Fürst Jussupoff und einige andre Granden des zaristischen Rußlands entdeckt haben, daß die Sowjetregierung dero fürstliche Armleuchter in Berlin versteigern will, stellt sich das Kammergericht schützend vor und beanstandet den Verkauf. „Das Vorbringen des Verfügungsklägers läßt zwar erkennen, daß die durch Gewalt ihm abhanden gekommenen Gegenstände sich zurzeit im Besitz des russischen Staates befinden, nicht aber auch, daß dieser den Besitz im Wege der Enteignung nach dem zu jener Zeit für eine solche vorgeschriebenen Verfahren erworben hat."

Wenn morgen die frühern Eigentümer der kaukasischen Petroleumfelder sich beim Kammergericht melden, müßte, nach denselben ehernen Rechtsprinzipien, auch der Verkauf russischen Öls in Deutschland gestopt werden. Übermorgen würden dann die zaristischen Großgrundherren in Berlin vor-

sprechen und den Verkauf landwirtschaftlicher Erzeugnisse verbieten lassen. Am Tage darauf wäre der Schutzverband allrussischer Jagdbesitzer fällig und würde eine einstweilige Verfügung gegen die Rauchwarenauktion in Leipzig erwirken. Denn nach allem, was man hört, sollen die russischen Pelze auf höchst zweifelhafte Weise in die Hände der Sowjetregierung gefallen sein.

Daß immerhin einige deutsche Gerichte, das londoner Appellationsgericht und der italienische Kassationshof in Rom den Eigentumserwerb an Gegenständen, die in Rußland nationalisiert worden sind, für rechtlich unanfechtbar erklärt haben, geniert ebensowenig wie das Gutachten des Auswärtigen Amtes. Denn unsre Richter sind, Gott sei Dank, noch unabhängig und lassen sich nichts vormachen. Sie erkennen selbstverständlich an, da sie das bereits im zweiten Semester gelernt haben, daß auch der Staat ein Enteignungsrecht hat. Aber die Enteignung hat sich gefälligst in anständigen Formen abzuspielen. Etwa so, wie wir vor dem Kriege polnische Güter enteignet haben: mit Eintragung ins Grundbuch und Geschäftsnummer und Zustellung durch die zuständige Behörde. Revolution steht nachweislich nicht im Bürgerlichen Gesetzbuch und ist deshalb amtlicherseits nicht anzuerkennen. Allerdings sollen auch wir vor zehn Jahren mal eine gehabt haben, aber das ist keine gewesen, sonst wären die Richter, die solche Entscheidungen fällen können, nicht mehr da.

Die Sowjetrussen haben die Sache bisher nicht sehr tragisch genommen, und damit haben sie wohl recht; denn ernst ist sie nur für ein Land, das eine derartige Justiz hat. Aber dafür machen sich die Russen noch immer um eine andre Angelegenheit Kopfschmerzen. Vor einigen Wochen hat sich in London ein „Internationales Komitee zum Schutze der Inhaber russischer Anleihen" gebildet. Von solchen Komitees gibt es in Frankreich, in Belgien und in England ein ganzes Dutzend. Eben erst hat wieder in London eine dieser Vereinigungen ihren „Weltkongreß" abgehalten. Es ist immer dasselbe: Resolutionen werden gefaßt, Denkschriften ausgearbeitet, Anträge gestellt, daß keine Nation mit Sowjetrußland Geschäfte betreiben oder gesondert Verhandlungen führen darf, bevor die Nationalisierung rückgängig gemacht ist und die frühern Eigentümer voll entschädigt sind. Es ist das Thema vom gestohlenen Öl, in ziemlich eintönigen Variationen. Das Wesentliche ist, daß einige Advokaten davon leben und „Beschlüsse" dazu dienen, hin und wieder einen Börsenrummel in alten russischen Anleihen zu veranstalten.

Von diesen Komitees unterscheidet sich das neue nicht so sehr durch ein paar große ausländische Namen — die gibt es auch bei andern Schutzvereinigungen — sondern vielmehr

dadurch, daß diesmal die Deutschen mitmachen. Das Bankhaus Mendelssohn ist dabei, daneben die Diskontogesellschaft und Bleichröder. Als die Russen daraufhin Krach schlugen und sich auf den Vertrag von Rapallo beriefen, erklärte man ihnen in Berlin, erstens verfolge das Komitee keinerlei politische Ziele, und zweitens sei der Beitritt der deutschen Banken Privatsache, das Auswärtige Amt hätte nichts damit zu tun.

So einfach liegen die Dinge freilich nicht. Das Bankhaus Mendelssohn hat das Auswärtige Amt vorher von der Aktion in Kenntnis gesetzt; es hat sich daraus ein Schriftwechsel ergeben, in dem das Auswärtige Amt ausdrücklich von der ganzen Geschichte abrückte. Aber man kann wohl nicht gut behaupten, daß die deutsche Regierung nicht in der Lage gewesen wäre, den Beitritt der deutschen Banken zu verhindern. Man hätte gewiß nicht solche Zwangsmaßnahmen anwenden müssen wie Bismarck im Jahre 1887, als er die Beleihung russischer Wertpapiere durch die Reichsbank inhibierte und damit das russische Anleihegeschäft des Bankhauses Mendelssohn stillegte. Die Firma Mendelssohn hat niemals zu den Rebellen gehört. Sie hat während der Inflation vom Reich sehr lukrative Aufträge bekommen und wird sich hüten, durch Unbotmäßigkeit oder auch nur durch Ungefälligkeit sich die Gunst der Regierung zu verscherzen. Ein sanfter Druck hätte höchstwahrscheinlich genügt, und der Beitritt zum londoner Komitee wäre unterblieben.

Warum man diesen Weg nicht eingeschlagen hat, ist nicht zu ersehen. Die deutschen Gläubigerinteressen sind durch eine Art Meistbegünstigung im Vertrag von Rapallo fixiert. Wenn Sowjetrußland die andern Gläubiger alter Anleihen befriedigt, hat auch Deutschland einen Anspruch darauf. Praktisch kommt dieser Klausel im Augenblick überhaupt keine Bedeutung zu, denn die russisch-französischen Schuldenverhandlungen, auf die hin man deutsche Ansprüche hätte begründen können, sind vollständig ins Stocken geraten. Aber auch wenn die Frage wieder einmal aktuell würde, so wird eine deutsch-russische Schuldenregelung immer nur über die deutsche Regierung gehen können. Weder Mendelssohn noch Bleichröder sind dazu nötig.

Da einstweilen die Tauben noch sehr hoch auf dem Dach sitzen, liegt jedoch auch für die Russen kein vernünftiger Grund vor, daraus eine Staatsaktion zu machen und die offiziellen Leitartikler immer wieder in Bewegung zu setzen. Wenn das Sowjetsystem durch nichts andres bedroht ist, als durch die Mitgliedschaft von Mendelssohn, Bleichröder und der Diskontogesellschaft in dem Internationalen Schutzkomitee, kann Stalin mit seinen Getreuen ruhig schlafen.

Bemerkungen

Die Franzmänner

sind bekanntlich Leute, die die Phrase meisterhaft beherrschen, mit zierlich gedrechselten Redensarten herumfackeln und hochtönend schwätzen. Der Deutsche, bieder, fromm und stark, handelt.

Mit Kriegsanleihe, zum Beispiel.

So er das aber nicht tut, erläßt er Proklamationen, und es hat sich im ganzen Lande für dergleichen ein einheitlicher Stil herausgebildet, der ebenso papiern wie großfressig immer dann angewandt wird, wenn er nicht hinpaßt.

Ein Zirkus besucht eine sächsische Provinzstadt. Der Bürgermeister bedankt sich dafür bei dem Zirkusdirektor — ein etwas ungewöhnlicher Vorgang, wenn man bedenkt, wen er sicherlich unbeachtet „in seinen Mauern weilen" läßt. Er bedankt sich aber, und ich sehe ihn aufs Knöpfchen drücken, „Fräulein Bockmann soll mal reinkommen, zum Diktieren — und ich will jetzt nicht gestört werden!" — und während Fräulein Bockmann dasitzt und still stenographiert, überkommt jenen die Erinnerung an Abukir und die Pyramiden, haben sich gut geschlagen meine Sachsen, nein, der Zirkus, Hindenburg, Versailles, Eckener, Großtat deutschen Geistes, wir sind ein armes Land, die Höchstleistungen der Industrie, Deutschland, tatkräftig, Pionier, deutsch, deutsches.... „Schreiben Sie mal —!"

Chemnitz, 25. Januar 1928.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Eigentlich hatte ich die Absicht, während der gestrigen Eröffnungsvorstellung Sie und Ihre auserlesene Künstlerschar namens der Stadt Chemnitz willkommen zu heißen und Ihnen für die freundliche Einladung des Rates der Stadt unsern Dank auszusprechen. Leider bot sich hierzu nicht die passende Gelegenheit. Ich möchte es deshalb auf schriftlichem Wege nachholen.

Wir begrüßen es, daß es grade die Stadt Chemnitz ist, in der Ihr neuer strahlender Prachtbau, diese Großtat deutscher Technik, die aus der Wanderschau gradezu eine Wunderschau macht, zum ersten Male gezeigt wird. Wir bewundern Sie, sehr geehrter Herr Direktor, als hervorragendsten Förderer deutscher Zirkuskunst, der ältesten Volkskunst, wir bewundern Sie vor allem aber auch als tatkräftigen Pionier deutschen Unternehmungsgeistes im Auslande, der durch die Tat dem deutschen Namen im Auslande mehr genützt hat, als es lange Parlamentsreden können. Möge der stolze, neue Bau, den wir gestern in Chemnitz einweihen konnten, und der die Bestrebungen der deutschen Städte auf Förderung des Fremdenverkehrs wesentlich unterstützt, Ihnen neue Erfolge und reichen Segen bringen. Das gestrige Eröffnungsprogramm war ein derart reichhaltiges und künstlerisches, wie es bisher in Chemnitz wohl noch nicht gegeben worden ist.

Mit dem Ausdruck vorzüglicher Hochachtung

Arlart, Bürgermeister.

Warum bot sich keine passende Gelegenheit, seitens des Rats der Stadt die auserlesene Künstlerschar dressierter Affen schon während der Vorstellung willkommen zu heißen? Kein dummer August hätte solchen Erfolg eingeheimst...

Was aber die „Förderung des deutschen Fremdenverkehrs" anbetrifft, so ist ungemein bezeichnend, daß sich diese Käsegehirne einbilden, der Zirkus Sarrasani in Chemnitz ziehe die Amerikaner nach Sachsen. Die deutsche „Fremdenverkehrswerbung" ist ein Plakat ohne Ware: die Autostraßen sind mäßig, die Hotels wuchern, das Essen ist nicht gut, und die Leute sind unliebenswürdig. Aber sie werben.

Und nicht, daß die Kommunalpolitiker die Außenpolitiker nachahmen, ist das Schauerliche. Sondern, daß die Terminologie der Außenpolitiker auf dem Niveau von Bureauvorstehern und Sparkassenbeamten steht, und daß man alle vier Beide nicht mehr voneinander unterscheiden kann.

In den „Briefsteller für deutsche Politiker" aber sollte dieser Brief unbedingt aufgenommen werden. Herr Löbe kann ihn, mit ganz kleinen Änderungen, bei der nächsten Reichstagseröffnung noch einmal verlesen. Er paßt immer.

Ignaz Wrobel

„Die Künstlerkolonie"

In der ‚Roten Fahne' vom 1. November veröffentlicht F. F. einen Aufsatz, den er „die Künstlerkolonie" nennt. Er erzählt darin im allgemeinen von den „Künstlern", im besondern von den Bewohnern der Häuser am Breitenbachplatz.

Der lächerliche Hochmut geistig Arbeitender in Deutschland ist bekannt. Bekannt ist ihre Blindheit für soziale Probleme, ihre Isolierung von all den Kräften, die wirklich die Zeit bewegen und über die Zeit hinausweisen, ihr Unvermögen, sich in das werktätige Volk einzureihen.

Was aber F. F. in der ‚Roten Fahne' schreibt, ist so ungehörig im Ton, so unwürdig eines Arbeiterblatts, daß ihm auf die Finger geklopft werden muß.

Wenn er sich über die Ordnung, die in Künstlerwohnungen herrscht, lustig macht, und diese Ordnung für etwas Bürgerliches hält, so kann man nur sagen, daß er die Auffassung eines Spießers hat, der Künstler gleich wildem Bohemien setzt und nicht weiß, daß grade der ernsthafte Künstler in Dingen des Alltags auf peinliche Ordnung sehen muß, weil er sonst gar nicht imstande wäre, konzentriert und anhaltend zu arbeiten. Er benutzt das dialektische Dilettantenstück, den Begriff Ordnung, der, auf den kapitalistischen Staat angewandt, zum Hohngelächter herausfordert, gleichzusetzen der Ordnung, die ein Mensch, etwa beim Anziehen von Kleidungsstücken oder beim Aufräumen seiner Wohnung beachtet.

Und dann kommt ein Absatz: „Bunt ist das Gemisch der Bewohner. Da stolziert eine halb schlanke Dame, seelisch ein Korsett tragend, d. h. von der Überzeugung gesteift, eine interessante Frau von dreißig Jahren zu sein. Als spanische Grandezza aufgemacht, jedoch mit einem Dackel behaftet. Dieselbe Grandezza ist zu sehen mit einem Bund Kohlrabi vom Markte kommend, wo sie um zwei Pfennige billiger kauft. Ferner ist zu begegnen der jungen Frau eines Künstlers, nachmittags Dame à la Kurfürstendamm, vormittags aber verwaltet die Schöne mit Energie und Umsicht einen Zeitungskiosk. ‚Mein Gott', sagt sie, ‚die Kunst wird heutzutage so schlecht bezahlt.'"

Es gibt im Tiergarten viele Käfige und viele Narrheiten. Irgend eine Narrheit hat jeder von uns. Der eine ist mit einem Dackel behaftet, der andre mit einer Schreibfeder. Wenn die „spanische Grandezza" eigens auf den Markt geht, um dort ein Bund Kohlrabi zwei Pfennige billiger zu kaufen, so sollte die ‚Rote Fahne' das begreifen. Wenn die junge Frau eines Künstlers vormittags in einem Kiosk Zeitungen verkauft — was heißt denn das: einen Kiosk „verwaltet" —, sollte die ‚Rote Fahne' vor dieser Arbeiterin den Hut ziehen, oder wäre es erfreulicher, wenn die junge Dame schon vormittags Dame à la Kurfürstendamm spielte?

Nein, solche Aufsätze dürfen in einem Arbeiterblatt nicht erscheinen, der verantwortliche Redakteur hat, möchte ich annehmen, den Aufsatz vorher nicht gelesen.

Sätze, wie die zitierten, würde bestimmt kein Arbeiter schreiben. Ich weiß nicht, wer F. F.

ist, bestimmt, das ist typisch, ein Intellektueller. Er wollte, wie er im Aufsatz erzählt, eigentlich in ein „besseres Haus" ziehen, aus Furcht vor Spießern unterließ er es und wohnt heute, um mit seinen Worten zu reden, ganz normal in der Künstlerkolonie.

Ich wünschte ihm, daß die dreißigjährige Frau, die er geschmackvoll und in falschem Deutsch „spanische Grandezza" nennt, ihn täglich auf den Markt schickt, um dort Kohlrabi einzukaufen, und die junge Künstlerfrau in den Kiosk, um dort jeden Tag sechs Stunden Zeitungen zu verkaufen.

Ernst Toller

Wie sie gingen

Von dem holländischen Zeichner Raemaekers gibt es ein Bild, das Wilhelm und seinen Ältesten auf einem Berg von Leichen zeigt, den sie als Feldherrnhügel benutzen. Dies Bild befindet sich nicht zu Unrecht in dem zum 9. November erschienenen Buch von Fritz Wecker: „Unsere Landesväter. Wie sie gingen, wo sie blieben." (Verlag Gersbach & Sohn, Berlin.) Hinter dem Pseudonym verbirgt sich ein bekannter Publizist, der in einer außerordentlich materialreichen Sammlung zum ersten Mal eine wirkliche Geschichte der paar schicksalsvollen Novembertage gibt. Wie der Umsturz sich an den 22 (in Buchstaben zweiundzwanzig) Höfen vollzog, das zieht in einem wahren Panoptikum menschlicher Unzulänglichkeit an uns vorüber, in der auch ein paar Schreckenskammern nicht fehlen. Man fragt sich heute, wie diese Idyllik sich in einem bereits ganz industrialisierten Zeitalter halten konnte. Und das Ende war nicht einmal so, wie es Heinrich Heine prophezeite: der weinende Kutscher, der mit schwarz panaschierten Gäulen Serenissimus zum Richtplatz kutschiert. Die Fürstchen räumten kampflos, und wurden nachher von den Regierungen der „Freistaaten" mehr als opulent abgefunden. Sie fahren tatü—tata für unser Geld durchs Land, und einer davon, der frühere Großmogul von Lippe, hat sogar im Armenrecht geklagt.

Das Kapitel der Hohenzollern faßt auf knapp fünfzig Seiten in äußerst geschickter Form die Geschichte Preußen-Deutschlands in den letzten vierzig Jahren zusammen. Die absurde Annexionspolitik Ludwigs III. von Bayern und der Wittelsbacher, die sogar damit rechneten, in Frankreich das Haus Orléans wieder auf dem Thron zu sehen, wird richtig beleuchtet. Ebenso, daß König Ludwig II. und sein Generaladjutant Graf Holnstein 100 000 Taler jährliche Bestechungsgelder von Preußen erhielten, um für schnöden Sold Bayerns geheiligte Interessen preiszugeben. Mit außerordentlichem Humor ist das Kapitel Sachsen geschrieben. Ein Besuch des Königs an der Front bestand darin, daß er nach einem militärischen Vortrag beim Generalkommando des 19. A.K. die — Geschäftszimmer besichtigte. Auch sein historisches Königswort bei der Abdankung ist zum ersten Mal authentisch belegt. Man erfährt, daß der Großherzog von Oldenburg, genau wie andre Kapitalisten, einen Teil seiner beweglichen Habe beizeiten nach Holland schaffte. Er wird aber entschieden übertroffen von den geschäftstüchtigen Mecklenburgern, bei denen schon der Großvater und Vater des letzten regierenden Fürsten in den Jahren 1890 und 1908 testamentarisch verfügt hatten, daß 70 Millionen ihres Vermögens im Falle von Krieg oder Aufruhr „rechtzeitig ins Ausland, wenn möglich auf die Bank von England" zu schaffen seien.

Überaus instruktiv sind auch die beigegebenen Zahlen, was die Potentaten gekostet haben. Daraus ergibt sich, daß die deutschen Fürsten sich auf etwa 50 Millionen Goldmark beliefen, wovon auf den König von Preußen allein 21 057 773 kamen. Der König von Bayern muß sich mit 6 865 734 Goldmark begnügen — der König

von Spanien bezieht nur eine Million mehr — die sächsische Großmacht rangiert mit 4 407 877 Goldmark; im Gegensatz zu der immerhin beträchtlicheren schwedischen Dynastie, die 1 858 400 Goldmark erhält. Ein Duodezmonarch wie der von Sachsen-Weimar brachte es selbst auf 1 020 000 ... Die Fürsten sind fort, die kleinstaatlichen Apparaturen geblieben. Man wird dem Verfasser gern recht geben, wenn er schließt: „Deutschland wird erst dann wahrhaft frei im Innern und der Staat der Zukunft sein, wenn dem Sturz der zweiundzwanzig Herzöge der Fall der Mäntel in den Einzelstaaten folgt —"

Johannes Bückler

Pu

Wer ist Pu? Pu — alle kennen ihn. In der Ecke des Kinderzimmers sitzt er, rund und mit einem weichen Fellchen und sieht neugierig aus seinen Augen, die eigentlich schwarze Schuhknöpfe sind, in diese Welt. An manchen Stellen ist das Fell schon ein bißchen dünn, und der Bauch hat ein paar Schwielen und Falten bekommen von der übergroßen Zärtlichkeit, die Pu, dem Bären, seit Jahr und Tag entgegengebracht wird. Winnie der Pu heißt der Bär, Christoph Robin sein kleiner menschlicher Freund, und A. A. Milne hat ihre Erlebnisse mit Liebe und Grazie getreulich aufgezeichnet. (Verlag Williams & Co., Berlin-Grunewald.)

Ja, sie haben große Erlebnisse zusammen, Pu und Christoph. Pu führt sich damit ein, daß er von einem Baum in einen Ginsterbusch fällt. Da krabbelt er nun wieder heraus und steht, eine dicke, braune Stachelbeere, da und wundert sich. Was er auf dem Baum wollte? Honig. Nur einen kleinen Mundvoll, versteht sich. Nun muß Christoph also helfen. Pu ergreift einen blauen Luftballon und steigt auf. Da hängt er oben, kann weder auf den Baum noch auf die Erde zurück. Die bedrohten Bienen umsummen ihn. Wie er denn aussehe, fragt er den unten wartenden Christoph. Wie ein kleiner Bär an einem Luftballon. Ach, Pu ist enttäuscht — gar nicht wie eine kleine schwarze Wolke am blauen Himmel? — Nicht sehr. — Pu tröstet sich, bei Bienen könne man nicht wissen! Aber es nützt alles nichts, nicht einmal, daß Christoph mit einem Regenschirm unter dem Baum hin und her läuft, um den Bienen einzureden, dort oben hänge wirklich eine drohende Regenwolke. Schließlich muß Christoph auch noch sein Gewehr holen und auf den Luftballon schießen, damit Pu wieder herunterkommt.

So ist Pu: phantasievoll, ein bißchen tapsig, furchtbar gutmütig. Wunderbar, wie er sich aufmacht, um den Schwanz des ewig beleidigten Esels zu suchen, den der zu allem Unglück noch verloren hat und dafür die ganze Welt verantwortlich macht. Pu findet ihn, dem Esel wird er wieder angenagelt und Pu guckt zu, die Hände auf die Knie gestützt, stolz und froh. Und dann will er einen Elefanten fangen, ißt aber die Lockspeise vorher auf, weil es grade an der Zeit war, einen kleinen Mundvoll zu nehmen; und er rettet seinen kleinen Freund Ferkel, weil Pu ein tapferer kleiner Kerl ist. Und einmal wollen die Tiere dem Känguruh einen Streich spielen. Dazu gehört, daß sie alle bei einem bestimmten Moment und mit einer ganz bestimmten Betonung „Aha!" sagen müssen. Pu, der dumme Bär, bekommt die richtige Betonung nicht heraus, und da sagt er einen Satz, der in der Kritik der reinen Vernunft stehen könnte: „Ich glaube, es ist nur Übung, ich möchte nur wissen, ob Känga auch üben muß, um es zu verstehen."

Solche tiefsinnigen Sätze finden sich in diesem entzückenden Buch und daneben liebevolle Worte über Kinder und Tiere, und über Honig und bunte Bleistifte auch. Und zwischendurch sind Zeichnungen eingestreut, richtig englische Zeich-

nungen. Wenn der Esel sich vergeblich bemüht, einmal seinen eignen Schwanz zu sehen, wenn Pu sich vor dem Spiegel bürstet, wenn er an einem Bein, den Kopf nach unten, die Treppe hinaufgeschleppt wird — alles das ist so witzig und zugleich zärtlich gezeichnet, daß man sich stets schon auf das Umblättern freut.

Immer wieder ist zu sagen, daß wir von solch zierlichen Büchern gar nicht genug bekommen können, wir Großen und wir Kinder.

Wolf Zucker

Der Storch verläßt Auguste

Als ihre Söhne erwachsen waren, hielt sie es für ihre Pflicht, sich mit den Sexualproblemen zu beschäftigen. Ihr Leibarzt Exzellenz Zunker, und Geheimrat Pannwitz, der bekannte Organisator auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege, mußten ihr Vorträge hierüber halten. Sie wollte in der Lage sein, ihre Söhne zur Zeit aufklären und warnen zu können.

*Kasseler Neueste Nachr.
21. Oktober 1928*

In memoriam Sling

Der Arbeiter Engmann aus Görlitz hat sich an einem Sonntag rasieren lassen. Gegen den Barbier wurde deswegen ein Strafverfahren eingeleitet. Als Zeuge gab Engmann unter Eid an, daß der Barbier ihn nur aus Gefälligkeit rasiert hätte; in Wirklichkeit aber hatte er, Engmann, bezahlt. Wegen Meineides erhielt er jetzt ein Jahr Zuchthaus und zwei Jahre Ehrverlust.

Berliner Lokalanzeiger

Ordnung muß sein

Fürst Hermann von Pückler-Muskau
als Gartenkünstler und Mensch.

Buchtitel

Ein seltsames Naturspiel

... Wiemann, der seine (gleichgeschlechtliche) Liebe aufs schwere Herz, Gründgens, der sie auf die leichte Achsel nimmt.

8-Uhr-Abendblatt

Liebe Weltbühne!

Bernhard Dernburg hat ja viele gute Eigenschaften, aber elegant ist er nicht. Im Gegenteil ...

Dernburg war Direktor der Darmstädter und Nationalbank, als man ihn für das Kolonialamt holte. Er sagte ja, aber seine Bedingung war Ernennung zum wirklichen geheimen Rat mit dem Prädikat Exzellenz. Gut. Dernburg zog vom Schinkelplatz in die Wilhelmstraße, und in sein altes Zimmer zog ein neuer Herr. Als der am ersten Tage zum Essen gehen und sich vorher noch den Arbeitsstaub von den Händen spülen wollte, suchte er vergeblich in Dernburgs altem Zimmer nach einer Waschgelegenheit. Schließlich klingelte er dem Diener. Das war ein besonders feierlicher Herr, früher einmal im Hofdienst und mit allen Schikanen der Rangordnung wohl vertraut. Und der neue Herr fragte ihn etwas gereizt: „Wo hat sich denn Herr Dernburg eigentlich die Finger gewaschen?"

Darauf der würdige Hüter des Vorzimmers: „Solchen Gewohnheiten pflegte Seine Exzellenz nicht zu huldigen."

Antworten

Georg Weidekamp (Jahrgang 1905). Sie schreiben: „Ich begann vor zwei Jahren die ‚Weltbühne' zu lesen. Gleichzeitig mit der ‚Literarischen Welt' und dem ‚Tagebuch'. Ich war bemüht, mich durch diesen Wust von Meinungen, radikalen, liberalen, intellektuellen etcetera, hindurchzuarbeiten. Mir ist das nicht ganz gelungen. Eben nur die ‚Weltbühne' war das Einzige, was mir geblieben war, und die ich immer mit Freude und Erregung las und noch heute lese. Nun kaufe ich heute ein mir unbekanntes Heft ‚Das Forum'. Neu erschienen oder wieder neu erschienen, das weiß ich nicht. Jedenfalls ist dieses erste Heft zum großen Teil damit ausgefüllt, den Lesern mit privaten Streitigkeiten eine Freude zu bereiten. Auch die ‚Weltbühne', mein ‚Forum', kommt dabei schlecht weg. Es wird da von einer ‚bürgerlichen Journaille' geredet, ‚derselben Kloake' etcetera. Was ist das? Was soll das? Können Sie mich aufklären?" Ihre Ahnung trügt sie nicht, es sind private Streitigkeiten, richtiger: private Monologe des Herrn Wilhelm Herzog, der sich seinen eignen magern Text mit Pointen aus den Briefen des alten, kranken Harden würzt. Daß Maximilian Harden in seinen letzten Lebensjahren einen wahrhaft selbstzerfleischenden Krieg gegen seine frühern Freunde geführt hat, ist ziemlich bekannt, und Herr Herzog beschwört hier keinen Geist, sondern nur eine zurückgebliebene irdische Peinlichkeit. Wir halten es für überflüssig, alte Querelen aufzurollen. Was soll das noch? Die persönlichen Kämpfe zwischen Publizisten mit Verwertung biographischer Details und einem exaltierten Schimpfkommment wirken heute hoffnungslos vorgestrig. Die Öffentlichkeit beurteilt einen Publizisten nicht mehr nach seinen privaten Duellen und ob er ein paar Kollegen für fatale Erscheinungen hält, sondern nach der Summe seiner Leistungen. Ein Hauptmerkmal unsres S. J. war sein Überschwang, war seine Art, dramatisch bewegt zu sehen. Das hat ihn manchmal zu einer falschen Einschätzung einiger Zeitgenossen geführt, aber diesem vergrößernden Blick verdankt auch Herr Herzog sein bißchen literarische Berühmtheit. Wir zweifeln nicht, daß es übertrieben war, in Herrn Herzog einen Ausbund von Schlechtigkeit zu sehen, eine zwanglose Zusammenstellung von Franz Moor und Edmund Gloster. Herr Herzog aber sollte rückblickend nicht undankbar sein. S. J. hat ihn, indem er ihn als Erzfeind bekämpfte, nobilitiert und in einen höhern Grad erhoben und ihm damit eine Beachtung verschafft, die ihm nicht zukommt und die er heute durch eine schwache Totenbeschwörung nochmals herbeizaubern möchte. Die Toten sind ausgeblieben. Sichtbar bleibt nur Herr Wilhelm Herzog, ein Schriftsteller, der nicht stufen kann und deshalb nicht polemisieren, und der in dem dunklen Gefühl, daß seine eignen Anstrengungen nicht zulangen, ein paar beschämende Invektiven des kranken, verbitterten Harden beimischt, die, so traurig sie sind, doch immer noch eine ganz andre Prägung tragen als das, was Herr Herzog selbst in den Glanztagen seiner spirituellen Entfaltung geleistet hat.

Hiddenseer. Die Hiddenseer Fischer, die vor Seiner Exzellenz Herrn Geheimrat Wolfgang von Hauptmann zur Hochzeit seines Sohnes den Volkstanz „Schüddel die Büx" exekutiert hatten, werden anläßlich der Scheidung ebendieses Sohnes auf ihrer Insel den Tanz „Schüddel die Büx wedder ut" tanzen. Eine Verfilmung der Scheidungsfeierlichkeiten ist nicht vorgesehen.

P. St. Herr Paul Valéry, von der Académie Française, protestiert. Wogegen? In Berlin findet eine Auktion von Kunstgegenständen statt, die die Sowjets für ihre Rechnung verkaufen lassen. Die russischen Emigranten schäumen — denn sie finden darunter Bilder und Möbel und Statuen, die sie kennen; sie wissen, wem das fortgenom-

men worden ist. Ob nun diese Konfiskation nötig gewesen ist oder nicht — ob der russische Staat das „Recht" gehabt hat, zu konfiszieren — ob der Erlös richtig verwertet wird —: einer hat zu schweigen, und das ist der weiße Russe, der die Revolution durch die maßlose Mißhandlung der Bauern und der oppositionellen Intellektuellen vorbereitet hat; ganz langsam wird das nämlich schon wieder vergessen. Weil es aber keine sowjetfeindliche Sache gibt, an der nicht ein paar Franzosen beteiligt sind, deren maßlose Unkenntnis der russischen Verhältnisse nur noch von ihrer Kommunistenangst übertroffen wird, so protestiert Herr Valéry. Diese schwer überschätzte Nummer hat kein Wort gegen die Greuel des Fascismus gefunden; keines gegen die von dem tapfern Henry Barbusse aufgedeckten Schandtaten der rumänischen Polizei; keines gegen den weißen Schrecken in Bulgarien... Wenn aber die mit der Arbeit ausgenutzter Bauern erworbenen Bilder der Russen verkauft werden, beteiligt er sich an einem schwungvollen Protest, der gegen den der 93 im Kriege den bösen Glauben voraussah. Die Deutschen waren damals vaterländisch betrunken und wußten nicht.... Herr Paul Valéry könnte wissen. Aber er will nicht.

Willy Hellpach. Sie schreiben im ‚8-Uhr-Abendblatt': „... fast möchte man zu dem Genius unsrer Geschichte beten, daß er ... uns nicht etwa bald wieder ein Genie beschere, das uns politische Geschenke in den Schoß legt." Der Genius hat Ihr Gebet erhört.

Gustav Stresemann. Ihre ‚Nationalliberale Correspondenz' nimmt sich — was für eine neuartige Freundschaft — mit rührendem Eifer des Reichsbankpräsidenten Schacht an. Sie wagt zwar nicht, ihren Lesern mitzuteilen, was vor vierzehn Tagen Morus über den Reparationspolitiker Schacht berichtet hat. Sie kann selbstverständlich auch nicht die Tatsachen in Abrede stellen, die hier wiedergegeben waren, denn zuviele Leute haben mitangehört, wie Schacht nicht nur einmal, sondern zweimal auf der Pyrmonter Tagung der Friedrich-List-Gesellschaft gesagt hat: „Ich will nicht zahlen." Stattdessen gibt Ihre Parteikorrespondenz von dem Morus-Artikel eine Umschreibung, in der nicht ein Satz wahr ist. Für die ‚Nationalliberale Correspondenz' ist Schacht bereits „der deutsche Delegierte", während er in Wirklichkeit weder vor vierzehn Tagen noch heute zum Delegierten ernannt worden ist und der ausdrückliche Zweck des Morus-Artikels war, die Regierung vor der Ernennung Schachts zu warnen. Um die Tatsachen, die gegen Schacht sprechen, aus der Welt zu räumen, führt die ‚Nationalliberale Correspondenz' gegen uns aber einen furchtbaren Schlag. Sie weist nämlich ihre Leser auf „den mindestens bolschewistischen Charakter der ‚Weltbühne'" hin. Wir wissen zwar nicht, was für einen Nationalliberalen noch schlimmer ist als bolschewistisch. Französisch? Oder Jüdisch? Gleichviel: Das hat gesessen! In Scharen wenden sich seitdem die Nationalliberalen von uns ab — Frau Matz hat allein dreizehn Exemplare der ‚Weltbühne' abbestellt. Aber auch im Ausland, an das sich die ‚Nationalliberale Correspondenz' besonders wendet, hat ihre Charakterisierung gradezu vernichtend gewirkt. So schreibt uns ein pariser Bäckermeister aus der Rue de Lille: „Als ehrbarer Handwerker kann ich ein mindestens bolschewistisches Organ wie das Ihrige nicht mehr in die Hand nehmen." Die ‚Weltbühne' wird sich also künftig nur noch mit Lesern bescheiden müssen, die die Wahrheit wissen wollen.

Lyzeumsschülerin. Das wundert uns auch. An dem regenreichen Tage, als Herr Eckener in Berlin einzog, hattest du schulfrei und erblicktest, wie du erzählst, im ersten Auto ein paar Schupos, die dem Publikum zuriefen: „Im dritten Auto sitzt er!", im dritten Auto, etwas apathisch, Herrn Eckener, und in einem weitern den Merrymaker Alfred Braun, mit Armen und Beinen huldvoll zu seiner zwangsweise auf ihn abonnierten Hörerschaft, die rings aus den

Fassaden lugte, emporjodelnd. Daß jedoch unsre Republik nach zehnjähriger Sturmfahrt nun, wenn auch mit lädiertem Höhensteuer, immer noch einigermaßen imstand ist, hat weder den Kultusminister noch deinen Klassenlehrer zu Feierlichkeiten angeregt. (Während man um Alfred Braun herum Witz genug besaß, zur Ehrung der Jubilarin Schuberts „Unvollendete" neben Herrn Severing aufs Funkprogramm zu setzen.)

Hamburger Weltbühnenleser treffen sich wieder jeden Montag Abend, 8½ Uhr, in der Detaillistenkammer, Neue Rabenstraße. Am 19. November Referat und Aussprache.

Berliner Weltbühnenleser. Jeden Mittwoch im Café Adler am Dönhoffplatz. Am 14. November spricht Walter Falkenheim über „Deutsche Luftfahrpolitik" und am 21. November Hans Ranke über den Strafgesetzentwurf.

Frankfurter Friedensverein. Du veranstaltest am Dienstag, den 20. November 1928, eine öffentliche Versammlung im kleinen Saale des Zoologischen Gartens. Hellmut von Gerlach spricht über das Thema: „Droht uns aus dem Osten ein neuer Krieg?"

Moralist. Sie schimpfen auf Herrn Fritz Lang, den Metropoliten des deutschen Films, weil er eine von ihm entdeckte junge Schauspielerin ausleiht und ein Drittel ihrer Gagen für sich einzieht —? Hören Sie zu. Ich will Herrn Lang nicht ins Gesicht der Wohltätigkeit bezichtigen, aber wie würde es der jungen Dame ohne diesen Verleih ergehen? Sie wäre von Agenten abhängig, die ihr nicht weniger abnehmen würden, oder Sie müßte, wie das des Filmlandes Brauch, zu allerhand Direktoren liebenswürdig sein, um eine kleine Rolle zu erwischen. So hat sie das nicht einmal bei Herrn Fritz Lang nötig, denn seine Anteile heben sie ja über die Niederungen der Naturalwirtschaft. Ob Herr Lang jedoch seinen männlichen Star, Herrn Klein-Rogge, mit Gipsnase und zwanzig falschen Bärten, mit gleichem Glück bewirtschaftet, ist unbekannt.

Alter Herr. Obgleich Sie jetzt selbst Generaldirektor der Firma sind, treten Sie immer wieder schützend vor Ihren alten Prinzipal, der das Haus fast zu Grunde gerichtet hat. Gilt Ihr Kontrakt mit der Firma oder fühlen Sie sich immer noch zur Treue gegen deren verkrachten Chef verpflichtet? Sie müssen sich entscheiden. Zwei Ämter zu gleicher Zeit gehen nicht. In einem müssen Sie demissionieren.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Groeners beinahe legaler Putsch

von Carl v. Ossietzky

Dem alten Marschall ist eine große Freude widerfahren: er hat zum ersten Mal seit Masuren wieder einen Sieg errungen. Daß es kein Sieg in offener Feldschlacht war, sondern nur ein paar hundert Parlamentarier in die Sümpfe getrieben wurden, wird die Genugtuung nicht mindern. Denn der Deputiertenrock war von jeher der Erzfeind der Militärs. „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten", so hieß es früher und bewährt es sich noch heute.

Wie bei Tannenberg Ludendorffs planender Kopf, entschied Wilhelm Groeners durchgreifende Forschheit die Schlacht um den Panzerkreuzer. Er ist der Stabschef dieses glorreichen Sieges über die demokratische Konstitution.

Herr Groener ist das liebste Ziehkind der republikanischen Parteien. Er war für viele Demokraten und Zentrumsmänner der republikanische Säulenheilige, der liberale General, der durch sein Bündnis mit Ebert das erste Fundament der jungen von Parteikämpfen durchschüttelten Republik geschaffen hat. Er ist auch für einen großen Teil der Sozialdemokraten der einzig denkbare Wehrminister. Diesem Glauben oder Aberglauben verdankt Herr Groener seine überragende Position, und deshalb ist ihm auch ein Pronunciamiento gegen die demokratische Republik gelungen wie noch keinem der offenen Putschisten vor ihm. Keiner hat bisher die Patentlösung gefunden: mit leidlich legalen Methoden alle zivilen Instanzen zu vergewaltigen. Die Generale Kapps sind gestorben und verdorben. Hans von Seeckt vertreibt sich seine tatenlose Emeritierung mit dem Gedanken an gehängte Pazifisten. Exeunt — — finis. Was keinem von ihnen völlig glückte: die Niederzwingung der Parlamente unter den Willen der Militärs, die rücksichtslose Zertrampelung der Verfassungsbuchstaben, und alles mit beinahe legalen Mitteln, das hat dieser Veteran der süddeutschen Gemütlichkeit erreicht.

Ein Pronunciamiento nennt man in den Ländern spanischer Zunge einen Generalsputsch. Was Herr Groener getan hat, verdient kaum einen andern Namen. Gewiß wird er, der Roland der bürgerlichen Republik, sein rundlichstes Lächeln aufsetzen, wenn man ihm vorwerfen wollte, er habe illegal gehandelt, als er sehr opulente Vorbestellungen auf eine noch gar nicht bewilligte Rate machte. Er hat sich in einer durch W. T. B. verbreiteten Verlautbarung auf die Haushaltsordnung berufen, aber dabei einen entscheidenden Satz der Verfassung außer Acht gelassen, den Artikel 56 nämlich: „Der Reichskanzler bestimmt die Richtlinien der Politik und trägt dafür gegenüber dem Reichstag die Verantwortung. Innerhalb dieser Richtlinien leitet jeder Reichsminister den ihm anvertrauten Geschäftszweig selbständig und unter eigner Verantwortung gegenüber dem Reichstag." Es war nicht zu besorgen, daß bei Hermann Müller diese Richtlinien allzu rigoros ausfallen wür-

den, aber Herr Groener baute energisch vor, um selbst die Richtlinien zu bestimmen und etwaigen Widerspruch des Reichstags durch vollzogene Tatsachen irrelevant zu machen. Mindestens seit Mitte August wußte jeder, daß der Panzerkreuzer nochmals den Reichstag beschäftigen und die sozialistischen Minister ihre Stellungnahme revidieren würden. Dann lief das kommunistische Referendum. Nach dessen Niederlage kam der sozialdemokratische Antrag auf Aussetzung des Baus. Damit war der Panzerkreuzer keine interne Ressortsache mehr, sondern ein Gegenstand der allgemeinen Politik. Doch was auch geschah, Herr Groener ließ sich nicht stören und baute an seinem Kreuzer weiter wie Aristides an den Mauern von Athen. Es war ein Wettkampf zwischen Gesetz und Gesetzesverachtung. Das Gesetz lief langsamer.

Trotzdem konnte Herrn Groener nicht entgehen, daß der Endkampf zweifelhaft war. Die Sozialdemokraten in Wallung, die Mittelparteien überwiegend zur Ablehnung geneigt. An den militärischen Wert des Panzerkreuzers glaubten schließlich nur noch die Kommunisten, hypnotisiert von den eignen Parolen. Der Herr Minister sah seine flottbewimpelte Fregatte langsam absaufen und spielte die stärkste seiner Künste aus: er kurbelte den Reichspräsidenten an. Herr v. Hindenburg machte den Kreuzer zur eignen Sache, und es zeigte sich, daß dem greisen Marschall die Republik wie eine Badekur bekommen war. Er trumpfte mit größter Energie. Die Grundpfeiler des juste milieu wankten, nicht nur der Kriegsminister drohte mit Demission, auch das Oberhaupt des Reiches schien sich ihm anschließen zu wollen. Das hilflose Kabinett faßte keinen bindenden Entschluß: es gab für seine Mitglieder die Abstimmung frei.

So boten die beiden entscheidenden Reichstagssitzungen ein Bild jämmerlichster Anarchie, einzigartig selbst in der an Unglücksfällen so reichen Geschichte der Parlamente. Groener wollte seinen Kreuzer haben, sonst... Das war sicher. Die Abgeordneten mußten etwas einem Kampfe Ähnliches agieren, ohne sich und andre im Gedränge zu verletzen. Peinigende Ungewißheit für Talente, die nur fürs Volksstück langen und nicht für die spitzere Komödie. So ergaben sich die Seelenqualen des Lanzelot Gobbo: „Mein Gewissen sagt: ‚Nein, hüte dich, ehrlicher Lanzelot, lauf' nicht, laß das Ausreißen bleiben!' ‚Marsch!' sagt der Feind, ‚fort!' sagt der Feind, ‚um des Himmels willen ermanne dich', sagt der Feind, ‚und lauf!' Mein Gewissen ist gewissermaßen ein hartherziges Gewissen, daß es mir raten will, zu bleiben. Der Feind gibt mir einen freundschaftlicheren Rat: ich will laufen! ich will laufen!" Das Gewissen sprach durch den dunklen Bariton des Genossen Otto Wels, es verpaßte die Stichworte und redete sich in einen Aufwand hinein, der in Haberlands Festsälen, zwischen Lagerbier und Bockwürsten, mit Applausdonner honoriert wird, hier aber das feinere Empfinden verletzte, das sich bereits fürs Davonlaufen entschieden hatte. Herr Wels erinnerte wenig taktvoll an den neuen Ruhrkampf und die unerfüllten sozialen Aufgaben. Was, die Mittelparteien hätten kein Herz fürs Volk?

Das war wider die Abrede. Das wurmte. Zentrum und Demokraten erklärten die Lage für gespannt. Die Revolver wurden entsichert. Stegerwald ging um.

Und was jetzt geschah, war ein Einfall von abgründiger Perversität, doppelt unverständlich bei der Phantasielosigkeit unsrer Fraktionspräsiden. Man ist gewohnt, daß zur Begründung eines Umfalls gewöhnlich die schon im Ausgedinge verdämmernden Invaliden hervorgeholt und abgestaubt werden, um ein paar Albernheiten zu stottern, für die eine bessere Garnitur zu schade ist. Demokraten und Zentrum entschieden sich dies Mal für das umgekehrte Verfahren: sie sandten, um der Sozialdemokratie den Text zu lesen, nicht ihre indifferentesten, sondern ihre markantesten Leute vor, ihre Revoluzzer, ihre Marathonmannschaft. Grade diejenigen, die oft und oft mit der Sozialdemokratie paktiert hatten, waren heute auserkoren, sie mit Skorpionen zu züchtigen.

Natürlich hatten die sozialdemokratischen Minister schärfsten Tadel verdient. Sie hatten entgegen allen Wahlversprechen den Panzerkreuzer im Kabinettsrat vom 10. August ruhig passieren lassen, und waren nachher von dem Sturm in der eignen Partei wieder in die ursprüngliche Opposition zurückgeweht worden. Aber zur Entrüstung nicht berechtigt waren diejenigen, die bis zu Groeners Machtwort selbst entschlossen waren, nunmehr endgültig gegen den Weiterbau zu stimmen.

Für eine der Beredsamkeit des Herrn Fischbeck angepaßte Aufgabe bestellten die Demokraten Ernst Lemmer, den Radikalsten der Radikalen, der sonst immer aus der Reihe zu tanzen pflegt. Herr Lemmer kämpfte mit Todesverachtung alle Skrupel nieder, ohne aber selbst in dieser mechanten Mission zu vergessen, daß er auf der politischen Bühne nun einmal das Rollenfach Hans Brausewetters innehat: den frischen Jungen. So brachte er es übers Herz, als bestellter Befürworter der lächerlichsten und dümmsten Kneiferei einen Protest der Jugend gegen die Mächeleien der eingefrorenen Berufspolitiker zu formen; mit echt brausewetterscher Frische sprudelte er los für Gradlinigkeit und Einfachheit in der Politik — und das als Verteidiger eines verteufelt krummen Handels. Joseph Wirth dagegen entdeckte plötzlich, daß der Feind sich links aufhält. Lockt der Vizekanzler so sehr —?

Herr Groener kann mit seinem Erfolg zufrieden sein. Er hat allen Widerstand fortgefegt. Keiner der Redner fand die richtige Zurückweisung für die Anmaßung eines Generals, der seinen Willen gegen die Ergebnisse einer Reichstagswahl, gegen die Auffassung der heutigen Mehrheit des Reichstags durchdrückt. Herr Groener hat Boulangismus gemacht, wenn er auch in seiner alemannischen Jovialität nicht viel von dem bunten Chanteclair der französischen Revanchards an sich hat; Boulanger mit Spätzle.

„Der Reichskanzler bestimmt die Richtlinien der Politik ..." Der Reichskanzler hat die Richtlinien nicht bestimmt, sondern es jedem überlassen, in seiner Art vor dem Kriegsminister zu kapitulieren. Sein Ausweg, die Entschei-

dung dem Gutdünken der einzelnen Minister zu überlassen, ist der Tod der parlamentarischen Demokratie. Einmal war Herr Hermann Müller auf der rechten Fährte, als er in einer Anwandlung von Sarkasmus dem hohen Hause zurief, man möge ihn doch stürzen. Herr Müller weiß, wo die Wurzeln seiner Macht liegen, aber er ist zu höflich, um über einen andeutenden Scherz hinauszugehen. Die Furcht vor Neuwahlen steckt allen Parteien in den Knochen. Der Kanzler hat diskret gedroht, der Kriegsminister überdeutlich. Der Kriegsminister hat gesiegt.

Die Sozialdemokratie ist kreuzbrav geblieben, und nachdem sie diese Pferdekur lebendig überstanden hat, rücken endlich die Paradieseswonnen der Großen Koalition in greifbare Nähe. Die Verschnittenen läßt man ruhig im Serail, Tag und Nacht. Gegen ein geselliges Zusammensein liegen keine Bedenken mehr vor.

Was kosten die Soldaten? von Theobald Tiger

Wir haben Lungenkranke,
die brauchen Berg und Schnee;
sie heilen —? Kein Gedanke!
Wir brauchen die Armee.
Da kostet jeder Junge
mit Stiefel und Gewehr
pro Mann eine Lunge —!
Das ist unser Heer.

Von dem, was die verschwenden,
von dem, was da veraast:
könnten wir Gutes spenden,
wo die Schwindsucht rast.
Der Proletarierjunge
krepiert so nebenher...
Pro Mann eine Lunge —
das ist unser Heer.

Es fällt durch graue Scheiben
ein trübes Tageslicht;
die Kranken, die da bleiben,
überleben den Sommer nicht.
„Zeigen Sie mal die Zunge!
na ja — das wird nichts mehr."
Pro Mann eine Lunge —
das ist unser Heer!

Sie brauchen Feldgeschütze,
Schiffskreuzer und Musik;
in schwarz-rot-goldner Mütze
bezahlts die Republik.
Sie setzen an zum Sprunge.
Sie sind das Militär.
Sie stehlen uns Herz und Lunge.
Wann — Junge! Junge!
wirfst du sie in hohem Schwunge
ihrem Kaiser hinterher —?

Warum Al Smith unterlag von C. A. Bratter

Welchen Kräften, welchen Mächten ist Alfred Emanuel Smith, der demokratische Präsidentschaftskandidat, am 6. November unterlegen?

Gegen Smith wird von den Gegnern dreierlei geltend gemacht: erstens, daß er hinsichtlich des Alkoholverbotes ein ausgesprochener „Nasser" ist. Die demokratische Partei ist, ebenso wie die republikanische, in dieser Frage uneins; es gibt Anhänger und Gegner des Alkoholverbots; aber die Südstaaten sind überwiegend „trocken". Zweitens ist Smith Katholik, gehört also einer Kirche an, der man in Amerika, wie bei uns in den Zeiten des Kulturkampfes, nachsagt, daß sie auch auf politischem Gebiete ihre Befehle aus Rom erhalte. Drittens ist Smith, wie seine Gegner behaupten, ausführendes Organ der newyorker Demokraten, also von Tammany Hall, und das ist nicht nur in den Augen des südstaatlichen Demokraten ein schweres, unheilbares Übel. New York — „schon faul".

*

Es war auf dem demokratischen Parteikonvent zu Baltimore im Jahre 1912. Die republikanische Partei war infolge des scharfen Zwistes zwischen Roosevelt und Taft gespalten, die Aussichten der Demokraten, die Präsidentschaft zu gewinnen, beträchtlich gesteigert. Der aussichtsreichste Bewerber um die Nomination war Champ Clark, der Sprecher des Unterhauses, nachdem Bryans Chancen nach dem zehnten „ballot" so ziemlich geschwunden waren. Bryan, ein persönlicher und politischer Freund Champ Clarks, unterstützte dann auch dessen Kandidatur, und die Aussichten Clarks hatten sich beinahe bis zur Gewißheit des Sieges gesteigert, als ein Zwischenfall eintrat, durch den Clark erledigt und Woodrow Wilson in den Vordergrund geschoben wurde: die Delegation Tammanys, die bis dahin für einen Politiker aus Ohio (den Richter Harmon) gestimmt hatte, schwenkte in das Lager Clarks ein. Da erhob sich Bryan und hielt eine berühmt gewordene Rede, in der er erklärte, einem Bewerber, der von Tammany, also den newyorker Demokraten, unterstützt werde, könne er seine Stimme nicht geben. Er stimmte denn auch tatsächlich nicht nur gegen Clark, sondern veranlaßte auch alle ihm nahestehenden Delegaten, für Wilson zu stimmen. Wilson erhielt, wie man weiß, die Nomination und wurde im darauffolgenden November zum Präsidenten gewählt. Das Mißtrauen gegen New York, genauer: gegen Tammany, hat 1912 die Kandidatur des stärksten Mannes der Partei zu Fall gebracht.

(In Parenthese: Champ Clark hätte, wie Freund und Feind als sicher annahmen, Deutschland nicht den Krieg erklärt.)

*

Noch stärker trat dieses Mißtrauen, diese Abneigung gegen New York auf dem demokratischen Konvent 1924 zutage. Der Konvent fand in New York statt, auf Smiths eigenstem Kampfboden. Fast die gesamte newyorker Bevölkerung und Presse

nahm mit größter Bestimmtheit an, daß die Nomination des „Lieblingssohnes der demokratischen Partei" so gut wie sicher sei. Grade diese Zuversicht erregte den Ärger und das verschärfte Mißtrauen der südlichen und westlichen Delegaten, namentlich der aus den ländlichen Kreisen; sie machten der Bewerbung Smiths nunmehr verstärkte Opposition, und dieses reizte wieder die New Yorker, die sich höhnisch über die „hicks" (die Landjokel) aus der Provinz ausließen — diese Stumpfsinnigen, die ohne sachlichen Grund, aus purer Rückständigkeit gegen Smith Stellung nähmen. Diese gegnerischen Delegaten wurden in der Konventhalle nicht nur offen verspottet, sondern nicht selten auch beschimpft; auch auf der Straße kam es zu feindlichen Kundgebungen gegen die „hicks". Das Endergebnis war eine Stärkung der Position des Gegenkandidaten McAdoo, ein Remis zwischen den beiden nach hundertvier Wahlgängen und die Nomination des „dunklen Pferdes" Davis, der bei den Wahlen durchfiel.

Die Abneigung gegen New York erstreckt sich sogar auf eine ganze Anzahl demokratischer Politiker und Wähler aus dem Heimats-Staate Smiths selbst. Es sind hauptsächlich Demokraten aus „up-state", aus den nördlichen Wahlkreisen des Staates New York, die von New York, der Stadt, nichts wissen wollen. Sie sind ausgesprochen „trocken" und Gegner Tammany Halls.

Abgesehen von diesen Regungen und Erwägungen ist New York allen den Millionen Amerikanern verdächtig, die in der amerikanischen Metropole eine ganz und gar unamerikanische Stadt erblicken. Es ist in Deutschland vielleicht nicht allgemein bekannt, daß die Gesetze, die die Einwanderungserlaubnis erst auf drei und dann auf zwei vom Hundert der im Lande bereits ansässigen Nationalitäten beschränkten, zum großen Teil auf den Einfluß dieser Feinde New Yorks zurückzuführen waren. Sie argumentieren: je weniger Einwanderer, desto weniger Ausländer kommen nach New York, desto schneller verliert New York seinen Charakter als „Vorstadt von Liverpool und Hamburg", desto sicherer vollzieht sich die Umwandlung unsrer Metropole in eine wirklich amerikanische Stadt; dann wird auch der Gegensatz zwischen New York und dem übrigen Amerika allmählich verschwinden. Wenige Gesetze sind drüben so volkstümlich wie die erwähnten einschränkenden Einwanderungsbestimmungen. Das zeigte sich bei der Abstimmung des Gesetzes von 1924: im Unterhause des Kongresses wurde es im Verhältnis 5 : 1, im Senat sogar mit 8 : 1 angenommen.

*

Seit einigen Jahren haben in allen Staaten Amerikas auch die Frauen das allgemeine Stimmrecht. Sie haben am 6. November von diesem Recht, wie sichs gebührt, ausgiebigen Gebrauch gemacht. Fast vierzig Prozent der an jenem Tage abgegebenen Wählerstimmen sollen von weiblichen Wählern herrühren.

Das war Smiths Verderb.

Nicht nur daß die Mehrzahl der amerikanischen Frauen

fanatische Prohibitionistinnen sind, die am liebsten den Alkohol auch in seiner unschädlichsten Form aus der Welt schaffen möchten (was übrigens auf ihre Ehemänner ein schlechtes Licht wirft: denn die Frauen hassen den Alkohol doch nur, weil sie seine Wirkung auf den Gatten kennen gelernt haben). Smiths Bekennermut zum „Glase Bier des einfachen Mannes" hat Millionen von Wählerinnen gegen ihn mobil gemacht.

Aber das war nicht alles, nicht einmal das wichtigste.

*

Al Smith ist, wie man weiß, aus allerkleinsten Verhältnissen hervorgegangen: Zeitungsjunge, Austräger eines Fischhändlers, und so. Hat als Knabe wenig lernen können, weil die Familie ihn brauchte: Vater starb, als Al dreizehn Jahre alt war. Mußte als Knabe Mutter und Schwester ernähren, bis er Jüngling wurde. Da entdeckt auf dem Fischmarkt ein Prominenter von Tammany Hall zufällig den gescheiten, aufgeweckten Jungen, läßt ihn was ordentliches lernen und führt ihn in die „Politik" ein — oder das, was man drüben, besonders in Tammany Hall, Politik nennt. Gleichviel. Al entfaltet unter andern wertvollen Eigenschaften eine glänzende rednerische Begabung. Seine Jungfernrede ist ein voller Erfolg. Er erhält durch Vermittelung von Tammany Hall eine bescheidene städtische Anstellung. Mit dreiundzwanzig Jahren verliebt er sich sterblich in Miß Katherine Dunn, die gleichfalls den „untern Schichten" entstammt. Die Eltern, die den jungen Smith irrtümlich für einen Schauspieler halten, widersetzen sich der Heirat. Aber Al und Katherine setzen ihren Willen durch und heiraten. Wen es interessiert, dem kann ich sogar das genaue Datum verraten: es war am 6. Mai 1900.

Smiths politischer Aufstieg vollzieht sich rasch. Er wird Mitglied, dann „Sprecher" (Präsident) des Unterhauses des Staatsparlaments in Albany, Führer der Demokraten im Staatsparlament, 1919 Gouverneur des Staates New York, einer der Ersten im Lande, eine „presidential possibility".

Aber seine Frau ist immer noch die nämliche, aus den „untern Schichten" — „low strata" — des Volkes hervorgegangene Katherine Smith, geborene Dunn, aus der New Yorker East Side.

Und so etwas soll Präsidentin, soll die „First Lady of the Land" werden? Soll im Weißen Hause regieren, den Vorrang vor der Aristokratie des Landes haben — diese Person soll uns herablassend die Fingerspitzen reichen? Die da —? Lieber kommunistisch wählen!

Sie wählten zwar nicht kommunistisch — das war auch gar nicht notwendig. Sie brauchten nur in großen Massen, millionenweise, für Hoover zu stimmen. Das genügte vollkommen. Das haben sie denn auch getan. Darunter ungezählte Frauen, die sich zur Partei Alfred Smiths zählen, die denn auch im Staat New York für einen demokratischen Gouverneur (Franklin Roosevelt) und für einen demokratischen Senator (Royal Copeland) gestimmt haben. Beide wurden gewählt, Smith aber hat sogar seinen Heimatsstaat New York

verloren. Mrs. und Miß Snob, unterstützt von dem unsterblichen Gatten und Vater Mr. Snob, haben — klassenbewußt — Al Smith zu Boden gestreckt.

*

Was glauben Sie denn, Verehrteste, daß Sie die Nase über uns amerikanische Wählerinnen rümpfen? Stellen Sie sich beispielsweise nur einmal vor, Königin Marie von Rumänien, Majestät, geruhten, unser Land wieder einmal zu besuchen — Königin Marie im Weißen Hause von der Katherine Smith geborenen Dunn als der Ersten Dame des Landes offiziell begrüßt und bewirtet — Nicht wahr, da sind Sie stumm? Nun also!

*

Jawohl, da bleibt einem die Spucke weg.

Die Beamtenpest von Ignaz Wrobel

III.

Gemeint sind die, die sich nicht getroffen fühlen

„Man oktroyiert", sagt Jacob Burckhardt, „dem Staat in sein täglich wachsendes Pflichtheft schlechtweg alles, wovon man weiß oder ahnt, daß es die Gesellschaft nicht tun werde." So gibt es denn keinen Aufsatz über irgend welche sozialen Mißstände mehr, der nicht mit der Mahnung schließt: „Her mit einem Reichsamt für . . .", wobei dann der Schreiber gewöhnlich Regierungsrat werden möchte. Es ist lächerlich, von einem Staat, der nicht einmal imstande ist, seine Leute anständig zu ernähren, ihnen ein Dach über dem Kopf zu schaffen und die Tuberkulose vom Hals zu halten — es ist lächerlich, von so einem Jammerwesen zu verlangen, daß es sich für „Zeitungskunde" oder was weiß ich einsetze. Zeitungskunde ist etwas völlig Sekundäres, solange Leute leiden, hungern, frieren, im Elend verrecken. Es ist eine Verkennung der Staatsaufgaben, ihre Überschätzung durch Wichtigmacher und eine Unterschätzung des Volkes, dem Popanz zuzumuten, er solle alles, alles, alles in die Hand nehmen — wozu ihm übrigens keiner der Herren Antragsteller die Mittel in die Hand gibt. Denn vom Erbrecht lassen sie nicht. Dem Staat alle Aufgaben — der imaginären Familie alle Rechte, und das Ganze heißt dann höhere Kultur.

Blasen die Stände und Berufe ihre Positionen so auf, so ist es kein Wunder, daß sie die schlechten Eigenschaften der Beamtengruppen in ihren eignen Betrieben nachahmen.

Es ist ungemein charakteristisch, daß sich viele Angestellte „Beamte" nennen; sie scheinen zu glauben, dies sei ein Ehrentitel. Unter „Amt" hat man zunächst immer ein öffentliches Amt verstanden, und wenn sich die armselig bezahlten Buchhalter und Prokuristen der Großbanken mit einem Wort trösten, wo sie Geld verlangen sollten, so ist das ihre Sache. Die Seuche durchzieht aber die gesamte Industrie, und daß es zum Unterschied der aus Polen importierten Arbeitstiere auch „landwirtschaftliche Beamte" gibt, bedarf keiner Erwähnung. Ein „Privatbeamter" ist also ein Ding, das sein Geld von einem Un-

ternehmen bekommt, aber genau so umständlich, genau so arbeitseitel, genau so pedantisch und genau so unfehlbar sein möchte wie der staatliche Kollege.

Die Sucht, aus den Geschäften Amtsstuben zu machen, hat ihren tiefen Grund. Die Arbeit wird bequemer und ist verantwortungsloser. So, wie der Küchenbulle im Kriege mürrisch sein Essen ausgegeben hat, einer Pflicht genügend, — wurde der Essensempfänger satt, so war das eigentlich eine leicht ungehörige Nebenerscheinung — genau so arbeiten heute schon Hunderttausende von deutschen Kaufleuten. Sie teilen die zuständige Ware aus, gemäkelt wird hier nicht, ausgesucht wird hier nicht, wir machen das so — fertig. Das Ideal ist daher der Trust oder das Monopol, dann braucht man sich überhaupt nicht mehr anzustrengen.

Der kaufmännische Angestellte wird auch deshalb gern „Beamter" genannt, weil er so den ganzen verbrecherischen Betrieb der Beamten kopieren kann — vor allem ihren Trick, die Verantwortung dadurch illusorisch zu machen, daß alles unpersönlich geschieht. Es heißt nicht mehr „der Chef" — es heißt „die Leitung". In dieser Formel liegt ganz Neudeutschland, seine Feigheit und seine Schwäche, seine Hinterhältigkeit, seine Verantwortungslosigkeit und seine charakterlose Prahlerei. „Die Leitung hat . . ." Nun gibt es natürlich gar keine „Leitung", sondern es gibt, in allen Fällen, einen ganz genau festzustellenden Herrn Salter oder Schulze, der die oder die Maßregel angeordnet hat. Was die Herren sich da im Innenbetrieb für Kompetenzen zurechtmachen, ist gleichgültig — die Plakatierung der Anonymität ist immer Versteck, Ausrede und Feigheit. Es ist zwar sehr lustig mitanzusehen, wie die Grammatik der Gruppen diesen neugeschaffenen Kollektiven menschliche Empfindungen beilegt: „Die Abteilung bedauert . . ." und „Das Werk konstatiert mit Freuden . . ."; gemeint ist immer die Schreibstube, der Intriguentopf, der Aufputz der wirklichen Arbeit, die dort nicht getan wird. Nur die Gehälter der höhern Schreiber sehen so aus, als täten sie sie.

Auf den Masochismus des Deutschen aber hat noch niemand vergeblich spekuliert. Seine Unterordnung unter diesen Betrieb ist vollkommen: Wenn ihm mitgeteilt wird, daß er, der Kunde, für sein Geld grüne Badehandtücher bekommt und keine andern, weil die Leitung bedauert . . . dann badet er grün. Er ist tausendmal Objekt, wenn er nur ein Mal, nämlich in seinem Beamtenberuf, Subjekt sein darf.

Lothar Schücking hat hier neulich auf die immense Gefahr hingewiesen, die in der Durchsetzung der deutschen Industrie mit Stahlhelm- und Jungdo-Leuten liegt, und die Zuwanderung der Offiziere aus der kaiserlichen Armee, den Freikorps und gleichwertigen Institutionen hat denn auch, wie nicht anders zu erwarten, höchst verderblich gewirkt. Dieses Korps ist drauf und dran, die Arbeiterrechte zu knebeln und auf trocknem Wege die Macht der Gewerkschaften zu zerstören — bei dem herrschenden Überangebot an Arbeitskräften kein schweres Werk.

Aber abgesehn von diesen wirtschaftlichen Motiven ist doch da noch ein andres. Die Wattierung jeder Tätigkeit mit einer überfütterten „Verwaltung" ist Schwäche. Es „verwaltet" sich eben doch viel leichter — produktive Arbeit herzustellen ist schwerer und will gelernt sein. Diesen Verwaltungsrummel, der zum großen Teil in Routine, zum ebenso großen Teil in Intriguen besteht, lernt in ein paar Monaten jeder, sogar ein Offizier kann das lernen.

Wir finden auch hier bei der Industrieverwaltung dasselbe Bild wie bei den Staatsbeamten: eine sinnlose Differenzierung der Organe, die mit dem Gesamtzweck nichts mehr zu tun hat; die Beine und die Arme und die Leber und die Milz haben sich selbständig gemacht. Ob der Körper dabei krepiert ... danach fragt von denen keiner. Man kann natürlich die Aufstellung von Lohnlisten noch mehr differenzieren; man kann noch eine Kartothek einrichten und noch ein Verzeichnis und noch eine Aufstellung, aber ein vernünftiger Mensch wird sich doch fragen: Ja, nützt denn das überhaupt noch? Stehen Aufwand und Resultat in einem gesunden Verhältnis? Hat das noch einen Sinn? Mir wird niemand etwas erzählen: ich habe monatelang im Kriege eine Tätigkeit vorgetäuscht, die gar keine gewesen ist, ich arbeitete und war fleißig und schuftete umher, und es war alles Unfug und Leerlauf und dummes Zeug und grade gut genug für die Vorgesetzten: Mittel zum Zweck. Damals freilich war Krieg, und es war nicht meiner.

Diesen Leerlauf nun treffen wir in der Industrie, im Bergbau, zum Teil in den Banken, er wird noch durch die irrsinnige Steuergesetzgebung unterstützt, die diesen Unternehmen Hunderte von Menschen aufzwingt, die für das Werk mit dem Staat Krieg spielen. Wir finden den Leerlauf vor allem aber in einem gradezu geisteskrank aufgeschwollenen Verbandsleben, das jede echte Tätigkeit lahmlegt.

Jeder Kenner weiß, daß die meisten Kongresse, die diese Verbände, Vereine, Ringe, Reichsbünde, Genossenschaften und so fort einberufen, nur einen einzigen Sinn haben, und dieser Zweck ist die Vermittlung persönlicher Bekanntschaften der Beteiligten. Etwas teuer bezahlt, wie mir scheint. Aber die Verbeamtung dieser Organisationen schreitet fort, sie werden immer mehr Selbstzweck und nehmen sich ebenso feierlich und wichtig wie ihre Satzungen, als seien die vom Himmel gefallen. Es wird enorm viel „getätigt", aber nichts geschafft, es wird geschuftet, aber nicht gearbeitet, es wird gewirkt, aber nichts bewirkt. Man lese das bei Alfons Goldschmidt, „Deutschland heute", nach, dem einzigen mutigen Buch, in dem diese Wahrheit gesagt und das also totgeschwiegen wird.

In kaum einem andern Lande der Erde macht sich wohl der Apparat so störend bemerkbar wie in Deutschland. Wenn man hier etwas kauft, erfragt, verzehrt, wenn man reist, bestellt, anmeldet oder einträgt —: stets steht da, wo anderswo ein Helfender ist, ein alter, bewährter Fachmann, der den Kunden streng mustert. „So? Sie wollen hier mit der Fähre herüberfahren? Merkwürdig, das wollen alle! Na ja — aber so einfach ist das nicht ... Sie können das nicht so wissen, aber

ich bin ein alter, bewährter Fährenfachmann ... Da müssen Sie vor allen Dingen erst mal ..." Man hat immer den Eindruck, grade noch geduldet zu sein — jener teilt Gnaden aus, wofür er sich bezahlen läßt, und weil es alle so machen, schimpfen sie zwar, spielen aber alle das lästige Spiel wacker mit. Die ungeheure Aufdringlichkeit des Apparats, der längst aus einer Hilfsfunktion Hauptsache geworden ist, macht sich auf Schritt und Tritt bemerkbar. Ich habe mich einmal auf dem Bahnhof Friedrichstraße nach einer Reise waschen wollen — sie haben mich nicht grade vereidigt, aber sonst haben sie beinah alles getan, was man nur tun konnte. Auch fand sich dort eine Scheuerfrau, die das Wort „Waschraumkarte" fließend aussprach, ohne daß ihr das Gebiß herausfiel. Ein Schalter war da, und es gab rote und grüne Billetts für die Fahrt in die Wasch, und sie wurden geknipst, richtig ... waschen durfte man sich auch. Aber das war eigentlich nur eine leicht überflüssige Formalität. Die Hauptsache ist immer der Waschraumkartenschalterbeamte.

Die glücklichsten Leute sind die, die dergleichen „durch ihr Bureau" erledigen lassen — da schlagen sich dann Angestellte halbe Tage lang mit andern Angestellten herum, von denen jeder sehen will, wer den dickern Kopf hat, und den Zweck ihrer Arbeit haben sie alle zusammen vergessen.

Dieses den Beamten entlehnte Massentreiben hat fernerhin zur Folge, daß, was auch immer diese Gruppen in die Hand nehmen, plattester, übelster, schalster und banalster Durchschnitt wird. Wie das die Russen anstellen, die also offenbar eine andre Art von „Kollektivität" haben müssen, weiß ich nicht —: was aber bei uns die „Verbände" organisieren, sieht auch so aus: langweilig, immer halb, stets in der Mitte stehend, wo nach einem famosen Wort Franz Bleis gar nichts ist. Man sehe ihre Ausstellungen an, ihre Feiern, Kundgebungen, Zeitschriften, Denkschriften ... abgestandne, flaue Sekretärsarbeit. Der Schaffende kommt nicht in den Funktionärshimmel, sondern sitzt im Fegefeuer der Isolierung.

Die Gruppen, die Beamten und die Kaufleute haben Glück. Die Justiz, wie immer etwa achtzig Jahre hinter ihrer Zeit her, ahnt noch nichts von diesen Gebilden, und so entwischen Täter, Mittäter, Helfer und Verantwortliche allemal als nicht vorhanden, wenn man sie je zur Rechenschaft ziehen wollte. Man will aber gar nicht. Denn in den deutschen Gehirnen sitzt der Aberglaube: Was überhaupt zur Kollektivität geronnen ist, das muß schon an und für sich gut sein. „Die Einbrecher", stand zu lesen, „hatten einen richtigen Sekretär ...", und der Sekretär kriegte es ja an Anführungsstrichen nicht schlecht um die Ohren gehauen! Denn Sekretariat, Leitung, Direktion, Werkbureau und Registratur zeigen doch schon an, daß es sich hier um höhere sittliche Werte handelt ... Es ist etwa so, als sei ein Schriftsteller darauf stolz, daß er seine Romane mit der Schreibmaschine schreibe, während sie ihm doch nur einen Federhalter ersetzt und es dem Leser herzlich gleichgültig sein kann, wie jener sein Werk zustandebringt, wenn es nur gut ist. Das sorgenvolle Gesicht der deutschen Aktenmappen-Menschen

aber, die in den Wichtigkeitsstrudeln ihrer Geschäftigkeit ersaufen, zeigt an, wie ernst sie sich nehmen, wie gottgewollt, wie unfehlbar. Ihre Leistung steht durchaus nicht höher als die der andern Nationen, in denen Arbeit geleistet wird, die Deutschland nicht gepachtet hat. Das Land verwechselt nur Arbeit und Organisation und setzt sie gleich, während Organisieren noch lange keine Arbeit ist. Es ist ihr Präludium.

Die Beamtenpest vergiftet die Staaten, die ihren Hauptzweck immer mehr in ihrem eignen Mißbrauch erblicken. Sie schaffen Schwierigkeiten, die sie nachher vielleicht gnädig auflösen, und erreicht ist gar nichts. Man sehe sich eine beliebige Anzahl Menschen an — wieviele sind darunter, die etwas tun? bewirken? Neues in die Welt setzen? Wer produktiv ist, das steht dahin. Wer es aber nicht ist, das liegt klar zutage: eine Beamtenschaft in Staat und Gewerbe, deren einzige Existenzberechtigung darin liegt, daß sie daran glaubt, eine zu haben.

Waffenstillstand und Rundfunk

Von Ernst Höfler

Die zehnte Wiederkehr des Waffenstillstandstages, jener 11. November, an dem der furchtbarste Krieg Europas sein Ende nahm, wurde in der Presse, zum Teil über die parteipolitische Richtung hinaus, zu einem Appell an das ethische Gewissen der Menschheit. Wie verhielt sich der Rundfunk in den einzelnen Ländern dazu? Die Frage ist wichtig genug. Denn der Rundfunk hat sich zu einem der stärksten Machtfaktoren entwickelt, er ist, seinen Möglichkeiten nach, die lebendigste Zeittribüne für die Masse. Im allgemeinen Rundfunkprogramm drückt sich heute das durchschnittliche Kulturniveau eines Landes aus. Wie sah nun der Waffenstillstandstag in dem größten und durchaus entscheidenden Kulturspiegel, im internationalen Rundfunkprogramm aus?

Um es vorweg zu sagen: das peinlichste Programmbild gaben die deutschen Sender ab, die weder im Nachmittags- noch im Abendprogramm, das, zumal an einem Sonntag, das am meisten beachtete Programm ist, einen Hinweis brachten, was sich am beschämendsten bei der Funkstelle der Reichshauptstadt auswirkte, deren Programm vom „Deutschlandsender" Königswusterhausen übernommen wurde. Allerdings hatten die meisten Sender soviel selbstverständlichen Takt aufgebracht, an dem Tag der Waffenruhe wenigstens auf die übliche Tanzmusik zu verzichten — mit Ausnahme von Berlin und Königswusterhausen, den Sendern Köln und Frankfurt a. M.! Der tanzwütige Engländer, der auf keinem einzigen aller englischen Sender an diesem Abend Tanzmusik zu hören bekam, konnte also ausgerechnet auf den Deutschlandsender einschalten, um die nächtliche Tanzmusik Berlins zu vernehmen.

Aber wir wollen, damit sich die Bilder objektiv und scharf voneinander abheben, einmal die Programme der einzelnen Länder vom 11. November etwas genauer durchgehen.

Zunächst England. London sendet 11.30: „Waffenstillstandsfeier vom Gefallenendenkmal." Am Schluß der Feier: „Big-Ben Glockenläuten. Zwei Minuten Schweigen. Kurzer Gottesdienst durch den Bischof von London." 15.30: „Der Ruf zum Frieden, Übertragung vom Trafalgar Square." Musik der waliser und irischen Garden. Ansprache. Im Anschluß Halleluja-Chor aus dem Messias von Händel. — 18.45: „Ein feste Burg ist unser Gott", Kantate für Soli, Chor, Orgel und Orchester von Joh. Seb. Bach. 22.05—24: Erinnerungsgottesdienst aus der Albert Hall. Ansprachen. Reveille, Nationalhymne. Sämtliche londoner Veranstaltungen wurden von allen neunzehn englischen Sendern übernommen. Nur Daventry Experimental, der in Berlin am besten zu hörende englische Sender, sandte von 22—23.30 ein schönes, eigenes „Waffenstillstandskonzert".

Belgien. Brüssel sendet 21.15 ein „Festkonzert anläßlich des Waffenstillstands-Jahrestages." Dazwischen: Vortrag über den Waffenstillstand.

Oesterreich. Wien, unter Übertragung auf die vier übrigen Sender übernimmt wenigstens 19.30 ein „Arbeitersymphoniekonzert" mit Schönbergs „Friede auf Erden". Läßt sich aber nicht abhalten, danach noch ein „Abend-Tanzkonzert" mit zwölf Nummern zu senden.

Deutschland: München überträgt vormittags 11.30 die Gedächtnisfeier des Landes-Kriegerverbandes. Das heißt: „Einmarsch der Krieger und Regimentsvereine und der Ehrengäste. Aufmarsch der Feldfahnen. Männerchor. Ansprache des Bezirksobmanns. Trauerakt und Ehrensalut der Reichswehr. Chöre. — Abmarsch der Feldfahnen."

Berlin überträgt von 11 bis 11.30 einen Teil der „Gedenkfeier des Waffenstillstandstages", veranstaltet von der Deutschen Liga für Menschenrechte. Das ist alles, was in direkter Beziehung zu diesem Tage auf sämtlichen deutschen Sendern veranstaltet wird. Hamburg allerdings gibt abends ein „Deutsches Konzert", in dem nur deutsche und oesterreichische Komponisten zu Gehör kommen. Man beachte in diesem Zusammenhang die englischen Feiern, bei denen Händel und Bach — natürlich — vertreten sind. Breslau sendet mittags ein Konzert des Reichsbannerorchesters. Dabei Nr. 1 „Deutsches Blut", Marsch; Nr 6 „Rokokoständchen, Serenade"; Nr. 8 „Wiener Blut", Walzer von J. Strauß, zum Schluß „Heldensöhne", Marsch von Wiggert. Nachmittags ein Mandolinenkonzert, abends 20.15 die „Frühlingsfeier" von Klopstock, aus Gleiwitz. Stuttgart 21.15 „Ernstes Programm", vorher Übertragung aus Frankfurt, das ein „Russisches Sinfonie-Konzert" bringt, später Tanzmusik; (Köln Langenberg usw.) um 20 Uhr ein „Volkskonzert" (Fliegende Holländer-Ouvertüre, Glasunow: Konzertwalzer). Anschließend bis 24: „Nachtmusik und Tanz". Königsberg: 20.30: „Turandot" aus dem Stadttheater in Danzig. Königswusterhausen (Deutschlandsender) um 18 Uhr ein „Erntespiel", vorher und nachher Übertragung von Berlin.

Berlin hat also wirklich eine halbe Stunde, elf Uhr vormittags, dem Waffenstillstandstag Rechnung getragen. Außer

den üblichen Vorträgen nachmittags das übliche „Unterhaltungskonzert" (Kapelle vom Café Vaterland!), die vielleicht mit der Schlußnummer eine Beziehung herstellen wollte: den „Ernst-August-Marsch" spielend. Zwanzig Uhr die übliche „Abendunterhaltung", dann eine halbe Stunde „Schubertlieder", dann 21.30 „Berliner Reportagen", und konsequent ab 22.30 die übliche Tanzmusik. So verging dieser Tag für die Welt des deutschen Hörers wie alle andern. Gab es nichts in der Literatur? War kein Wort an die Mütter der Gefallenen denkbar? Wollte man nicht, durfte man nicht, konnte man nicht? Ist es Nachlässigkeit oder Feigheit? Denn bei den meisten Sendern — außer Berlin — spürte man wohl, daß man ein etwas ernsteres Programm wählen müßte, verzichtete auf Ulk, verzichtete auf Tanzmusik; aber alles geschah stumm, man steckte den Vogel-Strauß-Kopf in den Sand, nur nicht von Waffenstillstand reden, nur nicht laut werden lassen, daß an diesem Tage der Zehn-Millionen-Mord aufgehört hatte. London: „Zwei Minuten Schweigen" — und welch ein beredtes Schweigen der Erinnerung, des Innenhaltens; Berlin: Tanzmusik und Unterhaltung! Der Rundfunk als Spiegel der Kultur.

Holland: Hilversum überträgt die amsterdamer „Kriegserinnerungsfeier", Huizen einen Vortrag „Der Schrei von Abels Blut", und noch 23.25: Chorgesänge. Oslo, mit Übertragungen auf die andern norwegischen Sender ein „Orchesterkonzert", das beginnt: „Friedensglocken 1918" von Signe Lund, ferner „Parsifal-Vorspiel", Händel, „Tod und Verklärung", von Strauß enthält — man vergleiche damit die Konzertstücke der deutschen Sender an diesem Tage! Stockholm bringt im schwedischen „Reichsprogramm" ein geistliches Abendkonzert. Keine Notiz nehmen die Schweiz, allerdings fällt die Tanzmusik aus, die Türkei, die Tschechoslowakei — hier bringt die seit kurzem bestehende „Deutsche Sendung" aus Prag in ihrer halben Stunde ruhig „Heitere Gesangsvorträge" —, Spanien, Ungarn, Italien (Rom bringt: Schubertabend), Rußland und die kleineren Staaten.

Auch in Frankreich nimmt der Rundfunk kaum von dem Tage Notiz. Einzig Radio Beziers sendet 21.45 ein „Festkonzert anläßlich der Waffenstillstandsfeier", beginnend mit der Marseillaise, Schumanns „Die beiden Grenadiere", endend mit der belgischen und englischen Nationalhymne. Paris (Petit Parisien) gibt Mendelssohn „Heimkehr aus der Fremde", später ein Symphoniekonzert mit Bizets „Patriotischer Ouvertüre"; Paris, Telegraphenschule (Eiffelturm) von 21.30 bis 01 Uhr ein Konzert, nähere Angaben fehlen. Immerhin: kein Auf- und Abmarsch der „Feldfahnen" wie in München. Aber auch hier deutsche Kompositionen im Festkonzert.

Das Urteil, das sich aus dem besonders charakteristischen Vergleich zwischen dem deutschen und dem englischen Rundfunk ergibt, möge sich der Leser selbst bilden. Die Organisation, Programmgestaltung, Startbereitschaft des londener Senders ist, wie man immer von neuem feststellen muß, vorbildlich. Aber jedes Volk hat eben den Rundfunk, den es verdient. Und warum soll es nicht auch in einer Reichshaupt-

stadt, wie Berlin, Bezirke geben, die die brave deutsche Provinz sind. Nun hat ja die berliner Funkstunde den monokelgeschmückten und ausgesprochen rechtsgerichteten Schriftsteller Arnolt Bronnen als Aushängeschild engagiert, der jedem Besucher von seiner Kaisertreue und seiner politischen Meinung zu erzählen pflegt. Das gehört vielleicht zu seinem dramaturgischen Aufgabenkreis. Aber Bronnens Stellung ist wohl doch zu subaltern, als daß damit zu erklären wäre, warum Berlin am 9. November die deutsche Nationalhymne als Schallplatte hören und warum Berlin am 11. November, der zehnten Wiederkehr des Kriegsendes, von seinem Sender darüber beflissenes Totschweigen vernehmen mußte. Oder wollte man sich grade durch das Senden lustiger Tanzmusik über den Deutschlandsender als „republikanisch" gebärden, weil dieser Tag den Deutschnationalen ein Tag der Schmach und der Trauer ist? Das wäre ein grobes Mißverständnis.

Wozu gibt es eigentlich einen Kultur-Beirat für den berliner Rundfunk, wenn solches Versagen in Fragen kultureller Gesinnung und kulturellen Taktgefühls möglich ist —?

Entzücken und Entsetzen in pariser Domen

von Helene Buchtenkirch

Man muß sich klar werden über das fatal zwiespältige Gefühl, mit dem man Dome verläßt. Nicht nur in Paris natürlich. Ich bin zufällig hier in Paris in meine alte Manie verfallen: Die Türme der Kirchen, die mit Schnitzwerk in den Himmel ragen, ziehen mich magnetisch über Straßen und Plätze.

Es lohnt sich in Paris wahrhaftig, dieser Kirchenmanie nachzugehen. Keine Stadt, die ich kenne, hat so vielfältig interessante Domtypen wie Paris.

Dies leise Fieber, wenn die Fassade in Sicht kommt:

Ist sie reich, arm, zurückhaltend oder offenbarend?

Ist sie herb und drohend oder süß-verlockend?

Es geht kaum an, über Notre-Dame kunstgeschichtlich zu schreiben. Dies ist, als wenn Liliputaner mit wichtiger Gebärde die Proportionen eines Riesen messen.

Jedermann weiß ja, wie diese drei Portale aus der Erde wachsen, wie die Kraft der Erde in die starken Bogen strömt, wie der ganze Dom grünt, blüht... ach, wie er voller Elektrizität ist und Funken sprüht... Man steht im Kirchenschiff und ist eingefangen von den Zauberkräften der gotischen Innenstruktur. Man steht auf den Plattformen, und die gotischen Ranken klammern sich an alle Gedanken. Man ist aufgesogen vom gewaltigen Magnetismus dieser vitalsten aller Kirchen...

Dies alles hat mit sogenannter Frömmigkeit oder christlicher Ekstase nicht das Mindeste zu tun. Ganz im Gegenteil. Dies ungeheure Vergnügen ist durchaus heidnisch. Man denkt gar nicht daran, die Hände zu falten! Dann schon eher die Arme ausbreiten vor Entzücken, wenn die Spitzbögen sich in der Höhe treffen, vereinigen. Wenn die Strebepfeiler sich selbst übersteigern. Wenn das dunkelblaue Licht durch die

Rosetten strahlt wie Sommerhimmel über dem Mittelmeer, oder wenn über der Orgel die hell-lila Rose leuchtend aufblüht...

Auf den Plattformen stellt man mit eigentümlich schwingendem Entzücken fest, daß Gott und Teufel sehr nahe Verwandte sind, im Wesenskern einander sehr ähnlich, kaum unterscheidbar... Daß man diese „Chimären", diese fürchterlichen Fratzen und Gnome im höchsten Grade himmlisch findet. Wie diese Hunde, die Elefanten, die Raben, diese undefinierbaren Scheusäler mit dicken Backen und weit offenem Maule bellen, krächzen, heulen — wie sie unflätige Redensarten ins Publikum hinunterschreien, wie sie die Pfoten fest aufstemmen, um ungehinderter höhnen zu können — all dies gibt einen Höllenspektakel, der uns in Flammen bringt. Hier offenbart sich Naturkraft. Die suchen wir, die brauchen wir... Die sichtlich impotenten Heiligen, die in Reih und Glied aufmarschieren, spielen eine klägliche Rolle zwischen all dem Höllengetier. Besonders nachdem wir Sa Majesté le Diable (genannt: Le Penseur) an einer Ecke der Balustrade haben kauern sehen. In seinen skeptischen Blicken spiegelt sich das Weltall, vielleicht sogar der Himmel... Danke, wir haben gewählt. Die heiligen Männer können in Reih und Glied wieder abziehen.

Dies führt mich zum Ausgangspunkt meiner Erwägungen zurück: daß Dome Entzücken und Entsetzen erregen.

Nicht das heilsame Entsetzen, den „panischen" Schrecken, sondern die Übelkeit vor konfessionellen Kinkerlitzchen, die höchst fatale Diskrepanz zwischen der konstruktiven Idee eines Domes und der schwächlichen Geste konfessioneller Ausübungen.

Unter diesen Spitzbögen, die letzte Kühnheiten menschlichen Geistes offenbaren, stehen Betstühle, wo ein demütiger Sitz zum Knieen angebracht ist. Schamlos wie Operationsstühle in gynäkologischen Kliniken.

Ach, diese Vorrichtungen zur Demütigung, das Litaneienbuch, der Rosenkranz, der Beichtstuhl...

Ein junges Mädchen kniet vor der Maria, beide Hände vor die schönen Augen gelegt. Warum schenkt sie diese liebliche Geste der Selbstvergessenheit nicht ihrem Geliebten?

Eine starke Frau legt die Hand auf die Füße des heiligen St. Antoine de Padua. Lange. Die dicke Hand zuckt. Die Frau führt sie schnell an Stirn und Brust und geht erschüttert hinaus. Ihre menschlichen Elektrizitäten haben ihren Blitzableiter gefunden: die fühllosen Füße des Heiligen. Die Familie darf die Übellaunigkeit der dicken Frau ertragen.

Eine feine, kluge Französin sagte mir eines Tages: „Es ist schrecklich, dies Gefühl nach der Beichte. Man ist ganz ausgehöhlt. Aller Glanz des Erlebnisses ist verblichen. Alles ist verändert, ist tot..." Ich sagte eindringlich, weil ich sie sehr verstand: „Liebe, warum beichten Sie denn? Niemand kann Sie doch zwingen..." Sie zuckte traurig die Achsel.

Keiner der Frommen hat einen Blick für die ideale Schönheit der rosiggeäderten Muschel in Saint Sulpice, mit mattem Gold gerandet. Sie fühlen nur das Weihwasser, das am Grunde

schmutzig ist. Keiner der Besucher hat einen Blick durch die sich freimütig öffnenden Tore der Notre-Dame geworfen, die in wundervollen reinen Maßen ins Freie führen, in die Welt zurückführen, auf Paris hinaus sich öffnen — Alle hatten in ihrem Portemonnaie nach dem Obolus für die aufdringliche Nonne gesucht, die unerhört auffordernd mit ihrem Geldbeutel klappert...

Was wagt man da, diesen Frommen, diesen Leuten aus dem zwanzigsten Jahrhundert vorzusetzen? An Sinnlosigkeit. An Unzeitgemäßheit. An Sterilität!

Wie kommt die ewig sich wiederholende Maria zu diesem Maße von Anbetung? Denkt jemand daran, Frau Aja feierlich zu verehren oder Nietzsches Mutter oder sonst die Mutter überragender Männer?

Jedoch man betet sie an. Viele Jahrhunderte lang. Und es ist den Leuten noch nicht langweilig geworden.

Die Maler haben sich erschöpft, den inneren Ausdruck immer mehr zu vertiefen. Jeder Rest von Geistigkeit, den einige der Madonnen des Mittelalters noch haben (Zeitbloom) ist in blühende Geistlosigkeit entartet. Die einzige kluge Madonna hat Leonardo da Vinci gemalt. Aber das ist eben keine echte Maria. Zu ihr hätte Christus bestimmt nicht gesagt: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?" — Murillos sogenanntes Meisterwerk im Louvre ist erschlaffend süßlich. Und die kleine entzückende Notre-Dame de Paris, ein kapriziöses perfides Persönchen mit hochgezogener Braue, unter blauem Sammetbaldachin ist alles andre als eine Heilige. Vor ihr beten und weinen die Leute in stumpfsinniger Gewohnheit. Wie mag sie sich amüsieren.

Was wagt man den Leuten vorzusetzen? Am deutlichsten wurde mir der klaffende Gegensatz dieser Darbietungen zum wahrhaft Lebendigen in der Eglise der Sorbonne. Wo es eine Bronzefigur von Richelieu gibt. Magnifique. Geschlossen. Geistig. Nervöse kluge Hand, die über Papiere gleitet. Augen, die das Universum spiegeln. Gefurchte Stirn: Einsamkeit überlegenen Menschengeistes. Hart daneben ein Christus von überwältigender Albernheit. Mit törichtem, sinnlichem Mund. Verschwommenem Auge. Unsicherer Blickrichtung.

Wie kann man wagen, den höchst unerschrockenen Menschen Jesus so übersüßlich zu interpretieren? Wie kann man wagen, diese Interpretation der Welt als Erlöser anzubieten? In einer Universitätskirche!

In der Sacré Coeur variiert der Christustyp. Kaum zu seinem Vorteil. Hier breitet ein Fanatiker mit niedriger Stirn gebietend die Arme aus: Du sollst mich lieben! Man zieht sich peinlich berührt zurück. Man dankt.

Warum, warum sehen alle Heiligen, zu denen man in den Domen betet, so entsetzlich dumm aus?

Was bezweckt man damit? Diese Übereinstimmung der einfältigen Sentimentalität kann doch kein Zufall sein. — Und warum entfaltet sich diese Süßlichkeit grade im königlichsten und kühnsten aller Bauwerke, dem gotischen Dom?

Es quält mich sehr, daß mein Entzücken und mein Entsetzen so nahe beieinander liegen müssen.

Waschzettel von Rudolf Arnheim

—ck. erzählt.

Vor dreißig Jahren, als gerade die Röntgenstrahlen erfunden wurden und Sudermann ein moderner Dichter war, begann Rudolf Geck an der ‚Frankfurter Zeitung', die sich damals zögernd die Frage stellte, ob es angezeigt sei, sich ernstlich mit der Frauenbewegung zu befassen, Feuilletons zu schreiben. Wer ein einziges dieser beschaulichen Stückchen, von denen eine Auswahl jetzt bei der Frankfurter Sozietätsdruckerei erschienen ist, liest, wird es unbegreiflich finden, daß unter dem Zeichen —ck. inzwischen ein paar Tausend Plaudereien und Kritiken erschienen sind. Eine solche Zahl, an Fabrikarbeit gemahnend, paßt nicht zu dem Mann. Man vergißt, daß auch diese Summe mit Muße erreicht werden kann, wenn sich einer dreißig Jahre Zeit nimmt. Die Feuilletonisten der neuen Generation machen es ihren Lesern schwer: Mit scharf gespitztem Verstand winden sie sich durch die Spalten, werfen wie gelernte Weber halbe Andeutungen taschenspielerisch zwischen die Zeilen, schlüpfen gewandt von Motiv zu Motiv, balanzieren auf einer unsichtbaren Grenze zwischen Ironie und Ernst. Der Leser muß höllisch aufpassen. Nicht so bei Geck. Der deutet nicht an sondern sagt den Satz zuende. In einem reinen, klangvollen Deutsch. Außer Zweifel, daß er, der geräuschvoll zuhackenden Schreibmaschine abhold, nach jedem Punkt, den er bedächtig hinsetzt, gewichtig in die Zigarre stößt. Er erzählt von einer Sterbenden, die noch vor ihrem Tode das Ende des Fortsetzungsromans erfahren wollte, von der Paarung prämiierter Kaninchen, von einem Mädchen, das immer zu spät kommt, von dem letzten Glas Wein eines alten Kohlenmannes und dem ersten Bubikopf eines alten Friseurs. Sucht er Vergleiche, so kann ihm noch der Tod des Patroklus einfallen; er sagt, das Leben sei schön und man müsse bescheiden sein, und uns jungen Leuten streichelt er mit einer bezaubernden Geste über den Kopf. Wie nett es bei ihm ist!

*

Komponist wider Willen

Bei der Lektüre dieses Romans von Hans Reimann (Carl Reißner Verlag) ergötzt sich der Leser auf eine in Romanleserkreisen sonst wenig übliche Art: Statt sich die Speisen, die ihm der Autor auffährt, einzuverleiben, genießt er die Tischdekoration. Reimann nimmt, als ein Romancier wider Willen, die bläßlichen Erlebnisse von einer Reihe von Personen, vor deren Treiben sich der Leser ohne Haß verschließt, zum Anlaß, um sich in Kaskaden der burschikosen Bildersprache zu ergehen, die wir an ihm lieben. „Zwischen Fräulein Harff und Olaf stand trotz Hochkonjunktur in Zärtlichkeiten und Hätscheleien die Rabitzwand eines versinterten Grolles" — das ist ein patentiertes Spezialbarock, dem die termini technici aller Branchen grade gut genug sind, um den einfachsten Vorgang zu schildern. Hans Reimanns ergiebiger Tummelplatz liegt in der Sprache, nicht in der Welt. Daß Herr Harff in einer Badewanne einen Seelöwen aufzieht, erheitert weniger als daß Kinder Pontonbrücken zwischen Frau und Mann schlagen, daß Tantes Telephon nie erkaltet, daß Frau Stemmbacke, den linken Strumpf zur Harmonika geballt, beteuert ... Eine komplette Monographie über das Plagiatwesen in der modernen Operettenfabrikation liegt gratis bei; abenteuerliche Betrachtungen über berühmte Männer aus der Holz- und der Polsterklasse des Geistes, von Pindar bis Bierbaum, von Reger bis Kalman, schmuggelt der Autor seinen Helden in die Gedankengänge, wobei allerdings zu sagen ist, daß der Mönch Notker

Balbulus nicht im dreizehnten, sondern im neunten Jahrhundert nicht die Notenschrift, sondern die Textierung der Allelujavokalisen erdacht hat. Was, wie man sieht, mit einem Roman nur noch wenig zu tun hat.

*

Die voll und ganz vollkommene Ehe.

Selbst wenn man es für undankbar hält, daß Hans Reimann mit dieser Parodie (Verlag Paul Steegemann) den van de Velde in eine Reihe mit Ewers, Dinter und der Courths-Mahler stellt, und wenn einem der Einwand: „Wer das von Herrn van de Velde Ausgeplauschte noch nicht kannte, ist nicht wert, belehrt zu werden" als der Irrtum eines sexuell gut Situierten, der nie Sprechstunde abgehalten hat, erscheint, wird man sich freuen, wie sicher hier das Groteske in des Ehedoktors Diktion persifliert wird. Für diese Komik kann der Verfasser des Originals nichts: Es reizt zum Lachen, Dinge, die bisher ohne feste Definition zwischen den Begriffen schwebten, systematisch katalogisiert zu sehen. Liebesbriefe, alphabetisch in Briefordnern abgelegt, wirken komisch. Heute! Reimann, selbst nicht ohne philantropische Ambitionen, wirft seinerseits Rettungsringe, empfiehlt Grammophonplatten, „Frag mich was!", Radio und Odol zur Stützung der Hochehe. Vor allem aber sei, „mit erigiertem Zeigefinger", auf die tabula positionum in deutscher und lateinischer Sprache verwiesen. „Coitus ergo sum"; „Dämlich sitzt so mancher am Volant seiner Gattin"; Messalina, die Erfinderin der Leipziger Messe; die frigidaire Gattin, die gemischte Steh-Sitz-Stellung, die Küsse der Poppaea, Neros zweiter Gattin, die von Professor Krebs als nach Bananen schmeckend beschrieben werden... Was sich hier tut, ist derart, daß man nach der Lektüre riskiert, auf offener Straße durch jähe Heiterkeitsausbrüche bei den Passanten Mißfallen zu erregen.

*

Die rote Kinderrepublik.

Ein Kinderparadies! Kein Schlaraffenland, denn man darf keineswegs tun, was man will, oder faulenzen: um Neun muß Ruhe im Zelt sein, das Essen ist für alle gleich, es gibt Nachtwachen und Überschwemmungen und Parlamentssitzungen, und wer das Maul nach gebratnen Tauben aufsperrt, dem tropft womöglich der Regen hinein. Da haben sich zweitausend Proletarierkinder, „Rote Falken", in Seekamp bei Kiel ein Zeltlager gebaut, ernähren sich selbst, regieren sich selbst, bewachen sich selbst — und so wichtige Dinge allein tun zu dürfen, das ist das Schönste, was es für Kinder auf der Welt gibt. Ein wunderhübsches Kinderbuch des Arbeiterjugendverlages, von Andreas Gayk aus Briefen und Aufzeichnungen der Roten Falken zusammengestellt, erzählt von der Kinderrepublik. Wieviel Witz und Lebensfreude in diesem Bilderbuch steckt! Da ist ein Puppenspieldialog zwischen einem plattdeutschen Kasperle und Fräulein Thusnelda mit den sittlichen Bedenken, der Besuch eines berliner Wendriners in Seekamp, wilde Geschichten von Wachgängen, Meerfahrten, Lagergerichtsverhandlungen. Mit ungewöhnlich hübschen Photos geschmückt, gute Photomontagen, typographisch ein kleines Meisterwerk (Niels Brodersen und Richard Grune, Kiel). Eindringliches Dokument einer neuen Lebensform und — wenn man das im selben Satz sagen darf — einer neuen Buchform.

*

Josef sucht die Freiheit.

Die jungen Dichter haben heute nicht mehr die Gewohnheit, sich mit den paar Requisiten ihres Privatlebens zu begnügen und im

übrigen in den dunklen Jagdgründen ihrer Seele zu pirschen, sondern sie sammeln Begebenheiten aus dem lokalen Teil der Zeitung, streifen durch die Erdteile, inszenieren Morde, Verbrechen, geschäftliche Transaktionen, bemühen Lustmörder, Homosexuelle, reichlich Dirnen und Hochstapler, schreiben Spielfilme. Dennoch, trotz dieser Bemühungen: Die Einheit des Ortes und der Zeit, die in der Konzeption dieses Romans von Hermann Kesten (Gustav Kiepenheuer Verlag) gewahrt ist, erscheint hier nicht als ein klassisches Kunstmittel, sondern als ein Zeichen einer bei einem jungen Autor natürlichen Bewußtseinsenge. Josef, seine Mutter, der Liebhaber, der Vater, Schwester Thinka, Onkel Roß, der Untermieter, Schwester Luise, der Student stürzen rapid — und, was einem nicht unerwartet kommt, vorwiegend zu geschlechtlichen Zwecken — im Verlauf eines einzigen Tages übereinander, und das alles spielt sich in einer einzigen Familienstube, einem „Kästchen des Schicksals", ab. Der dreizehnjährige Josef, in dessen Gestalt der Autor unter den Figuren des Romans wandelt, ist — da sein Schöpfer im Gebären noch ungeübt — nicht genügend von diesem abgelöst, um selbständig in freier Bewegung zwischen seinen Schicksalsgenossen agieren zu können; er hockt, als Zuschauer wie der Dichter selbst, hinter einem Vorhang und sieht die Begebenheiten abrollen. Dem Hang zur Aktion nun gibt Kesten nicht stumpfsinnig reportierend nach; er versteht es, einem Vorgang Leben zu geben, indem er charakteristische Details packt, so wenn er von einem Manne, der mit der Geliebten aufs Bett gestürzt ist, sagt: Sein linker Schuh lag auf seinem Hut, der auf einem Sessel daneben lag. Solche originellen Griffe — oft gesucht kraß: die rote Badehose, die über das zerschmetterte Gesicht einer Wasserleiche gedeckt wird — beweisen Kestens Talent. Die Eierschalen kleben noch: Er komprimiert ohne Rücksicht auf Naturechtheit; er läßt kleine Jungens Papierdeutsch reden, so daß, wenn Josef über die Freiheit des Staatsbürgers doziert und sein Vater ihn fragt: „Wer hat dir das beigebracht, Junge?", der Leser antworten muß: Hermann Kesten; er streut mitten in einen Handlungsablauf Momentbiographien der neu hinzutretenden Personen ein, so daß sein Roman — wie ein gradlinig seines Weges ziehendes Flugzeug, das ab und zu in ein Luftloch fällt — plötzliche Abstürze in der Zeitdimension erleidet, die dem Wohlbefinden des Lesers nicht dienlich sind. Eierschalen, aber sie umschließen massive, nahrhafte Kost. Ausgezeichnetes Rohmaterial, nun muß er kochen lernen!

Der Lebenslängliche und ein Verleger

von Hilde Walter

Die Direktion des Zuchthauses in Ebrach in Bayern besitzt einen Briefwechsel mit der Firma Hermann Hillger, Berlin, dem Verlag von Kürschners Universallexikon.

Am 29. Juni 1921 schreibt die Firma an die Direktion:

Es war dem Gefangenen K. H. Weißkopf von der Anstaltsleitung gestattet worden, sich mit meiner Verlagsanstalt in Verbindung zu setzen, weil er mein Universallexikon gründlich durchgearbeitet hatte. Anfangs stand ich dieser Arbeit skeptisch gegenüber, nachdem ich aber mit Hilfe meiner Redaktion in eine sorgfältige Prüfung der Bearbeitung durch K. H. W. eingetreten bin, war ich des Staunens voll über solche ganz ungewöhnlichen Befähigungen. Hier war mit eisernem Fleiß und mit einer Sorgsamkeit, wie sie mir noch nie begegnet

ist, jeder vorhandene Fehler eingezeichnet und noch mehr mußte ich mich verwundern, als mir K. H. W. sagte, daß er das Lexikon beinahe auswendig kenne. Ich habe ihn dann mit Genehmigung der Anstaltsleitung gebeten, doch auch mein Sprachen-Lexikon einmal durchzuarbeiten, weil er polyglotte Befähigungen besitze und auch hier ist es wahrhaft erstaunlich, was er geleistet hat. Wir haben hier einen der wenigen lexikographischen Menschen gefunden, die es überhaupt gibt und ich bat deshalb die Anstaltsleitung, zu gestatten, daß diese Befähigung nicht brach liege, sondern im Interesse der allgemeinen Volksbildung ausgenutzt werden dürfte. Die Durchführung der lexikographischen Arbeiten bis zur Fertigstellung des Lexikons wurde freundlicherweise genehmigt, und so hoffe ich denn mit Hilfe des K. H. W. ein Lexikon herauszubringen, das nahezu fehlerlos ist; eine Tatsache, die gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann, wenn man bedenkt, in wie vielen Fällen von wie vielen Tausenden das Lexikon täglich als Unterlage für wissenschaftliche Arbeiten benutzt wird, wobei es also grade auf die allergrößte Sorgsamkeit beim Druck ankommt. Um nun auch dauernd das Lexikon auf seiner idealen Höhe zu erhalten, ein Ziel, dem ich schon seit 20 Jahren nachstrebe, ohne es bisher aus Mangel an menschlichen Kräften erreichen zu können, hatte ich gebeten, dem K. H. W. zu gestatten, durch tägliche Lektüre von 3 ganz verschiedenen Tageszeitungen und einigen Wochenschriften nachzutragen, was an wichtigen Ereignissen in der Welt vorgeht, weil nur auf diese Weise bei einer Neuauflage nichts vergessen werden kann...

Wie kam es zu dieser Geschäftsverbindung zwischen einem Zuchthäusler und einem Verlag?

Karl Hans Weißkopf wurde vor zweiundzwanzig Jahren zum Tode verurteilt und zu lebenslänglichem Kerker begnadigt; er wartet in Einzelhaft, daß ihm ein zweiter Gnadenakt die Freiheit wiedergeben soll. Er gehört nicht zu der Kategorie von Verurteilten, für die um öffentliche Sympathie geworben wird, dazu war die Art seines Deliktes nicht geeignet. Drei Komplizen hatten gemeinsam versucht, eine alte Frau in Nürnberg zu berauben. Sie schlug Lärm, man versuchte sie zu knebeln und verletzte dabei den Kehlkopf, so daß sie ersticken mußte. Die beiden andern Mittäter sind nur wegen versuchten Raubes mit tödlichem Ausgang abgeurteilt worden, der dritte aber, von dem hier die Rede ist, wurde des Mordes für schuldig befunden und zum Tode verurteilt. Der Verurteilte selbst beteuert noch jetzt, nach zweiundzwanzig Jahren, daß es sich nicht um einen bewußten Mord gehandelt habe, sondern daß das Opfer durch einen unseligen Zufall bei dem Attentat ums Leben gekommen sei. Er kämpft schon lange um die Wiederaufnahme und, wenn das nicht möglich ist, um Begnadigung. Die Deutsche Liga für Menschenrechte bemüht sich heute um ihn und glaubt um so mehr auf einen Erfolg rechnen zu können, als die „Lebenslänglichen" häufig schon viel früher auf dem Gnadenwege entlassen werden.

Der Gefangene ist ein ungewöhnlich befähigter Mensch mit erstaunlicher Sprachbegabung. Er hat als Autodidakt Sanskrit, Griechisch und Latein lesen und übersetzen gelernt und beherrscht neun moderne Sprachen vollständig. Seine eigne schriftstellerische Produktion aus den langen Zuchthausjahren

gibt ein erschütterndes Bild von der Not eines beweglichen und aufnahmefähigen Geistes, der mit übermenschlicher Energie jahrelang zurückliegende Eindrücke zu verarbeiten versucht. Die Zeitereignisse lernt er durch die von der Anstaltsleitung ausgewählten Zeitungen kennen und baut sich ein Weltbild zusammen.

Die Anstaltsleitung zeigte Verständnis für ihn und schenkte ihm 1910 ein Exemplar des Universal-Lexikons von Kürschner. Im Vorwort dieses Werkes steht folgender Satz: „Der Verlag ist dankbar für alle Berichtigungen und bittet um Einsendung derselben."

In der darauf folgenden Zeit hatte der Gefangene sich in seinen Freistunden so intensiv mit dem Inhalt des Lexikons beschäftigt, daß er nach zehn Jahren ein ausgearbeitetes Manuskript fertiggestellt hatte, in dem sechstausend Sachirrtümer berichtigt waren.

Darauf entstand durch Mithilfe eines Vorstandsmitgliedes der Strafanstalt eine regelrechte Geschäftsverbindung mit dem Verlag Hermann Hillger, der im Februar 1921 für das Korrekturlesen 10 M. pro Bogen versprach. Ein halbes Jahr später äußerte sich Herr Hillger sehr befriedigt über den Fortgang der Arbeiten: „Ich bin außerordentlich erfreut über die Sorgfalt und Umsicht, mit der die Korrektur erfolgt..." Im Verlauf der Verhandlungen über die Durchführung der Arbeiten betonte Herr Hillger den lebhaften Wunsch, dem Gefangenen mit den Honoraren für seine Arbeiten zur Ansammlung eines kleinen Vermögens zu verhelfen. Leider vergaß er in vielen, von Humanität und Menschenliebe zeugenden Briefen ein festes Honorar für die Hauptleistung zu nennen, für die eigentliche Herstellung des Manuskriptes zur Neuauflage; er begnügte sich mit dem mehrfach geleisteten Versprechen, die Arbeit „angemessen" zu bezahlen.

Der Gefangene wurde um die Früchte seiner Arbeit geprellt und hat einen Zivilprozeß anstrengen müssen, um überhaupt einen nennenswerten Betrag herauszubekommen. Die vor dem Prozeß vom Verlag geleisteten Zahlungen sprechen für sich selbst:

				1921:				
15. Februar	100,—	M.	Dollarstand:	59,87	M.	Goldwert:	7,—	M.
19. Juli	100,—	„	„	77,40	„	„	5,44	„
17. August	36,—	„	„	86,50	„	„	1,75	„
1. September	6,—	„	„	85,50	„	„	0,30	„
5. Oktober	100,—	„	„	127,—	„	„	3,39	„
				1923:				
9. Januar	1120,—	„	„	10 000,—	„	„	0,47	„
17. April	2000,—	„	„	21 210,—	„	„	0,40	„

Der Gefangene erhielt also insgesamt . . . . 18,75 M. während die Zuchthausverwaltung selbst am 29. November 1921 einmal 450 Mark beim Dollarstand von 276,25 bekam, also auch nur einen Goldwert von 6,84 Mark. Dies war die Bezah-

lung für den Ankauf jenes Berichtigungsmanuskriptes, für die Korrektur des Universallexikons und für die in dem zitierten Brief erwähnte Bearbeitung des Sprachenlexikons. Der Verlag hat sich also nicht gescheut, die Arbeitskraft eines von der Gesellschaft Ausgestoßenen auszubeuten. Er hat sich sogar den tragischen Umstand zunutze gemacht, daß dem Gefangenen nach mehreren Monaten Arbeit die Erlaubnis zur Weiterführung der Korrekturarbeit aus hausdisziplinarischen Gründen entzogen wurde. Die Tatsache, daß die Zuchthausverwaltung für die in der ihr zustehenden Arbeitszeit ausgeführten Arbeiten einen sehr geringen Anspruch an die Firma Hillger gestellt hat, genügte, um alle Versprechungen, die dem Gefangenen vor Übernahme der Arbeit gemacht worden waren, vergessen zu machen.

Es handelt sich hier nicht um das während der Inflationszeit übliche Mißverhältnis zwischen Leistung und Goldentlohnung. Die letzten und größten Zahlungen der Firma im Jahre 1923 sind zu einem Zeitpunkt geleistet worden, als bereits jeder Lehrling in einem kaufmännischen Geschäft gewohnt war, die riesenhaften Papiermarkzahlen in Goldwerte umzurechnen. Man kann einer Firma nicht viel guten Glauben zubilligen, die es fertig bekommt, von Berlin aus, wo der geschäftsunkundigste Mensch zu dieser Zeit dreimal am Tage die Börsennotizen verfolgt hat, an die bedürftige, halb erblindete Schwester des Gefangenen beim Dollarstand von 21 210 Mark Zusendungen von 2000 Mark zu leisten. Nur der Umstand, daß der Gefangene in seiner Abgeschlossenheit von der Welt keine Ahnung von der Entwicklung der Dinge haben konnte, erklärt die Tatsache, daß erst jetzt nach fünf Jahren der Zivilprozeß mit dem Anspruch auf Nachzahlung eines angemessenen Honorars angestrengt wurde. Die größte moralische Leistung hat allerdings Herr Hillger bei seiner Klagebeantwortung vollbracht, indem er sich nicht scheute, die sogenannte Aktivlegitimation des Klägers zu bestreiten: er, der bei Einleitung der Geschäftsverbindung mit einem als Schwerverbrecher Gebrandmarkten um Sonderbehandlung dieses für die Volksbildung so wichtigen Genies bittet, erhebt im Augenblick, wo man Geld von ihm verlangt, den Einwand, ein Zuchthäusler habe kein Recht, seinen Arbeitslohn als Zivilkläger einzuklagen und der Auftraggeber sei nur zu Zahlungen an die Verwaltung verpflichtet.

Das Gericht hat es leider vermieden, die formal juristische Seite des Prozesses zu klären und hat sich in Anerkennung der moralischen Ungeheuerlichkeit dieses Streites eifrig um einen Vergleich bemüht. Es ist zu bedauern, daß der Gefangene, dessen hartes Schicksal durch diese bittere Enttäuschung noch erschwert worden ist, jetzt die Zahlung von 700 Mark im Vergleichswege angenommen hat.

Die Geschichte dieses Duells eines Lebenslänglichen mit einem deutschen Verlag klingt sehr märchenhaft, ist aber trotzdem wahr. Die Urkunden hierzu liegen bei der deutschen Liga für Menschenrechte, der ich den Einblick verdanke.

Wiegenlied von Erich Kästner

Schlafe, alter Knabe, schlafe!
Denn du kannst nichts Klügres tun,
als dich dann und wann auf brave
Art und Weise auszuruhn.

Wenn du schläfst, kann nichts passieren...
Auf der Straße, vor dem Haus,
gehn den Bäumen, die dort frieren,
nach und nach die Haare aus.

Schlafe, wie du früher schliefst,
als du vieles noch nicht wußtest
und im Traum die Mutter riefst.
Ja, da liegst du nun und hustest!

Schlaf' und sprich wie früher kindlich:
„Die Prinzessin drückt der Schuh".
Schlafen darf man unverbindlich.
Drücke beide Augen zu!

Mit Pauline schliefst du gestern.
Denn mitunter muß das sein.
Morgen kommen gar zwei Schwestern!
Heute schläfst du ganz allein.

Hast du Furcht vor den Gespenstern,
gegen die du neulich rangst?
Mensch, bei solchen Doppelfenstern,
hat ein Deutscher keine Angst!

Hörst du, wie die Autos jagen?
Irgendwo geschieht ein Mord.
Alles will dir etwas sagen.
Aber du verstehst kein Wort..

Sieben große und zwölf kleine
Sorgen stehen um dein Bett.
Und sie stehen sich die Beine
bis zum Morgen ins Parkett.

Laß sie ruhig stehn und lästern!
Schlafe aus, drum schlafe ein!
Morgen kommen doch die Schwestern,
und da mußt du munter sein.

Schlafe! Mache eine Pause!
Nimm, wenn nichts hilft, Aspirin!
Denn, wer schläft, ist nicht zu Hause,
und schon geht es ohne ihn.

Still! Die Nacht starrt in dein Zimmer
und beschnuppert dein Gesicht...
Andre Menschen schlafen immer.
Gute Nacht, und schnarche nicht!

Chaplin in Berlin von Harry Kahn

Irgendwann im vorigen Frieden, vor mehr als einem halben Menschenalter, ging ich einmal Abends ins Apollotheater. Eigentlich nur wegen Gussy Holl, die damals in der Maienblüte ihrer sündhaft schlanken Blondheit und auf dem Gipfel ihres Diseusenruhms stand. Sie war die vorletzte Nummer des Programms. Nach ihr kam nur ein Sketch, der an sich allerdings ein ganzes Tingeltangel-Programm verhieß: „Ein Abend in einem englischen Variété".

Hatte man sich über Gussy schief und scheckig amüsiert, so blieb Einem vor diesem grandiosen Ulk nur die Wahl, entweder kreischend aus dem Lokal zu flüchten oder zu bleiben und als gesprenkelter Schraubenzieher untern Klappstuhl zu fallen. Was sich da auf der Bühne und in den beiden Proszeniumslogen tat an präziser Narretei, an geöltem Irrsinn, an reibungslosem Wirrwarr — das ist einfach deshalb nicht wiederzugeben, weil Einen die bloße Erinnerung daran in Lachkrämpfe versetzt. Man hatte als normaler Erdenmensch gar nicht Augen und Ohren genug, um im Einzelnen zu verfolgen, was auf den drei Schauplätzen alles vor sich ging. Denn während sich auf der Bühne etwa die allein schon zwerchfellzerreißende Travestie eines Drahtseilakts begab, beschäftigte sich in der Loge links ein pausbäckiger Etonboy in Affenjacke und Bubikragen so lieb- und einfallsreich mit seinem spindeldürren Mentor, daß Max und Moritz schamrot geworden wären. Aber das war alles nichts gegen Das, was der Gentleman in der rechten Loge trieb.

Der war in Frack und Claque, aber betümpelt wie ein Stint, ins Theater gekommen, hatte, vom Diener gesteuert, endlich seine Sitzgelegenheit an der Logenbrüstung geentert; aber es dauerte nur Sekunden, bis er mit dem Oberkörper lebensgefährlich ins Parkett hineinhing; nach angstvollen Minuten wieder auf seinen Sessel zurückgedrückt, brach er alsbald mit der Rücklehne nach hinten in den Logenfonds; wiederum mit hundert Hindernissen in die Statik des Homo sapiens verbracht, entdeckte er neben seinem whiskywirren Schädel das Nummernschild, das schnickte er nun mit unnachahmlich verächtlicher Geste aus dem Rahmen, wenn ihm das auf der Bühne Gebotene nicht gefiel, und es gefiel ihm niemand und nichts als die Tanzdiva, des zum Zeichen er sie mit dem Perspektiv bis in die intimsten Teile inspizierte und den Pappdeckel mit ihrer Nummer zärtlich an seine Hemdbrust drückte. Mit der Diva wollte er schlafen, mit dem Boxer sich schlagen, mit dem Männerchor singen, mit den Jongleuren Bälle wechseln, und zu all diesen Behufen kletterte er jeweils über Logenrand und Bühnenrampe, wurde zurück gestoßen, gerissen, geschleudert, krachte in Glas und Geschirr, wurde wieder aufgesammelt, bekam aus der jenseitigen Loggia eine faule Apfelsine auf die Nase gepfeffert, pfefferte sie zurück, so treffsicher, daß dem Erzieher des hoffnungsvollen Etonknaben der Zwicker zerschellte...

Kurz, es ward schließlich ein brüllender Kampf aller Beteiligten gegen alle, keiner verstand mehr sein eignes Wort, was nicht niet- und nagelfest war, flog umher, dem Boy hing der Kragen in Fransen, dem Gentleman ein Auge heraus, die Bühne toste und der Zuschauerraum raste ...

Der Gentleman in der Loge aber war ... Nun, von den Tausenden, die sich damals, nicht bloß in Berlin, denn der Sketch war vorher über alle Variétébühnen Englands und Frankreichs gegangen, über diesen Gentleman halbtot gelacht haben, ahnte wohl keiner, daß das einer der größten komischen Schauspieler nicht nur unsrer Tage war, der sich da produzierte. Er selbst wußte noch nichts von dem Weltruhm, der seinen damals auf dem Zettel kaum angegebenen, jedenfalls nicht beachteten und behaltenen Namen wenige Jahre später umleuchten würde. Den Namen: Charles Chaplin. Daß er es war, über den wir uns damals im Apollotheater in Lachtränen aufgelöst hatten, vermutete ich schon, als ich später einmal, irgendwo im Ausland, einen Film sah, in dem Charlie die Doppelrolle eines Logen- und eines Galeriebesuchers im Tingeltangel spielte, und in dem allerhand Scherze aus jener Vorstellung wiederkehrten. Jetzt aber wird es mir bestätigt. Heinz Pol nämlich, der mit seiner Frau Charlotte eine schöne Bearbeitung und Übersetzung von Chaplins Reisebericht „Hallo Europa!" veranstaltet und, bei List in Leipzig, herausgebracht hat, leitet seine so liebe- wie verständnisvolle Vorrede ein mit der Rubrik „Chaplin, Charles Spencer, comedian, born London, Eng., April 16, 1889" aus „Who is Who?", dem angelsächsischen Prominentenalmanach, und da steht weiter: „... erregte wohlwollendes Aufsehen in ‚Ein Abend in einem englischen Variété' ... worin er eine Hauptrolle spielte." Als Träger dieser Rolle hat Amerika ihn und er Amerika, seine zweite Heimat, kennen gelernt.

Wenn es aber schließlich im lapidaren Lexikonstil heißt: „Screen debut 1914", will sagen: Zum ersten Mal auf der Leinwand zu sehen im Ausbruchsjahr des Weltkrieges — da überläuft es Einen doch ein bißchen. Wie? Just im Augenblick, da das große Sterben und Weinen über die Welt kam, begann diese Quelle des Lachens und des Lebenstrostes zu fließen? Ach, über die göttliche Gerechtigkeit! Es ist, als ob ein Vater dem Kind, das er erst halb totgeprügelt hat, einen funkelnagelneuen Hampelmann schenkt, um es seine Schmerzen und Tränen vergessen zu lassen ...

Der Hampelmann jedenfalls hat seine Aufgabe erfüllt, und er erfüllt sie noch immer täglich und stündlich. Er ist ein Segen und ein kostbarer Besitz der Menschenkinder aller Längen- und Breitengrade geworden. Spät, viel zu spät ist er auch bei uns erschienen. Wir, die wir zwischen Siegfriedstellungen und Rokitnosümpfen wahrlich nichts zu lachen hatten, durften uns erst an ihm freuen, als die Schuhe und das Stöckchen des weißen Zauberers längst an Papuas und Hottentotten ihre Wunderwirkung bewiesen hatten. Nur dunkle Gerüchte drangen in der letzten Kriegs- und ersten Nachkriegs-

zeit aus der Schweiz zu uns nach Mitteleuropa von einem Filmschauspieler Charlot, über den sich in der ganzen übrigen bewohnten Welt männiglich seine Sorgen fortlache. Klabund, der wegen seines Leidens manchmal nach Davos durfte, erzählte mir, es mag 1916 gewesen sein, zuerst von ihm. Über seine kurze Schilderung, wie Charlot eine Uhr auseinandernimmt und sie wieder zusammensetzen will, lachte ich Tränen.

Kein Wunder also, daß Chaplin, als er sieben Jahre nach Beginn seiner Filmtätigkeit seine Europareise macht, in Berlin von keinem Menschen erkannt wird. Im Hotel Adlon wird er überhaupt nicht beachtet; er ist eine Zimmernummer, nichts weiter; und in „dem damals beliebtesten Lokal Berlins und Haupttummelplatz des Nachtlebens" wird er vom Manager, der den bescheidenen kleinen Mann und seine Begleiter als ungeeignetes Neppobjekt taxiert, auf einen Platz in „einem ganz obskuren Teil des Saals" verwiesen. Aber beim Hinausgehen kommt der Besitzer, den inzwischen ein paar anwesende Dollarikaner mit hohen Sekt- und Kaviarrechnungen aufgeklärt haben, an ihn heran und sagt: „Verzeihung, Sir, ich höre, daß Sie ein berühmter Mann sind in U.S.A. Nehmen Sie meine Entschuldigungen entgegen, daß ich es nicht gewußt habe, und seien Sie versichert, daß meine Türen immer für Sie offenstehen." Charlie verkneift sich jede bittere Bemerkung über deutsche Gastfreundschaft und berliner „Dienst am Kunden" und notiert nur: „Ich höre ihn feierlich an, obgleich ich im Grunde die Situation sehr komisch finde. Der Mann gefällt mir nicht." Mir auch nicht; aber ich werde mich hüten, das zu sagen und daraus „verallgemeinernde" Schlüsse zu ziehen. So was gabs natürlich nur in der Inflation. Wenn Childe Harold und Charlie Chaplin sieben Jahre danach wieder des Weges fahren, finden sie uns mitten in den Vorbereitungen zu einer „Season" begriffen, wie sie London und Paris und die Welt noch nicht gesehen haben...

Berlin ist ihm trotzdem in gutem Gedenken geblieben, weil er dort allein Ruhe vor dem eignen Ruhm gefunden hat, der ihn im übrigen Europa, wo immer er ging und stand, aus Millionen leuchtender Augen anblickte, ihm aus hunderttausend erregten Kehlen entgegenschallte. Er hatte fort gewollt aus der „Wolke von Betriebsamkeit", die ihn in Hollywood umgab; aber er geriet dafür in einen Wirbelsturm von Feierlichkeiten, Empfängen, Aufläufen, Interviews, Besuchen, Bettelbriefen, Nachstellungen echter und falscher Familienangehöriger, aus dem er sich nur ganz selten und nur mittels Winkelzügen und Notlügen zu ein bißchen Eigenleben und Selbstbesinnung retten konnte. Seine ganze Europareise ist eine einzige entzückende Schlemihliade, deren Chronik sich fast liest wie das Drehbuch zu einem Chaplinfilm; die zugleich ergötzt und ergreift und vor der Lachen und Weinen zu dem gleichen Glücksgefühl zusammenrinnen, in das „The Kid" und „Pilgrim", „Zirkus" und „Goldrausch" die mit Auge und Herz begabte Menschheit versetzen.

Stresemann-Film von Morus

Emelka und Ufa

Die Kunst, öffentliche Mittel unter die Leute zu bringen, ist mannigfaltig und bietet immer neue Möglichkeiten. Diesmal wollen wir es mit der Münchner Lichtspielkunst A.-G. versuchen, und mit Gottes und Stresemanns Hilfe wird es uns gelingen.

Das Unternehmen der Herren von Lustig und Krauß, das am Alltag den häßlichen Namen ‚Emelka' führt, gehört — wir wollen es nicht verhehlen — zu den Zierden der deutschen Filmindustrie. Es datiert schon vom Jahre 1912 und eigentlich, da es aus der Firma P. Ostermayr hervorgegangen ist, bereits vom Jahre 1909 und hat in den zwei Jahrzehnten seines Bestehens kaum einen größern Unfall erlitten. Es nährt nicht nur seine Direktoren, woran es bei keiner Filmgesellschaft fehlt, sondern es zahlt auch eine Dividende. Kein Wunder, daß einer der vielen Engländer, die Schlesinger heißen, seine Hand nach dem kostbaren Gut ausstreckte.

Die Besitzer der Münchner Lichtspielkunst sagten nicht nein, denn Emelka ist gut, aber englisches Geld ist auch gut. Korrekt und vaterlandsliebend wie sie sind, machten sie sofort der Reichsregierung Mitteilung von dem englischen Volksbegehren und den Rückwirkungen, die sich daraus für die deutsche Kultur ergeben könnten. Sie sagten nichts, und die Regierung sagte nichts, und so gab ein Wort das andre. Am Ende der Unterredung stand ein Vertragsentwurf fest, wonach das Reich den vierten Teil der Emelka-Aktien zu einem Preise übernehmen sollte, der nur fünfundsiebzig Prozent über dem Börsenkurs lag. Allerdings sollte die glänzende Offerte bloß für die nächsten achtundvierzig Stunden gelten. Es war gewissermaßen eine Occasion, eine nie wiederkehrende Kaufgelegenheit.

Die Minister beeilten sich selbstverständlich, das Angebot vor den Reichstag zu bringen und es dem Parlament aufs wärmste zu empfehlen. Von Mister Schlesinger aus London ist es seitdem still geworden. Sicherlich wollte er die guten deutsch-englischen Beziehungen nicht stören; auch der Wettstreit der Nationen muß ja seine Grenzen haben. Das achtundvierzigstündige Ultimatum an die deutsche Regierung konnte verlängert werden, und das Reich hat also nach wie vor die günstigsten Chancen.

Die Regierungsaktion in Sachen Emelka ist bisher in der Öffentlichkeit unter den Namen Hilferding und Severing gelaufen, und wir wollen den beiden sozialdemokratischen Ministern das Ruhmesblatt nicht rauben. Tatsächlich blies der

Wind aus einer andern Ecke. Aus unerforschlichen Gründen ist in dem offiziösen Parlamentsbericht über die Emelka-Verhandlungen nur ganz beiläufig erwähnt worden, daß auch der Reichsaußenminister Doktor Stresemann den Ankauf der Emelka-Aktien befürwortet habe. Im Reichstag war man jedoch sehr erstaunt, daß gleich am zweiten Tage nach den Ferien Herr Stresemann, eben erst nach langer Rekonvaleszenz heimgekehrt, in eigner Person im Hauptausschuß des Reichstags erschien und mit diktatorischer Geste erklärte: „Ich wünsche, daß Sie heute noch die Emelka-Angelegenheit beraten." Dazu setzte er, wie jemand, der auf den Knopf drückt, wahrhaft bismarckisch, den Zeigefinger auf die Tischplatte. Die Abgeordneten ringsum vernahmen das Klingelzeichen, fügten sich der Autorität des hohen Gastes und berieten gleich drei Tage lang.

Was Stresemann zu diesem stürmischen Debut veranlaßt hat, ist nicht schwer zu erraten. Man weiß, wie er Hugenberg liebt. Es ist eine aufrichtige Feindschaft, die vom Herzen kommt und zu Herzen geht. Wenn er schon nicht den großen Filmbeherrscher Hugenberg vernichten kann, so möchte er wenigstens einen kleinen Stresemann-Hügel danebensetzen: Emelka soll sein Name sein. Freilich scheint Stresemann noch einen andern gefährlichern und kostspieligern Filmplan gegen Hugenberg in petto zu haben. Die Deutsche Bank besitzt in ihrem reichsortierten Nietenlager immer noch ein großes Paket Ufa-Aktien. Dieses Ufa-Paket soll sie jetzt, hoffentlich zu einem Preis, bei dem sie keinen Schaden erleidet, und gleichzeitig mit einem Posten Auto-Aktien, dem Reich offeriert haben. Herr Stresemann hat nicht übel Lust, durch dieses Tor mitten ins Hugenberg-Haus einzudringen. Was er dort eigentlich will, wissen die Götter, die ihm bekanntlich außerordentlich gnädig sind. Aber gegen das deutsche Aktienrecht und gegen einen mit Stimmrechtsaktien gepanzerten Mehrheitsbesitz, über den Hugenberg verfügt, sind auch die Götter meistens machtlos.

Herr Stresemann kommt zwar aus der Wirtschaft, aber er gehört halt zu den Politikern, die nicht zu rechnen verstehen. Ob es um seine Zeitungsgründungen, die ‚Tägliche Rundschau' und ‚Die Zeit' geht, oder ob es sich um den Etat des Auswärtigen Amtes handelt: es kostet leider immer mehr, als er sichs gedacht hat. Und so wird es auch bei der Emelka und der Ufa sein. Das Reich muß erst einmal seine Beteiligungen weit überzahlen, es darf künftig die Defizits decken und in allen Nöten als Geldgeber fungieren. Aber damit wird seine Filmmission auch erschöpft sein. Zu einer entschiedenen republikanischen Filmpolitik wird diese Regierung weder genug Einfluß noch genug Mut haben, und die nächste Regierung nicht einmal mehr den guten Willen.

35 Millionen für Schichau

Unsre Zukunft liegt, auch ohne Wilhelm, auf dem Wasser. Während im Plenum des Reichstags Groener seinen Panzerkreuzer bekommt, wird im Ausschuß gleich über die Werft verhandelt, auf der die nächsten fünf gebaut werden können.

Vor mehreren Jahren schon hat die Schichau-Werft in Elbing eine Subvention erhalten. Es war in der Zeit, in der jeder bessere Konzern sich vom Reich einen Sanierungskredit geben ließ. Schichau machte es mit 6,5 Millionen Mark sogar noch billig. Inzwischen wurden 10 Millionen daraus, und nun sind es bereits 18 Millionen geworden, die heimlich, still und leise nach Elbing wanderten. Aber auch damit ist dem veralteten, überzähligen Unternehmen nicht geholfen. Der Hauptkunde, Rußland, der früher bei Schichau seine Torpedoboote bauen ließ, braucht nicht mehr nach Elbing und Danzig zu gehen, die Werften in Leningrad reichen aus. Neue Kunden haben sich nicht eingefunden. Da man auf rationelle Weise die Werftanlagen nicht mehr verwerten kann, wäre es das Gegebene, daß man die Bude zumacht, wie man es in Stettin mit dem Vulcan getan hat.

Aber Elbing liegt im Osten, und der Osten ist ununterbrochen bedrohtes Gebiet. Also muß weitersubvenitioniert werden. Um die dringendsten Schulden abzudecken und die Werke ein wenig aufzufrischen, müssen noch einmal 17 Millionen hineingesteckt werden. Aber auch damit ist die Aufrechterhaltung des Betriebes noch nicht gesichert. Auf Konto Lohnzahlungen soll das Reich jährlich 4 Millionen Mark hergeben; die Summen reichten aus, um die 7—8000 Arbeiter, die heute bei Schichau geführt werden, auf geraume Zeit zu pensionieren. Man könnte auch damit irgend etwas andres, Aussichtsreicheres, im Osten aufbauen. Aber was würde das für einen Eindruck machen! Wenn die Polen hören, daß Deutschland die alte Schichau-Werft eingehen läßt, so werden sie bestimmt auf den Gedanken kommen, daß ihnen das Reich demnächst freiwillig Ostpreußen übergibt, womöglich noch mitsamt dem Panzerkreuzer. Also wollen wir mal ein bißchen Prestigepolitik treiben und den Polen zeigen, was deutsche Steuerkraft vermag. Wenn die Werften aber erst wieder im Schuß sind, so müssen wir natürlich auch dafür sorgen, daß sie Arbeit bekommen. Da sich aber die freiwilligen Aufträge künftig auch nicht häufen werden, wird nichts andres übrig bleiben, als daß das Reich durch Marineaufträge nachhilft.

Dann aber wird sich alles zum Guten wenden, Groener bekommt seine nächsten Schiffe, die Rüstungsindustrie bekommt neue Aufträge, die Eisenarbeiter bekommen mehr zu tun und brauchen deshalb weniger Lohn. Und wenn sich dazu noch die schwedischen Inhaber der Schichau-Werft naturalisieren lassen, so ist die Patentlösung vollkommen.

Bemerkungen

Auch Einer

Dr. Max Naumann, der Führer des Verbandes nationaldeutscher Juden, hat in der durchaus deutschnationalen ‚Berliner Börsen-Zeitung' unter dem Titel „Grischa-Kunst" ein sechsspaltiges Elaborat, sagen wir: geschrieben, das sich mit dem Buch von Arnold Zweig befaßt.

Zur Kenntnis des Lesers: Der Jude Max Naumann vertritt politisch den sogenannten nationalen Standpunkt, er ist der Fürsprecher eines Fähnleins schwarz - weiß - roter jüdischer Deutscher. Wenn Juden dumm sind, so sind sie es gleich ganz, aber schließlich geht es die Literatur nichts an, wenn einige Naumänner national mit nationalistisch und reaktionär verwechseln.

Was aber die Literatur interessiert, ist die kritische Tätigkeit Naumanns. Eine überflüssige, rein persönliche Infamie, denn in einem Motto gibt die Schriftleitung der ‚Berliner Börsen-Zeitung' zu wissen, daß das Buch Zweigs ja von ihr selbst bereits ausführlich verrissen worden sei. Aber wenn der Jude Naumann nun gegen einen Glaubensgenossen vom Leder zieht, so ist das doch für die deutsche Leserschaft der ‚Börsenzeitung' ein Fressen, das man sich nicht entgehen lassen darf.

„Diese Betrachtung ist keine Buchkritik", behauptet Naumann zu Beginn seiner Ausführungen. Nein, das ist sie wirklich nicht, sondern eine Unverschämtheit, erheblich verstärkt durch Borniertheit. „Das Buch vom Sergeanten Grischa ist nach meinem ehrlichen Glauben ein Gifttrank für das deutsche Volk. Ich wähle grade dieses Buch als Beispiel, weil der Verfasser — wie ich — ein Jude ist und weil die geschickte Form, in der es undeutsche und gefährliche Gesinnung darreicht, gerade deutsche Volksgenossen jüdischen Stammes zum Irrtum verleiten könnte ..."

Nun sollte man annehmen, daß Naumann wenigstens den Versuch eines Beweises antritt. Aber so was geht weit über seinen Horizont. Sein Horizont ist der der dümmsten nationalistischen Dreikäsehochs: Der politische Gegner ist „undeutsch", einfach weil er nicht meiner Meinung ist, und wer nicht ganz genau wie ich denkt, ist ein Vaterlandsverräter. Basta. Argumente, deren sich heute kaum noch ein paar angeworbene Agitationsredner auf dem plattesten Lande während des Wahlkampfes bedienen dürften. Und um sich mehr Rückgrat zu geben, zerrt er den in diesem Falle leider wehrlosen General Seeckt heran, um zu beweisen, daß Arnold Zweig auch so ein undeutscher Pazifist sei, der eigentlich an die Laterne gehöre.

Zum Schluß heißt es dann: „Es war eine Zeit, zu der Bücher wie dieses vom Schinder verbrannt wurden ... Aus der Abwehr der Herzen aber müssen Flammen emporschlagen, die dieses Buch und jedes andre Buch dieser Art verzehren, ohne daß erst ein Schinder bemüht wird, den Holzstoß zu entzünden." Solche Sätzchen entstehen, wenn einer wie Naumann den Federhalter in die Hand nimmt.

Den kalten Spott, den Doktor Max Naumann von seiner christlich-deutschnationalen Leserschaft dafür in Zahlung bekommt, daß diese zusehen darf, wie ein Jude dem andern Dreck in die Augen spritzt, nur weil dieser wagt, eine eigne Meinung zu haben, — den Spott mag er tragen wie er will. Und da er imstande ist, auch dem heißen Ekel, den wir über ihn empfinden, mit jener Würdelosigkeit entgegenzublinzeln, die ihm ja auch erlaubt hat, einen Verein zu gründen und hin und wieder die Öffentlichkeit zu be-

lästigen, so wollen wir ausdrücklich auf die Abwehr der Herzen, den Schinder und den Holzstoß verzichten.

So wie er da lebt, redet und schreibt, ist er ein Kuriosum, das nur neben dem deutschen Komposthaufen für Politik und Literatur gedeihen darf. Wo anders würde mans lächelnd weggekehrt haben.

Heinz Pol

Auf dem Nachttisch

kann auch manchmal das Grammophon stehn. Ist die Grammophon eigentlich Masculinum oder Neutrum? Ich werde das nie lernen. Ich kann ihn, es nur aufdrehen — dann lauft er. Nachts lasse ich leise Jack Hylton spielen — das beruhigt ungemein. Was von Hylton bei Elektrola erschienen ist, ist beinah alles gut im Thema — immer ersten Ranges in der Wiedergabe. Wie die fetten Saxophone den Rhythmus zusammenhalten! wie die Geigen ziehn! die Klaviere klopfen! die kleinen Männerstimmen singen — so kann ich auch singen, aber ich tus nicht. Es ist zu schön. Manchmal zünde ich einen Walzer an: „Wie schön sind doch die Tränen einer Braut —", nein: „Where are there tears in your eyes?", das hat er schon dreihundertvierzehn Mal spielen müssen. Der Doktor Lehmann hat auf seinen Lieblingsplatten einen kleinen Postzettel kleben: „EILT SEHR" steht darauf. Ich fragte ihn, was es zu bedeuten hätte. „Eilt sehr meinem Herzen zu —" sagte er. Jack Hylton eilt meinem Herzen zu.

Ich habe ihn in Paris gesehn, zweimal in einer Woche. Der kleine, dicke Bauernjunge hampelte da vor seinem Orchester umher, und den Jungens machte das einen Spaß! Der weiß, was Musik ist.

Konservenmusik? Meinetwegen: ich kann ihn mir nicht engagieren — und im Radio muß ich mir die paar guten Jazz-Konzerte mit so viel dummen Vorträgen erkaufen — „Das Kaninchen als gesellschaftsbildendes Element im achtzehnten Jahrhundert" — oder „Der Kleinkalibersport als Abführmittel. Lassen Sie sich durch den Darm gesund schießen!" — da drehe ich schon lieber den oder das Grammophon auf, den Zwitter. Ich kaufe mir in fremden Ländern, in die ich komme, immer Grammophonplatten, zur Erinnerung — aber „Grammophon" und die Sache mit Lola Elektrola sind wirklich gut gemacht. Horch, er spielt, der Hylton . . . na? es wird dunkler und dunkler, jetzt läßt er nach, nun ist es ein Trauermarsch im Baß, er gurgelt, nun macht er wie Grock: „Boaaa —" gleich hat er ausgeröchelt . . . Ich muß ihn aufziehen. A toute à l'heure —!

Peter Panter

Der unzüchtige Architekt

Dieser Tage wird sich im wiener Landesgericht hinter verschlossenen Türen einer der seltsamsten Menschen dieser an seltsamen Erscheinungen nicht armen Zeit gegen die Anklage der Kinderschändung zu verantworten haben: Adolf Loos, der Architekt, der die schmucklose Häuserfassade der Größstadtbauten und der Landvillen gegen die sinnlose Zierwut der achtziger Jahre durchgesetzt hat, Loos, der Wegbereiter Peter Altenbergs, Schönbergs, Kokoschkas. Dieser vom Zauber des Genialischen und vom starken Charme seiner Persönlichkeit verklärte, bezaubernde Herr soll, wie man sich vielleicht erinnert, eine Achtjährige und eine Zehnjährige „zur Befriedigung seiner Lüste" — so heißt es im § 128 des österreichischen Strafgesetzes — „geschlechtlich mißbraucht" haben, und wenn das Gericht ihn für schuldig befinden sollte, so wird er fürderhin für seine Mitbürger kein bezaubernder Herr mehr sein, sondern ein verächtlicher Lustgreis.

Man denke sich diesen Mann in seiner gut eingerichteten Bürgerwohnung, wie er zwei Proletarierkinder eben gebadet hat; sie haben schon bemerkt, daß er, Rötel und Zeichenblock in Händen, ihre kindlichen Andeutungen beim Bad mit vergnügtem Lächeln zu beantworten wußte, und jetzt balgen sie sich auf dem riesigen Eisbärfell, das sein Bett über Tags deckt. Er sitzt in einer Ecke, lachend zeichnet er. Und ihr Übermut läßt sie all die Dinge treiben, die sie sonst nur in steter Angst vor den erwachsenen Feinden spielen dürfen. Sie zeigen auf dem Eisbärfell, wie es die Erwachsenen bei der Liebe machen, und wie es diese Kinder sonst nur in den stinkenden W.-C.s der Schulen, unter nachtdunklen Haustoren oder in den Ecken finsterer Proletarierhäuser wagen dürfen. Zeigen, mit der natürlichen Unbefangenheit der acht- und zehnjährigen Mädchen sich balgend, das Liebeseinmaleins der Erwachsenen, die Komplikationen dieses Einmaleins und noch viel mehr. In seiner Ecke zeichnet Loos. Einmal steht der Architekt auf, nimmt die Kleinere her und sagt ihr, sie möge sich im anschließenden Badezimmer nochmals waschen. Schließlich schickt er die beiden Kinder heim, verspricht ihnen, sie der französischen Kinderaustauschaktion einer befreundeten Philanthropin zu empfehlen. Und das Ergebnis dieses Tages sind ein paar Zeichnungen, über deren Qualität man streiten kann, und ein weit weniger zweifelhaftes Strafverfahren, das nun zum Sensationsprozeß ausgereift ist; und Loosens ehrliche Empörung, daß es in Wien zwar genau so wie in Paris, Berlin oder Neapel eine Kinderprostitution gibt, daß aber ein Künstler wie er von dieser Institution nicht einmal als Zeichner Notiz nehmen darf.

In Mitteleuropa setzt nach solchem Vorfall ein Inquisitionsverfahren ein, das wahrscheinlich humoristisch durchgeführt und vielleicht tragisch enden wird. Was bisher geschah, gibt einen Vorgeschmack: Loos kommt vor den Untersuchungsrichter. Er erzählt offen, er habe die Kinder gebadet, kaum berührt, gezeichnet und sicher nicht geschändet; schon weil an diesen Acht- und Zehnjährigen nicht mehr viel zu schänden war. Er spricht von der Kinderprostitution. Daraufhin nimmt die Inquisition die Kinder nochmals vor. Zu Hause sind sie fürs Verhör wie für eine Konfirmation gekleidet und instruiert worden. Der Untersuchungsrichter, ängstlich, sich des gleichen Verbrechens schuldig zu machen, fragt sie dezent etwa folgendermaßen: Wie heißt der weibliche Geschlechtsteil? Sie wissen es nicht. Und der männliche? Sie wissen es nicht. Wie kommen Kinder auf die Welt? Der Storch bringt sie, sagt die eine; aber das mag eine Legende sein. Sie wissen jedenfalls nichts, gar nichts und sind unschuldig, als hätten sie nie Loos demonstriert, was sie durch offene Fenster oder löchrige Vorhänge den Erwachsenen abgeguckt haben.

Und nun hat man gegen Loos die Anklage erhoben, hat den Prozeß für Mitte November anberaumt. Nochmals wird der Öffentlichkeit die Alternativfrage vorgelegt: Hat er oder hat er nicht? Man wird Loos schuldig sprechen, wenn zwei ahnungslose Schöffen ihn für schuldig halten; man wird ihn vielleicht frei lassen, wenn die Psychiater seine angebliche dementia senilis als Strafausschließungsgrund anerkennen wollen. Nur über eines wird man nicht sprechen: über die Kinderprostitution. Denn von dieser Institution kann man in Verhören, wie sie im Fall Loos angestellt worden sind und sicher in tausend andern Fällen von züchtigen Untersuchungsrichtern angestellt werden, schwerlich Kenntnis erhalten. Besser ists, ein Mensch wie Loos geht zugrunde, als daß die Justizgewalt von solchem Greuel amtlich Kenntnis nimmt.

Friedrich Strindberg

Cäsars Frau

Frau Lunatscharsky hat große Pläne. Sie will die Filme Harry Piels und gewisse Erzeugnisse amerikanischer Filmkunst niederringen. Will sie etwa „Potemkins" schaffen? Man könnte es glauben, wenn man an das Theater denkt, das sie in Moskau leitet oder an das Interview, das sie neulich dem ‚Berliner Börsen-Courier' gab.

Frau Lunatscharsky hat so wenig Vertrauen zu ihrem eignen Talent und ihrem Ruf, daß sie glaubt, den Namen ihres Gatten benutzen zu müssen, des Herrn Anatol Wassiliewitsch Lunatscharsky, Volkskommissar, Dramatiker, Romancier, Lyriker, Essayist etcetera, außerdem Marxist, Freudianer etcetera, von dem übrigens in einem großen berliner Verlag demnächst die gesammelten Werke erscheinen. (Ob darunter wohl auch die berühmten, ehemals von Lenin verdammten Schriften sind?)

Frau Lunatscharsky ist nicht kommunistischer als die verstorbene Isadora Duncan, sie hat nicht einmal deren freimütige und kräftige Ursprünglichkeit, wenn sie in Gedanken an ihren Mann Karl Marx und Darwin zitiert. Madame spielt die gelehrte Frau! Nachdem sie zuerst den Verfasser des „Kapitals" und dann den Entdecker der „Entstehung der Arten" gefeiert hat, zitiert Frau Lunatscharsky, Gattin des Volkskommissars, die Dichter Scribe und Victorien Sardou. In Wirklichkeit kompromittiert Frau Lunatscharsky Anatol Wassiliewitsch, oder soll man glauben, daß dieser Scribe und Sardou unterm Kopfkissen liegen hat?

Frau Lunatscharsky spricht von „ihrem" Theater, dem „Kleinen Theater" (eine schlechte Kopie der „Comédie Française", die immerhin ...); aber kein Wort über Meyerhold, kein Wort über sein Theater, keine Erwähnung der mutigen Regisseure und Künstler, denen es gelungen ist — oft unter den schwersten Umständen —, in Sowjetrußland ein neues Theater zu schaffen, dessen Einfluß sich über die ganze Welt ausbreitet.

Henri Guilbeaux

Unromantische Erotik

In Marseille, im alten Hafenviertel, schlendre ich durch die Rue de Bouterie. Ein kleines Mädchen, das dort seinen tristen Laden hat, spricht mich an. Wir unterhalten uns eine Weile.

„Ein anstrengender Beruf", sage ich.

„Tja".

„Wieviel Männer kommen zu Ihnen an einem Tage?"

„Zehn bis fünfzehn, am Sonntag bis zu dreißig."

„Furchtbar."

Sie zuckt die Achseln.

„Oui, Monsieur, ça ennuie le ventre."

Ernst Toller

Hauptmann und der Höckerschwan

Bengt Berg lockte für Deutschlands großen Dichter von den Inseln die gefiederten Bewohner, die Wildgänse, die Brautenten, bis in gläubiger Verbundenheit der große Höckerschwan Hals und Kopf in Gerhart Hauptmanns Hände fügte.

Aus „Für die Frau", Beilage der Frankfurter Zeitung

Bitter ernst!

Zwei Studenten der Geschichtswissenschaft unterhalten sich. „Was nehmen Sie für Nebenfächer im Examen?" — „Philosophie und Turnen!"

Liebe Weltbühne!

Ort der Handlung: ein londoner Lasterclub zur Rokokozeit. Der Lord spricht zum Roué: „Bei Ihnen, lieber Freund, ist mir nur zweifelhaft, ob Sie am Galgen oder an einer maladie vénérienne enden werden." Darauf der Roué zum Lord: „Das wird ganz davon abhängen, ob ich mir die Grundsätze oder die Maitresse Eurer Lordschaft aneigne."

Antworten

Frl. Hauptmann, Sekretärin bei Herrn Bert Brecht. Sie übersenden mir zum Abdruck den folgenden in Schreibmaschinenschrift mit „Brecht" gezeichneten Brief, dessen Echtheit ich indessen nicht zu bezweifeln wage, da ich durch Lesen von Brechtkommentaren beschlagen genug bin, auch in dieser bescheidenen Nebenarbeit den oft gerühmten balladesken Stil Ihres hohen Prinzipals zu erkennen. Also: „Kleiner Brief an einen Kahn. Werter Herr, ich sehe mich leider gezwungen, Ihnen zu gestehen, daß ich einen Fehler gemacht habe. Als Sie vor der 25. Aufführung der Dreigroschenoper, wo ich mich, um die schönen Scherenschnitte der Lotte Reiniger aufhängen zu helfen, im Foyer herumtrieb, auf mich zustürzten mit dem Ersuchen, Ihnen einen besseren Platz zu verschaffen, hätte ich Sie zweifellos nicht abweisen sollen. Es war reine Hybris, Sie haben vollständig recht, wahrscheinlich war mir der Erfolg zu Kopf gestiegen. Sie sagten gleich, es wäre im Interesse einer objektiven Kritik wichtig, daß ich Ihnen einen Platz weiter vorn verschaffte. Ich meinte damals, daß Ihr Platz für eine objektive Kritik nicht zu weit hinten sei, aber da habe ich mich eben getäuscht. Jetzt Ihre Kritik lesend, sehe ich ein, daß ich unrecht und Sie recht hatten: Ihr Platz war für eine objektive Kritik zu weit hinten. Brecht." Hierzu schreibt uns Harry Kahn, obgleich ich ihn dringend bat, von einer Darstellung abzusehen: „Sechs Wochen nach meiner Besprechung der „Dreigroschen-Oper", jetzt auf einmal geht Herrn Brecht auf, wo der Hase im kritischen Pfeffer liegt; jetzt auf einmal weiß er, warum ich in den Korybantenchor um das von ihm mitverfaßte Werk nicht einstimmen konnte. Was er aber anscheinend nicht weiß, das ist die Tatsache, daß ich erst darüber schrieb, nachdem ich es, und zwar von einem (durch den Dramaturgen des Hauses selbst freundlicherweise besorgten) ausgezeichneten Platz, mehr als eine Woche nach jenem Renkontre mit dem Mitverfasser, zum zweiten Mal genossen hatte. Aber trotzdem hat der selbstverständlich mit seinem Verdacht ganz recht: ich habe ja auch (in der Nummer vom 17. Januar 1928!) seiner Komödie ‚Mann ist Mann' allerhand am Zeuge geflickt, weil ich zwar von der Volksbühne einen glänzenden Platz, aber keine Gratiswürstchen bekommen hatte; und ich habe drei Wochen darauf (in der Nummer 7) bedauert, daß ‚die größte Hoffnung' (der jungen deutschen Dramatik) „sich in unwegsame Dschungel verlaufen" habe, aus keinem andern Grund als, weil ich auf die herrliche Lederjacke dieser Hoffnung, Bert Brecht geheißen, neidisch war. Aber „Leatherjackett or Plusfours" — um im anglomanen Jargon seines Kreises zu bleiben —: ich attestiere Brecht gern, daß die „Dreigroschen-Oper" weit mehr Humor aufweist als sein jüngstes, mir gewidmetes Opus, und daß ich mich für ihn sehr freue, wenn er an ihm so viel verdient, daß er die Ruhe zum Ausreifenlassen des wirklichen Dramas der Zeit gewinnt, das wir alle noch von ihm erwarten." Ich war nicht der Meinung, daß Harry Kahn Veranlassung hatte, auf eine so unqualifizierbare Verdächtigung zu antworten. Kahn hat damals sachlich geurteilt, Herr Brecht erwartet Lob und unterstellt niedrige Motive, weil unser Kritiker ihm nicht das gewünschte Quantum Lorbeer geliefert hat. Ein törichter Terrorisierungsversuch, eines Dichters wie Brecht nicht würdig.

Günther F. Peter Panter dankt schön. Einen stillen Schluck auf seine Leute hat er getrunken; das Geld hat er der „Roten Hilfe" überwiesen.

Fritz Böhme. Sie schreiben: „Sie haben in Nr. 30 der ‚Weltbühne' vom 24. Juli 1928 unter der Überschrift: „Brief an einen Tanzkritiker" einen Brief des Herrn Artur Michel gebracht. Diesen berichtige ich wie folgt: Unrichtig ist, daß mein Artikel „Terpsichore

auf dem Kriegspfade" in der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' eigens gegen Herrn Artur Michel veröffentlicht worden ist. Richtig ist, daß ich die Situation, wie sie sich in Presse und Publikum nach dem Tänzerkongreß in Essen darstellte, sachlich zu klären versuchte. Unrichtig ist, daß ich nicht den Mut gefunden habe, den Namen des Herrn Artur Michel zu nennen. Richtig ist, daß ich hierzu keine Veranlassung hatte, da sich mein Artikel gar nicht gegen Herrn Artur Michel persönlich richtete. Unrichtig ist, daß ich kürzlich zugegeben habe, nicht bloß Kritiker, sondern zugleich Angestellter einer Labanschülerin zu sein. Richtig ist vielmehr, daß ich nicht Angestellter einer Labanschülerin bin und auch niemals erklärt habe, Angestellter einer Labanschülerin zu sein. Ich habe bei einer Reihe von Schulen, nämlich bei der Herta-Feist-Schule in Berlin, der Jutta-Klamt-Schule in Berlin und an den Folkwang-Schulen in Essen Vorträge gehalten, bin aber niemals Angestellter dieser Schulen gewesen. Unrichtig ist, daß ich „hinter den Kulissen des Kultusministeriums ungebeten" eine Rolle gespielt habe. Richtig ist, daß ich eine „Denkschrift über die Erhöhung des Bildungsniveaus des Standes der Tänzer" an den Preußischen Kultusminister Dr. Becker gerichtet habe." Ich habe Ihnen den Gefallen getan, Ihre Zuschrift zu veröffentlichen. Und jetzt tanzen Sie bitte anderswo weiter.

Schlageter-Freund. Was das „Kriegerdenkmal" für den erschossenen Schlageter bedeuten soll, für das sich die Herren Eckener und Hagen und Rudolf Herzog und Luther und Mahraun begeistern? Aus allen Veröffentlichungen, die die nationale Presse enthalten hat, geht deutlich hervor, daß sich hinter dieser Agitation für einen höchst dubiosen Abenteurer die Revanche verbirgt. Was dabei an Haß und Gemeinheit gegen Frankreich heraussprudelte, ging nicht einmal auf die Haut derer, die sie bei dem Ruhrabenteuer nicht zu Markte getragen haben. Schlageter ist für die Nationalisten ein Vorwand: gemeint ist die Störung des europäischen Friedens, gemeint ist Frankreich.

Diesem Heft liegt ein Verzeichnis der neuen Bücher des Insel-Verlages bei, das wir der freundlichen Beachtung unserer Leser empfehlen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Ist Schacht geeignet? von Carl v. Ossietzky

Wenn man um die Jahrhundertwende einen Mann nennen wollte, der die inkarnierte Sozialreaktion war, so nannte man den Freiherrn von Stumm, den Despoten von Saarabien. Heute nennt man in gleicher Eigenschaft Herrn Hjalmar Schacht, der bald mit dem Vertrauen aller schaffenden Stände beladen als deutscher Reparationskommissar dem Feindbund die Stirn bieten soll.

Hjalmar Schacht ist in seine jetzige Rolle erst sehr spät aber dann sehr schnell und gründlich hineingewachsen. Der Währungskommissar vom Spätherbst 1923 war ein moderner sozial denkender Mann, der natürliche Widerpart Havensteins und Helfferichs, der Kandidat jenes linken Republikanertums, das man etwa in der ‚Kreuzzeitung' den „Asphaltliberalismus" zu nennen pflegt, und das damals, weitestem Volksempfinden entsprechend, einen unverbrauchten Mann wünschte gegen die schwerindustriellen Cliquen und gegen die bösartige Fronde der vermotteten Reichsbankpaschas.

Die waren gegen den Eindringling aufs äußerste erbittert. Sie wünschten Helfferich, der noch heute in der nationalen Legende als Währungsstabilisator fortlebt. Und als der greise Havenstein, erschüttert über das frühe Ende der Inflation, sich in jenen Himmel begab, wo unter einem assignatengeschmückten Baldachin John Law zum Empfang harrte, da begegnete Schachts Kandidatur einem ungewöhnlich wilden Widerstand. Daß diese Resistenz mit erheblicher Schärfe durchgeführt wurde, das war auch damals nicht unbekannt, was für Formen sie indessen angenommen hatte, das ergibt sich erst heute aus ein paar Schriftstücken vom Dezember 1923, die uns ein liebenswürdiger Zufall auf den Tisch geweht hat.

Ich lasse die Dokumente hier folgen; sie bedürfen keiner Erläuterung.

Reichsratsausschüsse II und V.
Berichterstatter: Staatsrat Dr. von Wolf.

Reichsbankdirektorium. *Berlin, den 17. Dezember 1923.*

Auf das gefällige Schreiben vom 14. Dezember 1923.

Nach reiflicher Prüfung sind wir einstimmig zu der Auffassung gelangt, daß der Währungskommissar Herr Dr. Schacht sich für den Posten des Reichsbankpräsidenten in keiner Weise eignet.

Herr Dr. Schacht war bisher in der Leitung von Kreditbanken tätig und ist in dieser Eigenschaft nach außen hin wenig hervorgetreten. Eine irgendwie hervorragende Stellung nahm er im Bankwesen nicht ein. Mit dem Betrieb einer Notenbank, der sich von dem Geschäftsbetriebe der Kreditbanken durchaus unterscheidet, hatte er bisher kaum eine Berührung; praktisch ist er damit nicht vertraut und theoretisch hat er sich unsres Wissens auf diesem Gebiete kaum betätigt. Vor allem aber vermissen wir an ihm die schöpferische Kraft, deren wir zur Wiederaufrichtung unsrer Währung bedürfen. Wie die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung' (Nr. 581 vom

14. dieses Monats) berichtet, hat er allerdings in Hamburg am 13. dieses Monats in einer über den Stand des Währungsproblems gehaltenen Rede sich dahin geäußert, daß es ihm gelungen sei, seit dem 20. November die Mark zu stabilisieren, eine seit Jahren zwar erhoffte, aber nie eingetretene Tatsache. Aber die hier mit Recht konstatierte Befestigung der Mark ist, wie jeder Kenner weiß, durchaus die Folge der Durchführung des Rentenbankprojekts, das bekanntlich nicht von Herrn Schacht, sondern von Herrn Dr. Helfferich herrührt, und dessen Verwirklichung Herr Dr. Schacht bekämpfte und zu hindern versuchte. Überdies hat grade er nach Einführung der Rentenmark sich mit Entschiedenheit dafür eingesetzt, daß der von der Reichsbank festgehaltene Dollarkurs über den Betrag von 4,2 Billionen hinaufgesetzt werde und er ist davon erst auf unsre dringenden Gegenvorstellungen hin abgekommen.

Unter diesen Umständen können wir aus seiner bisherigen Tätigkeit als Währungskommissar einen Grund für seine Qualifikation zum Reichsbankpräsidenten nicht entnehmen. Im Gegenteil, bei mehreren Verhandlungen, an denen wir beteiligt waren, haben wir an ihm die Festigkeit vermißt, deren es für die Durchführung eines bestimmten klaren Währungsprogramms unbedingt bedarf.

Dazu kommt der bekannte Vorgang in Brüssel. Die Schriftstücke, die auf diesen Vorgang sich beziehen, und die der Reichsbank seinerzeit amtlich zugingen, sind in dem der Reichskanzlei übermittelten Aktenstück vereinigt. Ihr Inhalt darf von uns als bekannt vorausgesetzt werden.

Die Akten ergeben zunächst, daß Herr Dr. Schacht, welcher der Dresdner Bank als (stellvertretender) Direktor angehörte, aber in die Bankabteilung beim Generalgouvernement berufen war, im Interesse der Dresdner Bank Anträge auf Überweisung belgischer Noten bei der Armeeintendantur gestellt hat. Damit verstieß er gegen die Pflichten, die ihm seine amtliche Stellung auferlegte. Wir möchten indessen diesen Verstoß nicht streng beurteilen, denn Herr Dr. Schacht gehörte eben seiner ganzen Ausbildung und bisherigen Tätigkeit nach nicht der Beamtenwelt, sondern der Geschäftswelt an, und es ist an sich denkbar, daß ein Geschäftsmann in solchem Falle sich für berechtigt halten mochte, so zu handeln, wie Herr Dr. Schacht tat. Viel bedenklicher und für uns entscheidend ist, daß er in der Referentenbesprechung vom 3. Juli 1915, über den Sachverhalt befragt, die dieserhalb an ihn gerichteten Fragen unaufrichtig beantwortete und am 5. Juli 1915, als die Unaufrichtigkeit seiner Angaben erwiesen war, sich durch eine „spitzfindige Auslegung" seiner Äußerungen zu rechtfertigen suchte. Seine Unaufrichtigkeit ergibt aber auch, daß das, was er im Interesse der Dresdner Bank getan hatte, ihm selbst offenbar nicht unbedenklich erschien, denn andernfalls hätte er sein Verhalten in der Referentensitzung offen zugegeben. Dementsprechend hat der Staatssekretär des Innern die Verfehlung des Herrn Dr. Schacht, der inzwischen sein Amt in der Bankabteilung niedergelegt hatte, durch den Bescheid vom 3. August 1915 getadelt, und mit Fug und Recht schließt der damalige Geheime Oberfinanzrat, jetzige Staatssekretär, Dr. Schröder seine aktenmäßige Aufzeichnung vom 6. Juli 1915 mit den Worten: Die (gegen Herrn Dr. Schacht festgestellte) „Verschleierung stellt einen solchen Mangel an Offenheit dar, daß ein vertrauensvolles Zusammenarbeiten mit ihm mir nicht möglich erscheint". Der ganze Vorgang ist in weiten Kreisen bekannt. Er schließt unsres Erachtens die Berufung des Herrn Dr. Schacht an die Spitze des Reichsbankdirektoriums aus, mag er ihn auch für andre Stellungen nicht disqualifizieren. Denn der Reichsbankpräsident muß unter allen Umständen eine absolut makellose Vergangenheit haben; seine unbedingte Uneigennützigkeit, Lauterkeit und Zu-

verlässigkeit darf nicht der leisesten Anzweiflung unterliegen, an ihm darf nicht das kleinste Stäubchen haften; andernfalls verliert er das Vertrauen in der Bevölkerung und die Autorität in der Geschäfts- insbesondere in der Bankwelt. Weiterhin aber verliert er auch die Autorität gegenüber der ihm unterstellten Beamtenschaft, deren unbedingt erforderliche Intregität Schaden leiden muß, wenn sie den an ihrer Spitze stehenden Mann selber nicht für unbedingt integer hält. Wir bitten, diese große und schwere Gefahr nicht zu unterschätzen; sie ist umso größer und schwerer, als die leidige, wie erwähnt schon jetzt in weiten Kreisen bekannte Angelegenheit für den Fall der Wahl des Herrn Dr. Schacht sicher zur Kenntnis der breitesten Öffentlichkeit gelangen wird.

Nach alledem lehnt das Reichsbankdirektorium die Berufung des Herrn Dr. Schacht einstimmig und entschieden ab. Wir bitten dringend und hoffen zuversichtlich, daß uns nicht eine Persönlichkeit als Präsident aufgezwungen wird, mit der auch uns, um die Worte des jetzigen Staatssekretärs, Herrn Dr. Schröder, zu gebrauchen, „ein vertrauensvolles Zusammenarbeiten nicht möglich erscheint".

Wir halten uns für verpflichtet, unter diesen Umständen eindringlichst und ausdrücklichst noch einmal zu betonen, daß unsrer festen Überzeugung nach der von uns in dem Schreiben vom 4. dieses Monats vorgeschlagene Dr. Helfferich die einzige uns bekannte Persönlichkeit ist, welche die Qualifikation zum Reichsbankpräsidenten im vollsten Maße besitzt. Neben genauester theoretischer Kenntnis und neben Vertrautheit mit dem Geschäftsleben hat er allein die schöpferische Kraft, deren wir unbedingt bedürfen, um die deutsche Währung wieder aufzurichten. Das von ihm entworfene und zur Verwirklichung gebrachte Projekt der Rentenbank beweist dies. Er besitzt die Fähigkeit, auf der von ihm geschaffenen Grundlage einen Neubau zu errichten. Er besitzt in den Kreisen der Landwirtschaft, des Handels, der Industrie und der Bankwelt das erforderliche Vertrauen. Er besitzt unsres Wissens dies Vertrauen auch im Ausland. Daß er aus dem politischen Leben für den Fall seiner Ernennung zum Reichsbankpräsidenten ausscheiden würde, ist von uns bereits erwähnt. Bei der ganz außerordentlichen Wichtigkeit, welche der Neubesetzung des Postens nach Lage der Verhältnisse zukommt, können unsres Erachtens parteipolitische Erwägungen, die sich auf die Vergangenheit des Herrn Dr. Helfferich gründen, überhaupt nicht maßgebend sein; sie müssen zurücktreten, wo es sich um eine für den wirtschaftlichen Aufbau unsres Vaterlandes überaus wichtige, vielleicht entscheidende Frage handelt.

Wir richten deshalb an die Reichsregierung und die Regierungen der Länder die inständige und dringende Bitte, der Reichsbank in der schwierigsten Lage, in der sich vielleicht jemals eine Notenbank befunden hat, den Führer nicht zu versagen, dessen sie bedarf und dem sie mit Vertrauen folgen kann.

Eine Aufzeichnung über die vom Zentralausschuß abgegebene Meinungsäußerung fügen wir bei. Dem Herrn Berichterstatter des Reichsrats haben wir im Interesse der Beschleunigung eine Abschrift dieses Schreibens zugehen lassen.

Reichsbank-Direktorium.

gez. von Glasenapp. *gez. v. Grimm.*

An den Herrn Staatssekretär in der Reichskanzlei, Berlin.

*

Reichsbank. *Berlin, den 17. Dezember 1923.*

In der heutigen Sitzung des Zentralausschusses der Reichsbank, welcher die in der Anlage genannten Mitglieder des Zentralausschusses beziehungsweise Stellvertreter von Mitgliedern beiwohnten, gab

der Vorsitzende den Erschienenen von dem Inhalt des Schreibens des Herrn Staatssekretärs der Reichskanzlei vom 14. dieses Monats Kenntnis, wonach das Reichsbankdirektorium ersucht wird, zu der Eignung des Währungskommissars Dr. Hjalmar Schacht zum Präsidenten des Reichsbankdirektoriums Stellung zu nehmen und eine gutachtliche Äußerung des Zentralausschusses der Reichsbank darüber herbeizuführen.

Es fand eine eingehende Besprechung über die Eignung des Herrn Dr. Schacht für diese Stellung statt. Dabei bat Herr von Siemens um Auskunft über Gerüchte, die sich an die frühere Tätigkeit des Herrn Dr. Schacht in Brüssel knüpften. Auf diese Anfrage hin brachte der Vorsitzende den von Herrn Geheimen Oberfinanzrat Schröder verfaßten Bericht vom 6. Juli 1915 und das Schreiben des Herrn Staatssekretärs des Reichsamt des Innern an Herrn Dr. Schacht vom 3. August 1915 zur Verlesung.

Im Verlaufe der Erörterungen sprachen sich für die Eignung des Herrn Dr. Schacht zum Reichsbankpräsidenten die Herren v. Mendelssohn, Kube und Kopetzky aus, während die Herren v. Schwabach, Dr. Salomonsohn, Baron v. Oppenheim, v. Siemens, Baltrusch, Jursch und Dr. Roesicke sich aus den verschiedensten Gründen gegen diese Kandidatur aussprachen.

Aus den Darlegungen dieser Herren ist hervorzuheben, daß Herr Freiherr v. Oppenheim erklärte, er halte sich für ermächtigt, namens des besetzten Gebiets, und zwar nicht allein namens der Banken, sondern auch namens der Industrie und des Handels ganz offen zu erklären, daß Herr Dr. Schacht im besetzten Gebiet nicht das Ansehen genieße, welches ein Reichsbankpräsident ihrer Ansicht nach haben müsse.

Herr v. Schwabach stellte schließlich den Antrag, durch Beschluß auszusprechen, daß der Zentralausschuß

1. den Herrn Dr. Schacht für die Stellung des Reichsbankpräsidenten nicht für geeignet halte;
2. nach wie vor der Meinung sei, daß Herr Dr. Helfferich der weitaus geeignetste Kandidat für dieses Amt sei.

Bei der Abstimmung wurde der Antrag zu 1 mit allen gegen die Stimmen der Herren v. Mendelssohn, Kube und Kopetzky, der Antrag zu 2 mit allen gegen die Stimme des Herrn Kube angenommen.

Verhandelt wie oben

gez. v. Glasenapp. *gez. Schneider.*

Zentralausschusssitzung vom 17. Dezember 1923, 4 Uhr nachmittags.

(Anwesenheitsliste.)

Mitglieder:	Stellvertreter:
Geschäftsinhaber der Berliner Handelsgesellschaft Fürstenberg	Bankier Fritz Andreae
Kommerzienrat Gustav Bardt	Geh. Kommerzienrat Ed. Arnhold
Bankier Carl Joerger	F. Baltrusch
Hermann Kube	Kommerzienrat Paul Boehme
Kommerzienrat Clemens Löweneck in München	Kommerzienrat Paul Herz
Bankier Franz v. Mendelssohn	Stadtrat a. D. Jursch
Bankdirektor Henry Nathan	Geh. Kommerzienrat W. Kopetzky
S. Alfred Frhr. v. Oppenheim in Köln	Geh. Kommerzienrat E. J. Meyer
	Bankier Bruno Edler v. d. Planitz

Dr. Gustav Roesicke in Görsdorf bei Dahme (Mark)
Geschäftsinhaber der Disconto-Gesellschaft Dr. Salomonsohn
Bankier Dr. P. v. Schwabach
Geschäftsinhaber der Darmstädter und Nationalbank G. v. Simon
Geh. Kommerzienrat Dr. Ravené
Bankdirektor Dr. Reinhardt
Bernhard Graf v. d. Schulenburg in Grünthal (Mark)
Rittergutsbesitzer Schurig in Markee bei Nauen
Carl Friedrich v. Siemens, Der Heinenhof bei Potsdam.

* * *

Nur Herr von Mendelssohn, der altliberale Herr Kopetzky und der Gewerkschaftsvertreter Herr Kube sind damals für den Kandidaten der demokratischen Presse eingetreten.

Man kann Hjalmar Schacht den Mut nicht absprechen, schließlich nach erfolgter Wahl doch in diesen Löwenrachen gestiegen zu sein. Denn seine Herren Gegner beschränkten sich nicht auf eine sachliche Argumentation, sondern schreckten auch vor ehrenverdächtigenden Vorwürfen nicht zurück. Es ist ihm gelungen, sich in überraschend kurzer Zeit, ihr Vertrauen zu erwerben und die häßlichen Flecken vergessen zu machen, die damals noch seine Reputation in den Augen des Herrn v. Glasenapp ebenso verunzierten wie in denen des Herrn Karl Friedrich v. Siemens. Wenn es gilt, begangene Missetaten nicht durch Reue und Buße, sondern durch Werke zu sühnen, so ist es dem Reichsbankgouverneur Schacht geglückt, die Sünden zu tilgen, die der Bankier und Währungskommissar zu himmelschreienden Höhenmaßen gehäuft. Es ist wenigstens nicht bekannt, daß vor seiner Wiederwahl neulich solche Memoranden und Protokolle zirkulierten. Herr Schacht hat die bürgerliche Linke verlassen, er ist der Garant der Schwerindustrie, des sozialpolitischen Rückschrittlertums geworden. Er hat sich zur Kolonialpolitik bekehrt, er predigt öffentlich Sparsamkeit, während für die Erneuerung seiner amtlichen Wohnungseinrichtung eine sehr, sehr stattliche Summe ausgeworfen werden mußte. Innenpolitisch ein Vertreter schroffsten Herrentums, ein enragierter aber formloser und deshalb unkluger Klassenkämpfer der Großbourgeoisie, hat er in außenpolitischen Dingen kein Hehl daraus gemacht, daß er ein Gegner der wirtschaftlichen und politischen Verständigung ist und an Einsicht wenig die Leute überragt, die er vor fünf Jahren abgelöst hat. Wie er, der sich einen äußerst diktatorischen Verhandlungsstil angewöhnt hat und keine Debatte ohne Brüskierung der Partner beenden kann, den große diplomatische Gaben erfordernden Rang des deutschen Vertreters in den Reparationsverhandlungen einnehmen soll, das mögen diejenigen verantworten, die heute seine Kandidatur fördern, unter sich aber über seine Eignung den Kopf schütteln.

Die Reichsbank und ihre Leute haben Helfferich gewünscht. Sie haben ein Surrogat bekommen, das nach kurzer Zeit ganz und gar Farbe und Geschmack des Originals angenommen hat. Die oben wiedergegebenen Dokumente kennzeichnen eine bestimmte historische Situation, die lange überwunden ist. Die Abneigung gegen Hjalmar Schacht damals war ehrender für ihn als das üppige Vertrauen heute.

Amerika und die Reparationen von Gerhard Donath

Fast zu gleicher Zeit hat Deutschland an zwei Stellen Verhandlungen zu führen, die für die weitere Gestaltung seiner Politik schlechtweg entscheidend sind. Das Reparationsproblem ist wieder aktuell geworden, und in denselben Wochen, wo darüber verhandelt wird, weilt eine deutsche Delegation in Moskau, um die deutsch-russischen Wirtschaftsverhandlungen wieder aufzunehmen, die seinerzeit unter dem nichtigen Vorwand des Schachty-Prozesses abgebrochen worden waren. Es ist wahrscheinlich, daß die Vereinigten Staaten bei der Behandlung der Reparationsfrage nur durch einen Beobachter vertreten sein werden; und dies mit gutem Grund. Es ist in letzter Zeit immer wieder in der Presse betont worden, daß die Reparationsdinge aus der Sphäre der Politik herausgenommen werden müssen und daß die Wirtschaftssachverständigen jetzt diejenigen seien, bei denen die letzten Entscheidungen lägen. Welche sinnlose Umdrehung des Sachverhaltes! Daß das Reparationsproblem grade heute auf die Tagesordnung gesetzt wird, zeigt überdeutlich, daß es für die Entente ein eminent politisches Problem ist. Wirtschaftlich funktioniert das Dawes-Gutachten heute, und wird voraussichtlich auch noch in den nächsten Jahren funktionieren. Wirtschaftliche Gründe sind es also gewiß nicht, die die Entente veranlassen, heute dieses heiße Eisen wieder anzurühren, aber es sprechen eben in der heutigen Situation eminent politische Gesichtspunkte mit hinein. Die Aufrollung der Reparationsfragen in diesen Tagen ist ein bewußter Schachzug der Entente gegen die Vereinigten Staaten; das hat man auch in Amerika durchaus begriffen. Die Rechnung, die die Entente aufmacht, ist ganz einfach. Deutschland zahlt vorläufig zweieinhalb Milliarden Mark jährlich. Es hat ein Interesse daran, zu einer endgültigen Regulierung der Reparationsfrage zu kommen; aber natürlich nur unter der Voraussetzung, daß die jährliche Summe von zweieinhalb Milliarden stark ermäßigt wird. Die Alliierten selbst haben jährlich, wenn ihre „normalen" Jahre anfangen, reichlich eineinhalb Milliarden an die Vereinigten Staaten zu zahlen; und wenn man zu dieser Summe die Aufbaukosten der durch den Krieg verwüsteten Gebiete in Frankreich und Belgien hinzuzählt, dann kommt die Summe von zweieinhalb Milliarden heraus. Konsequenz: das Reparationsproblem kann nur gelöst, die endgültige Schuldsumme nur festgesetzt werden, wenn die Vereinigten Staaten auf einen Teil der Zinsen, die die Alliierten für ihre Kriegsschulden leisten müssen, verzichten, und auf diese Weise auch für Deutschland eine Herabsetzung der Reparationen erfolgen kann. Man bemüht sich deshalb auf alle Weise, Deutschland in eine gemeinsame Schuldnerfront der europäischen Staaten gegenüber den Vereinigten Staaten hineinzumanövrieren, ebenso wie man sich bemüht, es in eine gemeinsame Front gegen Sowjet-Rußland einzubeziehen.

Die Vereinigten Staaten zeigen diesen Bestrebungen die kalte Schulter. Zunächst erklärte Coolidge in seiner großen

Rede ganz unzweideutig, das bisherige Funktionieren des Dawes-Planes besage gar nichts. England und Frankreich hätten keinen Grund, sich über mangelnde Hilfe Amerikas zu beklagen, solange sie so gewaltige Mittel für militärische Rüstungen verausgaben. Deutschland habe seit 1924 1,3 Milliarden Dollars an Reparationen gezahlt, gleichzeitig aber amerikanische Anleihen in Höhe von rund 1,1 Milliarden Dollars erhalten. Mit andern Worten: wenn die Alliierten überhaupt Reparationszahlungen erhalten hätten, so dürften sie sich dafür bei Amerika bedanken.

Es ist dabei zu erinnern, daß zu den 4,4 Milliarden Mark, die Deutschland langfristig von den Vereinigten Staaten erhalten hat, noch ein großer Strom kurzfristiger Gelder aus U. S. A. nach Deutschland gegangen ist; in Wirklichkeit also zahlten bisher die Vereinigten Staaten die deutschen Reparationsleistungen nach Frankreich und England. Amerika denkt aber nicht daran, dies noch für lange Zeit zu tun, denn mit diesen Zahlungen finanziert es indirekt die Kriegsrüstungen der Entente. Für die Vereinigten Staaten liegt die Situation hier ganz eindeutig. Ihre militärischen Rüstungen entsprechen bisher nicht ihrer ökonomischen und industriellen Potenz. Hier klafft noch ein großer Zwischenraum; in England und Frankreich dagegen entsprechen die Land- und See-Rüstungen ungefähr der ökonomischen Bedeutung. Rüstet daher die Entente nicht ab, dann müssen die Vereinigten Staaten aufrüsten, eine Abrüstung spart ihnen dagegen Milliarden. Und so ist ihre absolut hartnäckige Politik in der Schuldenfrage auch darin begründet, durch finanzielle Unnachgiebigkeit eine Abrüstung zu erzwingen. Die Vereinigten Staaten werden daher dieses Pressionsmittel so bald nicht aus der Hand geben.

Diese Stellungnahme der Vereinigten Staaten muß man kennen. Deutschland darf sich in keiner Form in eine gemeinsame europäische Schuldnerfront gegen die Vereinigten Staaten hineinmanövrieren lassen; es darf dies nicht und hat es auch nicht nötig. Es darf dies nicht, denn im Gegensatz zu England und Frankreich, die, wenn auch in geringerem Umfange als früher, kapitalexportierende Länder sind, ist es für absehbare Zeit ein Land, das Kapitalimporte braucht und diese hauptsächlich von den Vereinigten Staaten bekommt und bekommen wird. Es hat dies nicht nötig, denn es wird niemals die im Dawes-Gutachten festgelegten Jahreszahlungen leisten. Wenn diese nämlich in einer Zeit aufgebracht werden sollen, wo Deutschland keine fremden Kapitalien bekommt, wo es also von den Überschüssen seines Handels zahlen muß, so müßte es seinen Export so außerordentlich steigern, daß die Schäden vor allem für England, für die englische Exportindustrie weit größer wären als der Nutzen. Es ist also in diesem Punkt in einer außerordentlich günstigen Position; und es sollte sich diese Position nicht verscherzen.

*

Zugleich haben die deutsch-russischen Verhandlungen wieder begonnen; man kann nicht grade sagen, unter günstigen Auspizien. Sie waren begleitet von dem kammergerichtlichen

Eingriff in die Russenauktion, von dem Beitritt deutscher Anleihegläubiger aus der Zarenzeit zum Komitee der Rußlandgläubiger, und, last not least, von der Rede des Herrn Wels in der Panzerkreuzerdebatte, die sehr deutlich die schroff antirussische Haltung der deutschen Sozialdemokratie erwies. Unsre amtlichen Stellen haben erklären lassen, daß sie für die deutschen Rußlandgläubiger nicht verantwortlich zu machen seien. In Rußland aber fällt man nicht auf juristische Spitzfindigkeiten hinein, besonders darum nicht, weil die National City Co., die die amerikanischen Gläubiger Rußlands vertritt, sich geweigert hat, diesem internationalen Komitee beizutreten.

Die Amerikaner haben damit sehr deutlich demonstriert, daß ihnen die Verstärkung ihrer Handelsbeziehungen mit dem heutigen Rußland weit wichtiger ist als die vergeblichen Versuche, Zinsen der Schuldner aus der Zarenzeit zu bekommen. Die Versuche der Vereinigten Staaten, ihre Handelsbeziehungen zu Sowjet-Rußland zu stärken, werden durch den Ausgang der letzten Präsidentenwahlen noch eine Steigerung erfahren. Herbert Hoover ist der Mann der Exportindustrie, der Mann jener Kapitalistenkreise, die auf alle Weise auf fremden Märkten Fuß zu fassen suchen. Ob Amerika in absehbarer Zeit zur juristischen Anerkennung Sowjet-Rußlands kommen wird, steht dahin; daß man aber mit aller Macht versuchen wird, die Wirtschaftsbeziehungen zu stärken, steht außer Frage. Und es wäre kurzsichtigste deutsche Politik, sich durch eine zu starke Bindung an die englisch-französische Politik als Mittler dieser amerikanisch-russischen Beziehungen auszuschalten. Mr. Dewey, der amerikanische Finanzberater für Polen, war in letzter Zeit auch in Moskau. Natürlich war dies nur ein Höflichkeitsbesuch und hatte mit Politik nicht das mindeste zu tun. Aber den Polen wurde bereits unmißverständlich zu verstehen gegeben: gleichzeitig die Beziehungen zu Rußland zu verschärfen und von den Vereinigten Staaten Geld für Anleihen zu verlangen, das ginge denn doch nicht. Also auch hier treiben die Vereinigten Staaten ihre eigne Politik.

Mr. Dewey ist nicht nur nach Moskau gefahren, um sich außenpolitisch zu informieren, sondern auch um Hoover einen genauen Bericht über die neue russische Konzessionspolitik zu geben, um also die Möglichkeiten größerer amerikanischen Investionen in Sowjet-Rußland zu prüfen. Und es ist mehr als ein Zufall, daß der Direktor der russischen Staatsbank, Scheinmann, nach dem Besuch Deweys nach den Vereinigten Staaten abgereist ist. Hier bereiten sich sehr wichtige Entscheidungen vor, die nicht nur für die Weltwirtschaft, sondern auch für die nächste Weltpolitik von Bedeutung sind. Die deutsche Politik ist von Rapallo nach Locarno gegangen; nach der kurzen Episode von Thoiry hat sie das totale Scheitern der Abrüstungskonferenzen, das Versagen des Völkerbundes, in allen großen Fragen erlebt. Es droht die Gefahr, daß sie sich für eine europäische Antischuldnerfront gegen die Vereinigten Staaten, für eine Front gegen Rußland einfangen läßt. Und — das muß offen ausgesprochen werden —: diese Gefahr ist bei der heutigen Zusammensetzung des Kabinetts größer als

früher unter deutschnationaler Führung, da die Sozialdemokratie jede Gelegenheit zur Brüskierung Sowjet-Rußlands benutzt. In der Locarno-Zeit hatte es noch den Anschein, als ob die Vereinigten Staaten an gewissen europäischen Ereignissen weniger interessiert seien. Seitdem aber hat sich das weltpolitische Bild grade in diesem Punkt sehr stark gewandelt, besser gesagt, sind die Tendenzen, die bereits früher wirkten, deutlich sichtbar geworden. Die Vereinigten Staaten können für keine absehbare Zeit an Europa desinteressiert sein, so gewiß sie in der heutigen Phase ihres Kapitalismus zur stärksten Exportforcierung gezwungen sind. Daher ist der amerikanisch-englische Gegensatz nicht einer von heute, sondern ebenso einer von morgen, für die Zukunft. England ist im kapitalistischen Konkurrenzkampf von den Vereinigten Staaten bedroht; in der Beherrschung seiner Kolonien von der nationalen Bewegung, die von Rußland unterstützt wird. So ist die Entente sowohl gegen die Vereinigten Staaten wie gegen Sowjet-Rußland gerichtet. Jede Bindung an sie bedeutet das Aufhören einer eignen deutschen Politik. Jede Distanzierung bedeutet die Möglichkeit, das Gewicht des eignen Entschlusses zu verstärken und damit stärker als bisher in die bestimmenden Faktoren der Weltgeschichte einzugreifen.

Tihuanacu von Alfons Goldschmidt

Nicht weit von La Paz, auf dem Wege von Guaqui am Titicaca-See nach der Hauptstadt, stehen die Reste des großen Tempels von Tihuanacu. Arthur Posnansky, der vor dreißig Jahren als Ingenieur nach Brasilien kam, bei Flußvermessungen die großen Möglichkeiten archäologischer und ethnographischer Forschungen in Lateinamerika erkannte, und später Begründer der bolivianischen Archäologie und Ethnographie wurde, dieser kühne Kombinierer und Forscher, von dem Ströme neuen Wissens ausgehen, hat den Sonnentempel von Tihuanacu ausgemessen, bestimmt, seine Motive ergründet und seinen Zweck erklärt. Der Palacio Tihuanacu, ein schönes Gebäude präinkaischen Stils, mit wertvollen Sammlungen, ist sein Werk. Er hat viel Dank dafür geerntet, aber auch viel Undank, und es gibt noch immer Leute, die diesen Weitgreifer bespötteln. Er bleibt nicht bei der Nurornamentik, bei der kleinen Entzifferung, bei dem empirischen Schwitzen an den Hieroglyphen, den Töpfer-Farben, den Nasenbeinen und den Schädeldimensionen. Er sucht ihre sozialen Bindungen, ihre Weltverbundenheiten, die Durchdringung des Kontinents von hier aus mit Hilfe der steinernen und knöchernen Merkmale. So entsteht ein neues altes Amerika. Von Tihuanacu wie von Teotihuacan in Mexiko, sieht man Homogenitäten und Dekadenzen, Werden und Zerfallen, man spürt die Notwendigkeit einer völligen Abkehr von der alten Menschheits-Stufung, die eine bequeme Wissenschaft uns lange Zeit als letzte Erkenntnis präsentierte. Bescheiden wirst Du vor diesen Deutungen, vor den Kultureinheitlichkeiten der Völker, die, vor zehntau-

send Jahren und mehr, Stein-Symmetrien und Gesellschafts-Symmetrien geschaffen haben, vor der erdplanierenden Gewalt der großen Naturerschütterungen, der Gletschergüsse und Beben, die nichts mehr übrig ließen von jenen Homogenitäten und Dekadenzen, außer den Resten, an denen wir heute mühsam forschen, um allmählich zu sehen, daß wir nicht sehr weit gekommen sind.

In Kalasasaya, dem Sonnentempel von Tihuanacu, erlebst Du eine geregeltere Welt als die heutige. Die Priester damals hatten noch etwas andres zu tun als Suren zu murmeln, mit dem Satan zu schrecken und unter Bettdecken zu schnüffeln. Die mußten nach Sternpunkten Ackerzeiten und Erntezeiten bestimmen, das heißt keine theologische Astronomie treiben, um das klassifizierte Jammertal hier unten zu entschuldigen, sondern den Bauern mußten sie Weisungen geben, wann sie den Acker für den Regen bereithalten sollten, wann für den Pflug und wann für das Messer. Sie verteidigten auch damals die herrschende Gewalt, wahrscheinlich auch die entsetzliche Krankhaftigkeit dieser Herrscher, die wir heute noch an den Deformierungen der Schädel erkennen, Luxus auch und Druck nach unten, aber das alles war doch ruhiger in sich, und selbst die schlimmsten sexuellen Wirbeleien, Lusterregungen peinlichster Art und Verkrüppelungen des Hirns, waren doch noch eingefügt in eine abgemessenere Welt.

Was hat seit der spanischen Eroberung der Klerus in Amerika geleistet? Hat er auch nur Homogenität gefordert, hat er nicht für die schrecklichsten Pressungen mit Wort, Verbrennung, Schwert und Pulver gefochten? Steht er nicht heute noch hilflos und unwillig vor der faktischen Sklaverei, vor einer Geld-Invasion mit furchtbaren Konsequenzen für die direkteren Menschen? Versucht er nicht heute noch jede Kritik niederzuhalten, die Trennungen überwinden und jene Homogenität mit modern-technischen Mitteln wiederherstellen will? Wo ist die größere Globalität: In der Wanderung über heute verschollene Kontinente, vor fünfzehntausend Jahren und mehr, in jener Intensitätsverbreitung über die Erde, deren größere Fruchtbarkeit wir noch an Tihuanacu und Teotihuacan erkennen, oder in der gepeitschten Wanderung der Menschen und des Kapitals unsrer Tage, die von der Kirche gesegnet wird, obwohl doch der schlimmste Teufel drinsitzt. Nur solche Symbol-Verteidiger können dauern, die nicht Zerstörungen des fruchtbaren Grundes verfechten, sondern im Gegenteil den Zusammenhalt des Grundes, das heißt die Gemeinschaft der produktiven Menschen.

Selbst die Krankheiten wurden einst nach einem Ziel dirigiert. Heute sind Deformation und Perversitäten wohl verursacht von der Gesellschaft, aber abgestoßen auch, das heißt, aus dem Ring vertrieben, in dem alles Platz haben muß, wenn die Gesellschaft existieren und gesunden soll. Die alte India war schamhaft auch in der Lust, die degenerierte Chola ist prostituiert. Man muß nur einmal diese wundervollen Frauen auf den Straßen von La Paz an einem Festtage gesehen haben. Helle Farben um sich, die Strümpfe durchwebt von Ornamen-

ten und Figuren, der Schritt, das Mongolenlächeln fraulich. Ausgeschlossen von den Festzügen der Herrschenden, angewiesen auf ihre eignen Tänze und Lieder, sind sie doch oder grade deshalb der gesunde Fruchtgrund des Landes. „Die Kirche hat sie nur ausgenutzt", sagte mir ein kluger Bolivianer, „sie hat nichts für ihre Erziehung, für die Hebung ihres Lebenstandes getan. Sie hat ihnen ihre Feste gelassen, weil sie glaubte, sie so eher zu gewinnen. Aber damit hat sie ihnen auch die Kraft gelassen, und das ist unsre Zuversicht." So wirkt Tihuanacu noch immer, obwohl seine Steine heute Objekte der Archäologie sind. Noch immer ist Direktheit in diesen Menschen, deren astronomisch-praktische Kirche längst untergegangen, deren praktischer Sinn aber durch die katholische Kirche noch nicht zerstört ist, weil diese Kirche keinen Gesellschaftskontakt mit ihnen hat.

Nicht von unten wird in diesen Ländern die Gesellschaft organisiert, von oben strömt ein Unsegen in den Grund. Erst wars das Spaniertum, heute ist es das Kapital vom Norden. Man muß nur einmal den Trust Contract lesen, den Bolivien 1922 mit der Equitable Trust Company of New York geschlossen hat. In dem Artikel Nummer 4 dieses Anleihevertrages, dessen Summe nichts ist gegen die Reichtümer Boliviens an Menschenkraft und Erdenfruchtbarkeit, wird ein großer Teil des bolivianischen Einkommens an die Equitable Trust Co. verpfändet. Die indirekten und direkten Steuern, die Außenhandelszölle, was nur irgend faßbar, ist Sicherheit für den harten Gläubiger. Die Last steigt rasch über dem Lande, das vor wenigen Jahren noch schuldenfrei war, aber infolge der „Aufschließung" von Tag zu Tag gedrückter lebt. Wie England seine Textil-Industrie mit dem Blute des Ackers nährte, wie die Vereinigten Staaten von Amerika ihren Acker durch die rasende Maschine zerstören, so blickt auch schon die Llama in den bolivianischen Bergen ängstlich nach der neuen Kraft, die sie verscheucht. Die Menschen an den Alpacas, den herrlichen Wolltieren der Indios, werden schon nervös. Die Equitable Trust Company, Chandler, Speyer & Company, die National City Bank, die Guggenheims, der Zinnkönig Patino, die päpstliche Principessa de Glorieta, die Verwaltung, die Gegenwart und noch mehr die Zukunft, alles das arbeitet an der Heterogenität Boliviens. Der Illimani, der weise Wunderberg hinter La Paz, ist nicht mehr Verbinder zu den Sternen wie einst, sondern Goldberg für die Kalkulation, der Silberberg daneben lockt Spekulanten, Rockefeller, englische Waffenwerke und nordamerikanische Drug-Stores dringen vor gegen Tihuanacu. Noch ist dieser Prozeß erst im Anfang, aber ich glaube nicht, daß er den Grund zerstören kann. Er wird die Produkte Boliviens verhundertfachen, aber die gesunde Seele des Landes wird er nicht vernichten. Denn diese Seele bleibt stark in sich heute, wie durch Jahrhunderte gegen den Druck der spanischen Theokratie. Sie ist auch nicht allein in Amerika. Wie sie verbunden war mit dem ganzen Kontinent, so wird sie sich wieder verbinden mit ihm, wenn der neue Angriff auf sie unerträglich geworden ist.

Gebrauchslyrik von Ignaz Wrobel

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umdräut mich der Dampf der Geschütze!
Theodor Körner

Rauh hat das Schwert den alten Traum zerschlagen,
So lang bewahrt auf tiefstem Herzensgrund:
Geeint in Freiheit sollte Deutschland ragen,
Ein Bund des Volkes, nicht ein Fürstenbund!
Albert Traeger

Ob sie sich hinter Tarifverträgen verstecken,
Ob sie in Arbeitsgemeinschaften
mit unsern eigenen Organisationen
im Produktionsprozesse den Profit retten,
Mit unsern Bonzen Arm in Arm.
Oskar Kanehl

Es hat zu allen Zeiten eine Sorte Lyrik gegeben, bei der die Frage nach dem Kunstwert eine falsch gestellte Frage ist: ich möchte diese Verse „Gebrauchs-Lyrik" nennen. Nur scheinbar hebt hier ein Begriff den andern auf.

Der politische, ethische oder religiöse Zweck benutzt, um auf die Massen zu wirken, die Formen der Kunst, deren nicht alltägliche Ausdrucksformen ihm sehr gelegen kommen. Die Wirkung soll sofort erfolgen, sie soll unmittelbar sein, ohne Umschweife — die These passiert also nicht die Kunst, sie wird nirgends sublimiert, sondern unmittelbar, in literarischer Maskerade, vorgeführt. Dergleichen hat nichts mit „Tendenzkunst" zu tun, die das grade Gegenteil der Gebrauchslyrik ist: ein tendenziöses Gedicht ist ein Gedicht; die Verse der Gebrauchslyrik sind gereimtes oder rhythmisches Parteimanifest.

Junge Kommunisten haben mir gesagt, daß auf die deutschen Arbeiter die Verse Oskar Kanehls am meisten von allen revolutionären Versen wirkten, und nach Lektüre des Bandes „Straße frei" (mit fünfzehn Zeichnungen von George Groß, erschienen im Verlag Der Spartakusbund zu Berlin) kann ich mir das wohl denken. Alles, was Kanehl schreibt, ist glasklar in der Diktion, ohne weiteres verständlich, die Worte sind aus der Zeitung und dem täglichen Leben genommen, prägen sich leicht ein und kommen der Vorstellungswelt des Arbeiters weit entgegen.

Mit Kunst hat dergleichen etwa so viel zu tun wie die Verse Albert Traegers, jenes Vorkriegsliberalen, der, in der einen Hand ein Palladium, in der andern seinen im Winde wehenden Bart, jene Höhen erstürmte, auf denen Theodor Bäumer und Gertrud Heuß Flanell träumen, und tatsächlich hat Traeger genau so „gedichtet", wie ein Oberbürgermeister redet, oder wie Külz denkt. Ich glaube nur, daß Kanehl und seine Zuhörer mit vollem Recht darauf pfeifen, ob diese Verse aesthetischen Ansprüchen genügen oder nicht. Eine literarische Prüfung solcher Gedichte liefe darauf hinaus, zu sagen: „Der

Mann, der dort auf dem Marterbett angeschnallt ist, schreit eine Oktave zu hoch!" Man soll ihn losschnallen und seine Peiniger unschädlich machen — darauf kommt es an.

Um den Fall Kanehl zu beschließen:

Ich kann dieses Spiel nicht mitspielen, das darin besteht, jemandem Vorwürfe zu machen: er schreibe Verse für Proletarier und verdiene sich sein Geld als Regisseur an schlechten bürgerlichen Theatern. Auch die Kommunisten leben in einer kapitalistischen Welt; ein kommunistischer Steward ist sehr wohl denkbar und braucht keine lächerliche Figur zu sein. Ganz abgesehen davon, daß ja die meisten kommunistischen Arbeiter bei einem Kapitalisten arbeiten und durch einen Kapitalisten leben, wird man im allgemeinen diese Konstatierung der Diskrepanz zwischen Leben und Schaffen meist von verkrachten Literaten und nur sehr selten von Proletariern hören. „Er trägt einen Anzug nach Maß" — dieser Vorwurf ist auf keinem proletarischen Gehirn gewachsen, sondern bei schlechten Feuilletonredakteuren, die der kommunistischen Sache mehr schaden als alle Scheidemänner zusammen. Besser ein Anzug nach Maß als eine Gesinnung von der Stange.

Die Gesinnung Kanehls nun ist durch und durch rein; seine Verse durchaus und durchum auf den Gebrauch zugeschnitten, für den sie bestimmt sind. Manchmal rinnen die Zeilen ineinander, manchmal sind sie so einprägsam gearbeitet, daß sie fest haften bleiben.

> Nur nicht in euern Kämpfen
> fließt unser Blut.
> Wir sind die
> Bonzen, Bonzen, Bonzen.
> Uns gehts gut.

Das sitzt. Oder:

> Das Vaterland ist in Gefahr,
> Was gehts uns an?

Er sagt, was ist, und er sagt denen, die darunter leiden, wie sie es ändern sollen. Zweierlei Fragen aber sind bei der Lektüre solch eines Bandes Gebrauchslyrik zu stellen.

Erhöht sich der propagandistische Wert dieser Arbeit, wenn ein Künstler sie tut?

Diese Frage ist nicht immer zu bejahen. Die „Bildung", die der Klassenstaat dem Proletarier angedeihen läßt, sein Gesundheitszustand; die Zeit, die er überhaupt für Bücher übrig hat, setzen ihn nicht immer in die Lage, dem Künstler zu folgen. Es gibt Idealfälle, wo die stärkste künstlerische Formulierung zugleich die einfachste ist — das trifft nicht immer zu. Pathos ist für den Unverbildeten: Pathos, und er wirds immer verstehen und dumpf fühlen; Pathos liegt für den Ungebildeten sehr oft beim Gassenhauer mit umgekehrtem Vorzeichen; das „Volk" singt gar nicht seine schönsten Schöpfungen, es singt nichts aus des „Knaben Wunderhorn", sondern die opera operata Wiener Operettenfabrikanten. Spricht aber einer direkt aus, was alle fühlen, indem er banale Worte rhythmisch da setzt, wo der Werkmeister etwa nur sagt: „Also, meine Ansicht

ist ja nu — also ich stehe auf dem Standpunkt, daß dieser Streik nich dürf abjebrochen wern ..." so jubelt ihm das Volk zu. Der mit dem Sonett wird, mit Recht, in diesem Fall überhaupt nicht gehört werden — und was dazwischen liegt, ist Glückssache und Sache des Talents.

Welche Rolle hat, zweitens, in der proletarischen Bewegung einer zu spielen, der solche Verse schreibt?

Antwort: keine andere als die eines Helfers.

Damit wir uns auch recht verstehen: Oskar Kanehl etwa vorzuwerfen, er schreibe diese Gedichte aus „Spekulation", wäre eine klare Verleumdung; der Mann hat sicherlich weiter nichts davon als Spott und Unannehmlichkeiten im Erwerbsleben und einen anonymen Ruhm, den er vermutlich geringer einschätzt, als die ihm am Herzen liegende Wirkung seiner Arbeit. Die Proletarier sollen keine Verse beklatschen, sondern sich eine Sache einprägen.

Ein solcher Intellektueller aber spielt, besonders bei der Kommißhaftigkeit vieler deutscher Kommunisten, unter der auch Kanehl schon gelitten haben muß, eine traurige Rolle. Wie ich glaube, nicht ganz ohne Schuld. Er erwartet nämlich zuviel.

Die proletarische Bewegung hat keine Zeit und keine Kraft, uns zu hätscheln. Wer ihr dienen will, der soll ihr dienen — aber so wenig er davon große Einkünfte erwarten kann und darf, so wenig hat er für sich eine Stellung zu beanspruchen, die ihn über den Proletarier erhebt, dessen Kamerad er doch grade sein will. Insbesondere halte ich den helfenden Intellektuellen dieser Gattung nicht für geeignet und legitimiert, den Arbeitern politischer Führer zu sein.

Es ist mehr als billig, den deutschen Proletariern heute Vorwürfe zu machen, sie hätten in der Revolution versagt. Man kann das beklagen, wie wir es hier oft getan haben — aber wir haben kein Recht, zu schelten, da bei dieser Gelegenheit die delikate Frage gestellt werden darf, wo denn die scheltenden Intellektuellen in den Januartagen des Jahres 1919 gewesen sind. Auf den Barrikaden in Lichtenberg? An den Straßenecken mit dem Revolver in der Hosentasche? Im Ruhrgebiet? Und später im mitteldeutschen Aufstand? Also haben sie zu schweigen, also haben wir in diesem Punkt zu schweigen.

In einer Kampfbewegung kann man sich nur durch zwei Dinge als Führer legitimieren: durch politische Einsicht von überragendem Maß oder durch Opfer. Lenin hat beides getan. Wer aber nur besser schreiben kann als ein Proletarier; wer nur dessen Schmerzen so ausdrücken kann, daß jener sie nun doppelt und dreifach als aktivistisches Stimulans fühlt; wer ein Mann der Formulierung und weniger der Tat ist, der biete seine Hilfe an, tue sein Werk und schweige. Führer sollen andere sein.

Ob und wie allerdings diese Hilfe angenommen wird, das ist für Deutschland ein trauriges Kapitel.

Ich sehe noch den Damenschneider Breitscheid auf einem Klubabend stehen und etwas gegen die „Intellektuellen" in der Partei murmeln, der Stuhl, an dem er sich festhielt, bog sich vor Lachen. Um aber von ernsthaften Politikern zu sprechen:

Die deutschen Kommunisten sehen vielfach die gute Hilfe nicht, die ihnen von den Intellektuellen dargebracht werden kann, und sie haben eine seltsame Auswahl getroffen: sie sind durchsetzt mit schlechten, verkrachten, viertrangigen Intellektuellen, und die sind es, die gegen den Geistigen und das Geistige in der Partei wettern, die hartgebräunten Arbeitsmänner. Nun will ich mir ja gern von einem Grubenarbeiter, der sein Leben im mitteldeutschen Aufstand aufs Spiel gesetzt hat, sagen lassen, wofür ich tauge und nicht tauge —: aber jene Zwitter, die zwischen dem Volksschullehrer und dem entlaufenen Handwerksgesellen stehen, täten gut, fein stille zu sein. Wer zu schwächlich oder zu unfähig zur manuellen Arbeit ist, ist noch kein Intellektueller, und sehr viel mehr stellen viele unter ihnen nicht vor. Es sind gehemmte Maschinenschlosser. Das Motiv für ihr Verhalten ist in den meisten Fällen nichts als eine nur zu begründete Angst vor der Konkurrenz.

Die sozialdemokratische Partei hat in ihrer guten Zeit mit den Intellektuellen zusammengearbeitet, denn Eisner und Landauer und Jogisches und Liebknecht sind keine Metallarbeiter gewesen und haben sich auch niemals so kostümiert. Sie ist gut dabei gefahren, die Partei. In ihrer schlechten Zeit hat sie das getan, was heute so viele Kommunisten tun: sie hat die brauchbaren, anständigen und saubern Intellektuellen zurückgestoßen, sie wollte abstoßen, und sie tat es — und das Resultat war bei der SPD eine Versumpfung auf der ganzen Linie, die selbst den klaren Willen der großen Provinzopposition durch die geriebene Taktik ehrgeiziger verkrachter Studenten oder geölter Funktionäre glatt an die Wand spielt.

Sieht die KPD, die heute die Rolle der alten SPD in Deutschland spielt, nicht, was für Folgen die Verkafferung der „Sozialverräter" gezeitigt hat?

Beabsichtigt die KPD, denselben Weg zu gehen? Soweit ich informiert bin, will keiner aus unserm Kreise einen Führerposten in der Partei haben, und wer ihn haben will, ist auf dem Holzwege. Aber helfen wollen wir — wobei denn die Befolgung der notwendigen Parteidisziplin zu fordern und auch zu bekommen ist. So aber stehen wir tatenlos herum; selber eine Partei zu gründen, scheint mir ein Fehler, denn aus Brennholz kann man keinen Ofen bauen, und unsere Kraft verrinnt in sehr vielen Fällen ungenutzt.

Ich halte einen Zusammenschluß der radikalen Intellektuellen mit der KPD für einen Segen und für ein Glück. Dazu gehört: auf unserer Seite der Sinn für Disziplin, für das stetige Arbeiten im Alltag und für politische gesunde Vernunft; dazu gehören auf der Parteiseite guter Wille, Einsicht in die Struktur dieses Landes, das nun einmal nicht Rußland heißt, und die Entfernung von Funktionären, die den Bodensatz dessen darstellen, was wir sind.

Georg Kaiser von Hermann Kesten

Es macht kein Vergnügen, geistige Erscheinungen mit der Elle zu messen. Das literarische Maß, auf keinem Weltkongreß bestimmt, wechselt. Kaiser und sein ausgebreitetes, aber tatsächlich recht eindeutiges Werk erscheint der Mehrzahl der jungen Menschen von heute, die in der Welt nicht nur existieren, sondern dem allgemeinen und damit zugleich ihrem eignen Leben eine bestimmte und eindeutige Richtung geben wollen, zwiespältig.

Hier wirkt ins Weite ein geistiger Mensch, dessen Themen uns brennend angehn, der die Fragen der heutigen Gesellschaft durchgedacht hat, der ihren Zwiespalt in immerhin lebendigen Figuren auf die Schaubühne stellt, aber sehen wir seine Stücke an, so scheinen sie uns unpolitisch, zumindest nicht realpolitisch, sie dünken uns zu allgemein. Gewiß gilt es als schönes Vorrecht des Dichters vor dem Journalisten, daß er nicht gleich weltanschauungsträchtig zu werden braucht, weil eine Parlamentsvorlage zur Diskussion steht. Aber heißt nicht vielleicht ein Thema zu allgemein aussprechen, es gar nicht aussprechen? Was nutzt uns ein großer und radikaler Dramatiker, wenn er nicht Fisch noch Fleisch ist, wenn er nicht rechts noch links sichtbar Partei nimmt, selbst in seinen lauten, theatralischen Manifesten nicht, schon ganz abgesehen von seinen szenischen Vergnügungen zwischen Ehe und Liebe und Literatur? Was nützt uns ein Georg Kaiser, wenn er unsre Themen nennt und sich doch nicht entscheidet?

Obwohl die Frage nach dem politisch-gesellschaftlichen Standpunkt dieses Dramatikers interessant genug und wohl auch symptomatisch für eine ganze Schicht bedeutender Poeten wäre, möchte ich hier sagen, warum mir dieser anscheinende Zwiespalt in der geistigen Erscheinung Kaisers nicht Kaisers, sondern unser Zwiespalt zu sein scheint.

Die Essenz eines künstlerisch bedeutenden Schriftstellers muß in der Sprache greifbar sein, erspürbar, erdeutbar zumindest, so gewiß Kunst die Versinnlichung, die Verleiblichung des Göttlichen, des wehenden Geistes darstellt.

Der dichterische, der dramatische Anstoß Kaisers kommt vom Sprachlichen, läßt sich im Sprachlichen auffinden. Er konzipiert von der Fabel, nicht etwa von einer Figur oder einer stilistischen Prägung her; aber diese, sicher die erste Konzeption, ist ganz gewiß nicht der zwingende schöpferische Akt, ist nicht das Dichterische, ist nur das in den Gelenken knakkende Knochengefüge intellektuellen Spiels. Sicher ist Georg Kaiser der letzte große Vertreter des poetischen Rationalismus. Nicht umsonst nimmt er selber so gerne auf die platonischen Dialoge Bezug. Ganz wie Sokrates liebt er mehr die Methode als das Resultat. Ja, Beide glauben, die Befolgung der selben Methode führe schon und zwingend zum selben Resultat. Wer recht denkt, sagt Sokrates, handle zwangsläufig gut, denn das Gute sei eben das Rechte.

Georg Kaiser zeigt in seinen wirtschaftspolitischen Stükken — und alle Politik ist heute Wirtschaft — blendend die Situation und endet bei einer recht flachen und dürftig anmutenden Lösung unsrer komplizierten gesellschaftlichen Lage, bei einer ebenso flachen und kindlich optimistischen Lösung wie alle menschheitlichen Paradiesvorstellungen von Adams Obstgarten bis zu Lenins elektrifiziertem Rußland. Denn wenn Georg Kaiser die ganze soziale Frage „Kolportage" heißt, wenn er sie in den Satz einer Frau Appeblom auflöst: „Füttert die Kreatur und hätschelt sie ein bißchen — dann habt Ihr das Paradies auf Erden", wenn Georg Kaiser so scherzt, erlauben wir uns die Freiheit, seinen Spaß für Ernst zu nehmen, für baren Ernst gegen ihn. Denn wenn Erkenntnis so einfach ist, dann genügt sie nicht. So große Einfachheit solcher Erkenntnis fordert zumindest den Entschluß zur Tat, den Willen zur Tat!

Kaisers wahre dichterische Konzeption beginnt erst in der Sprache. Kaisers Sprache ist mit der des trefflichen syntaxverbogenen Sternheim verglichen worden. Ein fataler Irrtum, der die geistige Gebärkraft einer Sprache mit ihrem Dialekt verwechselt. Auch Schiller schwäbelte. Aber seine Sprache war europäisch!

In Kaisers Sprache wirkt keine Dialektik Leben, keine Assoziationen schaffen Ideen; er wandelt nicht den Gedanken ab, er moduliert nicht. Er entkleidet den Gedanken. Erst reißt er das Gewand ab, dann das Hemd, dann die Haut, dann das Fleisch, und erst am Skelett ruht er. Diese Stileigentümlichkeit schafft auch die trockene Besonderheit von Kaisers Witz, der kein assoziativer ist und entfernt ist von „goldenen" Humoren. Seine Witze sind Knochen- und Skelettwitze. Seine Satire arbeitet nicht mit Verzerrungen, sondern ist die Wirkung von Entblößungen.

Daß sein Gedanke in einem Punkte Tiefsinn und Idee wird, zwingt ihn zur dramatischen Form, die ja ihrem Wesen nach „rund" ist wie ein Punkt, in dem Anfang und Ende beschlossen liegen; das gibt seiner Dramenarchitektur auch die fabelhafte technische Leichtigkeit und Eleganz, da Umfang, Raum und Ordnung im Punkt schon gegeben sind.

Es ist ein merkwürdiger Irrtum, hier Konstruktivismus zu sehen oder die billige Selbstherrlichkeit fertiger Formspielerei. Daß mathematische Formeln aufgehn, ist nicht dem demoralisierenden Einfluß betriebsamer Literaten zuzuschreiben, sondern ist die Schuld menschlicher oder göttlicher Logik.

Georg Kaisers Dramen stimmen wie Rechenexempel. Gut. Was weiter? Beruht Tiefsinn nur auf Unstimmigkeiten? Ist das Wunder geringer, wenn etwas zutrifft, als wenn es nicht zutrifft? Dieser Vorwurf der Stimmigkeit Georg Kaiserschen „Denkspiels" (um diese glückliche Prägung Diebolds zu übernehmen) besagt nichts mehr, als daß Kaiser rascher, richtiger, vernünftiger denkt als hundert kritische Dummköpfe.

Freilich ist es sonderbar: Was Schiller populär machte, eben dasselbe macht den armen Georg Kaiser unpopulär. Denn

das Schaffen dieser beiden deutschen Nationaldramatiker wohnt im gleichen rationalistischen Gedankengebäude; beider Pathos beruht auf einer Raserei der Vernunft, ist nicht Tollheit des Herzens und der Gefühlssprache wie bei Shakespeare und Kleist. Bei Schiller und Kaiser ist das Pathos Galoppade des Intellekts. Beide erstreben gewaltsam, um klassischer Tendenzen willen, die Verallgemeinerung des Ausdrucks, mit verschiedenen Mitteln, zugegeben, aber mit gleichem Effekt. Bei Beiden fallen im maschinellen Geräusch einer überhitzten Intellektsprache Prägungen scheinbar unter den Tisch, von denen ganze Dramatikerbataillone leben könnten. Beide scheinen Thesendramatiker zu sein, weil dramatische Ökonomie ihnen besser gelingt als individuelle Psychologie. Beide sind mehr als Thesendramatiker, weil eine höhere Sittlichkeit, eine allgemeine hohe sittliche Idee sie hindert, sich einem einzelnen moralischen Problem des Tages ganz hinzugeben! Und endlich rückt Kaisers melodramatisches Halbversgefüge ihn viel näher zu Schiller als zu Sternheim. Es sind zwei typisch deutsche Figuren, diese großen Melodramatiker Schiller und Kaiser. Und nicht umsonst sind gerade diesen Beiden große Versuche eines Kollektivdramas, „Tell" und „Gas", gelungen.

Der Betriebsunfall von Wilhelm Michel

Es sind, seit Nietzsche, eine Menge Leute vom Stamm der Entlarvungspsychologen gekommen und haben glaubhaft nachgewiesen, daß bei den Menschen vom erklärt religiösen Typ etwas „nicht in Ordnung sei". Ich glaube, daß sie alle recht haben. Ich glaube, daß auch die Psychoanalyse in Vielem recht hat, was sie über die Entstehung religiöser Vorstellungen zu sagen weiß. Ich glaube, daß auch Rudolf Arnheim (in Nummer 44 und 45: „Der liebe Gott im Wartezimmer") vollkommen die objektive Wahrheit sagt, wenn er entlarvt: „Die Frage nach dem Warum und das Bedürfnis nach Schutz und Bestätigung durch eine höhere Macht ist allemal die Reaktion auf einen Betriebsunfall". Nichts scheint mir gesicherter als diese Einsicht. Aber nichts scheint mir auch gewisser, als daß die Religionen diese Einsicht von jeher besessen und sie sogar zum Grundpfeiler ihrer Lehrsysteme und Bilderwelten gemacht haben.

Hier beginnt ein merkwürdiges Übersehen, auf das alle Entlarvungspsychologen übereingekommen sind und das heute noch die meisten Gespräche über die Phänomene der Religion verdunkelt: Es wird grundsätzlich übersehen oder nicht gewürdigt, daß die Religionen ihre Begründung auf einen Defekt am Menschen nicht nur nicht leugnen, sondern in der schärfsten Weise betonen. Das Heraustreten aus dem für die Psychoanalyse maßstäblichen Idealzustand, die „Vertreibung aus dem Paradies", steht am Anfang der Bibel. Das Christentum sieht diesen Defekt, unter dem Namen Erbsünde, sogar als einen immer neu auftretenden Defekt an. Die Behauptung, daß jeder Mensch der „Erlösung" bedürfe, wäre sinnlos,

wenn ihr nicht die Meinung zugrunde läge, daß es in den Menschen etwas zu lösen, zu entwirren, zu ordnen und zu heilen gäbe. Und nur das Eine steht zwischen der Religion und den Psychologen — das heißt ihren Feinden —, daß die Religionen die menschliche Anfälligkeit für Störungen außerordentlich hoch ansetzen und sie schon in die Anlage verlegen, während die Entlarver den ungeheuren Optimismus aufbringen, die Störungen nur für private Betriebsunfälle und den Menschen für ein grundsätzlich „geordnetes", paradiesisches und spannungsloses Wesen zu halten. Die Religion füllt genau die Strecke aus, um die sich der Mensch vom Tier, das heißt vom primär geordneten, paradiesischen Zustand entfernt hat. Sie beruht durchaus auf der Anerkennung des Defekts, sie ist im vollen Sinne Lückenbüßerin, Hilfs- und Ersatzkonstruktion für eine archaïsche, verloren gegangene Einheit. Sie hat nie geleugnet, daß sie „pathogen" ist und von Mangelhaften für Mangelhafte verkündigt wird. Ist dies ein Einwand? So wenig, wie es ein Einwand gegen die Speisehäuser ist, daß sie erklärtermaßen nur zur Stillung des Hungers da sind.

Um jenen Entlarver-Optimismus aber scheint es mir so schlecht zu stehen, daß, wer ihn ernsthaft teilt, mit dem Paradoxon des tatsächlichen, historischen Menschenlebens schlechterdings nicht zu Rande kommt. Gewiß: In der praktischen Psychoanalyse spielt die Anschauung, daß der Mensch ein grundsätzlich eindeutiges, nicht ins Kraftfeld eines ewigen Widerspruchs gestelltes Geschöpf sei, die Rolle einer ergiebigen und segensreichen Werkhypothese. Sie reicht recht weit in pathologische Verstrickungen hinein, sie vermag die Folgen von psychischen Gewalttaten oder Verwundungen häufig beizulegen. Sie steht auf der Seite jener Aufklärungstendenz, deren gestaltauflösende Kräfte im Kampf gegen dämonische Wucherungen nicht zu entbehren sind, weder in der Weltgeschichte noch im Leben des Einzelnen. Aber im Ernst und auf die Dauer ist ein Weltbild, das die grundlegende Ausgesetztheit des Menschen in den Widerspruch leugnet, nicht zu halten; nicht vor der geschichtlichen Erfahrung, nicht vor unsrer anthropologischen Kenntnis.

Die Tendenz der Psychologie, die religiösen Vorstellungen zu erklären „als subjektive Projektionen von Innen nach Außen, als typische Wahnvorstellungen", denen damit „in der Welt draußen aller Boden entzogen ist" (Arnheim) — diese Tendenz ist beschränkt als Kampftendenz brauchbar, um Gestaltwucherungen zu kürzen; aber eine stiftende, eine gründende Tendenz ist sie nicht, sondern ein Streben nach Weltzerfall, im Kern akosmisch und auflösend (Freuds Beziehung zu — Buddha, dessen Bilder in seinen Zimmern stehen).

Freuds Broschüre gegen die Religion beweist nichts gegen die Religion, wohl aber sehr vieles für die Notwendigkeit, daß die Psychoanalyse endlich lernen muß, sich auf ein breiteres anthropologisches Fundament zu stellen. Sie kennt den relativ kranken Menschen. Sie kennt die Richtung, in der der relativ kranke Mensch beeinflußt werden muß, um in

den Stand zu kommen, sich im Leben zu behaupten. Aber sie hat keine zulängliche, keine durchtragende Vorstellung vom relativ gesunden Menschen. Sie hat nur ein Richtungsideal von ihm. Sie verwechselt seine Wirklichkeit mit ihrer Werkhypothese. Darum wendet sie auf breite, tiefreichende Kulturfunktionen Betrachtungsweisen an, die entwertend und lebensstörend sind. Wo sie mit ihren heutigen Mitteln über ihr nächstes Operationsfeld — das bitte ich auch chirurgisch zu verstehen — hinausgeht, zieht sie die gesamte, reiche Welt in einen ärmlichen Punkt zusammen, sie läßt alle Räume, alle Weite schrumpfen, alle Tiefenstaffelung schwindet und legt sich platt in die Fläche. Die steht dann dicht vor den Augen und ermöglicht kein wahres Sehen mehr; eine riesige Introvertierung vollzieht sich, die keinen Raum, keinen Wert, keine reine Richtung auf das Objekt mehr zuläßt. Es ist wie eine Erblindung, weil diese Psychologie den Unterschied zwischen Nähe und Ferne, Früher und Später, Außen und Innen aufhebt, weil sie dem dringlichen Bedürfnis des Menschen widerspricht, ein abständliches Objekt vor sich zu haben und frei aus sich heraus zu forschen und zu wirken. Die Welt der heutigen Psychoanalyse ist eine zeit- und raumlose Welt, in der es kein wahres Geschehen, überhaupt keine realen Objekte gibt, sondern nur Gespenster, Larven und Lemuren; eine Welt, die durch einen idealistischen Betriebsunfall zustande gekommen ist. Aus dieser Welt wird die Psychoanalyse früher oder später heraustreten müssen, wenn ihre staunenswerten Kenntnisse und Methoden in einem breitern Feld des wirklichen Lebens zur Geltung kommen sollen. Solange dies nicht geschehen ist, wird das verwogenste Dogma einer beliebigen Sektiererei die psychoanalytische Religionskritik an Wirklichkeitsgehalt übertreffen.

Lucie Höflich

als Ernestine Puschek in „Die Verbrecher“

von Else Flatau

Den Höllenreigen in dem Spiegel dort,
in dem die Masse diesseits sich beschaut,
durchbricht ein Schrei, ein urwelttiefer Laut.
Ein Schweigen schreit. Mehr als des Dichters Wort.

Er schuf sie neben andern als Figur.
Du aber nimmst dies erdgebundne Weib
in Dich, Du wandelst Dich zu ihrem Leib,
Du wirst zur Seele dieser Kreatur.

Du reißest sie herauf aus Deinen Tiefen
— und weckst damit, die selbstzufrieden schliefen —
Du trägst sie durch die Hölle dieser Erde,

auf daß sie darin schuldlos — schuldig werde.
Und trägst sie so, daß diesem armen Wesen
doch werden muß ein himmlisches Genesen.

Phantastische Szene von Hans Reimann

Ort: Hauptpost
Zeit: Mitternacht

Der Herr tritt durch verschlossene Türen in den Schalter-Vorraum, knipst das elektrische Licht an und klopft an einen Schalter. Der Schalter öffnet sich. Ein Beamter sitzt dahinter, starr vor Staunen und Zorn.

Der Herr: Nahmd. Bitte geben Sie mir eine Flasche Schwedenpunsch.

Der Beamte schnappt nach Luft.

Der Herr: Oder Allasch. So genau kommt es nicht darauf an.

Der Beamte schnappt nach Luft.

Der Herr: Wenn Sie keinen Alkohol führen, so geben Sie mir etwas Obst. Vielleicht ein paar Apfelsinen. Oder Trauben. Oder Pfefferminz-Tabletten. Es ist mir einerlei. Wie? Was ist denn? Fühlen Sie sich nicht wohl? Ich bin doch hier richtig auf der Hauptpost, ja? Na also. Bitte geben Sie mir eine Kleinigkeit. Es darf etwas Postlagerndes sein. Sie werden schon das Richtige finden.

Der Beamte (hat sich gefaßt): Postlagerndes am Schalter 17!

Der Herr: Am Schalter 17? Der existiert doch gar nicht. Die Numerierung der Schalter reicht nur bis 15!

Der Beamte: Schalter 17 für postlagernde Sendungen befindet sich im Völkerkundlichen Museum, Stefanie-Gasse 106/109, Hintergebäude erster Stock, Zimmer 44. Was wollen Sie eigentlich?

Der Herr: Ich möchte eine Fünfpfennig-Marke mit Reißverschluß.

Der Beamte: Postwertzeichen werden nachts nur in größeren Mengen abgegeben.

Der Herr: Dann möchte ich dreitausendvierhundertvierundzwanzig Fünfpfennig-Marken.

Der Beamte: 5 mal 4 ist 20, 5 mal 2 ist 12, 5 mal 4 ist 20 und 1 geht nicht, müssen wir eins borgen, macht 21, 5 mal 3 ist 16 und 2 ist 17, macht zusammen 17 120 Mark.

Der Herr: Haben Sie sich da nicht zu Ihren Gunsten verrechnet?

Der Beamte: Nein. Das ist Nacht-Taxe. Und Gunsten oder Ungunsten gibt es bei der Post nicht. Wir sind kein kaufmännischer Betrieb.

Der Herr: Das hab ich mir schon immer gedacht. Sonst wäret Ihr höflicher.

Der Beamte: Unterlassen Sie Ihre Randbemerkungen. Sie sind ein Bolschewik. Hier haben Sie Ihre Marken — — wo bleibt das Geld?

Der Herr: Welches Geld? Ich will die Marken nicht käuflich erwerben. Ich will sie geschenkt.

Der Beamte: Hier wird nichts geschenkt.

Der Herr: Ich bin Schriftsteller. Ich werde über die Marken schreiben. Geben Sie mir die Marken als Rezensionsexemplare.

Der Beamte: Wir geben keine Rezensionsexemplare.

Der Herr: Machen Sie eine Ausnahme. Schenken Sie mir die Marken. Ich bitte Sie herzlich darum.

Der Beamte: Wir verschenken nichts.

Der Herr: Vielleicht ein Glückwunschtelegrammformular mit Girlande?

Der Beamte: Wir verschenken nichts.

Der Herr: Nein? Dann gestatten Sie eine Frage. Was kostet Euch eine Groschen-Marke im Einkauf?

Der Beamte: Ich verstehe nicht.

Der Herr: Ich meine — was verdient Ihr beispielsweise an einer Groschen-Marke? Was ist der Engros-Preis für eine Groschen-Marke? Rentiert sich überhaupt der ganze Betrieb?

Der Beamte: Eine Zehnpfennig-Marke kostet zehn Pfennig. Das sagt schon der Name.

Der Herr: Gewiß, gewiß. Aber — angenommen, der Herstellungspreis beträgt pro Mille ein Achtel Pfennig — Ihr müßtet eigentlich erheblich daran verdienen...

Der Beamte: Haha. Verdienen. Bei der Post wird nicht verdient.

Der Herr: Bei der Post wird gehörig verdient!

Der Beamte: Postalischerseits — nicht meinerseits! Was mich betrifft, so bin ich auf mein Gehalt angewiesen.

Der Herr: Dann wird es Ihnen nichts ausmachen, ob Sie mir etwas schenken oder nicht.

Der Beamte: Mein Ressort sind Briefmarken in kleineren Mengen — und nun lassen Sie mich gefälligst in Frieden!

Der Herr: Noch nicht. Erst muß ich Sie ein wenig interviewen. Halten Sie still; es tut nicht weh. Antworten Sie auf meine Fragen. Wie verbringen Sie Ihre freie Zeit?

Der Beamte: Ich bin Beamter.

Der Herr: Seis drum. Und wie verbringen Sie Ihre freie Zeit?

Der Beamte: Ich verkaufe Briefmarken ohne Profit, und meine freie Zeit gehört dem Staat, dessen Teil ich bin.

Der Herr: Demnach widmen Sie sich der Herstellung von Nachwuchs? Aha. Und üben Sie sonst einen Sport aus? Nein? Sammeln Sie abgenutzte Briefmarken in Ihre Scheuern? Alte Mauritiusse oder Sachsendreier? Nein? Telegraphieren Sie außerdienstlich mit Leidenschaft? Oder treiben Sie Lektüre? Steht Ihnen der Sinn nach Abenteuern? Lesen Sie Jack London — oder inklinieren Sie mehr zu Arnold Zweig?

Der Beamte: Herr, ich verbitte mir, als Zielscheibe Ihres Spottes zu fungieren!

Der Herr: Nichts liegt mir ferner als Spott. Ich möchte das Geheimnis Ihrer Existenz lüften.

Der Beamte: Bei mir ist nichts zu lüften. Ich bin unlüftbar. Ich verkaufe Briefmarken. Ich bin Postbeamter ohne Doppelboden und Präparation.

Der Herr: Für einen Postbeamten benehmen Sie sich reichlich literarisch.

Der Beamte: Weil ich von Ihnen geträumt bin.

Der Herr: Satteln Sie um! Es ist schade um Sie.

Der Beamte: Zu spät.

Der Herr: Sie haben recht. Es ist Mitternacht vorbei.

Der Beamte: Ich wollte Musiker werden. Ich liebe Mozart und Schubert. Der Vater verbot es. Ich hätte gern Fagott geblasen. Jetzt handle ich mit Briefmarken. Und dann hat man ja schließlich die Genugtuung, das Publikum abzufertigen. Und dann hat man seine Pengsion.

Der Herr: Für die subalterne Pensions-Berechtigung haben Sie Ihre Freiheit geopfert!

Der Beamte: Jenun — ich habe so meine Gedanken — und Gedanken sind frei.

Der Herr: Ein Zitat.

Der Beamte: Mehr als ein Zitat. Eine Tatsache. Gedanken sind frei.

Der Herr: Bis zu 20 Gramm. Jedes weitere Gramm kostet den Schlaf.

Der Beamte: Wer sind Sie eigentlich?

Der Herr: Wer ich bin? Der Name tut nichts zur Sache. Ich habe eine Inspektionsreise unternommen. Incognito. Ich bin — erschrecken Sie nicht! — ich bin der Oberpostgeneral.

Der Beamte: Exzellenz!

Der Herr: Rasch — wünschen Sie sich etwas!

Der Beamte: Exzellenz — wenn ich so frei sein darf — ich möchte um den Roten Adler-Orden erster Kajüte gebeten haben.

Der Herr: Hier haben Sie ein Sahne-Bonbon.

Der Beamte: Oh ... weiter nichts?

Der Herr: Ich biete Ihnen das intime Du an. Sag Eduard zu mir!

Der Beamte: Eduard! Nimm mich hin!

Der Herr: Dieses weniger. Aber ich will dich befördern.

Der Beamte: Eduard — du bist ein Engel!

Der Herr: Und du wirst holterdipolter einer sein. Denn ich werde dich befördern ... bis ins Jenseits.

Der Beamte: Gott!

Der Herr: In zwanzig Jahren seid Ihr ohnehin elektrisch.

Er zieht einen Revolver und knallt den Beamten nieder.

Die Seele des Beamten schwebt gen Himmel.

Sie ist ein perforierter Streifen Goetheschillerbeethovenfridericuskanthindenburg.

Das Lächeln der Mona Lisa von Theobald Tiger

Ich kann den Blick nicht von dir wenden.
Denn über deinem Mann vom Dienst
hängst du mit sanft verschränkten Händen
und grienst.

Du bist berühmt wie jener Turm von Pisa,
dein Lächeln gilt für Ironie.
Ja ... warum lacht die Mona Lisa?
Lacht sie über uns, wegen uns, trotz uns, mit uns, gegen uns —
oder wie —?

Du lehrst uns still, was zu geschehn hat.
Weil uns dein Bildnis, Lieschen, zeigt:
Wer viel von dieser Welt gesehn hat —
der lächelt,
legt die Hände auf den Bauch
und schweigt.

Dies ist das Einleitungsgedicht zu dem neuen Sammelband Kurt Tucholskys „Das Lächeln der Mona Lisa", erschienen bei Ernst Rowohlt in Berlin.

Humor auf der Opernbühne von James Simon

Humor ist mit der Welt versöhnt.
Kierkegaard

Die Sphäre des musikalischen Bühnenhumors erstreckt sich unermeßlich weit, wenn man nur an die opera buffa der Italiener, die opéra comique der Franzosen, die deutsche komische Oper denkt. Er gipfelt im „großen Humor" — um den von Solger geprägten Ausdruck zu gebrauchen —, der aus Überlegenheit und Herzenswärme quellend alles Geschehen von höherer Warte aus deutet und eine gelöste, aus Lachen und Weinen gemischte Empfindung erregt; der dem Feinkomischen das Weltbetrachtende gesellt und, wie auf anderm Wege die große Tragik, die Widersprüche und Konflikte des Daseins löst. Diese Shakespearesche Haltung war auf der Opernbühne freilich nur Mozart und in ihren glücklichsten Momenten wenigen andern vergönnt. Um so üppiger wucherte von jeher die einfache Komik, zumal die Situationskomik. Von der Operette, welche die Komik ins Possenhafte zuspitzt, sei hier abgesehen, wenngleich etwa der Zigeunerbaron mehr Komik birgt als manche sogenannte komische Oper.

Verfolgen wir die Linien, die im Geburtsland der Oper, in Italien, dem Begriff des Humors zustreben, so grüßt uns als Muster der neapolitanischen Buffo-Oper, die noch heute wirksame „serva padrona" von Pergolesi, in der nur drei Personen auftreten. Schon taucht das Verkleidungsmotiv auf, das als Vorrecht dieses Genres immer wiederkehrt. Wie hier so ist auch in Cimarosas „Heimlicher Ehe", für die Stendhal schwärmte, alles auf Situationskomik angelegt. Sein Erfüller und Überwinder ist Rossini, der im Barbier mit bestrickender Grazie alle italienischen Buffonerieen zusammenfaßt, seinem Wahlspruch getreu: einfach in der Melodie, mannigfaltig im Rhythmus. Wieder bewährt sich außer dem Motiv des Kleidertausches das Motiv der listigen Heirat. Mit diesem sprudelnden Werk kann es auf diesem Gebiete vielleicht nur noch Donizettis Don Pasquale aufnehmen, potenzierte Marionettenkunst, wo Lyrisches mit Humoristischem abwechselt. Der Humor entspringt hier aus der besonderen Betonung bestimmter Charaktereigenschaften. Eine commedia lirica wieder in einem ganz neuen Sinne ist das elastische Alterswerk Verdis. „Falstaff ist ein böser Geselle", schreibt er einem Kritiker, „der schlimme Streiche aller Art macht, aber in einer belustigenden Form — er ist ein Typus! Sie sind so selten, die Typen." Gleich den komischen Charaktermasken der italienischen Stegreifkomödie, unter denen der Arlecchino in Busonis Capriccio neu auferstand, sorgt der feiste Wüstling schon durch seine bloße Gegenwart für Heiterkeit. Ganz buffonesk die kichernden Holzbläser, welche die Zungenfertigkeit der vier lustigen Weiber schildern, oder Quicklys devoter Gruß. Der tiefere Humor jedoch, im Park von Windsor romantisch gefärbt, liegt in der Distanz des reifen Künstlers zu den Leidenschaften, die nun aus der subjektiven Bedingtheit ins Allgemeine gewachsen

sind. Alles ist ja doch nur ein Spaß, wie die Schlußfuge kündet; und der federnde, durchsichtige Orchestersatz entspricht durchaus dieser souveränen Haltung.

Pergolesis Intermezzo, von den italienischen Buffonisten erfolgreich nach Paris getragen, wurde bahnbrechend in der Entwicklung der opera buffa; in der Nachwirkung entsteht die opéra comique, die gegenüber dem bel canto der italienischen Spieloper die freie Rezitation und den pointierten Rhythmus wieder in ihre Rechte einsetzt und das Spaßhafte, Elegante, Pikante mit rührenden Elementen mischt. Ihr angesehenster Vertreter ist Grétry, und dessen Erben sind Boieldieu und Auber. Was sich jedoch in den Couplets und Tänzen dieser Gattung auslebte, was den Bourgeois ergötzen sollte, war nicht so sehr der Humor, der doch ans Gemüt appelliert, als schlagfertiger Witz und Spott — wie bei der alten englischen, jetzt von Weill modern hergerichteten Bettleroper. Am gemütvollsten ist noch die Weiße Dame, Aubers Treffer Fra Diavolo hingegen mehr ein Erzeugnis französischen Esprits; ihm blieb aber auch zeitlebens (wie nachmals dem großen Spötter Offenbach) die Sehnsucht nach dem „höhern Genre".

Die engere deutsche Musikkomödie, wie sie sich aus den Singspielen Hillers und Dittersdorfs entwickelte, vertritt Lortzing. Sein Humor, bei ihm Wesenszug — sonst hätte er sein miserables Theaterdasein kaum ertragen — offenbart sich am reinsten im Wildschütz. Wenn zwei Männer um die Baronin Billard spielen, während der philiströse Schulmeister Baculus seine Predigt für den nächsten Tag memoriert — mit „Wach auf, mein Herz, und singe" als cantus firmus dazwischenfahrend —, so beruht hier die humoristische Wirkung auf der selbstverständlichen Kombination verschiedener Vorgänge. Wie Baculus so ist auch der renommistische Bürgermeister in Zar und Zimmermann eine ausgesprochene Bufforolle. Bei der Stelle „O ich bin klug und weise" grüßt ihn Mozart. Der grüßt bisweilen auch Nicolai, zum Beispiel im Eingangsduett der Lustigen Weiber, die so glücklich die gediegene deutsche Schule mit italienischer Leichtigkeit verschmelzen. Die muntere, aufgeräumte Stimmung, wie sie gleich die prachtvolle Ouvertüre atmet, erhält einen romantischen Einschlag in dem meisterhaft gebauten ersten Finale, das von Falstaffs emphatischer Rede über alle möglichen Foppereien zur verstellten Ohnmacht der Frau Flut führt. Mitunter geht die Komik bis zur Karikatur wie bei Junker Spärlichs lispelndem Ruf „o süße Anna". Als notwendige Entspannung gegenüber dem Dämonischen wirkt der Humor bei Marschner; als erquickender Kontrast im Freischütz, wenn das schelmische Ännchen die nachdenkliche Freundin aufzuheitern sucht; sogar im Fidelio ist er nicht zu entbehren, wie Lili Lehmanns Studie nachweist.

Für die deutschen Opernkomponisten ist der Humor im allgemeinen weniger ein Besitz als ein Gegenstand der Sehnsucht. Wie oft schon wurde eine neue Ära der komischen Oper in Deutschland verkündet! Nietzsche mit seinem Heimweh nach Südmusik glaubte, aus der Oper seines Freundes Peter Gast

eine neue, helle Kinderglückseligkeit herauszuhören; Bülow rangierte die „Widerspenstige" von Götz, deren eigentlicher Gewinn doch die lyrischen Partien sind, nach den „Lustigen Weibern"; Hugo Wolf erkannte wohl das Ziel, aber hat er es wirklich im „Corregidor" erreicht? Manche sehen im „Barbier von Bagdad" von Cornelius ein Juwel der Gattung. Ich muß jedoch gestehn, daß mir darin die Gebetrufe der Muezzin nachhaltigeren Eindruck machen als der sinnige, aber oft krampfhafte Humor des Dichtermusikers. So bleiben die „Meistersinger" als Lustspiel größten Stils. Im Marienbader Entwurf hatte sich die heitere Stimmung noch in der Ironie ausgesprochen; erst nach Krisen, erst nachdem Wagner ganz resigniert hatte, auf Grund der Wahnerkenntnis fand er das Lächeln unter Tränen. Nun erst konnte das Herz des Hans Sachs intimes Zentrum der Handlung werden. Das weibliche Gegenstück: die Marschallin im „Rosenkavalier", in dem sich ebenfalls noch viel stofflicher Humor tummelt. Die jüngste Opernmusik findet für Witz und Groteske noch neue Ausdrucksmöglichkeiten; die aufgelockerten Jazz-Rhythmen befruchten Kreneks Jonny, und bündige Formen wie Kammeroper und Sketch (Toch, Hindemith) genügen unserm jagenden Lebenstempo.

Doch Einer, im Kosmischen verhaftet, war dazu berufen, den großen Humor noch zu verklären, so daß er nun als Ausdruck des Göttlichen von seinem Opernwerke ausstrahlte: Mozart. Er schöpft aus tiefem seelischem Fundus und reicht doch alles unpathetisch, mit schwebender Grazie. In der Entführung gibt ihm namentlich die Partie des Serailaufsehers Gelegenheit, Humor zu entfalten. „Der Zorn des Osmin", schreibt Mozart an seinen Vater, „wird dadurch in das Komische gebracht, daß die türkische Musik dabey angebracht ist." Intervall- und Temposprünge, prahlerische Koloraturen, Wiederholung einer Phrase in der tiefern Oktave („denn nun hab ich vor euch Ruh") bewirken komische Effekte, die sich in seinem letzten Wutausbruch während des Rundgesangs krönen. Wie hier Osmin in die dankerfüllte Stimmung der anderen hineinplatzt, so kontrastiert im Quartett das Dienerpaar wirksam gegen die aristokratisch Liebenden, und Blondchen poltert und keift weiter im Zwölfachteltakt gegen den Viervierteltakt der Übrigen. Doch der Humor des Schöpfers balanziert die Gegensätze aus, bindet die im Ensemble beschäftigten Personen zur Einheit; so entsteht eine Oberschicht, in der sie sich treffen. Hier sind es noch Singspiel-Typen, in „Figaros Hochzeit" werden es Individualitäten. Figaro ist das unüberbietbare dramma giocoso! Die aller Erdenlast enthobene Lebensstimmung könnte uns jedoch nicht derartig erschüttern, wenn sie nicht auf so lauterm Seelengrunde ruhte, wenn nicht über dem ganzen weitmaschigen Intrigenspiel eine Nachsicht mit den Schwächen der Menschen lächelte, die vielleicht das Köstlichste des Werkes ist. So erwächst auch der Humor nicht eigentlich aus der Natur der fünf Hauptpersonen, denen nichts Humorvolles anhaftet, denn sogar Figaros Scherze sind nur eine Würze seines bon sens, sondern aus den bedrängen-

den, verwickelten und unberechneten Situationen, in die sie hineingeraten. Deutlich erkennen wir das im Finale des zweiten Akts, dem größten tektonischen Wunder der Opernmusik überhaupt, oder im Terzett, wo der Graf den Pagen im Sessel entdeckt und sein Staunen im Orchester durch Haltetöne und durch Umkehrung des Motivs wiedergegeben wird. Ja es ist, als symbolisiere sich dieses Staunen und als weise überhaupt der jeweils vorübergleitende Bühnenvorgang auf einen überempirischen Vorgang hin. In diesem sublimsten aller musikalischen Lustspiele dringt der Humor bis ins Detail. Aus der Überfülle solcher Arabesken greife ich nur die neckische Hornfigur heraus, die ausplaudert, was Figaro verschweigt, und die delikate Stelle im komisch-rührenden Sextett, wo der Richter mangels eigner Meinung in der höhern Oktave mit dem Grafen mitsingt: „Ich weiß nicht, ist's Ernst, oder ist es nur Scherz?" Für den Zuhörer aber scheint mir dieser Schwebezustand, der ihn wehmütig lächeln läßt, die rechte Wirkung des wahren Humors zu sein.

Ob man die magische Buntheit „Don Juan" dramma giocoso oder Komitragödie nennt: feststeht, daß unter allen Personen nur eine, Leporello nämlich, rein komisch ist. Idealisierter italienischer Harlekin und doch von eigenster Prägung, setzt er überall sein Wesen durch, dessen Dominante die Angst bildet. Diese verrät sich in fast allen Ensembles und sticht im Kirchhofs-Duett und in der Szene mit dem steinernen Gast gegen den Mut des Lästerers ab —, wie denn in der Verknüpfung gegensätzlicher Elemente grade Don Juan unerschöpflich ist. In der Registerarie lebt ein spöttischer Humor, dessen Feinheiten oder vielmehr Unfeinheiten sich ganz nur dem erschließen, der auf den italienischen Originaltext zurückgeht. Auf Elvira, eine im Grunde tragische Gestalt, fallen Streiflichter des Komischen durch die Randglossen Don Juans und seines Dieners; sie wirkt unfreiwillig komisch, wenn sie im Sextett für den vermeintlichen Don Juan um Schonung fleht. „Cosi fan tutte" ist ein verklärtes Maskenspiel. Hier nimmt der Humor eine ironisch-parodistische Färbung an. Man denke nur an das Addio, wo beim Abschied der Brautpaare der Hagestolz Alfonso sich das Lachen nicht verbeißen kann. Wir mokieren uns nicht mit; wir sind gerührt, da wir selbst in das Spiel verflochten sind. In der unmystischen, realen Abteilung der „Zauberflöte" repräsentiert das humoristische Element der treuherzige Naturmensch Papageno, der komische Trabant des heroischen Tamino. In ihm lebt veredelt der Hanswurst, der wiener Kasperl, wieder auf; seine Arie mit Glockenspiel ist ein verfeinertes Hanswurstlied, deutsch-volkstümlich die behagliche Vogelfängerweise, die durch die launig einfallenden Hörner und das später noch öfters wiederkehrende Faunen-Flötchen besonders vergnüglich wirkt. Um so kläglicher die Mollwendung in seiner letzten großen Szene: schon will er sich aus unglücklicher Liebe aufhängen — in Slevogts Randzeichnung sehr witzig an einem Taktstrich! —, als ihn die drei Knaben noch rechtzeitig erretten.

Das Unrecht an Sudermann von Carl Meinhard

Wenn ich, — und an dieser Stelle, versuchen will, den Titel dieses Aufsatzes zu rechtfertigen, bin ich mir des Unterfangens wohl bewußt.

Berlin, die Stadt der guten Nekrologe. Und doch ist es nicht erfindlich, warum die wohltätig-kalte Objektivität dem Schaffenden gegenüber nach dessen Tod ins Gegenteil umschlagen soll. Die Stellung zum Tod ist allerdings Privatangelegenheit, aber Glorienscheine müßten, selbst wo sie beinahe am Platze sind, wegbleiben. Schon wegen der Abgegriffenheit der Bezeichnungen brauchte man bei Nekrologen auch vor der „Majestät" des Todes nicht halt zu machen.

Trotzdem soll dies heute doch ein guter Nekrolog werden. Mein Jugendfreund Siegfried Jacobsohn würde, wenn er noch lebte, vielleicht vom Kritikerstandpunkt mit bessern Worten beiläufig das Gegenteil zu sagen haben. Aber als guter Kenner von S. J.'s Gerechtigkeitsfanatismus zweifle ich keinen Augenblick, daß er die Absicht, dem Menschen und Kämpfer Hermann Sudermann grade an dieser Stelle gerecht zu werden, gerne billigen würde. Eigentlich müßte man schon erraten, was hier gesagt werden soll.

Es handelt sich darum, das Unrecht gutzumachen, das in der Theatergeschichte ohne Beispiel ist: In einer Kunstöde, nach einem erfolgreichen Kriege, in einer Periode der Autokratie, der Sattheit, erscheint ein Mann mit einer für damals unerhörten Kühnheit und greift den Bürger des Vorderhauses an. Für Vorderhausbürger hielten sich damals gut neun Zehntel der Bevölkerung. Kein noch so links stehender Kommunist würde heute wegen einer radikalen Veröffentlichung vom Bürger so geächtet werden, wie die führende Gesellschaft von 1890 dies Sudermann gegenüber getan hat. Und ein momentaner Theatererfolg änderte nichts an der persönlichen Anfeindung des Autors. Es kann und soll nicht der Zweck dieser Zeilen sein, die künstlerische Qualität der Sudermannschen Bühnenwerke nochmals und immer wieder zu prüfen, um nochmals und immer wieder zu dem Resultat zu gelangen, daß es sich eben nur um Gegenwartstheater und Gegenwartserfolge handelte, als man Sudermann wider seinen Willen abwechselnd zum Schiller oder Goethe stempelte. Das Unrecht, von dem hier die Rede ist, ist ein rein persönliches, und es ist umso tragischer, als kein Schuldiger gesucht zu werden braucht, weil es keine Schuldigen gibt.

Sudermann schnellt empor, blitzartig, ohne Clique und zu einer Höhe, wie sie vorher vielleicht überhaupt noch niemals ein Bühnendichter erreicht hat. Die völlige Leere in der geistigen, politischen und künstlerischen Umwelt begünstigt einen unerlaubten Aufstieg, den auch ein wirklicher neuer Olympier nie gefahrlos erfahren hätte. Und hier sind wir an der Wurzel des beispiellosen Unrechts, das Sudermann mit Recht als solches empfunden haben muß. Unfaßbar ist heute dieser ganze Werdegang. Was sind die Leiden eines spät entdeckten Künstlers, der mit Fug und Recht vergebens auf Anerken-

nung wartet gegenüber einem solchen Absturz, gegenüber einem notwendig gewordenen Kampf um Sudermann und mit Sudermann als Zielscheibe. Weil die Parteien bis zur Abfuhr kämpfen, muß Sudermann abwechselnd als Wappenschild oder Wurfgeschoß dienen. Es ist keinerlei Entschuldigung für dies Unrecht, daß der Absturz zu Recht erfolgt ist. Selbst wenn, wie schon beim siebzigsten Geburtstag Sudermanns zu lesen war, der Niedergang nach einem ungerechtfertigten Emporschnellen zwangsläufig erfolgen mußte, birgt diese Feststellung keinerlei Entschuldigung für das unverschuldete Leid des Betroffenen. Welchen Grad von Verzweiflung muß ein so orkanisch empor- und wieder zurückgeschleudeter Mensch durchgemacht haben! Selbst ein wirklich göttlicher Sudermann war nicht verpflichtet, dieses rapide Nach oben und Nach unten zu verstehn. Und er hat es nicht verstanden.

Der Schreiber dieser Zeilen, der durch seltsame Zufälle von seinen Anfängen um 1900 bis zur vorletzten dramatischen Arbeit Sudermanns ebenso viel mit ihm zu tun wie gegen ihn zu kämpfen hatte: als Schauspieler, als Theaterdirektor und als Mitautor der ‚Bösen Buben', einer künstlerischen Vereinigung, die beinahe ausschließlich auf Kosten Sudermanns ihre satirischen Künstlerspiele aufbaute, — grade er möchte am Grabe Sudermanns Zeugnis dafür ablegen, daß dieser „Recke", dieser Theaterschriftsteller, dieser scheinbare Zyniker, ein höchst sensibler, gerechter, über seine Kraft mutiger, warmblütiger Künstlermensch war, dem schon zu Lebzeiten ein innerer Stoß versetzt worden ist, von dem er weder genesen ist, noch genesen wollte.

Daß er nicht „über seine Fähigkeit" und aus seiner ostpreußischen Heimat herauswachsen wollte und dadurch, wie es jetzt heißt: „sich nicht entwickelnd, stehen blieb", soll diese Feststellung ein Vorwurf sein? Hat er für die maßlose Überschätzung gekonnt? Wollen wir die dramatische Festigkeit Sudermanns, die wild zupackte, grade heute nicht anerkennen? Sudermann hat vom Anfang bis zum Tode geschrieben, wie er es konnte und nicht anders. Und wenn in seinem Können ein Stillstand, ja sogar ein Niedergang eingetreten ist, erscheint es etwa kühn, zu behaupten, daß der Sturz vom Olymp, an dem wir doch alle unschuldige Mitschuldige sind, die Ursache dafür gewesen ist, daß er innerlich verzagte, nicht mehr schreiben konnte — trotz seines äußern, überlegenen Lächelns?

Und daß man ihm zum siebzigsten Geburtstag beim Übertritt ins Greisenalter bereits nekrologartig ein gutes Klassenzeugnis ausstellte, sollte das für einen Sudermann Entschädigung oder Aufmunterung sein? Nach jahrzehntelangem, selbst für einen großen Philosophen untragbarem Leid sollte er obligate, höfliche Redensarten womöglich mit Dank quittieren?

Sudermann starb unversöhnt. Äußerlich höhnisch lächelnd, innerlich leidend und erbarmungslos zerrissen, so ging er von der Kampfstätte. Wir können nichts andres tun, als dieses größte, wirklich erschütternde Drama Sudermanns heute einfach feststellen. Er ist an einem Bußtag gestorben. Ihm ist Unrecht geschehen. Er hat uns kein Unrecht getan.

Ruhrkrieg und Schupo von Morus

Die Reserven im Eisenkampf

Es war zu erwarten, daß die Eisenindustrie den Beschluß des Reichstags, zwanzig Millionen für die ausgesperrten Arbeiter bereitzustellen, nicht ruhig hinnehmen würde. Zwar haben im Reichstag die volksparteilichen Industriellen für die Unterstützung der Arbeiter gestimmt, der Zentrumsabgeordnete Lammers, eine Säule im Präsidium des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, hat sogar wacker die Unterstützungsanträge seiner Partei vertreten; und selbst die Deutschnationalen haben es nur bis zur Stimmenthaltung gebracht. Dabei machen die zwanzig Millionen, die jetzt die preußische Regierung unter die Arbeiter verteilen soll, grade soviel aus wie die Lohnerhöhungen nach dem Schiedsspruch für ein volles Jahr. Aber solche kleinen rechnerischen Erwägungen spielen in einer großen Zeit wohl keine Rolle. Solange die Steuerzahler die Zeche begleichen und die Industriellen, die die Aussperrung entriert haben, nicht regreßpflichtig gemacht werden, kann man ohne volkswirtschaftliche Beklemmungen den Wählern sein gutes Herz zeigen.

Immerhin sind zwanzig Millionen in einem Arbeitskampf ein Betrag. Freilich hat man noch nie die Probe aufs Exempel gemacht, wie lange ein Arbeitskonflikt dauert, wenn man die Arbeitgeber zwingen würde, mit acht Mark in der Woche zu leben. Doch die Arbeiter haltens eine Weile aus. Mit den zwanzig Millionen könnten die ausgesperrten Zweihunderttausend notdürftigst einen Monat unterhalten werden.

Damit die Öffentlichkeit nicht auf den Gedanken kommt, die Schwerindustrie würde vor solch einer bescheidenen Hilfsaktion die Waffen strecken, werden jetzt auf der Gegenseite die schwersten Kanonen aufgefahren. In feierlicher Sitzung haben sich das Präsidium des Reichsverbandes der Deutschen Industrie und der Vorstand der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände zusammengefunden und sich mit einer Begründung, deren sich kein Sonntagsprediger zu schämen brauchte, hinter die Aussperrer gestellt. „Beide Organisationen haben beschlossen, die Arbeitgeber der nordwestlichen Gruppe mit allen geeigneten Mitteln zu unterstützen." Wie hoch die geeigneten Mittel sein werden, wieviel Geld die „durch Kapitalknappheit, hohe Zinsen und andre Verpflichtungen in drükkender Weise vorbelastete Industrie" zur Fortsetzung der Aussperrung grade noch erübrigen kann, wird nicht angegeben, aber einige Milliönchen werden sich trotz allen drückenden Lasten wohl noch zusammenbringen lassen.

Zunächst hat die Schwerindustrie ihren Kampffonds von fünfzig Millionen — womit sie zweieinhalb Jahre lang die

Lohnerhöhung hätte zahlen können — noch längst nicht aufgebraucht. Gewiß kostet auch der Unterhalt der stillgelegten Werke Geld, aber dafür spart man auch die Strafgelder, die bei weiterer Forcierung der Produktion wegen Überschreitung des Kontingents an das Internationale Rohstahlkartell zu zahlen wären. Zudem stehen die Banken, festgemauert in den Provisionen, hinter der Schwerindustrie. Auch sie sind bereit, den Kampf gegen die Schlichtungsordnung und gegen den Staat ihre Kunden und Angestellten etwas kosten zu lassen. Und schließlich: Krieg ist Krieg, und die Schwerindustrie will einen Siegfrieden.

Wie es finanziell mit den Arbeitnehmern steht, ist nicht genau bekannt. Die ‚Börsenzeitung', die von den Russen das gute Prinzip übernommen hat, die Gegner lieber zu überschätzen als zu unterschätzen, malt die Finanzen der Gewerkschaften in den rosigsten Farben. Tatsächlich haben im vorigen Jahr allein die freigewerkschaftlichen Metallarbeiter vierzig Millionen Mark eingenommen und aus den Beiträgen einen Überschuß von fünfundzwanzig Millionen Mark erübrigt. Die christlichen Gewerkschaften haben achtzehn Millionen Mark eingenommen und wohl auch einen gehörigen Teil davon zurücklegen können. Im Laufe dieses Jahres sind zwar die Gewerkschaftskassen schon mehrfach durch Streiks und Aussperrungen in Anspruch genommen worden, aber für etliche Wochen reichen sie sicherlich noch.

Was die Gewerkschaften zurzeit finanziell einbüßen, gewinnen sie an Geltung in der Arbeiterschaft. Denn die Nichtorganisierten sehen nun, daß es doch nicht ganz sinnlos ist, Woche für Woche seinen Mitgliedsbeitrag zu zahlen. Der schwerste Schlag für die Gewerkschaften wäre es daher gewesen, wenn man die Reichsunterstützung als Armenfürsorge aufgezogen und sie nur denen gegeben hätte, die nicht von den Organisationen unterstützt werden. Die Deutsche Volkspartei und namentlich Herr Dr. Curtius hat sich redliche Mühe gegeben, für die öffentlichen Unterstützungen diese Scheidung zwischen Organisierten und Nichtorganisierten durchzusetzen. Aber fürs erste ist der Versuch mißlungen.

Trotzdem sind die Gewerkschaften zu größten Konzessionen bereit. Im velberter Bezirk, wo die Unternehmer noch gute Exportaufträge auszuführen haben, ist durch freiwillige Vereinbarung das Lohnabkommen bis zum 30. April nächsten Jahres verlängert worden; das heißt: fünfzehntausend Arbeiter, die eigentlich eine besonders günstige Position hatten, haben kapituliert. In den großen Bezirken wollen die Arbeitgeber aber noch nicht einmal unter diesen Bedingungen Frieden schließen. Ein Beweis mehr, daß es um etwas andres geht, als um die drei Prozent Lohnerhöhung.

*

Der Polizei-Etat

Flinker als das Reich legt diesmal Preußen seinen Etatentwurf vor. Ach, die Butter ist schon wieder teurer geworden, und Preußen braucht 64 Millionen mehr als im laufenden Haushaltsjahr. Davon entfallen, zur Freude aller Patrioten, allein 28 Millionen auf die Mehrausgaben der Polizei. Und selbst wenn man, wie es der preußische Finanzminister tut, sich damit tröstet, daß die Polizeiverwaltung im nächsten Jahr 6 Millionen Mark mehr einnehmen wird, bleibt ein klinkerklares Ausgabenplus von 22 269 550 Mark bestehen.

Vielleicht wird man diese Mehrbelastung endlich zum Anlaß nehmen, um sich einmal mit dem Polizeietat zu beschäftigen. Nach der amtlichen Reichsfinanzstatistik sind die Ausgaben für die Polizei in Deutschland von 198 Millionen Mark im Jahre 1913 auf 652 Millionen im Jahre 1925 gestiegen. In dem kleinern Deutschland gab man also mehr als dreimal soviel Geld für die Polizei aus als vor dem Kriege. Inzwischen haben wir es gewiß auf 700 Millionen gebracht, denn die andern Länder werden doch nicht hinter Preußen zurückstehen.

Diese eminenten Kosten entstehen nicht dadurch, daß die Schupo besonders üppig besoldet wird, sondern vor allem durch die Zahl unsrer Polizeitruppen. In England, dessen Landheer nicht wesentlich größer ist als die Reichswehr, braucht man 40 000 Mann Polizei, in Deutschland hat man merkwürdigerweise 150 000 notwendig. Wir können uns also rühmen, die erste Polizeimacht der Welt zu sein. Selbst Mussolini wird schon seine Miliz mitrechnen müssen, um uns ziffernmäßig zu schlagen. Alle die Gründe und Scheingründe, die man in den ersten Jahren nach dem Kriege vorgebracht hat, um in Deutschland dies Polizeiheer zu schaffen, um es zu kasernieren und auszurüsten: Kapputsch und Kommunistenaufstände und Oberschlesien existieren nicht. Aber das Polizeiheer ist noch immer so groß wie früher. Niemand wagt daran zu rühren. Die Reichswehr, das weiß man, steht rechts. Die Schupo gilt als viertel- bis halblinks; deshalb ist sie für unsre Republikaner sakrosankt.

Allmählich wird es Zeit, daß man diesem Zustand ein Ende macht. Wer die Schutzpolizei als Armee-Ersatz ansieht und deshalb in ihrer jetzigen Größe erhalten will, der soll es sagen. Wir andern aber erklären ebenso deutlich, daß die Aufrechterhaltung dieser Polizeimacht und der zugehörige Siebenhundertmillionen-Etat schlimmste Vergeudung öffentlicher Mittel ist. Hier, Herr Hansabund-Präsident Fischer, ist wenn Sie es mit Ihren Sparsamkeitsbroschüren ernst meinen eine Aufgabe für Sie.

Bemerkungen

Abgefunden!

An der Front in Lothringen, wo wochenlang schon kein Schuß mehr fiel, wurde in der Frühe des 10. November plötzlich Artilleriefeuer angefordert.

Rot schimmern Raketen durch den feuchten, trüben Morgen. Auf der ganzen Front bellen die Geschütze. Die Franzosen sollen in die deutschen Gräben eindringen, merkwürdigerweise feuert kein einziges Geschütz auf der andern Seite. Und nach einer halben Stunde kommt der Befehl zur Feuereinstellung.

Wieder eine Stunde später erfährt man telephonisch die Aufklärung: französische Abteilungen hatten ihre Gräben verlassen, wollten mit den Deutschen fraternisieren, irgendein Posten hatte voller Angst vor den anrückenden Poilus die Leuchtpistole abgeschossen.

Am Nachmittag verbreiten sich dunkle Gerüchte. Eine deutsche Batterie hat in eine Ortschaft hinter den eigenen Gräben gefeuert, wo Landwehr in Bereitschaft lag. Man spricht entsetzt von vierzig Toten und Verwundeten.

Die Batterien müssen ihre Ziele angeben, die sie früh beschossen haben. Bald bestätigt sich das Gerücht: ein Artilleriestab hat einer ihrer Batterien falsche Räume zur Beschießung angegeben.

Die letzten Schüsse in diesem Abschnitt waren so sinnlos wie Alles.

Und weil die Zeit am nächsten Tage aus den Fugen ging, wurde nie bekannt, wieviele in diesem letzten Gemetzel blieben.

*

Die Farce schloß die Tragödie. Am Abend erschien der Feldwebel jener Batterie im Zimmer des Führers, stand lässiger stramm als sonst, ließ sich nicht lange bitten, Platz zu nehmen, trank einen Kognak nach dem andern, und wußte dies und wußte jenes. Dann kam das Ende.

„Die Leute wollen ... Herrn Hauptmann nicht mehr als Führer haben ..."

Und der kleine dicke Ostpreuße mit seinen wasserblauen trägen Ochsenaugen starrte mit offenem Munde minutenlang den Feldwebel an, brachte kein Wort hervor.

„Jawohl, die Leute wollen Herrn Hauptmann ..."

Dann schnappte der Mann nach Luft und brachte endlich hervor: „Aber das geht doch nicht, so — reden Sie doch noch einmal mit den Leuten — ich möchte gerne bleiben — jetzt ist erst der 10. und bis zum 1. Dezember — ich kann doch nicht schon jetzt nach Hause fahren — Prost Feldwebel — trinken Sie doch!"

Der Feldwebel trank.

„Die Leute wollen nicht."

„Aber sie sollen vernünftig sein. Ich habe doch eine Familie. Reden Sie doch noch einmal mit ihnen. Prost —"

„Prost, Herr Hauptmann! ... Vor allem muß Ihre Kuh geschlachtet werden."

„Na — ja — schön — kann man ja — es ist ja doch vorbei; — aber reden Sie doch mit den Leuten" — —

Sie prosteten und tranken; der Feldwebel machte sein Männchen noch lässiger als vorher.

Am andern Tag verschwand die Kuh, am dritten Tag der Hauptmann.

Er ging zum Stab, privatisierte auf dem Rückmarsch, erhielt sein Gehalt, seine Zulagen.

Der Krieg war zu Ende, und auch die Revolution ... Man hatte ihn abgefunden, so nahm er die Entwicklung von zehn Jahren voraus.

Kurt Kersten

Ein neuer Russenfilm

Das Feuer läutert die verdorbne Ehe eines Feuerwehrmanns. In die zähe, düstre Handlung, in das dumpfe Brüten des betrogenen Ehemanns, das schnatternde Geklatsch alter

Weiber, das schreckliche Schweigen eines vereisten Frauengesichts, schlägt die Flamme, Großfeuer — der Regisseur setzt volles Orchester ein: ein ganzes Haus brennt! Friedensschluß in einem Ehekampf: die drei Beteiligten, verwundet und verbrannt, fahren im schaukelnden Krankenauto der Heilung, dem Heil entgegen — was für kräftige „Bilder", in des Wortes doppelter Bedeutung!

Diese von Anschauung gesättigte Sprache hat ein solcher Film schon, ehe er gedreht wird. Der erste Entwurf zum Manuskript ist nicht eine in Worten erzählbare Handlung, sondern eine Vision von aufflammendem Holzwerk, blitzenden Dampfspritzen, schwarzen Qualmwolken. Was das bedeutet, versteht, wer in dem sonst enttäuschenden Hollywood-Film von Max Goldschmidt und Arnold Höllriegel gesehen hat, wie Charlie Chaplin die Handlung eines neuen Films erzählt: wie er da mit den Händen in die Luft greift und mit offnen Augen etwas betrachtet, wozu sein Mund nur die begleitenden Zwischentitel spricht. Ein Film läßt sich nicht erzählen, und deshalb sind auch Filmhandlungen, wenn man sie gedruckt liest, so unsäglich albern. Und die Leute, die Filmdramen albern finden, sehen nicht, sondern lesen, lassen sich Geschichten erzählen. Wozu Kinos nicht da sind.

Anna Sten, die, wenn sie will, so schön aussehen kann, wie die Lee Parrys aller Produktionen aussehen würden, wenn es sich irgend machen ließe, schont dennoch ihr edles Gesicht nicht vor den Niederschlägen der dramatischen Handlung. Sie gibt das hastige Geplapper einer ängstlichen Sünderin ebenso glaubhaft wie die Starre einer bleichen Totenmaske, und einmal bricht überraschend aus so viel Ernst die blühende Lieblichkeit eines mütterlichen Lächelns. Ihr Partner Gennadij Mitschurin zeigt, unserm Eugen Klöpfer ähnlich, schon in der „Grundstellung" seiner Gesichtsmimik einen seltsam komplexen Ausdruck: ein trauriges Staunen in den Augen und dazu ein Lächeln in den Mundwinkeln, von dem niemand nichts weiß. Er benutzt seine Großaufnahmen vorwiegend um verständnislos vor sich hin zu starren, und das macht er so erschütternd, daß man meint, nicht das rätselhafte Benehmen seines Weibes sondern das der ganzen Welt diene seinem Nachdenken zum erhabnen Problem.

E. Tscherwjakow heißt der Regisseur und „Das Kind des Andern" heißt der Film. Tscherwjakow zeigt, wenn ein Sarg zugenagelt wird, den schmerzlichen Angriff der Hammerschläge auf ein leidendes Gehirn, indem er Hammerschlag und Gesicht in nur zentimeterlangen Streifen immer wieder aneinanderklebt und so ein grausiges optisches Stakkato erzielt. Er führt uns, ein neuer Vergil, an den riesigen Gebißpartien dreier Klatschweiber entlang durch ein Inferno menschlicher Gemeinheit in den weißlackierten Himmel eines städtischen Krankenhausautomobils. Ihm ist als Objekt das Alltäglichste grade recht, wenn er das Ewige photographieren will.

Rudolf Arnheim

Englisches Theater

Mit ausländischen Gastspielen ist das so eine Sache: sie glücken selten. Ein Theater ist schwer von seinem eigentlichen Milieu, Publikum und Klima zu trennen, und das, was in Paris oder London minutenlangen Beifall wecken kann, geht in Berlin unbeachtet verloren. Allenfalls wird aus dem ausländischen Gastspiel eine Art Somali-Schau, eine etwas langweilige Kuriosität.

Aber es gibt in Berlin ein englisches Theater oder besser ein Theater, in dem Stücke in englischer Sprache aufgeführt werden. Deutsche Schauspieler haben sich zusammengefunden und spielen an Sonntagvormittagen Einakter, die geladen sind mit Begebnissen und geistreicher Diskussion. Es ist etwas sehr Reiz-

volles daraus geworden und zugleich etwas Rührendes, so eine Art Liebhabertheater der Professionellen. Die fremde Sprache, in der sie sich plötzlich ausdrükken müssen, die ungewohnte Akzentuierung der Pointen, — das macht auch für die Berufsschauspieler das Theaterspielen zum „Theaterspielen". Die Melodie des Satzes bleibt noch ganz deutsch, und der original englische Text wirkt wie eine sehr korrekte Übersetzung.

Für den Zuschauer, der ins Theater kam, um Englisch zu lernen, ist das sehr bequem. Die Worte sind so schön einzeln, so bewußt fremd wie die Sätze in einem Übungsbuch. Und das ausgezeichnete Englisch, das Frieda Richard und Philipp Manning, der zugleich ein witziger Regisseur ist, sprechen, wirkt hier so reizvoll, wie wenn ein wirklich ausländischer Schüler sich mit dem Sprachlehrer unterhält.

Dies englische Theater deutscher Schauspieler verfolgt wichtige Ziele. Wilde, Galsworthy, Maugham im Original hören zu können, das ist schon der Mühe wert. Der unübersetzbare Witz dieser Konversationsstücke braucht in Zukunft nicht verloren zu gehen, und auch wer bei dem ganzen Unternehmen nur den praktischen Zweck einer Sprachübung sucht, wird auf seine Kosten kommen.

Aber darüber hinaus ergibt das notwendige Bemühen der Spieler um das einzelne Wort der fremden Sprache einen eigenartigen theatralischen Effekt: Die Sprache wirkt wie jene Masken in alten Tagen, die zu groß waren, die den Verkleideten noch sehen lassen sollten unter der Maske, und der Effekt liegt stets in der Unausgefülltheit der Maske durch den Spieler. Die fremde, noch unbeherrschte Sprache wirkt wie der Löwenkopf des Rüpels aus dem Sommernachtstraum. Denn durch den Löwenrachen hindurch wird verkündet, daß darunter Schnock, der Schreiner steckt.

Wolf Zucker

Memoiren eines schwarzen Schafs

Mrs. Clare Sheridan stammt aus der anglo-irischen Aristokratie, aus einem Elternhaus, das hinter pompöser Fassade Dalles barg. Nach vergeblichem Ausgebotenwerden Heirat mit einem armen Manne: sie wird Kriegswitwe, erlernt nacheinander Bildhauerei, Romanschreiben und Journalismus, reist also dreifach gerüstet in die Nachkriegswelt hinein, tummelt sich in Sowjetrußland zu einer Zeit, wo noch niemand hineindurfte, flirtet mit Kamenew, läßt sich von Trotzki imponieren, wird von Mussolini blaguiert, von Kemal freundlich aufgenommen, aber von seiner Braut geschnitten, von Chaplin bewundert und mit ihm ins Gerede gebracht, wandert durch Mexiko wie durch die irische Rebellion de Valeras, gerät in Berlin in Kokaintaumel — — man könnte das mühelos seitenlang fortsetzen, aber diese Kette von Abenteuern und Erregungen hat ein höchst prosaisches Motiv: Mrs. Sheridan hat ein paar Kinder zu Hause, die leben müssen. Verlorene Tochter, schwarzes Schaf einer Familie, die durch Winston Churchills Mitgliedschaft besonders ausgezeichnet ist.

Ich weiß nichts von ihren Porträtbüsten und stelle sie mir schauderhaft vor. Ich kenne ihre

Romane nicht und stelle sie mir noch schlimmer vor. Ich kenne ihre Presseberichte nicht und bin überzeugt, daß darin keine richtige Tatsache steht und günstigstenfalls das, was ihr grade ein Politiker diktiert hat, der nicht des männlichen Charmes entbehrte. Aber ihre Selbstbiographie: „Ich, meine Kinder und die Großmächte der Welt" (Paul List Verlag, Leipzig) liest sich amüsant. Wahrscheinlich wird die Anregung dazu von einem Verleger gekommen sein, dem sie einen Roman angeboten hat und der richtig erfaßte, daß das Interessanteste, was diese Frau zu bieten hat, ihre Leben ist, und daraufhin zunächst mal Vorschuß zahlte. Sie hat von den Triebkräften der Zeit keine Ahnung, sie sieht nur die Oberflächen, aber die eröffnen ihr viel, ihr weiblicher Instinkt leitet sie sicher. Ein Bolschewik oder Fascist oder mexikanischer General ist ihr zunächst auch nur ein Mann, ergo wird er wohl nicht viel anders sein als andre Männer auch. Im ganzen teilt sie die Männer in gute und schlechte Modelle ein. Wer beim Zeichnen oder Interviewen still sitzt, bekommt ein gutes Zeugnis, weshalb zum Beispiel Lenin die bessre Zensur erhält als Winston Churchill. So schreibt und flirtet und bildhauert sie sich durch die Landkarte der Friedensverträge von 1919, nicht etwa von einer bizarren Laune gejagt, sondern weil die Kinder zuhause nach Brot schreien, der Vater alles verspekuliert und der Mann nichts hinterlassen hat. Eine ehrbare Abenteurerin. Ein schwarzes Schaf, eine verlorene Tochter, aber eine treu sorgende Mutter.

C. v. O.

Die arbeitslosen Dome

Links und rechts vom berliner Schauspielhaus befinden sich zwei hochaufragende Renaissancekuppeln, die Ihnen der Fremdenführer als den Deutschen und den Französischen Dom vorstellt. Sie rechnen das also zur Erbschaft des klassizistischen Berlins und erblicken darin so etwas Ähnliches wie die Hedwigskirche. Bei näherem Zuschauen aber wird Ihnen klar, daß Sie einem dekorativen Betruge zum Opfer gefallen sind. Die pompösen Dome vom Gendarmenmarkt bergen das absolute Nichts.

Beide Tempelhallen stehen mit den benachbarten Barockkirchen der berliner Gemeinden nicht in der geringsten Verbindung. Der sogenannte Deutsche Dom ist vollkommen öde, während im Französischen rein zufällig die Bibliothek und die Verwaltung des Vereins für die Geschichte Berlins untergebracht ist. Im übrigen aber bewahren wir hier im Stadtbild unsrer City eine fromme Lüge des friderizianischen Architekten Gontard.

Lassen sich die beiden leeren Dome am Gendarmenmarkt nicht ausnutzen? Es gibt sehr viel Pläne für Reichsehrenmale, Denkmäler der Arbeit und ewige Feuer in Deutschland. Hier liefert die Vergangenheit gratis ein doppeltes Pantheon.

Hans von Zwehl

Herr Schmid in Jericho

„Das Rätsel der Mauern, die umfielen, erklärt sich wohl so, daß die armseligen Lehmwände Jerichos, die von der Regenzeit feucht waren, glatt einstürzten, als die Bewohner sich neugierig dagegen lehnten, um die Juden anmarschieren zu sehen." *Kasimir Edschmid*

Vermischte Nachrichten

Die Ehe Benvenuto Hauptmanns nichtig

Berlin, 13. Nov. (Priv.-Tel.) Vor dem Landgericht Berlin I wurde heute die Ehe des Doktor Benvenuto Hauptmann mit der früheren Prinzessin von Schaumburg-Lippe für nichtig erklärt.

Auch das Gestüt Altefeld aufgelöst

Kassel, 13. Nov. (Priv.-Tel.) Nach einer Mitteilung des preußischen Ministers für Landwirtschaft, Domänen und Forsten beabsichtigt Preußen außer dem Hauptgestüt Beberbeck auch das Vollblutgestüt von Altefeld aufzulösen.

Frankfurter Zeitung, 14. November.

Innere Gesichte

Die ‚Kasseler Neuesten Nachrichten' schreiben in einem Leitartikel, betitelt „Innere Gesichte", über den Ozeanflieger Köhl:

... Die aus liebender Weibesseele hingestammelte köstlichste aller Huldigungen von Millionen Lippen, der inbrünstig-gläubige, in fast kindlicher Demut über den Ozean gefunkte süßeste Preis für den reckenhaften Einsatz eines Menschenlebens: „Ich hab's gewußt. Dein Peterle" ... Soll diese rührend-zarte, felsenfeste Zuversicht nicht auch in unseren Herzen zum Motto des Dankes an die Fackelträger der Zukunft, zum Eckstein eines neuen gewissen Geistes, zum Jungborn der Schaffenslust und des Opfermuts für das Wiedererstarken der Nation und einer neuen Kulturblüte werden? Wir wollen den dunklen Nornen des Schicksals danken, daß uns dürstenden Wüstenwanderern doch hie und da ein kühler Oasentrunk wegweisenden, mitreißenden Tatwillens, hochfliegender Erfinder-Phantasie die vertrockneten Lippen netzt. Wenn auch kein feuriger Engel der Staatskunst das Rote Meer der Widersacher vor uns teilt. Wenn auch kein politisches Seherauge, keine weltteilsuchende Columbusseele am Steuerrad der Zeit auch nur eine winzige Robinsoninsel an fernsten Horizonten erspäht, die uns Umgetriebenen Rast und Nahrung gewähren würde. Darum sollen sie freudig willkommen sein, um deren unsichtbare Schwingen mehr silberne und goldene Zukunftsstreifen leuchten als sie uns irgend ein Bergsteiger der Politik je gezeigt hat ...

Unter Fachleuten

Bei der Erstaufführung von Lohengrin saß Victor Hugo neben Gounod. „Wie finden Sie diese Musik?" fragte er den Komponisten. „Ich finde sie octogon," erwiderte Gounod. „Grade das wollte ich Ihnen eben sagen," bemerkte Hugo.

Liebe Weltbühne!

Die Stenotypistinnen des Internationalen Arbeitsamtes in Genf müssen, um dort angenommen zu werden, eine Prüfung ablegen. Hier einige Aufsatzthemen:

1. Wenn das Frauenstimmrecht in der Schweiz angenommen würde, würden Sie es ausüben und aus welchem Grunde?
2. Welches ist der Geist von Locarno?
3. Welche Rolle hat die Schreibmaschine in der Frauenarbeit gespielt?
4. Welches ist Ihr Lieblingsschriftsteller?
5. Welches ist Ihre vorzugsweise Beschäftigung in der Freizeit?
6. Beschreibung einer gemachten Reise.
7. Welche Jahreszeit ziehen Sie vor?
8. Wen halten Sie für den bedeutendsten lebenden Dichter Deutschlands?

Antworten

Zwickauer. Deine Zwickauer Zeitung schreibt: „Herr Strobel, der eigentlich Tucholsky heißt und in Geistreicheleien macht, schrieb dieser Tage über Deutschland..." Hier liegt eine Verwechslung vor. Es war nicht Ignaz Strobel, sondern Heinrich Wröbel — und der heißt eigentlich Adolf Hitler und ist Ehrendoktor der Universität Kyritz. Es ist nur gut, Zwickauer, daß ihr da bei euch den tapfern Walther Victor habt, der viel gut macht, was sonst gesündigt wird.

Verhinderter Mörder. Wenn in Frankreich jemand hingerichtet wird, so findet sich am frühen Morgen sicherlich ein Zuschauer ein, dem das Maul vor Blutgier trieft. „Man müßte solchen Kerlen... man müßte solchen Hunden noch Salz in die Wunden..." das ist international. Wenn in Köln die beiden Heidgers gejagt werden, so ist zunächst zu fragen, warum der sie verhaftende Polizeibeamte sie nicht ordentlich gefesselt hat und ob die Schießerei zu verhindern gewesen wäre. Niemand verlangt von einem Polizeibeamten, daß er während einer solchen Jagd wartet, bis der Verbrecher schießt. Daß aber wildgewordene Bürger die Gelegenheit benutzen, für eine noch strammere Militarisierung der Polizei einzutreten, ist schon schlimm; schlimmer, daß sie bei einer solchen traurigen Gelegenheit von einem „gemeingefährlichen Menschlichkeitsfimmel" zu sprechen wagen. Wenn etwas gemeingefährlich ist, so sind es Schießerlasse, die es jedem Polizeibeamten gestatten, unterschiedslos über entlaufene Fürsorgezöglinge, Handwagendiebe, Mörder und Zuhälter die Todesstrafe auf der Straße zu verhängen — ohne den Apparat des Gerichts, ohne Rechtsgarantien... und es ist nicht wahr, daß die Gesellschaft das Recht hat, „solche Elemente so schnell wie möglich aus dem Wege zu räumen". Die Haltung des kölner Stadt-Anzeigers zum Beispiel zeigt so recht, welcher Roheit der bürgerliche Redakteur fähig ist.

Sozialist. Keiner von Ihren Genossen, Albert Einstein ist es, der kürzlich in einer Enquete der Liga für Menschenrechte das schönste Wort zum Zehnjahrestag der Revolution gefunden hat: „Die politische Apathie der Menschen in ruhigen Zeiten bewirkt, daß man sie so leicht zur Schlachtbank führen kann. Weil sie heute zu faul sind, um durch ihre bloße Unterschrift ihren Willen zur Abrüstung zu bekunden, werden sie morgen bluten müssen".

Kriminalstudent. Ich stand kürzlich vor dem Schöffengericht Charlottenburg wegen Aufforderung zum Ungehorsam (§ 110 StrGB.). Das führte zu einem Wiedersehen mit Herrn Landgerichtsdirektor Doktor Crohne, mit dem ich im vorigen Dezember im Femeprozeß zwei unvergeßlich schöne Tage verlebte. Mein Verteidiger, der vielbewährte Doktor Apfel, lehnte Herrn Doktor Crohne ab. Er tat dies mit guten Gründen, von denen hier einige aus seinem Schriftsatz an die zuständige Strafkammer wiedergegeben seien: „Das Verhalten des Herrn Landgerichtsdirektors Doktor Crohne in dem sogenannten ‚Weltbühnenprozeß' ist nicht nur von den Angeklagten und von den Verteidigern, sondern von weiten Kreisen der Öffentlichkeit auf das schärfste kritisiert worden. Seine Haltung mußte unbedingt den Eindruck der Voreingenommenheit gegen die Angeklagten erwecken. Dies kam insbesondere bei der mündlichen Urteilsbegründung zum Ausdruck. Während der Vorsitzende zu Beginn der Verhandlung nachdrücklich betont hatte, daß es sich um keinen politischen, sondern um einen einfachen Beleidigungsprozeß handle, ließ er sich bei der Urteilsbegründung in ausführliche poli-

tische Erörterungen ein, die von ruhigen Pressekritikern als dilettantisch und als mit dem Amt eines Richters unvereinbar bezeichnet wurden. Ganz abgesehen davon, daß er beim Abschluß eines überaus ernsten Prozesses, der zweifellos Schicksalsfragen des deutschen Volkes behandelte und der ganz wesentlich zur Aufklärung bestimmter dunkler Vorgänge beigetragen hat, wiederholt den Ausdruck ‚Olle Kamellen' gebrauchte, erging er sich in weitschweifigen politischen Ausführungen über das Verhältnis zu Polen und über angebliche Motive des Generals v. Seeckt, die wohl von niemand, der als Zuhörer der Verhandlung beiwohnte (ganz gleichgültig, ob er politisch rechts, links oder in der Mitte stand), als in den Rahmen des Prozesses gehörig betrachtet wurden. Besonders kritisiert wurde, daß er die als Zeugen vernommenen Reichswehroffiziere, die nach übereinstimmender Ansicht aller Zuhörer zum Teil eine gradezu klägliche Rolle spielten, weil sie sich vor jeder Verantwortung für die Zustände bei der schwarzen Reichswehr in gewundenen Aussagen zu befreien suchten, in der Urteilsbegründung glorifizierte. Besonders peinlich berührte seine Antikritik der moralischen Verurteilung des Verhaltens der Reichswehr, die kurz vorher in dem Urteil des Wilms-Prozesses erfolgt war. Seine mündliche Urteilsbegründung hat nur zum Teil einen Niederschlag in der schriftlichen Urteilsbegründung gefunden, vielleicht unter dem Einfluß der in den Blättern verschiedenster Richtung erfolgten Zurückweisung der Art der mündlichen Urteilsbegründung. Der Unterzeichnete hatte bei der Urteilsbegründung das Gefühl, einer politischen Versammlung beizuwohnen, in der ein rücksichtsloser politischer Gegner das Schlußwort zu einer vernichtenden Abkanzelung des Andersdenkenden ausnutzt. Er überlegte während der Urteilsbegründung mit seinem Mitverteidiger, Herrn Rechtsanwalt Doktor Georg Loewenthal, ob es nicht angebracht sei, als Protest gegen einen derartigen Mißbrauch des Richteramtes den Saal zu verlassen, was lediglich deshalb unterblieb, um die Situation nicht noch mehr zu verschärfen. Die Voreingenommenheit kam auch dadurch zum Ausdruck, daß der Vorsitzende meinen Mandanten gewissermaßen wie einen dummen Jungen behandelte, während er gegenüber den Reichswehroffizieren eine Haltung einnahm, die sich mitunter sogar zur militär-üblichen Anrede in der dritten Person verstieg. Mein Mandant war durch das Verhalten des Vorsitzenden derartig degoutiert, daß er während der ganzen Verhandlung, nachdem er verantwortlich vernommen war, kein Wort mehr äußerte und sich nur auf meine dringlichen Bitten bewegen ließ, nicht aus dem Gerichtssaal herauszugehen. In dem Augenblick, als der Oberleutnant a. D. Schulz Aussagen machte, die mit der offensichtlichen Ansicht des Herrn Vorsitzenden über das Verhalten der Reichswehroffiziere nicht übereinstimmte, und die im gewissen Sinne günstig für die Stellung meines Mandanten waren, wurde er von dem Vorsitzenden schulmeisterlich aufgefordert, die Hand aus der Tasche zu nehmen. Hierbei muß berücksichtigt werden, daß der Zeuge Schulz durchaus korrekt dastand, lediglich den Daumen der rechten Hand an der rechten Hosentasche angelehnt hielt, und daß es sich um einen Mann handelte, der am Tage vorher erfahren hatte, daß er rechtskräftig zum Tode verurteilt war. Die Nervosität des Vorsitzenden kam auch zum Ausdruck bei der Hinausweisung des blinden Zuhörers, über die in der Presse einstimmig Empörung herrschte. Der Vorsitzende beherrschte sich so wenig, daß die Verteidigung ihn darauf aufmerksam machte, daß sie sich überlegen müsse, ob sie noch weiter bei dem Verfahren mitwirke, worauf eine Antwort gegeben wurde des Inhalts, daß ihn das nicht interessiere. Ich darf darauf hinweisen, daß ich nach nunmehr achtzehnjähriger Anwaltstätigkeit noch niemals die leiseste Differenz mit einem Richter hatte." — Nachdem vor fünf Wochen unsre Beschwerde an die Strafkammer

gegangen war, hat Herr Doktor Crohne jetzt verzichtet, ehe eine Entscheidung erfolgte.

Kalendermann. Einen Abreißkalender? Erst blättern — dann kaufen. Nämlich erst nachsehen, ob darin Menschenschlächtereien als Gedenktage, Fürsten als berühmte Zeitgenossen und jede Staatsaktion als Staatsaktion aufgemalt ist — von Beschimpfungen der Revolutionäre, Verletzung pazifistischer Gedankengänge zu schweigen. Dann nicht kaufen. Dann vielmehr den Kalender kaufen, den der Verlag „Friede durch Recht" herausgegeben hat (Wiesbaden, Gartenstr. 18). Das sind die Leute von der „Menschheit", und mit sicherm Geschmack und höchster politischer Sauberkeit ist dort, in ebenso schönem Druck, ein hübscher Zeitweiser herausgekommen. Sein Druckbild ist gut, und sein Weltbild ist noch besser. Kaufen Sie ihn, lesen Sie diesen und jenen Spruch und gute Tage —!

Prometheus-Film-Gesellschaft. Du wünschst zu unsrer Antwort in Nummer 45 zu berichtigen, daß der Film „Brand in Kasan" nicht zunächst „Der Weg des Verräters" hieß, sondern daß es sich um zwei verschiedene Filme handelt. Gut, aber in welcher Form stellst du dies Verlangen? „Abgesehen von der offensichtlichen, tendenziösen Einstellung enthält diese Veröffentlichung..." — das hat sich jetzt in der Publizistik so eingebürgert: Wenn einer den andern tadelt, dann liegt bei denen, die es lesen, und vor allem bei dem, gegen den der Angriff geht, der Verdacht fern, dies könne aus sachlichen Gründen unterlaufen sein; sondern man überlegt sich, ob nicht vielleicht die Aufwartefrau des Angreifers einmal von dem Portiersjungen des Angegriffenen... man wittert zunächst einmal einen Racheakt. So sehr ist es aus der Mode gekommen, daß sich einer über eine Sache aufregt, mit der er weder verwandt noch verschwägert ist.

Berliner Weltbühnenleser. Jeden Mittwoch im Café Adler am Dönhoffplatz. Am 28. November spricht Gerhart Pohl über: „Wo steht die junge deutsche Dichtung?"

Weltbühnenleser aus Dresden und Umgebung, die sich persönlich kennen lernen und miteinander diskutieren möchten, werden gebeten, ihre Adresse und einen freien Abend in der Woche anzugeben an Frau Doktor Alice Rühle-Gerstel, Buchholz-Friedewald bei Dresden.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das I. Vierteljahr 1929

einzuzahlen, da am 2. Januar die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.



Plakette von Dora Wentscher

Erinnerung von Theobald Tiger

Am 3. Dezember 1928 jährt sich zum zweiten Male der Todestag Siegfried Jacobsohns

Bei allem, was ich tu und treibe,
denk ich an eine starke Hand;
die lenkt mich heut noch, wenn ich schreibe,
ob auch der Freund uns jäh entschwand.
Der Freund — ich nannt ihn dann und wann:
den kleinen Mann.

Er war uns viel.
Der wollt nicht dämpfen,
er packte wuchtig seine Zeit.
In Lärm und Streit und lauten Kämpfen;
ein Blick — wir wußten gleich Bescheid.
Und kämpf ich heut — wie fehlt mir dann
der kleine Mann!

Er hat uns vieles hinterlassen:
den Dienst am Werk und Schuld und Pflicht.
Ich will im Lieben und im Hassen
so tun wie er — stets kann ichs nicht.
Ich hab mich oft in Zweifeln still gefragt:
„Was hätte wohl S. J. dazu gesagt —?"

In seinem Sinn will ich mir Mühe geben —;
die Wahrheit an das helle Taglicht heben —
aus Liebe streiten — in der Stille leben...
Das sieht von oben freundlich lächelnd an
der kleine Mann.

Die Sicherungsverwahrung von Kurt Tucholsky

„Für die Ablehnung der Todesstrafe stimmten die Sozialdemokraten, die Kommunisten, Frau Lüders (Demokrat) und Doktor Kahl (Deutsche Volkspartei). Vor der Abstimmung hatte der Vorsitzende des Ausschusses, Doktor Kahl, erklärt, daß er nur unter der Voraussetzung für die Abschaffung der Todesstrafe stimme, daß die Annahme seines Antrages zur Sicherungsverwahrung erfolgen werde."

Im Strafrechtsausschuß geht ein Kuhhandel vor sich, so gemein, so niedrig und so empörend, daß wir dagegen aufstehen. Die Fürstenabfindung ist ein Verbrechen am deutschen Volk gewesen; der Panzerkreuzer eine konsequente Inkonsequenz der Sozialdemokratie, deren Führer nun offenbar den letzten Rest von Vernunft und Scham eingebüßt haben — aber was hier vorbereitet wird, darf nicht Gesetz werden. Die Dinge liegen so:

Die Diskussion über die Beibehaltung der Todesstrafe wogt hin und her. Wir sind Gegner dieses staatlich konzessionierten Mordes — ich halte nicht jeden Anhänger dieser Strafart für einen Sadisten; die meisten Menschen, die dafür stimmen, machen sich die Folgen ihrer Stimmabgabe nicht klar, und die Berechtigung eines Gemeinwesens, über das Leben seiner erzwungen eingeschriebenen Mitglieder zu verfügen, ist höchst diskutabel: zum mindesten ist die religiöse und philosophische Seite der Sache einer Untersuchung wert, die höher zu sein hätte als die kümmerlichen Unterhaltungen im Ausschuß. Hier steht Meinung gegen Meinung: man soll in solch subtilen Fragen seine Gegner nicht beschimpfen, sondern man soll seinen eigenen Standpunkt klar und sauber darstellen. Soweit gut.

Der alte Kahl war vor dem Krieg das Urbild juristischer Reaktion, wird aber heute von den Sozialdemokraten recht geachtet und geehrt, denn alte Leute verstehen sich untereinander gut, und weil jene nach rechts gerückt sind, glauben sie, er sei nach links gegangen, ein beachtliches Beispiel Einsteinscher Relativitätstheorie.

Der alte Kahl, der gesehen hat, daß er die Todesstrafe kaum durchbekommen würde, schon gar nicht, nachdem im Falle Jakubowski und in andern Prozessen die verantwortungslose und schludrige Arbeit der Kriminalpolizei und der Gerichte nachgewiesen worden ist, zog sich langsam zurück. Nicht, ohne das Feld der Diskussion sachte zu verschieben. Die Diskussion über die „Sicherungsverwahrung" ist ausgesetzt worden.

Vorläufig halten sie noch bei der Todesstrafe und ihrem mordenden Ersatz. Die Frage der „Sicherungsverwahrung" ist noch gar nicht angeschnitten — noch ist gar nicht entschieden, ob es sie überhaupt geben soll: da finden sich bereits 9 (in Worten: neun) Sozialdemokraten, die dem alten Kahl um den mit Paragraphen besetzten Bart gehen und ihm alle Mühe abnehmen. Hier ist die Stelle, wo jener seine Sicherungsverwahrung einschmuggelt — die Sozis immer mit. Kom-

men nun die grundsätzlichen Paragraphen später zur Beratung, so ist sie schon da! man kann schon darauf hinweisen, man kann sagen: „Meine Herren, Sie haben diese Strafart für den Mord als Ersatz der Todesstrafe angenommen — nun brauchen wir sie noch in andern Fällen...", und wieder werden sich die Neun und, wie wir die Partei kennen, wird sich die ganze Partei bereit finden, für diesen Wahnsinn zu stimmen. Was sie davon hat? Der SPD ist es vorbehalten geblieben, einen neuen Verrätertypus in die politische Geschichte eingeführt zu haben: den Judas ohne Silberlinge.

Die Sicherungsverwahrung ist viel, viel gefährlicher als sie zu sein scheint. Warum —? Was ist die Sicherungsverwahrung —?

§ 59: „Wird jemand, der schon einmal zum Tode oder zu Zuchthaus verurteilt worden war, nach § 78 als ein für die öffentliche Sicherheit gefährlicher Gewohnheitsverbrecher zu einer Strafe verurteilt, so kann das Gericht daneben auf Sicherungsverwahrung erkennen."

§ 60: „Die Unterbringung dauert so lange, als es ihr Zweck erfordert."

Das heißt: lebenslänglich. Und die weiteren Absätze des § 60 geben das auch, sanft verklausuliert, zu. Lebenslänglich.

Wer ist nun ein Gewohnheitsverbrecher? „Das", sagt eine berliner Redensart, „bestimmst du mit deinem schmutzigen Hals." Der § 78 sagts uns nicht. „Hat jemand, der schon zwei Mal wegen eines Verbrechens oder eines vorsätzlichen Vergehens zum Tode oder zu Freiheitsstrafe von wenigstens sechs Monaten verurteilt worden ist, durch ein neues Verbrechen oder vorsätzliches Vergehen eine Freiheitsstrafe verwirkt, und geht aus der neuen Tat in Verbindung mit den früheren Taten hervor, daß er ein für die öffentliche Sicherheit gefährlicher Gewohnheitsverbrecher ist..." Das ist keine Erklärung — das ist eine Handhabe.

Danach können also Bettler und herumlungernde Arbeitslose zu lebenslänglicher „Sicherungsverwahrung" verdonnert werden. Keine Gewähr gibt es, daß diese in einem „Arbeitshaus" zu verbüßende Strafe nicht unter viel grausameren Bedingungen abgemacht wird als im Gefängnis — die öffentliche Kontrolle dieser „Erziehungsanstalten" ist sehr gering, und was sich da an privatem Sadismus, an wahnsinnig gewordenem Geltungsbedürfnis breit macht, wissen nur die, die unter den Direktorial-Subalternen leiden.

Viel schlimmer, viel gefährlicher aber ist der politische Mißbrauch, der mit dieser Strafe getrieben werden wird.

Die Delikte „Hochverrat", „Landesverrat", „Störungen der Beziehungen zum Ausland" und „Angriffe gegen die Wehrmacht oder die Volkskraft" haben nicht nur den von den Franzosen erfundenen Begriff „potentiel de guerre" in das neue Strafgesetz eingeschmuggelt, sondern sind derartig formuliert, daß ihre zu befürchtende Anwendung zu einer völligen Knebelung der freien politischen Meinung führen wird

soweit die noch frei ist. Es ist für jeden Reichsgerichtsrat eine Spielerei, aus einem konsequenten Politiker einen „Gewohnheitsverbrecher" zu machen und damit einen, den man — heil — lebenslänglich einsperren kann. Er kann froh sein, wenn man ihn nicht, wie Herr Böters das neulich im ‚Berliner Tageblatt' vorgeschlagen hat, kastriert.

Auf diese Richter ist nicht der leiseste Verlaß. Eine solche unerhörte Erweiterung ihrer Ermächtigung ist unangebracht, gefährlich und ein Verbrechen an der politischen Entwicklung Deutschlands, die, wenn es mit diesem Gesetz ernst wird, damit aufgehört haben wird, zu existieren. Dann ist es aus.

Über die „Begründung" dieses Anschlags ist, wie über die gesamte Begründung des Entwurfs, kein ernsthaftes Wort zu verlieren. Seine Begründung begründet gar nichts — in traurigem Deutsch wird dort der Gesetzestext wiederholt, breitgewalzt, kommentiert —: von einer echten Begründung ist auch nicht ein Hauch zu spüren. Die „Sicherungsverwahrung" darf in keiner Form Gesetz werden — in keiner.

Wenn die Sozialdemokratie wiederum — zum wievielten Male! — ihre Anhänger verraten will, so ist das deren Sache. Wenn diese Partei aber glaubt, höchst listig gehandelt zu haben, so muß ihr gesagt werden, daß sie, wie immer, höchst dämlich handelt — sie hat bisher bei allen Koalitionen kein Kompromiß, sondern immer nur Kompromittierungen erreicht — und was sie dieses Mal vor hat, ist schlimmer als das.

Da haben sich im Dunkel der Ministerien ein paar Ärzte, wie der Doktor Heindl, dieser Schädling der Kriminalistik, ein paar Jugendpfleger, die weder wissen, was Jugend ist, noch imstande sind, jemand zu pflegen, ein paar Pastöre und ein paar Professoren etwas ausgeknobelt, über dessen Folgen sich nur die sehr gerissenen Juristen vom Bau klar sind. Das wird in fast unannehmbarer Form den Volksvertretern vorgeworfen. Nun wird geschachert.

Und diese Hammel lassen sich wirklich auf den Handel ein, der um ihre eigenen Hälse geht — um die ihrer Auftraggeber, um das Leben ihrer Wähler. Sie glauben ganz im Ernst, sie hätten etwas erreicht, wenn sie ein paar Ornamente entfernen, und weil die Referenten am Reichswehr-Etat gelernt haben, wie man das macht, so bleibt das Fundament unverändert. Denn das kann kein Deutscher: zu einem Entwurf, der von der Regierung kommt, schlicht Nein sagen. Mit Feuerfaulheit stürzt er sich darauf, blättert, macht sich Notizen, schwätzt und tut der Regierung den Gefallen, zuzustimmen, nachdem er stolz seinen kleinen Antrag eingebracht hat: „Im zweiten Absatz wird das Wort ‚und' durch ‚oder' ersetzt." Sieg auf der ganzen Linie.

Nämlich auf der andern. Die lachen sich ins Fäustchen. Die paar Tage, in denen dieses finstere Werk überhaupt dem „Volk unterbreitet" ist, gehen rasch vorüber, und mit vollen Mappen und zufriedenen Mienen verlassen die Vertreter der Bureaukratie das Schlachtfeld, auf dem kaum gekämpft worden ist. Ihre Scheuern sind voll. Ein paar Brocken hat

auch die Opposition zugestanden bekommen, denn dem Ochsen, der da drischet, soll man das Maul nicht verbinden.

Der Kuhhandel: hie Todesstrafe — hie Sicherungsverwahrung ist eine Schande. Die arbeitenden Massen, die Angestellten, die oppositionellen Politiker, die Pazifisten — sie alle sollen wissen, was ihnen blüht. Die lebenslängliche Deportation ins eigne Land.

Mit diesem Gesetz kann jeder Esel regieren; wie sollte Leipzig damit nicht fertig werden! Gibt sich die Sozialdemokratie zu diesem Schimpf her, so hat sie damit das letzte, mögliche Maß überschritten, das ihr auch der Nachsichtigste einräumen kann.

Wir andern aber stehen gegen einen Versuch auf, dessen Autoren selber mit Sicherungsverwahrung zu strafen sind, und zwar mit der umgekehrten: das Betreten öffentlicher Gebäude hat diesen Männern untersagt zu sein.

Die herrschende Klasse schmiedet sich eine Kette, die ein neues Patent darstellt: man kann sie beliebig verlängern, verkürzen, verstärken — wie man sie braucht. Schlagt diese Kette in Stücke! Nieder mit Kahl! Nieder mit der Sicherungsverwahrung —!

Trotzkis Tragödie von Carl v. Ossietzky

Fast gleichzeitig mit einem neuen heftigen Linksruck Stalins erscheint in deutscher Sprache eine leidenschaftliche Anklage gegen Rußlands Lord-Protektor, in der er des maskierten Revisionismus, der Auslieferung des sozialisierten Staates an die Großbauern und an eine neue Klasse von Besitzenden bezichtigt wird. Der Verfasser dieser stürmischen Streitschrift ist Stalins Widerpart, Leo Trotzki, heute in Sibirien Verbannter.

Es ist kein einheitliches Buch, sondern eine Zusammenstellung von Memoranden, Controversen, Reden, Selbstverteidigungen, kleinen programmatischen Schriften und Erinnerungen an Lenin. Der Titel „Die wirkliche Lage in Rußland", wahrscheinlich von deutschen Freunden ausgewählt, die das Buch deutsch (für den Avalun-Verlag in Hellerau) ediert haben, trifft nicht ganz zu, weil die meisten der Stücke nicht mehr neu genug sind, um die letzten innerrussischen Entwicklungen zu charakterisieren. Es fehlt auch die Bindung durch einen zentralen Gedanken. Stücke aus Trotzkis oppositionellen Jahren sind ziemlich beziehungslos aneinandergereiht worden; im Endergebnis überwiegen Dokumente des Unmutes, des Hasses. Eine Publikation, die den großartigen Pamphletisten Trotzki neu bestätigt. Den Politiker weniger.

Dies Fragmentarische wird indessen nicht durch Trotzkis Absichten bestimmt, sondern durch den Zwang, unterirdisch zu arbeiten. Eine hinterm Rücken der G.P.U. veranstaltete Ausgabe kann keinen Anspruch auf Vollkommenheit erheben. Wenn das Buch schließlich mit einer Reihe von Fetzen eher erlischt als aufhört, hat man das Gefühl, daß hier ein

Mund mitten im Sprechen durch einen Knebel gewaltsam stumm gemacht wurde. Trotzkis Waffe war eine Reihe beschriebener Blätter voll von Manifestationen, Beschwörungen, Entwürfen und Zahlen. Das Argument der Andern hieß: Sibirien. So pflegten auch die früheren Besitzer des Kreml Diskussionen zu beenden.

Diese Entstehungsgeschichte des Buches muß in Betracht gezogen werden. Dennoch kann auch Unfertiges überzeugen — Trotzki überzeugt nicht. Man schreibt es nicht ohne Bedauern nieder: alle Anklagen und Beteuerungen des eignen leninorthodoxen Glaubens weisen nur zu deutlich auf, wer der Geschlagene ist. Der Andre mag der an Vielfältigkeit der Qualitäten Ärmere sein — er hat eine Generalidee, Trotzki nur Klagen und Rückblicke. Grade wenn Trotzki wieder und wieder ihn bezichtigt, daß er sich von den Grundsätzen der heroischen Aera entferne, dann fühlt der Leser, der weder auf Stalins noch auf Trotzkis Marxexegese eingeschworen ist, daß eben hier das Neue zu suchen ist, die Macht der Tatsachen, die über die Ideen und Handlungen einer großen Generation erbarmungslos hinweggeht. Trotzki ist neben dem Gegner der Konservierende, der Defensive, und daran ändert nichts, daß es die Revolution ist, deren reinen, unverfälschten Gehalt er zu wahren versucht.

Es ist außerordentlich schwierig, diesen Sachverhalt festzustellen. Denn beide Gruppen treten kostümiert auf, beide entfalten um den Kern ihrer Meinung einen Maskenball von recht ähnlichen Worten. Beide wollen sich an Radikalität übertrumpfen, beide holen ihre Sprache aus dem marxistischen Wortschatz. Wer etwa eine Rede Bucharins liest mit ihren flammenden Invektiven gegen die plutokratischen Nationen, mit ihren ketzerrichterlichen Abkanzelungen der europäischen Sozialdemokraten, wird kaum auf den Gedanken kommen, daß dieser selbe Bucharin heute eine Art von rechtem Flügel bildet und im Verdacht steht, heimlich eine Annäherung an diese Sozialdemokratien zu betreiben! Auch Trotzki sucht für Stalins Maßnahmen gegen die Opposition konterrevolutionäre Motive, er sieht darin „nur eine blinde und unbewußte Erfüllung von sozialen Befehlen andrer Klassen", und ruft prophetisch: „Die schlechtesten Elemente, durch Macht verdorben, durch bureaukratischen Haß verblendet, bereiten mit aller Kraft den Thermidor, den Tag der Vernichtung der Revolution, vor... Wir sagen offen zur Partei: die Diktatur des Proletariats ist in Gefahr." Das ist wie die Stimme Robespierres, am Tage vor dem Untergang den pariser Gemeinderat gegen den Konvent aufrufend, um die Revolution zu retten. Aber dieser gleiche Trotzki, der den Stalin zu überstalinisieren scheint, ist zugleich — o, Ironie! — die Hoffnung aller europäischen Demokraten, der Mann, von dem man in Westeuropa erwartet, er werde die Diktatur brechen und der Demokratie den Weg bereiten. Nehmen wir noch dazu, daß auch Stalin die Diktatur des Proletariats bald von den Kulaken, bald von der „dritten Kraft", dem Bürgertum, bedroht sieht und sich selbst als den einzigen Erhalter und Verkünder der reinen Lehre geriert,

so ist der Widersprüche kein Ende. Sind sie nicht alle Gefangene ihrer Worte?

Trotzkis Programm auf knappste Formel gebracht, bedeutet nach Innen und Außen Rückkehr in die Zeit des Bürgerkrieges, und seine Durchführung würde auch mit ziemlicher Gewißheit die damals herrschenden Verhältnisse wiederkehren lassen. Die Weltrevolution ist ganz gewiß mehr als ein Traum hysterischer Propagandisten, das muß mit aller Deutlichkeit gegenüber den Ordnungssozialisten aller Länder betont werden, aber es ist chimärisch, sie in den Formen zu erwarten, wie sie um 1920 geträumt wurden. Seitdem haben sich nicht nur die kapitalistischen Mächte gründlich erholt, auch das Kartenbild von Versailles, damals als Anfang vom Ende empfunden, ist heute in die Gewohnheit der Völker übergegangen.

Die Schwäche Trotzkis enthüllt sich auch in seiner Stellung zur chinesischen Revolution. Er wirft den Stalinisten vor, daß sie sich auf Gedeih und Verderb den liberal-demokratischen Cantongeneralen verbündet hätten, die nach ihren ersten Erfolgen sofort Proletariermetzeleien veranstalteten. Er schreibt: „Schon 1920 schlug Lenin den Chinesen vor, Sowjets, Räte zu schaffen, und wie sehr er damit das Richtige traf, zeigt die ganze Lage der Jahre 1926 und 1927, in denen ein chinesisches Rätesystem eine Bauernherrschaft unter Führung des Proletariats herbeigeführt hätte." Hier stutzt man. Glaubt das ein alter, erfahrener Politiker, der sich in seinem ganzen Leben keine Flausen vorgemacht hat, wirklich selbst? Wie wäre es möglich gewesen, dieses ungeheure Land, von dem nur ein winziger Teil bisher von modernen Ideen und Produktionsformen erfaßt worden ist, mit einem dichtmaschigen Netz von Sowjets zu überziehen? Und hat nicht grade Aufschwung und jäher Bruch dieser Revolution gezeigt, daß die chinesische Bourgeoisie sich in ihrer nationalen Erhebung zwar gern von Moskaus militärischen Instrukteuren bevormunden ließ, daß sie aber für die Verbreiter seiner sozialen Ideen verteufelt wenig Wohlwollen übrig hatte? Ein in China forcierter Sowjetgedanke hätte wahrscheinlich das besitzende Bürgertum von vornherein in den Schatten der schützenden Kanonen der sonst so verhaßten imperialistischen Mächte getrieben, und es wäre nicht einmal der heutige Zustand erreicht worden, der immerhin eine große Etappe auf dem Wege zur endgültigen Befreiung und eine schwere Blessur der alten europäischen Expansionstendenzen bedeutet. Es ist eine harte Enttäuschung, hier bei Trotzki die Orthodoxie der ersten Jahre des Bolschewismus auferstehen zu sehen, einen Rigorismus, der außerhalb Rußlands überall kläglich gescheitert ist und als einzige Schöpfung eine Reihe sehr turbulenter, aber sonst machtloser und in sich uneiniger kommunistischer Parteien hinterlassen hat. Deren Politik hat sich so sehr verrannt, daß sie nicht von der eignen Kraft, auch nicht von Moskaus Attraktion leben, sondern nur von den Fehlern der sozialdemokratischen Parteien. Was immerhin, selbst in Zeiten der Flaute, ein Existenzminimum verbürgt. Aber die ideale Daseinsform ist das

nicht. Revolutionärer Impetus zielt weiter. Käme Trotzki heute, was sehr unwahrscheinlich ist, durch einen coup d'état wieder nach oben, so würde er kein ärgeres Hindernis vorfinden als die in seinem eignen Protestbuch niedergelegte Plattform, und es bliebe ihm nichts andres übrig, als der Hechtsprung in die Demokratie, falls er es nicht vorziehen sollte, Stalins Linie, die er als konterrevolutionär verflucht, einfach fortzusetzen. Insofern sind die westlichen Spekulationen auf Trotzki doch nicht so phantastisch.

Der Held der zehn Tage, die die Welt erschütterten, dieser kaltblütige, heroische und dabei von einem wahrhaft gallischen Witz elektrisierte Revolutionär, den John Reed in einem klassischen Porträt festgehalten hat, ein Deportierter, ein Geketteter, der sich in Verbissenheit und romantischer Vorstellungen sein Narkotikum sucht, um der Gegenwart zu entrinnen. So sagt sein Buch über die wirkliche Lage in Rußland recht wenig, aber sehr viel darüber, wohin es führt, wenn ein Staat die Bindung der Zungen zum obersten Prinzip erhebt. Das Gros auch sogenannter Revolutionäre hat diesen Zustand zwar immer mit einem buntfarbigen Behang von Phrasenlappen umkleidet und das Maulhalten als höchste Tugend verklärt — — es sind die stärksten Charaktere, die heißesten Temperamente immer, die dagegen rebellieren. Die Gesinnungsathleten, die Danton und Desmoulins auf dem Wege zur Guillotine verhöhnt haben, sind später als napoleonische Geheimräte dekoriert worden, ohne den Dolch des Brutus aus der Toga zu ziehen. Man braucht nicht zu zweifeln, daß auch Stalins unerbittliche Jakobiner die künftigen klimatischen Wechsel der russischen Staatsverfassung in ähnlich guter Gesundheit überstehen werden. Man kann dem Praktiker Stalin recht geben und doch Trotzkis kalte Erledigung als eine Schande empfinden, nicht geringer als die Meuchelung Matteottis durch Mussolinis Bravos.

Hier winkt den nichtrussischen kommunistischen Parteien eine großartige Aufgabe. „Du magst tausend Mal recht haben, Genosse Stalin," müßten sie sprechen, „du bist der stärkere Ökonom, und auf dir lastet die Verantwortung, für alle Brot zu schaffen. Aber du hast nicht recht, wenn du den Zaren kopierst!" Sie werden nicht so sprechen, denn sie sind günstigstenfalls Bureaubeamte der Revolution, und in ihren Herzen brennt nichts. Wenn sie aber, wie es sich gebührte, den Mund auftun würden — Genosse Stalin ist der Mann der Realitäten. Doch sie haben nichts zu verlieren als ihre Parlamentsdiäten und ihre Ansprüche an die Parteikasse, also alles, und dafür läßt sich schon eine Kette ertragen. Kollektivismus bedeutet noch nicht persönliche Courage.

In einem grauen sibirischen Nest vollendet sich langsam, unerträglich langsam, Trotzkis Tragödie. Der rote Generalissimus wird in die Welthistorie eingehn; spätere Generationen werden sein Bild umkränzen. Für die Unsterblichkeit muß immer teuer bezahlt werden.

Was im Lied soll ewig leben,
muß im Leben untergehn...

Die Geburtsstunde der Wehrpflicht

von Valeriu Marcu

Valeriu Marcu, der unsern Lesern wohlbekannte Verfasser der „Schatten der Geschichte" und einer Biographie Lenins, hat in einem neuen Werk, das in den nächsten Tagen erscheinen wird, eine der meistgenannten und deshalb unbekanntesten deutschen Gestalten in den Mittelpunkt gestellt: Gerhard Johann David Scharnhorst. Ein Schriftsteller wie Marcu begnügt sich nicht, ein stehengebliebenes Denkmal abzustäuben. Er gestaltet neu. Sein Buch „Das große Kommando Scharnhorsts — Die Geburt einer Militärmacht in Europa" (Paul List Verlag) ist nicht einfach eine Lebensbeschreibung, sondern ein Stück Geistesgeschichte; Aufklärung und Romantik ziehen vorüber, die französische Revolution, die napoleonische Zeit, Metternich und die Politik der Mächte. Seit Franz Mehring hat sich kein sozialistischer Kritiker so unerschrocken und kenntnisreich mit militärpolitischen Problemen auseinandergesetzt. So entsteht ein packendes Bild der „preußischen Jakobiner" Scharnhorst, Clausewitz und Gneisenau, die gegen den Willen des Königs und der herrschenden Kaste jenes großartige Instrument der preußischen Armee schufen, das hundert Jahre später von den Epigonen kläglich verspielt wurde.

Das hier abgedruckte Stück schildert die levée en masse, die Geburt der allgemeinen Wehrpflicht auf der Gasse von Paris. Die Leute aus den Vorstädten haben eben die Tuilerien gestürmt — — nun formieren sich die Freiwilligenbataillone, die nach Valmy ziehen. Danton ruft die Massen auf, das Vaterland zu verteidigen...

In Paris erweitert die lebensgefährliche Krise an der Front den Rahmen der Revolution. In Paris sind auch Fronten und Schlachten, hier ist das Terrain die Klassenstruktur der Stadt. Der Vorort St. Antoine marschiert in so unregelmäßigen Zügen gegen das Zentrum wie die Soldaten in der Champagne gegen die preußischen Linien. St. Antoine meint, Ludwig den Sechzehnten schlagen, hieße den Kaiser in Wien besiegen, die Front retten.

Die Straßenrevolte des zehnten August wird zur Geburtsstunde der modernen Armee, zum Boden allgemeiner Wehrpflicht. Die Proletarier erringen auf der Barrikade das Recht, einige hundert Jahre lang auf allen Schlachtfeldern des Kontinents „tapfer" zu kämpfen.

Die Revolution hört auf, das politische Eigentum der Reichen zu sein, wird die Illusion aller. Zwar kann man kein Brot verteilen, wohl aber Piken und Gewehre. Danton bereitet den Sturm auf die Tuilerien vor, und seine Freunde laufen von Bezirk zu Bezirk, die große Losung verkündend: Jeder Bürger ist Mitglied der Nationalgarde! Allgemeines Wahlrecht und allgemeine Bewaffnung! Das Vaterland ist in Gefahr, weil der Verfassung Gefahr droht!...

Die Kommune handelt unter dem Schrecken, unter dem Schatten des drohenden Manifestes des Herzogs von Braunschweig. Hat er nicht versprochen, Paris in Asche zu verwandeln, die Rebellen zu erschießen?

Der Gemeinderat beschließt: „Alle Barrieren der Stadt werden sofort geschlossen... Alle Bürger sind bereit, beim ersten Aufruf zu marschieren... Alle Verdächtigen und Feiglinge werden sofort entwaffnet... Achtzig Kommissare gehen sofort zur Armee...

Aus allen Winkeln der Hauptstadt treibt der Wind die Sandkörner der neuen Armee: Reihen der Armut, aus denen die des Heeres werden. Paris hat seine Abenteurer, seine Deserteure, seine Verhungerten, seine Entwurzelten, die Flüchtlinge aus allen Provinzen — die Glocken der Jakobiner rufen sie. Ihr Klang verspricht Brot, Beute und Glück. Die Ehrgeizigen sehen ihr Feld, Jünglinge mit glänzenden, weit geöffneten Augen ewige Seligkeit. Die Überzeugten hören die mahnende „Gerechtigkeit", die Fanatiker lechzen nach Ungläubigen, um sie zu zertreten.

In die unzähligen engen Stuben der kleinen Leute, dort, wo die Menschheit wohnt, die Armut das Leben erwürgt, die Väter prügeln, die Frauen kochen, waschen und gebären, die schmutzigen Kinder schreien, dringt der Enthusiasmus ein und schenkt Feiertage der Freude. Die Söhne ziehen aus, um die Welt zu erobern; denn sie sind das Vaterland.

Aus dieser Masse — dem militärischen Reservoir der nächsten fünfundzwanzig Jahre — verlassen vom 1. September bis zum Tage von Valmy täglich zweitausend Franzosen Paris.

Als die Regierung der Hauptstadt den Rücken kehren will, um weit vom Tumult den Krieg zu organisieren, gebietet die drohende Stimme Dantons zu bleiben.

Die gewaltige Welle losgelassenen Volkes hat diesen Dreiunddreißigjährigen geboren. Ohne sie wäre er ein witziger, populärer Advokat der Provinz geblieben, eine lokale Sehenswürdigkeit. Ihr hat er zu danken, wenn er jetzt für die kurze Zeit, die die Menschen Ewigkeit nennen, dort wohnt, wo man keine Miete zahlt: im Pantheon der Geschichte. Danton liebt keine Trugbilder der Gedanken, idealisiert nicht den Plebs wie Marat, kniet nicht vor der Tugendgöttin wie Robespierre, ist so aktiv in entscheidenden Situationen wie faul und lässig nach getaner Arbeit. Durch Begeisterung und Tyrannei will er die Armee bilden. Er weiß aber auch, daß die Republikaner nur eine Minderheit in der Nation sind. Um so gewaltiger sei ihre Pflicht, alle blindlings nach vorwärts zu treiben. Nur die Masse, nur die ganze Nation könne es schaffen. „Wir haben bis jetzt — erklärt der Redner — nur den kleinen Krieg geführt — nun gilt es, einen furchtbaren zu beginnen... Das Volk muß sich in seiner ganzen Masse auf den Feind stürzen... Jede Gemeinde ist verpflichtet, ihre menschliche Elite zu mobilisieren..."

Alle Instinkte der Empörung, alle scharf geschliffenen Messer des Bürgerkrieges sollen Frankreich verteidigen. Er ist bereit, dafür der Masse ein Trinkgeld zu schenken: einige hundert ihr antipathische Köpfe. „Man nennt mich — droht der Minister — Bluttrinker. Trinken wir das Blut der Feinde ... aber kämpfen wir, erobern wir die Freiheit."

Diesem Antidogmatiker ist die Aktion alles, nichts die Theorie; er ist kein Systematiker, kein Bücherleser, kein Erbauer idealer kosmopolitischer Gebilde; er haßt seinen Arbeitstisch im Ministerium; er ruht nie; er führt den Krieg, die Außenpolitik; er ist bei der Armee; er beschließt den unentgeltlichen Unterricht. Nie hat er, wie die andern Rhetoren der Revolution, eine Rede vorbereitet, nie sich selbst beobachtet, nie seine Wirkung studiert; er war nie in sich selbst verliebt und hatte weder ein römisches noch griechisches Vorbild. Er ist ein Märchen der Kraft, haßt deshalb die geistigen, abstrakten Konstruktionen, die zur Untätigkeit verdammen. Was sich nicht sofort bewegt, was nicht sofort befruchtet, was nicht sofort wirkt, gilt ihm als unnütz und verderblich. Der Minister wiederholt unaufhörlich: Gebraucht die Macht! Wendet sie an! Handelt! Die Stunde kehrt nicht wieder! „... Das Volk — erklärt der Führer — ist das Instrument, bedient euch! ... Die Statue der Freiheit ist noch nicht gegossen. Das Metall siedet; wenn ihr den Ofen nicht bewacht, so werdet ihr alle verbrennen."

In den furchtbarsten Momenten der Gefahr ergreift ihn eine maßlose Wut. „... Die Republik ist ewig ... Was, ihr verfügt über die Kraft einer ganzen Nation und habt noch nicht die ganze Welt umgestürzt?"

Er symbolisiert diese Revolution, weil er sie wie kein andrer versteht, ist ihr Odem, weil er in der Krise zwar alle Gewalten gebraucht, jeden Helfer als Verbündeten feiert, sich aber dennoch auf nationale Ziele beschränkt. Danton ist der Arbeiter, der der Bourgeoisie durch den Terror ein Reich gründet. Dieser Republikaner ist Traditionalist, von der glorreichen, staatlichen Vergangenheit der Bourbonen geleitet. Die Revolution ist ihm kein Bruch, sondern die Krönung der französischen Geschichte. „Die Grenzen Frankreichs — erklärt dieser Heros der Verteidigung und des Terrors — sind durch die Natur gezeichnet ... Der Ozean, der Rhein, die Alpen, die Pyrenäen. Die Könige bedrohen uns? Ihr habt ihnen schon den Handschuh, einen Königskopf, vor die Füße geworfen. Es ist das Zeichen ihres eignen Untergangs."

Für dieses Ziel wagt er, wie kein Monarch zu sprechen, bringt die Kriegführung auf die einfachste Formel, nach der sich später alle militärischen Systeme bilden werden: Offensive der Masse! Der Organisator der nationalen Verteidigung hat nicht nur kein Buch über Taktik geschrieben, sondern auch keins gelesen, hat aber genial gefühlt und unbarmherzig gesehen: „Warum soll Frankreich nicht siegen? Was braucht es zum Sieg? Franzosen — und Franzosen haben wir ... Wir fliegen dem Feind entgegen, wir erwarten ihn nicht!" Danton ist skrupellos in seinen Mitteln, skrupellos in seinen Freundschaften, sieht in der Politik und Strategie den Menschen, rechnet mit seiner Begeisterung, mit seiner Dummheit, mit seinem Laster. Dieser Mann der Masse ist genau wie sie, er ist ungepflegt wie sie, er ist trivial wie sie, er schreit wie sie, er liebt das Geld wie sie, er ist wollüstg wie sie, er ist grausam wie sie, und er ist im nächsten Augenblicklich friedlich wie sie.

Wenn er nicht unter den Impulsen der Masse handelt, wenn die Gefahr ihn nicht jagt, wenn er die Fühlung mit den Sektionen der Jakobiner verliert, dann träumt er den friedlichen Traum jedes einzelnen. Ein stilles Gärtchen am ruhigen Fluß, schön eingezäunt, freundliche Nachbarn, ein guter Platz zum Angeln. Dorthin fährt er auch, in sein Provinznest, um zu lieben, um in den Augen einer Sechzehnjährigen alle Farben der Welt zu sehen...

Als ihn dann der Karren, den er in Bewegung gebracht hatte, auf dem Platz der Revolution dem Henker übergab, fiel sein Haupt, weil er selber in dieser rasenden Geschwindigkeit der Ereignisse zwar richtig gesehen, aber das Tempo schlecht berechnet hatte. Er erblickte das konsolidierte Frankreich in seinen natürlichen Grenzen. Um das jedoch zu erreichen, brauchte der Krieg weiter das Beil des Henkers nach innen und die Bajonette der Nation nach außen.

Die Gotteslästerung von Franz Blei

Wo die Gesetze auf ein „beleidigtes Gefühl" rekurrieren, da verlieren sie, weil sie den realen Rechtsboden verlassen, jeden Sinn. Das fängt schon dort an, wo einer, den ein andrer einen Esel genannt hat, zum Richter läuft und wegen beleidigter Ehre klagt. Der Beleidiger wird verurteilt, und der Beleidigte geht mit dem Gefühl nach Haus, er sei nun kein Esel. Vielleicht hat aber dieser Paragraph der Ehrenbeleidigung noch einigen Sinn darin, daß der Gekränkte fürchtet, durch die ungerochene Kränkung seinen Kredit zu verlieren. Bedenklicher war der Fall schon beim Monarchen, der sich au pair mit einem Betrunkenen stellte, der laut schrie, der Kaiser sei ein Rindvieh. Den äußersten Fall solcher Kränkung, die Leugnung Gottes, kennt die moderne Justiz ja nicht mehr, obwohl anzunehmen ist, daß die Gottgläubigen aufs Äußerste in ihren gläubigen Gefühlen von denen gekränkt werden, die sagen, es gäbe gar keinen Gott. Die Justiz dürfte hier vor der großen Zahl der Ungläubigen kapituliert haben, denn gut die Hälfte der Menschheit säße, wäre der Unglaube noch strafbar, egal im Gefängnis. Das Gesetz begnügt sich hier, die Ruhestörer einer religiösen Handlung wegen Unfugs zu bestrafen. Was ganz in Ordnung ist. Alles zur rechten Zeit und am rechten Ort. Ein Paar, das die Tauentzienstraße und Mittags zwölf Uhr für den rechten Ort und die rechte Zeit hält, sich zu begatten, verletzt zwar keinerlei Schamgefühl, verstößt aber gegen Brauch und Sitte, was ein Unfug ist. Eine von Brauch und Sitte gefestigte Ordnung appelliert an ihre Organe, daß sie nicht gestört werde. Aber wie Organe schon einmal sind, suchen sie sich eine tiefere und höhere Begründung zu geben. Sie degenerieren in Ehrgeiz, in Prestige, in Wichtigtuerei, in Selbstzweck. Wird ein Genosse Minister, so ist das meist mit einem beträchtlichen Verlust von gesundem Menschenverstand verbunden. Wird ein Referendar Staatsanwalt, so ist er geneigt, sich für den Statthalter einiger

Dutzend Ideen zu halten. So der Idee des Sittlichen, der Idee des Göttlichen.

Grundhaltung des religiös-gläubigen Menschen ist, daß der Gott mit dem Menschen fertig wird und dazu des säkularen Armes nicht bedürfe. Er hat sich dazu geistliche Arme geschaffen in den Priestern aller Kirchen, deren institutionelles Amt es ist, Sünden zu verurteilen und zu vergeben, Bannflüche und Verzeihungen auszusprechen, zu gebieten und zu verbieten. Ob und wie die Priesterschaft dieses ihr Amt ausübt, das steht immer unter der kritischen Kontrolle der gläubigen Gemeinde, auf welche der Priester so angewiesen ist wie diese auf ihn. Es ist eine Irrlehre, daß allein der Priester das Licht habe und die Gemeinde eine im Dunkeln tappende Schafherde sei. Die Glaubenshaltung der Gemeinde ist das Öl, das das Licht des Priesters speist. Das aus dem gemeinen Leben destillierte Öl. Wo die gläubige Gemeinde zu einer Schafherde heruntergebracht ist und ihr spirituelles Leben nichts weiter als ein erstarrtes Ritual, da wird das Licht des Priesters alsbald eine trübe Funzel werden. Und dieser Priester wird in Angst, daß die Funzel ganz verlösche, den irdischen Schutz anrufen, den Staatsanwalt und den Paragraphen, gegen jene, von denen er behauptet, sie lästerten Gott. Aber da hat zum Beispiel der Maler Grosz nichts sonst getan als das Evangelium zitiert, ein wie es scheint über vieler Theologie recht vergeßnes Buch. Ein wie es scheint so gänzlich unzeitgemäßes Buch, daß keine Zeiterscheinung daran zu messen und zu prüfen ist. Der eben gefeierte Tolstoi hat das auch einmal getan, und der heilige Synod ist nicht schlecht mit ihm deswegen umgesprungen. Nicht wenige Kalenderheilige haben das in den vergangnen zwei Jahrtausenden getan, mit nachlassendem Erfolge, so immer unzeitgemäßer wurde jenes kleine, Evangelium genannte Buch trotz seiner wachsenden Auflagenziffer in allen Sprachen, zumal in den karaibischen und patagonischen.

Von einem Theaterstück behauptet die Kirche, daß es Gott beleidige, welcher Gott als der bekannte „liebe Gott" darin harmlos auftritt. Man denkt leider nicht daran, ganz ernsthaft zu klagen. Man will nur probieren, ob man und was man bei abgeschaffter Zensur mit der Schikane vermag. Man weiß, der Kamm ist den Kirchen mächtig geschwollen dank der Demokratie, der so gefälligen. Wie wichtig wäre ein richtiger Gotteslästerungsprozeß! Wie gern hörte man die Vertreter der beleidigten Ehre Gottes, Pastor Piefke und Pfarrer Schulze, die gestern noch die Waffen segneten, auf daß sich das Gebot Gottes erfülle, das da heißt: „Du sollst nicht töten!" Wie gern hörte man aus ihrem Munde, daß jenes arme, kranke Frauenzimmer in Konnersreuth höchst gottgefällig und gar nicht ihn lästernd im Bett liege und Jesus empfange! Und wie Gott wohlgefällig und gar nicht lästerlich die arme Kreatur, die der Mensch ist, mit Gott umgehe, den sie bitte, ihm Vieh und Mensch zu kurieren, ihm zu Geld und Gewinn zu helfen, zu einem Mann, heut vielleicht auch schon zu einem Auto.

Mozarts Tod von Werner Ackermann

Heute vor 137 Jahren wurde Mozart begraben. Wie stellt Ihr euch dieses Ereignis vor? Kann man sichs anders vorstellen, als daß der Lauf der Welt einen Tag lang stockte? Schwand einen Augenblick alle Hoffnung; entstand eine Leere in allen Herzen; läuteten alle Glocken der Erde in feierlichem Akkord? Und sandte der Himmel märchenhaften Sonnenglanz herab, um das Kind der Götter zu ehren und der Menschheit Trost und neue Gewißheit zu spenden?

Heute vor 137 Jahren wurde Mozart verscharrt. Ihr erschreckt? Ihr lächelt ungläubig? Ihr denkt an den zeitgenössischen Ruhm, von dem die Geschichtsschreibung rührende Erzählungen in die Welt gesetzt hat? Ihr wißt von Freunden, Gönnern und Bewunderern, deren Geist von Mozart zehrte; Ihr wißt von Theaterdirektoren, Verlegern, Agenten, deren Geldschrank sich an Mozart mästete? Ihr wißt nicht Alles.

Am 5. Dezember 1791 starb Mozart. Seht Ihr sein Bild vor euch? Ihr kennt doch die hübschen, zarten Bilder mit dem kindlichen Gesichtl und dem weichen Lächeln des Zufriedenen? Ein Liebling der Welt, ein Auserwählter des Glücks, ein Fröhlicher, der mit leichten Flügeln über die Erde ging, nicht wahr? Die Wirklichkeit sah anders aus.

Er lag inmitten jämmerlicher Dürftigkeit mit matten, abgemagerten, tief verhärmten Zügen darnieder. Willig reichte er dem Erlöser Tod die Hand. Er verschied in den Armen einer hilflos klagenden Frau. Fünfunddreißig Jahre war er alt. Und Einsamkeit war um ihn. Und bittere Not.

Not, Elend, Sorge — Künstlerlos. Das hat noch einen bequemen Klang ins Romantische. Und war doch nackte Armut. Richtige, gewöhnliche, peinigende, triviale Armut.

Wien schwelgte in Mozarts Melodien. Wien sog sich voll von Mozarts Sprache der Engel. Wien lauschte den fröhlichen, herzlichen Klängen und war der Welt weit entrückt in Traumländer und Märchengefilde hinein. Die Welt aber pulste hart und nüchtern in Mozarts Stube.

Der Tote war über und über verschuldet. In Pfandhäusern lagen auch die letzten Wertgegenstände. Mit angstvollen Händen durchwühlte die Frau die Schubladen und Fächer. Und fand kaum ein paar Gulden. Auch der einfachste Sarg ist so teuer. Werden die vielen, vielen Freunde, wird nicht wenigstens einer der vielen, vielen Freunde die Hand rühren, um dem Meister, der sein Leben lang geschenkt hat, eine freundliche Bestattung zu sichern? Nein. Ganz einfach und kalt: nein. Mit Mühe und Not reichen die Habseligkeiten zu einem Begräbnis dritter Klasse.

Bereits einen Tag nach dem Tode fand die Beerdigung statt. Die Witwe war elend und krank. Fieber durchschüttelte

sie. Verlassen lag sie in dem einzigen Bett. Gestern war ihr Lebenskamerad darin gestorben. Ihr ist übel vor Weinen.

Es regnet endlos. Durch Pfützen und Schlamm rattert der Leichenwagen. Ein paar Trauernde begleiten mit eingezogenem Kopf die schmucklose Fuhre. Das Unwetter wird grauenhafter, der Kutscher treibt die Pferde an — da schleichen die freiwilligen Begleiter davon. Und die Bestattungsleute fluchen über den unangenehmen Dienst.

Leichen dritter Klasse werden ohne Brimborium erledigt. Ihnen ist eine nüchterne Stelle auf dem Friedhof reserviert. Man nennt den Platz das Massengrab. Keine Steine oder Holzkreuze vermelden den Namen der Toten. Der Regen prasselt auf den Sarg. An dem offenen Grab stehen Priester, Küster, Totengräber und tun das Allernotwendigste ihrer Pflicht in hastigem Mißbehagen. In den Segen, der dem Vaterunser folgt, knallen voreilig die nassen Erdschollen hinein. Niemand hat Interesse daran, dem Augenblick Weihe zu verleihen. Die Spaten klappern. Mozart ist verscharrt.

Stört euch diese Darstellung? Ist sie euch unangenehm? Tut sie euch weh? Sie gehört in das Bild, das so freundlich aus jedem Komponisten-Quartettspiel leuchtet. Denn so war Mozarts leibliches Ende hier auf Erden. So gehen auch heute noch manche Götterkinder in die himmlische Heimat ein. So sind wir Menschen.

Aber: auf dem Zentralfriedhof in Wien steht ein stattliches Ehrengrabmal, und in Salzburg zeigt man stolz Mozarts Schädel. Findet Ihrs taktlos, in die Pietät einzubrechen? Es ist nötig, ab und zu in den Schwindel hineinzuleuchten, der die nichteingelösten Schuldscheine mit bunten Farben übermalt. Wichtiger als alle Mozartbüstchen auf den bessern Klavieren ist das Bekenntnis: Mozarts Ruhestätte ist unbekannt, und Niemand weiß, wo Mozarts Schädel liegt. Schon nach ein paar Jahren gelang es der Witwe nicht mehr, die Stelle, der die sterblichen Überreste des Musikers überwiesen waren, ausfindig zu machen. Das Grab des angebeteten Meisters gehörte zu den Gräbern der Armen und Verlassenen. Diese Gräber werden umgebuddelt, sobald der Andrang es verlangt. Und kein Hahn kräht danach.

„Er ruhe in Frieden!!" Es klingt wie Hohn. Es war kein Wunsch: es war ein gleichgültiger, mechanischer Spruch. Er hatte keine Kraft. Ihm fehlten die Inbrunst, die Liebe und der Dank.

Ihr könnt nicht glauben, daß auch heute und morgen noch ein Großer so stirbt und verdirbt wie Mozart? Es ist hoffnungslos: immer wieder wird die Menschheit schuldig. Denn sie befreit ihr Gewissen durch Erinnerungsfälschung und löst Schuld durch Denkmäler und Museen ab.

Lautrec und sein Biograph von Karl Scheffler

Über den französischen Zeichner und Maler Henri de Toulouse-Lautrec ist schon manches geschrieben worden. Niemals in Deutschland aber etwas Zusammenfassendes. Sogar bei Meier-Graefe, der sonst allen großen Franzosen dieser Epoche ausführliche Bücher gewidmet hat, fehlt eine Arbeit über eben den Künstler, der eine der frühen Lieben Meier-Graefes gewesen ist. Wegen einer Lithographie Lautrecs kam es vor mehr als dreißig Jahren unter den Herausgebern des ‚Pan' zum Streit, so daß Meier-Graefe die Redaktion niederlegte. Damals konnten selbst avancierte Kunstfreunde noch nicht die Darstellung einer Kokotte vertragen. Das ist inzwischen ja anders geworden. So gründlich, daß etwas weniger Kokotten ein Gewinn wären. Trotz dem Wandel der Zeit kam Lautrec aber nicht zu seiner längst fälligen Biographie. Diese empfindliche Lücke hat nun erst Gotthard Jedlicka geschlossen. Er hat eine Biographie Lautrecs geschrieben, die sehr hohen Anforderungen genügt, die im wesentlichen schlechthin meisterhaft ist. Manches Jahr seines Lebens hat er dieser Arbeit geopfert, Liebe zu seinem Helden hat das Interesse immer gleich wach gehalten, und eine schöne Besonnenheit hat diese Liebe nie blind werden lassen. Die gewissenhaften Studien haben den Blick für das Ganze nicht getrübt, sondern geschärft. Es sieht aus, als hätte sich das innere Leben des Autors an seiner Arbeit entfaltet. So entstehen die besten Bücher; indem der Autor sich beim Schreiben Klarheit verschafft, läßt er aufs lebendigste den Leser an der Erkenntnis teilnehmen. Das Buch ist zugleich objektiv und leidenschaftlich geschrieben, es lehrt den Künstler kennen und überredet, ihn zu lieben.

Der heutigen Jugend ist Lautrec nicht mehr recht vertraut. Sie sollte sich aber ernsthaft mit ihm beschäftigen. Das Buch Jedlickas bildet ja nun einen bequemen Zugang. In vielem könnten sich die Werdenden an Lautrecs Leben und Lebenswerk korrigieren. Denn er war ein Künstler ganz ohne Maske. Unvorstellbar fast in einer Zeit, wo jeder Künstler sich eigentlich eine Maske vorbindet. Eine Naivität, wie sie Lautrec eigen war, ist an sich schon Genialität. Es ist, als trüge er sein Herz immer in der Hand vor sich her. Man kann ein großes Leiden nicht heiterer überwinden, man kann es nicht unfeierlicher nehmen. Der eifrigste Sucher wird im Leben und in der Kunst Lautrecs nichts Anklägerisches finden; im Gegensatz zu begabten modernen Zeichnern, die sich von fern mit ihm vergleichen ließen, die ihren Darstellungsstoff aber hassen und sich fortgesetzt über Welt und Leben entrüsten. Aus Haß und Abscheu wächst nie große Kunst, sie wächst nur aus Passion und Liebe. Lautrec hat vor allem die Welt der Dirnen und der zweifelhaften Existenzen dargestellt. Niemals aber hat er moralisch verurteilt, weder die „Opfer" noch die „Schuldigen". Er hat in dieser Welt gelebt, hat oft wochenlang in Bordellen gewohnt, er war als „Monsieur Henri" Stammgast in Bars, Kabaretts, Variétés,

Tanzsälen, Kneipen, auf den Rennplätzen und hinter den Kulissen. Nicht als Outsider, um „soziale Studien" zu machen, sondern als Kamerad. Er war in diese Welt einfach verliebt. Wie jeder große Künstler hat er das Leben, auf dem Punkte, wohin Anlagen und Neigungen ihn gestellt hatten, mit einer entzückten Geste konstatiert — und hat es damit verherrlicht. Aus Wahrheit wurde Schönheit, weil er das Wirkliche so tief empfand. Aus stinkender Realität erwuchs ihm wie von selbst die Wunderblume einer völlig naturalisierten Romantik. Sein Genie hob verlorene Kinder mit feurigen Armen zum Himmel der Kunst empor.

Seinem Herkommen nach war Lautrec keineswegs für eine Nachtwelt bestimmt, die, in all ihrem künstlichen Lichterglanz, erfüllt war von den schleichenden Gespenstern der Trunksucht, der Syphilis und des Selbstmords. Er war der letzte Sproß des südfranzösischen Geschlechts der Grafen von Toulouse-Lautrec, das seine Ahnen bis zu den Kreuzzügen verfolgte. Als Kind brach er nacheinander beide Beine. Der Heilungsprozeß verlief unglücklich, und in der Folge mußte Lautrec sich mühsam humpelnd an zwei Stöcken fortbewegen. Auch der Oberkörper verkümmerte, der Kopf war grotesk häßlich, und der Künstler erschien wie ein mißgestalteter Zwerg. Folgen der Trunksucht, neue Krankheiten kamen hinzu, den schwachen Körper noch widerstandsloser zu machen. Nach einer vergeblichen Entziehungskur kam es zu einer Lähmung; mit siebenunddreißig Jahren schon war der Lebensweg vollendet. Das Talent aber, das den Krüppel entschädigen mußte, flammte nur um so glänzender auf und zog wie ein Meteor über den damals reich gestirnten Himmel der Kunst dahin. Das so oft schon gesehene Wunder wiederholte sich: Wie auch der Körper krankte und verfiel, das Talent war gesund, souverän und immer den Urquellen des Lebens nahe.

Uns wird in dem Buch der Vater geschildert, der wie ein kompletter Narr wirkt, der aus krankhaftem Geltungsbedürfnis auf die tollsten Streiche verfällt, der sich um den Sohn nicht kümmert, weil er ihn um des mißgestalteten Körpers willen verachtet, der selbst malend und modellierend dilettiert und seine kleinen Versuche für viel besser hält als die Meisterwerke des Sohnes — und in dessen phantastischer Übergangsnatur der Sohn mit seinem Riesentalent dennoch vorgebildet ist, so daß in diesem zur Besinnung gekommen zu sein scheint, was im Vater schlief und nur als wirrer Traum zutage trat. Uns wird ein Künstler geschildert, der bei mäßigen Lehrern ziemlich konventionell begann und der, wie gesporst vom Leiden, in kurzen Jahren eine Freiheit, Selbständigkeit und Meisterschaft gewann, die ihn wie einen Enkel Daumiers erscheinen lassen und ihn, neben Daumier, zum zweitgrößten Graphiker des neunzehnten Jahrhunderts gemacht haben. Dieser Bildner eines verführerisch schillernden Wohllauts und zauberhaft anmutiger Rücksichtslosigkeiten, dieser Zeichner mit dem scharf charakterisierenden und doch leicht und elegant gleitenden Stift, dieser passionierte Liebhaber aller „Blumen des Bösen" ist ein intellektueller Schüler von Degas, er steht auf den

Schultern des großen Klassizisten Ingres, er lebt neben Manet, Renoir, Cézanne und den andern großen Malern der Zeit als der Benjamin dieser erlauchten Bruderschaft, als der Verkünder letzter und äußerster Konsequenzen des Impressionismus. Indem er malt, lithographiert, Plakate und Buchtitel zeichnet und alles zur Gelegenheitsarbeit macht, indem er zugleich die japanische Zeichenkunst in einer virtuosen Weise europäisiert, schafft er eine neue, die letzte Spielart des bürgerlichen Naturalismus im neunzehnten Jahrhundert.

Sehr schön und anschaulich hat Jedlicka geschildert, wie sich eine ganze Epoche voller Glanz und Sinnlichkeit, in deren Gründen es aber schon gewittert, in Lautrecs Lebenswerk spiegelt. Ganz Paris ist in dieser Kunst. Für den flüchtig Hinblickenden ist sie nur eine Grimasse; aber diese Grimasse ist das Leben selbst — das Einmalige jener Epoche ist darin und zugleich das Bleibende, das ewig Aktuelle. Die Goulue tanzt Cancan mit dem Schlangenmenschen Valentin, die Belfort tritt an die Rampe in einem englischen Babykostüm, die Loi Fuller zeigt ihre Flammentänze, Yvette Guilbert kommt mit langen schwarzen Handschuhen mager und charaktervoll häßlich aus den Kulissen, Aristide Bruant höhnt den Bourgeois, die Polaire wirft ihren Leib brünstig dem Partner entgegen, der berühmte Doktor Péan beugt sich mit dem Seziermesser über einen Kranken auf dem Operationstisch, die Schauspieler Antoine, Lucien Guitry und Mounet-Sully treten auf, Jeanne Granier, Sarah Bernhardt und Marcelle Lender zeigen sich im Wirbel dieses Lebenswerkes, Riesenplakate von nie gesehenem Reiz rufen von den Anschlagsäulen, und in den Läden sieht man gezeichnete Buchdeckel, auf denen die zarteste Kunst spielt, eine Kunst ohne alle Kunstgewerblichkeit. Alles Leben scheint auf eine lichtschimmernde Bühne gehoben. Menschen, immer nur Menschen! Darin unterscheidet sich Lautrec von den Impressionisten. Er kennt nicht die Landschaft und das Stilleben als Selbstzweck, nicht die malerische Darstellung des rein Zuständlichen. Alles Leben handelt und ist voll dramatischer Spannung.

Man muß sich Halt gebieten. Denn Lautrec reizt zum Schreiben. Darum ist auch Jedlickas Buch so ausführlich und in dieser Ausführlichkeit so unterhaltend geraten.

Die Begabung des Verlages Bruno Cassirer ist es, daß er an jedes Buch unkonventionell herantritt und vom Objekt das Gesetz für die äußere Form empfängt. Das Lautrec-Buch ist dem Verleger besonders gut gelungen: das Format, der Druck, die Wahl und Wiedergabe der Abbildungen, die farbigen Reproduktionen und der Einband, für den ein Plakat Lautrecs verwendet worden ist. Für Autor und Verleger ist es ein vielfältiges und langwieriges Geschäft, ehe ein solches Buch dem Publikum vorgelegt werden kann. Es ist einer der schönsten Vorzüge dieses Buches, daß es leicht und selbstverständlich erscheint, daß der Leser den Entstehungsprozeß nicht spürt, daß das Buch selbst wie ein Kunstwerk wirkt.

Der Mann, der nicht gut hört von Kaspar Hauser

— „Ick heere nemlich 'n bisken schwer. Der Doktor sacht, ick soll ma lassen schpüln — denn wird et schon. Et wird aber nich. An manche Tahre is ja besser — aber wenn es is rejnerisch un naß, denn is es reine wie wech, mit den Jeheer. Ja. Mit diese Maschinen — diß is ja ooch nichs. Wer will denn imma son schwarzen Kartoffelpuffa ant Ohr haltn, mit sone Schnure — da brilln denn die Leite unten rein, un ohm soll ich heern...! Nee — det is nischt. Wie mein Sie? Ob et mir steert? Nu, es is lestich is es mitunter.

Sehn Se — da is die Sache mit Kyritz an der Knatter. Da ham doch die armen Jutsbesitzer, die ham da doch nu demonschtriert, newa? Also wie det Uchteil is rausjekomm — da heest et denn: Alle Mann kriejn Bewährungsfrist, kriejen die — also auf deutsch, se brauchen nich zu brumm. Weil es sind feine Herren. Wie mein Sie —? Aba wat nu die Arbeeter sind, zum Beispiel in Ruhrrevier — also wenn die sowat machn — ick heere imma un heere —: aber von Bewährungsfrist steht da nischt drin! Det muß woll an mein Jeheer liejn. Lestich is diß —!

Sehn Se, da sind nu die Sozis, wa? Wie die in de Rejierung jejangn sind, da ham se vorher bei die Wahlen jebrillt: Nieda mit den Panzerkreuzer! Un: Keinen Jroschen dieser Flotte! und so. Wie mein Sie —? Na, un kaum sind se da — wumm! wird mein Hermann den janzen Klamauk bewillijen. Na, det Jebrill uff de Ssahlahmde! Mensch — wat ham die anjejehm! Aber nu... ick horche imma, ich bieje det Ohr nach vorne —: aber ick kann jahnischt mehr heern... Det muß woll an mein Jeheer liejn. Lestich is diß —!

Da ham se nu also den ssehnjährjen Erinnerungstach an den neunten November jefeiert, nicha? Ick besinn mir noch janz jenau — ick war damals Untaoffssier in Westn jewesen, da kam Erzberjer bei uns durchjefahn, un da ham se Hoch jerufen, det hatte sich rumjesprochn, wer det wah... Na, un er hat et ja denn auch jemacht. Komisch — wennt schief jeht, denn schickn se imma 'n Zivellistn vor... ja. Un die Franzosen solln ihm ja mächtich een aufjedrickt ham — aba Hindenburch hatte gesacht: Jehn Se man — sacht er — ick habe jrade keene Zeit — öh — un wenn et nicht anners is, denn nehm Sie man allens an! Immer nehm Sie alles an — sacht er. Na, un denn, wie sie Erzberjern denn hinjemacht hattn, da dacht ick: Na — dacht ick — nu wird er doch 'n Wocht finden, für den Mann — schließlich... Aba ick heere un heere —: ick heere nischt. Er hat bloß jesacht: Ich habe diesem Erzberger niemals die Hand jedrückt. Ein sojenanntes Demento mori is diß. Ja. Aba sonst hab ick nischt mehr über die Sache jeheert. Det muß wohl an mein Jeheer liejn. Lestich is diß —!

Wie meinen Sie —? Bei die Damen? Och, ick habe enne alte Liebe, die is 'n bisken dof uff eene Backe; wenn ick det nich alles heere, wat die sacht, vastehn Se, is et janz scheen. Iebahaupt, ick will Sie mah wat sahrn: Schade, daß der liebe Jott nich vor de Ohrn hat

sone Deckels einjericht wie vor de Oohren — wat meinen Sie, wie wohl wer die Leite! Ick brauche det ja nich; wenn ick meine nassn Tahre habe, denn kenn die Leute reden — Einweihungsreden un Parlamentsreden un Predichten un für den Anschluß un jejn den Anschluß un wat se so sahrn, wenn sen Anschluß nich vapassn wolln —: ick heer det nich. Ick kann ja auch bei die Reichswehroffssiere jehn oder bei die Richter — die kenn ooch nich heern, wat man se sacht, un so jleicht sich det aus. Wie mein Sie —? 'n Satz mit Jeheer? Mach ick:

Je hehr eina uffrickn dut, desto dammlicher wird er. Un det bleibt ihm denn fiert janze Lehm. Wie meinen Sie? Juhn Nahmt —!"

Ganz besonders feine Damen von Erich Kästner

Sie tragen die Büsten und Nasen
im gleichen Schritt und Tritt
und gehen so zart durch die Straßen,
als wären sie aus Biskuit.
Mit ihnen ist nicht zu spaßen.
Es ist, als trügen sie Vasen
und wüßten nur nicht, womit.

Sie scheinen sich stündlich zu baden
und sind nicht dünn und nicht dick.
Sie haben Beton in den Waden
und Halbgefrornes im Blick.
Man hält sie für Feen auf Reisen,
doch kann man es nicht beweisen.
Der Gatte hat eine Fabrik.

Sie laufen auf heimlichen Schienen.
Man weicht ihnen besser aus.
Sie stecken die steifsten Mienen
wie Fahnenstangen heraus.
Man kann es ganz einfach nicht fassen,
daß sie sich beißen lassen,
in und außer dem Haus...

Man könnte sich denken, sie stiegen
mit Hüten und Mänteln ins Bett.
Und stünden im Schlaf, statt zu liegen.
Und schämten sich auf dem Klosett.
Man könnte sich denken, sie ließen
die Männer alle erschießen
und kniffen sie noch ins Skelett.

So schweben sie zwischen den Leuten
wie Königinnen nach Maß.
Doch hat das nichts zu bedeuten.
Sie sind ja gar nicht aus Glas!
Man kann sie, wie andre Frauen,
verführen, verstehn und verhauen.
Denn: fein sind sie nur zum Spaß.

Vorwürfe gegen einen guten Film

von Rudolf Arnheim

Man kann einen dekorativen alten Mann knipsen und sich freuen, wie das Licht ihm um den Bart geht. Man kann auch eine Filmaufnahme von ihm machen und dabei die Stellung der Lichtquelle und des Apparates variieren; dann wird das Licht in immer wieder neuen, überraschenden Einfällen das durchziselierte Ruinenwerk des alten Gesichtes überspielen. Die moderne französische Filmschule, Man Ray, Picabia, Leger, hat gezeigt, daß sich mit blinkenden Tellern, geschwungenen Damenbeinen, Strohhüten und Sprengwagen symphonische Orgien für das Auge komponieren lassen; in diesen Filmen turnt die Kamera in wilden Sätzen um ihre Opfer, und diese selber rotieren sinnlos, lassen sich gewagt beleuchten — alles nur zur Erzielung einer dynamischen Ornamentik. All dies ist erlaubt, all dies gibt Möglichkeiten zu guter Filmkunst. Nicht erlaubt aber ist es, die Geschmacksrichtung des „absoluten" Films auf einen Spielfilm zu übertragen. Wenn eine Schauspielerin den Weg zum Opfertod geht, ist es nicht an der Zeit, ihr Gesicht und das ihrer Henker als ein reizendes Stück Kunstgewerbe aus Gottvaters Werkstatt Falte für Falte unter die Lupe zu nehmen und die feine Arbeit zu bewundern.

Der Regisseur Carl Th. Dreyer hat für die Société Générale de Films die letzten Lebenstage der Jeanne d'Arc verfilmt. Auch am Manuskript hat er mitgearbeitet. Darin findet sich fast gar keine äußere Handlung. Ein für die Angeklagte und für die Zuschauer peinliches Verhör in Dialogform erstreckt sich über viele hundert Meter. Aber die Kamera ist rege: sie photographiert den wundervoll beseelten Kopf der Mademoiselle Falconetti schief von oben, zielt ihm schräg auf das Kinn, bringt fünfzigmal die schöne en face-Aufnahme, blickt dem Kirchenrichter in die Nasenlöcher, fährt ihm auf Schienen eilig gegen die Stirn, nimmt ihn bei Verhörsfrage Eins von vorn, bei Zwei von der Seite, malt auf weißem Grunde Tonsuren, Fetthälse, Geieraugen — herrliche Porträts in bestürzender Zahl, aber alles auf Kosten der dramatischen Wirkung. Eine Gerichtsverhandlung ist keine Gemäldegalerie Fast nie ist eine Bildgruppierung, eine Bewegung der Kamera hier aus dem Sinn der Aktion heraus erfunden: Es ist famos, wenn ein zu jäher Entgegnung auffahrender Mönch so groß aufgenommen wird, daß die Nahperspektive das Gesicht in einer Sekunde ins Riesige verzerrt, aber es ist ein unangemessener Einfall, eine Reihe vorwärtseilender Träger mit der Kamera so zu überholen, daß sie zurückzurutschen scheinen. Der Richtplatz ist mit anmutig gewölbten Kopfsteinen dekorativ ausgebeult wie eine gute Metalltreibarbeit, die Nägel auf der Folterbank führen ein wohleinstudiertes Tänzchen auf, und diese Schönheiten zerstören den Film.

Kommt hinzu, daß er fast völlig aus Großaufnahmen zusammengesetzt ist. Den Nachteil dieser Technik konnte man schon an bestimmten Russenfilmen studieren. Großaufnahmen sind schön, aber sie sind immer zugleich Detailaufnahmen, und man muß sie schon sehr geschickt in die „Totalen" hineinschneiden, damit nicht das Ganze zerfällt. Es geschieht sonst leicht, daß man vom Inventar der Handlung immer nur einzelne Möbelstücke, schön deutlich, zu sehen bekommt und dabei den Grundriß nicht kapiert.

Es wird berichtet, daß die Schauspieler dieses Films weder geschminkt sind noch Perücken tragen. Aber falsche Haare schaden wenig, wenn nur die Gesinnung echt ist. Niemand zwingt einen Filmkünstler, dramatische Geschehnisse aufzunehmen. Wenn er es aber tut, muß er an sein Thema glauben.

Von der Volksbühne von Harry Kahn

Es geht also doch nicht ohne „künstlerischen Leiter". Ein Vierteljahr kostbarer Spielzeit hat man verstreichen lassen, ehe man sich zu der Überzeugung durchrang, daß es Neft allein nicht schaffen kann. Jetzt auf einmal wird Dampf aufgesetzt: „Tempo, Tempo! Binnen vierzehn Tagen muß ein Mann her, der den Kunstladen schmeißt!" Zehn gegen eins zu wetten, daß, bis einer gekürt, bestätigt, eingesetzt, eingearbeitet ist, ein weiteres Vierteljahr und damit die Saison herum ist. Einstweilen knattern Kandidaturen hoch wie Raketen: vom frankfurtmüden Weichert bis zum unbehausten Piscator reicht die Liste der Papabili. Lauter engere Fachleute: Intendanten, Regisseure, wenn auch keine Schauspieler; die Spuren Kaysslers scheinen zu schrecken.

Lauter Leute „vom" Bau. Warum denkt man gar nicht einmal an Leute, die sich bisher bloß „für" und „über" den Bau strapaziert haben: an einen Dramatiker oder Kritiker? Von Laube und Dingelstedt bis zu Brahm und Schlenther hat die Theatergeschichte keine gar so schlechten Erfahrungen mit Literaten als Bühnenleitern gemacht. Man könnte sich den mit dem Bretter- wie dem Blätterhandwerk gleich vertrauten, literarisch wie politisch einwandfreien Hasenclever etwa als Spiritus rector der Volksbühne ganz gut denken. Natürlich müßte er sich einen Regisseur besorgen, der den Etat nicht allzusehr belastet. Aber dergleichen ist zu haben. In Hamburg, Dresden, Frankfurt, Breslau, München, Wien sitzen sicher junge Menschen, die er brauchen kann. Klein hat sich Forster-Larrinaga aus München, Hilpert aus Frankfurt geholt. Die Volksbühne braucht Regisseure dieses Kalibers, keine Blender. Keinen prominenten Direktor-Regisseur, dessen Arbeitskraft zwischen beiden Funktionen zerrieben wird.

Und warum fliegt nicht der Name in die Debatte, der in diesem Jahr so oft und so laut über den Bülowplatz gehallt ist, daß er dem Trommelfell der Honoratioren und Konsumenten der Volksbühne vertraut sein dürfte? Den Fanfaron der Opposition zur Regierung zu berufen, war immer der klügste Schachzug mit Intelligenz und Zivilcourage ausgestatteter Demokratie. Der Verfasser der Broschüre vom „Volksbühnen-Verrat" sollte einmal Gelegenheit bekommen, seinen klaren Kopf in der Praxis zu betätigen. Ein Experiment? Wäre Piscator keins? Mag der neue Herr sich doch den Meister vom laufenden Band als seinen ersten Regisseur kooptieren. Da es Beiden gewiß um die Sache, die wichtigste Theatersache Berlins geht, wird sich jeder von ihnen sicher mit der Hälfte des für den Direktorposten verfügbaren Gehalts begnügen. Am Nervus rerum dürfte diese Kombination nicht scheitern.

In drei Monaten der neuen Spielzeit hat die Volksbühne drei neue Vorstellungen herausgebracht. Das ist nicht eben viel für ein Theater, das keine Überschüsse für Aktionäre zu erzielen braucht. Aber hätten die drei Vorstellungen Hand und Fuß gehabt, wären die Stücke von kundiger Hand aus-

gewählt gewesen, hätten die Aufführungen auf festen Füßen gestanden, man könnte sich mit diesem Vierteldutzend begnügen. Aber wie sah das aus?

Leo Tolstois hundertster Geburtstag soll festlich begangen werden. Ausgezeichnet: würdige Aufgabe einer Volksbühne. Das gegebene Tolstoidrama für sie ist „Die Macht der Finsternis". Aber es ist nicht das von Herrn Neft gegebene. Der muß mit Reinhardt konkurrieren; der läßt den lasch-bourgeoisen „Lebenden Leichnam", den schon die Snobgurgeln von Riverside-Drive und Kurfürstendamm schlucken wie Cocktail, zu einer finster-knalligen Kolportageangelegenheit verarbeiten. Dann eine Uraufführung, vermutlich als Konzession an den „Berg", der nach Piscator und Propaganda schreit. Aber selbst als pazifistische „Gebrauchsdramatik" ist die Tragödie von „U. S. 4" ganz unzulänglich. Grade der Arbeiter, der den ganzen Tag an der Maschine steht und das Risiko kennt, das sein Leben in jeder Minute läuft, zwischen Dampfkesseln und Krahnen und Bremsen, der läßt einen Betriebsunfall, wie er einem Frachtdampfer, einer Lokomotive, einer Förderanlage ebensogut zustoßen kann, schwerlich als Sinnbild seines Abscheus vor dem Militarismus und als Beweis gegen ihn gelten. Solch gedanklich schiefe Manifestationen schaden mehr als sie nützen; denn sie liefern den Gegnern die wohlfeilsten Argumente. Keinem Mitglied des vielköpfigen Lesekomités scheint das vor dem Manuskript von Günther Weisenborn auf- und keinem dabei die genial-phantastischen „Lusitiana"-Szenen Alfred Döblins eingefallen zu sein, die aus ihrer Vergessenheit zu reißen verdienstlicher und dankbarer gewesen wäre als die Entdeckung eines stammelnden Dutzendtalents, und wenn sein Gestammel noch so gesinnungstüchtig ist.

Und nun „Macbeth". Shakespeare, warum nicht? „Hach, man kann Shakespeare nicht mehr sehen!" murmeln die Ewig-Fortschrittlichen. Sie sollten zumindest bedenken, daß die Menschen, die das Amphitheater am Bülowplatz füllen, Shakespeare meist überhaupt noch nicht gesehen haben. All das geht uns nichts mehr an, das Geraufe um Kronen und Szepter, diese Verwechslungen von Bruder und Schwester? Lächerlich: immer geht der Mensch den Menschen an. Und es hat sich bisher noch kein Bühnenautor gefunden, der tiefer in die Menschenseele gelotet hätte als Shakespeare, der ihre höchsten und niedrigsten, ihre zartesten und gewaltigsten Regungen greifbarer, atemberaubender ins Rampenlicht gebracht hätte als er. Wenn ich auf einer Turmuhr die Zeit ablesen will, so ungefähr schrieb Hebbel einmal in sein Tagebuch, ist es gleichgültig, ob der Zeiger von Gold oder von Eisen ist; nur leuchtet der goldene stärker und ist daher weiter sichtbar. Ob das Ziel menschlichen Machttriebs ein Thron oder ein Trust ist, das ist genau so gleichgültig wie die Alternative, ob ein Bild einen Fleischerladen oder Florian Geyer darstellt. Wenn es nur gut gemalt ist. Es ist zu dumm, daß man solche Binsenweisheiten immer wiederholen muß. Freilich: diesen „Macbeth" der Volksbühne kann man nicht sehen. Dem Auge

tut er nicht gar so weh, denn Edward Suhr hat sich redliche Mühe gegeben, mit sparsamer Architektur auf der Bühne selbst und desto mehr Projektionen auf den Rundhorizont eine gespenstische Szenerie zusammenzuzaubern. Aber das Hirn schmerzt einem von dem platten Rationalismus, mit dem da die gigantische Vision von Machtwahn und Gewissensangst zu einer dramatisierten Kriminalnovelle aus dem finstersten Mittelalter herunterregiert ist. Diese Moritat geht uns allerdings nichts an, weil ihre menschlichen Motive völlig unverständlich bleiben. Wer daran mehr Schuld ist, der Regisseur oder sein Protagonist, das soll hier nicht untersucht werden. Viel interessanter wäre die Frage, wer dafür verantwortlich ist, daß die Volksbühne nicht einmal die wichtigsten Nebenrollen — Duncan, Banquo, den Pförtner, die Mörder — zureichend besetzen kann. Aber Schwamm über die Vergangenheit; vertrauen wir auf eine bessere Zukunft, für deren Beginn es allerdings fünf Minuten vor zwölf ist.

Wie der Name des künftigen „künstlerischen Leiters" der Volksbühne auch lauten mag, — der Mann wird kein leichtes Leben haben, selbst wenn es ihm gelingt, die vielen Neben- und Zwischeninstanzen, mit denen er in diesem verklausulierten Betrieb zu tun hat, im Sturm zu gewinnen und sie zu gefügigen Werkzeugen seiner Regenerationspläne zu machen. Denn er muß so gut wie ganz von vorne anfangen. Unter schwierigsten personellen und materiellen Umständen wird er Abbau- und Aufbauarbeit zu leisten haben. Abbauen muß er vor allem den Starfimmel von ein paar Prominenten, deren Weizen an diesem Institut noch weniger blühen darf als in jedem andern Theater. Und aufbauen muß er: ein Ensemble und ein Repertoire. Kurzum, eine Herkulesaufgabe erwartet ihn. Wenn er mit ihr in so viel Monaten zu Rande kommt, wie jener Halbgott Arbeiten zu verrichten hatte, wollen wir ihn und uns übers Jahr beglückwünschen.

S. J.

Max Reinhardt

Wahrscheinlich ists kein Zufall, daß er in ungefähr den gleichen Zwischenräumen eine Krise durchmacht. Immer ists dieselbe Krise. Immer hat er den Brahm in sich vergessen; immer muß er mit äußerstem Nachdruck an ihn erinnert werden. Ihr glaubt nicht, daß er den Brahm überhaupt in sich hat? Ich glaube doch. Geht alle seine Aufführungen durch, und Ihr werdet neben den leersten Prunkereien, dem gefälligsten Tändelkram regelmäßig anspruchsvolle Kunstgebilde von der intimsten Geistigkeit entdecken: „Frühlingserwachen" neben „Lysistrata", „Clavigo" neben der „Revolution in Krähwinkel", „Wetterleuchten" neben dem „Stern von Bethlehem", „Bürger Schippel" neben „Sumurun", den „Lebenden Leichnam" neben dem „Mirakel", die „Gespenster" neben dem „König Oedipus", die „Piccolomini" neben dem „Sturm", das „Friedensfest" neben dem „Biberpelz". Ich weiß, was Ihr Gegrinse sagt. Dies Geistigkeit? Das wäre allerdings ungerecht, von Reinhardt Brahms nordische Geistigkeit zu verlangen, die ihm selbstverständlich un-

erreichbar ist. Aber auf der südlichern Art von Geistigkeit, die ihm erreichbar ist: auf der bestehe ich — — jawohl! Und die Krise von heute ist die bedenklichste der viere, weil Brahm, beklagenswerter Weise, nicht mehr lebt, weil den Zwang, den er ausübte, die Kritik ausüben muß, und weil, auch wenn ich viele Helfer hätte, die Wirkung unsrer Mittel nie der Durchschlagskraft einer täglichen Nebenbuhlerschaft gleichkäme. So wollen wir ihn hartnäckig um eines Fußes Breite nach der andern auf seine frühere schöne grüne Weide zurückdrängen. So soll er mich hören stärker beschwören, wofern er nicht selbst zu der Einsicht kommt, daß der Zustand, der mich empört, tatsächlich unhaltbar ist. Wer Reinhardt nicht kennt und an drei Abenden hintereinander in den Kammerspielen — zum hundertfünfzigsten Mal! — Schönherrs trockenranzige Schwarte, in der Volksbühne Vollmoellers faulen Ausstattungszauber und im Deutschen Theater die Entstellung des „Biberpelzes" erlebt: dem ist es nicht zu verargen, daß er weinend oder lachend in seine Provinz zurückflieht und die Berliner sämtlich für verrückt erklärt. Wenn aber der Anspruch nicht wenigstens in Berlin erhoben und hochgehalten wird, so sinkt er im ganzen Lande. Das darf nicht geschehen. Ich habe, meinst Du, die Pflicht, mir immer vor Augen zu rufen, was Reinhardt schließlich geleistet hat? Er, meine ich, hat vor mir diese Pflicht. Ihm, einzig ihm, hat man nicht nötig ein Vorbild zu nennen, weil er eins war und es jederzeit wieder sein kann. Ich habe ihm vor fünf Jahren in einem Offenen Brief gesagt, daß seine künstlerische Zukunft seine künstlerische Vergangenheit sei. Damals hat ers beachtet. Heute wiederhole ich das. Es liegt in seinem Interesse, daß er es heute noch schneller beachtet.

Schaubühne 1916

*

Zeittheater

Für das zweite Kriegstheaterjahr gab es eine Vorsaison in den Zeitungen, die bei allerlei Leuten, teils berühmten, teils gescheiten, vertrauensvoll anfragten, was sie dem Theater im Kriege wünschten. Mir hat am besten mein eigener Wunsch gefallen: daß in dieser Zeit der grauenhaftesten, ungeschminktesten Wirklichkeit kein unechter Ton erklinge. Aber haben wir im Frieden für das Theater einen andern Wunsch gehabt? Das ist es ja eben: dies ist ein Feld, welches niemals so umgepflügt werden kann, daß nicht Frucht Frucht und Unkraut Unkraut bliebe. Was Frucht und was Unkraut ist, wird immer verschiedener Beurteilung unterliegen. Aber ein und dasselbe Urteil, etwa meins, wird weder plötzlich noch langsam dadurch geändert werden, daß statt Frieden Krieg ist oder in dreißig Jahren statt Krieg wieder Frieden sein wird. Es eifere jeder seiner unbestochenen, von Vorurteilen freien Liebe zu den Menschen und Werken, zu den Gestalten und den Gestaltungen nach, die er seit jeher für künstlerhaft und kunstwürdig gehalten hat. Weil Bäche Blutes den Boden gedüngt haben, ist neuartige Frucht noch lange nicht zu erzwingen. Daß sie entsteht, ist Geschenk, nicht Anspruch. Von uns ist sie nur zu erkennen, zu hegen und vor dem Unkraut zu schützen. Das war stets unsre Aufgabe. So weiß ich wahrhaftig nicht, weshalb die Kritik als Institution sich von Grund auf wandeln soll, wie mancher verlangt. Für sie gelte, was für die Kunst gilt. Wir wollen nicht schwätzen, sondern arbeiten.

Schaubühne 1915

Müllerei von Morus

Dem Panzerkreuzer Nr. I ist überraschend schnell, mit fünfundzwanzig Knoten in der Stunde, ein Panzerkreuzer Nr. II gefolgt. Er schwimmt nicht auf deutschen Meeren, sondern nur auf den Abwässern der deutschen Sozialpolitik, doch es ist ein stolzes, ein kühnes Schiff, und Hermann Müller ist der Kapitän. Der Steuermann aber heißt Julius Curtius, ein alter ehrlicher Seemann, der nach manchen Irrfahrten nun wieder heimgefunden hat und den Kurs scharf rechts hält.

Nachdem die Regierung vier Wochen zugesehen hat, wie ihr eigner Schiedsspruch von den Eisenindustriellen durch Aussperrung sabotiert wurde, hat sie sich zur großen, befreienden Tat entschlossen. Sie hat den Schiedsspruch, gegen den die Aktion der Unternehmer ging, fallen lassen und sich bereiterklärt, durch einen ihrer Minister einen neuen Schiedsspruch zu fällen. Damit hat sie den Forderungen der Schwerindustrie zu hundert Prozent nachgegeben und dann, als ob gar nichts geschehen wäre, streng paritätisch Arbeitgeber und Arbeitnehmer aufgefordert, den neuen Schiedsspruch im voraus anzuerkennen. Die Arbeiter brauchen nichts zu tun, als sich ebenso ungeniert wie der Staat den Industriellen zu unterwerfen, und schon dürfen sie wieder in die Fabriken herein.

Um aber der Welt zu zeigen, was für eine rote Regierung wir haben, hat man eine besonders schneidige Form für die Kapitulation gewählt. Der würdigste der Sozialdemokraten, Carl Severing, sollte eigenhändig die Kapitulation vollziehen und unter Preisgabe der Schlichtungsordnung als Schiedsrichter auftreten. Dem Genossen Severing würden sich doch auch die Arbeiter nicht entziehen können. Dazu: Severing, der alte Metallarbeiter, westfälischer Erde Sohn, wer konnte besser und gerechter im Ruhrrevier Frieden stiften? Zwar stammt auch Curtius aus Duisburg und ist dort sogar Referendar gewesen, würde also auch die landsmannschaftlichen Gefühle für die rheinisch-westfälischen Nöte mitbringen. Aber um die Blamage vollzumachen, mußte es ein Sozialdemokrat sein. Die Volkspartei drängte, und Müller und Severing gaben nach. Der Plan schien so vorzüglich zu sein, daß man vorher, genau wie beim Panzerkreuzer, gar nicht erst die sozialdemokratische Fraktion und nicht einmal die Gewerkschaften befragte.

Als dann die Gewerkschaften sich weigerten, das Spiel mitzumachen, war unser Reichskanzlist aufs äußerste erstaunt. Der Steuermann Curtius aber hat erreicht, was er wollte: die Eisenindustriellen, die durch ihre Aussperrung sich auch in den Bürgerschichten schon einigermaßen mißliebig gemacht hatten, gelten von nun an wieder als die friedlichen Lämmer. Die Arbeiter, die seit einem Monat aus den Betrieben herausgesetzt sind, weil die Unternehmer Obstruktion machen, sind nunmehr die Ruhestörer, die roten Terroristen, die sich gegen den Frieden und die Wohlfahrt und sogar gegen den Genossen Severing vergangen haben. Die Rollen sind aufs angenehmste vertauscht, ohne daß es der Herr Theaterdirektor gemerkt hat. Die Kulissenschieber aber reiben sich die Hände.

Das Vorgehen oder richtiger: das Sich-Vorschieben-Lassen Hermann Müllers hat auch die noch so weit rechtsstehenden Sozialdemokraten ungewöhnlich verärgert. Für diesen Echec gibt es nicht einmal die Ausreden, mit denen sich die sozialdemokratischen Minister nach ihrem Panzerkreuzer-Jawort aus der Affäre zu ziehen suchten. Anstatt auf die legale Durchführung des Schiedsspruchs zu dringen und die Frondeure der Schwerindustrie zu isolieren, indem man die Öffnung der Betriebe und eine provisorische Lohnregelung forderte, hat man die eignen Leute in eine Zwangslage gebracht und bloßgestellt. Das zu erreichen in einer Situation, in der alle Argumente für die Arbeiter sprachen, war nicht leicht. Und man braucht sich nicht zu wundern, wenn auch unter den treuesten Schildknappen der Partei die Frage auftaucht: wie lange noch Müller?

Aber man wird, unabhängig von diesem unnötigen taktischen Debakel sich doch einmal überlegen müssen, ob es sich nach den bisherigen Ergebnissen überhaupt noch für die Sozialdemokratie lohnt, mit der Volkspartei zusammen in der Regierung zu sitzen. Die Sozialdemokraten haben — gewiß kein welterschütterndes Ereignis — auf die Feier des elften August verzichtet. Sie haben den Panzerkreuzer hingenommen. Sie haben sich gefallen lassen, daß der bescheidene Vorstoß Severings, die Technische Nothilfe abzuschaffen, vom vereinigten Bürgerblock zurückgewiesen wurde. Sie haben in allen rein politischen Fragen, vor die das Kabinett gestellt wurde, klein beigegeben. Laut Severing immer in der Erwartung, daß sie dafür wirtschaftspolitisch und sozialpolitisch etwas herausholen würden.

Doch was haben sie in der Sozialpolitik, in der Wirtschaftspolitik, in der Finanzpolitik erreicht? Sie haben sich die Schlichtungsordnung zertrümmern lassen. Der Versuch, die Eisenindustriellen wenigstens für die zwanzig Millionen Mark haftbar zu machen, die das Reich für die Ausgesperrten bereitgestellt hat, ist am Widerstand der Volkspartei gescheitert.

Wirtschaftspolitisch hat sich gegenüber dem Kabinett des Herrn Schiele nicht ein Deut geändert. Die Handelsvertragsverhandlungen mit Polen sind abgebrochen, Herr Hermes agiert in alter Frische im Reichstag statt in Warschau. Die sechsunddreißigtausend Mark, die ihm das Reich für seine polnische Sondermission ausgesetzt hat, aber laufen hoffentlich, unabhängig von den Verhandlungspausen, weiter. Obwohl man auf allen Ämtern sich darüber einig ist, daß die Verhandlungsart und die Stellung des Herrn Hermes als Präsident der Deutschen Bauernvereine das Zustandekommen des deutsch-polnischen Handelsvertrages aufs schwerste hemmt, wagt der sozialdemokratische Reichskanzler nicht, Hermes durch einen andern Unterhändler zu ersetzen.

Der volksparteiliche Reichswirtschaftsminister Curtius legt als Mitglied des Kabinetts Müller eine Zollabbaunovelle vor, die sich in nichts von dem Entwurf der vorigen, deutschnationalen Regierung unterscheidet. Selbst Zollermäßigungen, mit denen sich der Reichsverband der Deutschen Industrie ein-

verstanden erklärt hat, sind nicht in die Vorlage aufgenommen worden. Dafür enthält die amtliche Liste die ausgefallensten Positionen, die man im Zolltarif finden konnte. Wollen Sie wissen, was man künftig billiger nach Deutschland einführen darf? Hier ein paar Proben:

Kassawawurzeln; Rebenschnittholz, das mit Genehmigung der Reichsregierung zum Zweck der Umstellung des Weinbaus auf gegen Reblaus widerstandsfähige Unterlagsreben eingeführt wird; Wacholderbeeren zur Gewinnung flüchtiger Öle; lebende oder geschlachtete Seeschildkröten; von der Kruste befreite Süßwasserkrebse; künstliche Blumen und Spitzen aus Pferdehaaren; aus Lava stammende Waren; vergoldetes oder versilbertes Glas; Perlen aus pflanzlichen Schnitzstoffen außer Holz und Kork.

Bei den Waren, die auch nur eine Spur wirtschaftlicher Bedeutung haben, sind die Zollherabsetzungen so minimal, daß auch die verminderten Zölle die Einfuhr fast unmöglich machen. Dann aber hat man einige Renommierartikel, wie Mikroskope, vollkommen zollfrei gelassen. Zufällig sind es nur solche Artikel, für die die deutsche Industrie eine Monopolstellung hat und eine Einfuhr nicht in Betracht kommt. Oh, es ist ein herziger Zolltarif. Nicht umsonst hat man fünfviertel Jahre daran gearbeitet. Die Ministerialräte, die ihn angefertigt haben, sollten eins raufkommen.

Während man so die Zollsenkungsaktion durchführt, die im Wahlkampf eine der zugkräftigsten Forderungen der Sozialdemokratie war, reißt in der innerdeutschen Wirtschaft wieder das Subventionssystem à la Schlieben ein. Die passionierten Anhänger der freien Wirtschaft versuchen, dem Reich ihre Defizitbetriebe anzuhängen und finden freundliches Gehör.

Am deutlichsten aber wird die Ohnmacht der Sozialdemokratie in der Steuergesetzgebung, da, wo es um bare Münze geht und der Schwächere halt zahlen muß, wenn der Stärkere sich weigert. Das einzige, worüber man sich einig ist, ist die Erhöhung von Konsumsteuern, die die Arbeiterschaft trifft. Bier und Sprit werden aufs neue belastet, Wein dagegen bleibt, aus Angst vor den rheinischen Winzern und dem Zentrum, höchstwahrscheinlich auch künftig steuerfrei. Ob man als kleines Gegengewicht gegen die Massensteuern eine bescheidene Erhöhung der Erbschaftssteuer wagen wird, ist noch fraglich. Von der Offenlegung der Steuerlisten, einer der populärsten Forderungen, die dazu dem Staat eine gehörige Summe sichern würde, ist keine Rede mehr.

Das alles geschieht, obwohl Herr Doktor Hilferding ein wesentlich andres Steuerprogramm in sein Amt mitgebracht hat und wohl auch heute noch mit sich herumträgt. Aber es besteht angeblich keine Möglichkeit, gegen die Volkspartei und das rechte Zentrum eine andre Politik zu machen. Die Volkspartei droht bei jedem leisen Windstoß von links mit ihrer Demission. Die Sozialdemokraten aber haben durch Severing verkünden lassen, daß sie à tout prix in der Regierung bleiben wollen und sich damit von vornherein jedes Druckmittels begeben. Die einzige Möglichkeit, die man ihnen gelassen hat, und von der sie ausgiebig Gebrauch gemacht haben, ist: sich zu kompromittieren.

Bemerkungen

„Natürlich: Der Einjährige —!“

rief der Herr Hauptmann, als der Blitz in seine Marschkolonne schlug und ein Soldat getroffen umfiel... Dieses Spiel wollen wir aber nun nicht mehr sehen.

Wenn irgend ein Mann wegen, sagen wir, Sittlichkeitsverbrechens verurteilt wird, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß dieser Mann auch irgend einem Verband, einem Verein, einer Gruppe angehört hat. Hundert zu Null ist aber zu tippen, daß die Gegner dieser Gruppe den Sittlichkeitsverbrecher der Gruppe und ihren Ideen aufs Konto setzen, und das ist eine dumme Infamie, die man immer, ganz gleich, wo sie sich ereignet, zurückweisen sollte.

Kürzlich haben sich die Juden und die Stahlhelmer so einen Verbrecher wie einen Ball gegenseitig zugeworfen, keiner wollte ihn, und es war ein hübsches Tennis der Moral. „... auch nicht im entferntesten jüdischer Abstammung ...“ — „Jüdisches Verbrechen abnormen Ausmaßes ...“ — „Stahlhelmführer ...“

Wahr ist vielmehr:

Einen Mann, der sich gegen die Gesellschaft außerhalb des Gruppenlebens, das er führt, vergeht, darf man nur dann der Gruppe ankreiden, wenn die Gruppe diese gemeinschädliche Tätigkeit gewußt, geduldet, unterstützt hat. In allen andern Fällen ist der Vorwurf Heuchelei, Lüge und ein schlechter Kniff im politischen Kampf. Selbstverständlich gibt es unter den Postbeamten ganz Deutschlands, unter den Schriftstellern, unter den Maurermeistern Menschen, die sich einmal einer schweren Körperverletzung schuldig gemacht haben — was besagt das gegen ihren Stand? Was besagt es gegen die Partei, der sie angehören? Nichts besagt es.

Ganz etwas andres ist es, wenn die Gruppe die Untat kennt und sie aus jenem falsch verstandenen Gemeinsamkeitsgefühl und aus „Ehre“ deckt. Dann siehts schon ernster aus. Und nichts hat mit meinem Tadel das Verbrechen zu tun, das einer in der Gruppe und durch die Gruppe begeht.

Daher soll man die Gruppe niemals nach dem ersten Mann werten, sondern immer nach dem letzten, nach dem, den sie grade noch erträgt.

Die Richter also nach den Leuten, die den Jakubowski dem Beil ausgeliefert haben. Wehrt sich die Standesvertretung dagegen, daß diese noch richten dürfen? Also.

Im übrigen aber unterlasse man das kindliche Spiel, Sittlichkeitsverbrecher, Kinderschänder, Diebe und Defraudanten „natürlich“ als Stahlhelmleute, Kommunisten, Juden und Jungdomitglieder anzuprangern. Wenn der Mörder Hein Briefmarken gesammelt hätte, so könnte einer kommen und den Philatelisten aber ordentlich einen auswischen. Alle Gruppen sind halb so wichtig, als sie und ihre Feinde glauben.

Ignaz Wrobel

Augenbehandlung mit Kokkentatzen

Ernst Friedrichs „Krieg dem Kriege“ — Sie kennen dies Buch? Dann werden Sie seinem Herausgeber in jedem Falle Gehör schenken und auch Denen, die er zu Wort kommen läßt. In Nummer 43 seiner Wochenschrift ‚Die schwarze Fahne‘ druckt er den Brief eines ehemaligen Strafgefangenen W. Möser ab; ich lasse einige Sätze dieses Briefes hier folgen:

„Am 30. Juli 1926 wurde ich kerngesund und sehend in das Zellengefängnis Lehrter Straße eingeliefert. Durch Zugluft, herbeigeführt durch eine defekte Fensterscheibe, zog ich mir eine Bindehautentzündung zu. Ich lag in einer sogenannten Dreimän-

nerzelle; meine beiden Leidensgefährten, Hans Baumann und Walter Hoffmann, waren schwer geschlechtskrank. Der uns behandelnde Lazarett-Oberwachtmeister Scheidler behandelte erst diese und dann mit ungewaschenen Fingern meine Person. ... Aufmerksam gemacht von mir betreffend der nichtswürdigen und gesetzwidrigen Handlungsweise, erklärte er mir, ironisch lächelnd: ‚Bescheißen Sie sich man nicht mit Ihre Augen!' Doch diese einfache Bindehautentzündung wurde ein bösartiges, schmerzhaftes Augenleiden. Alle Vorstellungen bei der Direktion, mich in ein Krankenhaus zu schicken, scheiterten ... Als ich das Obermedizinalkollegium und die Liga für Menschenrechte um Hilfe bat, mich vor dem Erblinden zu retten, wurden diese Gesuche dem Papierkorb übergeben, und der Anstaltsarzt, Dr. Flörsheimer, erklärte mir, wenn ich es so weiter treibe, müsse er mich ins Irrenhaus schicken. Täglich pfuschte ein andrer Beamter an meinen Augen herum; zum Kühlen der Augen erhielt ich schmutzige Unterhosenlappen. Erst als meine Zellengenossen gegen die mir zuteil werdende unmenschliche Behandlung protestierten, wurde ich am 13. Oktober der Charité zur Untersuchung zugeführt. Diese sagte: Unheilbarkeit. Die menschlich gesinnten Ärzte forderten meine sofortige Haftentlassung, die dann am andern Tage erfolgte. Das Brutalste bei meiner Entlassung besteht darin, daß ich als blinder, schwer nervenkranker Mensch bis zum Jahre 1930 unter Bewährungsfrist gestellt wurde."

Diese Brutalität ist nicht gesetzwidrig. Umso gesetzwidriger sind die andern. Derartige Dinge ... es ist ein unmöglicher Zustand, daß sie in der Briefecke einer Außenseiter-Zeitschrift gedruckt werden und dann Schluß.

Wir dürfen uns dabei nicht beruhigen. Hier muß nachgeprüft, hier muß untersucht, hier muß durchgegriffen werden. Die Schuldigen sind aus ihren Stellungen zu entfernen, und es ist sehr energisch dafür zu sorgen, daß sie ähnliche nie wieder beziehen. Ich höre schon, was sie erwidern werden: der Mann sei bereits bei Einlieferung ins Gefängnis unheilbar, sei schon zum Erblinden verdammt gewesen. Und wenn! Er sah doch noch. Die Augenentzündung eines Sehenden behandelt man nicht mit Gonokokkenfingern und nicht mit dreckigen Lappen. Septische Behandlung verschärft durch ironisches Oberwachtmeisterlächeln (wer kennt es nicht!), überschreitet die Grenzen der fahrlässigen Körperverletzung und wird vorsätzliche. Man begreift, daß das Opfer halb irrsinnig wurde; und den Anstaltsarzt, der den Gesunden mit allen Schikanen irrenhausreif macht, um ihm, wenn er gegen diese Behandlung aufbegehrt, mit dem Irrenhause zu drohen — sahen wir den nicht in Strindbergstücken? Es scheint, daß die preußische Wirklichkeit das Grauen der Bühne hinter sich läßt.

Ein Optimist, der von diesem Falle hört, wird ihn für einen ganz exzeptionellen halten. Dann hat die Behörde gefälligst auf ganz exzeptionelle Art einzuschreiten. Ein Pessimist wird meinen: „Dergleichen geschieht doch allerorten alle Tage!" Mag sein; dann kommt es fast nie ans Licht. Hier brach sichs Bahn, durch Mauern und Elend; das Wissen muß uns tätig machen. Nur kein Schweigen! Nur keine Gleichgültigkeit! Herr Justizminister, Sie werden uns nicht abspeisen können mit der kalten Versicherung, es handle sich um einen geisteskranken Querulanten. Der Gefangene ist ohne Macht, ohne Recht; seine Schreie ersticken hinter den Mauern, seine aufs Papier gestammelten Hilferufe an die Außenwelt werden dem Papierkorb überantwortet von denen, gegen deren Niedertracht er um Schutz fleht.

Die Sätze W. Mösers, des Blindgewordenen, **anscheinend** Blindgemachten, beweisen gei-

stige Klarheit; Nervenkrankheit und geistige Klarheit schließen einander nicht aus; Namen sind genannt, Zeugen sind benannt; die Geschichte stinkt sozusagen nach Glaubwürdigkeit. Herr Minister! Sie sind nicht mitschuldig an derlei Vorkommnissen; aber Sie werden es, wenn Sie sie bagatellisieren, wenn Sie untätig bleiben. Herr Minister, hier wird keine Demagogie getrieben, hier wird keine Parteisuppe gekocht; ein empörter Mensch erwartet, daß auch Sie sich empören, weil Sie ein Mensch sind, und daß Sie Ihre Pflicht tun werden.

Kurt Hiller

Noël-Noël

ist kein Pseudonym, obgleich die Tüchtigeren unter den Hugenberg-Redakteuren bald herausbekommen werden, daß dieser pariser Chansonnier eigentlich „Gedalje Weihnacht" heißt — vielleicht ist es doch ein Pseudonym? Dann heißt er Durand oder Dupont, auf deutsch Schulze. Noël-Noël, geb. Schulze, singt.

Es kommt ein leicht femininer Knabe heraus, aber nur ganz leicht, so, als sei an seiner Geburt von ungefähr eine Frau beteiligt gewesen — er ist zart angemalt, ist hübsch und setzt sich ans Klavier. Er begleitet sich selbst. Singt aber ins Publikum und malt mit der rechten Hand an dem Lied herum, was, malt! — er zieht Briefchen aus der Tasche, wirft Teller herunter, kurbelt imaginäre Autos an, zeigt, wie schwer überhaupt das Autofahren ist, und die linke Hand begleitet alles, was er sagt, und kommt nie aus dem Takt. Sein Humor ist der des Unterlegenen ... also echt.

Er stößt bei den Zischlauten ganz leicht mit der Zunge an, wahrscheinlich aus Verlegenheit, er hat so viel Unglück im Leben. Geht etwas schief, daß er zum Beispiel in der Kirche sitzen bleibt, wenn alle aufstehen, und aufsteht, wenn alle schon wieder sitzen, dann furcht sich seine Stirn, dann sieht er sorgenvoll aus wie ein junger Dackel, und seine Augen bleiben starr im Malheur stehen ... Aber es ist etwas von jungenshafter Frechheit dabei ... er hat aber auch so viel Unglück —! Und macht es alles vor.

Er macht den Papa vor, der selber, um den Handwerker zu ersparen, einen Teller dekorativ an die Wand hängen muß: dabei schlägt er sich mit dem Hammer auf die Finger, haut ein Wasserrohr an, kann den Teller nicht an den Haken hängen und holt schließlich aus pädagogischen Gründen sein Kind herbei, auf daß es sehe, wie Vater arbeitet und späterhin im harten Leben ... hier knallt der Teller zu Boden, so daß eine weitere Arbeit entfällt. Kind kann gehen. Noël-Noël singt weiter.

Von zwei Briefen, die zu gleicher Zeit kommen: einer vom Finanzamt, einer von Mignonne. Mignonnens ihrer wird zuerst gelesen, natürlich, was dachten Sie? — obgleich man immerhin einmal sehen könnte, was denn das Finanzamt ... nur einen Blick — Zut! Fünfhundert Francs Zuschlag? Wofür? Wieso? Ist der Mann denn gänzlich . . . wumm! in die Ecke. Und nun zu Mignonne! Mein Zuckerpillchen! Meine Sacharinperle! Ich möchte den Brief küssen (tut es). Und kann sich aber dabei nicht verkneifen, dem Finanz-

amt einen wütenden Blick hinüberzusenden, Mignonne weiterzulesen, dann, der Sicherheit halber, doch noch einmal nachzusehen, ob es auch wirklich 500 und nicht 50 heißt, und erst, als die Geliebte gleichfalls 500 für einen Hut fordert, ist die göttliche Gerechtigkeit wieder einigermaßen hergestellt ...

Hat Pech, der junge Herr. Wundert sich darüber. Macht eine herrliche Begräbnisszene, bei der der ausgehende berliner Börsianer nur so tröffe von Groll, weil seine Angst, zu sterben, größer ist als seine Fähigkeit, sich über sein Schicksal lustig zu machen; er macht vor, wie sie ihn photographieren, und wie er einen Hut gekauft hat, der aber niemandem gefällt ... Das heißt: das hat er früher gesungen. Jedes Mal, wenn er heute abgeht, klatschen die Leute, und der ganze Saal ruft: „Chapeau!" — aber er will nicht, er hat seinen kleinen Stolz. Vielleicht hat er das Requisit verloren — man weiß das nicht so genau.

Ein Windgebäck. Ein Nichts. Gallischer Tand. Aber Charme, aber Esprit, aber Witz, aber Liebenswürdigkeit. Ich hab einmal am Neckarstrand ein Mädelchen geküßt — Verdammter Jude.

Peter Panter

Americana

Merkwürdige Bücher kommen aus Amerika. Was mag dort vorgegangen sein? Die alten Tafeln sind demoliert. Amerika übt sich in allen Literaturstilen der alten Welt, auch in denen, die früher als Monopole des frivolen Gallien betrachtet wurden. Virginia hat auf ihren Namen keinen Anspruch mehr.

Mit Ernest Hemingway ist also Paul Morand über den Ozean gekommen. Sein Roman „Fiesta" (Ernst Rowohlt, Berlin) nimmt eine Bande amerikanischer Journalisten und Literaten vor, die in Paris zwischen Alkohol und Liebe das Puritanertum der Heimat vergißt und zwischendurch einen Ausflug nach Pampelona unternimmt, um eine Fiesta (Stierkampf und Karneval) mitzumachen. Im Mittelpunkt eine englische Dame, eine gutartige Mänade, die keinen zu kurz kommen läßt. Hemingway ist kein richtiger Romancier, aber ein blendender Feuilletonist, ein Sammler von raffiniert aneinandergereihten Bagatellen, und, vor allem, er läßt die Leute in ihrer Alltagssprache reden, in dem Rotwelsch der Redaktionsstuben, der Cafés und Bars.

Amerikaner auf Reisen ist auch das Thema Booth Tarkingtons. „Der Mann mit den Dollars" (E. P. Tal & Co., Wien) ist nicht so provokant wie Hemingways Morandisieren, doch Tarkington ist der bessere Erzähler. Übrigens fließt auch hier genug Gin, um die zu Haus gebliebenen Hüter der Prohibition zu chokieren. Ein junger Dramatiker mit einem schweren Gepäck intellektueller Aufgeblasenheit belastet, kämpft mit einem reichen Industriellen aus der Provinz, einem richtigen Barbaren, um eine bezaubernde Französin. Der Schriftsteller unterliegt nicht nur, weil er der weniger Wohlhabende ist, sondern auch, weil der Wilde der bessere Mensch ist. Der Literat heiratet schließlich die Tochter des Millionärs und verspricht, weiterhin keine moralverletzenden Stücke mehr zu schreiben. Nur ein Intellektueller kann den Bruder im Geist so grausam richten.

Zwei reizvolle Bücher. Aber

Thornton Wilder ist kein Feuilletonist, sondern eine großartige epische Begabung. „Die Brücke von San Luis Rey" (ebenfalls bei E. P. Tal) ist ein Novellenkranz: das Leben von ein paar Menschen, die bei einem Brückeneinsturz umkommen bis zum Augenblick der Katastrophe. Hier ist mehr als Geschicklichkeit, nämlich dichterische Gnade.

Und schließlich ein Buch über Amerika. Hendrik van Loon schildert von „Columbus bis Coolidge" (Rudolf Mosse Verlag) in einer Reihe von kleinen Kapiteln die Geschichte der Staaten von den Anfängen bis heute. Keine dürre Belehrung, sondern fesselnde, nuancenreiche Erzählung, mit bitterm Humor vorgetragen. Van Loon ist gegen das Evangelium des Geldmachens, gegen die kapitalistische Prosperität so skeptisch wie Alfons Goldschmidt. Ein Unikum von einem Historiker: er zeichnet selbst für sein Buch Bildchen von skurriler Primitivität. Hogarth als Geschichtsschreiber.

C. v. O.

Der gefällige Rundfunk

Zum ersten Mal sollten wir im Rundfunk eine Reportage hören, wie sie die viel fortschrittlicheren Sender von Hamburg und Langenberg (Rheinlandsender) schon lange haben. Nicht der schöne Alfred, sondern ein junger Journalist, Helmut Jaro Jaretzki, sollte ein einmaliges Ereignis durchs Mikrophon auch allen denen vorstellen, die keine Gelegenheit haben, sich etwas derartiges anzusehn. Nämlich die große Russenauktion bei Lepke. Unter dem Titel „Weltschätze unter dem Hammer" sollte die Übertragung vor sich gehen. Die anläßlich des Ereignisses in Berlin anwesenden internationalen Kunsthändler sollten persönlich am Mikrophon erscheinen, darunter Paul Graupe, Duveen, der Prinz Louis Napoleon. Deutsche Künstler wie Max Pechstein, bedeutende Sachverständige hatten zugesagt. Übrigens hatten auch die berliner Sowjetbehörden ausdrücklich darum gebeten, jedes politische Moment auszuschalten.

Da wurde plötzlich, zwölf Stunden vor der Auktion, die Veranstaltung ohne Angabe von Gründen untersagt. Die Direktion der Funkstunde erzählte, als man ihr auf den Leib rückte, schließlich, „eine höhere Macht" hindere die Übertragung und bezeichnete dann die höhere Macht als den politischen Überwachungsausschuß. Wer ist der politische Überwachungsausschuß und von wem erhielt er in diesem Fall seine Weisungen? Etwa von den in Berlin lebenden zaristischen Russen? Was hatte diese Veranstaltung überhaupt mit Politik zu tun? Wie ich höre, interessiert sich jetzt der Verband der Funkkritiker für die Affäre.

Johannes Bückler

Liebe Weltbühne

In einer Schülerversammlung sozialistischer Kinder referierte Magnus Hirschfeld über Sexualerziehung. Und da bekam er in der Diskussion von einem Siebzehnjährigen zu hören: „Was der Genosse Hirschfeld uns erzählt hat, war hier leider verschwendet. Wir wissen das ja! — schade, daß er es nicht unsern Eltern mitgeteilt hat!"

Antworten

Dr. Adolf Heilborn. Sie schreiben: „Es gibt Dinge, die ein Schriftsteller sich nicht vorwerfen lassen darf. Zu diesen Dingen gehört vor allen, er sei nicht der Autor eines unter seinem Namen gehenden Werks. Diesen Vorwurf macht mir Hilde Walter in ihrem Feuilleton „Der Lebenslängliche". Da steht nämlich mit dürren Worten, der beklagenswerte Herr Weißkopf habe das ‚Manuskript zur Neuauflage' von Kürschners Universal-Lexikon (1921) ‚hergestellt'. Seit 1909 bin ich Redakteur dieses einbändigen Lexikons, habe auch, wie mir im Vorwort des Verlegers bezeugt wird, die betreffende Neuausgabe besorgt; d. h. viele Gebiete selbst bearbeitet, für andre Gebiete mir nach eignem Ermessen die Mitarbeiter gewählt, auch deren Namen sind in dem Vorwort aufgeführt. Der Name Weißkopf ist nicht darunter. Herr W. hatte gemäß einer allgemeinen, in jeder Ausgabe des Lexikons veröffentlichten Aufforderung des Verlegers eine umfangreiche Liste von Druckfehlern und Irrtümern eingesandt. Der Verleger, der etwas impulsive Herr Hermann Hillger, dessen Einschätzung des W. ich durchaus nicht teilte, hatte mir diese Liste übergeben und daran den Wunsch geknüpft, ich möchte sie durchsehen und ausgiebig verwenden. Diesen Wunsch vermochte ich nicht zu erfüllen. Die Liste enthielt in der Hauptsache Druckfehler, die dem Leipziger Korrektor, den einzelnen Mitarbeitern und schließlich mir selber ohnehin nicht entgangen wären. Da ich diese Liste nur als lästige Behinderung bei meiner Arbeit empfand, habe ich sie nach wenigen Stichproben beiseite gelegt, rund herausgesagt, zerrissen. Solch wohlgemeinten Berichtigungen — manchmal einfache Postkarten — manchmal kleine Faszikel — gingen (eben infolge jener Aufforderung des Verlages) zu Tausenden aus allen deutschsprachigen Gebieten ein. Ich habe sie durchgesehen, verglichen, benutzt oder fortgeworfen. Ob Herr Weißkopf die Korrektur gelesen hat, vermag ich nicht zu sagen; wohl aber kann ich nachweisen, daß jede Seite des Lexikons mein Imprimatur zeigt und, da ich dem Verlag für die Arbeit verantwortlich war, hätte ich nie gestattet, daß sich irgend jemand — selbst der Verleger nicht — diese meine Befugnis und Pflicht angemaßt hätte." Ich erkläre dazu, daß jeder einzelne Satz des Artikels aktenmäßig beweisbar ist. Es könnten noch zahlreiche weitere Zitate aus Herrn Hillgers Briefen zeigen, daß er die Geschäftsverbindung mit dem Gefangenen Weißkopf gesucht und ihn über den grünen Klee gelobt hat. Herrn Heilborns Darstellung besagt nur, daß die Behandlung der vom Publikum erbetenen Zuschriften etwas bündig war und daß zwischen Redaktion und Verlag einige Unstimmigkeiten geherrscht haben. Herr Hillger hat sich nicht gemeldet. Herr Doktor Heilborn tritt in Nibelungentreue vor ihn. Eine Rettungsaktion, die nichts nützt, aber Herrn Doktor Heilborn selbst in dieser Tragödie einen nicht erfreulichen Platz zuweist: den des gebildeten Betrachters, der gar nicht weiß, was los ist. Denn er versteht nicht, warum wir uns für einen Sträfling interessieren. Seine Akademikerkorrektheit steht zwischen ihm und uns wie eine dicke Mauer. Auch er ist lebenslänglich gefangen.

Diesem Hefte liegen Verzeichnisse der Neuerscheinungen der Verlage S. Fischer und Ullstein bei, die wir der Beachtung unserer Leser empfehlen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Fascismus in Oesterreich von Karl Hugo Sclutius

Fascismus in Oesterreich! Was ist damit gemeint? Die fascistische Bewegung? Die Zukunftshoffnung der Heimwehren auf Umsturz, der lächerliche Dr. Steidle in Innsbruck, der nach dem Wort eines geistvollen Literaten, wie der Rüpelkomödiant „einen Löwen spielt"? Nein, das ist nicht gemeint, davon wird nur nebenbei die Rede sein. Oder ist gemeint die Macht, die diese fascistischen Organisationen schon heute, bei aufrechter Verfassung, ausüben, indem sie Streikbrecher liefern und sie schützen, Streiks dadurch niederwerfen, Arbeitslose und Arbeiter zum Eintritt in die gelben Vereine zwingen? Nein, das ist auch nicht gemeint. Gemeint ist, um ein modernes Wort anzuwenden, der potentielle Fascismus, der Fascismus, der als Kraft vorhanden ist, die sich morgen auswirken kann, der Fascismus, der als Staatsgewalt Ereignis sein wird, — wann? In drei Jahren? Nächste Woche? Vielleicht, ehe dieser Artikel erschienen ist?

Es sei daran erinnert, daß Verfassung nicht nur das ist, was auf einem Stück Papier gedruckt steht. Hätten wir es nicht bei Lassalle gelernt, Deutschland wüßte es trotzdem aus der jüngsten Zeit, in der Reichswehr und preußische Polizei sich „wie zwei verschanzte Lager" gegenüberstanden, in der die Republik verloren gewesen wäre, hätten diese beiden Faktoren sich nicht einander aufgehoben und zusammen das Gleichgewicht erhalten, wären nicht als Kompensationen zu den Wehrbünden das Reichsbanner und der Rote Frontkämpferbund entstanden. Unsre Generation braucht Verfassungslehre nicht an der Hand der Geschichte zu studieren.

Die österreichische Sozialdemokratie hat die Republik aufgebaut. Sie verließ, 1921, nach einem Rückschlag bei den Wahlen, leichten Herzens das Gestrüpp der Koalitions- und Konzentrationsregierungen, um sich in der Opposition zu stärken und zu reinigen. Sie hatte die Demokratie gesichert. Nicht nur durch die Verfassung und die Geschäftsordnung des Parlaments, die eine Zwei-Drittel-Mehrheit für Verfassungsänderungen vorschreibt; mehr noch durch die außerparlamentarischen Machtpositionen, die sie sich geschaffen hatte. Die Mitglieder der Wehrmacht, die Julius Deutsch als Wehrminister geschaffen hatte, waren fast ausschließlich in einer sozialdemokratischen Gewerkschaft, dem „Militärverband" organisiert. Dasselbe war, der überwiegenden Mehrheit nach, in der Gendarmerie und in der Polizei der Fall. Zu schweigen also von dem Verfassungsgerichtshof, einem zuverlässigen Instrument der Demokratie und von dem nicht unbeträchtlichen Einfluß, den die Sozialdemokratie, nach drei Jahren zielbewußter Politik, in der Verwaltung besaß, — gab es in Oesterreich nicht ein Gewehr, das gegen Verteidiger der Republik losgegangen wäre. Nicht nur, daß von monarchistischer Restauration in Oesterreich nur Spaßvögel reden konnten, — nein, auch die parlamentarische Demokratie war so geschützt und gestützt,

daß die Möglichkeit ihrer Erschütterung für ewige Zeiten ausgeschlossen schien.

Wie ein Triumphator konnte der Führer Otto Bauer die sozialdemokratische Partei, die im Wahlkampf geschlagen war, in die Opposition führen, in die Niemand sie drängte. Die einzige Aufgabe, die ihr noch oblag, war, durch Agitation die Reste der Arbeitnehmerschaft aufzusaugen und das Häuslertum zu erobern. Einmal parlamentarische Mehrheit geworden, konnte sie mit Bedacht daran gehen, das sehr gemäßigte Sozialisierungsprogramm, das fertig vorlag, auszuführen. Es schien wie übertriebene Vorsicht, daß trotzdem Julius Deutsch, schon einmal bewährt, auch noch den Republikanischen Schutzbund aufstellte. Wozu noch mehr waffenfähige Republikschützer? Offenbar nur, weil den nervösen Otto Bauer der Wahn plagte, die kapitalistische Klasse werde dem Versuch, gesetzlich zu sozialisieren, mit ungesetzlichen Mitteln begegnen, und man müsse dann der bourgeoisen Diktatur — zum Schutz der Verfassung — die proletarische Diktatur entgegensetzen. Hirngespinste, wie alle guten Demokraten riefen, gefährliche Hirngespinste, weil das Wort Diktatur in- und ausländischen Kapitalisten unnötige Furcht einjagt.

Wir wissen heute, was es mit den „Hirngespinsten" auf sich hat; wir haben mit Staunen, nicht ohne Bewunderung erlebt, was Zähigkeit mit den Machtmitteln der Regierung erreichen kann. Offizierkorps und Beamtenschaft wurden durch Auslese, mehr noch mit den Lockungen der Beförderung, den Schrecknissen des Abbaus gewonnen. Schwieriger war der Kampf um die Militärmannschaft. Gründung einer christlichsozialen Gewerkschaft, des „Wehrbundes", Belohnungen für die Renegaten, Schikanen für die Widerstrebenden waren das verhältnismäßig unwirksame Instrument, das wirksamere die nach dem Wehrgesetz in regelmäßigem Turnus vorgenommene Werbung. Hier versagte der Einfluß der Minderheit, die Arbeitersöhne wurden zurückgewiesen, Bauernburschen, die von den Pfarrern ausgewählt waren, eingestellt. Die Umwandlung ging langsam aber stetig vor sich, ist noch nicht vollendet. Immerhin ist aus den letzten Vertrauensmännerwahlen, bei einer Minderheit der christlichsozialen Stimmen, eine starke Mehrheit von Wehrbundsoldatenräten hervorgegangen. Das bedeutet, daß heute schon der Wehrminister Vaugoin und die Generale im Bürgerkrieg über die Mehrzahl der Formationen verfügen können. Nur der weitaus kleinere Teil der Arbeit bleibt zu tun. Im Frühjahr 1927 konnte Vaugoin mit einer Truppenabteilung im Arsenal einbrechen und ein Waffendepot des Schutzbundes beschlagnahmen. Erstes Vorzeichen kommender Ereignisse.

Die Gendarmerie zu gewinnen war leichter, sie war nie so zuverlässig festgelegt gewesen, dieselben Mittel wie bei der Beamtenschaft verfingen auch bei ihr. Schwerer war die wiener Polizei zu erobern. Sie beherrschte „als Vertrauensmann beider Parteien" der Polizeipräsident Johann Schober, dem die Opposition, um ihn nicht zu verlieren, Jahre lang viel durch die Finger sah. Er blieb, auch wenn in seinem Ressort

absonderliche Stückchen gespielt wurden, für die sonst zu scharfer Kritik geneigte ‚Arbeiterzeitung' tabu. So konnte er seine Truppe gemächlich vorbereiten, bis ein Ereignis ihn zum Losschlagen brachte. Am 15. Juli 1927 erschossen wildgewordene Polizisten sechsundachtzig Arbeiter in den Straßen Wiens. Am andern Tag glaubten die Sozialdemokraten ein Direktorium (ohne Seipel) einsetzen zu können, am übernächsten bewaffneten sie zweitausend Mann „Gemeindewache", am dritten dachten sie noch, mindestens Schober müsse fallen, am vierten war nach dem Generalstreik auch der Verkehrsstreik erfolglos abgebrochen, — in den Ländern waren die bisher unbeachteten Heimwehren gegen die Eisenbahner aufgestanden. Dann schlug Präsident Schober zurück, löste die Personalvertretung der Polizei auf und erzielte christlichsoziale Wahlen. Die Pressekampagne gegen Schober verlief ohne Resultat, die Gemeindewache mußte bald darauf entlassen werden.

Seitdem war es klar, daß nicht nur das Übergewicht der Opposition gebrochen, nein auch das demokratische Gleichgewicht der Kräfte zerstört war. Auf dem nächsten Parteitag bot die sozialdemokratische Minderheit, die in den Jahren der Karenz von 39 auf 44 Prozent der Stimmen gewachsen war, — Karl Renner, der Jahre lang im Schatten stand, war jetzt der Führer — die Koalition an. Seipel wies das Bündnis zurück, die Reaktion begann den Vormarsch.

Der Vormarsch der Konterrevolution begann mit der nicht aufhörenden Kapuzinerpredigt in den reaktionären Zeitungen: das Parlament leiste, vor allem weil die Aufhebung des Mieterschutzes gegen die Obstruktion der Sozialdemokraten nicht durchzusetzen ist, keine fruchtbare Arbeit. Sonst ist es die Opposition, die das behauptet; hier die Regierungsmehrheit, — bedrohliches Zeichen. Gleich nach dem 15. Juli, der in einen bewaffneten Aufstand der Sozialdemokraten umgelogen wurde, begann überall die Neuorganisation und Bewaffnung der Heimwehren; auch von Mussolini bezieht man Gewehre und Maschinengewehre. Der lange verlachte Steidle, der sonst nicht die Nase über Tirol hinausstecken durfte, konnte Zehntausende versammeln: erst in dem ländlichen Amstetten (zwei Stunden westlich von Wien), dann mitten im Industriebecken, in Wiener-Neustadt. Der Republikanische Schutzbund, dem jetzt der Gegner das Gesetz des Handelns vorschrieb, lief ihm dorthin nach. Aber wie sehr die Berichterstatter, die in Wiener-Neustadt einen republikanischen Sieg sehen wollten, im Dunkel tappten, beweist das unmittelbar folgende Angebot der Sozialdemokraten: Heimwehren und Schutzbund sollten zugleich aufgelöst werden. Sie wollen ihr letztes Bollwerk abbauen, ihre gesamte Machtpolitik verleugnen, werden aber höhnisch zurückgewiesen: erst der Schutzbund, dann wäre über die Heimwehr zu reden. Eine paritätische Friedenskommission wird eingesetzt, von den letzten zwischenparteilichen Demokraten stürmisch begrüßt. Seipel sabotiert sie offen, indem er unerfüllbare Forderungen stellt.

Seitdem sind nur kleinere Etappen auf einem Weg zu vermerken, der jetzt schon klar zu sehen ist. Nach einer

Demonstration in Innsbruck maßt sich die Heimwehr polizeiliche Funktionen an; ein Polizeibeamter, der sich öffentlich beschwert, wird gemaßregelt. Die christlichsoziale „Reichspost" beginnt einen Drohungsfeldzug gegen den noch immer zuverlässigen Verfassungsgerichtshof; ein Protest des Gerichtspräsidenten Vittorelli beim Bundeskanzler wird von diesem verächtlich beiseite geschoben. Die „Großdeutschen", Seipels deutschnationale Gefolgsleute, kündigen die Notwendigkeit eines neuen Wahlrechts an; Bildung und Besitz müßten stärker berücksichtigt werden. Seipel verlangt, daß das nächste Mal — in kürzester Zeit — der Bundespräsident vom Volk, statt vom Parlament zu wählen sei und mit größerer Macht auszustatten sei. (Man kennt in Deutschland die Melodie!) Die Sozialdemokraten sagen nein. Und weil eine Verfassungsänderung im Parlament nur mit Zweidrittelmehrheit, also nicht gegen die Stimmen der Minderheit beschlossen werden kann, obwohl auch eine Volksabstimmung über Verfassungsänderung nur nach einem Parlamentsbeschluß (mit Zweidrittelmehrheit) herbeigeführt werden kann, prophezeit Seipel:

„Die erste Frage, über die das Volk in seiner Abstimmung entscheiden wird, das sage ich heute schon, wird die Frage des Ausbaus der Demokratie durch die Einführung der Volkswahl bei der Bestellung des Staatsoberhaupts und die Frage der Erweiterung seiner Befugnisse sein. Eine solche Volksentscheidung wird keine noch so starke Minderheit verhindern können."

Das ist vor Miklas' Wahl zum Bundespräsidenten gesagt worden; ist aber gemeint für die Zeit nachher. Miklas, gefügiges Werkzeug des Prälaten, stets zum Rücktritt bereit, soll nur eine Zwischenperiode füllen.

„... wird keine noch so starke Minderheit verhindern können" ... der Bundeskanzler hat den Verfassungsbruch offiziell angekündigt.

Als kürzlich ein Arbeitsloser Steine in die Fenster von Seipels Salon im Parlament warf, mußte jeder Kundige zittern: ist es heute? Es kann auch morgen sein, auch in drei Jahren, wenn die Wehrmacht schon einheitlich christlichsozial ist. Jedenfalls, wann Seipel will; die Sozialdemokratie hat nicht mitzureden.

Millionen brüllen ungehört von Alfons Goldschmidt

Millionen brüllen laut und stumm jeden Tag, jede Stunde gegen Mauern, in Käfigen, in Fallen, ungehört brüllen sie aus ihrer Todesangst, gequält von Menschen, die, selbst gefangen, mit engen Hirnen, zur kalten Züchtigungspraxis erzogen oder gezwungen, nichts verstehen von den Herzen andrer, von ihren Verbundenheiten mit dem Leben, ihren Freiheitsnotwendigkeiten, nichts wissen oder nichts wissen wollen von der Schuldlosigkeit der Schuldigen, der Bestialität dieser Gesellschaft, dem grauenhaften Sadismus des Paragraphen und seiner Diener. Kaum tragbar sind dem Sehenden die Entsetzlichkeiten, die er aus tausend Berichten und Bildern ächzen

hört, aus der Statistik der Käfigschmerzen, den schnellen und langsamen Hinrichtungen, aus Briefen der Brüllenden, aus den Rufen liebender und zorniger Helfer.

Noch im Jahre 1926 wurden in Deutschland 89 Menschen zum Tode verurteilt. Von 1913 bis 1924 wurden in England 148 Männer gehängt. In Britisch-Indien hieben in demselben Jahr 692 Todesurteile auf Menschen nieder. In der ganzen Welt wird erschossen, geköpft, gehängt, mit Elektrizität gekocht, zu Tode gepeitscht. Viele, viele tausend Menschen wie wir, mit Lebensdrang, hundertmal verstärkt in der Todesnot, werden vernichtet von andern Menschen; jeden Tag spritzt, siedet und erstarrt Blut der Sterbenden, die wir ja alle zweimal töten, indem wir sie schuldig machen durch uns und sie dann für diese Schuld erschlagen.

Im Jahre 1923 wurden 955 000 Menschen in Deutschland wegen „Verbrechen" und „Vergehen" verurteilt, viele davon „schuldig". Dieses verworrene Jahr mußte sie aus den Fugen bringen. Die Nerven überheizt, die Körper erschüttert, das Denken im Magen, für die nächste Stunde der Diebstahl und der Raub, weil schon die nächste Stunde mit dem Hunger drohte. 1200, 1500, 2000, 5000 auf 100 000 Bewohner jährlich in Deutschland, in Frankreich, Italien, in England, Europa, in allen Ländern und Erdteilen. Nur wenn Ihr Kraft habt, das Euch darzustellen, wißt Ihr, was das heißt: Millionen Menschen gestern und jetzt, morgen und noch lange hin in Käfigen aus Holz, Draht, kaltem Stein, heißem Stein, Eisen, auf Latten, in Kloaken, in der Pest, zitternd vor dem Kommando der Wächter, Menschenställe, hunderttausend in der Welt. In den Todeszellen wimmernd um den Atem, ein langes Leben vor sich ohne Hoffnung auf Sonne, gepeinigt oder mit schäbigen Mittelchen der Humanitären begnädigt, ohne Liebe seitens derer, die eine grausam schweigende Gesellschaft zu Hütern ihrer Opfer macht.

Und nicht genug mit den Kerkern, den Käfigen und Fallen, nicht genug mit der Ummauerung, der Wegnahme des Höchsten, was der Mensch besitzt, der Freiheit, sich nach dem Geist zu bewegen — auch in diesen Käfigen und Ställen gibt es noch „Ordnungen", Verschärfungen, Quälgrade. Ich weiß Kerker, in denen Menschen sitzen, die Hoden aufgebunden, in denen Menschen noch immer unter „Leibesstrafen" stöhnen, wo noch immer Rücken zerfetzt werden von Knuten, Menschen wie Vieh zur Zwangsarbeit getrieben werden von Verbrechern, die man zu ihren Inspektoren gemacht hat, Menschen, die nur etwas gesagt haben, was den kalt Keifenden oben nicht paßte, die geschrieben und gekämpft haben für ein besseres Ziel als diese Gesellschaft, die ja selbst im Kerker lebt. Man nimmt den Armen das Primitivste, die Grundlage ihres jämmerlichen Lebens, die Speise, das Licht, die Wärme, das Buch, die Sauberkeit, man verstopft ihnen die Triebventile, man reißt an den Herzensfäden, die nach draußen zur Familie gehen. Man macht sie „rückfällig", weil man sie für immer von den andern wegreißt. Wie glücklich war ich, als ich vor einem Jahr in

einem moskauer Gefängnis das Drängen der Menschen außen nach den Brüdern drinnen verspürte, die Existenz der Verbundenheit, nicht die Ausschaltung, sondern das wirkliche Eingeschaltetbleiben. Nicht mal Wiedereinschalten, Wiedergewinnen, sondern die Hand von draußen nach drinnen und den großen Blick in die wahre Schuld. So ohne Mitleid ist noch die Barbarei, daß ein zum Tode Verurteilter aus dem Kerker in Lipotvar, dem größten Zuchthaus der Slowakei, den Verteidiger um baldige Hinrichtung bittet, weil er die schweren Ketten nicht mehr tragen kann.

Erschütternd wie diese Bitte um den Tod waren die Schreie der Menschen, die am 4. Dezember in einer berliner Kundgebung der Deutschen Liga für Menschenrechte die Qual der Millionen in einen überfüllten Saal brüllten. Gefangene, gestern und heute freigelassen, noch durchwühlt, gepeitscht von dem Erlebten und deshalb voller Wut und Mitleiden. Ernst Toller, der prachtvolle Gestalter unsres Jammers, Felix Fechenbach, der von nationalistischer Psychopathie Verfolgte und Gefesselte, Erich Zeigner, von Kleinlichkeit und Angst, von schlimmer Vernichtungswut gekerkert, Erich Mühsam, den man fast schon zerbrach, weil er gegen Dumpfheit focht, Karl Plättner, der gestern erst aus schwerster Mauernot entlassen wurde. Und vor mir, den Kopf von bitteren Erinnerungen schwer, Max Hoelz, aus dem für uns alle sich die Kreatur aufgebäumt hat. Selten habe ich eine Versammlung erlebt von solcher Wucht der Anklage, Menschen mit solch entsetzten Augen. Ja, das war eine Sensation, denn die Sinne wurden gejagt in die Kerker, und wir wußten nun, was das bedeutet: Gefängnis. Wir wußten nun, daß auch das Mitleid gestraft wird in dieser Welt, wenn der Kerkerkamerad dem Hungernden einen Happen Speise gibt. Wir wußten nun, als Karl Plättner von seinem eignen Sexualleid sprach und von der furchtbaren Geschlechtsnot der Gefesselten, von den Verdrehungen und Verrenkungen ihrer Nerven, den Verschmutzungen ihrer Phantasie, in diesem Augenblick wußten wir, was das bedeutet. Als Toller aus seinem Zuchthausbuch von Todesquälerei und all den Schäbigkeiten der Subalternen las, Zeigner den Widersinn von Freiheitsraub und „Erziehung" zeigte, Mühsam mit wilden Worten die Schrecken des Zuchthauses Luckau malte, da saßen die Menschen unter Blei. Wutvoll, ohnmächtig und heischend saßen sie da, weil sie leidend wußten, daß diese Entsetzlichkeiten heute und auch morgen noch dauern werden. Noch muß täglich die Rote Hilfe gegen das Leid der Millionen kämpfen, noch gibt es die Liga für Menschenrechte, weil es zwar Menschenrechte gibt, aber kein Recht auf diese Rechte. Noch gibt es Dulder und Streiter für diese Rechte. Aber etwas heller wird es schon, so dunkel auch die Welt noch ist. Schon gibt es mehr als einen Zola, schon hörte ich auch auf andern Kontinenten Hunderttausende für die Freiheit ihrer Brüder rufen, schon beginnen die Verbundenheiten, und es wird nicht mehr lange dauern, bis das Brüllen der Millionen weiter geleitet wird über die ganze Erde.

Die Historiker sind ernstlich böse

von Carl v. Ossietzky

Vor mir liegen ein paar Bücher, die demnächst gewürdigt sein wollen. Biographien bedeutender oder wenigstens schicksalsvoller Menschen. Die Verfasser sind Journalisten, Politiker, freie Literaten. Kein Mann vom historischen Fach ist dabei. Das nötigt zu einigen Bemerkungen.

Die „Historische Zeitschrift", das Verbandsorgan der Geschichtsforscher, hat nämlich unter dem Titel „Historische Belletristik" eine Sammlung von Rezensionen herausgegeben, die bei ihr über die bekannten Bücher von Ludwig, Hegemann, Eulenberg und Wiegler erschienen sind. Die Kritiker gehören verschiedenen Schulen und Lebensaltern an, aber sie sind sich einig in einem unbedingten Anathema. Sie legen sich darauf, Irrtümer nachzuweisen und die Autoren als Seichtbolde zu verdammen, aber es gelingt ihnen nur zu überzeugen, daß sie ein Datum oder Faktum besser wissen. Sie verekeln uns weder die Autoren noch ihre Bücher. Und sie beweisen vor allem nicht, daß Einer ihrer Gilde befähigter zu der Aufgabe ist als die von ihnen Abgekanzelten. Sie zeigen nur auf, daß es mit der Historik zurzeit nicht gut steht.

Der Herausgeber, Herr Schüßler, spricht den großen Bannfluch gegen „die neueste Literatur im Stile Hegemanns, Ludwigs, Eulenbergs u. a." Er verkündet: „Mag deren Darstellung noch so feuilletonistisch gehalten sein; das ist in diesem Fall unwichtig; die Behauptung dieser Literaten jedoch, daß ihre Machwerke Wissenschaft seien oder sie ersetzen könnten, ist zurückzuweisen ... keiner weiß, was historische Anschauung und Wertung ist; kurz unsre Wissenschaft erlebt es, daß Barbaren einbrechen ... Das allgemeine Kulturniveau ist so gesunken, daß die vorliegende ‚historische Belletristik' — ein buntes Gemisch von plumpster politischer Tendenzmacherei, Feuilletonismus und bodenlosester Kritiklosigkeit — die geistige Nahrung ungezählter gläubiger Leser sind."

Das ist die eherne Stimme der Wissenschaft, die jeden hinausweist, der tänzelnd in den Vorhof kommt. Das ist die voraussetzungslose Wissenschaft; ihre Wage funktioniert unerbittlich gerecht. Doch Herr Schüßler fährt fort: „Das ist aber auch deshalb nicht gleichgültig, weil, wie gesagt, die politische Tendenz aller dieser Werke völlig eindeutig ist. Ihre Verfasser, soweit sie sich mit deutscher Geschichte befassen, sind höhnende, ungerechte, deshalb verständnislose und jetzt noch haßerfüllte Gegner des alten Kaiserreiches, das Bismarck errichtet hat."

Daher der Tränenerguß. Damit wäre also die voraussetzungslose Dame schon von ihrem erhabenen Sitz gerutscht und paddelt munter in dem Pfuhl, wo Parteileidenschaften brodeln. Mit dieser Feststellung könnte diese Betrachtung eigentlich zu Ende sein, denn Herr Schüßler scheint Objektivität nur dort zu finden, wo die Kaiserei verhimmelt wird.

Aber ich möchte den Herren doch den Gefallen tun und ihnen in das Röhricht ihrer Argumentation folgen. Ich möchte

sie so behandeln, als ob sie wirklich voraussetzungslose Diener ihrer Wissenschaft wären und nicht erboste deutschnationale Parteisekretäre. Sie toben darüber, daß sich Dilettanten in ihre geheiligten Bezirke drängen, aber sie bemerken nicht, daß sie selbst uns jene Leistungen schuldig geblieben sind, die stärker als ein entrüstetes Odi profanum Unwürdige abschrecken. Die Freude an der Geschichte, an bedeutenden Ereignissen und Schicksalen ist wieder da, aber die Männer vom Fach bemerken das nicht. Daß sich das allgemeine Interesse gerade der Zeit von 1850 bis 1914 zuwendet, ist ein überdeutliches Zeichen, daß diese Zeit höchst gründlich abgelaufen ist, daß Inventur gemacht wird. Dem Bedürfnis nach Bestandsaufnahme dienen die verketzerten Bücher. Sie mögen ungleichmäßig sein — sie haben den Vorzug, daß sie vorhanden sind. Die Fachwissenschaft glänzt durch Fehlanzeige.

Wo sie sich tummelt, ergibt ein Verzeichnis von Beiträgen, die in den letzten Jahren im Historikerblatt erschienen sind. Nur ein paar Beispiele: Das Erzstift Magdeburg und der Osten — Calvins Staatsanschauung — Zur Geschichte der Flibustier — Die Diplomatie um 1500 — Mittelalter und Küchenlatein — Das Problem der Renaissance in Byzanz — Der tierische Magnetismus in Preußen vor und nach den Freiheitskriegen. (Wieso? Ruhte der tierische Magnetismus während der Freiheitskriege? Wollte er nach dem Tilsiter Frieden nicht mehr recht klappen, wuchs er nachher ins Ungemessene, weil Preußen Magdeburg und Rheinland geschluckt hatte? Und warum nicht: Die innere Medizin vor und nach dem Kapp-Putsch? Rätsel über Rätsel.) Ein einzelner Temperamentvoller wagt sich an eine Studie über Benedict Waldeck. Ein jugendlicher Wagehals vollends getraut sich bis an den Bericht des Professors Bredt, also nahe an die randalierendste Aktualität, und wird sich wahrscheinlich nachher wie der Reiter übern Bodensee vorkommen und für den Rest seiner Tage reuig in der Spätantike versinken. Die gelehrten Herren sind noch nicht bei der Gegenwart angelangt. Wenn sie endlich bei der deutschen Republik halten, dann werden sich die leichtfertigen Belletristen ganz gewiß schon mit Wilhelm dem Elften beschäftigen. Die Herren sind Spezialisten geworden, die am liebsten unter Efeuhügeln stöbern. Die Eule der Athene hat das Fliegen verlernt, und eine flotte Fußgängerin ist sie nie gewesen.

Jede Wissenschaft, die nicht mehr ganz frisch ist, hüllt sich gern in einen geheimnisvollen Dunst. Sie schafft immer eine Region um sich, nur dem Eingeweihten zugänglich, die sich nicht dem hellen, forschenden Geist, sondern nur dem geduldigen Sitzleder erschließt. Bei der Historik heißt das Geheimnis: Quellenkunde! Was ist daran so geheimnisvoll? Ist ein an andern Aufgaben für die Erkennung des Wichtigen geschulter, sprachkundiger Schriftsteller für die Auffindung und Prüfung von Quellen etwa so ungeeignet wie ein Dachdecker für chemische Analysen? Die Quellenkunde ist Handwerk und deshalb für den Intelligenten erlernbar. Ein Mann wie Wiegler, um nur ein Beispiel zu nehmen, hat für

seine Literaturgeschichte mehr zusammengelesen als eine ganze Bieruniversität, die Pedellen inbegriffen. Hegemann kommt von der Bauwissenschaft und ist der geschätzte Herausgeber wichtiger Schriften und Bilderwerke. Ist diesen Schriftstellern die Quellenkunde wirklich ein Schloß im Mond? Der ehrwürdige Delbrück allerdings schreibt mit höchster Akribie: Emil Ludwig (Cohn). „Wie schlecht steht Possenreißern weißes Haar!" (William Shakespeare: Heinrich der Vierte, Zweiter Teil, fünfter Akt, fünfte Szene.) Außenseiter wie Carlyle oder Krapotkin haben mit minutiösester Genauigkeit gearbeitet, und der große Anatole France hat sich in seiner „Jeanne d'Arc" so weit in fachliche Gewissenhaftigkeit versponnen, daß große Strecken des Werkes so langweilig sind wie von einem richtigen Herrn von der Sorbonne abgefaßt.

Die Zunft sieht Niedergang, Verfall, Entweihung — den Einbruch der Barbaren. Die Barbaren haben niemals nur zerstört, sondern oft eine neue große Epoche angekündigt. Die politisch-historische Literatur ist wiedererstanden, und wird, vor allem, wirklich gelesen. Es ist die eigne Schuld der Schulhistorik, daß sie daran nicht teil hat.

Warum nicht die Colette -? von Ingeborg Seidler

Glück kommt, wie sein teuflischer Widerpart, niemals allein. So wird der Dichterin Sigrid Undset als Draufgabe zu ihrem liebewarmen, ungehemmt schöpferischen, durch und durch erfüllten Leben am 10. Dezember der diesjährige Nobelpreis in Höhe von zweimalhunderttausend Mark ausgezahlt. Frau Sigrid Undset ist eine große Dichterin; sie hat Unzähligen gute, vielleicht glückliche Stunden bereitet.

Aber: Alfred Nobel, der Erfinder des furchtbarsten Mordmittels aller Zeiten und Stifter des Nobelpreises hat nicht gewollt, daß satte, von den Früchten des Lebens überschüttete, am Gipfel des Erreichbaren Angelangte mit seinem Geld noch bereichert werden. Der Mann, der durch seine geniale Erfindung die größte Sünde an der Menschheit beging, der darunter litt und seine Sippe enterbte, damit sie nicht in den Reichtümern schwelge, die ihm die Welt, dankbar für das Dynamit, zuschanzte — dieser Mann also, der unglücklich und einsam starb, wollte nicht ehren; er wollte niemanden beschenken, und vor allem wollte er nicht Berühmtheiten im biblischen Alter noch schnell einen Haufen Gold geben, damit es die Erben bekämen.

Alfred Nobel wollte Größeres und Bescheideneres: er wollte talentierten Menschen helfen, sein Geld sollte sie in die Lage versetzen, Taten zu vollbringen, die die Menschheit beglücken und erhöhen. Er selbst hat zum Beispiel zu seinen Lebzeiten dem jungen Schweden Andrée das Geld dazu gegeben, daß er seinen Plan, im unlenkbaren Luftballon zum Nordpol zu fliegen, verwirkliche. Andrée stürzte ab. Aber wenn es geglückt wäre? Dieses Beispiel charakterisiert am besten, was Alfred Nobel wollte.

Gewiß, es ist sehr schwer, die Exemplare der menschlichen

Gesellschaft aus dem Schmutz der Welt herauszufinden, die irgendwo hungern oder in Gefängnissen verkommen und dennoch eine göttliche Mission in sich tragen. Die Aufgabe ist so schwer, daß prophezeit werden kann, sie werde niemals ganz gelöst werden. Es kann aber auch prophezeit werden, daß dieser bureaukratische Betrieb der Nobel-Stiftung, der sich in Stockholm breitgemacht hat, sie niemals auch nur zu fünf Prozent lösen wird.

Mit unübertreffbarer Phantasielosigkeit wird Jahr für Jahr grade der Literaturpreis an Kandidaten verteilt, die in Nobels Sinne überhaupt nicht in Betracht kommen. Es ist bezeichnend, daß die Preisverteilung just auf dem Gebiet, das die sicherste Urteilskraft, das tiefste Einfühlungsvermögen und das größte Verständnis für Entwicklung und Fortschritt erfordert, vollkommen versagt. Das ist der Grund, weshalb die Nobel-Stiftung, die größte Stiftung Europas, seit ihrem annähernd dreißigjährigen Bestehen noch auf keinen Schriftsteller befruchtend gewirkt hat. Die Tätigkeit des Preisrichterkollegiums beschränkt sich darauf, jedes Jahr die ältesten und anerkanntesten und deshalb bestbezahlten und tantiemenschwersten Dichter und Dichterinnen herauszusuchen — wozu eine riesengroße Bibliothek erhalten und ergänzt wird —, um sie zu allen öffentlichen Ehren und zu allem bürgerlichen Wohlstand noch mit einem Haufen Geld zu beschenken.

„Ich will mein Vermögen zum Wohle der Menschheit verwenden", sagte unzählige Male Alfred Nobel. Da es wie eine billige Phrase klingt, obwohl sie ausnahmsweise keine war, hat sie dennoch ihr Schicksal erreicht. Der reiche Pole Sienkiewicz, der auf seinen feudalen Gütern das Leben seines Petronius lebte, erhielt einen Nobelpreis. Der reiche Inder Rabindranath Tagore erhielt zu seinen Villen und paradiesischen Gärten den Nobelpreis. Der alte Anatole France, der des Lebens letzte Weisheit längst lächelnd in der Tasche trug, erhielt einen Nobelpreis. Er kaufte sich dafür antike Gobelins, die, zum Wohle der Menschheit seis gesagt, seine Köchin-Frau und ihr jetziger Diener-Mann heute noch besitzen. Grazia Deledda, die Dichterin Sardiniens, erhielt den Nobelpreis. In Presseinterviews erklärte sie, daß sie „im Leben eigentlich bereits alles gehabt" hat. Na also.

Dieses Jahr hat die Dichterin Sigrid Undset den Preis erhalten. Die meistgelesene Autorin der Gegenwart ist nicht arm. Deshalb hat sie sich in edler Regung entschlossen, das Geld nicht auf die Bank zu legen, sondern für wohltätige Zwecke zu verwenden, und zwar wird sie es zugunsten — verkrüppelter Kinder anlegen. Fürwahr, eine traurige Verkehrung einer idealen Idee!

Und nun noch eins: um den Preisrichtern in Stockholm die Mühe zu ersparen, möchte ich schon jetzt für die nächste Nobelbescherung die Colette vorschlagen. Sie hat auch ein gutes Herz und nur zwei Landhäuser. Die Ärmste hat sieben Katzen und vier fleischfressende Pflanzen zu unterhalten und schenkt uns dennoch jedes Jahr drei Bücher der Liebe!

Zum Wohle der Menschheit!

Sprechstunde am Kreuz von Ignaz Wrobel

Unter den vielen Biographien, die zur Zeit auf uns herunterprasseln, scheint es mir eine zu geben, die nicht zu schreiben ist: das Leben Jesu. Der Mann ist nicht interessant gewesen, und es ist sehr bezeichnend, daß die guten Bücher, die über ihn handeln, ganz etwas andres zum Thema haben als den Menschen und seine höchst verschwommen überlieferte Geschichte — sie befassen sich nämlich alle mit dem, was aus seiner Lehre geworden ist, nicht nur mit dem, der sie in die Welt gesetzt hat.

Eine Zeitlang fielen die Oberlehrer über die Geschichte her, vorher waren es die Priester gewesen, die einen und andern examinierten die armen Helden ja nicht schlecht: wie hältst dus mit der Religion? und es gibt ganze Gebiete, wie zum Beispiel die deutsche Literatur, die nur von den transpirationsduftenden Lehrern mit den erhobnen Zeigefingern überliefert wird, soweit ein großes Publikum in Frage kommt; daß Hölderlin oder Goethe den Deutschen durch Herrn Eduard Engel „vermittelt" wird, ist bitter... Goethe hat es allerdings vorausgewußt.

Nach den Paukern kamen die Ärzte, und im Nu verwandelte sich der Olymp in eine kassenärztliche Sprechstunde. Mohammed: ein Epileptiker; Buddha: ein schizophrener Irrer, kaltes Sitzbad, raus; Napoleon: ein wildgewordener Psychopath, d. u. — und so fort und so fort. Nach den Ärzten kamen die Soziologen, die das Einkommen Robespierres prüfen, und da halten wir heute noch. So schafft sich jede Zeit die alten Helden zu neuen Männern — nach Maß, wie sie sie grade braucht.

Unter den ärztlichen Geschichtsdeutern, deren darwinistischer Größenwahn ebenso unerträglich ist wie ihre spießige Kleinheit, die da glaubt, mit einem Fachausdruck ein Leben zu erklären, hebt sich ein seltsamer, heute fast vergessener und bewußt in der Vergessenheit gehaltener Fall hervor. Das ist Oskar Panizza.

Vor mir liegt die Nummer 5 der ‚Zürcher Diskussion':

„Christus in psicho-patologischer Beleuchtung" — der Doktor Panizza, der an einer Paranoia zugrunde gegangen ist, liebte eine private Rechtschreibung, die im folgenden ausgemerzt sein soll. Die kleine Schrift ist ein Unikum, und weil ihr vollendeter Unglaube, hinter dem fast unhörbar ein böses Gewissen klopft, nicht alltäglich ist, scheint sie mir ein gutes Beispiel für Geschichtsbetrachtungen durch einen Spezialisten — „Was", hat einer der Beteiligten gesagt, „was ist Wahrheit!"

> Welcher Leute Kind er gewesen, scheint schwer zu ermitteln. Die Mutter war jedenfalls eine ganz einfache Frau, der das exaltierte Wesen ihres Sohnes, wie das sich gemeiniglich findet, höchst zuwider war, und die Alles tat, ihn einem sogenannten bürgerlichen Lebensberuf zuzuweisen.

„Ich bin in der Schule gelernt worn..." sagt Datterich, und was bei solchen Sätzen zusammenzuckt, ist das Schulkind, dem sie das Gehirn massiert haben. Es gibt ein Sakri-

leg auf der Welt: es besteht darin, den Helden einer Kategorie mit den Maßstäben einer andern zu messen, was meistens zu Lächerlichkeiten, Karikaturen, Bosheiten, führt. Manchmal zur Wahrheit.

Panizza ordnet die Figur Jesu medizinisch ein; er kommt dabei zu bösen Resultaten, wenn man in Rom anfragte, zu guten, wenn man kühl genug ist, in scharfer Beobachtungsgabe noch keinen Mangel an verecundia zu sehen. Es ist nur ein ärztliches Gutachten — nur: denn das, was aus dieser Figur geworden ist, läßt sich auf diese Weise nicht einfangen. Aber es ist wenigstens ein wertvolles Gutachten, mindestens so visionär wie das Objekt des Referats, und da Panizza kein Gerichtsarzt, sondern ein Kenner gewesen ist, so läßt es sich hören.

Die Legende der Zeugung wird „obszön" genannt — aber der Verfasser ist nicht gegen seinen Patienten eingenommen — er liebt ihn, auf seine Weise; es ist da etwas, was er nicht mit seinem Latein auflösen kann, er will es auch gar nicht, und diesen Rest liebt er.

Zunächst der Arzt:

> Wir haben hier eines jener psychischen Ur-Phänomene vor uns, wie sie zwar nicht selten sind, aber doch selten in so befruchtender Weise in die Geistesgeschichte von Völkern eingreifen und deren Gemütslage bestimmen. Dieses Identifizieren der eigenen, heftigen und nicht zu bewältigenden Gefühle mit „Gott", oder irgend einem hochklingenden Symbol — hier, wenn den Evangelien zu glauben „der liebe Vater im Himmel" — ist das Urbild eines geistigen Prozesses, die psychische Zwangslage eines nach Gründen suchenden, innerlich heftig bewegten Menschen, der Satz des zureichenden Grundes nach innen gekehrt und anthropomorphisiert, wie wir ihn heute mit fast experimenteller Sicherheit erweisen können.

Der Visionär:

> Wie er aber dann das Resultat seines jünglinghaften Empfindens und Denkens, die Frucht jahrelanger Isoliertheit und melancholischer Anwandlungen, die Stimmung einer ganz reinen, von sinnlichen Regungen freien, fast homosexual gearteten, dabei glücklich und heiter veranlagten Seele in seinen lehrhaften Gesängen und Preisungen einer menschenumfassenden, selbstlosen Nächstenliebe aushauchte und ausströmte, das war von einer Innigkeit, Süßigkeit und von einer Neuheit, daß man glaubte, die Nachtigall schlagen zu hören; hier lag der Punkt in seiner Psyche, wo er nicht zu überwältigen war —

das klingt nun gar nicht nach den überheblich dekretierten Krankenberichten monistisch verbildeter Ärzte, die mechanistisch und sonst gar nicht zu denken vermögen.

Sicherlich ist manches in Panizzas hervorragendem Bericht bestreitbar. War Martin Luther wirklich ein Paranoiker? Ich glaube das nicht; vielleicht aber ist meine Anschauung durch Thomas Münzer und eine soziale Betrachtungsweise meiner Zeit so beeinträchtigt, daß ich vor Abneigung und Verachtung das sanft lebende Fleisch zu Wittenberg nicht richtig sehe. Was da bei Panizza aufsteigt, ist ein Bild von großer Wahrscheinlichkeit.

Überall, wo grade Gelegenheit ist, beim Fischfang, auf der Hochzeit, bei Leichenbegängnissen, an der Zöllner-Schranke, während der Sabbath-Ruhe greift er ein, knüpft an die kleinen Tages-Ereignisse an und wirft, wie Sokrates, den harmlos Dahinwandelnden seine scharfen Antithesen in den Weg. Auch die Tricks damaliger Wundertäter — die unvermeidliche Zugabe, um sich das Air eines Übermenschen, eines Geistesgewaltigen, eines Zauberers zu geben — hat er sich alle zu eigen gemacht und beherrscht sie mit großer Bravour und Eleganz. Gar aber, wenn er eine glückliche Korona junger Landmädchen, erschöpfter Arbeitsfrauen, gutmütiger Prostituierten und naiver Taglöhner um sich versammelt hat, und darf sie die ganze zauberische Wirkung seiner innersten Herzensregungen mit einem „Selig sind die Friedfertigen! Selig sind die Armen! Selig sind, die reines Herzens sind!" spüren lassen, und nimmt von diesen geplagten Proletarier-Naturen die Angst und den Schimpf ihres Daseins, und öffnet ihnen den Himmel, der eigens für sie, mit Ausschluß der Reichen, bereit ist — dann hat er sie alle.

Es ist das Urchristentum, das so gepriesen wird, und hier ist nichts von jener faden Bonhommie, die uns dartun will, Rousseau und Luther und Nero und Philipp von Spanien seien ebenso klein gewesen wie die Leute in einem wiener Caféhaus. Es hat schon Größe gegeben — auch wenn man ihre falsche Romantik abzieht, hat es welche gegeben, und es wird immer welche geben.

Die Erzählung des Prozesses ist von Hardenscher Prägnanz — die bekannten Zusammenhänge zwischen den jüdischen Orthodoxen und den Römern ... das ist brillant dargestellt. Nach dem „Marsch auf Jerusalem":

> Die römische Behörde mit ihrer kolonisatorischen Schulung und ihrem großartigen Blick für Parität vermied es ängstlich, sich in die religiösen Streitigkeiten dieser Duodez-Völkchen zu mischen, auch wenn ihr der örtliche Kult — der nicht einmal eine Ausbeute nach der sinnlichen Seite für Rom erlaubte — weniger widerwärtig gewesen wäre. Und die jüdische Kult-Behörde andererseits hielt streng auf die Selbständigkeit und die Unverletzlichkeit ihrer Anordnungen im Hinblick auf die Pastorisierung des Volkes, die einzige Freiheit, die ihr geblieben war.

Das autistische Denken, das diese Figur heute noch umwebt, die fast immer affektbetonten Untersuchungen über das Christentum, spalten die Betrachtenden: in Indifferente, die da glauben, zwei Pfund Rindfleisch gäben eine gute Bouillon; in Juden, die dem Christentum mit jener Ängstlichkeit gegenüberstehen, die gar nichts mit Religion, aber sehr viel mit Rassenkämpfen zu tun hat, und die jene ewige Frage „Ist das gut für die Juden?" auch hier nicht unterdrücken kann — in Christen, die es nicht sind, die aber, wenn sie sich das „schwarze Babykostüm" des Richters anziehen, glauben, der Staat müsse auch noch in der Metaphysik geschützt werden — und in Christen, die es sind. Die kann eine solche Untersuchung, ihre Terminologie, ihr Blickwinkel, ihre soziologische Betrachtung überhaupt nicht berühren.

Das psychiatrische Element der Arbeit Panizzas ist höchst beachtlich, weil es nicht dominiert. Er sieht nicht nur den Patienten — er sieht den Aufwiegler. Der unterlag — warum?

Aber in Jerusalem stand die Reaktion bevor, und die Behörden hatten nach der ersten Überraschung sich rasch alliiert. Wie hier Verstärkung der Energie, so war auf der andern Seite, bei Jesus, Erschlaffung nach einer furchtbaren geistigen Leistung eingetreten. Und wenn eine Sache nicht vorwärts geht, dann geht sie immer zurück. Was konnte der unvergleichliche Jüngling, der mit dem Frühlingssturm seines Gefühles alles vor sich her niedergeworfen und begeistert hatte, in dieser weit ausgedehnten Stadt an Staatseinrichtungen schaffen, an praktischer Theokratie leisten? Mit was wollte er den trocknen bureaukratischen Apparat, der hier das tägliche Leben in Ordnung hielt, und der doch nicht in seinen Händen war, ersetzen, er, der nur Seligpreisungen hauchen, oder, im günstigsten Fall, haranguieren und fanatisieren konnte? Bei der französischen Kommune handelte es sich um Leute, die an Ort und Stelle gelebt hatten, den Gang der Geschäfte kannten, und ihn, tant bien que mal, wenigstens aufrecht erhalten konnten. Aber hier handelte es sich um Fischer — wie in Portici bei Masaniello — um Fischer, um Handwerker, um einen Haufen zusammengelaufenen, gutmütigen, aber gänzlich unfähigen Volks. In solchen Fällen ist die Niederschlagung des Putsches immer mit Sicherheit zu erwarten.

Er wurde niedergeschlagen. Und gerächt.

Es scheint aber so, als ob die Menschheit auf dem Wege der reinen Erkenntnis überhaupt nichts erreichen kann — sie muß etwas wollen, wenn sie erkennt, nur von da kommen die Flamme der Energie, der Sieg, aber auch die ungeheuerlichste Unduldsamkeit, die die Wahrheit mit Polizeiknüppeln, mit Handgranaten, mit dem dritten Grad und dem elektrischen Stuhl in die Wahrheitsuchenden hineintreiben will. Es gibt eben keine Wahrheit ohne vergossenes Blut.

Es gibt aber auch keine Lüge ohne vergossenes Blut, das diese Lüge nie zur Wahrheit machen kann; das nie verhindern kann, das sich immer Leute finden, die der jeweiligen Gehirnepidemie nicht untertan sind und die immunisiert die Wahrheit wenigstens suchen. Hieß es früher „cuius regio — eius religio" — so dominiert heute über Städte und Wälder das „Vaterland", ein lächerlicher Popanz, hinter dem sich ein Schweinekoben voll Gestank, Geilheit, Gemeinheit und Geldgier auftut. Wie eine weiße Stichflamme hat hier die Erkenntnis hindurchzuzischen — Talare sind kein Argument, Revolver sind kein Argument, Fahnen sind kein Argument. Dumpfer Trieb und Gewalt werden ewig da sein — es fragt sich nur, wem sie dienen. Worauf zu antworten: sie dienen gar nicht. Sie herrschen und machen sich eine Metaphysik zurecht, wie sie sie brauchen.

Aus diesem Sumpf leuchtet wie eine Sonne die Reinheit des ersten christlichen Empörers, aus dem sie einen Superintendenten und einen Kardinal gemacht haben, und wohl nur aus Zufall nicht einen Feldrabbiner.

Er war rein — er war mehr als das. Er hatte Charakter. Er hätte sich retten können — er hat es nicht getan.

Die Evangelienschreiber haben den Prozeß der Legendisierung an diesem wunderbaren Anarchisten bis zur Übersüßung und Rührseligkeit vollzogen. Und das meiste an die-

sem herrlichen Charakterbild ist verschwommen und unsicher. Aber eines scheint sicher zu sein: Das allmähliche und ruhige Aufwachsen und Keimen des eigentümlichen Ideengehalts bei ihm, das echt paranoische, primär durch die Vererbung gegebene und dann mit konsequenter Sicherheit bis zur Felsenhärte fortschreitende Anwachsen jener Ideen, jenes Wahns, jenes geistigen Fixums, das sich die Welt unterwerfen wird — und dann das Nunquam retrorsum! das Niemals zurück! auf dem einmal eingeschlagenen Pfade geistiger Entwicklung, das Aushalten bis zum letzten Moment... „Du sagst es!" —

Und dies muß ihm selbst der Atheist, der Psychologe lassen. Daß er in Jerusalem vor dieser erbärmlichen Sorte von Advokaten, Winkelschreibern, Polizisten, Staatsbeamten, Doktoren, Geheimspitzeln und Bureaukraten, von denen jeder auf einen Wink des Kaisers für eine Gunstbezeugung, einen Orden, eine Gehaltserhöhung, alles, aber auch alles getan hätte, nicht zurückhufte, keine Konzessionen machte, nie um Gnade bat, sondern als einzige Verteidigung diesen Kasuisten das blanke Ehrenschild seiner reinen Absicht und seiner rührenden Herzensgüte entgegenhielt, das wird ihm zum unauslöschlichem Ruhmestitel gereichen, wenn längst der letzte leipziger Orthodoxenschädel im Grabe vermodert sein wird.

So schließt die Schrift Oskar Panizzas.

Christus aber dient auch weiterhin einem ungeheuren Verein als Firmenschild, Plakat und Reklamezeichen — und was wird nicht alles unter dieser Marke verkauft! Christentum? Vielleicht; trotz Jesus. Die Wahrheit? die von Trieben ungerührte Erkenntnis? Pilatus hat hierzu das Schlußwort gesprochen, und wer heute etwas will, das er deshalb für das Gute hält, weil seine Anlagen ihm nicht gestatten, etwas andres zu wollen, der nehme sich seine Lehren nicht aus dem Neuen Testament, aber ihren Schöpfer als Vorbild an Mut und Reinheit des Charakters.

Kindergedichte von Berta Lask

Dies ist eine Probe aus dem schönen Jugendjahrbuch „Jugend und Welt", dessen zweiter Band, herausgegeben von Rudolf Arnheim und E. L. Schiffer, soeben im Verlag Williams & Co. erschienen ist. Wieder enthält es beste Namen, Huelsenbeck, Holitscher, Lasker-Schüler, Dickens, Lofting, Wassermann, Panter, Kisch, wieder ist es im besten Sinne zeitgemäß.

Mutters Besen ist mein Pferd,
Da reit ich vom Fenster bis an den Herd,
Da reit ich vom Herd bis an das Bett —
Wie mach ich mein magres Pferdchen fett?

Da, friß 'ne Kartoffel und sauf Kaffee,
Sonst tut dir dein hölzerner Magen weh.
Ich selbst hab heut noch nichts im Bauch,
Drum friß, mein Pferdchen, sonst hungerst Du auch.

Wenn ich groß bin, dann reiten wir in die Fabrik,
Und wer uns den Weg versperrt, den schlag ich in Stück!
Hol Vater und Mutter, die sitzen mit auf,
Dann reiten wir alle die Treppen hinauf.

*

Besser als ein Säbel ist ein Hammer,
Reiner als ein Schloß ist unsre Kammer,
Edler als ein Kaiser ist ein Arbeitsmann,
Und ein Kind ist stärker als ein Tyrann.

Kleine Feuchtwangerei von Rudolf Arnheim

Börsenkrach auf Madagaskar

Copyright by Laien Fjutschtwänger, Börlin

Commander O'Really: Verdammt kalt auf 37 Grad südlicher Breite. Schätze, die Hawaiweiber legen in solchen Nächten ihren Männern nicht unanmutig die Beine um den Hals . . .

Commander O'Sorry: Fasle nicht von der Liebe, Schwein! (*Er kippt einen Shutup-Cocktail, greift zur Mundharmonika, spielt und singt*):

Jesajah Borte, ein Mann von 42 Jahren,
Mit Hosenträgern zu 3,80 Mark das Stück,
Auf die Hauspostille gebückt, zur Seite den Röhrenempfänger,
Machte mit stiller Beteiligung an einer Playwright A. G. sein Glück.
Gloria in excelsis!
Seine Schenkel waren prall gesteppt wie der Nilstaudamm zu Assuan.
Und die Höhensonne der Pampas schien verhältnismäßig wärmend
auf seinen Schädel.

O, Bank of England,
We have learned your language.
Sie betrommelten sein schieres Fleisch.
But after my laughter came tears . . .

(*Er kippt einen Shutup-Cocktail. Sirenen.*)

Miss Bantam: Wenn es geschehen sollte, Commander O'Sorry, daß Sie gedächten, den Wechsel auf meine Reize für weitere vier Wochen zu prolongieren, so könnte es sich ereignen, daß meine Peitsche Ihnen derart erfrischend um den Zwischenstock pfiffe, wie es dem Sir Absalom nicht übler geschah, als sich seine Locken in einer Blutbuche verfingen. Fünfzigtausend an Sie. Ich liebe dich, O'Sorry. (*Sie paaren sich.*)

Commander O'Really (*ihnen mürrisch zusehend, spuckt im Bogen in die Jazzband*): Heiliger Koyote, der selige Professor Dunhill hat mich gelehrt, daß die Erde eine Kugel sei. Der Speichel floß ihm aus den Mundwinkeln, und ich trug damals eine blaue Matrosenmütze mit der Aufschrift: H. M. S. Formidable. Den alten Dunhill hat der Darmkrebs geholt, und mich, heiliger Koyote, hat das Leben inzwischen verdammt anders belehrt: Die Erde ist eine Scheibe.

(*Sirenenpfiff. Die Jazzband spielt einen Tusch*)

Der Scheich von Madagaskar (*sich aus seinem Rollstuhl erhebend*): Biete Ihnen für dies Weib 300 chinesische Dollars, incl. Transport und Emballage, cif Rangoon. Das Recht der Übersetzung ins Englische bleibt vorbehalten. Falls ein Seelenleben vorhanden, wird dasselbe durch eine Lokalanästhesie mittels Gelonida antineuralgica umgehend kompensiert. Erbitte schriftliche Bestätigung.

(*Er schiesst unter den Tisch und geht schnell ab.*)

Miss Bantam (*sich feierlich erhebend*): Meine Seele sang nur ihm. Achtung, wir geben Ihnen jetzt die genaue Zeit. Präzise Angaben über den Charakter dieser Zeitepoche beziehe man nur bei uns. Nachdruck mit Quellenangabe gestattet. Meine Seele duftete nur nach dir. So, das wäre im Moment alles.

(*Die Nonconformists singen einen Choral. Eine Additionsmaschine klappert. Während die Szene sich schnell verdunkelt, erscheint am Himmel ein strahlender Sowjetstern mit der Inschrift:*

Jesajah Bortes Richtschwerter sind die besten!

(*Der Vorhang fällt rasch.*)

Nola
oder: Photomontage des Lebens von Theobald Tiger

Elektrola EG 765

Die schwarzen Platten tragen die Erinnerungen
und saugen auf, was sie mit uns erlebt ...
„Nola —"
haben die Männerchen gesungen
„Nola — I love you —"
die Membrane bebt ...
Holznadel. Von vorn.
Und im Gesange schwebt heran
ein früher Tag im Herbst, mit allem Drum und Dran:

Das dicke Lottchen
mit einem Wickel um den Hals —
die „Nola" tönt — ich liege auf dem Bauch
und lese, während alle Pulse klopfen,
den neusten, dümmsten Kriminalroman:
„Die vier Verräter". Der Premierminister
von England wird mit Mord und Tod bedroht,
wenn er ...
Ja, gurgele nur mit Kali —

„Nola
A girl like you —"

die Polizei ist fieberhaft im Schwung,
die Viere graben einen schwer geheimen Gang —
Manfred verrät. Verrät er? Oder nicht?

„Nola —"

Nun wird der Abendhimmel sanft und blau —
das Lottchen ist mit Wonne krank und lieb und freundlich,
ich trage ihr Kamillentee ans Bett —

„a girl like you —"

und stürze mich von neuem in den Keller,
wo Manfred gräbt. Das Attentat gelingt!
Tot wird der Chef in seinem Kabinett gefunden,
das Lottchen liest das Thermometer ab,
und das geht nach —
verhallend: „Nola —"

Da ist Paris. Herr Tiger haben wohl geschlafen?
Platten bewahren alle Ströme auf, die sie jemals trafen —
Die hellen Herbstesnächte sind entflohn ...
Erinnerung, du süßes Grammophon —!

Evangelische Stinkbomben

von Walter Hasenclever

Eine Horde von Rowdys ist für die evangelische Kirche mit Stinkbomben und Tränengas gegen mich in den Krieg gezogen. Mit wüstem Geschrei, Johlen und Pfeifen schleuderten die christlichen Ruhestörer Gefäße mit übelriechender Flüssigkeit gegen ihre Nächsten, in diesem Falle die Schauspieler, die meine Komödie „Ehen werden im Himmel geschlossen" in Frankfurt spielten. Eingedenk des Wortes der Heiligen Schrift: „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten."

Dieser konzentrische Angriff der vereinigten Gottesstreiter hatte eine planmäßige Vorbereitung erfahren. Kein Tag verging, an dem nicht die Öffentlichkeit durch Pressenotizen aus dem Großen Hauptquartier des Konsistoriums über Truppenverschiebungen in Weimar, Frankfurt und Berlin beunruhigt wurde. In der ‚Frankfurter Zeitung' hatte Pfarrer Bernhard Diebold, der in seinen Mußestunden Literaturexegese treibt, die Sittenlosigkeit meiner Komödie gegeißelt. Ein weiterer Leitartikel dieser demokratischen Zeitung, der von sämtlichen nationalistischen Provinzblättern jubelnd nachgedruckt wurde, eröffnete das Feuergefecht. In der Versammlung der „Liga für Menschenrechte" über deutsche Gefängnisse und Zuchthäuser hat Ernst Toller die zweideutige Haltung eines Blattes, das im Kriege den Mut hatte, Max Weber seine Spalten zu öffnen, gebührend gekennzeichnet. Es ist in diesem Zusammenhang nicht uninteressant, daß die ‚Frankfurter Zeitung' bereits bei der Uraufführung meines Dramas „Der Sohn" im Jahre 1916 nach der Polizei rief.

Der Versuch der evangelischen Seelsorger, mir durch die Staatsanwaltschaft wegen Gotteslästerung den Prozeß machen zu lassen, ist gescheitert. Die Mehrheit der frankfurter Stadtverordneten hat den Antrag der vereinigten geistlichen und deutschnationalen Kulturträger, meine Komödie vom Spielplan abzusetzen, abgelehnt. Der Dolchstoß, den die Kirche gegen mich richtete, ist durch die Vorsehung zunichte geworden. Die Herren haben Pech.

In den Straßen Frankfurts wird ein Flugblatt verteilt, in dem zwei Pfarrer zum „flammenden Protest" aufrufen. In diesem Flugblatt heißt es: „Was uns in der innersten Seele empört, ist die schamlose Herabwürdigung des Gottesbildes zur widerlichen, nichtswürdigen Karikatur. Wir rufen alle, die noch Ehrfurcht haben vor dem, was über uns ist, auf zum gemeinsamen Kampf gegen die verheerenden Erscheinungen des Zeitgeistes." Dafür wird in Deutschland Kirchensteuer bezahlt.

Zur Feier des Totensonntags veröffentlichte der ‚Lokalanzeiger' „Erlebnisse eines Feldgeistlichen im Weltkrieg", von Pfarrer Martin Voelkel. Da heißt es vom Sturm auf Dixmuiden: „Die erhebende Kraft des Gotteswortes, dazu die Macht des protestantischen Chorals haben sich in jener Stunde wunderbar an den Herzen bewährt! Mit einem Gottesdienst sind

wir ins Feld gerückt; mit einem Gottesdienst schloß die Truppe Anfang September 1918 ihr ruhmreiches Dasein."

Die Tradition der christlichen Religion, mit Feuer und Schwert die Lehre ihres Stifters: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" zu verwirklichen, hat von den Folterkammern der Inquisition bis zu den Stinkbomben in Frankfurt ihr ruhmreiches Dasein nicht beschlossen. Der ohnmächtige Protest des Konsistoriums gegen die Entscheidung der Staatsanwaltschaft auf Einstellung des Verfahrens gegen mich, die Behauptung, diese Entscheidung sei nicht „maßgebend", beweist nur den geheimen Wunsch der Kirchenbehörde, die Rechtsprechung im Staate ihren Zwecken dienstbar zu machen. Ich begreife die tiefe Verbitterung der Theologen, daß selbst im Zeitalter des Panzerkreuzers die Anwendung der Daumenschrauben und des spanischen Stiefels zur Bekehrung Andersgläubiger nicht mehr möglich ist. Und ich danke meinem Schöpfer, dessen geistiges Bild vier Kriegsjahre hindurch von seinen Dienern zur blasphemischen Gestalt eines obersten Armeeführers degradiert wurde, ich danke diesem Schöpfer auf den Knien, daß ich einige Jahrhunderte zu spät geboren bin, um zur Strafe für die Vermenschlichung seiner Persönlichkeit die hochnotpeinliche Frage erdulden zu müssen.

Die evangelischen Fanatiker, deren Sorge es sein sollte, das Elend ihrer Mitmenschen zu lindern, anstatt Stinkbomben auf unschuldige Schauspieler zu werfen und harmlose Zuschauer in ihrer Gesundheit zu schädigen, haben durch ihr energisches Vorgehen zweierlei erreicht. Sie haben durch geschickte Reklame weiteste Kreise für mein Stück interessiert und zugleich unschätzbare Propaganda gegen den Paragraphen der Gotteslästerung geliefert. Sie waren, sozusagen, Teil von jener Kraft, die nur das Böse will und stets das Gute schafft. Sie haben mir die Ehre erwiesen, ins Theater zu gehen. Ich will ihnen diese Ehre zurückgeben. Ich will in die Kirche gehen. Wenn beim nächsten Kriegsausbruch ein Bittgottesdienst für die zur Schlachtbank geführten Truppen gefeiert wird, will ich der erste sein, der mit Tränengas und Stinkbomben dieser Vorstellung beiwohnt, um die erhebende Kraft des Gotteswortes zu bestätigen: „Du sollst nicht töten!"

Das Reich als Bankhaus von Morus

Es gibt noch immer Generaldirektoren, die vom Reich kein Geld nehmen, weil sie Angst haben, es könnte herauskommen. Was für eine irrige, altmodische Vorstellung. Gewiß, wenn die Subventionen gegeben werden, sickert noch dies und jenes durch. Aber das schadet doch weiter nichts; um diese Zeit weiß man ohnehin gewöhnlich, wie es den subventionierten Werken geht. Die interessantere Frage, ob und wann das Geld zurückgezahlt wird, wie oft und zu welchem Zinssatz das Reich die Kredite verlängert und mit wieviel man schließlich akkordiert — nein, Herr Generaldirektor, darum brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen: das bleibt unter Ihnen. Kein Haushaltsplan, keine Rechnungslegung, kein Prüfungsbericht gibt darüber Auskunft. Das Reich als Bankhaus hat nicht nur

den Vorteil, daß es sich in die Geschäftsführung seiner Schuldner nicht einmischt, es hält auch dicht. Besser wahrt kein Finanzier das Bankgeheimnis.

Und der Reichstag? Aber Herr Generaldirektor, was haben Sie eigentlich gegen den Parlamentarismus? Der Reichstag ist doch längst ein wirtschaftliches Ständeparlament geworden, in dem Sie Ihre Vertreter haben . Es kann Ihnen also gar nichts passieren. Und das Etatrecht? Nun ja, gewisse Formalitäten muß man erfüllen. Deshalb wird alle Halbjahr dem Haushaltsausschuß streng vertraulich eine Liste vorgelegt, worin die noch ausstehenden Kredite und Bürgschaften für die Privatwirtschaft zusammengesellt sind. Diesmal betragen die Kredite über ein und eine viertel Milliarde Mark und die Bürgschaften dazu noch über anderthalb Milliarden. Von den Krediten gilt jetzt schon ein großer Teil für endgültig verloren. Bei andern ist die Rückgabe noch nicht völlig ausgeschlossen. Bei allen fünfunddreißig Wirtschaftsgruppen und Unternehmungen aber, die öffentliche Kredite in Anspruch genommen haben, ist dem Reich die Zinseinbuße sicher.

Sie sehen, Herr Generaldirektor, wieviel Sie schon versäumt haben. Aber nur Mut, noch ists Zeit. Die bald drei Milliarden, mit denen das Reich sich festgelegt hat, halten Regierung und Reichstag keineswegs von neuen Subventionen ab. Nicht alles gelingt auf Anhieb. Mit dem Emelka-Ankauf steht es flau. Der Unterausschuß, der darüber befinden soll, ist noch nicht einmal zusammengetreten — das arme Bayern wird wieder einmal benachteiligt. Besser sind die Aussichten für die Deutsche Bank, das Ufa-Paket loszuwerden, da Stresemann mit den unwahrscheinlichsten juristischen Kombinationen den Ankauf der Ufa-Minorität durch das Reich propagiert. Noch größere Chancen hat, ebenfalls unter Stresemanns Protektorat, die neue Schichau-Subvention. Auch auf dem Gebiet der Exportbeihilfe ist man zurzeit wieder sehr freigiebig. Auf drei bis vier Millionen kommt es offenbar nicht an. Daneben fordert das Reichswirtschaftsministerium für nichtgenanntseinwollende Firmen noch weitere zwölf bis vierzehn Millionen. Und da wollen Sie, Herr Generaldirektor zurückstehen?

Alle diese runden Summen gehören, bitteschön, zu den legalen Subventionen. Sie werden streng nach den Vorschriften des Etatrechts bewilligt und kontrolliert. Freilich würden sie in diesem Ausmaß nicht existieren, wenn die Bewilligung und vor allem die Kontrolle nicht im Halbdunkel eines Ausschusses, sondern vor dem Plenum des Parlaments vor sich ginge, wenn alle sechs Monate veröffentlicht würde, welche Firmen dem Reich noch Geld schulden, mit wieviel sie im Rückstand sind und welche Beträge dadurch dem Steuerfiskus verlorengehen. Aber grade weil dies die einfachste Methode wäre, mit dem Subventionsunwesen aufzuräumen, wird sie nicht angewandt. Denn wo findet man noch ein so bequemes Bankhaus wie am Wilhelmplatz?

Allein, die Zeiten sind schwer, und mit den drei Milliarden, die das Reich auf legale Weise zur Verfügung stellt, kommt die Wirtschaft nicht aus. Deshalb müssen auch die

Hintertürchen der illegalen Subventionen benutzt werden. Wie das gemacht wird, schildert sehr instruktiv die Denkschrift des Rechnungshofs, die dieser Tage erschienen ist. Der Rechnungshof des Deutschen Reiches, die alte potsdamer Rechnungskammer, galt früher als eine verstaubte Kommode, über die man nur noch Witze riß. Da wurde haarscharf untersucht, warum fünf Jahre vorher bei der vierten Kompagnie des Garde-Füselier-Regiments drei außeretatmäßige Bleistifte verbraucht worden sind. Ähnliche Präzisionsarbeit gibt es auch heute noch in Potsdam. Ganz genau wird darüber berichtet, weshalb das Pferdearzneigeld der Truppen um fünf Pfennig pro Monat und Pferd gekürzt und nunmehr unter Kapitel 13, Titel 33 der fortlaufenden Ausgaben der Betriebsmittel des Heeresveterinäruntersuchungsamtes verbucht ist. Oder weshalb die Festungsbaubeamten und Wallmeister der Kommandantur der Befestigungen bei Lötzen künftig keine Kilometergelder mehr bekommen. Übrigens haben solche Untersuchungen ihren guten Grund. Denn auch die preußischen Beamten haben auf der Völkerwanderung noch nicht das Kantische Sittengesetz im Rucksack geführt. Wenn sie trotzdem weniger korrupt sind als ihre Kollegen in manchen andern Ländern, liegt das lediglich daran, daß sie seit zweihundert Jahren von Potsdam aus aufs schärfste kontrolliert werden.

Außer dieser wichtigen Funktion hat der Rechnungshof seit einigen Jahren aber auch das Recht der materiellen Etatkontrolle und Etatkritik. Diesmal hat er sich den Luftfahrtetat etwas näher vorgenommen, und was er da gefunden hat, würde man, wenns im Ausland vorkäme, schlicht und bieder Sauwirtschaft nennen. Das Reichsverkehrsministerium läßt sich Jahre hindurch unter dem einen Etattitel drei bis vier Millionen mehr bewilligen, als es braucht, benutzt aber, entgegen der Bestimmung, die Überschüsse nicht, um das Minus einer andern Etatposition auszugleichen, sondern fordert dafür neue Beträge an und tut über sechs Millionen in sein Reservetöpfchen. Entgegen den Vorschriften bekommen die Flugzeuggesellschaften unverzinsliche Anzahlungen, man vereinbart nicht einmal eine Lieferfrist; Luftverkehrsunternehmungen und Sportfluggesellschaften erhalten, außer den offiziellen Geldunterstützungen, Flugzeuge und Flugmotoren geschenkt. Wieviel das Reich auf den verschiedenen Wegen den einzelnen Firmen und Konsortien zuleitet, ist kaum noch festzustellen.

Das alles wird in der Denkschrift mit größter Klarheit und Beweiskraft dargelegt. Aber was geschieht? In andern Ländern würde, wenn die amtliche Kontrollbehörde solch eine Mißwirtschaft aufdeckt, ein Gewitter niedergehen und der Stall von Grund auf gereinigt werden. Bei uns geschieht nichts. Die Herren der Luftfahrtverwaltung bleiben unbeschadet in Amt und Würden. Niemand denkt daran, die frühern Verkehrsminister zur Rechenschaft zu ziehen. Es ist dasselbe Spiel wie bei den parlamentarischen Untersuchungsausschüssen. Man stellt sehr genau die Diagnose, konstatiert Etatverletzungen und leichtfertige Millionenverluste — und dann geht man nach Hause, und alles bleibt beim alten.

Bemerkungen

Coupletvortrag

Es macht wenig Spaß, für deutsche Schauspieler Couplets zu schreiben. Bezeichnend ist, daß der Deutsche diese Gattung abwechselnd „Chanson" oder „Couplet" nennt, was im französischen „Strophe" bedeutet — und nun, da der Einfluß Frankreichs auf Deutschland zugunsten der angelsächsischen Länder zurückgetreten ist, nennt er es „song", wobei er allemal andeutet, daß er dafür kein Wort hat, weil der Begriff fehlt.

Der französische Chansonnier singt seinen Text von einem Blatt Papier ab — kommt also gar nicht dazu, das zu tun, womit Seine Prominenz in Berlin so viele Texte zerstört: nämlich zu „spielen", sich zwischen das Lied und den Empfänger zu drängen, Sinn und Gehalt zu verfälschen. Es gibt in Berlin ein paar Ausnahmen, die große Valetti voran, Paul Graetz und andre, auf die man sich verlassen kann — der Durchschnitt macht sich mausig, und das Lied ist im Mond.

Schrecklich, wenn sie über die Vers-Enden, die doch einen Einschnitt bedeuten, den Text „sinngemäß" ziehen — während doch der Rhythmus zu herrschen hat; fürchterlich, wenn sie „Nuancen" erfinden, die gar nichts mit dem Lied und alles mit ihrer Eitelkeit zu tun haben. Ein guter Text ist kein Sprungbrett. Es ist nicht wahr, daß diese uns erst zum Leben verhelfen — sie töten.

Wenn sie wissen wollen, wie man so etwas zu machen hat, dann mögen sie sich Columbia 4942 vordrehen lassen — wie da die Dame Tukker in den Refrain „Virginia" steigt, das läßt einem das Herz höher schlagen. Die kanns, die hats verstanden. Aber dazu muß man freilich eine Persönlichkeit sein, und die ist nicht jedem gegeben, der hohe Gagen bekommt.

Nimmt man, abgesehen von der grenzenlosen Unzuverlässigkeit der Direktoren, hinzu, daß es keinen gebildeten Tyrannen des Cabarets gibt, so hat man jenen Tiefstand, den wir alle beklagen. So dringt kaum ein Lied in die Tiefe, keines von Wert geht in die Breite — alles ist auf den Ausruf des Rechtsanwalts im Smoking: „Faabelhaft!" angelegt —: wild gewordene Provinz, darin der Prominente seinem Affen Zucker gibt. Es ist kein Zufall, wie die besten Autoren der lustigen Gattung, Friedrich Hollaender und Marcellus Schiffer, ihre Texte durchsetzen — sicherlich oft gegen den Schauspieler. Wie man ja bei Spitzenleistungen besser tut, nicht auf den Fachmann zu hören; so sind auch im Film die Caligaris aller Arten gegen den Widerspruch der Kommissionäre durchgegangen. Denn hätte man auf sie gehört, so ständen wir heute noch bei „Donauweibchen" und „Ein Bursch am Rhein".

In der Kunst drängt sich der Kommissionär viel zu sehr hervor, der längst nicht mehr mit der Rolle des Mittlers zufrieden ist — Regisseure, Kunsthändler und sogar gänzlich unproduktive Vermittler werden maßlos überschätzt.

Die schlimmste Zensur für unsereinen sitzt nicht in den Ministerien, sondern in größenwahnsinnig gewordenen Mimen, die, überzahlt, nur das durchgehen lassen, was sie begreifen. Und das ist nicht viel.

Junger Reinhardt des Cabarets — wo bist du —?

Peter Panter

Domela erzählt Neues

Ich weiß nicht genau, ob der Leichtsinn eine Tugend oder ein Laster ist. Jedenfalls kann er einen ins Kittchen bringen. Mich hat er schon wieder mal hineingebracht, hoffentlich das letztemal! Daß ich mir keiner Schuld bewußt war, geht schon daraus hervor, daß ich mich gleich am Tage nach meiner Niederlassung auf der Ebernburg, meiner Pseudoresidenz, wenn ich so sagen darf,

bei dem Adjunkten — so heißen in der Pfalz die Bürgermeister kleinerer Orte — anmeldete. Der preußische Herr Staatsanwalt hätte mich vielleicht auch gleich gefunden, wenn die Ebernburg nicht jenseits der Nahe gelegen wäre, im feindlichen Auslande Bayern. Vierzehn Tage war ich in meinem Buen retiro, als es mich gelüstete, eine Oper zu hören. Ich fuhr nach Frankfurt am Main. Die wohligen Weisen Puccinis streichelten mich noch, als ich, zur Rückfahrt gerüstet, im frankfurter Bahnhofsrestaurant bei einer Tasse Kaffee saß. Ich vertrieb mir die Zeit mit Briefeschreiben, als plötzlich Geräusch und Bewegung entstand. Fahrkartenkontrolle! Obwohl ich eine Fahrkarte in der Tasche hatte, fragte der „Geheime" nach meinen Ausweispapieren. Wer sind Sie? — Harry Domela. Sie müssen zur Wache! Wir müssen Ihre Personalien feststellen. Im übrigen war der Kriminalbeamte sehr höflich. Er geleitete mich zur Wache, und dort mußte ich von drei Uhr nachts bis acht Uhr morgens warten. Mein Zug fuhr 4 Uhr 15 Minuten ohne mich ab. Um 8 Uhr wurde ich zum Präsidium geschleift und dem „Herrn Kriminalrat" vorgeführt. Daß dies ein sehr gewichtiger Herr sein müsse, konnte ich an dem unterwürfigen Gebaren meines Führers beobachten — ich erinnerte mich plötzlich an Weimar, die Musenstadt. Bei dem Herrn Kriminalrat war ich aber nur Domela der Gefangene — immerhin: „Du" hat er nicht zu mir gesagt. Meine Vorstrafen wurden mir vorgekaut, und dabei führte man mir zu Gemüte, was für Schwierigkeiten und Arbeit Existenzen wie ich den Herrn Kriminalräten verursachten. Ich wurde ganz klein. Als er mich dann aber noch fragte, wer denn mein Buch geschrieben habe, wurde ich wieder etwas lebendig. Nun führte man mich zum „Klavierspielen" (so nennen die Ganoven das Daktyloskopieren) und auf den „elektrischen Stuhl" — zum Photographieren.

Darauf wurde ich wieder zu dem Herrn Kriminalrat geführt, der nochmals meine Personalien durchnahm und dann meine Entlassung verfügte. Es war gegen elf Uhr vormittags. Hungernd und dürstend stürzte ich ins „Carlton", wo mich ein Mittagsmahl bald wieder auf meine prinzlichen Beine brachte.

Am folgenden Morgen wurde ich verhaftet. Die Burg wurde von einem Gemeindediener, der schon eine Nacht lang am Fuß der Burg Aufstellung genommen und das Gelände abpatrouilliert hatte, belagert. Zwei schwer bewaffnete Mannschaften mit scharf geladenen Parabellen drangen bis vor mein Schlafzimmer und luden mich höflichst ein — ich bemerkte ihre Aufregung — aufzustehen und mit ihnen zu gehen, wobei sie freundlich bemerkten, daß sie scharf schießen würden, wenn ich etwa „türmen" wollte.

Was ich ausgefressen haben sollte, daß der preußische Staat mich unbedingt wieder in Pension nehmen wollte, das wußte ich nicht. Aber es ist für einen Vorbestraften ein sonderbares Gefühl, so von den Rebenhängen der Ebernburg nach Obermoschel zu fahren. Meine Begleiter sorgten sich offenbar um meine Gesundheit, denn mir wurde nicht erlaubt zu rauchen, obwohl mir gerade morgens in frischer Luft eine Zigarette besonders gut schmeckt. Dafür durfte ich aber im Kittchen echt pfälzische, wie auf dem Amboß geschmiedete Zigarren rauchen.

Warten! Warten! Beim Warten bekommt man Wünsche. Und was ich mir wünsche, das ist ein vernünftiger, jovialer, ein menschlicher Richter, der mich nicht dafür büßen läßt, daß die Thüringer in ihren schönen Bergen und Tälern so knechtselig gedrillt sind, daß sie unbedingt einen Prinzen, wenn auch nur einen falschen, haben müssen. Ein Richter, der mich nicht wegen fünfzig Mark Schulden ins Zuchthaus sperrt.

Harry Domela

Das Zeitalter der Polizei

Untersucht man die Ursachen, die zu Fehlurteilen, im besten Falle zu Freisprechungen nach aufreibendem Kampfe führen, dann stößt man immer wieder auf die Polizei. Sie ist heute zum vielleicht wichtigsten Faktor des Justizapparats geworden. Denn sie hat den entscheidenden Abschnitt der Untersuchung in der Hand, nämlich die Untersuchung unmittelbar nach geschehener Tat. Alles Übrige ist im Grunde nur juristisches Hilfswerk, Rekonstruktion, logische Deduktion. Das Urteil über Schuld und Unschuld spricht eigentlich die Polizei: denn sie verhaftet, sammelt Indizien, hört oder überhört Zeugen. Und wenn dann ein Unschuldiger nach zwanzigmonatiger Haft endlich freigesprochen wird, so hat er doch, durch Haft und seelische Anspannung, Entbehrung aller Art bereits einen Teil jener Strafe abgebüßt, deren ihn die Polizei für würdig hielt.

Die Polizei hat sich dem modernen Großbetrieb in einer Weise angepaßt, der dem Polizeigeist unsrer Epoche alle Ehre macht. Quer durch die Welt lagert heute eine Kette von Bastillen, und was darin vorgeht, steht vielfach kaum hinter dem zurück, was einst das französische Volk in die Revolution getrieben hat. Wer alles aufzeichnen könnte, was im letzten Jahrzehnt in den Polizeigefängnissen — von der Öffentlichkeit vielfach unbemerkt — vor sich gegangen ist, würde ein Kapitel der Grausamkeit und der raffiniertesten Brutalität schreiben, das die Geschichte jedes andern Jahrzehnts an menschlicher Gemeinheit übertreffen würde. Die herrschende Klasse stellt an die Polizei Anforderungen der Sicherheit, denen sie nur mit wachsender Schwierigkeit entsprechen kann. Was Wunder, wenn sie wehrlose Opfer das Bewußtsein ihrer Ohnmacht fühlen läßt.

Wer die Budgets der Staaten nach dem Kriege verfolgt, wird finden, daß immer höhere Aufwendungen für die Polizei und verwandte Organe gemacht werden. Polizei, Gendarmerie, Nationalgarden, Bürgermilizen, ja sogar Finanzer, Grenzer werden immer höher dotiert, verstärkt, schlagfertiger gemacht. Panzerautos, Radiostationen, Maschinengewehre, Handgranaten, Tränenbomben und so weiter gehören heute — von den „alten Waffen" wie Karabinern, Revolvern, Säbeln abgesehen — zur Ausrüstung der Polizei respektive der ihr verwandten Dienste. Der Bürger gleicht einem Verbrecher, der in einem von allen Seiten scharf bewachten Zuchthause seine Arbeit verrichtet. Diese Steigerung der Stärke und Ausrüstung der Polizei, verbunden mit der Erweiterung ihrer Befugnisse, die seit Kriegsende zu verzeichnen ist, führt bei ihr naturgemäß zu einem wachsenden Selbstbewußtsein: — der Staat, das ist die Polizei — und auf der andern Seite zu einem l'art pour l'art-Komplex. Wenn die entscheidenden Instanzen der heutigen Gesellschaft soviel Geld für den Sicherheitsdienst auswerfen, so wollen sie dafür auch etwas sehen. Und da die Verbrecher nicht das Einsehen haben, es der Polizei möglichst leicht zu machen, sondern ebenfalls zu modernen Hilfsmitteln greifen, muß man dies durch Kunstmittel wettzumachen suchen. Fängt man nicht einen richtigen Einbrecher, so erwischt man eben einen falschen Mörder. Von diesem Qui pro quo und seinen artigen Verwicklungen leben dann die Gerichtsrubriken der Tagesblätter.

Die Untersuchungsmethoden der Polizei sind zum Teil zu einem regelrechten Foltersystem ausgeartet. Neben raffinierten körperlichen Torturen, die in dem third degree der amerikanischen und dem Mit-dem-Kopf-zum-Boden-Hängen der Balkanpolizei (nur dieser?) ihren sozusagen höchsten künstlerischen Verfei-

nerungsgrad gefunden haben, werden geistige Martern angewendet, die den körperlichen kaum nachstehen. Ist ein vierundzwanzigstündiges Kreuzverhör, dem ein frisch eingelieferter Häftling unterzogen wird, etwa keine Marter? Ist die Lokkung mit besserer Behandlung, Zigaretten etcetera auf der einen, das Katz- und Mausspiel mit Drohungen aller Art auf der andern Seite geeignet, die Wahrheit ans Tageslicht zu fördern? Die Hast des modernen Betriebes hat auch die Polizei erfaßt. Man braucht Erfolge, und zwar vor allem schnelle Erfolge. Das Ergebnis sind die zahlreichen Gerichtsverhandlungen, bei denen die von der Polizei ermittelten Tatsachen eine nach der andern zusammenbrechen.

Tolstoi hat an das menschliche Gefühl der Exekutivorgane der Justiz appelliert. Der moderne Beobachter weiß, daß dieser Appell ebenso erhaben wie vergeblich ist. Hier entscheiden gesellschaftliche Kräfte, die über die Kraft eines Einzelnen, auch bei bestem Willen — und es ist nicht anzunehmen, daß sich das Menschenmaterial der Polizei verschlechtert hat, eher im Gegenteil — hinausgehen. Die Überwertung der Sicherheitsbehörden in der Gegenwart und ihre innere Krise ist ein Symptom. Die Polizei ist die Peitsche, mit der der Reiter den Gaul vorwärtstreiben will, der am Ende seiner Kräfte ist.

K. L. Reiner

Wagner-Erneuerung

Daß innerhalb von acht Tagen die Stadt den Tannhäuser, der Staat die Walküre neu herausbringt, hat selbstverständlich nichts zu bedeuten. Zufall, als Geist der Planlosigkeit von je tonangebend im Gesamtplan des großberliner Opernlebens, waltet blind und unumschränkt, seit die drei Opernhäuser in einer Hand vereinigt sind. Eben ist bei Klemperer Carmen als andre Geschichte vom Soldaten — Motto: Nicht der Mörder, die Ermordete ist schuld — neu entdeckt; pünktlich bringt — nun nicht die Konkurrenz in der Bismarckstraße, sondern die Schwesterbühne unter den Linden ihre Carmen in Erinnerung. Zufall — trotzdem, es ist selbstverständlich keiner, daß das Werk Wagners, nach einem Menschenalter traditionsgebundner und mählich in Gewohnheitsöde verendender Wagnerpflege, nun wieder premierenreif geworden ist.

Wagner-Erneuerung? Erneuerung heißt Besitzergreifung durch die Gegenwart. Ohne Enteignung der Vergangenheit wird es nicht gehen. Wann wird, nur nebenbei gefragt, die deutsche Republik, wie es ihr zukommt, sich den Kaisermarsch aneignen, anstatt ihn, ein Stück volkstümlich-festlicher Repräsentationsmusik, dessengleichen nicht wieder geschrieben worden ist, als Museumsschutt verkommen zu lassen? Der Mut zur historischen Logik, dessen es nur bedürfte, hat auch der Staatsoper gefehlt. Die Nibelungen-Erneuerung des Hörth-Kleiber-Blech-Theaters — wie dieses selbst hat sie drei Köpfe — atmet den verantwortungsscheuen Beamtengeist des einerseits restaurierten, andrerseits modernisierten Hauses, in dem sie sich volzieht. Nicht Wiederherstellung, nicht Wiedergeburt, jeder Schritt ein Ausweichen, das Ganze ein Schwanken, das Synthese mit Kompromiß verwechselt. Das einzige „Problem", an das man sich wagt, ist keins: Striche. Man wirft die überflüssige Frage auf, nur, um sie offen zu lassen, beantwortet sie mit einem kategorischen Ja-Nein. Einmal strichlos, einmal gekürzt: die berühmte Flaggenresolution der berliner Hoteliers, Monarchie und Republik auf Halbundhalbmast, macht Schule.

Der Arnolt Bronnen der Musik, der den ganzen Ring für den Rundfunk auf anderthalb Stunden zusammenstreicht, ist uns einstweilen erspart geblieben. Wenn sich aber wirklich als Konzession an die Leute, die es eilig haben, mit Hilfe der in der

Provinz üblichen Kürzungen in der Wiedergabe einer Fünfstundenoper fünfundzwanzig Minuten einsparen lassen: mag man es denn tun, mit schlechtem Gewissen — denn Striche sind möglich, wenn sie, wie in der Matthäuspassion, ein Weglassen sind, doch unmöglich bei Wagner, wo sie halt Verstümmelungen bedeuten; aber wozu spricht man davon? Die Art, wie die Staatsoper das Thema zur Sprache bringt, verstößt gegen ein Haupt- und Grundgesetz des Theaters. Dadurch unterschied sich ja bislang das Theater vom Warenhaus, daß im Warenhaus das Publikum — praktisch und nüchtern, wie die Menschen beim Einkauf sind — nicht düpiert werden, daß jeder für seine Person selbst prüfen und aussuchen will, während es sich im Theater, naivern Gemüts, von je an die Fiktion klammert, alles, was die Bühne zeigt, sei unauswechselbar, alleingültig wie das Leben, dessen Spiegel sie bekanntlich ist. Aber sei es denn: unsere Menschheit, sachlich auch im Theater, verzichtet auf solche Illusion. Im Großen Schauspielhaus, als es noch Stätte kommender Kunst war, hat Reinhardt den Anfang dazu gemacht: mit der Preisgabe aller Bühnenmagie, mit der Entzauberung der Rampe, mit der Beleuchtungsmaschinerie im Zuschauerraum, in den mitten hinein die Welt des Spiels sich erstreckte, so daß die Grenze zwischen beiden aufgelassen schien, aufgehoben die unsichtbare Schranke des Respekts, den jedes Geheimnis fordert, aufgehoben die Theaterkonvention eines Jahrhunderts. Es war ein neuer Theatergeist, der aus der Not der Raumverhältnisse, anstatt sie zu lindern, zweckbewußt eine sehr zeitgemäße Tugend machte. Ein neuer — ein höchst unwagnerischer Geist, gewiß. Die Heiligkeit der Illusion ist das Fundament von Bayreuth, nie und nirgends ist das Zeremoniell der Täuschung vollkommen wie hier ausgebildet, nie so feierlich ernst genommen worden. Doch was hilfts, die Welt hat sich geändert, die heutige wird nicht leicht mehr zur Kulissengläubigkeit, Illusionsfrömmigkeit, Täuschungswilligkeit fügsamer Theateruntertanen zu zwingen sein.

Nicht Wagner — die umständliche Symbolsprache seiner Bühne ist der Zeit fremd geworden. Nicht etwa, daß diese Sprache vom Theater nicht mehr gesprochen oder nicht mehr verstanden würde, aber sie weckt keinen Widerhall, sie hat ihre Schwungkraft abgenützt; Kulissensprache ist weniger langlebig als Wort- und Tonsprache, und auch die, deren Wagner sich bedient hat, ist rasch gealtert. Es gilt, sein Werk in eine lebendigere zu übertragen, gilt, mit dem Werk just das vorzunehmen, was „sich auseinandersetzen" genannt wird.

Wie soll es gemacht werden? Der Ring der Staatsoper hat, nach Rheingold und Walküre, kaum noch Aussicht, eine Tat zu werden; doch ein revolutionäres Ereignis, ohne Umsturzfanfare, ist Bruno Walters Tannhäuser. Nicht um der Selbstverständlichkeit willen, daß er von der pariser Übermalung zum dresdner Urbild zurückgekehrt ist. Aber er hat die alte Oper Tannhäuser, die Musizieroper, in so ungeahnter Vollkommenheit wiederhergestellt, daß es eine Wiedergeburt, eine Neuschöpfung

beinahe geworden ist. Der Erneuerungswille ging von dem Zentrum aus, aus dem allein Wagner zu verwirklichen ist: dem musikalischen. Noch nie ist das Drama, das in der Tannhäuserpartitur eingeschlossen ist, so lebendig geworden wie in dieser unvergleichlichen Opernaufführung. Das Axiom, daß Oper und Musikdrama zweierlei sind — gültige Wahrheit, als es von Wagner verfochten wurde —, hat sich in Unsinn gewandelt. Das Drama lebt, so weit und so stark sichs im Musikalischen vollendet: das ist bei Walter, früher schon im Tristan, den man nie so durchaus als Singoper gehört hat, offenbar geworden. Nichts andres hatte Busoni vor, wollen Die um Hindemith. Man wird den Ring als Oper entdecken müssen, um das Drama für die kommende Generation zu retten.

Eigentlich, meinen manche, sei von Wagner nur die Musik noch nicht überlebt. Aber so töricht es ist, ein Genie noch nach fünfzig Jahren mit Geschmackseinwänden und Richtungsparolen zu bekämpfen, so absurd wäre es heute, das zentrale Kunstphänomen des vorigen Jahrhunderts als eine Ressortangelegenheit der Musiker abtun zu wollen. Das neue Jahrhundert, die Zeit hat zu sprechen.

Klaus Pringsheim

Englische Gesichter

Vor einiger Zeit, als wieder einmal ein Kabinett fertig war, ließen sich unsre Staatslenker in corpore photographieren. Und da nahmen sie denn jeder auf dem Bilde ihren Raum ein, in schwarzen Röcken und Eckenkragen, über die die Nackenfalten herüberquollen, eine Reihe sitzend, die andre stehend. Solcher Photographien gibt es viele. Sie sehen sich alle zum Verwechseln ähnlich.

Und daneben gibt es eine Frau Rieß, die später einmal zu den Klassikern der Photographierkunst gerechnet werden wird. Frau Rieß ist dieses Jahr in England gewesen, und wenn die photographische Ausbeute dieser Reise besonders schön geworden ist, so liegt das vielleicht nicht nur am Objektiv, sondern auch am Objekt. Da sind zum Beispiel ein paar englische Minister, die etwas anders aussehen als die unsrigen. Ramsay Macdonald, ganz von vorn genommen, direkt in seine frommen Augen hineinphotographiert; und der herabhängende Schnurrbart betont seine etwas unzeitgemäße Chevalereskheit. Gleich neben ihm das impertinente Arrivistengesicht Lord Birkenheads, dessen Verschlagenheit auf diesem Bilde immer noch einen Zug von Bonhommie behält. Gegenüber Lord Haldane. Ihm hat die Photographin seine typische John Bull-Physiognomie gelassen; eher hat sie es noch etwas karikiert, seine Hand, die grade eine Zigarre zerknautscht, schön in den Vordergrund gerückt und seinem gelöteten schwarzen Querbinder noch ein liebevolles Glanzlicht aufgesetzt. Sir Austen Chamberlain behält selbst vor der ironischen Kamera der Frau Rieß noch seine komische Steifheit. Auch das Glitzern des Monokels kann nicht über die Unsicherheit seines faltig verkniffenen Fischmundes hinwegtäuschen.

Alle diese Köpfe sind dabei sehr englisch geblieben; man er-

rät, wie diese Augen schwirrenden Golfbällen ruhig folgen mögen, und wie diese Köpfe recht gut wissen, was sie wollen.

Anders ist das bei den Objekten, die Frau Rieß aus der großen Gesellschaft ausgewählt hat. Hier gleicht sich der Typus schon sehr dem kontinentalen an. Bei Mr. Ashley wird es wohl nicht nur eine anscheinend vorhandene Leberkrankheit sein, die ihn der Gattung Menjou ähneln läßt. Die Frauen schließlich sind nur noch an ihren großen und harten Mündern als Engländerinnen erkennbar. Kopfhaltung und Augenaufschlag haben sie sich völlig ihren Vorbildern in Cannes und Wiesbaden entsprechend angeeignet. Man versteht nach den Bildern der Frau Rieß, warum ein kleiner Armenier wie Michael Arlen in London Erfolg haben kann, wie Schauspielerinnen heutzutage schon in recht durchsichtigen Pyjamas auftreten können und was so der Zugeständnisse an die internationale Mode mehr sind. Und die Vermittlung solchen Verständnisses ist, scheint mir, das höchste Lob für eine Porträtphotographie. *Wolf Zucker*

Georg Kaiser ächtet Krieg und Krieger

Einen Tag vor Georg Kaisers fünfzigstem Geburtstag hat das Frankfurter Neue Theater „Die Lederköpfe" zur Uraufführung gebracht, ein dreiaktiges Schauspiel, das sich mit den Falten antiker Gewänder gürtet, um brennendste Tagesfragen zu diskutieren. Die Grundlinien der Fabel finden sich — laut Kaisers Manuskript — bei Herodot: dem Basileus, der seit Jahren die feindliche Stadt vergebens belagert, hilft ein Truppführer, der nach grausiger Selbstverstümmelung als angeblich vom Basileus mißhandelter Überläufer in die Stadt dringt und sie nachts dem eignen Heer öffnet. An ihm wird sich der Eid des Basileus erfüllen, der dem Sieger den Rang des Feldhauptmannes und die Hand der kaiserlichen Tochter zusagt. Er erfüllt sich nur halb; im Grauen der Braut vor dem gesichtslos gewordenen Kopf unter der Lederkappe, dem „schmählichsten Widerbild eines Menschen", er — und bekennt der Feldhauptmann sich selbst als „das Tier, das wütend ausbricht und zerstört", und anstatt an den Meuterern (die, im ersten Akt, ihrem Truppführer und dem Stadthauptmann den Marsch ins Feld verweigerten), die vom Basileus befohlene Strafe gleicher Verstümmelung zu vollziehen, entfesselt er, sich selbst opfernd, den Aufstand gegen den Basileus: der stirbt unter den Peitschen derer, aus denen er sich ein „Heer von Lederköpfen schaffen" wollte.

Es ist leicht, an den gradlinig konstruierten Gestalten — dem Stadthauptmann, der in unkontrolliertem Egoismus nur an die Verlängerung seines Greisenlebens denkt, während er dem Basileus Trupp um Trupp ins Feld schickt; dem Feldhauptmann, der dem blindwütenden Kriegerehrgeiz sein Gesicht, das heißt sein persönliches Ich opfert; dem maniakalischen, sadistisch zerstörenden Ungeheuer Basileus endlich — es ist leicht, an ihnen den Sinn des Werkes zu erkennen, weil die gehäuften Grausigkeiten des Werkes die Aufnahmefähigkeit des gemarterten Zuhörers ermüden. Ihm zu helfen hatte die Theaterleitung dem Programmheft einen Abschnitt aus Kaisers werdendem Buch: „Sokrates wandelnd heute" vorangesetzt. Auch hier griechische Verkleidung und darin ein „Chellogos", der einen Kriegsächtungspakt durchbringt. Und dazu ein Sokrates, der den großen Mut hat, zu sagen, daß „hier ein ‚r' fehle", daß die Ächtung der Kriege nichts nutze, ohne die der Krieger, denen man statt dessen unverständlich und unverständig zujuble. Denn der Krieger, der sich aus welchen Gründen immer zum schändlichsten Handwerk hergibt, stellt sich außerhalb der menschlichen Gemeinschaft, wird zum gesichtslosen Lederkopf.

In diesem neuen Werk hat Georg Kaiser das nachgeholt, was Hermann Kesten (in Nr. 48 der ,Weltbühne') an ihm vermißt hatte: er ist politisch geworden, er hat sichtbar Partei genommen. Er bekämpft den Krieg mit dessen eignen Mitteln, mit Grausamkeit und Scheußlichkeit, er hat die Leidenschaft einer guten Sache. Er hat sich und uns zu seinem vielgefeierten fünfzigsten Geburtstag nichts Besseres geben können.

M. M. Gehrke

Flucht aus dem Bagno

Die spannendste Abenteurergeschichte unsrer Tage hat nicht irgend eine Kolportagephantasie ersonnen, sondern die Wirklichkeit, die reich genug ist, neben der kleinen Langeweile des Alltags auch die absonderlichen Erlebnisse des Eugène Dieudonné zu gestalten. Jener Dieudonné, ein junger Arbeiter mit stark intellektuellem Einschlag, besuchte 1911 in Paris anarchistische Gruppen, geriet an Mitglieder der berühmten Bande Bonnot, der „Automobilbanditen", wird fälschlich des Mordes bezichtigt und als Komplize Bonnots und Garniers zum Tode verurteilt. Poincaré begnadigt ihn, weil ihm das Verfahren nicht wasserdicht schien. Aber die „Gnade" heißt nicht Wiederaufnahme, sondern — — Deportation nach Guyana. Fünfzehn Jahre hält der Unschuldige im Bagno aus, während sich sein Verteidiger, Maître de Moro-Giafferi, vergeblich um ein neues Verfahren bemüht. Dieudonné, dem das zu lange dauert, bricht aus und gelangt nach tollkühner Flucht unter unsäglichen Strapazen nach Brasilien. Hier beginnen neue Gefahren und Verfolgungen, bis er endlich den französischen Paß in den Händen hält, der die Freiheit bedeutet. In Rio de Janeiro hat Albert Londres, der pariser Kisch, einer der glänzendsten Journalisten unsrer Tage, den Flüchtling entdeckt und läßt sich von ihm seine Geschichte erzählen, die er in seinem Buche „Die Flucht aus der Hölle" festhält (Deutsch erschienen im Neuen Deutschen Verlag, Berlin). Das ist nicht nur ein Dokument schrecklichster Sträflingsqualen, sondern auch noch ein Epos von Kraft und Kühnheit: Irrfahrten in den Tropen, Flucht in einer elenden Barke, Todesängste des Gejagten, Nächte auf dem Amazonas, in den Sümpfen Brasiliens, nach fünfzehn Jahren Bagno erste Berührung mit der Zivilisation im Konfettiregen des Karnevals von Para. Ein Wirbel von Ereignissen und Erregungen, von Albert Londres in knappem, hastigem Stil und mit viel trockenem Humor niedergeschrieben. Die Übersetzung von Milly Zirker hat das Fluidum des Originals.

C. v. O.

Liebe Weltbühne!

Felix Graf Luckner: „Von 2300 Kisten Champagner sprangen zwei Drittel in den Tropen. Uns sind in bitterster Not auf der Insel Mopelia, der letzten deutschen Kolonie, nach Strandung meines ,Seeadlers' geblieben die letzten 24 Flaschen „Burgeff Grün!" Keine ist gesprungen, sie gaben uns wieder deutsche Atmosphäre in die Knochen!"

Inserat

Antworten

W. Klein. Die „Literaturgeschichten" Eduard Engels werden hoffentlich in keiner Schule als vorgeschriebenes Lehrmittel gebraucht. Sie sind unsorgfältig, falsch und irreführend. Ihre nationalistische und kriegshetzerische Tendenz steht außer Zweifel. Sie gehören also nicht in die Hände von Kindern. Casanova ist nicht unsittlich — solche Bücher sind es.

Ernst Toller. Sie haben mit Begeisterung und Anteilnahme der Morgenaufführung von Peter Lampels Stück „Revolte im Erziehungshaus" beigewohnt. Das Stück berichtet über die Mißstände in Fürsorgeanstalten, aber, so sagen Sie, „es handelt sich hier um keine Reportage im Sinne des Modeschlagwortes. Reportage hat ihre Bedeutung. Ein Dummkopf, der das leugnet. Das Drama, wie alle Kunst, muß mehr sein, nämlich Verdichtung, Stufung und Gestalt. Erst dadurch wird Reportage auch künstlerische Wahrheit." Sie wissen, daß es auch Fürsorgeanstalten gibt, in denen man sich bemüht, die Jugendlichen verständnisvoll und vernünftig zu behandeln, aber das hindert nicht, daß die Aufführung dieses Stückes trotzdem ein Verdienst ist, und: „Ich kann meinem Freund Piscator den Vorwurf nicht ersparen, daß er dieses Stück, ebenso wie das bedeutsame Werk von Rudolf Fuchs „Aufruhr im Mansfelder Land" in seinem dramaturgischen Bureau Monate hindurch liegen hatte, ohne beide Werke im Abendprogramm aufzuführen." Die Aufführung leitete Hans Deppe. Unter ihm spielten: Hans Anklam, Reinhold Bernt, Gerhart Bienert, Adolf Fischer, Fritz Genschow, Walter Gynt, Ernst Hoffmann, Werner Kepich, Erich Koberling, Werner Pledath, Ludwig Roth, Alfred Schäfer, Renée Stobrawa, Peter Wolff.

Franz Werfel. Wissen Sie eigentlich, was mit Ihrem Namen getrieben wird? Nein, das wissen Sie sicherlich nicht — denn wüßten Sies, Sie, der Sie das Ausland gut kennen und doch niemals einen Taktfehler begangen haben, grade Sie protestierten. Denn dies wird mit Ihrem Namen getrieben: Der „Allgemeine Deutsche Schriftstellerverein" schickt an französische Literaten ein Bettelschreiben, in dem auf die Not der deutschen Schriftsteller hingewiesen wird. Soweit das Allgemeine Deutsche Schriftsteller-Französisch zu enträtseln ist, wimmern die Herren um Bücher, um signierte Bücher oder um sonstige Geschenke ... die ökonomische Krise in Deutschland ... Weihnachten steht vor der Tür ... unter unsern Mitgliedern befinden sich Emil Ludwig, Franz Werfel, v. Hindenburg ... unterzeichnet ist das Zeug: Dr. M. Hirschfeld und Professor Mendel. Das „Oeuvre" macht sich nicht schlecht darüber lustig. Und da muß denn den französischen Kollegen doch gesagt werden: „Dieser Allgemeine Deutsche Schriftstellerverein mag ja sehr groß und sehr alt sein — aber was in Deutschland an anständigen Literaten auch nur den Federhalter halten kann, mißbilligt eine solche takt- und geschmacklose Bettelei auf das schärfste. Wenn sich die Mitglieder

dieser Wohltätigkeitsvereinigung bieten lassen, daß ihr Vorstand eine soziale Frage dadurch zu lösen glaubt, daß er mit dem Teller bei Kollegen herumgeht, die nachweislich schlechter dastehen als die deutschen Schriftsteller, trotz des Dawes-Planes; wenn diese Mitglieder der Meinung sind, daß es eine gute Reklame für die deutsche Literatur bedeutet, wenn man, anstatt einen anständigen und gewerkschaftlichen Kampf mit den Verlegern zu führen, Berufskollegen belästigt, so mögen sie das mit ihrem Vorstand abmachen. Wir andern aber, und auch sicher Sie, Franz Werfel, haben uns geschämt, als wir diese Taktlosigkeit gelesen haben, und bitten unsre französischen Kameraden, uns nicht mit diesem Verein zu identifizieren.

S. Kracauer. Die berliner Tageszeitungen haben sich nicht grade über einen Überfluß an begabten Filmkritikern zu beklagen, an Leuten, die nicht nur verstehen, worauf es im Film ankommt, sondern auch zu sagen wagen und zu sagen wissen, wo die Schäden sitzen. Geistreichelei, Geschimpfe, Bonhommie, Überheblichkeit — aber nichts Positives, nichts, wonach der Produzent sich richten könnte. Sie nun sind ein Filmkritiker nach unserm Herzen. Erst jetzt wieder haben Sie in Nummer 895 und 898 der ‚Frankfurter Zeitung' einen grundsätzlichen, zwölf Spalten langen Aufsatz über den heutigen Film und sein Publikum veröffentlicht, der an Präzision des Denkens und des Stils seinesgleichen in diesem Fach sucht. Sie sprechen von den Filmthemen: die Flucht aus der Gegenwart zu ehemaligen Fürstenhöfen und zärtlichen Wienerinnen der Straußzeit; von den sogenannten zeitgemäßen Filmen, von den „sozialen", deren Verfasser mehr von der Prädestination als von den Gewerkschaften halten, von der Verzagtheit des Domela-Films, in dem die Saxo-Borussen unter den Tisch gefallen sind, unter dem man sie nicht zeigen wollte; von der Weltferne der Wochenschauen und dem Gefühlskitsch der Kulturfilme. Sie zeigen, wie der Film eine Ideologie propagiert, die dem Hauptstamm der Besucher alle Aussicht versperrt: Es wäre an der Zeit, daß die Ufa etwas von der Existenz der Afa erführe. Wie man mit Konjunkturthemen — Pubertätskrise, Sexualität, Zirkus — das Leben ausschlachtet, statt es zu gestalten. Und dann vom Künstlerischen: Wie die meisten Filme Romanübersetzungen sind, auch wenn die Romane nicht existieren, wie schematisch und lebensfremd Regie und Dekoration sind; wie man Kolportage durch pompöse Galaaufmachung in Qualitätsware zu verwandeln sucht — wobei Sie scharf zu Fritz Lang hinüber blicken —, wie man glaubt, Tragik zu geben, wo nur zufällig einer stirbt, wie andrerseits im „Berlin"-Film Tausende von Details unverbunden nebeneinander stehen, ohne daß ein sinnvoller Zusammenhang aufgezeigt würde. Als Rezept empfehlen Sie Aufrichtigkeit, Beobachtungsgabe, Humanität. „Sitzt!", wie die Saxo-Borussen sagen. Die zwei Nummern der ‚Frankfurter' sind doch wohl noch nicht vergriffen?

Berliner Weltbühnenleser. Jeden Mittwoch im Café Adler, am Dönhoffplatz. Am 12. d. M. spricht Wilhelm Düwel über „Bürgerliche und marxistische Ideologie" und am 19. Albert Hotopp über „Rationalisierung und Gesundheitsgefahren".

Freunde und Leser der Weltbühne in Wien treffen sich jeden zweiten und vierten Dienstag im Monat im Café Freyung, Wien I, Renngasse.

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Ihr veranstaltet am Sonnabend, 15. Dezember, 20 Uhr, im Anti-Kriegsmuseum, Parochialstraße 29 (U-Bahn Klosterstraße), einen öffentlichen Diskussionsabend über das Thema „Strafgesetzskandal". Es sprechen u. a. Herr Rechtsanwalt Dr. Fritz Löwenthal und Dr. Kurt Hiller.

Hermann Hillger. Sie schicken mir zum Falle Weißkopf eine umfangreiche Erklärung, der ich einige Partien entnehme. Sie stützen sich vornehmlich darauf, daß die Umrechnung der Papiermark in Goldmark nicht zulässig sei, da in den Inflationsjahren schließlich in diesem Sinne ein jeder seine Lieferanten geprellt habe. Die Verfasserin indessen hat vorahnend diesen Einwurf erledigt, indem sie ausführte, daß bereits 1923 die gezahlten Summen nur einem von der Welt abgeschlossenen Menschen geboten werden konnten, der nicht wußte, wie sich draußen der Geldwert dauernd verringerte. Sie verweisen weiter darauf, daß Weißkopf sich in dem letzten Brief, den sie von ihm erhielten, mit allem einverstanden erklärt habe: „Ebrach, den 13. Mai 1923.... Höflichst um Vergebung bittend, daß ich Ew. Hwg. Zeit und Güte nochmals in Anspruch zu nehmen wage, erlaube ich mir anzuzeigen, daß mir über die Art der letzten gütigen Zuwendung Eröffnung gemacht wurde. Ich erkläre mich mit allem einverstanden und zufrieden." Auch Sie verstehen ebenso wenig wie Herr Dr. Heilborn in seiner in voriger Woche abgedruckten Zuschrift, worum es eigentlich geht. Ein „Lebenslänglicher" ist weder ein normaler Geschäftspartner noch ein normaler Prozeßgegner. Er ist von der Welt abgeschnitten, über nichts unterrichtet und den irrsinnigsten Depressionen unterworfen. Auch außerhalb der Gefängnismauern werden Verzichte widerrufen, wenn sich ergibt, daß die Voraussetzungen nicht zutrafen. Der Gefangene Weißkopf hatte von Geldverhältnissen in diesen Jahren keine Ahnung, man kann nicht von ihm verlangen, daß er über kommende Aufwertungsprobleme schon zu einer Zeit unterrichtet war, wo Bankpräsidenten nichts davon ahnten, er nahm die Papierlappen als köstliche Gabe hin... Sie, Herr Hillger, haben eine schwere Schuld auf sich geladen, indem Sie in Weißkopf zunächst Hoffnungen erweckten, um ihn nachher einfach fallen zu lassen. Was für Sie Episode war, das war für ihn Rettung in der Gegenwart und seine einzige Zukunft. Die Liga für Menschenrechte bemüht sich heute um seine Begnadigung. Sie haben schon einmal in einem Brief an die Gefängnisverwaltung, um ihm die Erlaubnis zu seinen Arbeiten zu erwirken, auf Ihre angesehene soziale Position verwiesen. Entschließen Sie sich dazu ein zweites Mal, um wenigstens moralisch das abzutragen, was Sie dem Unglücklichen in blanker Münze nicht erfüllt haben.

Kalendermann. Der in Nummer 48 angezeigte Kalender des Verlages „Friede durch Recht", den wir angelegentlich empfahlen, heißt „Neues Deutschland".

C. G. Sie fragen nach der Roten Hilfe? Was sie in diesem Jahre geleistet hat und was sie für Weihnachten plant, finden Sie in einem Aufruf, der diesem Heft beiliegt. Hier ist Hilfeleistung in ein System gebracht, von dem die herkömmliche Charitas nichts ahnt. Herr Richard Tauber, der dicke Tenor, verkauft ja jetzt im W.D.E. (Warenhaus der Eitelkeit) seine kostbare Unterschrift für wohltätige Zwecke und drückt damit einer verdienstlichen Sammlung den Stempel der Lächerlichkeit auf. Machen Sie einen weiten Bogen um den gespreizten Gockelhahn und gehen Sie zur Roten Hilfe.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten: es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Wahnsinn Europa von Ignaz Wrobel

Im Jahre 1902 wird in der italienischen Kleinstadt Cerignola ein Proletarier geboren, der di Modugno heißt. Erst Landarbeiter, dann Bauarbeiter, gleitet der klassenbewußte junge Mensch rasch in die Gewerkschaftspolitik; er wird mehrere Male verhaftet, das erste Mal schon im Jahre 1921, also vor der Herrschaft der Fascisten, und als die ans Ruder kommen, lernt er ein Gefängnis nach dem andern kennen. Flieht im April 1927 aus Italien — denn es ist eine Flucht, die Italiener lassen ihn nicht heraus, ein Auslandspaß ist eine Gnade... Geht nach Frankreich, nach Luxemburg, arbeitet dort, geht wieder nach Frankreich und denkt: Italien und hat eine Idee im Kopf: Italien. Denn in Italien sind Frau und Kind.

Nichts einfacher, als Frau und Kind nachkommen zu lassen? Das erlauben die Italiener nicht — Frau und Kind sind Geiseln für den Entflohenen, und überhaupt „hat der Italiener im Ausland nichts zu suchen". Die Frau di Modugnos versucht es mit einer Wallfahrt nach Lourdes — man verweigert ihr den Paß. Sie bittet und beschwört die Behörden — man verweigert ihr den Paß.

Im Jahre 1927 macht di Modugno in Paris neue Anstrengungen. Das Spiel der Ämter — „Da müssen Sie erst ...". — beginnt von neuem. Gesuch; Beglaubigung des Gesuchs durch die französische Polizei; Beglaubigung der Beglaubigung durch das italienische Konsulat; Formulare, Gänge, Warten, Warten... und dabei nie zu vergessen, daß das ein Arbeiter in seiner Freizeit macht, wo er müde ist, unausgeschlafen, gereizt durch all diesen Widersinn... Frau Modugno schreibt aus Italien: „Liebster, wieder ist mein Gesuch abgeschlagen — aber ich habe gute Beziehungen, und ich glaube, dieses Mal wird es doch gelingen. Ich habe einen Anwalt genommen ..." Also um einen gewöhnlichen Auslandspaß zu erlangen, braucht man in der Ordnungszelle Italien einen Anwalt, es muß doch Geld unter die Leute kommen. Di Modugno wartet, in Paris.

Und eines Tages, als es gar nicht weiter geht, am 12. September 1927, steckt er einen Revolver zu sich und geht noch einmal aufs italienische Konsulat. Der Generalkonsul ist zu seinem Glück nicht da, den jungen Arbeiter empfängt sein Vertreter: ein Graf Nardini. Das kleine Bureau ist von dem Warteraum nur durch eine dünne Wand getrennt. Die dort Sitzenden hören eine kurze Unterhaltung, dann die Stimme des Arbeiters, dann Nardini, auf italienisch: „Ich kann nicht! ich kann das nicht!" — dann zwei Schüsse. Di Modugno hat den Konsularvertreter Italiens in Paris erschossen. Da sitzt er, auf der Anklagebank.

Der Flügel des Palais de Justice ist in weitem Umfang abgesperrt, drei Reihen Schutzleute sind zu passieren, ehe du heraufkommst — der Saal ist halbleer; in dem viel zu kleinen Zuschauerraum, der Formalität halber, jene, die die Geduld gehabt haben, lange genug anzustehen; sehr viele Anwälte, auch

weibliche, unter denen übrigens keine große Nummer ist; Zeugen, Presse, Polizei.

Di Modugno ist ein kleiner Mann, der recht kümmerlich vor seinen drei Wächtern in der Anklagebank hockt. Die drei Richter und der Staatsanwalt in roten Talaren; links die Geschworenen, mittleres und kleines Bürgertum. Die zwei Damen in Schwarz sind Frau und Tochter des Ermordeten, sie haben sich dem Verfahren als Nebenkläger angeschlossen, was nach französischem Recht möglich ist, wenn sie ein Interesse geltend machen; zu diesem Zweck wird, der Form halber, ein Franc Schadenersatz verlangt, und auf solche Art haben die natürlich nur moralisch Interessierten die Möglichkeit, mit ihrem Anwalt, Herrn Gautrat, in den Prozeß einzugreifen. Di Modugno wird von dem Donnerer Torrès, einer Art französischem Grünspach, und Herrn Lazurick verteidigt. Los gehts.

Warum? Warum haben Sie das getan —?

Di Modugno beginnt in einem harten Französisch, das er im Gefängnis gelernt haben will, zu erklären... sein Temperament entlädt sich ungeschickt, er erzählt zu viel, zu viel Einzelheiten, die hier keinen Menschen interessieren, die für ihn aber Lebensfragen, Todesfragen gewesen sind: Italien und die Fascisten und die Gefängnisse ... Die Rolle des Vorsitzenden, Herrn Warrain, ist nicht beneidenswert: da sitzen Vertreter der italienischen Botschaft, sehr viel italienische Presse schreibt im Saal, und ein Angriff des Herrn Torrès ist kein Zuckerlecken. Trübe ist der Tag, die elektrischen Lampen glühen, aber leuchten nicht, die braune Holztäfelung schwimmt im Dunkel, da steht ein Photograph und hält dem Angeklagten seinen Kasten vors Gesicht; die Anwälte gemahnen unfehlbar an Daumier, was mögen sich diese Schauspieler der Gerechtigkeit wohl hinter den Kulissen nachher beim Frühstück erzählen? Warum übrigens alle Gerichtssäle der Welt so schlecht gelüftet sind, bleibt ein ewiges Rätsel.

Di Modugno hat viel zu reden, aber nicht viel zu sagen. Man errät die unendliche Qual der Paßplackerei — er hat Pech, er ist kein „sympathischer Angeklagter" — und außerdem hat er, wie das immer so geht, einen Mann getötet, der wohl einem System angehörte, aber selbst kein enragierter Fascist gewesen ist. Es trifft immer die Falschen.

Die Zeugen. Der Anwalt der Nebenklägerinnen hat Belastungszeugen zusammengeladen, aber sehr viel kommt da nicht zusammen. Der uralte Trick, den Ermordeten in hellstem Licht erstrahlen zu lassen, vor dem sich dann der Täter um so schwärzer abhebt, fällt ziemlich klanglos zu Boden: Torrès lobt den Grafen Nardini in den höchsten Tönen — dessen Qualitäten werden gar nicht bestritten. Die Belastungszeugen sollen aussagen, daß der Graf Nardini ihnen immer geholfen, daß er die Not der Emigranten nach Möglichkeit gelindert hat..., daß er sehr wohltätig gewesen ist..., das ist alles unbestreitbar. „Hat er Ihnen jemals den Eindruck gemacht, als ob er die Fascisten bevorzuge?" Nein, sagen die Zeugen. Das brauchte er auch gar nicht; das tat schon das

Reglement, das etwa 150 000 Italiener in Paris ohne Paß läßt; Mussolini hat diese Leute sämtlich ihrer Nationalität beraubt, und was das heute in dem papierwütigen Europa bedeuten will, weiß nur der, der einmal darunter gelitten hat: so einer hat die gesamte Beamtenpest auf dem Halse. Torrès steht langsam auf. „Sind Sie, Herr Zeuge, Fascist oder Antifascist?" fragt er lauernd. Und kriegt eine dicke Abfuhr. „Ich bin Italiener, Herr Rechtsanwalt!" sagt der Zeuge. Immerhin, er hats aus Angst gesagt — denn auf den Bänken horchen die italienischen Journalisten und die in Paris befindlichen Antifascisten — keine sehr freundliche Situation.

Die Entlastungszeugen. Hier ist zu sagen, daß im französischen Strafprozeß die Redefreiheit aller Beteiligten viel größer ist als im deutschen. Torrès hat Tod und Teufel vorgeladen: Cesare Rossi, den sie neulich aus der Schweiz mit Hilfe einer Frau zunächst in eine kleine italienische Enklave und dann nach Italien verschleppt haben, wo es ihm nicht gut ergehen wird, natürlich ist er nicht gekommen; Arbeiterführer und Journalisten und Politiker... Leute, die nur sehr mittelbar mit der Sache zu tun haben. Der Vorsitzende läßt sie reden. Er ist — hör es, o Deutschland, nur Leiter der Verhandlungen, aber kein Staatsanwaltsersatz. Die Stellung des französischen Verteidigers und die des deutschen... welch ein Unterschied! Dort ein geduckter Mann, der immer in leisem Verdacht der Mittäterschaft steht, von den strammen Vorsitzenden auch so behandelt wird und es sich gefallen läßt. Wie ja überhaupt das deutsche „Standesbewußtsein" nie da funktioniert, wo es gefährlich wäre — etwa dem Brotgeber, den vermeintlichen „Vorgesetzten" gegenüber — sondern mehr auf Kongressen, in Reden und auf Wohltätigkeitsbällen. Dort also ein Mann Nummer sechs, hier eine Redefreiheit, die jedem deutschen Richter sich die Haare unter dem Barett sträuben ließe. Manchmal reden drei Mann mit einem Mal: Torrès, ein italienischer Advokat mit Umhängebart, der eine wilde Rede gegen Mussolini donnert, und der Vorsitzende, der mit einem langen Holzlineal auf den Tisch schlägt: „Retirez-vous! Retirez-vous!" — Und der Zeuge schmettert immer weiter... Aber immer noch besser drei Mann, die mit einem Mal reden, als der deutsche Vorsitzende, der für drei redet.

Es erscheinen nacheinander:

Antifascisten, die die Geschworenen über Italien aufklären, soweit das noch nötig ist — und immer sind die Geschworenen die Hauptpersonen, nicht der Vorsitzende, der zuhört, schweigt und zuhört. Der große Journalist Albert Londres erzählt von Verzweiflungsszenen, die er in Spanien gesehen hat, wo sich paßlose Emigranten vor den Türen der Konsulate herumwälzten; der etwas zweischneidige Arbeiterführer, Herr Jouhaux — und ei! wer kommt denn da —?

Fräulein Margueritte Durand. Sieht auch so aus. Wie ein französisches Gretchen Schulze: das ist die Dame, die mit Herrn Rossi nach der Schweiz gereist ist, wo er dann — wie der Zufall spielt — von den Italienern im Auto verschleppt worden ist. So sieht das also aus, wenn die Spitzel Eros spielen

lassen — hm. Eine spitze Nase, Fältchen um die Augen, ein böser Mund — hinter mir sagt eine Anwältin: „Sehen Sie sich die Frau an — gar nicht übel!" aber Frauen haben ja Frauen gegenüber meist einen merkwürdigen Geschmack. Fräulein Durand spricht mit leiser Stimme: „Ja, ich bin wochenlang in Rom eingesperrt gewesen..." Worauf sich einer der Geschworenen erhebt und ebenso freundlich fragt: „Und warum, verehrtes Fräulein, hat sich eigentlich der französische Konsul nicht um sie gekümmert?" Sie hat an den Konsul geschrieben, sagt sie; aber der Brief muß wohl nicht angekommen sein — Ein beneidenswertes Metier.

Das Spiel geht weiter. Welch ein Kino der Justiz! Wie alles für die Geschworenen verschoben wird, bengalisch beleuchtet, verdunkelt oder ans falsche Licht gezerrt! Hier gilt es als eine Empfehlung, gegen die Bolschewisten zu sein — da ist es ein Verbrechen, sich mit Politik befaßt zu haben, denn das dürfen die europäischen Kinder nicht, dafür haben sie ihre Politiker, die Gott erleuchtet hat; und nun wird die Sitzung bewegter und bewegter. Maître Gautrat verschafft uns den seltenen Anblick eines Mannes, der eine Metapher zur Wahrheit macht: zum ersten Mal sehe ich einen Redner, dem in der Tat der Schaum vorm Munde steht, seine Zähne zermalmen alle patriotischen Abstrakta mit einem Mal. Der leis grollende Donner von Maître Torrès schwillt an, der Mann hat das, was die Schauspieler „eine gute Röhre" nennen, und er macht brausend davon Gebrauch. Die kleinbürgerlichen Vorstellungen der Geschworenen werden von beiden Parteien nicht schlecht gekitzelt: Sentimentalität, Mutterliebe, Witwentränen und arme Waise, die leidende Familie in Italien, des Ernährers beraubt — hier wird noch die Wahrheit zur dramatischen Lüge. Übrigens leidet die Familie di Modugnos in Italien wirklich: aus Wut über den Mann, den er nicht fassen kann, hat Mussolini Frau und Kind auf eine böse Insel geschickt, in die Verbannung — „de l'ersatz", wie die Franzosen seit dem Jahre 1916 sagen.

Jetzt ist die Verhandlung ganz und gar politisch geworden.

Die Stimmung für die Italiener ist in Frankreich zurzeit nicht günstig. Mussolini, Nobile und die ungeschickten Nachahmungen französischer Pseudofascisten, die keine Rolle spielen, aber sie doch spielen wollen — so sang neulich ein Chansonnier im Cabaret:

Nobil' serait Americain,
Suédois, Portugais, Norvégien,
En parler serait très possible;
Mais précisément le Destin
A voulu qu'il fût Italien —
Ils sont si, si, si susceptibles!

Il est parti l'premier... mais ça
Bien des Italiens en sont là!
Au Pôle il fait un froid terrible...
Qu'est-c'que vous voulez, le pauvr' vieux,
Il a eu peut-êtr' froid aux yeux!
Ils sont si, si, si susceptibles!

Auf diese Empfindlichkeit nimmt eigentlich nur der Vorsitzende Rücksicht, der „nicht duldet, daß von einer Schwester-Nation so gesprochen wird, von einer befreundeten Nation, von einer verbündeten Nation..." und Torrès donnert weiter. Wie angenehm aber auf allen Seiten die anerkannten Regeln des Floretts und der schweren Säbel — gegenüber dem vollendeten Mangel an Ritterlichkeit in deutschen Gerichtssälen, wo man fast immer das Gefühl hat, einer polizeilichen Vernehmung beizuwohnen, aber nicht einem Kampf der Meinungen.

Und die Plaidoyers rollen: die brausende Orgel des Zornes, die säuselnde Vox humana der Empfindsamkeit, Harfe des Herzens, Flöte des Spottes und die ganze türkische Musik. Wer hat hier recht —?

Du sollst nicht töten. Blut ist selten eine Lösung — erklärlich bleibt die Tat, zu loben ist sie nicht. Aber —:

Die Anarchie der Staaten quält die Zwangsabonnenten zu Tode, und hier hat sich einmal einer gewehrt. Vergeblich weist Torrès auf die Verhandlungen in Genf hin, wo man für alle diese Menschen „zwischen den Staaten" einen Völkerbundspaß schaffen wollte, so wie es ja schon heute in allerseltensten Fällen einen Nansen-Paß gibt; dieser große Mann hat ein Herz, und er hat keine Nationalflagge vor den Augen. Was ist es mit den Fremden in Europa —?

Sie sind rechtlos.

Wäre es noch die verständliche Eifersucht der einheimischen Arbeiter, die für ihren Arbeitsmarkt fürchten und so mithelfen, die Freizügigkeit aufzuheben — wäre es nur das! Aber es ist der Wahnsinn einer übergeschnappten Bureaukratie, die, um sich zu erhalten, längst Selbstzweck geworden ist, ohne Sinn, ohne Ziel, unfähig, auch nur ihre eignen Leute vor den Hochstaplern zu schützen, die sämtliche Pässe der Welt in Ordnung haben — unfähig, aber schikanierend, mit der Zeit und dem Geld der Steuerzahler, die den Apparat erhalten müssen, umgehend wie die Tyrannen, die sie sind. Wer ist hier im Recht —?

In der Schweiz haben sie seinerzeit Worowski erschossen, und der Täter wurde freigesprochen: die Entrüstung darüber war reichlich mäßig. In Berlin hat ein Armenier einen Türken erschossen. In Paris der Jude Schwarzbart den Judenschinder Petljura — freigesprochen. (Verteidiger: Torrès.) Wer ist hier im Recht —?

Diese Prozesse lassen sich auf einen Nenner bringen: Was treiben die europäischen Staaten mit ihren Angehörigen?

Von Zeit zu Zeit entfesseln die französischen Zeitungen eine wilde Woge von Fremdenhaß, auf Bestellung, aber die französische Presse ist vielerlei, unter anderm ein gutes Geschäft und ein Machtmittel — durchaus nicht Frankreich. In diesen Diskussionen gibt es nun ein Wort, das wir nicht mehr hören möchten —: das ist das Wort „Gastfreundschaft". „Er genießt hier bei uns Gastfreundschaft..."

Das ist nicht wahr! Der Fremde zahlt im fremden Land Steuern wie ihr; er arbeitet wie ihr; er gibt dort sein Geld aus wie ihr — also habt ihr, solange er die Gesetze des Landes

befolgt, kein Recht, ihn hinauszuwerfen! Er genießt nicht die Bürgerrechte — das ist ein andres Kapitel —, aber er ist auch nicht euer Gast. Denn es geht heute nicht mehr an, Europa in kleine Festungen aufzuteilen, wo man „maître chez soi" ist — und wenn hier einer einwirft, daß die Russen es auch nicht anders halten, so sei ihm gesagt, daß die Russen dann eben falsch handeln; wobei ihnen eine wirklich vorhandene Verteidigungsstellung gegen eine Welt eingeräumt sei.

Ein Paß ist keine Gnade — und keine Regierung hat das Recht, ihre Leute bei sich einzusperren und sie etwa zu lebenslänglichem Italien zu verdonnern. Da gibt es ein italienisches Gesetz aus dem Jahre 1926, das bedroht den, der ohne Paß, der sehr, sehr schwer zu bekommen ist, die Grenze verläßt, mit einer Gefängnisstrafe von drei Jahren und Geldstrafe bis zu zwanzigtausend Lire. Da gibt es Schikanen gegen Armenier, Weißrussen, Rotrussen, Italiener — es ist nicht richtig, daß der Fremde nur ein geduldetes Wesen zu sein hat! Selbstverständlich hat er, entgegen allen nationalen Vorstellungen von dem, was „taktvoll" sei, das Recht, die Einrichtungen eines fremden Landes zu kritisieren; wir in Europa sind kapitalistisch längst eine große Familie, und die Einteilung in die anachronistischen Staaten ist eine Kinderei, und eine gefährliche und eine unehrliche dazu. Wer ist hier im Recht —?

Französische Geschworene haben sicherlich schon Fehlurteile gefällt. Aber sie haben eines vor den deutschen voraus: sie pfeifen auf jede Autorität und unterliegen nicht sklavisch der Suggestion eines kleinen Landgerichtspräsidenten. Diese hier hatten auf folgende Fragen zu antworten:

1. Hat der Angeklagte eine Körperverletzung begangen?
2. Hat diese Körperverletzung einen tödlichen Ausgang zur Folge gehabt?
3. Hatte der Angeklagte den Vorsatz zu töten?
4. Hat er die Körperverletzung vorsätzlich begangen?

Und nun geschah etwas sehr Charakteristisches. Die Geschworenen antworteten nicht blind, sondern fragten zurück: „Welche Folgen hat es, wenn wir die einzelnen Fragen bejahen?" Der Vorsitzende klärte sie auf, worauf sie zugunsten des Angeklagten nur die erste Frage bejahten, alle andern aber verneinten — also entgegen dem klaren Tatbestand den Tod leugneten. Witwe und Tochter des Erschossenen saßen in Trauer daneben.

Zwei Jahre Gefängnis — Anrechnung der Untersuchungshaft von einem Jahr.

Und ein Krach in der pariser Presse! Die Geschworenen hätten sich miteinander in Verbindung gesetzt; einer hätte den andern abends in seiner Wohnung besucht — das wird auch gar nicht geleugnet. Der ‚Matin' war drauf und dran, die Institution der Geschworenengerichte überhaupt abzuschaffen — der ‚Ami du Peuple' des wohlriechenden Herrn Coty betonte nicht ganz zu Unrecht, daß am selben Tag ein unehrlicher Steuereinnehmer wegen Unterschlagung zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt worden sei — als ob diese Justiz nicht immer Eigentumsvergehen am schärfsten geahndet hätte! Die Polizei

stürzte sich mit Feuereifer auf neue Reglements gegen die Fremden, denen sie, wiederum nicht ganz zu Unrecht, vorwirft, einen etwas reichlichen Prozentsatz bei allen pariser Verbrechen zu stellen — und nun ging es auch jenseits der Alpen los.

Rede Mussolinis in der Kammer; Telegramme an die Witwe; Zähneknirschen, geschwungene Fäuste und drohende Reden — die soeur latine kreischte aus vollem Halse, und die französische Nation antwortet der Schwester lächelnd etwas, was ungefähr unserm „Na und —?" entspricht: „Et ta soeur —?"

Und keiner sieht den wahren Grund dieser Affäre.

Zugrunde liegt der Irrsinn einer nicht mehr haltbaren Idee: die der absoluten Souveränität der Staaten. So wie überall durch die mangelnde Arbeitsgelegenheit, die übertriebene Einschätzung einer armseligen „akademischen Bildung" und der zunehmenden Sucht, sich schwerer Arbeit zu entziehen, ein Beamtenpartikularismus aufflammt, der das Leben von Tag zu Tag unerträglicher macht, so stemmt sich jedes dieser Staatengebilde mit aller Macht gegen die Entwicklung. Es wird ihnen nichts helfen. Es kommt das föderalistische Europa — trotz Genf.

Inzwischen weist Preußen lästige Ausländer nach Hamburg aus; Frau di Modugno darf nicht nach Frankreich kommen; die Engländer untersuchen in Newhaven die ankommenden Fremden auf Geschlechtskrankheiten — und unter einem Wald von flatternden Fahnen, blitzenden Messingwappen und herrlich bunt angestrichenen Generalen erbraust der Wahnsinn Europa.

General Reinhardts „Volksarmee"

von Nicolaus List

Kürzlich ist der Landrat von Gilsa in Kirchhain in Hessen von der preußischen Regierung gemaßregelt worden, weil er von nächtlichen Übungen nationalsozialistischer Haufen seinen Vorgesetzten nicht Meldung erstattet hatte. Die Zähigkeit mit der die Rechtspresse sich dieses pflichtwidrigen Beamten annahm, ließ sofort den Verdacht aufkommen, daß es sich hier um mehr handle als um das gewohnte Soldatenspiel kümmerlicher Hitlerknaben. In der kommunistischen Presse wird schon seit längerer Zeit behauptet, daß die Reichswehr wieder begonnen habe, einen stärkern Schatten zu werfen. Und das sozialdemokratische ‚Hamburger Echo' brachte sogar eine eingehende Darstellung der Vorgänge von Kirchhain und daß wieder Reichswehroffiziere dabei wären. Wir haben nunmehr einen unsrer Mitarbeiter nach Kassel geschickt, um dort Erkundungen anzustellen. Dies sind die überraschenden Ergebnisse.

Wie 1923 . . .

Bei der Staatsanwaltschaft I in Berlin schwebt zurzeit ein Verfahren wegen Geheimbündelei und wegen Vorbereitung zum Hochverrat, das unter dem Rubrum Erhardt und Genossen geführt wird und das sich in Wirklichkeit gegen den

frühern preußischen Kriegsminister, den General der Reichswehr a. D. Reinhardt, richtet. Die Untersuchung hat bisher ergeben, daß General Reinhardt im Bunde mit einer großen Anzahl von rechtsradikalen Parteiführern und Organisationen über das ganze Deutsche Reich eine zentrale Organisation gezogen hat, die es ihm ermöglicht, in jedem Augenblick eine große Anzahl nationalistischer Mannschaften unter seine Fahne zu rufen. Die Ausrüstung für dieses illegale Heer, das naturgemäß nur als innenpolitische Diktaturarmee aufgezogen worden ist, wird bei den Eisenwerken von Maffei in Bayern hergestellt, fast sämtliche Reichswehrkommandostellen sind in dieses Komplott verwickelt. Durch Verträge hat sich General Reinhardt die Mitwirkung der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei Hitler gesichert, die Verhandlungen mit den Stahlhelmführern haben sich zwar vorläufig an der Eitelkeit der Herren Seldte und Düsterberg zerschlagen, dafür hat sich aber der Kapitän Erhardt mit seiner noch heute existierenden Organisation Consul freudig zur Verfügung gestellt. Die Einzelheiten dieses ganzen Unternehmens lassen erkennen, daß jetzt wieder zum ersten Male seit 1923 eine ernste Gefahr für die deutsche Republik besteht. Alte Rezepte, alte Methoden. Neuartig ist nur die Tatsache, daß diese latente Bürgerkriegsgefahr zwar allen in Betracht kommenden Stellen, dem Justizministerium ebenso wie dem preußischen Innenministerium durchaus bekannt ist, daß aber bisher niemand den Mut gefunden hat, das Geschwür operativ zu behandeln. Groener aber, der vielgerühmte Herr Fachminister, weiß von allem nichts.

In der Öffentlichkeit machte es seiner Zeit erhebliches Aufsehen, als der frühere Kriegsminister Reinhardt seinen Dienst bei der Reichswehr plötzlich quittierte. Damals ahnte niemand die wahren Gründe seines Entschlusses. Heute kennt man sie: Von sehr hoher Stelle des Reichswehrministeriums aus trat man damals an diesen General heran und bot ihm, dessen militärische Fähigkeiten und persönliche Qualitäten unbestreitbar sind, an, er möge im engsten Zusammenarbeiten mit dem Reichswehrministerium eine geheime Volksarmee aufbauen. Der Titel „Volksarmee" wurde offiziell, aber es wurde ein Heer, das aus allerhand dunklem Volk bestand und sich gegen das Volk richtete.

Die Reichswehr spielt mit

General Reinhardt, militärisch ernsthafter als alle seine zahlreichen Vorgänger in dieser dunklen Branche, richtete sein Augenmerk zunächst auf zwei Dinge. Einmal mußte für die aufzustellende rechtsradikale Armee Kriegsgerät beschafft werden und zweitens mußte für unbedingte Geheimhaltung Sorge getragen werden. Der erste Punkt war leicht zu erledigen. Da es sich hier um eine geschäftliche Angelegenheit handelte, so nahm die bekanntermaßen sehr geschäftstüchtige Seetransportabteilung des Reichsmarineamtes, damals noch unter Leitung des geschäftigen Herrn Korvettenkapitäns Canaris, die Sache großzügig in die Hand. Über Nacht wurde dessen Bruder, Herr Doktor Canaris, Befehlshaber der Maffeiwerke

in München. Wieviel das gekostet hat, das hat die Seetransportabteilung bis heute noch nicht mitgeteilt. General Reinhardt brauchte also jetzt nur zu bestellen.

Die Geheimhaltung der ganzen Aktion war naturgemäß etwas schwierig, aber auch hier blitzte das Licht der Erleuchtung in der Seetransportabteilung auf. Hier erinnerte man sich an den lieben Kameraden Erhardt, und dieser stieß alsbald zu General Reinhardt. Von ihm beraten, ging der General nun folgendermaßen vor. Er war zu intelligent, um einfach Leute in Deutschland herumzuschicken, die Mannschaften sammeln sollten. Er ließ nur die großen nationalistischen Verbände ein wenig unterminieren. Das war nun auch nicht so ganz einfach, denn das oberste Prinzip aller dieser Bünde ist die unbedingte Treue zum Bundesleiter, damit einmal die monatlichen Beiträge ausschließlich an ihn abgeführt werden und damit zweitens das Prestige dieses jeweiligen Bundesführers nicht gemindert wird. All diese nationalistischen Heerscharen dürfen als Führer niemanden als ihren Bundesherren anerkennen, und infolgedessen stieß Reinhardt zunächst auf Schwierigkeiten. Die Herren Seldte und Düsterberg machten nicht mit, sie wollten selbst einmal höchst persönlich die Erneuerer des deutschen Volkes sein. Da trat Erhardt persönlich in den Stahlhelm ein. Er unterminierte die Heerscharen oder vielmehr, er wollte es, denn kaum hatte er begonnen, da wurde bei der Stahlhelmleitung die Sache ruchbar, und Herr Erhardt mußte dem Stahlhelm Adieu sagen. Er ließ aber seine Trabanten zurück, die Herren Friedmann, Schillinger und Liedig, die in Berlin, Bülowstraße 50, das Werk ihres Meisters fortführten. Die Herren Götting, von Fichte, Plaß und zahllose andre versehen in der Provinz diesen Dienst, eine große Anzahl dieser Kämpen jedoch haben sich mit ihrem Herrn und Meister aus finanziellen Mißhelligkeiten überworfen. Immerhin ist es ihnen gelungen, im Stahlhelm selbst ganze Ortsgruppen unter der Devise „Alles für die Reichswehr" zu sammeln, die darauf warten, daß ihnen ein Reichswehrleutnant, ein wirklicher und wahrhaftiger noch heute lebender uniformierter Offizier, die Ehre antut, sie auf den nächsten vereinbarten Kasernenhof zu rufen.

Soweit der Stahlhelm. Bei den kleinern Bünden war die Arbeit Erhardts um vieles leichter. Er fraß sie mit Haut und Haaren. Dem großen Komödianten und gewaltigen Politiker Hitler kam Herr Erhardt sogar ganz gelegen. Zwischen ihm und dem General Reinhardt wurde durch Erhardts Vermittlung sogar ein förmlicher Vertrag geschlossen, wonach sich Hitler verpflichtete, seine Ortsgruppen anzuweisen, daß sie den örtlichen Verbindungsoffizieren zur Reichswehr Gehorsam leisten. Wie die Vorgänge um Kassel gezeigt haben, hat man neuerdings sogar auf die Vorsichtsmaßregel verzichtet, Verbindungsoffiziere einzustellen — heute ist es an der Tagesordnung, daß aktive Reichswehroffiziere in Uniform die Ausbildung der Reinhardtschen Armee in aller Öffentlichkeit betreiben. Ähnlich wie mit den Hitlergruppen ist man mit den andern kleinen Bünden verfahren.

Man übt Brückensprengung

Dergestalt ist Reinhardt also vorgegangen: Er hat es verstanden, die Mehrzahl aller Mitglieder der nationalistischen Bünde in die Hand seiner Verbindungsoffiziere zu bekommen, die fast sämtlich aus der alten O. C. stammen. Mit diesen Leuten nehmen die Offiziere der Reichswehr eine Reihe von sehr charakteristischen militärischen Übungen vor. In einer „Führerbesprechung" in Speckswinkel in Hessen, die im Anschluß an eine völkische Agitationsversammlung stattfand, wurde mitgeteilt, in welchen speziellen Fächern ausgebildet wird. Man übte Brückensprengung, Stillegung elektrischer Kraftzentralen und militärische Besetzung und Betriebsführung großer Telephonzentralen. Aus der Technischen Nothilfe sind systematisch die vorgebildeten Elemente herausgesucht worden.

Noch ein süddeutscher Demokrat!

General Reinhardt hat heute sein Werk vollendet. Die Diktaturarmee steht fertig, ihre Ausrüstung liegt bereit. Die Führung dieser Armee liegt, „militärisch" betrachtet, in den besten Händen, denn es ist sicher, daß Herr Reinhardt sein Fach beherrscht. Es ist eine merkwürdige Laufbahn, die dieser Offizier hinter sich hat. Im Frieden stand er, wie Herr Groener, im Geruch eines gemäßigten süddeutschen Demokratentums, was seiner Karriere durchaus nicht förderlich war. Im Kriege war er zuletzt Chef des Stabes der Siebenten Armee und während des Umsturzes übernahm er am 3. Januar 1919 die Leitung des preußischen Kriegsministeriums. Nach Annahme der weimarer Verfassung trat er in die Truppe zurück. Er galt damals als die militärische Hoffnung der jungen Republik. Als die Kapparmee in der historischen Märznacht von Döberitz nach Berlin marschierte, erklärte Reinhardt als einziger General seine Bereitschaft, das Brandenburger Tor gegen die Meuterer zu verteidigen. Die Republik belohnte ihn schlecht: nicht er, sondern der zweideutige Seeckt wurde nachher Erster. Später kam er nach Stuttgart, wo er bald Fühlung mit rechtsradikalen Bünden nahm, weil die Republik ihn enttäuscht hatte. Als im Herbst 1923 der Konflikt zwischen Seeckt und dem bayrischen Oberkommando ausbrach, bot Reinhardt seine Vermittlung an, ein Vorschlag, der, höflich gesagt, eine recht gemütliche Auffassung von militärischer Disziplin zeigt und von Seeckt zurückgewiesen wurde. Im Jahre 1924 wurde Reinhardt zum General der Infanterie befördert und erhielt das Reichswehrgruppenkommando II in Kassel. Hier schrieb er den berühmt gewordenen Artikel in der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung', in dem er darlegte, daß Angehörige der republikanischen Parteien als Mitglieder der republikanischen Reichswehr nicht in Frage kämen. Kurz darauf nahm er seinen Abschied und begann sein dunkles Werk, das heute vollendet ist. Gegen ihn schwebt, wie schon gesagt, **nunmehr ein Verfahren** bei der Staatsanwaltschaft I in Berlin, und dieses Verfahren wird solange schweben, bis der General eines Tages durch eine Ordonnanz die Akten über sich selbst aus Moabit abholen läßt.

Die Kemmerer-Kommission von Alfons Goldschmidt

Im „South American Handbook", einem sehr geschickt gemachten englischen Führer durch Latein-Amerika, gibt es eine Reihe von Geschichtskalendern, einen bolivianischen Geschichtskalender, einen chilenischen und so weiter. Diese Kalender verzeichnen die wichtigsten politischen, religiösen und wirtschaftlichen Ereignisse, wie die Dauer des Inka-Reiches, die Ankunft der Spanier, die Unabhängigkeitskämpfe gegen die Kolonialherrschaft, die Grenzkriege, Salpeterkriege und sonstigen wichtigen Konflikte der Länder Latein-Amerikas untereinander, den Beitritt der Nationen zum Völkerbund, die Eröffnung der drahtlosen Telegraphie, schließlich auch die Ankunft der Kemmerer-Kommission. Das Erscheinen dieser Kommission hat für England eine ganz besondre Bedeutung. Denn mit der Anerkennung dieser Gruppe von nordamerikanischen Finanzexperten unter Leitung Mister Kemmerers hat das Ende der englischen Finanzherrschaft in Süd-Amerika begonnen. Bis zum Jahre 1914, das heißt bis zum Funktionieren des Panama-Kanals, war das englische Pfund südlich von Panama nicht vom Dollar bedrängt. In Peru beispielsweise machte es die Währung. Noch heute bestimmt das Pfund Sterling nominell das peruanische Pfund, in Wirklichkeit aber ist Peru nach Norden gerichtet. Nord-Amerika übernimmt jetzt die peruanischen Anleihen, Nord-Amerika leitet die peruanischen Finanzen. So ist es in Bolivien, in Chile und in den meisten andern Ländern Süd-Amerikas. Ausgenommen ist bis heute Argentinien, aber von Tag zu Tag strömt heftiger USA-Kapital auch in die argentinische Wirtschaft, beispielsweise in die argentinische Fleischindustrie, die den nordamerikanischen Packers gefährlich zu werden beginnt.

In Chile erschien die Kemmerer-Kommission 1925. Auch dieses Land unterstand früher dem Pfund, aber Mr. Kemmerer fixierte den chilenischen Peso auf soviel Pence wie den nordamerikanischen Interessen nützlich schien. Er löschte nicht etwa das englische Pfund aus, er benutzte es, aber nicht mehr nach englischen, sondern nach USA-Maximen. In der Tat kann Nord-Amerika heute schon die Wirtschaft Latein-Amerikas „wissenschaftlich" beraten. Denn als wissenschaftliche Kommission tritt die Kemmerer-Gruppe auf, und ihr Ansehen in Latein-Amerika ist bei allen, die mit der Dollar-Invasion einverstanden sind, außerordentlich. Wie sollte das auch nicht der Fall sein, wenn schon im Jahre 1926 der Dollar in Bolivien mit 48 Prozent an den Investitionen auswärtigen Kapitals beteiligt war, in Chile mit 40 Prozent, in Kolumbien mit der Hälfte, in Venezuela mit 43 Prozent, gar nicht zu sprechen von Kuba (85 Prozent) und Haiti. Seither dürften diese Prozentsätze noch erheblich gewachsen sein. So soll Brasilien, dessen Kurs direkt nach Norden geschwenkt ist, und das im Jahre 1926 erst 11 Prozent Dollarkapital von der auswärtigen Gesamtinvestition hatte, heute schon erheblich mehr Dollars als Pfunde Sterling schuldig sein. In den letzten sieben Jahren, so sagte man mir, haben die Vereinigten Staaten Brasi-

lien mehr geliehen als England in der ganzen vorausgegangenen Zeit.

Entsprechend dieser Invasion wächst das Warengeschäft der Vereinigten Staaten mit Latein-Amerika, denn wer Geld leiht, will nicht nur Zinsen haben, sondern auch Produkte verkaufen, besonders wenn die Kaufkraft des eignen Landes sinkt. Bis zu 84 Prozent ist der USA-Handel an dem Außenhandelsgeschäft Latein-Amerikas beteiligt, und es wird sicher am Export nicht weniger verdient als an der Einfuhr. Denn die Vereinigten Staaten exportieren die wertvollsten Rohmaterialien, die sie mit wohlfeilen Arbeitskräften auf Grund ebenso wohlfeiler Konzessionen gewonnen haben. Seit Beendigung des Weltkrieges ist dieser während des Krieges eingeleitete und schon energisch vorwärtsgetriebene Prozeß immer sichtbarer und großartiger geworden, so daß man heute sagen muß: das englische Pfund ist in Latein-Amerika und auch in Süd-Amerika niedergerungen oder wird doch in den Gebieten, in denen es noch so heftig verteidigt, bald niedergerungen sein.

Dieses Vordringen des Dollars sucht nun die Kemmerer-Kommission nach einem Schema zu regeln. Ihr Sinn ist, den Boden für die nordamerikanische Hypothek festzumachen. Sie kommt als Saniererin verfahrener Finanzen. Sie bietet sich an, oder sie wird gerufen. Sicherlich erscheint sie mit der Absicht, Solidität in die Finanzen zu bringen. Sie ist überzeugt, eine Heilsmission zu tragen, wie etwa die Adventisten in Peru. Aber darauf kommt es weniger an als auf den Effekt ihrer Tätigkeit. Sie schlägt allen Regierungen etwa folgendes vor: Fixierung der Währung im Zusammenhang mit der Errichtung eines Zentral-Noten-Instituts, gesicherte Kontrolle der Finanzen, das heißt der Eingänge und ihrer Verwendung, Vereinheitlichung der Steuern, Vereinfachung des Verwaltungs-Apparates, Beaufsichtigung der Banken und ähnliches mehr. Diese Vorschläge werden von den Regierungen den Kammern unterbreitet und ohne Weiteres oder nach unwesentlichen Abänderungen angenommen.

Auf solche Weise wird das Dach für die Hypotheken gefestigt. Es ist kein Zufall, daß nach getaner Kemmerer-Arbeit neues Geld von Norden kommt. Und zwar nicht nur Darlehen für die Regierungen, sondern auch für private Unternehmungen. Die Kemmerer-Kommission ist die wissenschaftliche Konsolidiererin der schon aufgenommenen und mehr noch der aufzunehmenden Kredite.

Diese Kommission ist eine typische amerikanische Einrichtung. Auswärtige Finanzberatungen gab es auch früher. Spanien ließ sich jüdische Berater kommen oder holte sie aus diesen im Lande wohnenden „Fremdstämmigen", das absolute französische Königtum bediente sich eines englischen Experten, der allerdings ein Hazardeur war, und die asiatischen Völker haben oft genug die Finanzratschläge auswärtiger Fachleute mit schwerem Gelde bezahlt. Aber die Kemmerer-Kommission ist die neue amerikanische Nationalökonomie im Umherziehen oder besser im systematischen Vordringen. Sie ist die mathematische Rationalisierung der Finanzen Latein-Ame-

rikas zugunsten der USA. Es ist dieselbe Methode, mit der der Panama-Kanalvertrag gemacht wurde, oder der Nicaragua-Vertrag, oder der Gummivertrag Fords mit Brasilien. Es ist ein Schema, das scheinbar auf alle Finanzen und Wirtschaften paßt, wie die Cycles und Kurven nordamerikanischer Nationalökonomen. Aber es ist sozusagen nur eine Dachfestigung, die Fundamente werden nicht berührt und auch nicht berücksichtigt. Sie werden beschwert, ohne daß diese Experten versuchen, sie zu festigen. Sie systematisieren also wohl, aber nur partiell, nur oben und nicht unten, während doch alles auf die Neuordnung unten ankommt. Es kommt nicht darauf an, Geld zuzuführen, sondern die Produktivität zu heben. Daß das nicht auf Kemmerer-Art geschehen kann, zeigt ja die Wirtschaftskrise der Vereinigten Staaten, obwohl doch im Norden das System mit Hilfe geschliffener Hochschulgeister fast bis zur Vollendung ausgebaut ist.

Die Krise verschärft sich bis zur Kriegsexplosion. Der Grenzstreit Bolivien-Paraguay ist ein solcher Kreditkonflikt. Als ich, im Juli dieses Jahres, Bolivien besuchte, sprach man schon vom Krieg mit Paraguay. Die bolivianische Regierung hatte einen großen Waffenauftrag nach England gegeben. Die Armee, von altpreußischen Offizieren geschult, bereitete sich vor. Es ging um den Großen Chaco, der weit nach Bolivien und Paraguay hineinreicht und petroleumhaltig ist. Das Gebiet ist, wie viele Grenzgebiete in Latein-Amerika, „strittig". Zwar werden Schiedsabkommen getroffen. So haben Bolivien und Paraguay sich der Chacofrage wegen noch im vorigen Jahre einem argentinischen Schiedsgericht unterworfen. Sie sind auch im Jahre 1919 Mitglieder des Völkerbundes geworden, der sie jetzt zum Frieden mahnt. Aber hinter ihnen stehen und drängen stärkere Gewalten als Schiedsinstanzen. Bolivien behauptet, Paraguay habe die Chacofrage durch Anlage von Eisenbahnen und Truppenmobilisierung schon für sich entschieden. Der kriegerische Nationalenthusiasmus war in beiden Ländern Mitte dieses Jahres fast bis zum Sieden gesteigert. Das ist die ungeheure Gefahr: Heere und Freiwilligenkorps glauben, für ihre Länder zu fechten, verbluten sich aber für die Standard Oil Company of Bolivia, für englische Ölinteressen, für das auswärtige Kupfer-, Zinn- und Eisenbahnkapital. Mit jeder Anleihe werden diese Völker abhängiger und nervöser. Mit jeder Anleihe verpflichten sich die Regierungen zu neuen Konzessionen. Schiedsgerichte sind Pflaster, die dem heißen Strom nicht standhalten.

Aufstände und Kriege in Latein-Amerika sind keine Kleinigkeiten. Es sind keine Urwaldkonflikte. Wenn europäische Zeitungen höhnen, so beweist das nur völlige Kenntnislosigkeit der Schreiber. Gewiß, die Kontingente sind mit europäischen Heeresmassen nicht zu vergleichen. Aber die Flämmchen werden morgen Flammen sein. Es geht um Produktivität oder Unproduktivität des reichsten Kontinents. Die „Erschließung" Latein-Amerikas beginnt mit Blut. Das ist grauenhaft, und um so schrecklicher, als heute noch keine Möglichkeit ist, das zu verhindern.

Sachlichkeit und Sozialismus von Béla Balázs

Es gibt eine einzige notwendige und gerechte Todesstrafe. Den Selbstmord. Es ist die Gerichtsbarkeit und Exekution der Geschichte, daß sich jede Klasse selber das Grab gräbt, wenn sie es verdient. Hier ist kein Irrtum und kein Unrecht möglich. Denn im Strafvollzug selbst liegt hier der Beweis und das Bekenntnis der Schuld.

Wenn also im ‚Berliner Tageblatt' vor kurzem statt jeder besondern Todesanzeige an die Dichter die Rundfrage gestellt wurde, ob sie es noch für nötig und richtig halten, zu leben, oder wenn eigentlich bloß gefragt wurde, welche Todesart ihnen sympathischer erscheine, die der „Sachlichkeit", wobei sie zu bloßen Registraturmaschinen der Tatsachen werden und aufhören, Dichter zu sein, oder die der Flucht aus dem Leben in eine eigne und besondre Welt der Phantasie, und wenn auf diese Frage ein Alfred Döblin nur antworten konnte: er wisse es nicht, und wenn er, der Akademiker, dies auf eine überaus neckische Art tat, weil dem Schamhaften die Selbstironie als die einzig mögliche Entschuldigung erscheint für die Lächerlichkeit, sich noch als Dichter zu bekennen, wenn er so von der „feierlichen Abdankung" der Literatur sprach — dann ist es geschehen.

Und es ist höchst unfeierlich und kläglich geschehen. Denn es mag eine grausame historische Tatsache sein, daß die großkapitalistische Rationalisierung des Lebensbetriebs aus den meisten Menschen Maschinentiere gemacht hat, die, selber zur Sache geworden, nur noch Sachen wahrzunehmen imstande sind und mit keiner menschlichen Nachdenklichkeit, mit keinem menschlichen Gefühl mehr auf die Dinge der Wirklichkeit reagieren. Es mag eine Tatsache sein, daß eben heute ein kleinbürgerlich-stumpfsinniges Publikum keine Verwendung für Dichter hat. Tieren, die nichts zu beißen haben, fallen die Zähne aus. Dem ungeistig gewordenen Bürgertum fallen die Dichter aus. Sie sind schon lange locker geworden und fühlen das nicht erst heute.

Aber daß jetzt die Zähne sich selber ausreißen, daß Dichter selber die „Sachlichkeit" als Literaturstil proklamieren, daß sie die Parole von der eignen Überflüssigkeit ausgeben, die Geistigen den Geist verleugnen und die Feinsten unter ihnen sich nur geniert, mit Selbstironie maskiert, ans Licht trauen, daß sie mit den Wölfen heulen, von denen sie gefressen werden, das ist ein historisches Schauspiel des feigsten und würdelosesten Harakiri.

Dazu wäre nichts weiter zu sagen, wenn sich diese neue Sachlichkeit nicht schon zu Beginn als der Stil der Jugend und der Zukunft gebärdet hätte, weil sie als Protest gegen die Sensibilitäts-Schmockerei wirklichkeitsloser Aestheten aus einer vergangenen Generation enstanden ist. Aber auch das war ja schon Sachlichkeit gewesen, bloß eine mit negativem Vorzeichen. Diese Poesie ist gegenstandslos geworden, weil ihre Gegenstände poesielos geworden sind. Sie war bereits eine Kapitulation vor dem beginnenden Amerikanismus des Lebens, eine

feige Flucht, ein ohnmächtiger Rückzug des Menschlichen vor der mechanisierten Wirklichkeit. Da standen nun reine Sachlichkeit und reine Seele einander gegenüber, und es kam der pure Stumpfsinn als sportliche und technische Lebensform und als literarischer Stil der neuen Sachlichkeit. Vor dem „Rhythmus der Zeit" hat sich die Seele in das schmachtende Saxophon der Jazzband zurückgezogen; es ist das letzte Loch, aus dem sie noch pfeift.

Das wäre einfach als Tatsache hinzunehmen. Nur den einen Schwindel sollte man nicht schweigend zulassen, daß sich nämlich diese Sachlichkeit revolutionär gebärdet! Daß sich dieser wunderliche dionysische Taumel, dieser masochistische Rausch der Selbstverleugnung, dieses Untergehen-wollen in der Sache, im Mechanismus des sozialen und technischen Betriebs, dieses Objekt-sein-wollen, diese Selbstentfremdung des Menschen — daß sich das noch sozialistisch geben möchte! Nein, diese neue Sachlichkeit hat weder mit Revolution, noch mit Sozialismus, noch mit Proletariat irgend etwas zu tun. Sondern ganz im Gegenteil. Sie ist als Bild der taylorisierten Welt aus dem Lebensgefühl des Trustkapitals erstanden. Es ist die Aesthetik des laufenden Bandes. Es ist die letzte Etappe jener „Verdinglichung", die Karl Marx als den größten Fluch des bürgerlichen Kapitalismus bezeichnet hat.

„Verdinglichung" nannte Marx eben diese Versachlichung. Er beschreibt sie als die „gespenstische Gegenständlichkeit", die alle Lebensäußerungen der kapitalistischen Gesellschaft bekommen, so daß in ihnen das Wesentliche, daß sie nämlich Beziehungen zwischen Menschen sind, kaum mehr zu erkennen ist. Das Resultat dieser Verdinglichung ist, daß dem Menschen seine Arbeit, sein eignes Leben als etwas von ihm Unabhängiges, Menschenfremdes, Eigengesetzliches gegenübergestellt und übergeordnet wird. Er wird als mechanisierter Teil eingefügt in ein lebensfeindliches mechanisches System und seiner Individualität entfremdet. Das ist die Versachlichung. Die ihr entsprechende „Sachlichkeit" des Geistes ist die daraus folgende Ohnmacht, die über das bloße Hinnehmen der gegebnen Wirklichkeit, über das bloße Anschauen nicht hinwegkommen kann.

In Karl Marxens Nachlaß ist zu lesen: „In der kapitalistischen Gesellschaft stellen die besitzende Klasse und die Klasse des Proletariats dieselbe menschliche Selbstentfremdung dar. Aber jene fühlt sich wohl dabei und bejaht sie, während das Proletariat sich in dieser Entfremdung vernichtet fühlt und erblickt in ihr ihre Ohnmacht und die Wirklichkeit einer unmenschlichen Existenz." Das wäre also ein ganz wesentlicher Unterschied. Nein, die neue Sachlichkeit möge sich nicht auf den sozialistischen Wirklichkeitssinn ausreden; Wirklichkeitssinn bedeutet nicht Ungeistigkeit. Sie ist nur der Passierschein für die Talentlosigkeit phantasiearmer, gefühlsleerer, banaler „Tatsachendichter". Die Tatsachen an sich ergeben nämlich gar keine Wirklichkeit. Die Wirklichkeit liegt erst in dem Sinn der Tatsachen, die gedeutet werden müssen, die der Revolutionär, der klassenbewußte Proletarier mehr als irgend ein

andrer deuten will, weil er den wirklichen Sinn oft erst hinter den Masken der bürgerlichen Gebilde hervorholen muß.

Das klassenbewußte Proletariat will alles auf sich selber, auf sein Menschentum bezogen sehen. „Nackte" Tatsachen kennt es nicht. Denn es hat ein bestimmtes Verhältnis zu ihnen, und auf das kommt es an. Sich selber will es fühlen, und es schämt sich dieses Gefühls nicht. Es hat ganz und gar keinen Sinn für Selbstironie. Aber viel für Leidenschaft und Pathos. Denn es fühlt so. Denn ihm kommt es auf die offene Stellungnahme an.

Der Arbeiter ist auch nichts weniger als ein Maschinenanbeter. Und er ist nicht im geringsten begeistert für „das Tempo der Zeit", das ihn frißt. Er möchte Mensch werden, auch mit etwas Zeit zur Beschaulichkeit, er möchte sich auch bilden, auch im Empfinden, denn er gehört einer aufsteigenden Klasse an. Er will seine Dichter haben.

Es ist bezeichnend, daß die neue russische proletarische Literatur wohl erfüllt von Gegenwart und Wirklichkeit, aber gar nicht trocken-sachlich ist. Weder im Stil noch im Lebensgefühl überhaupt. Sie ist voll Farbe, voll feiner Stimmung und Atmosphäre, voll Wärme und Gefühl. Und grade in den Schriften der proletarischen Dichter, vielmehr noch als bei den andern, zeigt sich eine neue Sensibilität, die wunderbar reich und fast musikalisch grade auf die Dinge der Wirklichkeit reagiert.

Ruhrprovinz von Erik Reger

Um bessern Schlaf zu erzielen, werden die Zimmer schwarz angestrichen. In solchen Zimmern werden auch die erregtesten Kranken von einer großen Müdigkeit befallen.

Notiz einer Ruhrzeitung unter „Vermischtes"

Eine chaotische Landschaft, in der sich Mietskasernen, Schornsteine, Sportplätze, Zechentürme, Parkanlagen, Aschenhalden, Villen in Barockmanufaktur, Gartenlokale, Hochöfen, burgenhafte Fabrikfassaden und Kolonien im schwarzwälder Puppenstil unaufhörlich durcheinander schieben. Eine chaotische Landschaft, in der Handelskammern, Gewerkschaften, Industriellenverbände, Bürgervereine, Pressechefs und Kulturdirektoren am gleichen Strang ziehen, um den düstern Alltag zu verschönern und das barbarische Konglomerat der Einwohner mit Kultur zu beglücken.

Eine sogenannte amerikanische Entwicklung: wie Detroit vom Jargon der eingewanderten Rumänen, Ungarn, Italiener beherrscht wird, so verdanken die Ruhrstädte ihr Wachstum der ostpreußischen, sächsischen, württembergischen Invasion, die von einer Industrie, deren Bedarf an billigen und unterwürfigen Arbeitskräften unerschöpflich war, mit allen Mitteln eines patriarchalischen Manchestertums unterstützt wurde. Unter dem Einfluß einer beispiellosen Konjunktur auf dem Eisen- und Kohlenmarkt sind über Nacht aus Ackerdörfern große Städte geworden. Aber der Charakter der alten Ackerdörfer hat sich hier in jenem geistigen Typus erhalten, der Lodenjoppen, Jägerhemden und Hüte mit Rasierpinseln trägt

und sich aus Minderwertigkeitsgefühlen heraus um das Großstadtideal müht. Nun, die Einwohnerzahl, die Häusermasse, der Ehrgeiz, die Spekulation mit einer wirtschaftlichen Produktivität, die zu einem erheblichen Teil auf einem Geschenk der Natur beruht: das schafft keinen Ersatz für Selbstbewußtsein, Freiheit, Grazie, Charme. Der Mangel an Großstadtsubstanz verursacht jene innere Unsicherheit, die in fieberhaftem Betätigungsdrang einen Ausgleich sucht. Das öffentliche Leben an der Ruhr vollzieht sich daher auf Grund von Fiktionen. Man läuft hinter den Größen der Vergangenheit mit Superlativen der Bewunderung her: wo keine Überzeugung ist, hört die Überlieferung niemals auf. Tradition heißt hier: das Renommee der Ahnen. Gegenwart: Legende. Das tausendjährige Reich: der Großvaterstuhl, und was fürs Gemüt dazu, seis ein schöner Sonnenuntergang aus der alten Düsseldorfer Landschaftsmalerei, seis ein fröhlicher Marsch von Stahlhelmern.

Eine Viertelstunde Schnellzugfahrt von Stadt zu Stadt. Fünf Viertel- und Halbmillionenstädte passiert man innerhalb einer Stunde. Dazwischen fast ein Dutzend Mittelstädte, um die wieder ein Kreis von Fabrikdörfern gestreut ist. Alle haben sie ihre Spezialitäten. Buer ist Deutschlands jüngste Großstadt, bekannt durch seinen Protest gegen Meyers Lexikon (weil darin über Buer nur zwölf Zeilen stehn), durch das Kolossalgemälde eines Kamels im Rathaussaal, eine züchtige Kleiderordnung für gastierende Sängerinnen und die nackte Göttin Hertha vor der Reichsbankfiliale. Essen hat noch seinen Krupp, aber es ist nicht mehr die Kanonenstadt, das Ziel aller Artilleriegeneräle, sondern die Möbelstadt, das Ziel aller Bräute. Mülheim hat seinen Thyssen, in den es sich mit Hamborn teilt, da ihm noch der junge Stinnes, die venezianische Stadthalle und die Ruhrdampfschiffahrt verblieben sind. Bochum hat seinen Saladin Schmitt, Oberhausen seinen Paul Reusch, den Dauerredner und Scharfmacher des Langnamvereins. Duisburg ist der größte Binnenhafen Europas, weshalb es auf dem Balkon seines städtischen Hotels ein Segelschiffchen stehen hat, das abends grün und rot illuminiert wird. Gelsenkirchen ist die Heimat des Menschenbewirtschafters Arnhold, der jetzt Dintapräsident in Düsseldorf ist. Dortmund ist weltbekannt durch sein Bier und seine Westfalenhalle.

Mit diesen Spezialitäten hat man sich untereinander abgefunden. Außerdem hat man noch den Partikularismus. Partikularismus ist, wenn eine Stadt nicht einsehen will, daß die Hegemonie der Nachbarstadt ein Naturgesetz sei; wenn sie im Gegenteil sagt: baust du ein Hochhaus, mache ich eine Ausstellung. Die Oberbürgermeister verkehren miteinander wie weiland Eduard VII. mit Wilhelm II. Sie spielen Einkreisungspolitik. Sie stecken auf der Generalstabskarte Interessensphären ab und stehlen sich gegenseitig mit Hilfe ministerieller Beziehungen die fetten Bissen aus den Landkreisen weg. Der Maßstab, der Sinn dieser Aktionen: die Eifersucht. Jeder fremde Machtzuwachs begründet eine eigne Eroberung. Wie die Schwerindustrie intrigiert, um ihren angestammten Einfluß auf die Gemeindeparlamente zu erhalten und neuen zu ge-

winnen; wie der Präsident des Ruhrsiedlungsverbandes seine Schachzüge macht; wie in Berlin antichambriert und geschoben wird: man muß schon an den Balkan denken, um einen Vergleich zu haben. Die Regierung nährt die Eingemeindungspsychose: ein Ablenkungsmanöver, das dazu dient, die phantastischen Dispositionen fiskalischer Kompetenzenmixer zu verschleiern. Statt dieses einheitliche Wirtschaftsgebiet, das von lächerlichen Provinzialgrenzen zerrissen wird, verwaltungstechnisch umzugruppieren, zäumt man den Gaul beim Schwanz auf, indem man die Kommunen aufeinanderhetzt und sie veranlaßt, organisatorische Bindungen einzugehen, wo keinerlei organischer Zusammenhang besteht. In einem Landstrich, wo schneller und billiger Verkehr durch wohlgesetzte, das Tempo verlangsamende und eine glatte Abwicklung störende Paragraphen sogenannter Verkehrsreglung ersetzt wird, wo der eingemeindete Landbürger einen unrentablen Aufwand an Zeit und Geld machen muß, um überhaupt in die Stadt zu kommen — in einem solchen Landstrich fehlen einstweilen die Voraussetzungen kommunaler Entwicklung.

Selbst im Herzen der großen Städte an der Ruhr bleibt die Struktur der Vorstadt entscheidend. Herannahendes Leben der Gegenwart und wiederkehrender Größenwahn der Gründerzeit, Substanz und Pathos, Dokument und Arabeske begegnen sich hier in einer unbekömmlichen Mischung. Die Realität stört nicht: mit nachtwandlerischer Sicherheit geht man über die Bodensenkungen in den Straßen hinweg, niemals empfindet man schiefe und geborstene Häuserwände als Gefahr; die Unterhöhlungen durch den Bergbau und die Eisenbetonkonstruktion, die ihnen trotzt, liegen auf der gleichen sichern Diagonale technischen Geistes, die durch unser Zeitalter hindurchgeht. Aber die verzerrten Reflexe dieser Realität sind erschütternd. Wenn man durch die Straßen geht, hat man plötzlich das Gefühl, als hingen alle diese Dinge in der Luft, als hätten die Gebäude keine Fundamente, als hätte der graue Himmel keinen Stützpunkt. Die Erscheinungen verflüchtigen sich in Symbole. Industriekapitän: der Protégé, dem Prokura erteilt wird. Schwielige Faust: der Betriebsrat, der im Bewußtsein, eine Stufe hinaufgeklettert zu sein, die Arbeiter kokett als Kollegen anspricht. Feierabend: die Proletenfrauen, die am Fabriktor warten, bis die Männer mit der Lohntüte herauskommen.

Fährt man von Duisburg über Oberhausen nach Gelsenkirchen: wie eine Kriegslandschaft sieht es aus. Ein Gewirr verwahrloster Höfe; brauner Rasen, Wäscheleinen mit blauen Hosen und Blusen; altes Geschirr, verwanzte Matratzen, Berge von Gerümpel. Alte Leute und barfüßige Kinder, die sich auf den Schlackenhalden um Kohlenbrocken balgen. Gänseherden in grünen Tümpeln. Ein verfallender Bauernkotten: die Frau versorgt das Milchschaf, der Mann fährt mit Stielmus zu Markt, die Söhne gehen schon zur Zeche. Unternehmungslustige haben mit einer Kinderschaukel und drei Tischen unter einem kahlen Apfelbaum eine Gartenwirtschaft eröffnet. Eine Mulde: Bäume, fahl wie nach einem Gasangriff. Bretterbaracken mit Sonnenblumen und schwarzen Katzen vor den Türen: so gemütvoll ist

der soziale Staat, daß er den Obdachlosen ein Idyll in Gottes freier Natur aufmacht. Und dann: Bergmannskolonien. Militärisch ausgerichtet, auf Vordermann, Tuchfühlung mittelst der Kaninchenställe, die hintendran geklebt sind. Schwangere Weiber krakehlen über die Zäune hinweg. Auf den Treppen räkeln sich die Halbwüchsigen und strömen ihre in engen Schlafkammern überreizten Pubertätsgelüste in mystisch parfümierten Ziehharmonikaweisen aus.

Die Zeche ist ganz in der Nähe: Leibeigenschaft in der plausiblen Form der Bequemlichkeit. Hier kann niemand mehr entrinnen. Hier herrscht Seßhaftigkeit und Wirtschaftsfriede; aber nicht aus Gesinnung und Wohlbefinden, sondern aus Furcht und Zwang; jenem karitativ maskierten Zwang, der, wenn nicht bis zur Überzeugung, was schwer zu ergründen ist, so doch mindestens bis zur Überredung reicht, daß hier ein Geschenk gemacht sei, zu dem eigentlich keine Veranlassung bestünde; das man, wenn der Partner nicht die Verpflichtung zu ewiger Dankbarkeit eingehen wolle, ebensogut unterlassen könne.

In angemessener Entfernung, mit einer durch die Weltordnung gebotenen reduzierten Behäbigkeit, folgen die Beamtensiedlungen: auf „Romantik" gearbeitet, Türmchen im Jugendstil, Gärten mit Natur-Imitation. In der Mitte das Kasino, zur Pflege weiterer Absonderungen; davor das Denkmal des Werkgründers, der vom Stein herunter wie ehemals das Kommen und Gehen seiner Scharen überwacht.

Das soziale Problem ist in diesem Lande durch Wohlfahrt gelöst. Wohlfahrt von der Wiege bis zum Grabe; was ich bin und was ich habe, dank ich dir, mein Vaterland. Noch beim zehnten Kind erscheint die Fabrikpflegerin, um die unerfahrene Mutter zu lehren, wie man Baby trocken legt; die nötige Wäsche hat sie leider mitzubringen vergessen, aber bitte, der Werkskonsum hat sie vorrätig. Der Krämer sagt: Liebe Frau, das müssen Sie bei mir kaufen; dieweil ich von der Gewerbesteuer geschröpft werde, zahlt der Konsum nichts, da er zum großen Betrieb gehört; der Zweck der Arbeit soll doch das Gemeinwohl sein, nicht wahr? Das ist mein Prinzip; und zum Donnerwetter, soll ich denn bloß herhalten, wenn Sie auf Pump kaufen wollen? Also geht die gute Frau hin; es gibt ja Vorschuß; gegen Weihnachten hin wird er einbehalten. Wohlfahrt ist alles. Zum Jubiläum kriegt der Arbeiter eine Ehrenurkunde von Hindenburg, zur silbernen Hochzeit ein Ständchen vom Werksgesangverein. Es ist für alles gesorgt. In einer Kolonie besteht die Bestimmung des Stifters, daß in jedem Zimmer ein Bett stehen muß. Anreiz zum Familienglück. Die Arbeitszeit beträgt neun und zehn Stunden, die Stunde zu siebzig Pfennig. Es ist für alles gesorgt.

Arbeit — das heißt hier: Beziehungen ausnutzen; ein Pöstchen bekommen; einander den „Rang" ablaufen. Nirgends wird so wenig gearbeitet wie in diesem „Lande der Arbeit". Natürlich arbeiten die Proleten in den Fabriken und Kohlengruben. Natürlich arbeiten die Industriellen, und der Generaldirektor, der vom Klubsessel her die Geldsäcke bewacht,

ist bestimmt eine legendäre Figur. Aber das tonangebende Bürgertum, ganz Würde, ganz Poesie, versteht unter Arbeit die Erhaltung des Mittelmaßes. Es delektiert sich an der Metapher vom Unternehmergeist, die eine Umschreibung ist für die Sorge, wie man ohne Ideen und ohne Anstrengung Geld verdienen könne. Ein Zugereister braucht nur fünf Minuten früher aufzustehen und fünf Minuten länger zu arbeiten, um die Biedermänner, die nach schnell abgeschlossenen Geschäften bei opulenten Mahlzeiten ausruhen, aus dem Feld zu schlagen. Das Tempo der Eingeborenen: so etwas von phantastischer Langsamkeit kommt nicht wieder vor. Man muß sie einmal beobachten, wie sie in die Straßenbahn steigen. Erst verabschieden sie sich umständlich; dann sehen sie sich nach der Windrichtung um; auf dem Trittbrett schneuzen sie sich noch die Nase. Auf alle Fälle richten sie es so ein, daß jedem, der von Natur oder aus Erziehung flinker ist, der Weg verlegt wird.

Das Ruhrgebiet ist der in Permanenz erklärte Stammtisch. Es hat einen tiefen folkloristischen Sinn, daß der ruhrländische Gast in München so herzlich aufgenommen wird. Siebenundzwanzig Restaurants gibt es in Essen zwischen Hauptbahnhof und Rathaus: das ist ein Weg von fünf Minuten. Der populärste Mann dieser Stadt ist nicht Krupp, sondern Otto Blau, der Generalpächter der wichtigsten „Gaststätten", wie man hier sagt. Das Wort ist außer dem Gußstahl die einzige Erfindung, die im Ruhrgebiet gemacht worden ist. Zwischen Dortmund und Essen herrscht erbitterte Fehde: um das Bier. Die Devise von Essen, Abend für Abend in Flammenschrift gegenüber dem Hauptbahnhof geschrieben: „Treibt Lokalpatriotismus! Trinkt Essener Biere!" Eine Interpellation verlangt vom Oberbürgermeister, daß er sich für den Verschleiß einheimischer Biere einsetze. Der Kampf hat dadurch eine Verschärfung erfahren, daß der Dortmunder Bürgermeister Hirsch als kluger Manager sein Groß-Dortmund eingeheimst hat. Zwar brüllte der Chor der feindlichen Pressechefs: Kunststück — wenn man sozialdemokratischer Abgeordneter im Landtag ist! Aber das war nur der Neid, daß man nicht auch einen Sozialdemokraten im Landtag sitzen hatte.

Man ist nicht so dumm, daß man das Manko an soliden Trümpfen nicht empfände. Daher ist man doppelt arrogant, doppelt reizbar, doppelt empfindlich gegen fremde Leistung. Man fühlt sich durch die Geographie gekränkt, die behauptet, daß die schöne, historische Stadt Düsseldorf und das alte heilige Köln dem Ruhrbezirk vorgelagert seien. Man fühlt sich durch den Fremdenstrom gekränkt, der den Rhein hinauf wandert und „alte Kulturstätten" bevorzugt. Festspiele? Bayreuth und Salzburg? Das kann man auch in Bochum. Das schöne Düsseldorf? Ein originelles Verkehrsamt entdeckt das „schöne Essen". Das ist nicht schwer. Schwerer ist der Guerillakrieg gegen die Geschichte, die Berlin zur Reichshauptstadt gemacht hat. Berlin (und Köln): das wirkt auf den Ruhrbureaukraten wie das rote Tuch auf den Stier. Berlin ist der böse Geist des Ruhrreviers. Es nimmt ihm alles fort und

duldet nicht, daß ihm etwas gegeben werde. Der Kurfürstendamm, aus dem bekanntlich Berlin besteht, hat nun einmal eine Antipathie gegen das „Land der Arbeit". Deshalb hat Berlin den Konrad Adenauer in Köln gemietet und ihm den Westdeutschen Rundfunk in die Hände gespielt, um die Ruhr aus dem Gedächtnis der Menschheit auszulöschen. Es ist nur ein Treppenwitz der ausgleichenden Gerechtigkeit, daß die kerndeutschen Eichen von der Ruhr es nicht vier Wochen aushalten können, ohne die berliner Sünden, zu Studienzwecken natürlich, gekostet zu haben; daß sie aus Mangel an eignen Ideen darauf angewiesen sind, Berlin zu kopieren. Nichts erscheint erstrebenswerter als die Imitation der Weltstadt-Mondänität. Da die dazu nötige repräsentative Gesellschaft fehlt, hält man sich an dem Anhang von fünfhundert Männergesangvereinen schadlos. Der liedertafelnde Spießer hat hier noch seine mythologischen Zeiten.

Diesem Talmiluxus, dieser falschen Vornehmheit entspricht das geistige Gesicht: Kolportage mit psychologischer Vertiefung. Witzig, wie man auch hier immer fünf Minuten zu spät kommt und grade über das Trauerspiel zu weinen beginnt, wenn der Vorhang über einer Komödie aufgeht. Hier ist die Tanz- und Gymnastikepidemie aus den Jahren 1920/23 augenblicklich auf dem Höhepunkt. Hier werden jetzt Diskussionen über Wedekind geführt. Hier können bankerotte Erfinder Sensation machen, wenn keine Illustrierte mehr fünfzig Pfennig für ihr Bild bezahlt. Hier wird ein Film aktuell, wenn niemand sonst ihn mehr sehen mag. Hier goutiert man die großen Kanonen, die anderwärts ihr Pulver verschossen haben, und katzbuckelt vor ihren Provinzstarlaunen. Und wenn die heutige Generation schon graue Haare haben wird, dann wird man hier vermutlich heftig fordern, daß sie berücksichtigt werde.

Man hat eine Arbeiterdichtung, eine Industriemalerei gegründet. Es ist die alte Butzenscheiben- und Goldschnittlyrik, es ist die alte Landschaftsmalerei, nur mit umgekehrten Vorzeichen. Es greift nicht in die Atmosphäre hinein, es spiegelt nicht das Dämonische, Gefräßige. Man verehrt den großen Arbeiterdichter Christoph Wieprecht: eine christlich-nationale Metapher. Man verehrt den großen Graphiker Kätelhön: kunstgewerbliches Geschmäcklertum. Man verehrt den großen Architekten Fahrenkamp: die letzte Stufe der historisierenden Architektur. Sie alle leben nur von imaginären Widersachern, die ihre großen Leistungen zu verheimlichen bestrebt sind; und von den Stammtischcliquen der Provinzler, die weniger harmlos als die der Kleinstädter sind: hier wird zur öffentlichen Aktion, was dort Privatklatsch bleibt.

Man hält auf Fassade. Im Theater wird für eine Kreuzung zwischen Meiningen und Reinhardt geschwärmt. Die Foyers sind bevölkert von Greisen aller Geschlechter und Altersstufen. Man erschrickt vor dieser Kollektion von Provinzgesichtern: wie der Ausflug eines Kaffeekränzchens sieht es aus. Kuchenhyänen, die, bevor sie zur Hölle fahren, noch schnell etwas für ihre Bildung tun wollen; vollbusige Ehemänner, die

mit unnachahmlicher Grazie die galanten Kavaliere spielen; blonde, behütete Gänschen mit ein bißchen Klavierspiel, Aquarellmalerei, rhythmischer Gymnastik und Seele. Eine vergreiste Jugend, die schon ihren Parkettplatz hat. Der Olymp ist leer. Wo ist die wirkliche Jugend? In den Kinos, wo die im Reich abgespielten Militär- und Rheinfilme laufen? In den Variétés, wo nicht die unsagbar provinziellen Programme das Peinliche sind, sondern die Ambitionen, die Allüren, womit sie in Szene gesetzt und geschleckt werden? In politischen Diskussionsabenden? In didaktischen Kursen? Auf den Sportplätzen? Daheim auf dem Sofa —und was liest sie da? Immer noch Hanns Heinz Ewers? Oder schon Klaus Mann? Wo ist sie? Wer sammelt sie?

Denn irgendwo hinter dieser jungen Generation im Magazinformat ist sie — die wahrhafte Jugend des Industriebezirks, die Jugend ohne Kulturpathos, ohne die Ethik der „ewigen Werte"; die unassimilierte, produktive Jugend, die es nicht nötig hat, mit technischen Vokabeln und Requisiten zu prahlen, weil sie Wirklichkeitssinn hat und die Mechanik der Maschinenzeit durch Selbstverständlichkeit überwindet. Sie hervorzulocken, ihre Energien in Stoßtrupps zu verwerten — es bleibt eine Hoffnung.

Oller Mann von Theobald Tiger

Ein alter Mann ist stets ein fremder Mann.
Er spricht von alten, längst vergangenen Zeiten,
von Toten und verschollenen Begebenheiten...
Wir denken: „Was geht uns das an —?"

In unser Zeitdorf ist er zugereist.
Stammt aber aus ganz andern Jahresländern,
mit andern Leuten, andern Taggewändern,
von denen du nichts weißt.

Geschwätzig sitzt er da und so entthront —
er glaubt, daß alle seine Stundenheimat kennten,
Heimat der Zeit, da er noch unter den Studenten...
das Zeitdorf, das er einst bewohnt.

Sein Geist nimmt das für eine ganze Welt,
was ihn umgab, als seine Säfte rannen;
wenn er an Liebe denkt, denkt er an die, die längst von dannen...
für uns ist er kein Held.

Ein alter Held ist nur ein alter Mann.
Wie uns die Gräber trennen —!
Erfahrung war umsonst. Die Menschen starten für das Rennen,
und jeder fängt für sich von vorne an.

Für uns ist er ein Mann von irgendwo.
Ihm fehlt sein Zeitland, wo die Seinen waren,
er spricht nicht unsere Sprache, hat ein fremd Gebahren...
Und wenn wir einmal alt sind und bei Jahren —:
dann sind wir grade so.

Filmbücher von Rudolf Arnheim

Zwei Bücher über Chaplin. In flinkem, anschaulichem Deutsch erzählt Erich Burger (Verlag Mosse, Berlin) Charlies Leben, das — gar nicht wie ein Chaplinfilm — vom londoner Vorstadtelend in ein prächtiges kalifornisches Landhaus führt. Ein reinliches, aber bei solchem Gegenstand erstaunlich anspruchsloses Verfahren, auf fast jeden Kommentar zu verzichten und dem Leser die Entscheidung zu überlassen, ob es bedeutende oder gleichgültige Dinge sind, über die da berichtet wird. Ein großes Arsenal rührender Photos ist beigegeben: da ist Jackie als Heimchen am Herde, da ist Georgia aus dem Goldrausch, und noch immer stemmt sie die Arme in die Hüften, da ist Charlies glattes Privatgesicht mit den gütigen Augenlidern, Charlie frech, Charlie kokett, Charlie als Dame mit Muff und Pelzkragen, die Hoffart des Tunichtgut, das Entsetzen des Prahlhanses, die devote Geschäftigkeit des Nichtsnutz, der geräuschvolle Mut des Feiglings. Und knapp unter der Nase das Bärtchen, das immer so aussieht, als ob es sogleich die eitel gereckte Nase zum Niesen, zur Kapitulation bringen wird — der Hochmut und sein Fall als mimische Bestandteile desselben Gesichts.

Robert Florey wiederum bringt in seinem Chaplinbuch (Les Publications Jean Pascal, Paris) ein paar gute Momentaufnahmen des Regisseurs Chaplin, wie er neben der Kamera hockt und vor Mimik explodiert, und die Anekdote von Charlies Haaren, die dauernd gefärbt werden müssen, weil sie nach dem Ehescheidungsprozeß ergraut sind und immer schnell wieder erst rötlich werden und dann violett, und wie er ruhig so bunt herumläuft, weil Rot und Lila im Film sich schwarz ausnimmt und weiter ja nichts nötig ist. Mit Haut und Haaren lebt Charlie im Reich des Schwarz-Weiß.

E. M. Mungenast stellt die Schreibmaschine auf den Fußboden und schreibt in knieender Stellung ein kleines Buch (Verlag Hädecke, Stuttgart) über Asta Nielsen. Von einem Zuchthausinsassen ist die Rede, der während der Haft von allen lebenden Köpfen unsrer Zeit nur einen einzigen klar in Erinnerung behalten habe: — Asta Nielsen. Wenn alles still und er allein gewesen sei, habe er ihr Gesicht an der Decke gesehen. Man erlebt in Dunkelheit und Traum manchmal Augen, die einen mit unheimlicher Ruhe betrachten. Solche Augen hat Asta Nielsen. Es ist fesselnd zu hören, wie stark sie selbst an der Regie beteiligt ist, wie sie sich auf die Beleuchtungstechnik und das Schminken versteht und manchmal einen Film sogar selbst schneidet. Mit welcher Selbstverständlichkeit sie, ohne sich viel in Stimmung setzen zu müssen, vor die Kamera geht und mit eiserner Konzentration die fällige Szene spielt — eine zünftige Meisterin ihres Fachs. Die Rilkeworte: „Ich glaube an alles noch nie Gesagte", die dem Buch voranstehen, sind in sofern fehl am Ort, als der Text ganze Kapitel lang fast ausschließlich mit (gut ausgewählten) Zitaten bestritten wird. Die Auswahl der Illustrationen zeigt eine weniger glückliche Hand: schelmisch-mondäne Kabinettstücke, wo Asta Nielsen in brokatner Aufmachung kokett um sich schaut.

Wer heute ein Buch über die allgemeinen Probleme des Films schreibt, dessen Aufgabe ist es, möglichst konkrete Angaben über die spezifischen Mittel dieses neuen Kunstzweiges zu machen; das, was auf der Leinwand vor sich geht, erst einmal zu formulieren und unter umfassende Begriffe zu bringen; den Atelierjargon der Filmmacher, in dem alles Wichtige bereits unpräzis und verschwommen angedeutet ist, ästhetisch auszuwerten. Curt Wesse, der für die Leser der Deutschen Buchgemeinschaft 300 Seiten über die „Großmacht Film" geschrieben hat, tut dies nur in wenigen Punkten, so wenn er Beispiele für gute und schlechte Drehbücher gibt und als abschreckende Probe folgendes zitiert: „Sie ist schön und gut wie

eine Märchenprinzessin, trotzdem sie nur aus einer alten ehrenhaften Familie stammt, die im Norden Europas große Mühlen besitzt" — das läßt sich nicht verfilmen. Im übrigen aber schweift er, zum Beispiel wenn er den Unterschied von Bühne und Film erörtert, allerorts mit merkwürdiger Sicherheit ins Nebensächliche ab. Er gibt technische Details und meint, vom Film zu sprechen: seine 81 Photos sind eitel Ateliergeflüster — wie man Lampen aufstellt, wie man aus der Froschperspektive photographiert, wie die Augen geschminkt werden, die uralten Kinomagazin-Geheimnisse; „den Regisseur bei seiner Arbeit finden wir auf den Bildern 60 und 61": Fritz Lang reckt den Arm aus und hat kein Jackett an. Den größten Teil des Buches nehmen ästhetische Untersuchungen ein, und dennoch gibt sich Wesse den Anschein, als befasse er, ein unter rauchgeschwärzten Beleuchtern und smarten Filmindustriellen ergrauter Jüngling, sich nur widerwillig mit Dingen der Kunst. Er sagt: „Die Kunst ist tatsächlich das unvermeidliche Übel beim Film" und: „Ich werde also auf die Kunst zu sprechen kommen, obgleich ich weiß, daß es schöne Dinge gibt, die mir zuzeiten viel mehr und viel unmittelbarer am Herzen liegen". Er ringt sichs ab, das Billet zum Sechstagerennen in der Faust, und auf so etwas ist der Leser der Buchgemeinschaft dann abonniert. Dieser Ton gilt heute für fein. Das Buch ist, wie ein feierlich gestärktes Vorhemdchen verkündet, den Vorführern, den Kleberinnen, den Elektrotechnikern und erst in letzter Linie den Künstlern gewidmet, aber es enthält nicht etwa eine Soziologie der Filmindustrie, was eine schöne Aufgabe wäre, sondern das ist einfach die für den Geist vieler Intellektueller so symptomatische Koketterie eines Autors, der sich mit Maurerschürze und Emailleflasche schmückt, um im Schatten dieser Requisiten schämig dem Geist zu frönen. Und die aufgekratzte Schnoddrigkeit der Diktion! „Wer irgendwo was gelesen hat und nichts Ordentliches mit sich anzufangen weiß, schreibt ein Buch über das, was er nicht begriffen hat." Well.

Wie wohltuend liest sich danach W. Pudowkins Buch „Filmregie und Filmmanuskript" (Verlag der Lichtbildbühne). Es ist nicht erschöpfend, aber es geht den richtigen Weg, und auf jeder Seite ist von grundlegenden Tatsachen die Rede. Der berühmte Praktiker Pudowkin, Mitglied einer Kulturgemeinschaft, der vor allen andern man fortschrittliches Denken zubilligt, hält die Kunst keineswegs für ein Ding, das man unter den Linden nicht grüßt. Er gibt eine Filmdramaturgie — und deshalb ist von der Temperatur im Atelier und vom Kostenanschlag der Firma in seinem Buch nicht die Rede. Er erläutert die „Montage", das Zusammensetzen des Films aus Einzelszenen: den unruhigen oder gelassenen Rhythmus, der durch die Aufeinanderfolge von Bildern bestimmter Länge entsteht, und den Aufbau der Handlung. Das Filmbild muß einerseits eine typische Ansicht des Objekts bieten, andrerseits „strebt der Film gewissermaßen danach, den Zuschauer aus dem Bereich der gewöhnlichen menschlichen Auffassung herauszuführen". Der Filmregisseur zwingt den Zuschauer, „das Objekt nicht so zu sehen, wie es am leichtesten zu erblicken ist" — und die Lösung dieses Widerspruchs ergibt sich, wenn man den Faktor der künstlerischen Gestaltungskraft einführt, dessen Leistung darin besteht, jedes Ding in typischer und doch neuartiger Form darzubieten. In trefflichen Formulierungen sind die Anfänge des Films geschildert: wie man zunächst nur „lebende Photographie" gibt, die Kunst der Darsteller photographiert — der Filmapparat als bloße Aufbewahrungsstelle für optische Begebenheiten. Bis man sich vom Vorgang löst und die Besonderheiten des Materials begreift, den kontinuierlichen Ablauf der realen Szene aufgibt und sie aus glücklich gewählten Einzelakzenten, höchst unnaturalistisch, neu zusammenbaut — ein aufregend kühnes Unterfangen, das den Sinn und die Richtung künstlerischer Arbeit unübertrefflich gut demonstriert. Wichtig schließlich, mit wie starken Einschränkungen

Pudowkin davon spricht, daß der Film ein Kollektivprodukt sei, — eine Behauptung, die meist nicht mehr als eine pseudosozialistische Phrase ist. Er, der begeisterte Sowjetmann, gebraucht das Bild von einem Feldherrn, dem die Mitarbeiter wie Offiziere unterstehen, — eine nachdrückliche Lehre für theoretisierende Gefühlskommunisten, die meinen, daß grundsätzlich jede Arbeit besser von mehreren als von einem getan werde, ja daß dies eine ethische Forderung sei. Man braucht kein aristokratischer Einsiedler zu sein, um zu glauben, daß Kunstwerke nicht durch Mehrheitsbeschluß in die Welt gesetzt werden können.

Ginster von Harry Kahn

Das Kriegserlebnis, am frühesten in Frankreich (Barbusse), überraschend bald auch in Amerika (Dos Passos) literarisch entladen und gestaltet, hat ziemlich lange gebraucht, bis es sich auch auf deutschem Sprachgebiet zu künstlerisch gültigen Werken erzählender Form distanzierte und kristallisierte. Niederlage, Umsturz, Blockade, Inflation: das mögen wohl, neben gewissen nationalen Eigentümlichkeiten der geistigen Haltung und Veranlagung, die Gründe der Verzögerung gewesen sein. Der romantische Bürger denkt sich ja seine Dichter gern erhaben über die Tagestücken der Materie; aber bei regelmäßigen Mahlzeiten und unter regensicherm Dach schreibt es sich doch leichter, sicherer, auch dann noch, wenn es um die Darstellung von Hunger und Jammer geht. So hat es ein Dezennium gedauert, bis sich bei uns diejenigen gesammelt hatten, denen gegeben war, zu sagen, was sie in den Jahren des Weltgrauens gelitten hatten. Soldat Suhren und Sergeant Grischa eröffneten erst im letzten Jahr die Danse macabre der typischen Einzelschicksale von Front und Etappe. Noch näher, noch furchtbarer als Georg von der Vring und Arnold Zweig haben Ludwig Renn und Erich Maria Remarque der Gorgo in die scheußliche Fratze geschaut. Versteinerndes Grausen stieg aus jeder Fortsetzungspalte der Berichte „Krieg" und „Im Westen nichts Neues", die in diesen Wochen täglich über den Strich zweier großer deutscher Zeitungen hinüberschrieen: gellende Fanfaren in das dumpfe und stumpfe Rhabarber des politischen Teils, in die herzensträgen, verstandeskalten Abrüstungsheucheleien und Panzerkreuzerschachereien. Und zwei Werke von Nichtkämpfern sind nun erschienen, die auch des vergeßlichsten Heimkriegers Erinnerung an Druck und Not des Hinterlands, an den bethlehemitischen Kindermord an unmündigen und unreifen Seelen aufstören: nach Gläser jetzt Ginster.

Ginster ist nicht vom „Jahrgang 1902"; bei Ausbruch des Kriegs ist er doppelt so alt wie Gläsers Held. Ein Erwachsener, doch noch kein zu sich selbst Erwachter. Eben hat er die Hochschule verlassen und eine Stelle angetreten. In Familienenge erzogen, weiß er nichts vom Leben, das Leben nichts von ihm. So wird die Form, in der es nun über ihn fällt, als etwas Selbstverständliches hingenommen. Und so ist er, von Natur skeptischen und ironischen Geistes, befähigt, die Dinge, die um ihn vorgehen, ohne jedes Pathos, ja fast ohne persönliche Be-

teiligung anzusehen. Er steht neben ihnen, aber auch neben sich selber. Von hier aus erhält die seltsame Titulatur des Buchs ihren Sinn: „Ginster, von ihm selbst geschrieben" Roman (bei S. Fischer). Ein Ichroman und doch keiner. Und nichts weniger als ein Entwicklungsroman. Ginsters Hände lernen allerlei: Karabinerputzen und Kartoffelschälen „gegen den Feind". Aber sein Herz lernt nichts. Da er, ursprünglich d. u., erst im letzten Kriegsjahr „ausgekämmt", schon bei der Ausbildung zusammenbricht, lernt er nicht einmal den Tod. Erst als längst wieder Frieden ist, geht ihm, an einem erotischen Erlebnis, auf, „was ich während des ganzen Krieges nicht erfahren habe: daß ich sterben muß, daß ich allein bin." Ginster schlägt sich auch das Hirn mit Bücherweisheit voll. „Des Onkels wegen las Ginster die vorhandenen philosophischen Systeme, die er gewöhnlich am Ende aufschlug, um zu erfahren, worauf sie hinausliefen. Meistens fing er sie dann gar nicht mehr an. Entweder sie forderten eine vollkommene Welt oder sie setzten Vollkommenheit schon voraus. In der Zwischenzeit fielen die Soldaten." Die kalte Verzweiflung einer jugendlichen Seele, die vergebens nach der Sinngebung des Sinnlosen sucht, läßt sich nicht stärker ausdrücken als mit diesem Refrain einer noch den Hohn entwaffnenden Hoffnungslosigkeit. „In der Zwischenzeit fielen die Soldaten." Wie könnte sich Ginster entwickeln? Was kann wachsen in dem luftleeren Raum unter der Glocke aus Kanonenmetall? Das Leben steht ja still, ein Lustrum lang, betäubt vom Gift. Es ist die Zwischenzeit, in der die Soldaten fallen, die Leblosen, Gesichtslosen, Namenlosen. Wer kann da Leben, Gesicht, Namen haben?

Das ist die Macht dieses Buchs: seine Maskenstarre; die tödliche und zugleich konservierende Eisluft, in der, mit unerbittlicher Wahrheit sich konturierend, Dinge wie Menschen und Menschen gleich Dingen stehen. Schon im ersten Kriegsjahr fällt Ginsters bester Freund. „Ginster bemühte sich, über den Tod traurig zu sein, so riesengroß traurig, wie die Verknüpfung der Worte mit Otto gewesen. Es gelang ihm nicht, vielmehr schlich sich eine Freude bei ihm ein, die er hinauswerfen wollte, als so gemein empfand er die Freude, aber sie blieb und schwoll an. Die Freude, daß er, Ginster, nicht an der Stelle Ottos gestanden hatte, sondern noch lebte." Im letzten Kriegsjahr stirbt — „er hatte vermutlich zu wenig gegessen" — der Onkel, der Ginster geistig nächststehende Mensch der Familie. Da der Sterbende den Arm hebt zu einer letzten Liebkosung des Neffen, hat der keinen andern Gedanken als: „Es war der linke Arm, nein, der rechte: die Unteroffiziere mußten umgekehrt kommandieren." Und vor der Leiche: „Bei einem solchen Ereignis, fiel ihm ein, hört der Geschlechtstrieb ganz auf." Wer wußte das nicht? Aber wer hat es zu wissen gewagt? Und zu sagen darf es sich nur Einer erlauben, dem vorher die in ihrer Subtilität und Konzision unerhörte Schilderung des Umbruchs von Leben zu Tod gelang: „Der zarte Dunst hatte sich verflüchtigt, in dem es noch gestern verborgen war. Seine übertriebene Deutlichkeit ver-

wandelte das Gesicht in einen Gegenstand, den Ginster fühllos verließ." Ist er ein gefühlloser, ein gefährlicher Mensch, wie die schöne Dame ihn am Schluß des Buchs nennt, dieser Ginster? Oder sind es doch nur, wie er ihr erwidert, die Dinge, die Leute, die so gefühllos, so gefährlich sind? Sind die Dinge, die Leute anders geworden, da der zarte Dunst wieder über ihren Gesichtern liegt? „Sie fangen wieder an aufzubauen, wie sie sagen. Sie veranstalten Abendgesellschaften; sie leben... Fast sehne ich mir die letzten Jahre zurück." Was ist das für ein Frieden? Wo ist Hoffnung? Europa? Rußland? „Er glaubte, in unendlicher Ferne ein Klatschen zu hören. Schlagworte schlagen, dachte er und duckte sich unwillkürlich." Was hat die Menschheit aus dem Tod der Millionen gelernt? So wenig wie Ginster, dessen Kriegserlebnis nichts weiß von verjauchten Schützengräben und verlausten Unterständen, nichts von leiberzerfetzenden Granaten und lungenzersetzenden Gasbomben und das doch vielleicht das erschütterndste ist, das bisher von einem Dichter beschrieben wurde... Weil dieses Kriegserlebnis hier nur als medusisches Sinnbild steht für jenes Erlebnis, das viel zu grauenvoll ist, als daß man darüber klagen könnte, das Erlebnis von der Einsamkeit des Menschen und der Liebeleere der Welt.

Borsig und Brauweiler von Morus

Es gehört zu den Vorbereitungen der großen Reparationskanonade, daß der Patriot sein Haupt mit Asche bestreut und unter lautem Wehklagen seinen Blick auf den Schacht richtet, in dem Deutschlands Wohlstand begraben liegt. Die Konjunktur ist uns gnädig, die Kurve senkt sich grade nach unten, die amtlichen Auszähler rechnen für die nächsten Monate mit anderthalb Millionen Arbeitslosen, werte Aussperrungen nicht mitinbegriffen.

So kann es nicht wundernehmen, daß die Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände auf ihrer diesjährigen Tagung noch düsterer gestimmt war als sonst. Wir wollen übrigens gern vermerken, daß man sich im Ton gegenüber den Arbeitern große Mäßigung auferlegte; es war ein Trauermarsch ohne Fanfaren, gedämpft und brüderlich, wie es sich auf dem Friedhof geziemt.

Der Dirigent, der das sanftere Moll eingeführt hat, ist der frühere Regierungspräsident Roland Brauweiler, der nach dem Femekrach an Stelle des deutschnationalen Abgeordneten Tänzler die Geschäftsleitung übernahm und das ziemlich demolierte Prestige des Spitzenverbandes der deutschen Arbeitgeber wieder ausbessern sollte. Herr Brauweiler ist ein kluger und leiser Mann mit guten Manieren, dessen Taktik darin besteht, die politischen Bestrebungen soweit wie möglich aufs Juristische abzuschieben, womit sie scheinbar entpolitisiert und in Wirklichkeit in besten Händen sind. Seitdem Herr Brauweiler den Verband leitet, werden auch die Manuskripte des Verbandsvorsitzenden von Borsig sorgfältiger durchgesehen. Es ist sozusagen Café-filtre, den die Öffentlichkeit vorgesetzt

bekommt. Das Aroma ist würziger und der Geschmack weniger wässrig, obwohl streng darauf gehalten wird, daß auch Herzkranke davon keinen Kollaps bekommen.

Die schärfern Mixturen, die ein Teil der Arbeitgeber nicht entbehren kann, läßt man sich jetzt lieber von auswärts kommen. Diesmal brachte sie der Professor von Beckerath aus Bonn mit; ein aber schwergebildeter Herr, der den Fascismus und den englischen Liberalismus und eigentlich sogar den Bolschewismus höher stellt als die „nahezu amorphe Struktur der deutschen Demokratie". Das Unheil der deutschen Demokratie besteht nicht etwa darin, daß ein Sozialdemokrat Reichskanzler werden kann: darin kann, weiß Gott, auch der prononzierteste Arbeitgeber kein Unglück mehr sehen. Das Verhängnisvollste der amorphen deutschen Demokratie ist vielmehr, daß unter ihrem Einfluß „ein ökonomisch überhaupt schlecht orientiertes Volk von einer falschen konsumwirtschaftlichen und verfehlten Kulturidee beherrscht ist". Um es für die Leser, die das Proseminar bei Professor Beckerath geschwänzt haben, etwas deutlicher zu sagen: wir verbrauchen zuviel. Wir wissen ja gar nicht, wie arm wir sind, so arm sind wir.

Aber wer sind denn die Verbraucher? werden Sie fragen. Darauf gibt Herr Ernst von Borsig in seinem Café-filtre detailliertere Auskunft. Er sagt es zwar nicht ganz klar, aber offenbar sind es die Arbeiter, die bei enorm verkürzter Arbeitszeit in den letzten vier Jahren ihre Löhne fast aufs doppelte in die Höhe schrauben konnten und bei einer Steigerung der Lebenshaltungskosten um rund fünfzig Prozent, „im großen Durchschnitt gesehen", sechzig bis achtzig Prozent mehr verdienen als in der Vorkriegszeit. Und das alles, obwohl wir, laut Helfferich, ein Drittel des gesamten Volksvermögens verloren haben.

Der noch größere und noch gemeingefährlichere Mehrverbraucher aber ist der Staat. Weshalb der Staat soviel Geld braucht, hat Herr von Borsig nicht näher ausgeführt. Daher wissen wir nicht, ob er den Reichswehr- und Marineetat oder den preußischen Polizeietat meint. Aber gewiß dachte er bei seiner Rede an die Subvention von fünfzig Millionen Mark, die er erst vor wenigen Monaten, gemeinsam mit den andern Lokomotivfabrikanten vom Staat verlangt hat. Auch die Reichsbahn gehört zu den übelbeleumundeten Mehrverbrauchern, obwohl sie sich zur Anschaffung unnützer Lokomotiven nicht hat verleiten lassen. Was für einen Rüffel hätte sie erst von den Arbeitgebern bekommen, wenn sie soviel Aufträge gegeben hätte, wie die Lokomotivbauer gefordert haben.

Herr von Borsig hat zwar nicht den Ratschlag des Reichsbankpräsidenten Schacht wiederholt, daß jede deutsche Frau sich im Jahr höchstens einen Hut kaufen darf; vielleicht weil auch die Damenhutfabrikanten der Vereinigung der deutschen Arbeitgeber angeschlossen sind. Aber genau wie Schacht verkündet er, daß Produzieren gut und Konsumieren böse ist. Nur das Rezept, wie man produzieren kann, wenn nicht zugleich konsumiert wird, hat er leider nicht verraten. Als Ersatz dafür liefert er eine Zinstheorie, die wir allerdings Herrn Schacht

nicht zuschreiben möchten. Der Vorsitzende der Arbeitgeber vereinigung hält nämlich den Zinsfuß für ein „untrügliches, mit keiner Dialektik hinwegzudisputierendes Barometer der wirklichen Lage", und „dieses Barometer steht nicht, wie große Teile unsres Volkes angesichts des äußern Bildes unsrer augenblicklichen Lebensführung annehmen, auf ‚schön Wetter', sondern auf ‚Unbeständig', wenn nicht tiefer". Bisher glaubte man, der Zinsfuß wäre lediglich der Ausdruck dafür, daß der Kapitalbedarf größer ist als die zur Verfügung stehenden Mittel, und diese Erscheinung wäre ein Zeichen ansteigender Konjunktur und tatkräftiger Investitionen, während in Zeiten längerer Depression der Zins gewöhnlich abbröckelt. Aber diese Erfahrungstatsache wird natürlich hinfällig, sobald man den Stein der Weisen gefunden hat und sich darauf beschränkt, zu produzieren, ohne daß konsumiert wird.

Der einzige Konsum, der nach dieser Auffassung noch erlaubt ist, ist der Konsum von Produktionsmitteln. Selbstverständlich gibt es für den Konsum Unterschiede; auch Herr von Borsig hat, soweit wir unterrichtet sind, nicht gleich zur Bekräftigung seiner Lehre sein Schloß am Tegeler See aufgegeben. Für ein paar Auserwählte reicht es eben immer noch, aber die Masse muß sich einschränken, damit wir wieder mehr Kapital bilden. Und mehr Kapital müssen wir bilden, damit wir wieder mehr Fabriken bauen können. Und mehr Fabriken müssen wir bauen, damit wir die Materialien gewinnen, um im nächsten Jahr noch mehr Fabriken zu bauen. Denn das Ideal dieser wahrhaft produktiven Volkswirtschaftslehre ist: hundert Prozent Produktionsmittel, null Prozent Konsummittel herzustellen.

Das merkwürdigste aber daran ist, daß man ehrlich damit glaubt, dem Ausland seine Bedürftigkeit und Zahlungsunfähigkeit beweisen zu können. Zugegeben: die ausländischen Experten, die jetzt wieder über Deutschlands Zahlungsfähigkeit befinden sollen, pflegen sich mehr an den Stätten aufzuhalten, die auf den Konsum der Arbeitgeber und nicht der Arbeitnehmer zugeschnitten sind; darum machen sie sich zum Teil ein unrichtiges Bild von der Lebenshaltung des deutschen Volkes. Aber viel sorgfältiger beobachten sie noch, wieviel Schornsteine und wieviel Maschinen und wieviel neue Fabrikgebäude in jedem Jahr in Deutschland hinzugekommen sind.

Die Ausländer sind wirklich nicht alle so dumm und so kurzsichtig, wie man es sich jetzt wieder in Kongressen und in Amtsstuben und in Propagandakonferenzen einredet. Auch außerhalb der abgestempelten Experten gibt es ausgezeichnete Kenner der deutschen Wirtschaft. Da ist vor einigen Wochen im pariser Verlag Flammarion ein Buch des Professors Gaston Raphaël über L'Industrie allemande" erschienen, in dem die Rückschläge und der Aufschwung der deutschen Industrie in den letzten zehn Jahren so vollständig und so glänzend und so vorurteilslos beschrieben sind wie in keiner deutschen Schrift. Oh, man weiß schon draußen, was hier los ist. Deshalb, liebe Brüder, nehmt die Asche von euern Häuptern, es kleidet euch besser — und wahrscheinlich ist es auch nützlicher.

Bemerkungen

In Lugano

Ein Dutzend Minister mit ihren Stäben, einige Hundert Journalisten der Weltpresse und über achtzig Angestellte des Völkerbundes haben sich in der tessiner Hauptstadt versammelt, durchstreifen in Rudeln die engen Gäßchen Luganos und lassen sich gut sein am freundlichen Lächeln der Luganeser, die soviel Propaganda für ihr Kurbad kaum zu fassen vermögen. Wohl noch nie hat eine Tagung des Völkerbundsrates so kläglich gewirkt wie diese, der das Wiedererscheinen der von schwerer Krankheit genesenen Minister Stresemann, Chamberlain und Titulescu ein besonders festliches Gepräge geben.

Es ist lächerlich, betonen zu wollen, daß aber doch eben durch den Völkerbund Gelegenheit für die so wichtigen, dem Interesse des Friedens dienenden Zusammenkünfte der Minister, für Aussprachen überhaupt gegeben werde. Wenn man einen Verein gegen Alkoholismus gründet, dann verfolgt der Verein seine Ziele nicht durch Bierabende. Und wenn man einen Völkerbund gegen die schädliche Geheimdiplomatie konstituiert, dann darf der nicht grade nach deren Methoden arbeiten. Man sagt, es handle sich gar nicht um Geheimdipmatie, sondern um freundschaftliche, allerdings vertrauliche Zusammenkünfte der Minister. Man kann auch sagen, es handle sich nicht um Alkohol, sondern um Schnaps.

Die geheimen Aussprachen von Lugano dienen, sagt die öffentliche Meinung, der Wiederherstellung des Vertrauens zwischen den Locarnomächten. Nach den geheimen Aussprachen von Locarno, von Thoiry und Genf hatten sich Mißverständnisse ergeben, die bereinigt werden müssen. Da sollten sich die Herren jetzt in Lugano doch schon darüber klar werden, wo sie die Mißverständnisse bereinigen, die aus den heutigen Aussprachen sich ergeben werden. Bindende Abmachungen können nicht getroffen werden, kein Mensch erfährt, wovon ge- und was beredet wird. Letzten Endes handelt es sich für Stresemann um die Liquidation des Versailler Vertrages, und für die Mitglieder der Entente handelt es sich genau genommen um die Stabilisation dieses Vertrages. Das hat keinen gemeinsamen Nenner, nicht in Locarno, nicht in Thoiry, nicht in Genf und nicht in Lugano. Man müßte zu einer positiven Völkerbundspolitik, etwa im Sinne des Genfer Protokolls zurückkehren.

Trotzdem hat die Reise des Reichsaußenministers nach Lugano einen Sinn. Der Reichskanzler Müller hat in Genf durch seine von den brüsseler Parteikongreßbeschlüssen lau durchwärmten Rede Verstimmung erzeugt. Es war nach dieser Rede ungemütlich geworden, das Orchester hatte den Takt verloren. Kein Zweifel, Stresemann wird den freundschaftlichen Ton wiederfinden, bis sich früher oder später doch alles in bösen Disharmonien auflösen muß. Man kann keine Verständigungspolitik auf dem Boden gegenseitigen Vertrauens machen, wenn kein Vertrauen da ist. Dann ist eine Verständigungspolitik im Rahmen des offen ausgesprochenen Mißtrauens aussichtsreicher. Müller hat im September vom doppelten Gesicht der französischen Politik gesprochen, Briand hat mit dem Hinweis auf die deutsche Rüstung geantwortet. Superkluge haben gemeint, Müller hätte den Porzellanladen zertreten. In Wahrheit war das Rededuell Müller-Briand der Anfang einer gründlichen öffentlichen Aussprache, aus der etwas hätte werden können. Man hat sich schnell in Unklarheiten gerettet und humpelt nun von Mißverständnis zu Mißverständnis durch die Geschichte bis der große Kladderadatsch, wie es Litwinoff nannte, kommen wird.

In irgend einer Zeitung stand kürzlich der schöne Satz: „Der einzige klimatische Unterschied zwischen Genf und Lugano ist zur Zeit, daß es in Lugano regnet und in Genf schneit." Der Mann hat Recht. Das ist der einzige Unterschied. Aber ein schöner Schnee ist besser als ein schlechter Regen.

Carl Mertens

Das schönste Geschenk

Nun liegt endlich von meinem Lieblingsphotographen Albert Renger-Patzsch ein Band mit hundert Photos vor: „Die Welt ist schön" (bei Kurt Wolff in München erschienen). Das ist das Beste vom Besten.

Es ist ungemein bezeichnend, daß unter keinem dieser Bilder etwas andres steht als eine Ziffer — keine Unterschrift. Die wäre auch ganz unnötig — diese Bilder sprechen selbst und brauchen keine erzählende oder erklärende Unterschrift. Schnell soll gesagt sein, was Renger-Patzsch alles nicht ist —: kein süßlicher Frauenphotograph; kein „Malerischer"; kein Stilfatzke — der Mann hat einfach drei Augen; zwei im Kopf, mit denen er den Bildausschnitt sieht, und die Linse im Kasten. Von diesem Buch kann man schwer loskommen.

Renger-Patzsch photographiert hauptsächlich die Landschaft, das Tier, die Stadt, das Material und nur wenig Menschen: so etwas wie Porträts sind nur vier im ganzen Buch. Am schönsten sind die Pflanzen und die Aufnahmen, auf denen nichts ist als Stoff, Masse, Körper — das, was man anfassen kann, was man mit den Sinnen wahrnehmen, spüren, streicheln kann. Wollbündel und Schuhleisten, kleine Näpfchen und Holz — die Materie ist so beseelt und belebt; das hat wohl noch nie ein Photograph fertig bekommen. Es ist — um mit Kraus zu sprechen: das „Indianerstaunen über die Zivilisation" — Kaffeebohnen glänzen fettschwarz, und man möchte sie zwischen den Zähnen zerkrachen lassen; junge Bäume sehen aus wie Gazellenleiber, wie Tierbeine — nein: wie junge Bäume; Pflanzen leben, und die Aufnahmen 50—59: Glas, Porzellan, Eisen und Tuch, gehören zum Schönsten, was je auf den großen Ausstellungen der Welt zu sehen gewesen ist.

Dieser herrliche Photographienband zeigt uns aber noch mehr als die Kunst eines Könners. Er zeigt unsre Zeit.

Wie seltsam polytheistisch, wie gottlos und wie des Gottes voll sind diese Bilder! Wie liegt alles nebeneinander — scheinbar urteilslos aneinandergesetzt! So ist die Welt — neunundfünfzig Jahre sind wir hienieden vorhanden; rieche am Kaffee, höre den Frost klingen; schmecke die süße Milch; fühle den Gabardinestoff und sieh! sieh! sieh! Einbezogen ist die Technik in die Natur — Eisengerüste sind wie Wälder, Schornsteine wie Felsen; Brücken wie Gewachsenes. Dogmenlos ist diese Kunst, scheinbar ganz und gar ohne Voraussetzungen, gut und böse gilt hier nicht — so sieht ein Gott die Welt. Und so ist sie schön.

Renger-Patzsch hat uns zu Weihnachten das schönste Buch von allen geschenkt.

Peter Panter

Furtwänglers berliner Sendung

Das Nachrichtenamt der Stadt Berlin teilt mit: Angesichts der Notlage, in die das Philharmonische Orchester in den letzten Jahren geraten ist, bemühte sich die Stadt Berlin seit längerem, durch Verhandlungen mit dem Reich und dem preußischen Staat einen gemeinsamen Weg zu finden, der neue wirtschaftliche und damit künstlerische Grundlagen für das Orchester schaffen sollte. Dieses Ziel konnte am besten erreicht werden, wenn Furtwängler an seiner Spitze verblieb. Gleichzeitg war Furtwängler die Leitung der wiener Staatsoper angeboten worden. Im Verlauf der Verhandlungen war er aber schließlich gezwungen, den Antrag als Direktor der wiener Staatsoper abzulehnen, weil die Stadt Berlin die Sanierung des Philharmonischen Orchesters, um die sich Furtwängler seit Jahren bemüht hat, von seinem Verbleiben abhängig macht.

Berliner Zeitungsmeldung.

Für Berlin sind Furtwänglers wiener Verhandlungen eine Zeitungepisode. Nicht für Wien. Was den Wienern von Generationen her ihre Oper bedeutet, dies zu ermessen, reicht die Phantasie des Berliners nicht aus; und Wien ist halb Oesterreich, die Frage der Operndirektion ein österreichisches Problem. Der Rücktritt, zu dem Franz Schalk, um für Furtwängler Platz zu machen, endlich bewogen worden ist, war ein Ereignis ersten Ranges und obendrein ein Wunder, an das noch heute die Leute kaum glauben können. Man hat Furtwängler nicht einen vakanten Posten angeboten, man hat für ihn die Vakanz geschaffen — ein Unikum in der ruhmreichen Geschichte des Hauses. Furtwängler hat das Opfer nicht nur angenommen, er hatte es gefordert; eine Absage unter solchen Umständen ist ohne Beispiel. Wien hat durch ihn zwei Operndirektoren — einen gehenden und einen kommenden, der nicht kommt, — verloren.

Erfüllung all seiner Forderungen, derjenigen vor allem, die sich auf die Fortsetzung seiner berliner Tätigkeit bezogen, war ihm ohne Vorbehalt zugesichert, die Welt hat es aus seinem eignen Munde. In einem Gespräch, das wenige Tage vor seiner Ablehnung die ‚Vossische Zeitung' veröffentlichte, hat er selbst, damals offenbar noch gewillt, dem Ruf an die wiener Oper zu folgen, beruhigend erklärt: Vorbedingung der Verhandlungen — „was auch Wien von Anfang an akzeptierte" — war, daß er die Leitung der berliner Philharmonischen Konzerte behielt. Und niemand solle sich „vorzeitig Hoffnungen machen", daß die Konzerte zurückgehen würden, weil er als Operndirektor nach Wien ginge. Niemand — nämlich: kein Kollege — sollte hoffen dürfen? Das sind, wenn er sie wirklich gesprochen hat, unbedachte und nicht unbedenkliche Worte. Die Führerstellung als Kampfobjekt ehrgeiziger Rivalen — das wäre, nichts für ungut, die Betrachtungsweise mittelamerikanischer Putschgeneräle ... Ein wenig sieht die ganze Sache heute nach mißglücktem Putsch aus.

Furtwängler hatte den Philharmonikern versprochen, sich für ihre Sanierung einzusetzen; er hat Wort gehalten, Stadt, Staat und Reich nehmen sich der Sache an. Aber weil das Philharmonische Orchester in eine G. m. b. H. umgewandelt wird, kann Furtwängler plötzlich nicht nach Wien gehen? Und wenn er wirklich nicht könnte: diese Situation bestand ja auch eine Woche früher, als er durch die ‚Vossische Zeitung' das Gegenteil verbreiten ließ, sie bestand auch schon, als er sich das wiener Angebot machen ließ. Aber mit der Ablehnung dieses Angebots, dessen Wert durch Schalks erzwungnen Rücktritt effektvoll akzentuiert wurde, hat er sich in Berlin eine neue Situation geschaffen. Die Absage belastet, als Brüskierung Wiens, sein wiener Konto, aber sie belastet nicht minder das Furtwänglerkonto der Stadt Berlin.

Was kann Berlin von Furtwängler, was kann er von Berlin erwarten? Er ist Dirigent der Philharmonischen Konzerte, die Stadt ist, mit Recht, dankbar, daß er bleibt; mehr als ihren Dank hat sie ihm kaum zu bieten. Er habe die wiener Verhandlungen nicht zu dem Zweck geführt, Berlin zu irgend einem „Angebot" an ihn zu veranlassen

— läßt er neuerdings durch die wiener Presse mitteilen. Erklärungen und kein Ende. „Die Übernahme der Städtischen Oper, die heute Bruno Walter leitet, ... kommt nicht in Frage." Gewiß, das kommt nicht in Frage, alle sind sich einig — für wen also das Dementi? Ist ihm die Städtische Oper angeboten worden? „Heute" leitet sie Bruno Walter — nur heute? Einstweilen sollte doch niemand sich vorzeitig Hoffnungen machen, daß Walter sich durch Gerüchte aus Berlin vertreiben läßt; auch nicht, wenn es dementierte Gerüchte sind. Der Verlust, den Berlin dadurch erlitte, würde für Furtwänglers Konto, sein berliner Konto, eine gefährliche Belastung werden. Denn Walter als Opernleiter ist, um nicht mehr zu sagen, eine Erfüllung; Furtwängler, noch unerprobt, wäre, auch in Wien, eine Verheißung, also ein Experiment gewesen.

Es scheint beinahe, daß Furtwängler selbst nicht mehr recht weiß, was er wollen soll. Schon bietet er sich in Leipzig von neuem für die Gewandhaus-Konzerte an, die er vor einem Jahr aufgegeben hat. Selbstverständlich, er ist, nicht weniger als sonst wer auf der Welt, frei, zu tun und zu lassen, was ihm beliebt. Und der Künstler, der große Dirigent bleibt außer und über jeder Diskussion. In dem Augenblick aber, in dem die Stadt Berlin — noch unbestimmt freilich, wie es gemeint ist — ihn, Furtwängler, als kommenden Führer ihres Musiklebens präsentiert, geht auch er eine neue Art von Bindung ein; er fordert nicht nur den Glauben an sein Künstlertum, den niemand ihm versagt; er fordert — Vertrauen, und er muß es fordern können. Aber nichts spricht gegen die Annahme, daß er, wenn die Umstände danach sind, dies Vertrauen enttäuschen wird, wie er jüngst das Vertrauen Wiens enttäuscht hat.

Klaus Pringsheim

Jugend und Welt

Unter diesem schönen, lebendigen Titel erscheint nun zum zweiten Mal ein Jahrbuch, ein Lesebuch — wie soll man es am besten bezeichnen? „Ein Zauberbuch der Wirklichkeit" für die Jugend, für alle unsre Jungen von neun bis sechzehn Jahren. Als ich in diesem Alter war, da gab es etwa den „Guten Kameraden"; um wie viel besser, weil wirklichkeitsnäher, ist „Jugend und Welt" zusammengestellt. Ich beneide die heutige Jugend, die diesen Band lesen kann.

Die Herausgeber: Rudolf Arnheim und E. L. Schiffer haben nicht die üblichen „Jugendschriftsteller" mit Beiträgen gruppiert, sondern sie bringen von guten und bekannten Autoren Kurzgeschichten, Abenteuer und Reisen, Betrachtungen über Entwicklung und Zeit, Artikel über Technik und Sport, viele Photos und Zeichnungen. Immer in der Lebens- und Interessensphäre moderner Jugend. Da ist wohl auch nicht eine Zeile, die langweilig oder vorgestrig wirkt. Nur ein paar Autoren seien genannt: Hülsenbeck, Holitscher, Alfons Goldschmidt, Feuchtwanger, eine wundervolle Erzählung von Else Lasker-Schüler, ein Märchen von Dickens, das, wie es scheint, hier zum ersten Mal ins Deutsche übertragen ist; Kisch schreibt von Rekord und Sport, Kurt Doerry vom Fußball; vom Boxen und Photographieren und von vielen aktuellen Fragen aus der Technik wird erzählt, berichtet, auch wird anregend belehrt — ich muß zugeben, daß ich selbst manches gelernt habe, z. B. über die Entstehung des Papiers aus Holzzusatz, über die Fassadenklettereien der oxforder Studenten und über Straßenjungenklubs in Amerika. Mit Bewunderung erfüllt mich der Aufsatz: „Was ist das — Kunst?" Da werden wirklich in einer einfachen und ohne Voraussetzungen arbeitenden Weise die Bedingungen und Möglichkeiten eines Kunstwerks untersucht, klargemacht, erläutert. Nett sind die Beiträge, Zeichnungen und Erzählungen, von Kindern selbst.

Gut die Illustrationen von Rudolf Schlichter und Karl Holtz.

Hoffentlich hat auch der neue Band von „Jugend und Welt" den Erfolg, den er verdient. Der Preis ist in Hinsicht auf Umfang und Ausstattung nicht teuer. Das Buch ist in dem Verlag erschienen, dem unsre Jugend die deutsche Ausgabe der herrlichen Bücher von Doktor Dolittle verdankt: bei Williams & Co. in Berlin. Ich bin glücklich, das Buch noch rechtzeitig vor Weihnachten kennen gelernt zu haben, denn nun weiß ich, womit ich, ohne Risiko, den Jungen eine Freude machen kann.

Hermann Kasack

Picadores

Der große Arenaroman des Blasco Ibañez hat die herkömmlichen Escamillos abgelöst und den Stierkämpfer zu einem Sozialwesen gemacht. Der viel jüngere Ramon Gomez de la Serna arbeitet nicht mehr mit dem Verismus von 1900, sondern wirft in seinem „Torero Caracho" (Deutsch bei Weller & Co., Leipzig) Naturalistik und Phantastik bizarr durcheinander. Sein berühmter Torero ist nicht nur temperamentvoll und immer wieder temperamentvoll, sondern eher ein kühler Techniker, ein Fachmann der Corrida. Dieser spanische Autor, der sich Europa erobern wird, ist tatsachenhart wie ein moderner Amerikaner, aber in jeder Fiber beschwingt, agil und leuchtend, ein iberischer Mensch, in dem schon Afrikas Wildheit rumort und lateinische Tradition das Ungestüm in kühle klare Form zwingt. So sieht er in der Arena die tiefste Erfüllung seiner Rasse; immer wieder schüttet er Pathos und Zynismus, Bewunderung und Abscheu über den blutigen Sport, der Hispaniens Leidenschaft ist, oder, wenn man will, seine Schande.

Es gibt bösere Stierkämpfe als die auf gelbem Sand. Die schlimmsten Biester laufen nicht in der Arena herum. Meistens tun sie nichts, wenn man sie nicht reizt, aber wer den Picador im Blut hat, kann trotzdem nicht umhin . . . Den breiten Heuochsen die bei uns andalusische Toros ersetzen, stellt sich Rudolf Arnheim in einem entzückenden kleinen Essayband „Stimme von der Galerie" mit fünfundzwanzig gesammelten Aufsätzen entgegen, von denen einige unsern Lesern nicht unbekannt sind. Kino, Psychoanalyse, Spiritismus, Erziehung — das wird hier vorgenommen von einem jungen Kulturkritiker von früher Schreibekunst und von einer heute selten gewordenen guten Laune und Unbeschwertheit in puncto Dogmen. Noch wird die hohe Torerokunst des Abkillens nicht geübt. Arnheim ist noch mehr der Banderillero, der Pfeilspitzen wirft, an denen bunte Fähnchen flattern. Es ist noch nicht die letzte grobe Metzgerarbeit des Polemikers. Noch kommt es auf die Fähnchen an und nicht auf die Spitzen. Was in die Zukunft weist, ist ein scharfer Instinkt für Qualität, der Wille, sich nicht bluffen zu lassen von dem, was Ältere — und Gleichaltrige! — servieren. Hans Reimann hat eine gerührte Einleitung beigesteuert, in der er seine Vaterschaft geltend macht, die ich, als fauler Patriot dem Code Napoléon näher als dem B.G.B., nicht zu recherchieren wage. Aber wer freut sich nicht, wenn Reimann sich freut! Karl Holtz, der phantasievollste unsrer zeichnenden Humoristen, lieferte Bildchen.

C. v. O.

Liebe Weltbühne!

In einem südrussischen Städtchen läßt die Regierung aus irgend einem sanitären Grund die Synagoge schließen. Darob große Erregung unter der dortigen Judenschaft. Es kommt zu einem Auflauf vor dem Gotteshaus. Der Ortssowjet requiriert Truppen. Ihr Führer ist ein früherer Feldwebel aus der Zarenzeit. Er fordert also die Menge zum Auseinandergehen auf:

„Genossen Juden, ehemals: verdammtes Judenpack! Macht, daß ihr wegkommt!"

Antworten

Alter Mucker. Sie protestieren mit Recht, nicht Sie haben George Grosz und Wieland Herzfelde den Staatsanwalt auf den Hals gehetzt, die Abteilung IA war es, die der Staatsanwaltschaft die Zeichnung „zur dienstlichen Kenntnisnahme" übersandt hatte. Vergebens fragen wir uns, was die Politische Polizei mit religiösen Problemen zu tun hat, sie zerbricht sich weder über Thomas von Aquino noch über Kierkegaard den Kopf. Sie ist Brillenglas, Hörrohr und Nachschlüssel des laizistischen Staates, sie ist eine Behörde, die ihren Aufgaben entsprechend, mit einer ganz andern Versenkung arbeitet als der mystischen, und selbst zu den zehn Geboten keine andern Beziehungen unterhalten kann als oberflächlich konventionelle. Als das Urteil verkündet wurde, tönte von den Hörerbänken ein sanftes Pfui. Der Rufer wurde nicht ermittelt. Vielleicht war es der liebe Gott.

Dr. R. Prigge, Frankfurt a. M. Sie besprechen das von Peter Panter sehr unsanft behandelte Buch von de Kruif „Mikrobenjäger" und führen fast alle vom Kritiker angeführten Takt- und Geschmacklosigkeiten auf die Übersetzung zurück. Daß der Verlag für diese Aufgabe einen Mann gewählt hat, der auf jeder Seite seine völlige Unkenntnis der Materie verrät, konnte durch die Mithilfe zweier Bakteriologen nicht wieder gutgemacht werden; besser hätte man die Übersetzung einem mit den bakteriologischen Grundbegriffen vertrauten und im Englischen bewanderten Medizinstudenten überlassen. Allerdings ließen sich die im rein Sachlichen liegenden Mängel leicht verschmerzen, wenn der Übersetzer die künstlerische Absicht des Autors nicht gleichfalls aufs gröbste mißverstanden hätte. Wie er die Ironie verniedlicht, die „Schnodderigkeit" versüßlicht hat, das ist denn doch zu stark! Nur ein einziges Beispiel. Von einer mit Trypanosomen (den Erregern der Tse-Tse-Krankheit) krankgemachten Maus, die durch die Behandlung mit einem neuartigen Heilmittel — Trypanrot — wieder gesund wird, heißt es bei de Kruif: „And the mouse? His eyes open. He snouts in the shavings in the bottom of his cage and sniffs at the pitiful little body of his dead companion, the untreated one." (Und die Maus? Ihre Augen sind offen. Sie wühlt mit der Schnauze in den Abfällen auf dem Boden ihres Käfigs und schnüffelt an dem armseligen kleinen Körper ihrer toten Gefährtin, einer nicht behandelten Maus.) Der deutsche Text lautet sage und schreibe folgendermaßen: „Und die Maus? Sie blickt wieder mit offenen Augen in die Welt, sie streckt ihr Schnäuzlein — Schnäuzlein!!! — in jeden Winkel ihres Käfigs und schnüffelt an dem kläglichen Körperchen — ha, ha, Körperchen! — ihrer Genossin herum, die keinen Einschuß der roten Farbe erhalten und nun tot da liegt." Wenn das den ganzen Text hindurch so geht, so liegt hier

wieder einmal der bekannte Fall einer schlechten Übersetzung vor, die dem Autor im Ausland maßlos schadet. Sie haben ein gutes Werk getan, darauf hinzuweisen — und wäre wirklich an der Zeit, daß hier endlich etwas Grundlegendes geschieht. So schrecklich es nun wäre, wenn wir etwa „amtlich zugelassene Übersetzer" bekämen, so nötig erscheint eine nicht staatliche, sondern organisatorische Selbsthilfe der Schriftsteller, die heute kaum eine Möglichkeit haben, diesem geschäftigen Treiben drittrangiger und viertrangiger Schreiber Einhalt zu gebieten, die in fremde Länder fahren, dort im Auftrag der Verlage irgend etwas auskaufen, was grade zu haben ist, und die dann übersetzen, daß die Konjunktionen nur so in der Nachbarschaft herumfliegen. Herr de Kruif kann sich bei seinem Übersetzer bedanken — Peter Panter hat nichts zurückzunehmen, und wenn das Werk so übersetzt sein wird, wie der Verfasser es wirklich geschrieben hat und nicht auf das Niveau von Herzblättchens Zeitvertreib heruntergebracht —: dann wollen wir desselbigen Weges fahren.

Monarchist. Wenn es der tapfern „Republikanischen Beschwerdestelle" einmal gelingt, eines der zahllosen alten Hoheitszeichen entfernen zu lassen, dann heult die Meute Hugenbergs auf, daß man es dreitausend Abonnements weit hört. Was aber, glauben Sie, täte der Schreiber Hussong, wenn morgen die Republik — selbst diese Republik — gestürzt und die Monarchie ausgebrochen wäre? Glauben Sie, daß er auch nur ein Wappen, eine Fahne, eine Tafel unbeschädigt ließe, die an Ebert und den Präsidenten Hindenburg erinnerte? Glauben Sie, daß er vor irgendwelchen „künstlerischen" Bedenken Halt machte? Sie glauben es nicht, wir glauben es nicht, und alle Welt sieht Ihre Wut gegen die „Bilderstürmer" für das an, was sie ist: als Schwindel und als politische Tendenz.

Sozialistischer Kulturbund. Du erläßt ein Preisausschreiben für zwei Orchesterwerke, die sich als einleitende Musikstücke für Arbeiterkonzerte besonders eignen sollen, und zwar eine Arbeiter-Sinfonie und eine Ouvertüre. Der Preis für die beste Sinfonie beträgt 3000 M., für die Ouvertüre 1000 M. Letzter Termin für die Einreichung ist der 30. April 1929. Die Prüfung der Manuskripte erfolgt durch Professor Dr. Georg Schünemann, Dr. Alfred Einstein, Professor Paul Hindemith, Klaus Pringsheim und Hermann Scherchen. Die preisgekrönten Werke sollen bis spätestens 1. Januar 1930 öffentlich aufgeführt werden. Bedingungen unentgeltlich durch den Sozialistischen Kulturbund, Berlin SW. 68, Lindenstraße 3.

Diesem Heft liegt ein Verzeichnis der Neuerscheinungen des Avalun-Verlags Hellerau bei, das wir der besonderen Beachtung unserer Leser empfehlen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Der deutsch-polnische Krieg

von Carl v. Ossietzky

Der letzte Tag der öden und mißvergnügten Konferenz von Lugano endete doch mit einem harten und unerwarteten Zusammenprall, der geeignet war, den schon verzagenden Vertretern der Weltpresse dankbaren Telegrammstoff zu liefern. Übrigens hat das Duell Stresemann-Zaleski den in Watte und Geschenkkartons verpackten Sottisen, die sich die Ratsmitglieder sonst gegenseitig verabreichen, die Wahrheit des Zustandes voraus, den dieser erregte Wortwechsel reflektierte. Ein ehrlicher Zank im Völkerbund ist besser als das sonst beliebte Verschweigen oder Darüberweggleiten. Aber — —

In der Auseinandersetzung zwischen dem deutschen und dem polnischen Außenminister bleckte der Haß die Zähne. Allein auf sich angewiesen, würden beide Mächte knurrend und fauchend nebeneinanderliegen, aber dabei doch ernste Angriffe meiden, weil sie viel zu verlieren haben. Das Unglück ist, daß sie sich nicht allein fühlen, sondern ganz deutlich um ihre Bestimmung als Repräsentanten von zwei feindlichen Lagern Europas wissen.

Der Ausbruch Stresemanns sowohl als auch der Zaleskis war von durchaus ungezügelter Echtheit. Der Plan dazu allerdings richtige Comédie. Man kann auch nicht sagen, daß Stresemann so völlig überrumpelt war, denn Zaleski hatte ihn vorher verständigen lassen. Aber beide brauchten ihr Gemetzel aus innenpolitischen Gründen, beide mußten, wenn sie schon nicht Erfolge mit nach Hause bringen konnten, wenigstens den Nachweis führen, daß sie dem Gegner eins ausgewischt hätten. Zaleski fühlte sich durch die Sonderverhandlungen der Big three etwas in die Ecke gedrängt und mußte zeigen, daß er auch noch da wäre. Unser Stresemann dagegen wollte von seinem patriotischen Parterrepublikum nicht wieder als Memme verschrien werden. Hatte nicht wiederholt selbst Westarp Hermann Müllers genfer Rede gelobt und dem Kanzler mehr nationale Energien zugesprochen als dem Außenminister? Das durfte nicht sein. Da Stresemann nicht wagte, sich an Briand oder Chamberlain zu rehabilitieren, so kam ihm Zaleskis Einladung zum Schaufechten sehr gelegen. Aber während Herr Zaleski sich im ganzen bemühte, eine formale Beschwerderede zu halten und nur in der Hitze des Handgemenges ein paar Mal mit ungesicherter Klinge zustieß, antwortete Stresemann grob und turbulent und dies Mal ganz zur Zufriedenheit der Hugenbergpresse.

Nicht nur zu Hugenbergs Zufriedenheit. Auch die Sozialdemokraten waren ganz einverstanden, und keines ihrer Blätter fühlt, daß der Außenminister in Lugano nicht in dieser seiner wichtigsten Eigenschaft gesprochen hat, sondern als Führer einer reaktionär-nationalistischen Mischmaschpartei, die nur mit umnebeltem Hirn in eine pazifistische Politik gegängelt

werden kann. Daß Stresemann aber überhaupt keine Kritik in Deutschland fand und alle gleichermaßen über sein mannhaftes Auftreten entzückt waren, beweist nur, daß es in Deutschland eine Einheitsfront gegen Polen gibt, ein höchst bedenklicher Zustand, an dem auch ein endlich glücklich vollbrachter Handelsvertrag nicht viel ändert. Mindestens jene Parteien, die den Frieden im Programm führen, sollten sich nicht auf die gelegentlichen pariser Expeditionen ihrer Notablen beschränken, sondern mehr Gewicht auf eine Aussprache mit Warschau legen, um wenigstens die ärgsten Giftkeime zu töten.

In Deutschland wird die Grenzziehung im Osten allgemein als ungerecht empfunden. Das braucht durchaus nicht die bittersten Konsequenzen zu haben, denn im Grunde rechnet kein Vernünftiger mit einer Änderung in absehbarer Zeit. Aber auch die Parteien der Linken müssen ihren schwarzen Mann haben, an dem sie ihren Patriotismus billig erhärten können. Die Kommunisten wieder sind durch die russische Binde blind gemacht. Außerdem wissen sie aus ihrem falsch verstandenen Marx, daß große Kriege die Lokomotiven der Weltgeschichte sind. Sie vergessen dabei die Menschen im Zug, die wichtiger sind als die Geschwindigkeit. So ist die Deklamation gegen Polen allmählich in die liebe Gewohnheit eingegangen, wobei unglücklicherweise die politische Politik immer genau diejenigen Schritte unternimmt, die notwendig sind, um die deutschen Unmutsgefühle zu stärken. Dabei ist Graf Zaleski alles andre als ein Provokateur, sondern ein verbindlicher Diplomat der mittlern Linie, der dem nationalen Appetit nach Sensationen nur dann Bissen zuschiebt, wenn er es für unvermeidlich hält. Es ist durch nichts gerechtfertigt, grade Zaleski zur Verkörperung des bösen, absolut deutschfeindlichen Geistes zu machen. Aber die Haltung Polens in ihrer Gesamtheit ist noch immer von einer Nervosität, die auch auf die westlichen Nachbarn ausstrahlt. Die Mehrzahl der Presse schreibt überreizt. Und oft genug reden die Politiker so, als stünde Hannibal morgen vor den Toren.

Die nervöse Lautheit der polnischen Politik täuscht über manche segensvollen Verbesserungen hinweg. Man sollte auch in Deutschland nicht übersehen, daß zum Beispiel der odiose Herr Korfanty heute abgetakelt und ein stiller Mann ist. Das ist das deutliche Zeichen einer Veränderung. Aber Polen hat noch immer eine unglückliche Hand in der Behandlung seiner Minoritäten. Die Deutschen in Oberschlesien sind es ja nicht allein, die klagen. Man könnte sogar sagen, daß sie etwa neben den Ukrainern noch recht glücklich dran sind, weil sie eine hochzivilisierte Schicht bilden und zum Teil über beträchtliche wirtschaftliche Abwehrmittel verfügen. Sie können sich wehren und tun es auch. Ost-Oberschlesien ist mit allen seinen administrativen Rauhheiten kein Südtirol, und Stresemann hätte mit mehr Berechtigung Herrn Grandi anschreien können als den polnischen Außenminister. Aber die polnischen Erregungszustände werden weniger durch die deutsche Nachbarschaft hervorgerufen als vielmehr durch die russische. Hier

liegt der Cardinalfehler der polnischen Politik, daß sie sich von den antibolschewistischen Mächten Europas als Vorposten mißbrauchen läßt. Polen muß nicht nur mit Deutschland zu einem erträglichen Verhältnis gelangen, sondern ebenso mit Rußland. Ich weiß, daß das Zukunftsmusik ist, aber ein neugebildeter in sich noch nicht geschlossener Staat wird aus einer Angstneurose in die andre fallen, wenn er sich dauernd von beiden Seiten bedroht sieht. Mindestens mit einem der Nachbarn sollte Polen endlich ins Reine kommen. Was den warschauer Politikern auch von den Westmächten versprochen wird, über eines dürfen sie sich nicht täuschen: — in einem zweiten russisch-polnischen Krieg würde Deutschland bei der ersten polnischen Niederlage den Korridor besetzen, um — — Europa vor der Überflutung durch den Bolschewismus zu schützen. Und die Ärgsten unter den Bolschewistenfeinden Europas würden applaudieren. Denn die Angst vor dem roten Moskau ist stärker als die Sympathien für Polen. Wie die Dinge auch kommen mögen, Polen hat nur zu verlieren.

Hinter dem Rededuell Stresemann-Zaleski steht die häßliche Wahrheit, daß zwei Staatsmänner, die hier nationaler Erbitterung Ausdruck verliehen haben, darin wirklich die Wortführer ihrer Nationen gewesen sind.

Das kommt sehr selten vor. Hier war es einmal Wirklichkeit. Sonst liegt das Ressort Nationalhaß in den Händen versierter Berufspatrioten. Im Falle Deutschlands und Polens sind zwei Völker in ihrer Gesamtheit hineingehetzt worden.

Wie weit mag der Weg bis zum Abgrund noch sein? Kluge Leute in England und anderswo erwarten im Frühjahr 1929 die russische Katastrophe, Stalins Sturz und die Möglichkeit, mit dem roten Zauber gründlich aufzuräumen. Wehe, wenn sie Recht behielten!

Es ist nicht mehr viel Zeit zu verlieren. Polen muß erkennen, daß die ihm zugedachte Rolle als Fußsoldat gegen Rußland ihm eine Zukunft eröffnet, in der alle Schrecken seiner Vergangenheit wiederkehren können.

Deutschland —? Es muß sich endlich bequemen, den Versailler Vertrag als Tatsache anzuerkennen. Er hat seine Härten und Schiefheiten, aber er hat neue Nationalstaaten ans Licht gebracht, die leben wollen und, wenn sie klug sind, auch leben werden. Das ist eine historische Tatsache, die keine Protestlerfaust zu zerschlagen vermag.

Der Fall Müllerand von Gerhard Donath

Die deutsche Sozialdemokratie ist in den Wahlkampf gegangen: gegen den Bürgerblock für eine Koalition mit den „fortgeschrittensten" Elementen des Bürgertums. Zu den „fortgeschrittensten" Elementen gehörten auch die Vertreter der Schwerindustrie. Und die Sozialdemokratie hat bald zu spüren bekommen, wie fortgeschritten dieser Teil der Bourgeoisie ist. Sie besaß eine Eigenschaft, die Sozialdemokraten nur noch an Festtagen haben: Klassenbewußtsein. Das hat sich im Ruhrkampf sehr deutlich gezeigt. Als die Sozialdemokratie in die

Regierung ging, hat sie sich dafür einer sehr gut klingenden Theorie bedient. Ihr geistiger Vater ist der Führer der österreichischen Sozialdemokratie: Otto Bauer. Der meinte, es gäbe heute politische Situationen, in denen keine Klasse mehr das Übergewicht habe, in denen die Klassen sich das Gleichgewicht halten; das sei der Boden der Koalitionsregierung. Wie sehr Otto Bauer mit diesem Gleichgewicht der Klassen Recht hatte, haben uns die letzten Ereignisse in Oesterreich deutlich gezeigt.

In Deutschland wurde nun diese politische Theorie Otto Bauers von Hilferding „ökonomisch" verfeinert. Er führte auf dem kieler Parteitage aus: es hätte einmal eine Zeit gegeben — aber die sei schon lange her —, da wäre der Lohn der Arbeiterschaft durch rein ökonomische Faktoren bestimmt worden, durch die Faktoren, die das Marxsche Kapital in klassischer Weise analysiert habe. Heute aber sei das anders. Heute werde der Lohn zum „politischen" Lohn; heute habe der Staat durch das Schlichtungswesen entscheidenden Einfluß und daher müsse die Sozialdemokratie die Staatsmacht mit übernehmen, denn nur so hätte sie die Möglichkeit, durch ihre — wenn auch nur teilweise — Beherrschung des Staates, den „ökonomischen" Lohn zu einem „politischen" zu gestalten und so bereits im Kapitalismus die Arbeiterschaft günstiger zu stellen, als wenn die rein ökonomischen Faktoren entscheidend wären.

Mit Hilferdings politischem Lohn ging man in die Koalition, falsch: in den Wahlkampf. Denn schon bei den Koalitionsverhandlungen gab man diese Theorie Hilferdings stillschweigend auf. Der entscheidende Mann, der den Lohn aus einem ökonomischen zu einem politischen machen kann, ist der Arbeitsminister. Er kann einen gefällten Schiedsspruch für verbindlich erklären. Im Bürgerblock hatte dieses Amt der Zentrumsminister Brauns. Auf seine Amtsführung hatten die christlichen Arbeiter im Westen die Antwort gegeben. Die Verluste des Zentrums waren nirgends so groß wie in den christlichen Arbeiterkreisen. Das Zentrum wußte, daß man sich in den Zeiten der absteigenden Konjunktur befand, wußte, daß schwere Arbeitskonflikte bevorstanden, das Zentrum bedankte sich daher in der neuen Koalition für den Posten des Arbeitsministers. Die Sozialdemokratie hätte nach der Theorie Hilferdings vor allem auf diesen Posten reflektieren müssen. Aber auch sie wußte, was das Zentrum wußte, auch sie wußte, daß die Theorie vom politischen Lohn nur für die Feiertagsversammlungen gelte und so suchte sie sich um den Posten des Arbeitsministers auf alle Weise herumzudrücken, bis ihn schließlich Herr Wissell doch übernehmen mußte. Die erste Handlung Wissells war, daß er Hilferding in aller Form öffentlich desavouierte; er erklärte, er wolle die Praxis seines Vorgängers, der in vielen Fällen den Schiedsspruch für verbindlich erklärt hätte, möglichst abbauen, nur in Ausnahmefällen sollte ein Schiedsspruch verbindlich gemacht werden. Das freie Spiel der Kräfte zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern sollte letzthin für die Lohnverhältnisse entscheidend sein. Herr

Hilferding hörte sich das ruhig an, er hatte in wichtigern Fällen seine Stellung völlig gewechselt, ohne den Mut zu haben, diesen Stellungswechsel öffentlich zu bekennen; das Finanzkapital erscheint noch heute in derselben Form wie vor dem Krieg. Was sollte er sich hier vorwagen, wo es sich doch nur um eine ad hoc geschaffene Theorie handelte.

Nur in Ausnahmefällen, so hatte Herr Wissell erklärt, würde der Arbeitsminister den Schiedsspruch verbindlich machen. Dieser Ausnahmefall schien ihm im Ruhrkonflikt gegeben zu sein. Die Arbeitnehmer nahmen den Schiedsspruch an, die Unternehmer lehnten ihn ab und sperrten aus. Nach der Meinung der Unternehmer handelte es sich also bei diesem Schiedsspruch um einen „politischen" Lohn, das heißt bei einer Auseinandersetzung mit der Arbeiterschaft, in die sich der Staat nicht einmischen würde, glaubten sie, bessere Bedingungen für sich herausholen zu können.

Die Sozialdemokratie ist in die Regierung gegangen, um den politischen Lohn durchzusetzen, damit haben sie die Koalition begründet. Nun aber dreht sich die Sachlage um: Die Arbeiterschaft, von allen Seiten aufs schärfste bedrängt, mußte auf den politischen Lohn verzichten, um die Koalition zu retten. Der reaktionäre Charakter dieses Kabinetts trat in aller Brüskheit hervor. Bei einer Bürgerblockregierung hätten es die Unternehmer niemals gewagt, den Schiedsspruch mit der Aussperrung zu beantworten. Die gesamte Linke hätte in geschlossener Opposition gestanden und das Zentrum hätte sich in dieser Frage zur Linken gesellen müssen, um zu verhindern, daß seine Arbeiterorganisationen im Westen total zerstört würden. In der Situation aber, in der die Sozialdemokratie in der Regierung war, konnten sich die Unternehmer die Aussperrung gestatten. Man brauchte Herrn Müller nur, wie beim Panzerkreuzer, mit der Regierungskrise zu drohen, und er vertrat die Politik der Deutschen Volkspartei.

Nach dem Panzerkreuzer, nach der Unterwerfung unter die Unternehmer im Ruhrkonflikt, nach dem Abbau der Sozialpolitik, vor allem in der Arbeitslosenunterstützung, werden wir demnächst das Konkordat bekommen. Der reaktionäre Kurs in Deutschland erfolgt in beschleunigtem Tempo. In der Vorkriegszeit ging Alexandre Millerand, Mitglied der Sozialdemokratischen Partei Frankreichs, als Minister in die bürgerliche Regierung. Man versuchte zunächst, seine Schritte zu decken, und als man das nicht mehr konnte, sprach man von gewissen Entgleisungen. Wir wissen, wo Herr Millerand endete. Rosa Luxemburg hat das vorausgesagt. Das Kabinett Müller geht den gleichen Weg. Innerhalb der sozialdemokratischen Parlamentsfraktion spricht man bereits von gewissen Entgleisungen, ohne die Notwendigkeit dieses Weges zu sehen. Der entscheidende Unterschied gegenüber der Vorkriegszeit besteht jedoch darin, daß Herr Millerand aus der sozialistischen Partei Frankreichs ausschied, daß die Müllers jedoch in der deutschen Sozialdemokratie bleiben.

Wo ist heute Rosa Luxemburg?

Wer schreibt den Fall Müllerand?

„Erst muß was passieren!" von Ignaz Wrobel

Der größte Teil der europäischen Minister verbringt seine von Amts wegen bezahlte Zeit auf Einweihungs-Feiern.

Dortselbst hören wir dann, wie es mit dem modernen Staat und mit dem Ressort des Ministers selbst bestellt sei: wie herrlich, wie gut, wie wichtig und wie human. Die Minister vermehren sich wie die Sandflöhe — wo gestern noch keiner gewesen ist, da steht heute ein ganzes Ministerium: mit Ministerialräten, Regierungsräten, Obersekretären und Portiers, und wenn einer glaubt, daß dort keine produktive Arbeit geleistet werde, so darf er die Reinmachefrauen nicht vergessen. Was aber die Praxis dieses Rechtsstaats angeht, so sieht die zum Beispiel so aus:

In Berlin lebt ein alter Mann, der — wahrscheinlich durch Veranlagung — ebenso bösartig wie jähzornig ist. „Solange ich denken kann", schreibt eine der vier Töchter, „sind wir Kinder und meine Mutter von meinem Vater in äußerst roher und brutaler Weise mißhandelt worden, so daß unsre frühern Nachbarn und Mitbewohner des öftern bei der Polizei angerufen haben, die sich jedoch stets als nicht zuständig bezeichnete. Wir hatten vor dem Vater zu große Angst, um irgendwelche Schritte zu unternehmen; doch zogen wir Kinder, als wir größer waren, die Konsequenz aus dieser Behandlung und verließen alle sehr früh das Elternhaus." Die Mutter bleibt bei ihrem Mann.

Der wird schlimmer von Tag zu Tag. „Ein andrer Mann an meiner Stelle hätte schon lange ein Messer genommen und dich erstochen oder in Stücke geschnitten!" Das sagt er nicht nur: er schlägt die Frau braun und blau. Eine Tochter kommt zufällig nach Berlin, sieht, wie die Dinge stehen und befürchtet mit vollem Recht einen bevorstehenden Totschlag oder doch eine nicht wieder gutzumachende Körperverletzung. Sehr höfliche, sehr ausführliche, sehr gut begründete Eingabe an das „Gesundheitsamt der Stadt Berlin".

Sehr höfliche, sehr ausführliche Antwort, des Sinnes: „Da können wir leider nicht viel machen!" Aber das Gesundheitsamt läßt den Mann immerhin untersuchen: er ist tatsächlich gemeingefährlich geistesschwach und kann nach § 6 BGB entmündigt werden. „Sicherheitsgewährung für Ihre Frau Mutter ist leider sehr schwierig." Man hat den Eindruck, daß auf diesem Gesundheitsamt immerhin so gut gearbeitet wird, wie das die verzwickte und verwickelte Scholastik der Paragraphen zuläßt. Eingabe der verzweifelten Frau an die Polizei. Was dann geschieht, zeigt ihr Brief:

„Also in meiner Sache bin ich noch gar nicht weiter gekommen. Daß ich den Antrag auf der Polizei gestellt hatte, weißt Du ja, darauf kriegte ich nach 10 Tagen eine Vorladung vom Amtsgericht Berlin-Mitte. Da steht drauf: Sie werden gebeten, sich zu einer Rücksprache im Gerichtsgebäude einzufinden. Da bin ich dann hingefahren, aber grade solch einen Richter angetroffen wie Vater ist. Der sagte nämlich: Wenn der Mann die Bibel liest, ist er doch nicht

schlecht, als wenn er trinken würde, und daß die Kinder alle aus dem Hause sind, das wird wohl an den Kindern liegen. Daß der Mann sadistisch veranlagt ist, das sind heute viele Männer, und auf das ärztliche Attest meinte er, wenn man da paar blaue Flecken hat, und daß sie angeblich von Mißhandlungen des Mannes herrühren sollen, wer garantiert ihm dafür, also es kann sein, kann auch nicht sein. Der Herr tat so, als ob sich das jede Frau gefallen lassen muß. Darauf habe ich ihm so Verschiedenes gesagt, daß ich unter keinen Umständen mit meinem Mann weiter zusammenleben kann, da sagte er, da soll ich ihm in 4 Wochen also eine Geburtsurkunde von Vater, eine vollständige Heiratsurkunde, eine polizeiliche Wohnbescheinigung, und was das Schlimmste ist, ein ärztliches Zeugnis über die angebliche Geisteskrankheit besorgen. Ich frug natürlich gleich, wie der Herr sich das denkt, wie ich Vater untersuchen lassen soll, darauf sagte er: Das ist Ihre Sache, wie Sie es machen, vielleicht geht er mal zum Arzt wegen Erkältung, da soll ich mich mit dem Arzt in Verbindung setzen, damit er ihn auf seinen Geisteszustand untersucht. Ich sagte darauf, damit gibt sich doch kein Arzt ab, da meinte er eben, das ist meine Sache, wie ich es mache. Wenn ich bis zum . . . die 4 Urkunden nicht einschicken kann, fällt alles ins Wasser. Vaters Geburtsurkunde und unsere Eheurkunde habe ich alles gehabt, nun ist aber alles fort, gewiß hat Vater alles fortgenommen. Als ich mir alles zurechtlegen wollte, war alles fort. Auf der Polizei war ich noch, nachdem ich aufs Gericht gewesen war. Da fragte mich der Beamte, ob Vater gemeingefährlich wäre, sonst können sie nichts unternehmen, es muß erst was passieren. Da sagte ich, dann ist es doch zu spät, wenn erst was passiert ist."

Hier liegt ein schwerer Fall von Lebensgefahr für eine Frau vor, die ihre Steuern an den Staat dafür abführen muß, daß der sich um sie kümmert, wenn es das öffentliche Interesse erfordert. Im zuständigen Ressort nun sitzt ein Richter. Was ein deutscher Richter ist, wissen wir — wir wissen auch, daß sich dieses Material infolge der Schlafmützigkeit der Republik heute schlimmer gebärdet als das jemals unter dem Kaiser möglich gewesen wäre, das Nähere siehe unter „Sozialistische Realpolitik". Dieser Richter, der hier um Hilfe angegangen wird, hat für die Frau nur einen sanft verkleideten Hohn. Niemand straft ihn dafür. Die Frau läuft in ihrer Verzweiflung umher und wartet, bis ihr Mann sie tot- oder ihr ein Auge ausschlägt. Dann —

Dann werden sich die Polizei, ein Stück Untersuchungsrichter, ein Staatsanwalt und drei Richter emsig und vor Entrüstung bebend mit dem Fall beschäftigen. Man kann — heute noch — dem Mann das Zuchthaus ersparen; der Frau das Leben retten oder die Gesundheit — heute noch gehts. Niemand hilft der Frau; wenn es zu spät ist, kann ihr nicht mehr geholfen werden.

Man beurteile Gruppen nach dem letzten Mann, nicht nach dem ersten. Wenn Herr Simons, wenn der Preußische Richterverein solche ungeeigneten Elemente wie diesen hier in ihren Reihen belassen, so verdienen sie das härteste Urteil über ihren Stand. Sie haben kein Recht, dagegen zu protestieren; man braucht sie nicht einmal anzuhören. Diese Justiz ist an Haupt und Gliedern krank. Verkürzen wir ihre Leiden und die unsern.

Zentrumsprofile von Kurt Caro

Wenn man frei, sehr frei nach Thukydides zitiert „die Partei ist die beste, von der man am wenigsten hört und spricht", so gebührt dem deutschen Zentrum der Lorbeerkranz. Die schwarzen Politiker in Gehrock und Soutane lieben es, in weichen Pantoffeln auf dem Parkett der hohen Politik zu wandeln und gleich Schatten geräuschlos dahinzuhuschen.

Auf dem Parteitag in Köln bot sich die seltene Gelegenheit, einen Blick ins unerforschte Zentrumshaus zu werfen und jene Gestalten zu mustern, die hier mit starrer Ideologie, fast wie Petrefakte kultureller Vergangenheit, und napoleonisch beweglicher Taktik vor dem Schilderhaus des katholischen Gottes Wache halten.

Da gehen die Herrschaften auf und ab: Zwei Dutzend weibliche Delegierte, die sonst in der Charitas wirken und moralinsauer gegen Laster und Elend kämpfen. Gertrud-Bäumertypen mit hochgeschlossenen Halskrausen, nach dem spanischen Hauszeremoniell. Sie zeigen freudlose Gesichter und tragen alle den kategorischen Imperativ im Unterrock.

Die Geistlichen tragen den Einheitsrock des katholischen Priesters und sind doch grundverschieden im Wesen. Dort das behäbige, listig verschlagene Pfäfflein, das neben Christus auch Bacchus verehrt. Es ist der Mönch von Heisterbach oder in der Realität vielleicht Prälat Leicht, der als Gast anwesende Führer der Bayrischen Volkspartei. Hier eine hagere, von Askese verzehrte Savanarolagestalt mit der Erotik des Hasses, Kämpfens und Eiferns in den bleichen Zügen.

Und weiterhin ein paar junge Menschen mit Schillerkragen und lebensreformerischen Idealen. Sie sind voll heißen Sehnens und innerlichen Stolzes zum Parteitag gekommen. Gottgläubig im Sinne eines Urchristentums, bitterfeind den Zentrumskönigen von Eisen und Kohle. Sie ringen und werden unterliegen. Dann folgt die farblose Masse von Bürgern, Beamten, Gewerkschaftlern.

Prälat Kaas, der neugeborene Parteichef, ist ein Mann mit etwas düsterm Antlitz. Hinter großen Brillengläsern lauern zwei abgründige Augen. Ein treuer Sohn der Kirche, der in Rom die Weihen empfing, das Amt eines päpstlichen Hauskapitulars bekleidet und zuletzt als Theologieprofessor in Bonn wirkte. Mit der theatralischen Geste des hohen Priesters beschwor Kaas in seiner Ansprache den Herrn im Himmel, er möge ihm doch die Kraft für sein Amt verleihen. Mehr aber noch liegen diesem Geistlichen die Künste verschlagener Diplomatie. Ein beachtlicher Intrigant, der einst mit dem Separatismus liebäugelte, dann als Helfer des Monsignore Pacelli die Pfeiler des Konkordats in den Boden rammte und in letzter Zeit auf seiner Hirtenschleuder manchen vergifteten Pfeil gegen Stresemann abschoß.

Sein unterlegener Gegner, der jetzt wie ein Löwe im Käfig tobt: Adam Stegerwald. Dieser von Ehrgeiz Zerfressene beherrscht seit Jahren mit diktatorischen Allüren die christ-

lichen Gewerkschaften und will nun höher hinaus. Ministerpräsident a. D. und seit langem Parteichef in spe.

Der letzte Grund dafür, warum er schließlich nicht gewählt wurde, lag wohl in seinem großen politischen Referat, das von den Auguren als Ketzerei angesehn wurde. Stegerwald verlangte: Heraus aus der Kulturkampfatmosphäre! Wer aber in Köln mitangesehen hat, wie das phantasievoll aufgeputzte Gespenst des Kulturkampfes noch anno 1928 katholische Menschen zu erregen vermag, begreift, daß das Zentrum diesen alten Ballast nicht so schnell über Bord werfen wird. Deshalb vor allem siegte Kaas und nicht Stegerwald.

Joos hätten sie alle gekürt. Warum auch nicht? Ein Arbeiterführer zwar, aber wie bekannt von erstaunlichem Energiemangel. Schilfrohr, das sich neigt. Im übrigen auch gar kein echter Gewerkschaftler, sondern Führer der katholischen Arbeitervereine, also ein Aufklärerich und bärtiger Schulmeister. Lang, lang ists her, daß er bei Erzberger focht.

Auf dieser Front noch zu nennen Joseph Wirth, der sich über Nacht zum Busenfreund des einst heftig befehdeten Adam Stegerwald durchgemausert hat. Wie ein Schulbub rannte Wirth vom Parteitag, weil Herr Kaas ihm nicht gefällt und der Prälat ihn im Reichstag als Fraktionsredner für Außenpolitik verdrängt hat. Der republikanische Fahnenträger dürfte jetzt im Zentrum ausgespielt haben.

Etwas für lyrische Naturen war der Schwanengesang des Exparteivorsitzenden und Exreichskanzlers Wilhelm Marx. Das kleine kahlköpfige, schiefgeratene Männchen sprach Abschiedsworte voll Bitterkeit. Man hat ihn gezwungen, sich krank schreiben zu lassen und in der Versenkung zu verschwinden. Auf dem Altar des Reichsschulgesetzes ist er als Opfer geblieben. Er gilt als Märtyrer, der es mit Glück und Protektion noch zu einem Kalenderheiligen bringen kann. Wahrlich, ein erhabenes Schicksal für einen preußischen Landgerichtsdirektor.

Ein Mann mit konstruktiven Ideen ist der noch jugendliche Professor und Reichstagsabgeordnete Dessauer. Die großen Wirtschaftswandlungen des Jahrhunderts stellen auch an das Zentrum die Schicksalsfrage. Dessauer schaudert es ein wenig vor den Zukunftsperspektiven seiner Partei. Er ahnt, daß einmal alle Kompromisse und Religionsmanifeste an der Unerbittlichkeit wirtschaftlicher Tatsachen zerschellen müssen. Seine Stimme verlangt Reformen, ein „kooperatives Wirtschaftsprogramm" als Gegengewicht gegen Marxismus und Liberalismus. Er dürfte ein Prediger in der Wüste bleiben.

Denn da steht ihm ein recht gedrungener Herr gegenüber, Dr. Perlitius, Sachverständiger in Wirtschaftsfragen. Mit fettem Stiernacken und salbungsvoller Bierstimme trompetet er die SOS.-Phrasen für Industrie und Landwirtschaft in die Welt. Ein commis voyageur für Klöckner und Lammers, die bescheiden im Hintergrund bleiben.

„Wenn wir nicht evolutionieren, werden die andern revolutionieren," meinte der Prälat Kaas. Doch selbst Evolutionäre pflegen anders auszusehen als diese schwarzen Herren.

Fürsorge von Kurt Hiller

Wir wußten es eigentlich immer schon, aber wir taten nichts dagegen. Vor beinah drei Jahren stieß uns Wolf Ritter-Bern mit der Nase drauf. Sein erschütterndes Buch ‚Der Drahtzaun. Aufzeichnungen des Fürsorgezöglings Günther Rodegast' (Fackelreiter-Verlag) fand Beachtung, aber keineswegs hinreichende. Die liberalen Schöngeister, soweit sie nicht in der Höhe ihrer „Tiefe" rümpfend schwiegen, nahmen es als soziologisch bemerkenswertes „document", als interessantes Produkt der sozusagen innern Völkerkunde, als Literatur, als wichtigen Prickel (das ist der äußerste Grad von Gehör, den dort ein Notschrei findet), während die Arbeiterpresse von der Sache wenig hermachte, weil die Hauptperson des Buchs ein entgleister Majorssohn war, man also keine spezifisch proletarische Not dargestellt fand, sondern eine, Verzeihung, menschliche. In den marktgängigen Marxismus paßt nicht, daß, so wahr die Arbeiterklasse als Klasse unterdrückt ist und sich daher als Klasse befreien soll, es Menschennöte gibt, die an keine Klasse gebunden sind und deshalb ausnahmslos alle Klassen angehn; Nöte, an deren Abstellung sich der Klassenkämpfer nicht kühl desinteressieren soll, weil sie über die Grenzen seiner Klasse hinausgreifen. (Zum Beispiel der Krieg ist eine solche Not. Oder die staatliche Behandlung des Sexus.)

Die Geißel der „Fürsorge" freilich... die saust vor allem auf die Rücken der proletarischen Jugend. Junge Tunichtgute der besitzenden Klassen passieren diese Hölle selten; es gibt kostspieligere und weichere Arten, sie zur Räson zu bringen, als das „rauhe Haus". Man vertuscht ihre Streiche, selbst bösartigste, und deckt sie mit Geldscheinen zu. Schließlich wird so Einer, trotz allem und allem, Assessor, Gutsherr oder Junior-Chef.

Der Junge mittelloser Eltern, der mal was ausfrißt, gar der elternlose, unbehütete... dem zerstampft in diesen Anstalten unsre Demokratie, nicht minder gründlich als ihre Vorgängerin, die Jugendjahre; und manchmal das ganze Leben. „Fürsorge", „Erzieher", „Hausvater": diese Ausdrücke sind in ähnlicher Weise wahrheitsvoll wie der ehemalige Ausdruck „Einjährig-Freiwilliger"; sie bedeuten das präzise Gegenteil dessen, was sie besagen. Schulbeispiele für ‚Euphemismus': aus der historischen Grammatik einer menschenhafteren Zukunft. Gewiß, in etliche dieser Anstalten drang neuer Geist; in denen östlich des polnischen Korridors, und auch in manchen westlich, regiert nach wie vor der rohe Frömmler und der Feldwebel, der nationale Klamottenkopf, der Eisäugige; neben dem Plansadisten. (Es ist meist kein Zufall, welchen Beruf jemand ergriff.) Gerät ein Mensch mit Gehirn, Herz, Liebe zur Jugend, ein Pädagog in diesen Bereich — ach, wie bald ist er an die Wand gequetscht, ach, wie bald hinausgeekelt.

So ging es Peter Martin Lampel. Dafür schenkte er uns ein dokumentarisches Buch: ‚Jungen in Not', Berichte von Fürsorgezöglingen, deren Vertrauen er gewann, die also nicht nach Schema F, korrekt, verlogen, unter Druck berichtet haben,

sondern frei von der Leber weg. Das Buch ist bei J. M. Spaeth erschienen. Sein Wert will an einem andern Maßstabe gemessen sein als am artistischen.

Aber Form-Plus bei einer Sache ist stets auch ein Sach-Plus. Lampel hat an den oft breiten, wiederholsamen, mäßig klaren, ungelenken Niederschriften der Jungen fast nichts geändert; hätte er nur! Er wollte „ungestutzte Reportage bringen"; falsch! Weniger würde mehr gewesen sein; und auch ohne daß auf jeder Seite fünfmal ‚mir' und ‚mich' verwechselt wäre, hätte man den Eindruck der Echtheit.

Diese Berichte sind keineswegs immer Notschreie; den Jungen kommt manches, was uns erschüttert und woran sie gewöhnt sind, selbstverständlich vor; auch mildert die Gewißheit freierer Zukunft nach dem einundzwanzigsten Geburtstage den seelischen Druck. Um so glaubwürdiger sind ihre Mitteilungen. Streicht man aber selbst die Hälfte als Übertreibung ab (was bestimmt übertrieben wäre), so bleibt noch genug. Diese Anstalten sollen keine Märchenschlösser sein, aber ein geringeres Übel als das Gefängnis. Das ist ihr Sinn. Sie werden von den Betroffenen als ein weit ärgeres Übel empfunden; und objektiv, Ausnahmen beiseite, sind sie es zweifellos auch. Die Wirklichkeit einer Institution widerspricht hier ihrem Sinn. Wie kommt das? Anscheinend hauptsächlich daher, daß diese Institution es verstanden hat, sich der öffentlichen Kontrolle zu entziehen. Von nun an muß das anders werden. Der nationale Klamottenkopf mag seine Triebe als Bierwirt ausleben, dem Plansadisten zur Verrichtung seines Berufs der Staat Bordelle einrichten, die das Masochvölkchen besucht —; auf die Jugend sollen diese Typen nicht länger losgelassen werden.

Auch auf die verwahrloste nicht. Grade auf die verwahrloste nicht. Damit sie nicht noch mehr verwahrlost.

Und nun einiges Wenige von dem, was die Jungen berichten:

> Ich mußte im Winter Erde fahren bei 18 bis 19 Grad Kälte ohne Handschuhe . . .
>
> Ich bekam dann Lust, Schmied zu werden. Da bekam ich eine Schmiedestelle in Neumühl bei Küstrin. Als ich zwei Tage da war, mußte ich den Pflug ziehen und wurde angeredet wie ein Stück Vieh.

(Wunder, daß er ausrückt, festgenommen wird und wieder in die Anstalt kommt!)

Über die Christlichkeit christlicher „Brüder" in der Anstalt Skaby (bei Königswusterhausen):

> Nun wollte er zuschlagen. Ich wich aber aus, wurde aber von den andern vier Brüdern festgehalten. Nun bekam ich ungefähr hundert Schläge, aufs Kreuz. Das Hemd habe ich mir extra aufbewahrt, es war ein großer Fleck Blut auf dem Rücken. Ich hab überhaupt nicht geheult, ich hab nicht mal geschrien.

Anstalt Strausberg:

> Wer beim Rauchen ertappt wurde, erhielt vom Obererzieher zwanzig Stockhiebe, die dermaßen ausfielen, daß nach vollendeter Tat das Fleisch des Gesäßes blutunterlaufen war.

Das Fressen:

Das Essen ist ... manchmal hundsmiserabel. Wenn Besuch kommt, dann zerbricht man sich schon tagelang vorher die Köpfe, was man da wohl kochen könnte, denn an diesem Tage soll es doch etwas Besseres geben, damit die Besucher einen guten Eindruck über das Essen von hier mitnehmen ...

Das Essen war nur einerlei: Graupen, Grütze und Gemüse, was es auch abends gab, denn es wurde dann entsprechend so dünn gekocht, daß wir zum Abend genug hatten. Morgens bestand das Essen aus Schrot, und Sonntags gab es eine trockene Stulle zu.

Für härtest Arbeitende in den Wachstumsjahren!

Die Geschlechtsnot:

Ein Anstaltsjunge, Sie werden mir nicht glauben wollen, aber es ist so ... Ich hab es selber angesehn, wie er sich an einer Kuh befriedigt hat.

Ich war im Stall, als ein gewisser X. (20 Jahre) eine hochtragende Sau vergewaltigte.

Die ganze Nacht schwulen sie rum und ... sich gegeneinander. In den Betten liegen zwei bis fünf Jungen, und wenn er es nicht macht, was wir ihm sagen, dann wird eingeschenkt, das heißt in der Anstalt: in die Fresse hauen.

Katholizismus:

Als ich in die Anstalt kam nach Klausheide, da wurde mir Angst und Bange. Die Regeln waren da ganz anders als in Berlin. Zum Beispiel wenn einer türmen tut und derjenige kommt wieder, bekommt er ein Arsch voll. Das geht vonstatten so: Der Bruder — so nennen sie die Erzieher — haut mit den Knüppel, und der Direktor steht mit dem Rosenkranz daneben und betet, und wenn der Junge jammern tut, daß es ihm wehtut, sagt der Direktor einfach: „Das schadet euch Hunde gar nicht".

In Scheuen (bei Celle):

Herr S. hat uns unterwegs mit seinem Krückstock bearbeitet und hat die Hunde auf uns gehetzt, die Hunde haben uns in die Beine gebissen ..., mich haben die Hunde in der Ferse, an den Waden und in die Kniekehlen gebissen, dazu haben mir die fünf Hunde die ganzen Kleider zerrissen, die ich anhatte.

Dann haben sie Charles, P. und mich nicht schlafen lassen ... Und wenn wir haben einschlafen wollen, haben sie uns mit Prügel aufgeweckt. Andern Frühmorgen mußten wir arbeiten, ohne geschlafen zu haben, und haben halbe Kost gekriegt.

Ein andrer Zögling erzählt aus Scheuen:

... stürzte der Tyrann wieder auf mich, riß mich auf die Erde, sperrte mir die Luft ab und schlug mir fortgesetzt mit seinem Gebirgsstock ins Gesicht. Als er in seiner Handlung erschöpft war, hetzte er seine vier Hunde auf mich. Dann wurde ich drei Nächte lang durch Bewachung vom Schlafen ferngehalten, und am Tage mußte ich schwer arbeiten. Zwei andre Kameraden, die ausgerückt waren, wurden von Herrn H. in der Nacht gezwungen, das Gedicht: „Hab Sonne im Herzen" zu lernen. Gings nicht, so gab es Ohrfeigen, ohne Pardon.

Also diese Kanaille höhnt auch noch.

In Freienwalde:

> Als er uns beide durchgeprügelt hatte, nahm er ein Gesangbuch, und dann mußten wir singen: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir." Und dann hinterher noch ein Lied: „O Lamm Gottes, unschuldig geschlachtet." Und dann mußten wir bis punkt elf Uhr in kalter Stube stehen, bloß, weil wir austreten mußten ... Beim Arzt angekommen, erklärte er mir, daß das Trommelfell entzwei sei.

In einigen dieser Anstalten gab es Revolte, gottseidank; und sie wurden geschlossen. Die „Erzieher" aber wurden versetzt. Was gestern in der Republik möglich war, wird also auch morgen möglich sein. Und das Entsetzlichste, das Beschämendste an diesen Dingen: daß die unglückseligen Opfer dieses Bestialismus nicht etwa nur Jungen sind, die einen kleinen Betrug, eine kleine Unterschlagung, einen Fahrraddiebstahl begangen haben (harmlos-romantisch meist: um einer Berufssklaverei zu entfliehn), sondern auch vollkommen unschuldige, arme Kerle, Waisen oder Illegitime, die ihre Mutter nicht aufziehen kann. Sie werden bald nach der Geburt ins Waisenhaus gesteckt; mit sieben Jahren kommen sie in die „Fürsorge": die fürsorglich dafür sorgt, daß sie verdorben werden, diese Unverdorbnen, während sie die leicht Angefaulten mit vorbildlicher Systematik zu Verbrechern „erzieht".

Nur völlig entgegengesetzte Methoden der Erziehung könnten den Glauben in den Jungen wecken, daß Ideen lebendig und würdig sind (mögen sie „Vaterland", „Christentum" oder sehr anders heißen); daß eine Menschheit da ist, in der ehrlich zu arbeiten, für die ehrlich zu arbeiten sich lohnt.

„Fürsorge" — ein Schandfleck dieses Staats. Fürsorge — ein katastrophal vernachlässigtes soziales Problem. Ich weiß: erst die Revolution ...; aber man braucht nicht auf sie zu warten! Nichts Bequemeres, als alle umgestalterische, alle reformatorische Arbeit auf das nachrevolutionäre Zeitalter abzuwälzen, weil sie im gegenwärtigen „illusionär" und „reformistisch" sei. Sie wirkt heute umso revolutionierender, je vergeblicher sie ist. Sollte sie aber, im Einzelfall, unvergeblich sein, dann begeht ein Verbrechen am Volk, wer sie verwirft. Richtig ist, daß der Kapitalismus sich nicht durch den Stimmzettel aus der Macht heben lassen wird; Schändlichkeiten, wie die von P. M. Lampel uns unterbreiteten, sind aber schon heute ausrottbar; zumindest scharf einschränkbar. (Materialistische Engschädel und metaphysizierende Schöngeister verhinderns.)

Übrigens hat Lampel den Extrakt seines dokumentarischen, durch kein Dementi widerlegbaren Buches zu jenem Drama auskristallisiert, auf das Toller hier schon hinwies und das mir, als ichs mit dem außerordentlichen Schauspieler Fritz Genschow unlängst sah, soviel gab, wie den Vätern ‚Die Weber' gegeben haben müssen. Das Drama steht an Kraft und Wirksamkeit weit über dem (gleichwohl verdienstlichen) Dokumente-Buch: welches im Grunde eine Vorstudie zu ihm ist. Ich möchte hier bekennen, daß Lampels ‚Revolte im Erziehungshaus' neben Shaws ‚Heiliger Johanna' mein stärkstes Theater-Erlebnis seit Wedekind war.

Die noble Passion

In Nr. 46 hat Grete Wels das Weidwerk und seine Jünger geschildert. Wer nun etwa meint, sie habe dies einseitig oder auf Grund vereinzelter Fälle getan, dem seien die folgenden Kostproben, die uns aus dem Leserkreis zugingen, als Nachspeise serviert.

Die Prüfung der Schärfe auf Raubwild bei den Hundesuchen. Ein Vorkommnis, das in der lokalen Tagespresse kürzlich viel Staub aufwirbelte und die Tierschutzvereine auf den Plan rief, läßt aufs neue die Mahnung gerechtfertigt erscheinen, die Raubzeugarbeit unter allen Umständen fern vom Verkehr, unter Ausschaltung aller unberechtigten Zuschauer „hinter den Kulissen" vorzunehmen. Denn an diesem Teil der Prüfung nehmen immer wieder Leute, die ihren Zweck und ihr Ziel nicht begreifen oder nicht begreifen wollen, das „vorgeschriebene Ärgernis". Preisrichter, Vereins- und Suchenleitungen, sowie der ganze Jägerstand werden in der Tagespresse in der gehässigsten Weise dann angegriffen. Die Gebrauchshundmänner, denen doch gerade die gute Absicht, angeschossenes Wild durch zielbewußte Nachsuche möglichst rasch von seinen Qualen zu erlösen, die schwere und mühevolle Arbeit der Führung und Abrichtung ihrer vierläufigen Nothelfer erleichtern hilft, werden der Roheit und Grausamkeit bezichtigt, wenn ihre Hunde auf den Prüfungen sich als schneidige Würger betätigen. Daß so mancher unter uns ist, der gerne dieses Stück Prüfungsarbeit vermieden oder in anderer Form vollzogen sähe, wenn dies nach Lage der Sache und nach Zweck und Ziel nur irgend möglich wäre, unterliegt wohl keinem Zweifel. So muß man wenigstens bestrebt bleiben, jede unnötige Tierquälerei nach Tunlichkeit auszuschalten und muß vor allen Dingen nichtzünftigen Zuschauern und Bummlern den Zutritt zum Prüfungsplan verwehren. Insbesondere wären Kinder als Zuschauer bei der Raubzeugarbeit unter keinen Umständen zu dulden. Es ist ein Gebot der Klugheit, alles zu vermeiden, was die ohnehin der Jägerei schon recht abholde Volksseele zum Kochen bringen könnte. Denn den Schaden müssen sonst wir tragen*). I. A.

*) Vor allen Dingen sollte man es unterlassen, Bilder von Katzen würgenden oder apportierenden Hunden in der Fachpresse zu veröffentlichen, weil daran, wie wir aus eigener, früherer Erfahrung wissen, sehr häufig Ärgernis genommen wird. Schriftleitung.

Wild und Hund Nr. 43/1928.

*

Zum 27. Januar.

Dem Glücklichen kann jeder Treue halten,
Das tut ja auch der Schmeichler ekles Heer;
Im Unglück aber treu sein, das heißt mehr,
Das nennt man deutsches Fühlen, deutsches Walten.

Uns Grüne hat er immer nur geehrt,
Wir haben stets sein ganzes Herz besessen,
Das wollen wir auch heut ihm nicht vergessen,
Wo sich sein Glückstern von ihm abgekehrt.

Wir Grünen werden bleiben, was wir waren,
Dem Vaterland gehorsam und getreu,
Doch immer fern von uns der Undank sei,
Das wollen wir auch heute offenbaren.

F. v. Lüttwitz, Königsberg i. Pr.

Wild und Hund Nr. 4/1928.

*

Verein Deutscher Jäger. Am 29. August weilte Se. Hoheit der Maharadja von Patiala, der den Wunsch geäußert hatte, einen Abend

im Kreise deutscher Jäger zu verleben, mit Gefolge als Gast in den behaglichen Klubräumen des Vereins. In Abwesenheit des auf Reisen befindlichen 1. Vorsitzenden, Oberstleutnant George, begrüßte der 2. Vorsitzende, Dr. Gerhard Meyer, den Gast in deutscher und englischer Sprache. In seiner Erwiderung stellte Se. Hoheit die jagdliche Kongenialität fest, die zwischen ihm und seinen weidgerechten deutschen „Brother-hunters" bestände. Se. Hoheit betonte ferner die Sympathie, die er durch das Studium seiner Geschichte von jeher für Deutschland gehegt habe, und die durch seinen mehrmonatigen Aufenthalt im Reiche noch wesentlich gesteigert worden sei. Der hohe Gast fühlte sich im Kreise der Erschienenen derartig wohl, daß er wiederholt den Wunsch äußerte, Mitglieder des Vereins in seinem Lande als Gäste begrüßen zu dürfen, und stellte ihnen alle jagdlichen Möglichkeiten in Aussicht, die sein Land in so reichem Maße bietet. Im Laufe des Abends überreichte Dr. Gerhard Meyer dem Gaste die goldene Vereinsnadel, mit der zugleich die Mitgliedschaft des Vereins Deutscher Jäger verbunden ist, worüber Se. Hoheit seine ganz besondere Freude äußerte. Se. Hoheit zog darauf aus seiner Krawatte eine Nadel, die in hervorragender indischer Kleinarbeit einen aus Brillanten geformten Hirschkopf zeigte, und verehrte sie dem Verein mit der Bitte, daß der jeweilige 1. Vorsitzende sie zur Erinnerung an seinen Besuch tragen möchte. Die Nadel sei ihm mehr als ein Schmuckstück, sie sei ihm vielmehr zehn Jahre lang gewissermaßen ein jagdlicher Talisman gewesen. Ferner versprach der hohe Gast dem Verein zur Ausschmückung seiner Räume eine Anzahl Beutestücke aus dem reichen Schatze seiner eigenen Jagdtrophäen. Der Besuch des auf allen Gebieten erstaunlich beschlagenen und in der Unterhaltung äußerst anregenden Gastes wird allen Anwesenden dauernd in Erinnerung bleiben. I. A.: Dietrich Michelly.

Wild und Hund Nr. 36/1928.

*

Auszeichnung. Unser schießtechnischer Mitarbeiter, Herr M. Schmuderer-Maretsch, Ingenieur an der Deutschen Versuchsanstalt für Handfeuerwaffen, wurde von S. K. H. dem Prinzen Alfons von Bayern mit dem „Erinnerungszeichen für Jäger am Hubertusband" in Anerkennung seiner großen Verdienste um die Entwicklung der Jagdfeuerwaffen ausgezeichnet.

Wild und Hund Nr. 14/1928.

*

Hirschmann-Horrido. Von Decken-Lippoldsberg

Melodie: Ich schieß den Hirsch im wilden Forst

Schwer liegt auf uns des Feindes Joch.
Statt Rechts gilt jetzt Gewalt,
Doch steht in edler Schönheit noch
Und rauscht der deutsche Wald;
Und drückt, was uns der Feind getan,
Uns auch zu Boden schier,
Der Hoffnung Farbe grüßen wir
Im grünen Waldrevier!

Und üben wir bei Weidmannswerk
Jetzt Sehne, Aug' und Hand,
Wir weihen sie zu hohem Diens.
Dem deutschen Vaterland. —
Wenn einst aus dunkler Schande Nacht
Ein helles Tagen bricht,
Sei fröhlich Jagen uns beschert
Und gutes Büchsenlicht!

Wild und Hund Nr. 50/1927.

„Guten Morgen — dies ist Ihre Zeitung!“

von Peter Panter

Da ist einmal eine Hotelier-Vereinigung in die Vereinigten Staaten gereist, um sich deren Hotels anzusehen, — und von dort haben sie manches mitgebracht.

Wenn du in einem größern deutschen Hotel morgens die Zimmertür öffnest, so liegt dort ein Lokalblatt, mit einem hellgrünen Zettel:

Guten Morgen!
Dies ist Ihre Zeitung!

Danke auch schön... Guten Morgen... ei, was es alles gibt! Was gibt es denn so alles —?

Es gibt zunächst einmal eine „Deutsche Fremdenverkehrswerbung“, die wohl das Groteskeste darstellt, was auf diesem Gebiet möglich ist. Anstatt nämlich die Ware, die man verkaufen will, nach Möglichkeit zu verbessern: also im Lande herumzufahren, die Hoteliers auf Mißstände aufmerksam zu machen, Nepperei abzuschaffen, kurz, für die Fremden zu arbeiten — zeigen sie eine Ware an, die sie noch gar nicht haben. Der ganze Laden hängt voller Plakate. Die Ware? Die Ware sieht so aus:

Deutsche Lieferanten aller Art haben sich zu Verbänden zusammengeschlossen, die ein einziges Ziel haben: gegen den Konsumenten aufzutreten und jedes Risiko nach Möglichkeit auf ihn abzuwälzen. Diese Lieferungsverträge — bei Spediteuren, bei Hoteliers, bei Fabriken aller Art — sind ein Skandal, weil sie die Ausnutzung eines Notstandes sind; der Konsument nämlich kann sich nicht wehren, weil er einem Trust gegenübersteht: es ist die trockene Ausschaltung der Konkurrenz und die Stabilisierung einer kaufmännischen Bureaukratie, der es ebenso wichtig ist, Geschäfte zu machen wie zu regieren. Man sehe sich darauf diese von den Herrn Syndici ausgekochten Verträge an, und man wird allemal finden, daß das Risiko, die Steuern, die Gefahr, die Zufälle vom Produzenten auf den Konsumenten abgewälzt werden. Der Konsument darf zahlen und hat ansonsten den Schnabel zu halten. Wir wollen ihn einmal auftun.

Die Sache fängt in den deutschen Hotels damit an, daß der Inhaber die Haftung für die eingebrachten Sachen des Gastes aufgehoben hat (§§ 701—708 BGB). Nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch haftet der Hotelier, wenn dem Gaste im Hotel etwas gestohlen wird — er kann sich nur mit der Fahrlässigkeit des Gastes exkulpieren, die er zu beweisen hat. Nach den vorgedruckten Vorschriften, die sich das Hotel vom Gast unterschreiben läßt, besteht diese Haftung nicht mehr. Früher haben die Hoteliers das mit einem einfachen Aushang gemacht — das Reichsgericht hat entschieden, daß solch ein Aushang nicht genüge und daß eine besondere Abmachung zur Aufhebung der Haftung nötig sei. Nun ist aber das, was da im Empfangsbureau der Hotels vor sich geht, keine Ab-

machung, und das Reichsgericht ist wie immer scholastisch und lebensfremd.

Die wenigsten Gäste lesen überhaupt durch, was sie unterschreiben — damit rechnet doloserweise der Hotelier. Der Ankommende ist müde, möchte sich waschen, auspacken, ruhen — er ist nicht in der Laune, juristische Streitfragen zu lösen. Das nutzt der Hotelier aus. Immerhin wäre es Sache und Pflicht des Gastes, aufzupassen. Aber selbst wenn er liest, was ihm da vorgelegt wird, hat er doch in den allerseltensten Fällen den Mut, seinem Vorgesetzten, den jeder Deutsche hat und der in diesem Fall der ernste Mann im Bureau ist, Nein zu sagen. Und sagt er selbst Nein, so riskiert er, vom Hotel nicht aufgenommen zu werden. Und das nächste Hotel macht es grade so. Das heißt:

Hier liegt überhaupt keine Abmachung vor, sondern eine durch die Festigkeit der Organisation erzwungene Zustimmung zu einer ungehörigen Rechtsminderung. Wie unanständig, wie peinlich, wie kleinlich ist das alles!

Das Hotel haftet nicht nur nicht für die Koffer des Gastes. Es schließt auch die Haftung aus, wenn der Zimmerinhaber im vierten Stock den Fahrstuhl wegen Betriebsstörung nicht benutzen kann und die Treppen hinauflaufen muß; es haftet nicht, wenn die gemietete Badezimmereinrichtung nicht funktioniert; wenn die Zentralheizung nicht heizt; wenn das Zimmer-Telephon nicht instand ist — es haftet nicht, und der Gast muß den vollen Preis zahlen. Aber der Gast haftet für alle Beschädigungen ... das alles unterschreibt er, ohne sich Gedanken zu machen. Der Syndikus hat sich welche gemacht.

Auch hier liegt alles Risiko beim Gast, der grade noch geduldet ist. Rechtlich hat der Hotelier in einer gradezu unsittlichen Weise die Oberhand. Es gibt aber keine Organisation der Gäste — es gibt nur Einzelpersonen, die einem festgefügten Verband machtlos gegenüberstehen.

Dazu kommt, daß, abgesehen von den allerteuersten Hotels, vieles durchaus unzulänglich ist. Wo waschen sich eigentlich die Gäste, die kein Badezimmer bezahlen können, ihre Füße? In der Seifenschale? Warum weisen zahlreiche Badezimmer keine Brause auf? Warum gibt es nicht, wie in den dänischen Hotels sogar zweiter Ordnung überall kleine Brauseräume, die weniger kosten als ein Wannenbaderaum und weniger Platz fortnehmen? Achselzucken. Aber Fremdenverkehrswerbung.

Es ist so viel über das Trinkgeld gescholten worden und mit Recht. Aber was in Deutschland zur Zeit vor sich geht, ist ein sauberer und rechtschaffener Betrug am Hotelgast.

„Das Trinkgeld ist abgelöst." Es empfiehlt sich, jedesmal, wenn man ein Zimmer mietet, vorher zu fragen, wie hoch diese Ablösung in Prozenten ist — und man wird sein Wunder erleben. Das eine Haus nimmt 10 Prozent, das zweite 15, das dritte 20 Prozent — und kein Mensch weiß, warum; und kein Mensch weiß, wohin diese Gelder eigentlich gehen ... die unter sich uneinigen Angestelltenverbände behaupten, daß sie

nicht völlig in den Genuß dieser Summen kommen. Es ist ein Unding, einen einzelnen Posten der Unkosten herauszuheben und ihn dem Gast gesondert aufzubürden.

Die Kleinlichkeit geht ins Aschgraue. Deutschland ist bekanntlich das Land mit der größten Schilderliteratur der Welt — wenn wir einen Bahnwagen in Betrieb setzen, so nageln wir vierundsechzig Schilder hinein, die verbieten, befehlen, bitten, beschwören, die uns erzählen, daß man sich die Nase nicht in die Hand schneuzen solle (Hamburg); daß man und wie man absteigen solle; daß man ... daß man nicht ... Polizeilich erschreckte Kinder.

In den Hotels wimmelt es von solchen Schildern, und ohne hinzusehen kann man darauf schwören, daß sie alle, alle gegen den Gast gerichtet sind. „Für Stiefelputzen berechnet der Hausdiener 20 Pfennig." „Für das nächtliche Öffnen der Haustür berechnet der Hausdiener 25 Pfennig" und so fort. Es ist so, wie wenn jemand ein Zimmer mietet und bezahlt, und hinterher wird ihm eine Rechnung dafür vorgelegt, daß es nicht hineingeregnet hat — also für etwas Selbstverständliches.

„In den erstrangigen Hotels", hat der kluge Weltreisende Richard Katz einmal gesagt, „in den erstrangigen Hotels ist das Personal frech, und die Gäste haben spanisches Hofzeremoniell." Nicht nur das: sie spielen die Feinen auch, wenn sies nicht sind, grade wenn sies nicht sind, und sind viel zu feige, etwas zu monieren. „Das tut man doch nicht" — wobei denn allerdings zu bemerken, daß bei uns der sanfte Tadel in höflicher Form auch meist nicht angebracht, weil wirkungslos ist. Es scheint wohl so zu ein, daß in Deutschland immer einer von zwein frech sein muß — dann ist der andere höflich.

Neulich haben die Hotelierverbände eine große Zusammenkunft in der Schweiz gehabt. Ich hätte nie gedacht, daß Hoteliers reisen. Nach ihren Einrichtungen zu urteilen, kann man sich das nur schwer vorstellen.

Probiert denn niemand dieser Herren eine Wascheinrichtung aus, bevor er sie bestellt? Wo waschen sich diese Leute? In den Waschbecken ihrer eigenen Hotels? Dann stoßen sie sich den Kopf an einem Glasbrettchen und an den Wasserhähnen, die entweder zu kurz oder zu lang sind — ist es wirklich so schwer, die paar restlos zu schablonisierenden Bedürfnisse des Reisenden zu befriedigen? Es muß doch wohl sehr schwer sein — denn so etwas lieblos Hingehudeltes wie diese Badezimmer und Waschbecken sucht seinesgleichen. Hoteliers reisen nicht. Sonst wüßten sie, daß es kaum ein richtig beleuchtetes Hotelzimmer gibt: die Beleuchtung in der Mitte hängt fast immer zu hoch; die Nachttischlampen sind in einem Blindenheim konstruiert und beleuchten alles Mögliche, nur nicht das Stückchen Bett, wo ein Buch liegen kann — kurz: alles ist von „Fachleuten"nach den altbewährten Gesetzen der Schlendrian-Routine angebracht — ausprobiert

haben das die Besteller wohl noch nie. Sie begreifen nicht, daß man auch für Material eine zärtliche Liebe haben kann, ohne ein Snob zu sein.

Die Einrichtung der meisten, auch zweitrangigen, Hotels ist auf falschen Prunk gestellt — nur ganz langsam dringt hier die vielbeschrieeene Sachlichkeit durch. Und weil solcher Tadel zwei Feinde hat, wollen wir uns recht deutlich erklären.

Der eine Feind steht rechts und zuckt die Achseln: das sind die feinen Leute, von denen die Fremdenverkehrswerbung glaubt, es gäbe nur sie. „Man" steigt eben im ersten Hotel ab. Ganz abgesehen davon, daß auch da das Gebotene in keinem rechten Verhältnis zum Preis steht —: es ist überflüssig und uninteressant, dafür zu kämpfen, daß ein Reisender, der mit einem Tagesetat von zweihundert Mark reist, noch besser untergebracht wird, als es bereits der Fall ist. Er kann sich allein helfen. Der andere Feind steht links und macht bei solcher Kritik klassenbewußt darauf aufmerksam, daß es Arbeitslose gibt, die überhaupt nicht wissen, wo sie nachts schlafen können. Es muß einmal gesagt werden, daß diese Frage selbstverständlich für jeden anständigen Menschen als grundlegend zu bewerten ist — daß sie aber nicht ausschließt, daß man sich gelegentlich mit der gerechten Verausgabung des sauer verdienten Gehalts jener beschäftigen darf, die weder unter den Brücken noch im ersten Hotel übernachten. Und diesen Angestellten, Bureaubeamten, Telephonistinnen, Wanderern und Reisenden aller Art gehts in des Wortes wahrster Bedeutung ziemlich dreckig, wenn sie durch Deutschland reisen.

Ich kenne nun die französischen und die deutschen Hotels so gut, wie einer sie kennen kann, der sie oft benutzt hat — aber wenn ich doch nur wüßte, woher eigentlich der Aberglaube rührt, daß die Deutschen gar so reinlich und die Franzosen gar so schmierig seien! Einzelbeobachtungen führen zu nichts; man muß aber betrunken durch die Welt reisen, um zu diesem Beobachtungsergebnis zu kommen. Der unbestechliche Baedecker hat zwar jene Probe nicht gemacht, die ihm die Legende nachsagt: er hat nicht eigens das schlechteste Zimmer in einem guten Hotel belegen lassen, um zu sehen, wie der Gast dann behandelt wird — aber seine Tendenz ist es schon immerhin, auch bescheidene Häuser anzuführen, „in denen man bei geringen Preisen ordentliche Unterkunft findet", wie er mir schreibt. Und in diesen deutschen Häusern gehts gar nicht so sehr sauber, so sehr billig, so sehr zweckentsprechend zu — das sagt nur die Fremdenverkehrswerbung.

Die sollte, anstatt den Mund ungebührlich voll zu nehmen, in Amerika weniger brüllen und lieber auf die liebe Heimat achten. Da gibt es viel für sie zu tun: und besonders in den Hotels, wo man falschen Luxus bietet, anstatt wahre Bequemlichkeit, Fassade statt praktischer Einrichtung, und wo man dem Reisenden mit Auto ein Paradies vortäuscht und den „gewöhnlichen" Reisenden überteuert und ausnutzt.

Der Deserteur von Peter Scher

In La Penne, einem kleinen Nest am Mittelmeer, saßen eines Abends nach dem Essen Deutsche und Franzosen auf der Hotelterrasse und behandelten mit literarischem Feuer das Thema Annäherung. Es waren gerade einige Bücher erschienen, von denen man sich die beste Wirkung versprach; jedenfalls bezweifelte niemand, daß auf beiden Seiten die respektabelsten Köpfe drauf und dran waren, mutige Gedanken zu Papier zu bringen.

„Sehr schön", sagte eine temperamentvolle Frau, „wenn aber das Vaterland wieder einmal in Gefahr ist — was dann? Werdet Ihr alle den Dienst verweigern oder zum mindesten so rasch wie möglich desertieren?"

Pause.

„Wir werden es nicht erleben", erwiderte schließlich ihr Freund. „Übrigens glaube ich, daß das Problem in absehbarer Zeit auf weniger primitive Art zu lösen sein wird."

Die Dame lächelte ein bißchen maliziös. Die Debatte brandete noch einige Zeit um die gefährliche Klippe und verebbte dann allmählich zu hoffnungsvolleren Betrachtungen, die mit dem ruhigen Spiegel des Meeres und dem Gezirp der Grillen in harmonischerem Einklang standen.

Unterhalb der Terrasse stand ein Mann am Strande. Man sah seine Silhouette scharf gegen den Horizont. Er ließ Steine über das Wasser flitzen und freute sich kindisch, wenn sie immer noch einen Sprung machten. Einmal, als ihm eine ungewöhnliche Serie gelungen war, tanzte er jungenhaft vergnügt, schüttelte sich mit der rechten Hand die linke und applaudierte sich zu allem auch noch selbst mit heftigem Getöse.

„Das ist Marius, der Matratzenmacher", sagte Herr Boufour. „Meine Damen und Herren, Sie können da einen Mann erleben, der unser Problem schon gelöst hat, als wir alle noch das Brett vor dem Kopf trugen."

Er legte die Hände an den Mund und brüllte hinunter: „Marius — kommen Sie herauf! Es gibt zu trinken!"

Der Mann wendete den Kopf und machte zum Zeichen, daß er verstanden habe, die Geste des Einschenkens. Aber es eilte ihm nicht so sehr, er ließ erst noch ein paar Steine hüpfen, dann wischte er die Hände an der Hose ab und ging auf die Terrasse zu.

Die neugierige Versammlung begrüßte Herrn Boufours interessante Entdeckung mit allen Ehren, und den Herren entging es nicht, daß Marius auf die Damen Eindruck machte, denn er war ein hübscher Mensch und wirkte für sein Alter unwahrscheinlich jung. Übrigens benahm er sich bei der Vorstellungszeremonie verblüffend gewandt; er setzte sich als letzter, erhob sein Glas unter eleganten Verbeugungen gegen die Damen, kurz, wie es sich für einen Kavalier gehört.

Herr Boufour, der Marius gut zu kennen schien, stieß gleich fröhlich mit ihm an und warf ihm die nötigen Stichworte hin.

„A votre santé, Marius!"

„A la vôtre, messieurs-dames!"

Und Marius, vom Wein und von den Blicken der Damen angekurbelt, berichtete heiter von seinem Krieg gegen den Krieg.

Er war gleich zu Anfang nach Spanien desertiert — etwas zu früh für die Bürger von La Penne, die zwar nicht sehr kriegsbegeistert waren, aber immerhin die Form doch etwas mehr gewahrt wissen wollten.

Sie wurden indessen schon beschämt, als sie noch über Mariussens Eigenmächtigkeit schimpften, denn er erschien bald darauf wieder und dann noch ein zweites Mal, um ein Mädchen zu besuchen. Er hat bewiesen, daß er kein Feigling ist, sagten die Bürger von La Penne, denn ein Bursch wie Marius würde auch in Spanien Mädchen genug gefunden haben — schöne Mädchen... also ist er nur zurückgekommen, um seinen Mut zu beweisen. Alle erkannten es gerechterweise an, und keiner lieferte ihn den Gendarmen aus.

„Aber nachher —?" fragte eine der Damen, „wie hat er es nach dem Krieg gemacht?"

„Ganz einfach", sagte Herr Boufour. „Bitte, Marius, lassen Sie uns Ihre Auszeichnung sehen!"

Marius wollte erst nicht, aber die Damen bestürmten ihn mit so teilnehmenden Blicken, daß er nicht widerstehen konnte; vielleicht war es auch nur ein Trick von ihm, die Spannung zu erhöhen. Er machte eine sehr hübsche resignierende Bewegung mit der Schulter und zog dann mit einem Ruck seinen Jumper über den Kopf.

Da sahen alle auf seiner Haut das scheußliche Sträflingszeichen.

„Oh!" sagten die literarischen Herren, denen Mariussens praktischer Pazifismus, ähnlich wie damals den Bürgern von La Penne, irgendwie gegen das Gefühl gegangen war.

„Mein Gott!" rief die mutige Dame, die von den Herren so unerbittlich strikte Dienstverweigerung gefordert hatte, „darf ich... darf ich es einmal anfassen?!"

„Ich bitte darum, Madame!" sagte Marius als Kavalier, und die Damen hatten nun also eine hübsche kleine Sensation.

„Fünf Jahre Zwangsarbeit", bemerkte Herr Boufour trocken. „Er hat sie abgesessen, und als er zurückkam, ist er ans Meer gegangen und hat Steine übers Wasser hüpfen lassen."

„Und die Bürger von La Penne?"

„Die mögen ihn alle. Er ist der beliebteste Matratzenmacher der Gegend; ja man kann sagen, er ist eine Art Respektsperson."

Marius, von dem Entzücken der Damen angefeuert, hatte mittlerweile die zweite Flasche ausgetrunken und war glänzend in Form gekommen. Er wischte mit einer Handbewegung die dummen Kriegsgeschichten weg und erging sich in Betrachtungen über seinen Beruf.

„Matratzen", sagte er, „Matratzen sind wichtig für den Haushalt ... man muß sie an die Frauen abliefern ... und Frauen sind genau ... sie probieren immer gleich, ob die Matratze gut gebaut ist ..."

Er stolzierte wie der Hahn Chanteclair und kniff verwegen ein Auge zu.

„Wundervoll!" rief die konsequente Pazifistin ekstatisch, „ich könnte stundenlang ... stundenlang könnte ich mich mit ihm unterhalten. Er ist wirklich ein Pazifist!"

Aber der gute Marius, schon ein wenig benebelt, sah sie verständnislos an. Endlich schien es ihm zu dämmern. Er küßte galant ihre Fingerspitzen und fragte diskret: „Madame, wollen Sie eine Matratze bei mir bestellen?"

Zeitgenossen, haufenweise von Erich Kästner

Es ist nicht leicht, sie ohne Haß zu schildern,
und ganz unmöglich geht es ohne Hohn.
Sie haben Köpfe wie auf Abziehbildern
und, wo das Herz sein müßte, Telephon.

Sie wissen ganz genau, daß Kreise rund sind
und Invalidenbeine nur aus Holz.
Sie sprechen fließend, und aus diesem Grund sind
sie Tag und Nacht — auch Sonntags — auf sich stolz.

In ihren Händen wird aus allem Ware.
In ihrer Seele brennt elektrisch Licht.
Sie messen auch das Unberechenbare.
Was sich nicht zählen läßt, das gibt es nicht!

Sie haben am Gehirn enorme Schwielen,
fast als benutzten sie es als Gesäß.
Sie werden rot, wenn sie mit Kindern spielen.
Die Liebe treiben sie programmgemäß.

Sie singen nie (nicht einmal im August)
ein hübsches Weihnachtslied auf offner Straße.
Sie sind nie froh und haben immer Lust
und denken, wenn sie denken, durch die Nase.

Sie loben unermüdlich unsre Zeit,
ganz als erhielten sie von ihr Tantiemen.
Ihr Intellekt liegt meistens doppelt breit.
Sie können sich nur noch zum Scheine schämen.

Sie haben Witz und können ihn nicht halten.
Sie wissen vieles, was sie nicht verstehn.
Man muß sie sehen, wenn sie Haare spalten!
Es ist, um an den Wänden hochzugehn.

Man sollte kleine Löcher in sie schießen!
Ihr letzter Schrei ist fast ein dernier cri.
Jedoch, sie haben viel zuviel Komplicen,
als daß sie sich von uns erschießen ließen.
Man trifft sie nie.

Lotte Reinigers Schattenfilme

von Rudolf Arnheim

Es ist nicht leicht, Märchen auch für das Auge lebendig zu machen, weil die zauberische Kraft, mit der sich Kinder Erzähltes vorstellen können, durch jedes Bild allzuleicht gelähmt wird. Selbst die Hexentechnik des Films erreicht kaum je die souveräne Beschwingtheit jugendlicher Phantasie; in den hübschen Märchenfilmen von Starewitsch haben die höchst kunstvoll konstruierten Tiere etwas erschreckend Roboterhaftes — unheimliche, nachtwandelnde Maschinchen. Lotte Reiniger benutzt die ideale Technik: den Silhouettenfilm. Die Silhouette ist nicht so wirklichkeitsnah wie ein plastisches Ding, und sei es noch so phantastisch erdacht; sie bewahrt dadurch den Zuschauer, besonders den kindlichen, vor dem Entsetzen, das sich einstellt, wenn Märchenhaftes bis über einen gewissen Grad der Anschaulichkeit hinaus greifbare Wirklichkeit wird. Die bewegliche Silhouette hält mit Charme ganz die richtige Grenze zwischen Kunstprodukt und Leben; man glaubt ihr genug, um gefesselt zu werden, und man glaubt ihr nicht genug, um bei dem Erlebnis des Übernatürlichen eine Gänsehaut zu kriegen.

Lotte Reiniger verfilmt Hugh Loftings Doktor Dolittle und entwickelt dabei eine unglaubliche Ausdruckskraft der Umrißlinie. Die schlenkernde Gliederkette, die einen langen Negerprinzen bildet, das samtige Kugelchen, als das der Doktor Dolittle oder sein träges Ferkel über die Leinwand rollen, die groteske Unproportioniertheit eines Giraffenleibes und die schmale Eleganz einer Schwalbe — die beherzte Schere schneidet flotte Kurven in das schwarze Papier, und es entstehen in wohltuend abgerundeten und schnittigen Formen lebendige Wesen. Alles ist karikiert, aber mit so viel Feingefühl für den realen Charakter eines jeden Geschöpfs, daß die Akzentuierung nie zur Verzerrung wird.

Wenn man bedenkt, daß die Künstlerin während der Aufnahme keine einzige Bewegung vor sich sieht, sondern auf ihrem Tricktisch Glied für Glied Millimeter für Millimeter verschiebt, daß jede Geste aus hundert Einzelbildchen in einem langen Arbeitsprozeß zusammengestückelt werden muß, ist es fast unglaublich mitanzusehen, wie auf der Leinwand, wenn das Werk von monatelanger Geduld in Sekunden vorüberrasselt, jede Figur aufs Haar richtig agiert, wie die Affen an den Ästen schwingen, die Ente eilends und plump daherwatschelt, der Löwe als gespreiztes Wappentier hochmütig das Hinterteil wiegt, die Welle spritzt und der Schnee weich zu Boden gleitet. Es muß für Lotte Reiniger ein höchst beglückendes Gefühl sein, ähnlich dem, wenn ein Musiker sein stummgeborenes Kind zum ersten Mal mit Ohren hört, die unhandlichen, mühselig mit Drähten zusammengeflickten Kartonplättchen ohne alle Lenkung einer menschlichen Hand ausgelassene, verblüffende Tänze, lebensvoll wie die Natur selber und doch gebunden in dem graziösen Stil reizvollster persönlicher Formgebung, vorführen zu sehen.

Toboggan von Harry Kahn

Hauptmann Hans Toboggan vom Feldartillerieregiment 47 stirbt zwei Mal. Einmal im Feld, ein zweites Mal in der Heimat. Oder ist es nur der Fiebertraum der Agonie, der ihm Kulissen und Komparserie des Hinterlands vorgaukelt? Die medizinische Kausalität der Angelegenheit wird nicht ganz klar. Ihr Ersinner, Gerhard Menzel, schafft sich ein Zwischenreich Pirandelloscher Observanz, um darin eine szenische Ballade von Sterbensangst und Lebenswillen anzusiedeln. Wie jene noch nicht zu Ende geschaffenen sechs Personen giert hier eine schon zum Schemen zerfließende Gestalt nach Existenz. Aber weder Tat noch Liebe, weder Befehl noch Bitte zaubern dem erkalteten Körper die Blutwärme zurück. Rieselnder Schnee löscht sein letztes Glimmen aus.

Wir sind so arm geworden an wahrhafter Bühnendichtung, daß uns ein solches Melodram schon als preiswürdig erscheint. Man ist dankbar für eine Handlung, die eine große geistige Haltung wenigstens ambitioniert, für Vorgänge, die nicht im Petroleum der Sachlichkeit ersaufen. Das Stück ist ja nichts als ein Monolog, aber einer, der sich, in jedem Sinn, hören läßt. Da sind Worte, die an Herz und Nieren greifen, nicht bloß Hirn und Nerven kitzeln. Wer fühlt sich nicht im Tiefsten angerührt, angeschauert von der Fragwürdigkeit des eignen Daseins, wenn der Mann, der nicht sterben will und nicht leben kann, sagt: „Es ist kein Vergnügen, bei Tische zu sitzen mit einem Rest von Gestern im Glase und einer Furcht vor morgen im Herzen"? Sind nicht wir alle, die wir uns mit Geschäft und Betrieb betäuben, nur darum so „wild und ungebärdig", weil uns der Rest von gestern anekelt und die Furcht vor morgen einschüchtert? Da sind Szenen von unheimlich gedrängter sinnbildlicher Gewalt: wenn etwa vor Augen und Ohren des Sterbenden sein Kommando vergeben wird — „So streichen sie ihn doch in drei Deubels Namen!" —; wenn dann der, zumindest für die Rangliste, schon Gestorbene in die Batterie zurückgelangt, Befehle erteilen will und niemand kommt ihnen nach, kein Gefreiter spritzt herbei, kein Offizier meldet sich, die Protze, auf die sich der sieche Körper stützt, wird unter ihm weggezogen; er sinkt in den Schlamm des Schlachtfeldes, gefallen, gestrichen, gewesen. Wie nie gewesen. Ein Mensch, aus einem unverwechselbaren Stück willens- und gefühlsbegabten Lebens zu einer Nummer der Verlustliste geworden, erlebt sein eigenes „Nachher"...

Die Konzeption eines Dichters, aber nicht die eines geborenen Dramatikers. Bühnenwirkungen fehlen dem Ganzen nicht; aber sie sind nur Nebenprodukt. Dem Stoff immanent sind sie nicht, dem dialektisch höchstens auf allegorischem Wege beizukommen wäre. Denn Toboggans Gegenspieler ist ja kein andrer als der Tod in eigner Person. Daß Menzel ihm diese eigne Person nicht verliehen hat, mag man ihm danken. Man darf aber auch dran erinnern, daß die Stimmungseffekte, die sich mit dem unsichtbar auf Treppen schleichen-

den, hinter Türen lauernden Vernichter erzielen lassen, schon von Maeterlinck in erschöpfender Weise ausgebaut und ausgebeutet worden sind. Offenbar in der Absicht, sein Werk so theatergerecht wie möglich zu machen, hat es Menzel verschiedentlich umgearbeitet. Von „Fachleuten" allzugut beraten, streift er dabei manchmal haarscharf an der Grenze hohler Theatralik hin. In der Königgrätzer Straße wird die ursprüngliche, stärkere Fassung gespielt (während das, bei Kiepenheuer erschienene, Buch eine spätere, schwächere wiedergibt). Leider hat Barnowsky nicht gewagt, das an sich nur acht kurze Bilder umfassende Stück ohne Pause abrollen zu lassen; da er außerdem noch die wichtige, von Front zu Heimat, von letzter Todesnot zu äußerster Lebensgier Verbindung schaffende Szene auf der Landstraße gestrichen hat, kommt äußerlich wie innerlich ein scharfer Bruch in die Vorstellung. Merkwürdig, daß ein so erfahrener Regisseur sich nicht gesagt hat, daß bei einem Stück, dem das eigentliche dramatische Movens mangelt, dem Schlag und Gegenschlag fehlen, um die Handlung vorwärtszutreiben, daß hier Einheit der Linie alles ist, Crescendo und Decrescendo also zu einer festgefügten Kurve zusammengerissen werden müssen. Man kann sich dies Versagen nur erklären durch das unbegrenzte Vertrauen des Spielleiters in die Kunst des Darstellers, der für diese Rolle allerdings so prädestiniert ist, daß man sich einen andern darin überhaupt nicht denken kann.

Rudolf Forster macht das Unmögliche möglich: daß man vor dieser schlecht geballten Ballade, diesem Monolog, der richtiger als Monomanolog zu bezeichnen wäre, gebannt und gespannt sitzt wie vor einer atemraubenden, handlungsgepeitschten Tragödie. Schon wie sich das Körperliche dieses Schauspielers verwandelt: Gesicht, Hände, Gang immer lebloser, immer lebensferner werden; wie das Soldatisch-Gestraffte ab-, zerbröckelt, ohne bis zuletzt ganz zu verschwinden; wie von innen her, gleichsam von einem zu Anfang fast unsichtbaren, winzigen Brennpunkt aus, das Leidend-Menschliche immer mehr sich ausbreitet, die Gestalt überrieselt, um sie schließlich zu überfluten; wie diese, ohne auch nur für einen Augenblick eine billige Christuspose anzunehmen, zum Bild einer kaum mehr irdischen Passion wird, — das ist so phantastisch und grandios, so eindringlich jenseits alles Verstandesmäßigen, daß es der Dichterworte kaum bedarf, um restlos zu erschüttern. Wie die Worte aber von dieser bieg- und schmiegsamen Stimme gesprochen werden, aus bald hektisch gehetzter, bald heiser verhallender, bald hoffnungslos versagender Kehle, schneidend ohne Grellheit, schluchzend ohne Tränen, das läßt Dichter, Regisseur, Mitspieler gleichgültig werden, so lange man, mit schlagenden Pulsen und nassen Wimpern, im Theater sitzt. Der „Toboggan" Gerhard Menzels hat bekanntlich den Kleistpreis bekommen; für den Toboggan Rudolf Forsters müßte ein Nobelpreis der Schauspielkunst gestiftet werden.

Zensur von Morus

Preußen ist, wie jedermann weiß, der politisch fortgeschrittenste Staat in Europa. Es ist die Stütze der Deutschen Republik. Seit dem November 1918 sitzen die Sozialdemokraten in der preußischen Regierung und stellen, bis auf eine kurze Periode Stegerwald, ununterbrochen den Ministerpräsidenten. In Preußen rammte der Metallarbeiter Severing die Pfähle ein, an denen, ohne jede Gösch, die schwarz-rot-goldnen Fahnen wehen. Hier ists richtig.

In diesem Musterlande der Freiheit haben die Fraktionen der Deutschnationalen Volkspartei, der Deutschen Volkspartei, der Wirtschaftspartei, der Deutschen Fraktion (Hannoveraner, Christlich-nationale Bauernpartei, Aufwerter) und des Zentrums mehrere Anträge eingebracht, in denen eine scharfe Zensur des Theaters, der bildenden Kunst, der Literatur und der Publizistik gefordert wird. Die preußische Regierung soll beim Reich eine entsprechende Zensurgesetzgebung erwirken und inzwischen in Preußen selbst „auf dem Wege von Verwaltungsmaßnahmen unverzüglich für Abhilfe Sorge tragen". Die Angehörigen dieser Parteien haben im Preußischen Landtag 229 von 450 Sitzen. Wenn es zur Abstimmung käme, würden sie wahrscheinlich noch auf die Unterstützung der Völkischen rechnen können, sie verfügen also über eine sichere Majorität. Im Reichstag haben die Zensurparteien 239 Sitze, Demokraten, Sozialdemokraten und Kommunisten zusammen nur 231. Bei der Abstimmung würden sich dazu noch die Nationalsozialisten und die Bauernbündler mit weitern 20 Stimmen auf die Seite der Zensuristen schlagen. Auch im Reich wäre damit die Partie für die Zensur glatt gewonnen.

Ob sie gleich ausgetragen wird, ist eine andre Frage. Der Zweck der Übung ist offenbar für die Deutsche Volkspartei, die im Landtag und im Reichstag hierbei den Ausschlag gibt, sich mit Gewalt in die preußische Regierung hineinzuzwängen. Deshalb hat sie sich an den Klerikerrock des Zentrums gehängt und dem Kabinett Braun vor Augen geführt, daß man auch in Preußen ohne die Sozialdemokraten regieren kann. Das Zentrum ist, da es um die heiligen Güter der Menschheit im Spiegel der Zeitungskioske geht, prompt aus der Regierungskoalition ausgebrochen und auf die andre Seite übergegangen. Es ist ohnehin mit Otto Braun unzufrieden, weil die Sozialdemokraten nicht schnell genug das Konkordat mit der Kurie abschließen; Monsignore Pacelli wartet immer noch auf den Kardinalshut, den er zur Belohnung für das preußische Konkordat von Rom erhalten soll. Es liegt kein Grund vor, die weimarer Koalitionsgenossen besonders zu hofieren.

Die Zentrumsführer brauchen sich keine Vorwürfe zu machen; sie haben das ihre getan. Daß sie in Weimar der Abschaffung der Zensur zugestimmt haben, können sie vor Gott und den Menschen vertreten, denn in der Nationalversammlung hatten Sozialdemokraten und Demokraten allein die Mehrheit und hätten auch ohne das Zentrum die Verfassung

machen können. Der geistliche Beistand hat jedenfalls bewirkt, daß man in den Artikel 118 der weimarer Verfassung gleichzeitig mit der Aufhebung der Zensur Ausnahmebestimmungen für Kinos, „zur Bekämpfung der Schund- und Schmutzliteratur, sowie zum Schutz der Jugend bei öffentlichen Schaustellungen und Darbietungen" hereingeschmuggelt hat. Es war bereits alles da, einschließlich Schmutz und Schund, als der Geist der Freiheit in Weimar Triumphe feierte. Bis zu einer Theaterzensur für Erwachsene hats damals freilich noch nicht gelangt. Auch waren die Weimarianer noch so pedantisch, in die Verfassung hineinzuschreiben, daß in puncto Zensur nur „gesetzliche Maßnahmen zulässig" seien. Es ist also schon ein ganz netter kleiner Verfassungsbruch, wenn die Landtagsfraktionen jetzt „auf dem Wege von Verwaltungsmaßnahmen" neben der Publizistik auch das Theater wieder unter Zensur stellen wollen. Aber im Zentrum, bei der Deutschen Volkspartei und bei den Deutschnationalen wimmelt es von prominenten Verwaltungsjuristen; sie werden schon, wenn es sein muß, im Allgemeinen Landrecht, ein Hintertürchen finden, durch das die Zensur hereinschlüpfen kann.

Um die staatserhaltenden Elemente enger um Thron und Altar zu scharen, haben die preußischen Zensuristen gleich noch eine große Anfrage über Lampels „Revolte im Erziehungshaus" an die Regierung gerichtet. Auch da soll der Landrat Wehrhahn mal tüchtig zupacken und die Revolte der Öffentlichkeit mit den notwendigen Polizeikräften und Staatsanwälten niederschlagen. Statt eines Schutzes der verprügelten Jugend brauchen wir einen Schutz der geistlichen Schulaufsicht. „Wie bei jeder Erziehung, so ganz besonders bei der gefährdeten Jugend, halten wir die konfessionellen Kräfte für unentbehrlich."

Freunde des Wortes Liberalismus haben sich darüber gewundert, daß die Deutsche Volkspartei solch einen Satz mitunterschrieben hat. Aber warum denn? Der Kulturkampf der Nationalliberalen gegen das Zentrum ist niemals etwas andres gewesen als die Privatfehde dürrer Konsistorialräte gegen den rundlichern Klerus. Oder, wie es „zur Feier des Wahlsieges der Kirchlich-Liberalen in der St. Thomas-Gemeinde" der Studiosus Stresemann in seinem Sang an die Wartburg ausgedrückt hat:

Was röm'scher Trug uns einstens hat entwendet,
Das unverfälschte, reine Gotteswort,
Von dir aus ward durch Luther es gesendet
Und flammte mächtig durch die Lande fort.

Mit dieser Art von Kulturkampf haben die Dinge, um die es jetzt geht, gar nichts zu tun. Deshalb ist es auch unangebracht und nutzlos, Herrn Scholz oder selbst Herrn Stresemann an ihre nationalliberalen Traditionen zu mahnen. Von dieser Seite wird der Linken in ihrem Kulturkampf keine Hilfe kommen. Aber die Sozialdemokratie, die im Reich und in Preußen die größte und sozusagen die regierende Partei ist,

darf sich und die andern wieder einmal daran erinnern, daß sie durchaus nicht so hilflos den Angriffen und Ansprüchen des Zentrums gegenübersteht, wie es den Anschein hat.

Seit der ersten weimarer Koalition gibt es in Deutschland keine Kulturdebatten mehr. Die Folge davon ist, daß der Kultusetat von Jahr zu Jahr steigt. Vom Reich und von den Ländern wurden im Etatjahr 1927/28 mehr als 125 Millionen Mark für kirchliche Zwecke aus allgemeinen Steuermitteln hergegeben. Preußen allein stellte für die Unterhaltung der evangelischen Kirche 48 Millionen Mark, für die katholische Kirche 21 Millionen, für die Altkatholiken 163 000, für die Synagogengemeinden 157 000 Mark und für andre Kirchenspesen nochmals 4 Millionen Mark zur Verfügung. Es ließ sich den Bischöflichen Stuhl in Münster 43 000 Mark, den Erzbischöflichen Stuhl in Köln 58 000 Mark, den Fürstbischöflichen Stuhl in Breslau 72 000 Mark kosten. Für das neue Etatjahr reichen auch diese Summen noch nicht aus. Der Kirchenetat, der für das laufende Haushaltsjahr mit 71 Millionen Mark dotiert war, soll auf 83 Millionen Mark erhöht werden, während die Ausgaben für wissenschaftliche Zwecke von 66 Millionen auf 71 Millionen, der Kunstetat — über den gelegentlich auch noch ein Wort zu reden sein wird — von 26 auf 28 Millionen erhöht wird. Da Bayern, Württemberg und einige andre Länder noch wesentlich mehr für den Klerus ausgeben als Preußen, werden die gesamten Subventionierungen der Kirche aus Staatsmitteln im Jahre 1929 nicht mehr weit unter 150 Millionen Mark zurückbleiben.

Solche Ziffern werden die sozialdemokratische Arbeiterschaft und auch manchen guten Bürgersmann gewiß nicht weniger interessieren als die Ausgaben für den Panzerkreuzer. Und wenn dazu die Sozialdemokratie ihre Anhänger darauf aufmerksam macht, daß die Kirchen neben den öffentlichen Subventionen mit Hilfe der Finanzämter noch weitere 200 Millionen aus der Bevölkerung herausholen, so wird, auch ohne besondere Agitation, dieser oder jener sich danach erkundigen, wo das nächste Amtsgericht ist, bei dem man seinen Austritt aus der Kirche anmelden kann. In den letzten Jahren sind, obwohl nur die Kommunisten hie und da etwas Lärm schlugen, eine Million Menschen in Deutschland aus der Kirche ausgetreten. Wenn die Sozialdemokraten, wie vor dem Kriege, auf ihren Zahlabenden diese Frage erörtern würden, werden die Austrittserklärungen körbeweise einlaufen.

Die Linke hat an sich kein Interesse daran, die Austrittsbewegung zu forcieren. Aber wenn das Zentrum den Staat gegen Theaterstücke und gegen Publikationen mobil macht, die niemand gezwungen ist sich anzusehen, dann ist es an der Zeit, darauf hinzuweisen, daß der eine Teil der Bevölkerung heute noch von staatswegen gezwungen wird, für die geistlichen Bedürfnisse des andern Teils Millionen und aber Millionen zu zahlen.

Bemerkungen

Die Einrichtung Christus

Indem der Zeichner Grosz Christus mit Gasmaske und Kommißstiebeln ausstattete, um zu zeigen, daß die Christenheit von 1928 gegebenen Falles auch den Menschensohn kriegsmäßig ausrüsten würde, hat er nach Staatsanwalt und Richter „eine Einrichtung der Kirche verspottet". Daß Christus eine Einrichtung, institutio, ist — die Sachwalter heutiger Christenheit, klerische wie weltliche, könnten ihre Haltung zum Begründer der christlichen Religion wahrhaftig nicht besser, nicht richtiger ausdrücken, auch nicht ahnungsloser und unbeteiligter. Christus eine Einrichtung, nicht mehr als das. Also so viel wie Beichtstuhl, wie Rauchfaß, wie Glockenläuten, wie Pastoren. Nicht mehr, nicht weniger. Gäbe es noch Gläubige in einem dieses Wort erfüllenden Sinne, sie müßten sich entsetzen über den blasphemischen Unverstand, der sich darin ausdrückt, Christus eine Einrichtung zu nennen. Und kanonischen Juristen müßte sich das Haar sträuben darüber, daß eine Einrichtung lästerbar ist. Denn Einrichtungen sind etwas menschliches, nicht etwas göttliches. Sind formale Ordnungen, nicht wesentliche Substanzen.

Ein katholischer Prälat hatte einmal den Mut, mir zu sagen, daß die Bergpredigt nichts weiter mehr sei als eine kostbare Reliquie. Jeden Tag beweist die offizielle Christenheit die Richtigkeit dieses Ausspruches. Wie verstorben, wie aus jeder heutigen Welt sind die christlichen Heiligtümer von einst, wenn Christus offiziell „eine Einrichtung" genannt wird und Pastoren ihre Religion von einem Theaterstück beleidigt glauben, in dem der „liebe Gott" der Märchenbücher mit Wattebart und langer Pfeife auftritt, also in seiner liebenswürdigsten Gestalt und nicht in seiner bösartigsten als Gott der Schlachten, der das Schlachten segnet.

*

Religiös gesehen gibts zweierlei Juden. Die einen sehen in Jesus nicht den Messias, sondern einen ihrer letzten Propheten: das sind die Juden. Die andern Juden sehen in Jesus den Messias: das sind jene, die sich die Christen nennen. In einer bedeutenden kleinen Schrift über die Kirche hat der bonner Theologe Erik Peterson einige wichtige Thesen aufgestellt und Folgerungen daraus gezogen. So diese: Kirche gibt es nur unter der Voraussetzung, daß die Juden nicht an den Herrn gläubig geworden sind. Zum Begriff der Kirche gehört, daß sie wesentlich Heidenkirche ist. Ferner: Kirche gibt es nur unter der Voraussetzung, daß das Kommen Christi nicht unmittelbar bevorsteht. Die konkrete Eschatologie ist ausgeschaltet und statt ihrer die „Lehre von den letzten Dingen" aufgekommen, gegeben aus der neuen Situation, daß jetzt Heiden und nicht Juden glauben, daß es im Augenblick nur Kirche und nicht Reich Gottes gibt. Die Urgemeinde in Jerusalem unter den Zwölfen — Matthias wurde an Stelle des Judas erwählt — die über die zwölf Stämme Israels „richten", das heißt herrschen sollen, ist noch nicht Kirche. Die Zwölfe warten im Tempel auf die Bekehrung der Juden, auf Christi Wiederkunft und „das Reich". Erst das sogenannte Pfingstwunder, die Ausgießung des Heiligen Geistes und daß die Zwölf die Sprachen der Weltvölker sprechen, bedeutet Verzicht auf das auserwählte Volk und das Reich. Die Zwölfe gehen zu den Heiden. Jesus hat weder die Kirche gestiftet, noch hat er die Ämter in der Kirche eingesetzt. Er hat den Juden das Reich, nicht aber den Heiden die Kirche gepredigt. Die Hierarchie der Kirche führt sich auf die Zwölf, nie auf Jesus zurück. Apostoloi heißen die, die man bis-

her, bis zu ihrer Wanderung zu den Heiden, nur die Zwölfe nannte, als welche sie zum jüdisch-messianischen Reiche gehören, als Apostel aber zur Kirche. Als die Zwölf hätten sie in Jerusalem bleiben und hier mit den Judenchristen zugrunde gehen können. Dann hätte sich die Kirche auf Paulus aufgebaut und auf Barnabas, als eine heidenchristliche Sekte, wie man sie ja auch im Markionitischen Paulinismus besaß. In der Entscheidung der Zwölf, Jerusalem zu verlassen und die Botschaft zu den Heiden zu bringen, gründet die Kirche sowohl historisch wie theologisch, Kirche als ein Begriff der apostolischen Herrschaft, welche dogmatische Entscheidungen trifft. Die Kirche und nicht die Heilige Schrift hat Artikel des Glaubens aufzustellen.

Ich habe einige Gedanken Petersons andeutend wiedergegeben, weil man, wie mir scheint, von ihnen aus zu der Überwindung des das Gefühl so verletzenden Wortes „Christus als Einrichtung der Kirche" kommt. Er ist wirklich nichts als das.

Franz Blei

Niedergang der Buchkritik

Jedes Jahr im November und Dezember kommt die Flut der neuen Bücher über uns. Mit ihren seelischen Erlebnissen werden die deutschen und ausländischen Dichter scheinbar immer grade so fertig, daß ihre Konfessionen noch rechtzeitig vor dem Fest auf den Markt gelangen können, die Verleger dichten die Leibbinde — und dann geht das an die Redaktionen „mit der höflichen Bitte, in Ihrem gesch. Blatt ..."

So weit wäre alles in Ordnung. Daß die Verleger die Zeit der günstigsten Konjunktur für ihre Neuerscheinungen nach Möglichkeit ausnutzen, ist ihr gutes Recht. Und daß sie günstige Besprechungen haben wollen, ist auch verständlich. Aber wenn die Presse sich schon auf Buchkritik einläßt, sollte sie sich ebenfalls auf ihr gutes Recht besinnen. Dieses Recht ist zugleich Pflicht: das Recht zu loben und zu tadeln.

Nun besehe man einmal das, was man in den letzten Jahren gemeinhin an Buchkritik produziert: ist das überhaupt noch Kritik? Die Mehrzahl macht sich die Sache leicht. Sie verstreut die Superlative in alle vier Winde, aus vollen Händen freigebig und spendabel, unerschöpflich und unermüdlich. Lobende und tadelnde Superlative. Die lobenden sind in der überwiegenden Mehrheit. Auf einen Verriß kommen zehn Hymnen. Zwischentöne sind selten.

Nun verdient grade das Buch in heutiger Zeit gewiß jede Unterstützung. Aber so ist das nicht zu machen. Der Erfolg, oder vielmehr der Nichterfolg, beweist es ja auch. Würde diese Flut der Superlative vom Publikum tatsächlich ernst genommen, so müßten die Buchläden vor Überfüllung die Türen schließen. Aber in Wahrheit nimmt diese Hymnen, und glücklicherweise auch die Verrisse, niemand mehr ernst. Mit vollem Recht. Ich kenne Bücherrezensionen, vor denen jeder Reklamezettel vor Neid erblassen müßte. Da will jemand für das Buch eines jetzt vielgelesenen englischen Mode-Autors „gut und gern die ganze Literatur des letzten Jahrzehnts" hingeben, das Novellenbuch einer höchst mittelmäßigen wiener Feuilletonistin wird als „eines der schönsten, reinlichsten und wissendsten Bücher" ausgegeben, welche Formulierung nicht nur gegen die Urteilsfähigkeit, sondern auch gegen das Sprachvermögen des Kritikers einiges besagt; von einem Autor, der als Dichter überhaupt nicht ernst zu nehmen ist, wird anstandslos festgestellt, daß er sich „auf dem Wege zu seiner künstlerischen Form" befinde — und so fort, beliebig lange. Das alles nicht etwa in den kleinen Zeitungen, die oft nur die Prospekte abdrucken und damit eigentlich den einwandfreiern

und weniger umständlichen Weg einschlagen, sondern in Blättern, die sonst auf Niveau halten.

Mit dem Verriß, der allerdings viel seltner ist, steht es ebenso. Der Kritiker sagt sich wohl, wenn schon einmal verrissen wird, dann gleich gründlich. Die tausend Zwischenstufen zwischen Ja und Nein, die tausend Nuancen kritischer Wertung, sind, scheint es, überflüssig geworden. Geblieben ist nur der Superlativ. Aber dieser Superlativ verhallt schon längst ziemlich wirkungslos. Wenn alle Werke, denen in den letzten Jahren Ewigkeitswert zugesprochen ist, wirklich so unvergänglich wären — wir hätten eine große Zeit der Literatur. Aber merkwürdigerweise kennt diese Ewigkeitsbücher manchmal schon nach einem Jahr niemand mehr. Die Ewigkeit war schön, aber kurz.

Muß die Presse so etwas unterstützen? Der Verleger hat erklärlicherweise den Wunsch, mit seinen neuen Publikationen unter die „best-seller" des Monats zu kommen, und das wird ihm auch niemand verübeln. Dennoch ist vielen Verlegern und grade den besten unter ihnen keineswegs wohl bei diesem Rennen um den Schlager des Jahres, der Saison, des Monats. Manche Stimme ist schon dagegen laut geworden. Auch die Autoren wehren sich. Erst kürzlich hat wieder Arnold Zweig ein Wort „für die Lebendigerhaltung guter Bücher dem Neuigkeitsfimmel gegenüber" eingelegt (im ‚Berliner Börsen-Courier', Nummer 565). Die Presse, die wirklich dem guten Buch dienen will, hat also keine Veranlassung, in den unheimlichen Chor der Superlative einzustimmen und die Buchkritik nach dem Vorbild des Inseratenteils zu gestalten. Sie verliert damit jeden Kredit beim Leser.

Wilhelm Russo

Ein wiener Plakat

Die liebevolle Duldung, die das Lausbuben-Verbrechertum, wenn es nur aus edlen, also nationalistischen Motiven sich nährt, durch die Obrigkeit von Berlin bis Wien und vom Schutzmann bis zum Obersten Gerichtshof genießt, trieb dieser Tage in Wien eine neue, unwahrscheinliche Blüte. Herr Otto Rothstock, der vor drei Jahren den Schriftsteller und Journalisten Hugo Bettauer ermordete und dafür von dem mitfühlenden Gericht zu einem kurzen Erholungsurlaub in einer Nervenheilanstalt verurteilt wurde, ist, da keine weitern Gründe für seine Internierung bestehen, der Menschheit wiedergegeben worden. Die ehrenvolle Behandlung, die dem Burschen, der bei der Gerichtsverhandlung noch bleich und zitternd sein Urteil erwartete, zuteil geworden ist, hat sein Selbstbewußtsein erheblich gestärkt. Er hat sich nicht etwa, zufrieden, daß der Mord fü ihn so glimpflich abgelaufen war, ins Privatleben zurückgezogen. Sondern er beabsichtigt, sich weiter in der ihm eignen verdienstvollen Weise der Öffentlichkeit zu widmen. Diesen Entschluß teilt er, warum auch nicht, seinen glücklichen Zeitgenossen und Mitbürgern in einem Plakat mit.

Er werde sich, so erklärt er darin, „in die vorderste Kampffront stellen". Er schweigt nicht etwa in falscher Scham von seinem Verbrechen (oder: von der in Sinnesverwirrung begangnen Tat), sondern er spricht mit schönem Freimut davon als von der „Beseitigung einer Eiterbeule". Sein Kampf wird nicht nur den Juden gelten, deren Ziel „Knechtschaft und Bruderkampf, Herrschaft des Geldsacks und Terror" ist, sondern auch, und da kann man ihm nur beistimmen, den „regierenden Schwächlingen".

Tatsächlich: wer hat sich besser als die Rothstocks und Arcos von der Schwächlichkeit der Regierenden und der von ihnen vertretenen bürgerlich-demokratischen Ethik überzeugt! Wer wüßte besser, auf wie schwachen, tönernen Füßen deren anti-terroristische Überzeugungen stehen!

Man hat keinen Anlaß, sich zu wundern, daß die Mörder nicht nur ungestraft morden, sondern

auch noch frech werden. Besser als es im ersten Augenblick scheint, paßt die Plakatwand, die den koffeinfreien Literaturkaffee der Böttcherstraße und die neuste Filmvolksverdummung anpreist, das Manifest des Otto Rothstock, als angemessener geistiger Überbau der Lebensordnung, die sich ja auf der Plakatwand spiegelt.

Grete Ujhely

Unordnung und frühes Griechentum

Im Vortragssaal des „Sturm" äußerten sich inmitten der antiquierten Pracht, die Expressionismus genannt wird, drei junge Herrn über neue Lebensformen, die sie offenbar zum Zweck des Vortrags frisch erfunden hatten. Sie taten dies auf Einladung der „Europäischen Tribüne". Die hatte man in Form eines mit einem karierten Tuch umwundenen schmalen Katheders im „Sturm" aufgebaut, und fast war die Rostra zu klein für die Überlebensgröße des Herrn Doktor Werner Ziegenfuß, Oberassistent des Philosophischen Seminars der Universität Berlin, der, wenn das Augenmaß nicht trügt, unter den Rednern des Abends den weitesten Abstand von seinem Stoff hatte. Einer atemlos lauschenden Menge, die sich aus beflissenen Studenten, theoretisierenden Künstlern und jungen Mädchen seltsam mischte und auch sonst die Atmosphäre eines „Sturm"-Kostümballs zeigte, erklärte der Redner zunächst einmal, welche Formen für das heutige Leben durchaus nicht mehr in Frage kämen. Mit einer sanft einschläfernden Rhetorik, die ihm eine glänzende akademische Laufbahn sichert, mit den Gestikulationen des Bahnhofvorstandes einer kleinen Station überzeugte er seine Zuhörer, daß Bachofen nicht das Richtige sei, und gegen Dix sei er auch, und der Kultusminister habe das neulich auch gesagt. Die Ausführungen, die der Redner mit Quellen- und Literaturangaben anmutig würzte, liefen darauf hinaus, daß die Wissenschaft „als ein in sich selbst bestehender Bestand bestehen bleibe" — in der Stille des überheizten Raumes vernahm man das Flüstern zweier trauriger Frauenstimmen, die sich hier wohl überflüssig fühlten. Und als Herr Doktor Ziegenfuß seinen Zuhörern sagte, daß wir doch nur zum kleinsten Teil produktive Künstler seien und daß die Bücher sich heute schon ganz von selber schrieben, verließen einige Schriftsteller der expressionistischen Epoche unter Protest den Saal.

Hier kam es denn auch zu dem dramatischen Höhepunkt des Vortrags: während der Redner seinen Hörern mit einer Römergeste zurief: „Wo bleibt denn da der Geist?", was notabene nicht als eine conférencierhafte Anspielung auf die Flucht der Expressionisten gemeint war, rutschte von der Europäischen Tribüne die Drapierung langsam herunter, und es zeigte sich, daß auch unter dem Tisch nur der Ziegenfuß war. „Wir gehen nunmehr zur Beschreibung der neuen Lebensformen über." Der Redner fand aus irgendeinem Grunde und mit einem philosophischen Dreh in der neuen Lebensform eine phänomenologische Beziehung zur Dreigroschenoper und zu dem Typus des Snob, wohl, um damit den nachfolgenden Rednern den Weg zu bereiten. Die ließen nicht auf sich warten. Zuerst las Herr Wolfgang Hellmert das Protokoll seiner eignen Rede vor. Die Rede bekannte sich, wie Herr Hellmert mitteilte, hauptsächlich zu Stefan George, von dem er einige Verse mit der Betonung des Berichts einer lustlosen Börse vorlas.

Auch dieser Redner mußte, nachdem er sein Sprüchlein gesagt oder vielmehr vorgelesen hatte, wieder abtreten. Als nun Herbert Schlüter als Vertreter der jungen Erzähler das Katheder bestieg, ballten sich die neuen Lebensformen über dem Haupt des Redners zu einem unsichtbaren Baldachin. Schlüter, der bekanntlich schon früher zu den

schlanken Leibern junger Automobile Stellung genommen hat, nannte die neue Jugend luzide und rühmte ihr nach, daß sie es nicht mehr darauf anlege, „eine offne Stirn, einen fein geschwungenen Mund durch sekundäre Geschlechtsmerkmale zu verdecken". Kurz gesagt ständen wir heute inmitten einer Renaissance des Frühgriechentums, und alles sei so herrlich leuchtend und konkret.

Herbert Schlüter vermied es mit Recht, den Abend der „Europäischen Tribüne" oder gar seine Vorredner als Exempel für seine Behauptungen heranzuziehen. Weder von Leuchten noch von Konkretheit war da auch nur die Spur. Weder der zünftige Philosoph noch die zünftigen Literaten hatten nachweisen können, daß es überhaupt eine neue Lebensform gibt, geschweige denn, daß sie sie leuchtend oder konkret hätten beschreiben können.

Nachher, an der Garderobe, wurden dem Publikum wahllos einzelne Schuhe und Mäntel angeboten, in reizvoller Unordnung wie die Weltanschauungen dieses Abends. Niemand bekam, was er abzuholen gewillt gewesen war.

Pieter Lastman

Die Bedrängten

Als im rheinischen Eisenkonflikt die Lage brenzlich wurde und Tumulte zu befürchten waren, schickte ein berliner Blatt seinen Sonderberichterstatter ins gefährdete Gebiet, damit er an Ort und Stelle sei, wenn es interessant würde.

In der Bahn flüsterten ihm die Eingeweihten zu: Falls es losgeht, geht es zuerst in Düsseldorf los — dort sitzen die betroffenen Arbeiter.

Auf nach Düsseldorf.

Wo orientiert sich ein besserer Journalist? Beim Bürgermeister.

„Bitte, wo finde ich die von der Aussperrung am härtesten Betroffenen?"

„Da sind Sie hier richtig", behauptete der Bürgermeister. „Die am härtesten Betroffenen sind wir. Wir wissen nicht, wo wir für kommunale Zwecke das notwendige Geld hernehmen sollen. Wir müssen Straßen asphaltieren. Wir sollen eine Rheinuferpromenade anlegen. Wir müssen dies und das. Da kommt die Aussperrung und macht uns einen Strich durch die Rechnung!"

„Verzeihung", unterbrach der Journalist, „ich verstehe nicht ganz: was hat denn die Aussperrung mit dem Asphalt zu tun?"

„Das verstehn Sie nicht, Herr? Düsseldorf hat vierunddreißigtausend Ausgesperrte. Denken Sie, was uns da an Lohnsteuer verloren geht!"

Bruno Manuel

Der Antichrist

Man erwartet, an heutige Sitten gewohnt, in dem neusten Buch Paul Wieglers eine Dublette des Werks von Kantorowicz über Friedrich den Staufer; zumindest, obwohl technische Schwierigkeiten dagegen sprächen, eine Entgegnung. Die Möglichkeit, daß beide Arbeiten nebeneinander bestehen, beruht allein auf der Verschiedenheit der Intuitionen, die hier auf denselben Ort und Zeitpunkt gerichtet waren. Das Buch des heidelberger Historikers ist Ausdruck einer höchst exklusiven, religiös und aristokratisch fühlenden Gemeinde, deren Exegese die Ahnenreihe des Führers aufzustellen hat. Wiegler, der Demokrat, wählt, im Untertitel, die am stärksten traditionell wirkende Form, die Chronik. In beiden Fällen ist das Ergebnis ganz aus unserer eigenen Zeit bestimmt. Der Gegensatz von zwei gleichzeitigen Behandlungen kann nicht größer gedacht werden. Wäre Kantorowicz' Handwerkszeug nur das des Historikers, das Wieglers nur das eines im modernen Großbetrieb geschulten Literaten, so ließe sich eine gemeinsame Ba-

sis eher denken als, wo der Impuls des einen, die Tendenz des andern zweifellos auf das Kunstwerk gerichtet sind. Diese Tendenz hieß bei Kantorowicz George; Wieglers Methode hat im Film ihre Ursprünge und zwar dort, wo dessen bedeutendste Aufgaben liegen. Eisensteins Potemkin mag Pate gestanden haben. Die gelungensten Partien dieser „Chronik" zeigen die Form des bewegten Bildes: der Einfall der Mongolen, das Konzil zu Lyon, die Belagerung von Damiette, die ruhlosen Züge Manfreds. Hinter ihrer Eindringlichkeit bleibt die Figur des Kaisers, gleich Eisensteins Schauspielern, im Schatten. Er ist (wenn überhaupt) nur eine der zahllosen Inkarnationen des Bösen, nicht er hält, in dieser Darstellung, die Zeit in Ketten, sondern die Zeit ihn. Was in dem Buch von Kantorowicz als Willensäußerung des Kaisers hervortritt, sein universales Wissen, seine Bildungsbestrebungen, seine Gesetzgebung erscheint bei Wiegler als durch Zeit und Umstände gegebenes Attribut. Als eigentliche Tendenz dieses demokratischen Schriftstellers erweist sich grade in diesem Punkt, wo der Kult der Justitia nur noch eine der vielen Liebhabereien des Kaisers ist, eine neue Aufklärung. Das verbindet diese „Chronik" mit den Beiträgen neuerer deutscher Biographen republikanischer Observanz. Wie wenige aber meistert Wiegler die Kunst des Nebeneinander, in unheimlicher Dichtigkeit reihen die zahllosen Abschnitte das Jahrhundert auf, die Materialien fast lückenlos verwertend. Auch hier — wie in dem Buch über Wilhelm I. — enthält sich der Autor jedes eignen Urteils und rechtfertigt so den Untertitel der „Chronik". Diese ist, wie der Film, an bildhaften Ausdruck gebunden und kann vom geistigen Geschehen nur die Aktion, die sinnfällige Geste, nicht den Gehalt wiedergeben. In solcher Beschränkung hat eine Epoche wohl selten eindringlichere Gestaltung gefunden. Man ist, nach der Lektüre dieses umfänglichen Buches von der Masse des Stoffes, den immerwiederkehrenden Aufzählungen von Personen, Sachen und Orten so überwältigt, daß erst allmählich, in der Erinnerung sich einzelne Partien hervorheben und im Gedächtnis haften. Vielleicht kann ein rein geistesgeschichtliches Werk, wie das von Kantorowicz, erst nach Verarbeitung dieses unparteiischen Berichtes, den auch die reine Geschichtswissenschaft so nicht bieten kann, verstanden werden.

J. M. Lange

Verschärfter Shakespeare

Diese Szene, um derenwillen ich das Stück geschrieben habe, erinnert an „Richard III.", I., 2., wo Gloster am Sarg des erschlagenen Schwiegervaters um die Hand der von ihm zur Witwe gemachten Anna wirbt. Die Verschärfung, die bei mir in dem raschen Weg von Mordlust zu Hingabe liegt, wird gefordert und aufgehoben von der raum- und zeitraffenden Gewalt der Musik, die größte Kontraste auf kleinstem Raum verlangt.

Ernest Krenek über seine Oper „Der Diktator"

Mittelalter

Sehr geehrter Herr Pastor!

Daß Sie meiner Tochter den geschlossenen Kranz nicht gestatten durften, war uns bekannt, und meine Tochter hatte durch die Anordnung des Myrtenschmucks sehr deutlich zu verstehen gegeben, daß ihr eine Täuschung der Kirche und der Öffentlichkeit fernlag. Wenn wir aber gewußt hätten, daß meine Tochter derartige, an die Zeit der Hexenprozesse erinnernde seelische Qualen erwarteten, so würden wir sicher andere Maßnahmen ergriffen haben, um unserem Kinde den Segen unseres Gottes teilhaftig werden zu las-

sen. Von der in Ihrer Traurede so sehr betonten Liebe Gottes war in den von Ihnen getroffenen Anordnungen nur wenig zu spüren, und ich kann nicht glauben, daß diese Trauerzeremonie unserem Gott im Himmel Freude gemacht hat.

Die Entfernung des Kranzes will ich noch hingehen lassen, es handelt sich hier nur um Äußerlichkeiten, aber daß Sie dem jungen Paare den wohltuenden Trost der Musik versagt haben, das, sehr geehrter Herr Pastor, hätten Sie doch nicht tun sollen. Meinen Sie nicht auch, Herr Pastor, daß ein verirrtes Schäflein die Gnade Gottes und den Trost der Musik bei einem solchen schweren Schritt ganz besonders nötig hat? Und warum durfte nicht einmal der Madrigalchor singen? Steht das auch in ihrer Dienstvorschrift? Fürchten Sie nicht, daß durch dieses Vorkommnis andere verirrte Schäflein Ihrer Gemeinde zur Unwahrheit verleitet werden können oder lieber ganz auf den Segen der Kirche verzichten? Ich meine, daß dieser Fall doch recht zu denken gibt. Doch, sehr geehrter Herr Pastor, ich will glauben, daß Sie nach Ihren Vorschriften gehandelt haben und nicht mit Ihnen, sondern mit dem unglücklichen System rechten. Und es ist doch so leicht, Herr Pastor, solche Vorfälle zu vermeiden. Warum haben Sie meine Tochter nicht bei Ihrem Besuche, den Sie üblicher Weise machten, auf die Schande, die ihr drohte, aufmerksam gemacht? Da wir bisher nicht in einer ähnlichen Lage gewesen sind, konnten wir nichts von den Überraschungen, die uns in der Kirche blühten, ahnen.

Ich schreibe Ihnen diesen Brief als einen offenen, da ich wünsche, daß die Öffentlichkeit, vor deren Augen sich der Vorfall ereignete, Kenntnis von meinem Standpunkt in dieser Angelegenheit erhält.

Genthiner Wochenblatt
im November 1928

Chor der Fräuleins

An die
Universitas Deutsche Verlags-A.-G.

Dem Buch Joe Lederer „Das Mädchen George" könnten wir in unserer Zeitschrift nur eine ablehnende Kritik geben. Davon wollen wir Abstand nehmen, und deshalb haben wir Ihnen das Buch zurückgeschickt. Der Berufs- und Lebensgang des Mädchen George ist in keiner Weise typisch für den Berufsweg der heutigen Stenotypistinnen und Sekretärinnen, also für die Einstellung der kaufmännischen Angestellten zum Leben. Wenn solche Existenzen in unsrer Zeit zu finden sind, so mag das ebenso auf Menschen zutreffen, die sich äußerlich zu anderen Ständen bekennen.

Hochachtungsvoll
Verband der weiblichen Handels- und Bureauangestellten E. V.
gez.: Katharina Müller.

Liebe Weltbühne!

Neulich präsentierte sich ein weißer Russe am Quai d'Orsay. Auf seiner Visitenkarte stand:

Nikolas Gontscharoff
Wirklicher Geheimrat

und auf der Rückseite:

Nikolas Gontscharoff
Conseiller vraiment mystérieux

Vickers & Armstrong Mod. II/17, 6308:

Mein Lauf ist kühl, mein Schloß ist kühl,
mein Kolbenblech verrostet.
Ich töte, wenn mein Herr es will,
und hab acht Pfund gekostet.
Päng!

Wir waren fünfzigtausend Stück
und wurden prompt geliefert.
Auf sechzig vom hundert hat die Fabrik
den Reingewinn beziffert.
Päng!

Die Käufer hießen Afghanistan,
Bolivien und Paraguay,
der nörd- und der südliche China-Mann,
sowie die neue Türkei.
Päng!

Mein Lauf ist kühl, mein Schloß ist kühl,
mein Kolbenblech verrostet.
Ich töte, wenn mein Herr es will,
und hab acht Pfund gekostet.
Päng!

Hans Seiffert

Antworten

Paul Sch. Es scheint also doch Ausnahmen zu geben. Ein objektiver Staatsanwalt — das ist gemeinhin eine contradictio in adiecto. Nun, in Prag gibt es einen. Da ist in Prag eine Frau vergiftet worden, die hochversichert gewesen ist — die Sachverständigen-Gutachten standen 10 : 10 — was nun? Was hätte ein deutscher Staatsanwalt wohl für ein Plaidoyer gehalten? Der Tscheche — der Andrejewič heißt — sprach unter anderm Folgendes: „Und nun ein Wort über die Aufgabe und Stellung des Staatsanwaltes. Wie oft bin ich in den Pausen auf dem Gange gefragt worden: Werden Sie es gewinnen oder verlieren? Der Staatsanwalt ist nicht da, um etwas zu gewinnen oder zu verlieren. Wir haben es mit keinem Zivilprozeß zu tun, wo es um Geld geht. Man gewinnt oder verliert nicht, wenn es um die Ehre, um das Ansehen, um das Leben eines Menschen geht. Der Staatsanwalt hat eine erhabene Aufgabe zu erfüllen; auch er will der Wahrheit zum Recht verhelfen, auch er will alles aufwenden, was zum Vorteil des Angeklagten ist und ihn, sobald ihm ein Unrecht widerfahren, schützen und verteidigen. Ich will mich an keine Tratschereien halten, ich will den Angeklagten nicht beschmutzen, sondern nur sachlich alles anführen, was die Anklage unterstützt. Einen objektiven Beweis haben wir nicht, nur einen Berg von Beweisen. Und nun zum Falle selbst." Haben Sie das schon einmal in einem großen deutschen Prozeß gehört? Vielleicht, wenn es gegen rebellierende Gutsbesitzer geht ... aber gegen Arbeiter? gegen Intellektuelle? gegen Pazifisten? Gott segne die deutsche Justiz.

Reichsgerichtspräsident Simons. Sie wollen gehen, und nur auf ganz dringendes Zureden würden Sie sich entschließen, zu bleiben —? So gehen Sie doch! Große Hoffnungen begleiteten vor fünf Jahren Ihre Berufung. Und dabei ist es schlimmer geworden von Jahr zu Jahr. Nichts haben Sie unternommen gegen die Weltblamage der Landesverratsprozesse, nichts gegen die Kommunistenverfolgungen. Aber jetzt krönen Sie Ihr Werk durch einen Appell an den Präsidenten der Republik, der Reichsregierung in den Arm zu fallen, jener Regierung, in der ja zufällig Sozialdemokraten sitzen. Erst dieser Umstand regte Ihr hochgezüchtetes Rechtsgefühl an. Möge niemand versuchen, Sie zu halten! Ihre Demission wird dem magern deutschen Weihnachtstisch festliche Fülle verleihen.

Werner Kraft. Sie schreiben: „Wegen der erstaunlichen Behauptung, daß Franz Kafka geisteskrank gewesen sei, erfordert der Aufsatz von Maria Prigge-Kruhoeffer ‚Eine andre Welt' im Oktoberheft der ‚Literatur' die folgende sachliche Erwiderung: Ein Beweis für diese Behauptung — Kafka wird mit Strindberg und Hölderlin in eine Reihe gestellt — ist nicht mit derjenigen Exaktheit erbracht, die wenigstens bei Hölderlin jederzeit möglich wäre; sondern man gewinnt den Eindruck, daß die Verfasserin aus der Unmöglichkeit, Kafkas Werke zu ‚verstehen', den zwar subjektiv einleuchtenden, aber objektiv keineswegs stichhaltigen Schluß zieht, der sie geschrieben, müsse geisteskrank sein. Der Versuch einer Deutung aus der Traumperspektive beweist förmlich das Nichtverstehen an Stelle dessen, was zu beweisen die eigentliche Aufgabe wäre. Eine Sinnesanalyse, deren Schwierigkeiten allerdings so groß sind, daß man ein ganzes Leben brauchte, um sie zu leisten, wie zu jenem Ritt ins ‚nächste Dorf' bei Kafka selber, müßte ergeben, daß in jedem Fall der Sinn völlig unabhängig von allem Traumanschein bloßlegbar ist. Die Frage, ob das Nichtverstehen eine ästhetische Wirkung überhaupt noch erlaube, stellt die Verfasserin sich so wenig wie die, ob sich hier nicht Bedeutung mit Bewußtsein dem

Verständnis entziehe. Grade hier liegt der Schlüssel zu dem völlig einzigartigen, mit überhaupt keiner ‚Literatur', weder schlechter noch guter, vergleichbaren Sinn dieser religiösen Dokumente, die ihr Schöpfer nach seinem Tode vernichtet wissen wollte: dieser Sinn legitimiert sich als religiös, indem er sich verhüllt. Franz Kafka war nicht geisteskrank. Eine solche Behauptung, unbewiesen und unbeweisbar, kann seine Bedeutung weder herabsetzen noch erklären. Daß man ihn heute so sieht, ist konsequent. Die Welt verliert die Organe, mit denen sie die Möglichkeit hätte, Wahrheit aufzunehmen, wenn nicht als Wissen, so doch als Ahnung."

Luftikus. Der Doktor Eckener? Wenn einer einmal Reichspräsident werden soll, dann der. Das ist die Ritterlichkeit in Person. „Meine Passagiere konnte ich nicht aussuchen und darf nicht dafür haftbar gemacht werden, wenn einige unter ihnen und dabei wohl auch der Zeichner der ‚Berliner Illustrierten' (Ullstein) übernervös waren und ihr Leben in Gefahr glaubten." So unsinnig sich die Amerikaner gebärdet haben, die von einem solchen Experiment — zu dem sie keiner aufgefordert hatte, einen Komfort beanspruchten, der wohl auf Schiffen, aber noch nicht auf Luftschiffen zu finden ist — so illoyal ist die Haltung Eckeners einem Passagier gegenüber. Ob Herr Matejko tapfer gewesen ist oder nicht, steht gar nicht zur Diskussion. Hat er Herrn Eckener beim Steuern gestört? Ich glaube nicht, daß den sympathischen Kapitän irgend jemand legitimiert hat, Führungszeugnisse auszustellen; wenn einer ein schlechtes bekommt, dann ist er es selber. Was er bisher in der Öffentlichkeit aufgeführt hat, ist von der berüchtigten Zeppelin-Spende über die Unterzeichnung zur Errichtung eines Schlageter-Denkmals bis zuletzt, herzlich wenig erfreulich. Ein Nationalheld, wie er in den schlechten Büchern steht.

Sortimenter. Ich bin nicht ganz Ihrer Ansicht. Da schicken Sie mir einen Ausschnitt aus dem „Buchhändlerbörsenblatt", in dessen Sprechsaal es wieder einmal recht militärisch zugeht. Anläßlich einer Diskussion über den Vertrieb eines militärischen Buches wimmelt es da nur so von „alten deutschen Worten" und: „Wir betrachten den Verlag in diesem Falle als Kriegsminister, der dafür zu sorgen hat, daß genügend Munition für die Truppen da ist. Die Truppen sind das Sortiment ..." geschenkt. Der Sprechsaal aber ist frei; Tatsache ist, daß dort Mittler & Sohn ebenso wie der Malik-Verlag sprechen können und gesprochen haben, und es ist einfach eure Sache, nicht den Gedanken aufkommen zu lassen, als bestehe das gesamte deutsche Sortiment aus Deutschnationalen. Wer sich mit „Rücksicht auf das Publikum" nicht zu rühren wagt, riskiert nichts; wer nichts wagt, darf sich aber nicht wundern, wenn der „Geist des deutschen Buchhandels" nicht nach seinem Geschmack ist. Jede Überzeugung fängt da an, wo sie gefährlich zu werden beginnt.

Adolf Kraus, Köln. Peter Panter bittet in Sachen Panizza [illegible] Ihre Adresse.

Stadtbücherei Wilmersdorf-Gru[illegible]wald. Bei euch sollen Zweifel bestehen, ob Arnold Zweigs Sergeant Grischa der Anschaffung würdig sei. Ja, die Dame am Schalter hat, mit jener schnellfertigen Urteilsfreude, die beamtete Jungfrauen nichtangestellten Dichtern und Leihbibliothekslesern gegenüber bei der Hand zu haben pflegen, zu einer Leserin geäußert, das Buch sei wegen einer bestimmten Tendenz nicht angeschafft worden; „wir nehmen ja manchmal Bücher mit einer derartigen Tendenz auf, aber nur, wenn sie künstlerischen Wert aufweisen". Nun, wenn die Dame von dem Buch nichts hält, vielleicht daß es ihr nicht gefällt. Schafft den Grischa an und schneidet euren Exekutivorganen ein bißchen die Nägel. Die Leser werden euch beides danken.

Münchner Weltbühnenleser treffen sich Freitags um 20½ Uhr im Café Schmau, Prinzipalmarkt.

Dresdner Weltbühnenleser treffen sich am Mittwoch, 9. Januar, 20 Uhr, im Stadtcafé, Postplatz.

Pazifistischer Vater. Der deutsch-französische Kinderaustausch geht gut voran. 1926 sind es 40 Kinderpaare gewesen, die man ausgetauscht hat; 1927: 115; 1928: 260. Lehrer, Kaufleute und freie Berufe haben sich beteiligt. Die Einreisevisa werden kostenlos erteilt. Die Elternbriefe und die Briefe der Kinder zeigen, daß der Austausch gute Erfolge bewirkt — auf beiden Seiten kein nationalistischer Zwischenfall. Wer den „Erbfeind" kennt, schießt nicht mehr auf ihn.

Oberprimaner aus Plön. Sie schreiben an Peter Panter: „Sie haben vor einiger Zeit in der ‚Weltbühne' eine Artikelserie erscheinen lassen ‚Ist das deutsche Buch zu teuer?' und haben sich dann der Schulbücher angenommen — eine wirklich ebenso notwendige wie dankenswerte Aufgabe. Ich möchte Sie bitten, sich doch einmal die Schulbücher auf Preis und Ausstattung (Einband, Papier usw.) anzusehen. Ich denke besonders an die Ausstattung der lateinischen und griechischen Klassiker. Was da geboten wird, ist erschütternd! Ich kann nicht einsehen, warum die Verleger dieser Bücher ihre Philosophen und ollen Helden nicht in ein leidlich modernes, gefälliges Kleid stecken. Die Titel auf dem Einbanddeckel sind 1926 noch mit genau denselben geschmacklosen Kringeln und Schnörkeln eingerahmt wie vor 20 Jahren. Von Sachlichkeit, Einfachheit, Klarheit ist da nichts zu merken! Dabei würde doch der Band um nichts teurer werden, wenn man diese zwecklosen und häßlichen ‚Verzierungen' weglassen würde." Teurer nicht, aber es gibt Leute unter den Lehrern und unter den Verlegern, die meinen, daß die Philosophen und ollen Helden nicht Kraft genug haben, in einem zeitgemäßen Kleid ihren Ewigkeitswert zu behaupten. Sie meinen, daß man über den modischen Vergänglichkeiten des Tages schwebt, wenn man Cut und eisernen Schlips trägt. Warten Sie noch ein Jahr, und Sie brauchen sich Ihren Geschmack nicht mehr vorschreiben zu lassen.

Verschämter Reicher. Sie überweisen durch uns der Roten Hilfe 150 Mark als Weihnachtsgabe für Angehörige politischer Gefangener. Sie haben keinen Grund, sich zu schämen, und brauchten auch Ihren Namen nicht zurückzuhalten. Hand aufs Herz: — ich glaube Ihnen den Reichtum nicht.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das I. Vierteljahr 1929

einzuzahlen, da am 2. Januar die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten: es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

**Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.**